This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 3C6X I

GER
323
F

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Geſchichte des deutſchen Volkes.

Kaiſer Wilhelm II.

Geſchichte

des

deutſchen Volkes.

Von

Direktor Dr. Widmann, Sinnen

„Wir wollen ſtolz darauf ſein, von den Germanen herzuſtammen, deren bewundernswerte und ruhmvolle Thaten in unſerem Buche beſchrieben werden."

Jakob Wimpheling, 1502.

Mit einem Porträt des Kaiſers Wilhelm II.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1894.

Zweigniederlaſſungen in Münſter, Osnabrück und Mainz.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FEB 20 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Vorwort.

Ist es ein Zeichen der Überproduktion an Büchern, daß die Vorreden gewöhnlich das Erscheinen eines neuen Werkes gleichsam entschuldigen mit dem Hinweis auf den „fühlbaren Mangel“ und zur Bequemlichkeit der Kritiker das Neue und Eigenartige in Anlage und Behandlung des Stoffes hervorheben, so widerstrebt es geradezu dem Verfasser, dieser dem deutschen Volke geweihten Gabe einen solchen Geleitsbrief mitzugeben, den der größte Teil der Leser doch überschlägt, und nur bebrillte Thorwächter des Büchertums mustern.

Das Buch will gelesen sein, gelesen von allen, welche die Geschicke des Vaterlandes kennen lernen, deutsche Art, deutsches Kulturleben im Zusammenhange erschauen wollen, für Wohl und Wehe, für Kraft und Größe unseres Volkes wahre Teilnahme empfinden, aus dem Einst das Jetzt, das Werdende aus dem Gewordenen zu verstehen trachten, gelesen vor allem von denen, die berufen sind, die teueren Kleinodien unseres Vaterlandes in der Jugend zu hüten, Glaube, Sitte und Zucht, und treu vaterländische Gesinnung, echte Liebe zu Kaiser und Reich zu pflegen.

Wer es liest, der findet sicher bei der Betrachtung dessen, was unsere Vorfahren erlebt, erlitten, erstrebt, was sie gefehlt, was sie gethan und erreicht haben, mannigfache Anregung, Belehrung und Stärkung, veredelnde Erholung von dem unruhigen Getriebe des Alltagslebens.

Die religiösen Stürme, die über das Vaterland hinzogen, behandelt der Verfasser, weitentfernt, durch Farblosigkeit unklarer oder verkehrter Auffassung Vorschub zu leisten, vom festen Standpunkte aus, aber rein sachlich, wie es eine Geschichte verlangt. Der Andersdenkende wird schwerlich seinen Standpunkt verlassen; aber er wird, anstatt über seichte, halt- und gehaltlose Darstellung Mitleid zu empfinden, an dem offenen Bekenntnis der Gesinnung keinen Anstoß nehmen, sondern im Gegenteil dem warmen Tone der Überzeugung seine Anerkennung zollen. Wie viel trennen mag, es eint und versöhnt ja so Vieles und Hohes: das ehrliche Streben nach Wahrheit, — Religion und Vaterland. Und dies kann der Verfasser beteuern, daß er gewissenhaft bestrebt war eine Gabe zu liefern, »darynnen nycht wyrt geruret dan dye puer wayrheyt«.

In den Herzen aller, welche festhalten an den beiden Grundfesten aller Ordnung im Leben des Volkes, Thron und Altar, in dem Herzen des deutschen Volkes, dem das Werk geweiht ist, wird auch das Wort Wiederhall finden, mit welchem es dargeboten wird: „Mehr als die Dichtung ist die Wahrheit und näher liegt uns nichts als die Heimat.“

Simon Widmann.

Inhalt.

Das Mittelalter.

Erste Periode.

Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zur Auflösung des karolingischen Gesamtreiches.

I. **Römer und Germanen.** Seite

1. Herkunft der Germanen 3
2. Der erste Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen . . . 5
3. Der zweite Kampf zwischen Römern und Germanen unter Cäsar 10
4. Angriffskrieg der Römer und Freiheitskämpfe der Germanen . . 15
5. Innere Zustände der Germanen 28
6. Römische Kultur am Rhein und an der Donau 36
7. Die Stämme der Germanen zur Zeit des Tacitus 37
8. Angriffskriege der Germanen. Neue Völkernamen 38

II. **Die sogenannte Völkerwanderung. Auflösung des weströmischen Reiches und Entstehung germanischer Staaten auf dem Boden des römischen Reiches.**

1. Hunnen und Westgoten 44
2. Alarich und Stilico. Burgunder 48
3. Das Westgotenreich 53
4. Gründung des Vandalenreichs in Afrika 55
5. Die Reiche der Angelsachsen in Britannien 55
6. Attila. Genserich. Odoaker 56
7. Das Reich der Ostgoten (493—555) 63
8. Das Langobardenreich 68

III. **Das Frankenreich.**

1. Überblick 70
2. Chlodovech (481—511) 72
3. Die Merovinger 78
4. Innere Zustände des fränkischen Reiches 82
   a) Sieger und Besiegte 82
   b) König und Stände 83
   c) Verwaltung 86
   d) Heerwesen 87
   e) Gerichtswesen 88
   f) Kirche und geistige Bildung 89
5. Die Pippiniden 91
6. Die Bekehrung der rechtsrheinischen Germanen. Der hl. Bonifatius 98

Seite

7. Karl der Große 105
A. Karls Kriege 105
a) Erwerbung des Langobardenreiches 105
b) Sachsenkriege 106
c) Krieg gegen die Araber (778) 109
d) Aufhebung des Herzogtums Baiern (788) . . . 110
e) Der Avarenkrieg (791—796) 110
f) Kriege gegen Slaven und Dänen (Normannen) . . 111
B. Die Erneuerung des abendländischen Kaisertums . . . 112
C. Karls des Großen Staatsverwaltung 114
D. Karls Fürsorge für die Kultur 116
E. Karls Persönlichkeit und Privatleben 120
8. Auflösung des Reiches unter Ludwig d. Frommen und seinen Söhnen 122

Zweite Periode.

Die Entwickelung des ostfränkischen Teilreiches zum deutschen Reiche und dessen Vorherrschaft (843—1056).

I. **Ausgang der karolingischen Reiche** (843—918).

1. Die letzten Karolinger 127
2. Konrad von Franken (911—918) 133
3. Kirche und Kultur im 9. Jahrhundert 134

II. **Das deutsche Reich unter den Königen aus dem sächsischen Hause** (919—1024).

1. Heinrich I., der Gründer des deutschen Reiches (919—936) . 137
2. Otto I., der Große (936—973) 141
a) Königtum und Herzogtum 141
b) Deutschland und seine Nachbaren. Königtum und Episkopat 144
c) Begründung des römischen Kaisertums deutscher Nation . 150
3. Otto II. (973—983) 155
4. Otto III. (983—1002) 158
5. Heinrich II. (1002—1024) 162

III. **Das deutsche Reich unter den ersten Saliern. Das Kaisertum auf der Höhe seiner Macht** (1024—1056).

1. Konrad II. (1024—1039) 167
2. Heinrich III. (1039—1056) 173

IV. **Die inneren Zustände des deutschen Reiches** 178

Dritte Periode.

Der doppelte Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum und zwischen Christenheit und Islam.

I. **Der Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum unter den letzten Saliern.**

1. Heinrich IV. (1056—1106) 185
A. Kampf des deutschen Königtums um unumschränkte Gewalt im Reiche 185

Seite

B. Das Königtum im Kampfe mit dem Papsttum und dem Fürstentum 191
C. Der König im Kampfe mit den Söhnen 199
2. Heinrich V. (1106—1125). Beendigung des Investiturstreites . 202

II. **Lothar von Sachsen** (1125—1137) 205

III. **Welfen und Staufer** 208

1. Konrad III. (1138—1152) 208
2. Friedrich I., Barbarossa (1152—1190) 210
a) Die Aufrichtung der kaiserlichen Macht in Italien . . . 211
b) Die Niederlage des Kaisertums im Kampfe gegen das Papsttum und den lombardischen Städtebund und seine Erhebung 216
c) Zertrümmerung des Welfenreiches und Ausgang Friedrichs I. 224
3. Heinrich VI. (1190—1197) 227
4. Philipp von Schwaben (1198—1208) und Otto IV. (1198—1218) 229
5. Friedrich II. (1212—1250) 232
a) Friedrichs erster Streit mit dem Papste 232
b) Verhältnisse in Deutschland 235
c) Kampf mit den Lombarden und dem Papsttum . . . 237
6. Ausgang der Staufer 243

IV. **Das Zeitalter der Kreuzzüge** 246

a) Äußerer Verlauf der Kreuzzüge 246
b) Folgen der Kreuzzüge. Kulturzustand der Zeit 251

Vierte Periode.

Verfall des mittelalterlichen Lebens. Erhebung des Fürstentums und des Bürgertums (1256—1517).

1. Das sogen. Interregnum (1256—1273) 266
2. Könige und Kaiser aus verschiedenen Häusern (1273—1347) . 271
a) Rudolf von Habsburg (1273—1291) 271
b) Adolf von Nassau (1292—1298) 274
c) Albrecht I. (1298—1308) 277
d) Heinrich VII. von Luxemburg (1308—1313) 280
e) Ludwig IV. der Baier (1314—1347) 281
3. Könige aus dem Hause Luxemburg (1347—1400, bezw. 1437) . 286
a) Karl IV. (1347—1378) 286
Leid und Lust des deutschen Volkes im 14. Jahrhundert 288
Das Reichsgrundgesetz (1356) 294
b) Wenzel (1378—1400) 296
c) Städtebünde und Städtekriege 298
d) Die Veme 303
e) Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) 306
f) Sigmund (1410—1437). Das Konzil zu Konstanz. Der erste Hohenzoller in Brandenburg. Die hussitische Bewegung 307
Der Hussitenkrieg 316
4. Könige aus dem Hause Habsburg 321
a) Albrecht II. (1438—1439) 321
b) Friedrich III. (1440—1493) 322
c) Maximilian I. (1493—1519) 333
5. Umgestaltung des Mittelalters 342

Die Neuzeit.

Erste Periode.

Vom Beginn der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (1517—1648).

I. **Erste Phase der Reformation** (1517—1555). Seite

1. Die Anfänge der Reformation 355
2. Die ersten Kriege Karls V. mit Franz I. von Frankreich (1521 bis 1526 und 1527—1529). Türkenkrieg (1526—1532) . . 368
3. Verschärfung der Parteigegensätze unter den Ständen 372
4. Weitere religiös-politische Unruhen. Karls Feldzüge nach Afrika und die letzten Kriege gegen Franz I. 375
5. Der Schmalkaldische Krieg (1546—1547) und der Augsburger Religionsfrieden (1555) 384
6. Folgen der Reformation 398

II. **Cuius regio, eius religio.**

Die Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Beginn des großen Krieges (1555—1618) 406

III. **Der dreißigjährige Krieg** (1618—1648) 425

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg (1618—1624) 427
2. Der niedersächsisch-dänische Krieg (1625—1629) 438
3. Der schwedische Krieg (1630—1635) 450
4. Der schwedisch-französische Krieg (1635—1648) 474
5. Der Westfälische Frieden (1648) 486
   a) Territoriale Bestimmungen 486
   b) Religiöse Bestimmungen 488
   c) Reichsrechtliche Bestimmungen 488
6. Folgen des dreißigjährigen Krieges und Kulturzustände während und nach demselben 489

Zweite Periode.

Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart.

I. **Übergewicht Frankreichs. Kampf um Erhaltung des europäischen Gleichgewichts. Zeitalter des Absolutismus. Emporsteigen Brandenburg-Preußens** (1648—1740).

1. Überblick 508
2. Die Raubkriege Ludwigs XIV. 511
   a) Der Devolutionskrieg (1666—1668) 512
   b) Der zweite Raubkrieg (1672—1678) 512
   c) Die Reunionen (1680—1684) 518
   d) Der dritte Raubkrieg (1688—1697) 520

Seite

3. Die Türkenkriege (1663—1699) 529
4. Der spanische Erbfolgekrieg (1701—1714) und das Haus Habsburg bis 1740 534
5. Das Emporsteigen Brandenburg-Preußens (1640—1740) . . 549
   a) Georg Wilhelm (1619—1640) 550
   b) Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1640—1688) . 551
   c) Friedrich III. (I.) (1688—1713) 570
   d) Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) 573

II. **Die Entwickelung Preußens zur Großmacht durch Friedrich den Großen** (1740—1789).

1. Friedrich der Große (1740–1786) 583
   a) Friedrichs Regierungsgrundsätze 583
   b) Friedrichs Jugend und Erziehung 585
   c) Die zwei ersten schlesischen Kriege und der österreichische Erbfolgekrieg (1740—1748) 589
   d) Umgestaltung der europäischen Politik 596
   e) Der siebenjährige Krieg (1756—1763) 600
   f) Thätigkeit Friedrichs in der Friedenszeit 630
   g) Erste Teilung Polens (1772) 642
2. Österreich unter Maria Theresia (1740—1780), Joseph II. (1780 bis 1790) und Leopold II. (1790—1792) 645
3. Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) 654
4. Kleine Despoten der Aufklärung 657
5. Aufschwung der deutschen Litteratur und Kunst 664

III. **Deutschland und Preußen in der Zeit der Erniedrigung** (1790 bis 1813).

1. Die erste Einwirkung der französischen Revolution auf Deutschland 666
2. Die erste Koalition 673
   a) Der Krieg bis zum Frieden von Basel (1795) 673
   b) Der Krieg bis zum Frieden von Campo Formio (1797) 677
3. Der Kongreß von Rastatt. Die zweite Koalition (1799—1801). Reichsdeputationshauptschluß (1803) 682
4. Der dritte Koalitionskrieg (1805) 687
5. Des Reiches Bestattung (1806) 693
6. Der Fall Preußens (1806—1807) 695
7. Die Wiedergeburt Preußens 706
8. Österreichs Krieg gegen Napoleon und Einzelerhebungen in Deutschland (1809) 711
9. Gottesgericht 719

IV. **Die Erhebung des Volkes in den Freiheitskriegen** (1813—1815).

1. Die Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 725
2. Der Beginn des Befreiungskrieges: Der Kampf im Frühjahre 1813 737
3. Die Siege in Brandenburg und Schlesien 746
4. Die Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18. und 19. Oktober) . . 756
5. Nach Paris (1814) 765
6. Die hundert Tage (1815) 771
7. Der Wiener Kongreß 777

V. **Die Zeit des Deutschen Bundes** (1815—1866).

Zeit der Zweiheit und des Strebens nach Einheit und Freiheit . . 781

VI. **Die Lösung der deutschen Frage** (1864—1871). Seite

1. Die Kriege um Schleswig-Holstein 817
   a) Die schleswig-holsteinische Frage (1848—1852) 817
   b) Der dänische Krieg (1864) 821
2. Der deutsche Krieg (1866) 830
3. Der Norddeutsche Bund (1866—1871) 849
   Frankreich und Deutschland 854
4. Der deutsch-französische Krieg (1870/71) 864
   a) Erster Abschnitt des Krieges (2. Aug. bis 2. Sept. 1870) 864
   b) Zweiter Abschnitt des Krieges (2. Sept. 1870 bis 18. Febr. 1871) 876
5. Die Aufrichtung des deutschen Kaisertums und Überblick über dessen Geschichte bis 1893 890

Das Mittelalter.

Erſte Periode.

Vom Eintritt der Germanen in die Geſchichte bis zur Auflöſung des karolingiſchen Geſamtreiches.

I. Römer und Germanen.

1. Herkunft der Germanen.

Aſien, die Heimat der griechiſch-italiſchen, der keltiſchen und ſlaviſchen Volksſtämme, iſt auch die Urheimat der Germanen. Mit den genannten Familien gehören ſie der großen ariſchen oder indo-germaniſchen Völkergemeinſchaft an, welche vor Jahrtauſenden als ein Volk eine, die indogermaniſche Urſprache, redete. Was die einzelnen Stämme zum Verlaſſen der alten Wohnſitze, die wohl in der Gegend des Pamirplateaus[1] zu ſuchen ſind, und zur Trennung veranlaßte, wer weiß es? Vermutlich Naturereigniſſe oder Übervölkerung, oder beides. Während die Inder durch das Thal des Indus nach Süden in ihre jetzige Heimat eindrangen, die Perſer Iran beſetzten, zog ein Teil durch das ſog. Völkerthor zwiſchen dem Kaſpiſchen Meer und dem Uralgebirge nach dem Weſten. Die Gräkoitaliker erhielten feſte Wohnſitze in den ſüdlichen Halbinſeln; die Kelten mußten allmählich aus der Mitte Europas den nachdrängenden Germanen weichen bis in den Weſten; den Germanen, welche zuerſt den Norden des Erdteils eingenommen, ſich dann der Gegenden zwiſchen Weichſel und Rhein bemächtigt hatten, folgten die Slaven, noch jetzt unſere öſtlichen Nachbarn.

Den Namen „Arier“ (Arya) gebrauchten die Inder von ſich zum Unterſchied von anderen, beſonders den ſemitiſchen Völkern, ſpäter als Ehrennamen in dem Sinne der Bevorzugten, der Herren. Auch die

[1] In neuerer Zeit ſuchte man vielfach die Urheimat der Indogermanen in Europa, beſonders in dem Mittellauf der Wolga.

Perſer hatten denſelben in Iran. Der Name der Armenier hängt damit zuſammen, wie das griechiſche ἀρετή = Tugend und ἄριστοι = beſte, das deutſche Ario-vistus, der Name Irlands Érin. Aber ein Kollektivname für das Urvolk war das Wort nicht.

Es war ein treffliches Volk, welches dereinſt jenes Gebirgsland Centralaſiens bewohnte. Die Begriffe, welche ſeine Stämme als uraltes Gemeingut treu bewahrt haben, zeugen von dem einfachen Kulturzuſtand desſelben. Sie trieben hauptſächlich Viehzucht, dabei Jagd, waren aber doch ſchon ſeßhaft; den Ackerbau ſcheinen ſie erſt in der neuen europäiſchen Heimat in größerem Maße geübt zu haben. Mit den Auswanderern zogen nach dem Weſten einige Haustiere, wie das Rind, das Schaf, das Schwein, ferner Hund und Pferd, die treuen Gefährten des Menſchen, auch Gänſe und Enten, nicht das Huhn, und von den Plagen des Landes und ſeiner Bewohner Mäuſe, Mücken und anderes Ungeziefer. Gemeinſam ſind wenige Fruchtarten, wie Weizen, Gerſte, Hirſe, nicht Roggen und Hafer, von Obſt nur der Holzapfel, von Speiſen und Getränken ein Brei und der aus Honig gebraute Met, nicht der Wein, aber wohl das unentbehrliche Salz, von Stoffen zur Bekleidung Wolle und Flachs und die Ausdrücke für die Künſte des Nähens, Webens, Behauens und Schneidens, ſowie für die notwendigſten Geräte wie das Joch, den Wagen mit Rad und Achſe, das Schiff und das Ruder, das Beil, die Säge und den Bohrer, und dieſe wohl nicht nur aus Stein, ſondern ſchon aus Metall, ferner Begriffe für Wohnung, für die Familie, auch für religiöſe und ſittliche Begriffe.

Kein gemeinſamer Name, kein politiſches Band vereinte die zahlreichen Stämme und Völkerſchaften, welche das Herz von Europa in Beſitz nahmen, und doch bekundete die gleiche Sprache ihre enge Blutsverwandtſchaft, wie die ethnogoniſche Sage von den drei Stämmen der Ingävonen an der Nordſee, der Herminonen im Innern und Iſtävonen am Rhein das Gefühl der Zuſammengehörigkeit. Bei dieſer Einteilung fehlt freilich die gotiſche Gruppe im Oſten. In alten Liedern ward der erdgeborne Tuiſto und ſein Sohn Mannus als Stammvater gefeiert. Auf die drei Söhne des Mannus wurden die erwähnten Stammesnamen zurückgeführt. Der Name „Germanen“, welchen zuerſt Cäſar erwähnt, iſt wohl zunächſt einem einzelnen über den Rhein gekommenen Stamme von den Kelten gegeben und ſpäter auf alle verwandten Völkerſchaften ausgedehnt worden. Das zweifellos keltiſche Wort bezeichnet nicht „Brüder“ oder „Speermänner“, ſondern entweder „Schreier“, die „Rufer im Streite“, oder „Nachbaren“. So nennen uns jetzt die Franzoſen nach dem ihnen zunächſt wohnenden Stamme Allemands; die Slaven aber bezeichnen uns als „Stumme“, niemiez, den Finnen ſind wir „Sachſen“, wie einſt den Orientalen „Franken“. Deutſche heißen wir uns ſelbſt; aber erſt ſeit dem 10. Jahrhundert iſt dieſer Name entſtanden aus der Bezeichnung der Sprache des Volkes (thiod) im Gegenſatz zu der

lateinischen Sprache der Gelehrten. theodisce wurde von den Mönchen als volksmäßig = vulgariter dem latine und dem welsch d. i. fremd entgegengestellt. Mit einem erfundenen Gotte Teut hat das Wort so wenig zu thun, als mit dem Namen Teutonen, wenngleich sich die Deutschen später gerne so nannten. Die Teutonen aber sind allerdings der erste Stamm der Germanen, welcher in der Geschichte erwähnt wird und zwar von dem griechischen Reisenden Pytheas aus Massilia, einem Zeitgenossen Alexanders des Großen, als ein skythisches Volk. Auch die Bastarner, welche an der unteren Donau 168 v. Chr. als Verbündete des Königs Perseus von Macedonien erscheinen, waren vielleicht Germanen.

Aber erst im Ausgange des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Geburt traten die Germanen in die Geschichte ein, als der Zusammenstoß der Kimbern und Teutonen mit den damaligen Herren der Welt, den Römern, erfolgte.

2. Der erste Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen.

Im Jahre 113 erschienen in dem Gebiet der den Römern durch Gastfreundschaft verbundenen Tauriſker in der Gegend der Tauern die Kimbern, „wunderliche Leute", ein wanderndes Volk. Not, veranlaßt durch Sturmflut und Übervölkerung, hatte den ganzen Stamm oder einen großen Teil desselben gezwungen, seine Sitze an der Nordsee zu verlassen und ein neues Heim zu suchen. Auf den Befehl des Konsuls Gnaeus Papirius Carbo, das Gebiet der Tauriſker zu räumen, entschuldigen sich die Fremdlinge und bitten demütig um Wegweiser. Während sie denselben vertrauensvoll folgen, locken diese sie bei Noreia, unweit St. Veit nördlich von Klagenfurt in Kärnthen, in einen Hinterhalt. Aber römische Tücke unterliegt der wilden Tapferkeit der gewaltigen Kämpen, denn das bedeutet der Name Kimbern, welchen ihre Feinde mit „Räuber" übersetzten. Statt nun durch die offenen Alpenpässe in das schöne Italien einzubrechen, wenden sie sich nach Westen. Nach vierjährigem Aufenthalt in dem Alpenland der heutigen Schweiz suchen sie in Gallien Land zur Ansiedlung, richten auch an den gegen sie gesandten Konsul Marcus Junius Silanus die Bitte um Anweisung von Wohnsitzen und bieten dafür ihre Dienste an. Aber „Rom hat kein Land für euch und bedarf eurer Dienste nicht" ist die Antwort. Und nachdem sie dem Angreifer im Jahre 109 eine furchtbare Niederlage beigebracht haben, wiederholen sie die Bitte dem römischen Staate und werden abermals schroff abgewiesen. Inzwischen drangen auch einzelne Gaue der keltischen Helvetier, die Tougener und Tiguriner, über den Jura und besiegten ein römisches Heer unter dem Konsul Lucius Cassius Longinus und seinem Legaten Gaius Piso im Jahre 107 bei Agen an der Garonne. Die in der römischen Provinz Gallien gelegene Stadt Tolosa, welche sich auf die Mißerfolge der römischen Waffen empört hatte, wurde

freilich wieder unterworfen. Aber im folgenden Jahre 105 erlitten die Römer zwei neue Niederlagen, die erste unter dem Legaten Marcus Aurelius Scaurus, die zweite bei Arausio (Orange) am linken Rhoneufer unter den beiden mit einander hadernden Feldherren, dem Konsul Gnaeus Mallius Maximus und dem Prokonsul Quintus Servilius Caepio. Marcus Aurelius Scaurus ward mit Ketten belastet vor den kimbrischen König Boiorix oder Baugareiks, d. i. „Ringspender" geführt und, als er diesen stolzen Sinnes warnte, das unüberwindliche Rom anzugreifen, von demselben niedergestoßen. Selbst noch vor der Schlacht bei Arausio unterhandelten die kriegslustigen und doch friedliebenden Heimatlosen mit Maximus, wurden aber während der Verhandlungen von Cäpio angegriffen und so zum Kampfe genötigt, der zwei römische Heere vernichtete. Nach römischen Angaben deckten 80 000 römische Soldaten und 50 000 Troßknechte die Walstatt; nur 10 Mann sollen dem Schwerte der ergrimmten Feinde entgangen sein. Durch ein Gelübde hatten die Kimbern die Beute und die Gefangenen den Göttern geweiht: so wurde Gold und Silber in den Strom versenkt, die Rosse wurden getötet, die Waffen zerbrochen, die Gefangenen von den Priesterinnen als Opfer geschlachtet.

Während man die Niederlagen des Carbo, des Silanus, des Longinus ziemlich leicht verschmerzt hatte, wurde man jetzt von einer Panik erfaßt, wie sie ähnlich nur der Tag von Cannä hervorgerufen hatte. Und der Schlag von Arausio war schwerer als die Niederlage am Aufidus. Wie ähnlich waren die beiden Unglückstage und doch wie verschieden! Denn damals war man ehrenvoll einem Hannibal unterlegen; jetzt hatte wie einst an der Allia rohe Tapferkeit der Barbaren über oft bewährte römische Taktik obgesiegt; damals hatte das gemeinsame Unglück die Parteien im Innern versöhnt, in erhabenem Edelmut dankte man dem Urheber der Niederlage, dem unfähigen, besiegten, flüchtigen Feldherrn, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe; man beschuldigte nicht einen, sondern änderte das System; jetzt blieb verkehrtes System und kleinlicher Parteihader, jetzt mußte ein Schuldiger, Caepio, die ganze Wut ob der erlittenen Schmach fühlen; damals aus der verdienten Demütigung läuternde Selbsterkenntnis, großartige Erhebung; jetzt in der nicht minder verdienten Erniedrigung Selbsttäuschung, Kurzsichtigkeit. In der That, die Schlacht bei Arausio war, wie sich Theodor Mommsen in seiner „Römischen Geschichte" ausdrückt, „eine Katastrophe, die materiell und moralisch den Tag von Cannä weit überbot."[1]

Jetzt zitterte Rom, das unbesiegbare. Wer konnte die Barbaren hindern, durch die unverteidigten Alpenpässe zu ziehen und sich auf die Hauptstadt zu werfen? Heere waren kaum da, und die vorhandenen waren verlottert, die neu ausgehobenen Mannschaften noch nicht kampffähig. Der „kimbrische Schrecken" rief alle Erinnerungen wach, die sich knüpften an die Einfälle der Gallier; man sah im Geiste

[1] II[6] 176.

bereits die Hunderttausende blondhaariger, blauäugiger Riesen in Rom, hörte ihr schreckliches Schlachtgeheul, schaute Rom in Flammen.

Und es waren schreckhafte Gesellen, diese Nordleute von mächtiger Körpergröße und gewaltiger Stärke, die mit Weib und Kind dahinzogen, ihr Hab und Gut mit sich schleppend auf überdachten Karren. Sie trugen — wenn die Angabe Plutarchs richtig ist — blinkende Kupferhelme, lange weiße Schilde, auch zum Teil Panzer; mit furchtbarer Kraft wußten sie den Speer mit zweizackiger Spitze zu werfen und das lange Schwert zu schwingen. Heerkönig wurde, wer durch Tapferkeit und Gestalt vor allen hervorragte.

In Phalanx, so tief als breit, die einzelnen eines Gliedes oft mit Stricken zusammenkettend, rückten sie zum Kampf gegen den Feind, mit Hohn herausfordernd, in ihrem markerschütternden Schlachtgebrüll begleitet von den Weibern und Kindern, welche unter Schreien auf die ledernen Wagendächer paukten. Furcht kannten sie nicht, Tod in dem Kampf galt als Ehre. Nach dem Sieg waren sie zügellos. Wen sie in der Schlacht schonten, den bewahrten sie nur für die Götter, die den Sieg verliehen. Greise Priesterinnen in weißen Linnengewändern schnitten den Kriegsgefangenen, wie Opfertieren, über ehernen Kesseln die Kehle durch und weissagten aus dem rinnenden Blute oder verkündeten aus den Eingeweiden die Zukunft.

Aber die Angst der Römer war vergeblich. Die gefürchteten Scharen wandten sich nicht gegen Rom, sondern belästigten die Arverner (Auvergne) in Gallien. Müde der erfolglosen Belagerung fester Plätze, nahmen sie ihren Weg wieder südwärts und überschwemmten das Land jenseits der Pyrenäen. Von den Keltiberern zurückgeschlagen, kehren sie nach zweijähriger Abwesenheit wieder nach Gallien zurück, suchen aber jetzt den Westen des Landes den Ocean entlang heim bis zur Seine. Die Belgen leisten ihnen erfolgreichen Widerstand, und so schlagen sie, verstärkt durch einen zweiten germanischen Stamm, die Teutonen, welche wohl aus gleichen Ursachen wie die stammverwandten Kimbern aus der Heimat an der Ostsee ausgezogen waren, abermals die Richtung nach Süden ein, jetzt mit der Absicht, in Italien die ersehnte Ruhe zu suchen. Der unnötige Ballast an Beute wurde unter dem Schutze von 6000 Mann zurückgelassen (103). Die Nachkommen dieser Wacht fand Cäsar im Jahre 57 unter den Belgern am linken Ufer der Maas angesiedelt.

Auf dem Wege schieden sich die Massen wieder, entweder der leichteren Verpflegung wegen oder um durch einen doppelten Angriff die Kräfte der Römer zu teilen. Die Teutonen, verbunden mit den Tougenern und den kimbrischen Ambronen, sollten über die Seealpen in Italien einbrechen. Die Kimbern und Tiguriner gingen über den Rhein zu den befreundeten Helvetiern und stiegen über den Brennerpaß durch die Thäler der Eisack und Etsch in die Gefilde Norditaliens.

Unterdessen hatten sich die Verhältnisse bei den Römern geändert. Die demokratische Partei hatte es durchgesetzt, daß ihr Mann, Gaius

Marius, der Bauernsohn aus Arpinum, der Besieger des Jugurtha, trotz des Gesetzes, wonach es nicht gestattet war, das Konsulat mehr als einmal zu bekleiden, im Jahre 104 sein zweites Konsulat antrat und nun fünf Jahre hintereinander jedesmal zum Konsul gewählt wurde. Derselbe hatte sich sofort in die provincia Narbonensis begeben, die römische Herrschaft bei den gallischen und ligurischen Stämmen aufs neue befestigt und das römische Heer völlig umgestaltet. Die zerrüttete Mannszucht wurde wieder hergestellt, das Heer, j. Söldner, durch Märsche und Felddienstübungen geschult, Mut und Zuversicht gehoben. Die Anlage eines Rhonekanals nach dem Meere, der fossa Mariana, an deren Namen noch bis heute das Dorf Foz erinnert, gab den Soldaten eine nützliche Beschäftigung und schuf zugleich damit einen Weg zur rascheren Herbeiführung von Lebensmitteln und Truppen. Marius verhielt sich übrigens klugerweise in der Defensive. Aber als die Teutonen herankamen, fanden sie durch ein wohlbefestigtes Lager am Einfluß der Isère in die Rhone die beiden Heerstraßen nach Italien gesperrt, den alten Weg über den kleinen Bernhard und die Straße an der Küste (102).

Nach dreitägigem erfolglosen Sturme auf das römische Lager zogen die Barbaren ab. Sechs Tage lang währte der Vorüberzug der ungeheueren Wagenreihe, und Marius sah ruhig zu, ließ die Germanen höhnen und zum Kampfe herausfordern. Noch wagte er nicht, seine Truppen sich in offener Schlacht mit denselben messen zu lassen. Dann aber folgte er behutsam dem feindlichen Heere, welches nach der Küste hin marschierte. Als sich die Feinde am Flüßchen Arc, Marius auf der Höhe des heutigen Berges St. Victoire bei Aix en Provence, dem damaligen Aquae Sextiae, gelagert hatten, kam es zwischen den Ambronen und den ligurischen Leichtbewaffneten des Marius beim Wasserholen zum Handgemenge, das sich bald zu einem allgemeinen Gefecht entwickelte. Die Römer blieben Sieger und verfolgten die Geschlagenen bis zur Wagenburg. Der erste Erfolg hob den Mut der Soldaten, das Vertrauen des Feldherrn. Am dritten Tage stellte Marius sein Heer auf den Höhen zur entscheidenden Schlacht auf, und glühend von Kampfbegier und Sucht sich zu rächen für den erlittenen Schimpf stürmten die Germanen die steilen Abhänge hinan. Bis zum Mittag schwankte der Kampf. Da, als die Hünen schon von der harten Arbeit und der glühenden Sonne ermatteten, brach eine Schar römischer Troßknechte aus dem Hinterhalte hervor. Das entschied die Schlacht. Der mächtige Keil war zersprengt; es war kein Rückzug, sondern regellose Flucht. Wer nicht fiel, ward gefangen. Das gleiche Los erlitt der Riese Teutobod, der König der Teutonen, der über sechs nebeneinandergestellte Rosse zu springen vermochte. In heldenmütigem Kampfe um die Wagenburg fiel auch eine Menge Weiber; die gefangenen Frauen und Jungfrauen gaben sich in der Nacht selbst den Tod, da man ihrer Bitte, sie dem keuschen Dienste der Vesta zu weihen, nicht achtete.

Gallien war für ein Menschenalter von germanischer Herrschaft befreit. Aber während der Sieger in Rom weilte, war das Heer des Konsuls Quintus Lutatius Catulus so vom „kimbrischen Schrecken" ergriffen worden, daß das ganze Gebiet zwischen Alpen und Po in die Gewalt der Barbaren gekommen war. Diese ließen es sich in dem gesegneten Landstrich wohl sein und versäumten die Zeit, ihr Ziel, Rom, zu erreichen. So konnte Marius ruhig sein Heer mit dem des Lutatius vereinigen. Er erreichte die Kimbern in der raudischen Ebene (campi Raudii) bei Vercellae unweit der Mündung der Sesia in den Po. Wie früher, so verlangten auch jetzt wieder die Wandernden Land, Land für sich, für ihre Brüder. „Wer sind eure Brüder?" soll Marius gefragt haben. „Die Teutonen." Als ihnen — so wird wenigstens von dem Geschichtschreiber Plutarch erzählt — die Antwort ward: „Die haben schon Land und Wohnungen für die Ewigkeit von uns bekommen", und der gefangene Teutobod ihnen vorgeführt wurde, verlangten sie den Kampf und überließen es großmütig dem Marius, den Tag der Entscheidung zu bestimmen. Marius wählte den nächsten Tag, es war der 30. Juli 101.

Die angreifende Reiterei wurde von den Römern geworfen. Die Verfolger stießen auf das barbarische Fußvolk, welches in einem ungeheuren Viereck von dreiviertel Meile Breite und Tiefe heranrückte, dem weiten, wogenden Meere vergleichbar, wie Plutarch sagt. Die Römer aber hatten eine solche Stellung gewählt, daß den Kimbern die glühende Sonne ins Gesicht schien. Dieser Umstand in Verbindung mit der überlegenen Taktik entschied die mörderische Schlacht zu Gunsten der Römer, welche unter den ermatteten Gegnern ein schreckliches Gemetzel anrichteten. Nach dem bescheidensten Berichte fielen 140 000 Kimbern, darunter auch Boiorix; unter den 60 000 Gefangenen befanden sich zwei andere Könige. Andere Anführer und Krieger hatten sich, um dem Lose der Sklaverei zu entgehen, selbst den Tod gegeben. Die Weiber standen in schwarzen Gewändern auf den Wagen und töteten die Fliehenden, ihre Männer, Brüder, Väter, auch die unmündigen Kinder, indem sie dieselben mit eigenen Händen erwürgten und unter die Räder der Wagen und die Füße der Zugtiere warfen, schließlich ermordeten sie sich selbst.'

Das gerettete Rom vergötterte den „dritten Romulus". „Mein ist der Sieg", dies Wort des Marius vor der Schlacht bei Vercellae, konnte auch Rom damals von sich sagen. Aber der Zug der Kimbern und Teutonen war nur der erste Vorbote eines gewaltigen Sturmes, der die Grundfesten des römischen Staates erbeben machte; der Kampf war nur das kleine Vorspiel eines mehrhundertjährigen Ringens zwischen Römern und Germanen, dessen Ende zugleich den Untergang des römischen Weltreiches bezeichnet. Und auf den Trümmern desselben erheben sich die Reiche des jugendlich emporstrebenden Stammes der Germanen, welcher der besiegten Roma zurufen konnte: „Mein ist der Sieg!"

3. Der zweite Kampf zwischen Römern und Germanen unter Cäsar.

Die Kimbern und Teutonen hatten den Römern als Kelten gegolten. Bald aber lernten sie den Unterschied zwischen diesen und den Germanen kennen. Denn in demselben Maße, in welchem sie selbst ihren Einfluß und ihre Herrschaft nach Norden und über die Kelten ausdehnten, drangen die Germanen über den Rhein nach Westen und Süden, wie die Protuberanzen der Sonne Zeichen der flüssigen Massen im Inneren Germaniens. Am Oberrhein hatten die Helvetier einen schweren Stand gegen ihre Bedränger; im Mündungsland des Stromes die Belgen rühmten sich ihrer germanischen Abkunft. Die Kelten im engeren Sinne aber, die Bewohner des eigentlichen Galliens südlich der Marne und Seine, nördlich der Garonne, von innerem Hader verzehrt, suchten und fanden Hilfe bei ihren beiden Feinden und künftigen Herren. Wie einst Rom und Karthago in Sicilien um die Herrschaft über das Mittelmeer kämpften, einen Kampf um die Weltherrschaft zwischen Orient und Occident, so begegneten sich Römer und Germanen hier im heutigen Frankreich auf neutralem Boden, im Kampf um die Herrschaft über denselben, zugleich um die Weltherrschaft.

Die Sequaner waren mit den Häduern im Streit um die Hegemonie. Während die letzteren sich auf die Römer stützten, riefen erstere die Germanen zu Hilfe. Schweifende Scharen derselben, Sueven, waren um das Jahr 71 unter der Führung des Heerkönigs Ariovist dem Rufe folgend über den Rhein gekommen und hatten nach dem Sieg über die Häduer bei Admagetobriga im Jahre 61 sich seßhaft in dem dritten Teil des sequanischen Gebietes niedergelassen. Als eine ganze Völkerschaft, die Haruden, in einer Zahl von 24 000 Leuten, zu ihm stieß, forderte er das zweite Drittel. Es waren im ganzen über 120 000 Germanen über den Rhein gekommen, außer den genannten Sueven und Haruden, Marcomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter und Sedusier. „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los." Gallien, die besiegten Häduer wie die siegreichen Sequaner, seufzten unter dem Drucke der germanischen Herrschaft. Und Rom? Es hörte die Klagen der Bedrückten ruhig an, ohne einzuschreiten. Ja, Ariovist wurde in dem Konsulate des C. Julius Cäsar sogar mit dem Titel rex (König) Germanorum in seiner Herrschaft anerkannt. Schon erwogen die gallischen Fürsten den Plan, wie die Helvetier, aus dem Lande auszuwandern, da griff der Besieger der Helvetier, Cäsar, ein.

Dieser, ein Verwandter des „dritten Romulus", kam als Statthalter im Jahre 58 nach Gallien. Während der römische Senat sich um die Angelegenheiten in Gallien wenig kümmerte, erkannte Cäsar die Gefahr, durch welche Italien bedroht war, wenn die Germanen

seine Nachbarn wurden. Daß die Alpen kein Schutzwall mehr waren, das hatte man ja erfahren.

Zunächst versuchte der Prokonsul, durch die Klagen der Häduer bewogen, auf dem Wege des Vergleichs mit Arioviſt ins reine zu kommen, und entbot denſelben nach alter Gewohnheit der römiſchen Machthaber als einen Barbarenfürſten zu ſich. Aber dem ſtolzen Suevenführer machte die römiſche Macht wenig Eindruck. Im Bewußtſein der Ebenbürtigkeit antwortete er kurz und bündig: „Wenn er etwas von Cäſar gewollt hätte, wäre er zu ihm gekommen; wenn Cäſar etwas von ihm wolle, möge er gefälligſt zu ihm kommen. Übrigens könne er nicht gut ohne und nicht gut mit dem Heere kommen. Endlich ſei es doch ſonderbar, was Cäſar oder das römiſche Volk in ſeinem Gallien zu ſchaffen habe.“

Als darauf Cäſar die Forderung ſtellte, keine weiteren Heermaſſen mehr über den Rhein zu ziehen und den Häduern ihre Geiſeln zurückzugeben, widrigenfalls er einſchreiten werde, erhält er eine noch ſchärfere Antwort, in welcher Arioviſt nochmals die Einmiſchung der Römer in ſeine Angelegenheiten mit ebenſo richtiger Logik als großer Entſchiedenheit zurückwies und die Drohung Cäſars mit der Einladung erwiderte, ſich mit ihm zu meſſen, wenn er gern erfahren wolle, was ſeine nie beſiegten Germanen, die, ſeit 14 Jahren im Waffenhandwerk geübt, unter kein Dach gekommen ſeien, vermöchten.

Cäſar hatte erreicht, was er wollte, den Krieg. Denn die nochmals begonnenen Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, ſondern zum offenen Kampfe.

Der römiſche Feldherr mußte die Entſcheidung beſchleunigen, ehe der Gegner ſich durch neue Zuzüge verſtärkte. Und ſchon ſtand wieder ein gewaltiger Heerbann aus den hundert Gauen der Sueven bereit, den Rhein zu überſchreiten; ſchon verheerten die Haruden das Gebiet der Häduer. Cäſar kam dem Feinde in der Beſetzung der äduiſchen Stadt Veſontio, Beſançon am Doubs, zuvor und gewann dadurch einen wichtigen Stützpunkt für ſeine Operationen.

Was Alexander dem Großen, als er am Hyphaſis ſtand, begegnet ſein ſoll, daß ſeine Macedonier ſich weigerten weiter zu ziehen, das erlebte Cäſar hier am Doubs: Die Soldaten revoltierten, vielleicht weil ſie wußten, daß der Krieg ohne Erlaubnis des römiſchen Volkes und Senates geführt werde, nach Cäſars Darſtellung aber, weil ſie durch die Schilderungen der Gallier von paniſchem Schrecken vor den germaniſchen Rieſen erfüllt waren. Hieß es doch, daß man ſelbſt den Blick ihrer Augen nicht auszuhalten vermöge. Der Feldherr gießt in ſeinem Tagebuche beißenden Spott über die feigen Offiziere aus, die um Urlaub baten oder jammernd in ihren Zelten ſaßen und ihr Teſtament machten. Aber als ſelbſt die Centurionen, die Säulen des militäriſchen Geiſtes im Heer, und die gemeinen Soldaten von der Angſt angeſteckt wurden, hielt es der Befehlshaber für angezeigt, ſie in einer Anſprache an ihre Pflicht zu mahnen. Das Meiſterſtück

einer soldatischen Rede schloß er mit dem Appell an die Ehre der Truppen: „Ich werde noch in der Nacht aufbrechen, um zu sehen, ob bei euch Scham und Pflichtgefühl oder Furcht die Oberhand behält. Und wenn niemand sonst mir folgt, gut, dann werde ich mit der zehnten Legion allein marschieren. Sie wird meine Garde sein."

Das half. Das Genie des Feldherrn belebte den gesunkenen Mut der Truppen wieder und entflammte den Kampfeseifer zur Begeisterung.

Sieben Tage hielt Ariovist den Gegner hin, da er hoffte, denselben durch Abschneiden der Zufuhr schließlich zum Abzug zu nötigen. Auch hatten ihn die weisen Frauen gewarnt, vor dem Neumond zu kämpfen. Endlich kam es zur Entscheidung, wahrscheinlich in der Nähe von Mülhausen i. E. Der Angriff der Germanen erfolgte so plötzlich, daß die Römer, ohne ihre Pilen werfen zu können, zum Schwerte greifen mußten und auf dem linken Flügel zum Weichen gebracht wurden. Aber Krassus, welcher die Reserve befehligte, entschied durch rechtzeitiges Eingreifen den Kampf zu Gunsten der Römer. Ariovist selbst entging nur mit genauer Not dem Tode.

Das Heer löste sich in wilder Flucht auf und ward großenteils zusammengehauen. Auch der Weiber und Kinder ward nicht geschont.

So unterlag zum zweitenmale in der Geschichte die deutsche Tapferkeit römischer Taktik, die Phalanx der dreifachen Schlachtordnung. Die eine Schlacht entschied für Jahrhunderte über die Zukunft Galliens. Von nun an war die Grenze zwischen dem römischen Reiche und Germanien der Rhein.

Die Kunde von der Niederlage des Ariovist verschaffte dem römischen Namen einen bedeutenden Respekt bei den Germanen. Suevische Gaue, welche bereit gestanden hatten, den Rhein zu überschreiten, kehrten um und erlitten auf dem Rückzug durch die von ihnen bedrängten germanischen Ubier, welche auf dem rechten Ufer des Rheins unterhalb der Lahn wohnten, empfindliche Verluste. Haß gegen die Bedrücker machte diesen germanischen Stamm zum treuen Freunde Cäsars. Am Oberrhein hielten sich die ehemaligen Verbündeten Ariovists von jetzt ab gleichfalls ruhig, die Triboker in der Gegend des heutigen Straßburg, die Nemeter um Speier, die Vangionen um Worms.

Aber zwei Jahre nach der Schlacht bei Mülhausen drangen abermals Germanen, die Usipeten und Tenchteren, über den Niederrhein. Sie hatten den Sueven ihr Land überlassen müssen und suchten nun jenseits des Stromes im Gebiete der belgischen Menapier neue Wohnsitze. Sie ließen sich mit Cäsar in Unterhandlungen um Anweisung von Land im Gebiete der Ubier ein, wurden aber, während ihre Gesandten, die Häuptlinge und Ältesten, wider alles Völkerrecht in Haft genommen waren, treuloserweise überfallen und zum größten Teil schonungslos mit Weib und Kind niedergemetzelt. Dem greulichen Blutbade entrann nur die detachierte Reiterei, welche

bei den Sugambrern zu beiden Seiten der Ruhr sich ansiedelte. Das tückische Verfahren Cäsars fand im römischen Senate so wenig Billigung, als es in unseren Augen sich entschuldigen läßt. Aber es hatte Erfolg: für die nächste Zeit waren die Germanen von einem weiteren Versuche im fruchtbaren Nachbarlande sich eine Heimat zu erwerben, abgeschreckt, um so mehr als sie sahen, daß, um den Ausdruck des Strategen selbst zu gebrauchen, das Heer des römischen Volkes Macht und Mut habe den Rhein zu überschreiten.

Als Cäsar nämlich die Auslieferung der flüchtigen Usipeter und Tenchterer forderte, verweigerten diese die Sugambrer, indem sie, wie Ariovist, den Römern erklärten, daß sie ihnen nichts zu befehlen hätten. Aber die Antwort: „Des römischen Volkes Macht begrenzt der Rhein; wenn Cäsar nicht duldet, daß wider seinen Willen die Germanen über den Rhein gehen, warum hält er es für recht, daß er jenseits desselben herrsche oder gebiete", diese Antwort, so stolz sie klingt, sie enthält eben doch das Zugeständnis, daß die Germanen auf das linksrheinische Gebiet keinen Anspruch hatten.

Die Ubier, denen selbst viel an einer Züchtigung der Sueben lag, boten Cäsar Schiffe zur Überfahrt an. Aber er wollte den Barbaren imponieren dadurch, daß er eine Brücke über den mächtigen Strom schlug, hielt es auch für sicherer, wohl vornehmlich für den Fall eines notwendig werdenden raschen Rückzugs. So ließ er in zehn Tagen eine Pfahlbrücke schlagen, wahrscheinlich unterhalb Bonn, nach anderer Annahme bei Xanten, nach wieder anderer Meinung zwischen Neuwied und Koblenz, und führte seine Legionen über den Strom (55 v. Chr.) Dieser erste Rheinübergang Cäsars ist ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, und doch blieb dasselbe ohne Folgen.

Die Sugambrer hatten sich längst mit ihrer Habe in das Innere zurückgezogen. Cäsar hielt es nicht für geraten, ihnen in die unbekannte Wildnis zu folgen. Daher begnügte er sich mit der Verheerung des Landes und Niederbrennung der verlassenen Dörfer und Gehöfte, und kehrte dann zu den Ubiern, von da nach einem Aufenthalt von achtzehn Tagen nach Gallien zurück, ohne die Sueben, d. h. wohl nur den zu ihnen gehörenden Stamm der Chatten gesehen zu haben. Sie hatten Weib und Kind, Hab und Gut in Sicherheit gebracht und harrten zusammengeschart des feindlichen Angriffs, aber umsonst. Cäsar hatte sich an den Sugambrern gerächt, den Ubiern Luft gemacht, den Germanen gezeigt, daß er kommen könne, das schien genug.

Aber zwei Jahre später (53 v. Chr.) sah er sich genötigt, zum zweitenmal über den Rhein zu gehen, weil die Sueben den aufständischen Trevirern, welche im Moselland wohnten, Hilfstruppen gesandt hatten. Wie die Ubier aussagten, stand die ganze waffenfähige Mannschaft, verstärkt durch den Heerbann verbündeter Stämme, kampfbereit am Eingange des Bacenis, wohl des Harz, des Grenzwaldes zwischen

einer soldatischen Rede schloß er mit dem Appell an die Ehre der Truppen: „Ich werde noch in der Nacht aufbrechen, um zu sehen, ob bei euch Scham und Pflichtgefühl oder Furcht die Oberhand behält. Und wenn niemand sonst mir folgt, gut, dann werde ich mit der zehnten Legion allein marschieren. Sie wird meine Garde sein."

Das half. Das Genie des Feldherrn belebte den gesunkenen Mut der Truppen wieder und entflammte den Kampfeseifer zur Begeisterung.

Sieben Tage hielt Ariovist den Gegner hin, da er hoffte, denselben durch Abschneiden der Zufuhr schließlich zum Abzug zu nötigen. Auch hatten ihn die weisen Frauen gewarnt, vor dem Neumond zu kämpfen. Endlich kam es zur Entscheidung, wahrscheinlich in der Nähe von Mülhausen i. E. Der Angriff der Germanen erfolgte so plötzlich, daß die Römer, ohne ihre Pilen werfen zu können, zum Schwerte greifen mußten und auf dem linken Flügel zum Weichen gebracht wurden. Aber Krassus, welcher die Reserve befehligte, entschied durch rechtzeitiges Eingreifen den Kampf zu Gunsten der Römer. Ariovist selbst entging nur mit genauer Not dem Tode.

Das Heer löste sich in wilder Flucht auf und ward großenteils zusammengehauen. Auch der Weiber und Kinder ward nicht geschont.

So unterlag zum zweitenmale in der Geschichte die deutsche Tapferkeit römischer Taktik, die Phalanx der dreifachen Schlachtordnung. Die eine Schlacht entschied für Jahrhunderte über die Zukunft Galliens. Von nun an war die Grenze zwischen dem römischen Reiche und Germanien der Rhein.

Die Kunde von der Niederlage des Ariovist verschaffte dem römischen Namen einen bedeutenden Respekt bei den Germanen. Suevische Gaue, welche bereit gestanden hatten, den Rhein zu überschreiten, kehrten um und erlitten auf dem Rückzug durch die von ihnen bedrängten germanischen Ubier, welche auf dem rechten Ufer des Rheins unterhalb der Lahn wohnten, empfindliche Verluste. Haß gegen die Bedrücker machte diesen germanischen Stamm zum treuen Freunde Cäsars. Am Oberrhein hielten sich die ehemaligen Verbündeten Ariovists von jetzt ab gleichfalls ruhig, die Triboker in der Gegend des heutigen Straßburg, die Nemeter um Speier, die Vangionen um Worms.

Aber zwei Jahre nach der Schlacht bei Mülhausen drangen abermals Germanen, die Usipeten und Tenchteren, über den Niederrhein. Sie hatten den Sueven ihr Land überlassen müssen und suchten nun jenseits des Stromes im Gebiete der belgischen Menapier neue Wohnsitze. Sie ließen sich mit Cäsar in Unterhandlungen um Anweisung von Land im Gebiete der Ubier ein, wurden aber, während ihre Gesandten, die Häuptlinge und Ältesten, wi[illegible] Völkerrecht in Haft genommen waren, treulosерweise üb[illegible] zum größten Teil schonungslos mit [illegible] und Kin[illegible] Dem greulichen Blutbade entrann [illegible] detachi[illegible]

bei den Sugambrern zu beiden Seiten der Ruhr sich ansiedelte. Das tückische Verfahren Cäsars fand im römischen Senate so wenig Billigung, als es in unseren Augen sich entschuldigen läßt. Aber es hatte Erfolg: für die nächste Zeit waren die Germanen von einem weiteren Versuche im fruchtbaren Nachbarlande sich eine Heimat zu erwerben, abgeschreckt, um so mehr als sie sahen, daß, um den Ausdruck des Strategen selbst zu gebrauchen, das Heer des römischen Volkes Macht und Mut habe den Rhein zu überschreiten.

Als Cäsar nämlich die Auslieferung der flüchtigen Usipeter und Tenchterer forderte, verweigerten diese die Sugambrer, indem sie, wie Ariovist, den Römern erklärten, daß sie ihnen nichts zu befehlen hätten. Aber die Antwort: „Des römischen Volkes Macht begrenzt der Rhein; wenn Cäsar nicht duldet, daß wider seinen Willen die Germanen über den Rhein gehen, warum hält er es für recht, daß er jenseits desselben herrsche oder gebiete", diese Antwort, so stolz sie klingt, sie enthält eben doch das Zugeständnis, daß die Germanen auf das linksrheinische Gebiet keinen Anspruch hatten.

Die Ubier, denen selbst viel an einer Züchtigung der Sueben lag, boten Cäsar Schiffe zur Überfahrt an. Aber er wollte den Barbaren imponieren dadurch, daß er eine Brücke über den mächtigen Strom schlug, hielt es auch für sicherer, wohl vornehmlich für den Fall eines notwendig werdenden raschen Rückzugs. So ließ er in zehn Tagen eine Pfahlbrücke schlagen, wahrscheinlich unterhalb Bonn, nach anderer Annahme bei Xanten, nach wieder anderer Meinung zwischen Neuwied und Koblenz, und führte seine Legionen über den Strom (55 v. Chr.) Dieser erste Rheinübergang Cäsars ist ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, und doch blieb dasselbe ohne Folgen.

Die Sugambrer hatten sich längst mit ihrer Habe in das Innere zurückgezogen. Cäsar hielt es nicht für geraten, ihnen in die unbekannte Wildnis zu folgen. Daher begnügte er sich mit der Verheerung des Landes und Niederbrennung der verlassenen Dörfer und Gehöfte, und kehrte dann zu den Ubiern, von da nach einem Aufenthalt von achtzehn Tagen nach Gallien zurück, ohne die Sueben, d. h. wohl nur den zu ihnen gehörenden Stamm der Chatten gesehen zu haben. Sie hatten Weib und Kind, Hab und Gut in Sicherheit gebracht und harrten zusammengeschart des feindlichen Angriffs, aber umsonst. Cäsar hatte sich an den Sugambrern gerächt, den Ubiern Luft gemacht, den Germanen gezeigt, daß er kommen könne, das schien genug.

Aber zwei Jahre später (53 v. Chr.) sah er sich genötigt, zum zweitenmal über den Rhein zu gehen, weil die Sueben den aufständischen Trevirern, welche im Moselland wohnten, Hilfstruppen gesandt hatten. Wie die Ubier aussagten, stand die ganze waffenfähige Mannschaft, verstärkt durch den Heerbann verbündeter Stämme, kampfbereit am Eingange des Bacenis, wohl des Harz, des Grenzwaldes zwischen

dem Gebiete der Sueben und Cheruſker. Da Cäſar ſich nicht getraute, den Zug nach dem Inneren anzutreten, verſuchte er die Germanen durch Aushungerung aus dem Urwald zum Entſcheidungskampf hervorzulocken, aber vergeblich. Schließlich zwang ihn ſelbſt Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug.

Einen Teil der Brücke, welche er diesmal etwas weiter oberhalb des Fluſſes geſchlagen hatte, ließ er durch einen Brückenkopf gedeckt, eine Zeitlang ſtehen, gleichſam als drohendes Denkzeichen.

Als in demſelben Jahre Cäſar das Land der unglücklichen Eburonen in Belgien, zwiſchen Lüttich und Aachen, der Plünderung preisgab, erſchienen auch Sugambrer. Von einem Eburonen aufgefordert, überfielen ſie die römiſche Beſatzung in Aduatuca, dem heutigen Limburg, und fügten derſelben einen nicht unbedeutenden Schaden zu. Beutebeladen waren ſie bereits wieder über den Rhein, als Cäſar von ſeinem Streifzug zurückkehrte und die Zurückgebliebenen von ihrer Todesangſt heilte.

Von jetzt ab trat zunächſt Ruhe am Rhein ein. Gallien unterlag in achtjährigem Ringen der römiſchen Herrſchaft, ein Opfer des inneren Haders. Und bei ſeiner Unterjochung halfen bereits germaniſche Reiter, deren Tüchtigkeit auch der Sieger hatte ſchätzen gelernt. Germaniſche Kohorten erwarben Cäſar den Sieg über Pompejus. Das rühmen noch ſtolz die Sänger des Mittelalters. Sagt doch der Dichter des Annoliedes:

„Seitdem waren deutſche Mann
Zu Rome lieb und wertſam.“

Cäſar verdanken wir auch die erſten eingehenderen Mitteilungen über Land und Volk der Germanen. Scharf ſondert er ſie von den Kelten. Als Tugenden hebt er Tapferkeit, Abhärtung, Einfachheit und Reinheit der Sitten, Gaſtfreiheit, Treue gegen die Führer hervor. Raub gilt nicht als Verbrechen. Jagd, und dafür iſt in ihren unermeßlichen Wäldern, dem Bacenis und dem noch gewaltigern hercyniſchen Waldgebirge, die deutſchen Gebirge vom Schwarzwald bis zu den Karpathen, reiche Beute, beſonders an Rentieren, Elchen und gewaltigen Uren, iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Daneben treiben ſie Viehzucht, wenig Ackerbau; denn noch ſind nicht alle Stämme ſeßhaft und haben keinen feſten Grundbeſitz. Geſchlechter und Sippen bebauen gemeinſam den ihnen von ihren Bezirkshäuptern zugewieſenen Boden. Cäſars Schilderung betrifft wohl nur die Sueven, die Schweifenden. Abwechſelnd ziehen aus den 100 Gauen jährlich je 1000 Bewaffnete auf Beute aus. Dann werden Herzöge gewählt. Aber im Frieden bedarf man keines gemeinſamen Oberhauptes; Recht ſpricht jeder Bezirks- und Gauvorſtand unter den Seinigen. Einen beſonderen Prieſterſtand giebt es nicht. Wüſteneien an den Grenzen ſchaffen Sicherheit und Ruhm. So halten ſich die Leute auch die römiſchen Kaufleute mit ihren die Sitten verderbenden, die Kraft ſchwächenden Waren, vor allem dem Wein, fern.

4. Angriffskrieg der Römer und Freiheitskämpfe der Germanen.

Oktavianus hatte mit dem Reiche seines Oheims Cäsar auch die schwierige Aufgabe geerbt, dasselbe zu organisieren. Er hat diese gelöst durch Ordnung der einzelnen Provinzen. Wie er die Nordgrenze Italiens durch die Unterwerfung der unruhigen Alpenvölker schuf und zugleich sicherte, so hat er die Provinz Germanien eingerichtet, welche später in die beiden Teile zerfiel, Germania prima oder superior am Oberrhein, und Germania secunda oder inferior am Unterrhein, beide geschieden wohl durch die Nava (Nahe) und vom freien Germanien durch den Rhein getrennt. Fast gleichzeitig aber erfolgte die Unterwerfung des Alpengebietes bis zur Donau und der erneute Kampf mit den Germanen.

Kaum zwanzig Jahre waren verflossen, seit zuerst Ubier und Sueben mit Cäsar in Berührung gekommen waren, da fanden jene auf dem linken Rheinufer eine Zufluchtsstätte vor ihren Drängern. Marcus Vipsanius Agrippa siedelte sie im Jahre 38, nachdem er gleich Cäsar den Rhein überschritten hatte, in der Gegend des späteren Köln an.

Aber nicht lange, so mußte Agrippa abermals über den Rhein, um wieder die unruhigen Sugambrer für einen Einfall ins linksrheinische Gebiet und die Schädigung oder Ermordung römischer Kaufleute zu züchtigen. Und trotzdem brachen sie im Jahre 16 abermals ins römische Gebiet ein, schlugen den Legaten Marcus Lollius und erbeuteten sogar den Adler der fünften Legion.

Dieser Schlag bestimmte unzweifelhaft Augustus, die Offensive zu ergreifen. Er selbst eilte nach Gallien und weilte dort drei Jahre, die Provinz durch Anlage neuer Kolonieen romanisierend und sichernd. Sein Stiefsohn Nero Claudius Drusus unterwarf im Jahre 15 Raetien und Vindelicien (das heutige Tirol, die östliche Schweiz und einen Teil von Baiern). Straßen und Kolonieen, dazu Verpflanzung der waffenfähigen Mannschaften aus Noricum und Vindelicien in andere Gegenden festigten den Besitz. Der Bruder des Drusus, Tiberius, sicherte die Donaugrenze weiter durch die Feldzüge in Illyricum und Pannonien, das Land südlich der Donau bis Dalmatien.

Im Jahre 13 erhoben sich die Sugambrer im Bund mit den an der Weser wohnenden Cheruskern und suebischen Stämmen, indem sie alle auf dem rechten Rheinufer sich aufhaltenden Römer töteten und im folgenden Jahre einen Einfall in das jenseitige Gebiet machten. Drusus warf die Angreifer zurück und machte selbst einen Vorstoß in das Land der Usipeten, Sugambrer und Chatten. Inzwischen hatte er auch umfassende Vorbereitungen getroffen zu einem Offensivkrieg, der ein für allemal Ruhe schaffen sollte.

Sein großartiger Plan ging dahin, die feindlichen Stämme von zwei Seiten her zu fassen, vom Westen und vom Norden. Daher

legte er mit Hilfe der friedlich gesinnten Ubier und durch kluge Politik gewonnenen Bataver und Friesen einen Kanal, den sogen. Drususgraben, von der Yssel (Yssala, Sala) nach dem Zuyderse (lacus Flevo) an und führte ihn weiter zur Nordsee. Durch diese Wasserstraße ermöglichte er die leichtere Verpflegung seiner Truppen.

Noch in dem Jahre 12 unternahm er die erste Expedition zur See. Möglichst an der Küste fahrend, landete er auf mehreren Inseln, nahm die Insel Borkum (Burchanis, Fabaria = die Bohneninsel) mit Gewalt und besiegte auf der Ems (Amisia) die aus zahlreichen Kähnen bestehende Flotte der feindlichen Brukterer. Dann zog man zu Lande gegen die Chauken, welche an der Mündung der Weser wohnten, und zwang diese zur Anerkennung der römischen Herrschaft. Bei der Rückfahrt saßen die tiefgehenden Schiffe auf den Watten auf und entgingen nur durch die Hilfe der Friesen dem Untergange, der sie bei größerer Einigkeit der germanischen Stämme sicher hier erreicht hätte.

Auch die folgenden Züge des Drusus zu Lande vom Jahre 11—9 hatten nur darum einen günstigen Ausgang, weil innerer Zwist die Germanen schwächte. Die Sugambrer lagen mit den Chatten im Krieg, weil diese die zugesagte Hilfe nicht geleistet hatten. Während sie das Chattenland verheerten, drang Drusus von Vetera castra (Birten bei Xanten) aus durch ihr eigenes Gebiet ungehindert vor bis in das der Cheruster und brachte diese, wie die Chauken, so schien es, zum Gehorsam. Der Rückzug aber hätte, wie im vergangenen Jahre, beinahe dem siegreichen Heere die Vernichtung gebracht. Nur mit Mühe bahnten sich die Legionen in dem Engpaß von Arbalo, dessen Lage nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, durch die von allen Seiten, aber ohne jede Ordnung, heranstürmenden Germanen einen Weg. Zur Sicherung der Straße für die Zukunft errichtete der Sieger gleichsam als Zwingburg das Kastell Alisa im Quellgebiet der Lippe, vielleicht das heutige Dorf Elsen an der Alme, und ein zweites im Lande der Chatten (Artaunum), wohl die berühmte Saalburg bei Homburg vor der Höhe.

Die Chatten, von Drusus genötigt, ihre schönen Gaue zu verlassen und mit dem alten ubischen Gebiete vorlieb zu nehmen, kehrten in ihre alte Heimat zurück. Daher zog Drusus, diesmal von der altkeltischen Stadt Mainz (Mogontiacum) aus, gegen sie, und ließ sie die Schärfe des römischen Schwertes fühlen. Die zu ihnen gehörigen Mattiaken an den warmen Quellen zu Wiesbaden hatten mehr aus Not als aus Neigung die Treue gewahrt, und hielten auch im folgenden Jahre bei den Machthabern aus, als ihre Stammesgenossen mit anderen Völkerschaften zu energischem Widerstande sich vereinten.

Drusus, wieder von Mainz ausziehend, besiegte die Gegner in harten Kämpfen, überschritt die Weser im Lande der Cherusker und

drang unter Verheerungen bis zur Elbe (Albis) vor. Aber der Übergang mißlang. So errichtete Drusus ein Siegeszeichen und trat den Rückweg an (9 v. Chr.). Der Sage nach, wie sie der Geschichtschreiber Dio Cassius (c. 200 n. Chr.) uns aufbewahrt hat, trat dem Kühnen ein Riesenweib entgegen und weissagte ihm das Ziel seiner Thaten und Tage. Auf dem Rückzuge zwischen Weser und Saale stürzte der Feldherr und brach den Schenkel. In das Sommerlager zurückgebracht, starb der blühende Mann nach dreißigtägigem Leiden in den Armen seines Bruders Tiberius, welcher auf die Nachricht von dem Unglücke sofort herbeigeeilt war. Heulende Wölfe, klagende Weiber, Bewegung der Sterne und andere böse Vorbedeutungen sollen den Tod verkündet haben. Fern von der Heimat, tief im Lande der Barbaren, ward der große Feldherr mitten aus seiner Siegeslaufbahn gerissen, er der Schrecken der Feinde, der Liebling des römischen Volkes. So gewaltig war das Ansehen noch des Toten, daß der Trauerzug ungefährdet zu dem Winterlager geführt werden konnte. Hier, in Castra vetera oder in Mainz, ward die Leiche verbrannt, die Asche nach Rom gebracht. Der große Mann erhielt mit seinen Söhnen den Beinamen Germanicus; es wurden ihm Standbilder und ein Triumphbogen und am Rhein ein Kenotaphium errichtet, bei welchem alljährlich an einem bestimmten Tage die römischen Soldaten das Andenken durch feierliche Kampfspiele begingen. Der Kaiser Claudius aber weihte seinem Vater in Mainz ein Denkmal, welches bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat, wenn auch arg beschädigt. Es ist der Eigelstein auf der Mainzer Citadelle, der noch Jahrhunderte lang als Trûsilêh, d. i. Drusus-Grabmal, bezeichnet wurde.

Die Herrschaft, welche Drusus durch seine Kühnheit begründet hatte, wußte Tiberius durch seine Klugheit zu behaupten. Die Kastelle am linken Rheinufer von der Mündung des Maines bis zu der der Lippe und die Stationen römischer Truppen im Feindesland selbst hielten die Ordnung aufrecht. Als Tiberius über den Rhein ging, baten die Germanen um Frieden. Selbst die Sugambrer sandten endlich die Vornehmsten als Gesandte. Augustus verfuhr gegen sie wie einst sein Oheim gegen die Usipeter und Tenchterer. Er hielt sie fest und internierte sie in verschiedenen Städten. Von Sehnsucht nach Heimat und Freiheit ergriffen, gaben sie sich selbst den Tod. Das führerlose Volk aber, 40 000 Mann stark, ward auf das linke Rheinufer verpflanzt und verteilt. Zu ihnen gehört wahrscheinlich der Stamm der Tugerner, welche zwischen den Batavern und den Ubiern angesiedelt wurden. Auch der Name Sugambrer ist nicht untergegangen. Mit Stolz bezeichneten sich später mit demselben die Franken.

Die Markomannen verließen, um der römischen Herrschaft auszuweichen, unter ihrem Herzog Maroboduus ihre alten Sitze am Main und wandten sich nach dem Osten in das einst von den keltischen Boiern bewohnte Land Böhmen. An ihre Stelle rückten mit

Erlaubnis des römischen Statthalters Lucius Domitius Ahenobarbus hermunduruische Gaue (6 v. Chr.). Derselbe Feldherr hatte das Sumpfgebiet zwischen Ems und Rhein gleichsam überbrückt durch Bohlwege, die sog. „langen Brücken", von welchen sich noch bis jetzt Reste zwischen Mehrholz und Brägel erhalten haben. Zwar setzte er über die Elbe, schloß mit den Anwohnern ein Freundschaftsbündnis und errichtete dem Augustus einen Altar. Aber als er versuchte, einige verbannte Cherusker in ihr Vaterland zurückzuführen, stieß er auf Widerstand und erntete Verachtung.

Mehr Erfolg hatte Tiberius, dem es gelang, die Cherusker, die in dem Quellgebiet der Lippe und an der Ems wohnenden Brukterer, selbst die wilden, damals zwischen Weser und Elbe hausenden Langobarden und andere Stämme zu unterwerfen. Während er selbst zu Lande zog, fuhr die Flotte zu den Chaukern an der Nordseeküste entlang selbst um die Nordspitze von Jütland, dann zurück in die Elbe und vereinigte sich mit dem siegreichen Cäsar und seinem Heere.

Velleius Paterculus, welcher den Feldzug mitmachte, erzählt folgenden Vorfall: Als das Heer an der Elbe gegenüber den Semnonen lagerte, ruderte ein Greis von hohem Wuchs in fürstlichem Schmucke auf seinem Einbaum über das Wasser und ließ sich vor Tiberius führen. Lange betrachtete er schweigend den Imperator. Dann rief er aus: „Unsere Jugend ist wahnsinnig, daß sie euch als Götter verehrt, wenn ihr fern seid, eure Waffen fürchtet, wenn ihr da seid, und sich doch nicht in euren Schutz begiebt; dank deiner Güte, Cäsar, habe ich heute die Götter geschaut, von denen ich vordem gehört; nie habe ich mir einen glücklicheren Tag gewünscht, nie einen glücklicheren erlebt." Dann berührte er die Hand des Mächtigen und fuhr, den Blick zurückgewandt, zu den Seinigen zurück. Zwar wurde auch Tiberius auf dem Rückzuge angegriffen. Aber er wies den Angriff mit Erfolg zurück und konnte zum erstenmal seine Truppen mitten unter den Germanen ein Winterlager bei Aliso beziehen lassen.

Germanien schien besiegt, beruhigt. Schon kamen die Leute zu den Märkten, verkehrten friedlich mit den Eroberern und lernten römisches Recht, aber auch römisches Unrecht kennen. Sie fügten sich der Macht, aber sie vergaßen nicht der Väter Sitten, der alten Freiheit, der alten Wehrhaftigkeit. So lange der schlaue Tiberius und der milde Sentius Saturninus walteten, herrschte Ruhe.

Nur ein Volk war noch unbesiegt, frei, die Markomannen. An ihrer Spitze stand König Marobodnus, ein Mann aus edlem Geschlechte, von kraftvollem Körper und wildem Sinne, mehr der Abstammung nach als in der Sitte Barbar. Als Geisel in Rom hatte er die Vorteile des römischen Heerwesens kennen gelernt und seine Erfahrung praktisch verwertet. Er schuf ein auf römische Weise eingeschultes Heer von 70 000 Mann Fußvolk und 40 000 Reitern, umgab

sich mit einer Leibwache und machte sich die Lugier (in Schlesien), die Langobarden und Semnonen unterthan. Zwar verhielt er sich nicht offen feindselig gegen die Römer; aber er gewährte Römerfeinden eine Zufluchtsstätte. Er reizte nicht, aber er zeigte, daß es ihm für den Fall eines Angriffs weder an Kraft noch an Lust zum Widerstand fehle. Seine Macht war besorgniserregend. Und da man stets fürchten mußte, daß er eines Tages losbreche, beschloß man ihm zuvorzukommen.

Der Doppelangriff begann im Jahre 6 n. Chr. Während Tiberius mit seinen illyrischen Legionen von der Stadt Carnuntum (bei Hainburg) von der Donau her nordwärts zog, rückte Sentius Saturninus vom Westen her durch das Land der Chatten und Hermunduren gegen Boiohoemum heran. Schon hatten sich beide Heere bis auf fünf Tagemärsche genähert, da brach im Rücken des Tiberius vielleicht auf Anreizung Marbods ein furchtbarer Aufstand der Pannonier und Dalmatier los. „Der Ruhm mußte" nach dem Ausdrucke des Paterculus „der Not weichen". Marbod war gerettet. Aber auch Germanien konnte von der römischen Herrschaft befreit sein, wenn Marobod die übrigen deutschen Stämme zur Erhebung aufgefordert und sich mit ihnen auf Sentius gestürzt hätte.

Aber nichts von dem geschah. Während die Legionen im Süden gegen die Aufständischen kämpfen mußten, verhielt sich Germanien ruhig, ruhig trotz des schweren Druckes, welcher auf dem Volke lastete, seit Publius Quinctilius Varus, ein Verwandter des Kaisers, die Statthalterschaft bekleidete. Dieser, ein unfähiger Lebemann, glaubte, wie in seiner früheren Statthalterschaft Syrien, so hier herrisch, schonungslos verfahren zu können. Die ungewohnten Härten des römischen Rechts, der Stolz der Unterdrücker, die Erpressungen erregten den Ingrimm der Bedrückten. Unter den Augen des Zwingherrn verbanden sich die Unzufriedenen, und Varus sah nicht. An seinem Tische saßen die Häupter der Verschwörung, Arminius und Segimer; und Varus, von Verrätern, wie Segestes, dem Bruder Segimers, gewarnt, glaubte nicht.

Arminius, ein adliger Jüngling, der Sohn eines anderen Cheruskerfürsten Segimer, war, wie keiner, geeignet zur Führung der Verschworenen. Denn er besaß zugleich Tapferkeit und Verschlagenheit; das Feuer seines Geistes funkelte aus seinen Augen. Germanische Urkraft war durch römische Erziehung verfeinert. Mit seinem Bruder Flavus (Blondel) hatte er das römische Bürgerrecht, den Rang eines römischen Ritters, den römischen Namen erhalten, auch römische Kriegskunst gelernt. Sein ganzes Wesen erweckte Vertrauen, und darum ließ sich Varus von ihm täuschen.

Als er nichts ahnend im Sommerlager weilte, mitten unter dem anscheinend friedlichen Volke der Cherusker, ward ihm die Nachricht von dem Aufstande einiger entfernten Stämme. Da es schon Zeit war, in das Winterlager zurückzukehren, beschloß Varus einen Umweg

3. Der zweite Kampf zwischen Römern und Germanen unter Cäsar.

Die Kimbern und Teutonen hatten den Römern als Kelten gegolten. Bald aber lernten sie den Unterschied zwischen diesen und den Germanen kennen. Denn in demselben Maße, in welchem sie selbst ihren Einfluß und ihre Herrschaft nach Norden und über die Kelten ausdehnten, drangen die Germanen über den Rhein nach Westen und Süden, wie die Protuberanzen der Sonne Zeichen der flüssigen Massen im Inneren Germaniens. Am Oberrhein hatten die Helvetier einen schweren Stand gegen ihre Bedränger; im Mündungsland des Stromes die Belgen rühmten sich ihrer germanischen Abkunft. Die Kelten im engeren Sinne aber, die Bewohner des eigentlichen Galliens südlich der Marne und Seine, nördlich der Garonne, von innerem Hader verzehrt, suchten und fanden Hilfe bei ihren beiden Feinden und künftigen Herren. Wie einst Rom und Karthago in Sicilien um die Herrschaft über das Mittelmeer kämpften, einen Kampf um die Weltherrschaft zwischen Orient und Occident, so begegneten sich Römer und Germanen hier im heutigen Frankreich auf neutralem Boden, im Kampf um die Herrschaft über denselben, zugleich um die Weltherrschaft.

Die Sequaner waren mit den Häduern im Streit um die Hegemonie. Während die letzteren sich auf die Römer stützten, riefen erstere die Germanen zu Hilfe. Schweifende Scharen derselben, Sueven, waren um das Jahr 71 unter der Führung des Heerkönigs Arioviſt dem Rufe folgend über den Rhein gekommen und hatten nach dem Sieg über die Häduer bei Admagetobriga im Jahre 61 sich seßhaft in dem dritten Teil des sequanischen Gebietes niedergelassen. Als eine ganze Völkerschaft, die Haruden, in einer Zahl von 24 000 Leuten, zu ihm stieß, forderte er das zweite Drittel. Es waren im ganzen über 120 000 Germanen über den Rhein gekommen, außer den genannten Sueven und Haruden, Marcomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter und Sedusier. „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.“ Gallien, die besiegten Häduer wie die siegreichen Sequaner, seufzten unter dem Drucke der germanischen Herrschaft. Und Rom? Es hörte die Klagen der Bedrückten ruhig an, ohne einzuschreiten. Ja, Arioviſt wurde in dem Konsulate des C. Julius Cäsar sogar mit dem Titel rex (König) Germanorum in seiner Herrschaft anerkannt. Schon erwogen die gallischen Fürsten den Plan, wie die Helvetier, aus dem Lande auszuwandern, da griff der Besieger der Helvetier, Cäsar, ein.

Dieser, ein Verwandter des „dritten Romulus“, kam als Statthalter im Jahre 58 nach Gallien. Während der römische Senat sich um die Angelegenheiten in Gallien wenig kümmerte, erkannte Cäsar die Gefahr, durch welche Italien bedroht war, wenn die Germanen

seine Nachbarn wurden. Daß die Alpen kein Schutzwall mehr waren, das hatte man ja erfahren.

Zunächst versuchte der Prokonsul, durch die Klagen der Häduer bewogen, auf dem Wege des Vergleichs mit Ariovist ins reine zu kommen, und entbot denselben nach alter Gewohnheit der römischen Machthaber als einen Barbarenfürsten zu sich. Aber dem stolzen Suevenführer machte die römische Macht wenig Eindruck. Im Bewußtsein der Ebenbürtigkeit antwortete er kurz und bündig: „Wenn er etwas von Cäsar gewollt hätte, wäre er zu ihm gekommen; wenn Cäsar etwas von ihm wolle, möge er gefälligst zu ihm kommen. Übrigens könne er nicht gut ohne und nicht gut mit dem Heere kommen. Endlich sei es doch sonderbar, was Cäsar oder das römische Volk in seinem Gallien zu schaffen habe."

Als darauf Cäsar die Forderung stellte, keine weiteren Heermassen mehr über den Rhein zu ziehen und den Häduern ihre Geiseln zurückzugeben, widrigenfalls er einschreiten werde, erhält er eine noch schärfere Antwort, in welcher Ariovist nochmals die Einmischung der Römer in seine Angelegenheiten mit ebenso richtiger Logik als großer Entschiedenheit zurückwies und die Drohung Cäsars mit der Einladung erwiderte, sich mit ihm zu messen, wenn er gern erfahren wolle, was seine nie besiegten Germanen, die, seit 14 Jahren im Waffenhandwerk geübt, unter kein Dach gekommen seien, vermöchten.

Cäsar hatte erreicht, was er wollte, den Krieg. Denn die nochmals begonnenen Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, sondern zum offenen Kampfe.

Der römische Feldherr mußte die Entscheidung beschleunigen, ehe der Gegner sich durch neue Zuzüge verstärkte. Und schon stand wieder ein gewaltiger Heerbann aus den hundert Gauen der Sueven bereit, den Rhein zu überschreiten; schon verheerten die Haruden das Gebiet der Häduer. Cäsar kam dem Feinde in der Besetzung der äduischen Stadt Besontio, Besançon am Doubs, zuvor und gewann dadurch einen wichtigen Stützpunkt für seine Operationen.

Was Alexander dem Großen, als er am Hyphasis stand, begegnet sein soll, daß seine Macedonier sich weigerten weiter zu ziehen, das erlebte Cäsar hier am Doubs: Die Soldaten revoltierten, vielleicht weil sie wußten, daß der Krieg ohne Erlaubnis des römischen Volkes und Senates geführt werde, nach Cäsars Darstellung aber, weil sie durch die Schilderungen der Gallier von panischem Schrecken vor den germanischen Riesen erfüllt waren. Hieß es doch, daß man selbst den Blick ihrer Augen nicht auszuhalten vermöge. Der Feldherr gießt in seinem Tagebuche beißenden Spott über die feigen Offiziere aus, die um Urlaub baten oder jammernd in ihren Zelten saßen und ihr Testament machten. Aber als selbst die Centurionen, die Säulen des militärischen Geistes im Heer, und die gemeinen Soldaten von der Angst angesteckt wurden, hielt es der Befehlshaber für angezeigt, sie in einer Ansprache an ihre Pflicht zu mahnen. Das Meisterstück

einer soldatischen Rede schloß er mit dem Appell an die Ehre der Truppen: „Ich werde noch in der Nacht aufbrechen, um zu sehen, ob bei euch Scham und Pflichtgefühl oder Furcht die Oberhand behält. Und wenn niemand sonst mir folgt, gut, dann werde ich mit der zehnten Legion allein marschieren. Sie wird meine Garde sein."

Das half. Das Genie des Feldherrn belebte den gesunkenen Mut der Truppen wieder und entflammte den Kampfeseifer zur Begeisterung.

Sieben Tage hielt Ariovist den Gegner hin, da er hoffte, denselben durch Abschneiden der Zufuhr schließlich zum Abzug zu nötigen. Auch hatten ihn die weisen Frauen gewarnt, vor dem Neumond zu kämpfen. Endlich kam es zur Entscheidung, wahrscheinlich in der Nähe von Mülhausen i. E. Der Angriff der Germanen erfolgte so plötzlich, daß die Römer, ohne ihre Pilen werfen zu können, zum Schwerte greifen mußten und auf dem linken Flügel zum Weichen gebracht wurden. Aber Krassus, welcher die Reserve befehligte, entschied durch rechtzeitiges Eingreifen den Kampf zu Gunsten der Römer. Ariovist selbst entging nur mit genauer Not dem Tode.

Das Heer löste sich in wilder Flucht auf und ward großenteils zusammengehauen. Auch der Weiber und Kinder ward nicht geschont.

So unterlag zum zweitenmale in der Geschichte die deutsche Tapferkeit römischer Taktik, die Phalanx der dreifachen Schlachtordnung. Die eine Schlacht entschied für Jahrhunderte über die Zukunft Galliens. Von nun an war die Grenze zwischen dem römischen Reiche und Germanien der Rhein.

Die Kunde von der Niederlage des Ariovist verschaffte dem römischen Namen einen bedeutenden Respekt bei den Germanen. Suevische Gaue, welche bereit gestanden hatten, den Rhein zu überschreiten, kehrten um und erlitten auf dem Rückzug durch die von ihnen bedrängten germanischen Ubier, welche auf dem rechten Ufer des Rheins unterhalb der Lahn wohnten, empfindliche Verluste. Haß gegen die Bedrücker machte diesen germanischen Stamm zum treuen Freunde Cäsars. Am Oberrhein hielten sich die ehemaligen Verbündeten Ariovists von jetzt ab gleichfalls ruhig, die Triboker in der Gegend des heutigen Straßburg, die Nemeter um Speier, die Vangionen um Worms.

Aber zwei Jahre nach der Schlacht bei Mülhausen drangen abermals Germanen, die Usipeten und Tenchteren, über den Niederrhein. Sie hatten den Sueven ihr Land überlassen müssen und suchten nun jenseits des Stromes im Gebiete der belgischen Menapier neue Wohnsitze. Sie ließen sich mit Cäsar in Unterhandlungen um Anweisung von Land im Gebiete der Ubier ein, wurden aber, während ihre Gesandten, die Häuptlinge und Ältesten, wider alles Völkerrecht in Haft genommen waren, treuloserweise überfallen und zum größten Teil schonungslos mit Weib und Kind niedergemetzelt. Dem greulichen Blutbade entrann nur die detachierte Reiterei, welche

bei den Sugambrern zu beiden Seiten der Ruhr sich ansiedelte. Das tückische Verfahren Cäsars fand im römischen Senate so wenig Billigung, als es in unseren Augen sich entschuldigen läßt. Aber es hatte Erfolg: für die nächste Zeit waren die Germanen von einem weiteren Versuche im fruchtbaren Nachbarlande sich eine Heimat zu erwerben, abgeschreckt, um so mehr als sie sahen, daß, um den Ausdruck des Strategen selbst zu gebrauchen, das Heer des römischen Volkes Macht und Mut habe den Rhein zu überschreiten.

Als Cäsar nämlich die Auslieferung der flüchtigen Usipeter und Tenchterer forderte, verweigerten diese die Sugambrer, indem sie, wie Ariovist, den Römern erklärten, daß sie ihnen nichts zu befehlen hätten. Aber die Antwort: „Des römischen Volkes Macht begrenzt der Rhein; wenn Cäsar nicht duldet, daß wider seinen Willen die Germanen über den Rhein gehen, warum hält er es für recht, daß er jenseits desselben herrsche oder gebiete", diese Antwort, so stolz sie klingt, sie enthält eben doch das Zugeständnis, daß die Germanen auf das linksrheinische Gebiet keinen Anspruch hatten.

Die Ubier, denen selbst viel an einer Züchtigung der Sueben lag, boten Cäsar Schiffe zur Überfahrt an. Aber er wollte den Barbaren imponieren dadurch, daß er eine Brücke über den mächtigen Strom schlug, hielt es auch für sicherer, wohl vornehmlich für den Fall eines notwendig werdenden raschen Rückzugs. So ließ er in zehn Tagen eine Pfahlbrücke schlagen, wahrscheinlich unterhalb Bonn, nach anderer Annahme bei Xanten, nach wieder anderer Meinung zwischen Neuwied und Koblenz, und führte seine Legionen über den Strom (55 v. Chr.) Dieser erste Rheinübergang Cäsars ist ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, und doch blieb dasselbe ohne Folgen.

Die Sugambrer hatten sich längst mit ihrer Habe in das Innere zurückgezogen. Cäsar hielt es nicht für geraten, ihnen in die unbekannte Wildnis zu folgen. Daher begnügte er sich mit der Verheerung des Landes und Niederbrennung der verlassenen Dörfer und Gehöfte, und kehrte dann zu den Ubiern, von da nach einem Aufenthalt von achtzehn Tagen nach Gallien zurück, ohne die Sueben, d. h. wohl nur den zu ihnen gehörenden Stamm der Chatten gesehen zu haben. Sie hatten Weib und Kind, Hab und Gut in Sicherheit gebracht und harrten zusammengeschart des feindlichen Angriffs, aber umsonst. Cäsar hatte sich an den Sugambrern gerächt, den Ubiern Luft gemacht, den Germanen gezeigt, daß er kommen könne, das schien genug.

Aber zwei Jahre später (53 v. Chr.) sah er sich genötigt, zum zweitenmal über den Rhein zu gehen, weil die Sueben den aufständischen Trevirern, welche im Moselland wohnten, Hilfstruppen gesandt hatten. Wie die Ubier aussagten, stand die ganze waffenfähige Mannschaft, verstärkt durch den Heerbann verbündeter Stämme, kampfbereit am Eingange des Bacenis, wohl des Harz, des Grenzwaldes zwischen

dem Gebiete der Sueben und Cheruſker. Da Cäſar ſich nicht getraute, den Zug nach dem Inneren anzutreten, verſuchte er die Germanen durch Aushungerung aus dem Urwald zum Entſcheidungskampf hervorzulocken, aber vergeblich. Schließlich zwang ihn ſelbſt Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug.

Einen Teil der Brücke, welche er diesmal etwas weiter oberhalb des Fluſſes geſchlagen hatte, ließ er durch einen Brückenkopf gedeckt, eine Zeitlang ſtehen, gleichſam als drohendes Denkzeichen.

Als in demſelben Jahre Cäſar das Land der unglücklichen Eburonen in Belgien, zwiſchen Lüttich und Aachen, der Plünderung preisgab, erſchienen auch Sugambrer. Von einem Eburonen aufgefordert, überfielen ſie die römiſche Beſatzung in Aduatuca, dem heutigen Limburg, und fügten derſelben einen nicht unbedeutenden Schaden zu. Beutebeladen waren ſie bereits wieder über den Rhein, als Cäſar von ſeinem Streifzug zurückkehrte und die Zurückgebliebenen von ihrer Todesangſt heilte.

Von jetzt ab trat zunächſt Ruhe am Rhein ein. Gallien unterlag in achtjährigem Ringen der römiſchen Herrſchaft, ein Opfer des inneren Haders. Und bei ſeiner Unterjochung halfen bereits germaniſche Reiter, deren Tüchtigkeit auch der Sieger hatte ſchätzen gelernt. Germaniſche Kohorten erwarben Cäſar den Sieg über Pompejus. Das rühmen noch ſtolz die Sänger des Mittelalters. Sagt doch der Dichter des Annoliedes:

„Seitdem waren deutſche Mann
Zu Rome lieb und wertſam.“

Cäſar verdanken wir auch die erſten eingehenderen Mitteilungen über Land und Volk der Germanen. Scharf ſondert er ſie von den Kelten. Als Tugenden hebt er Tapferkeit, Abhärtung, Einfachheit und Reinheit der Sitten, Gaſtfreiheit, Treue gegen die Führer hervor. Raub gilt nicht als Verbrechen. Jagd, und dafür iſt in ihren unermeßlichen Wäldern, dem Bacenis und dem noch gewaltigern hercyniſchen Waldgebirge, die deutſchen Gebirge vom Schwarzwald bis zu den Karpathen, reiche Beute, beſonders an Rentieren, Elchen und gewaltigen Uren, iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Daneben treiben ſie Viehzucht, wenig Ackerbau; denn noch ſind nicht alle Stämme ſeßhaft und haben keinen feſten Grundbeſitz. Geſchlechter und Sippen bebauen gemeinſam den ihnen von ihren Bezirkshäuptern zugewieſenen Boden. Cäſars Schilderung betrifft wohl nur die Sueven, die Schweifenden. Abwechſelnd ziehen aus den 100 Gauen jährlich je 1000 Bewaffnete auf Beute aus. Dann werden Herzöge gewählt. Aber im Frieden bedarf man keines gemeinſamen Oberhauptes; Recht ſpricht jeder Bezirks- und Gauvorſtand unter den Seinigen. Einen beſonderen Prieſterſtand giebt es nicht. Wüſteneien an den Grenzen ſchaffen Sicherheit und Ruhm. So halten ſich die Leute auch die römiſchen Kaufleute mit ihren die Sitten verderbenden, die Kraft ſchwächenden Waren, vor allem dem Wein, fern.

4. Angriffskrieg der Römer und Freiheitskämpfe der Germanen.

Oktavianus hatte mit dem Reiche seines Oheims Cäsar auch die schwierige Aufgabe geerbt, dasselbe zu organisieren. Er hat diese gelöst durch Ordnung der einzelnen Provinzen. Wie er die Nordgrenze Italiens durch die Unterwerfung der unruhigen Alpenvölker schuf und zugleich sicherte, so hat er die Provinz Germanien eingerichtet, welche später in die beiden Teile zerfiel, Germania prima oder superior am Oberrhein, und Germania secunda oder inferior am Unterrhein, beide geschieden wohl durch die Nava (Nahe) und vom freien Germanien durch den Rhein getrennt. Fast gleichzeitig aber erfolgte die Unterwerfung des Alpengebietes bis zur Donau und der erneute Kampf mit den Germanen.

Kaum zwanzig Jahre waren verflossen, seit zuerst Ubier und Sueben mit Cäsar in Berührung gekommen waren, da fanden jene auf dem linken Rheinufer eine Zufluchtsstätte vor ihren Drängern. Marcus Vipsanius Agrippa siedelte sie im Jahre 38, nachdem er gleich Cäsar den Rhein überschritten hatte, in der Gegend des späteren Köln an.

Aber nicht lange, so mußte Agrippa abermals über den Rhein, um wieder die unruhigen Sugambrer für einen Einfall ins linksrheinische Gebiet und die Schädigung oder Ermordung römischer Kaufleute zu züchtigen. Und trotzdem brachen sie im Jahre 16 abermals ins römische Gebiet ein, schlugen den Legaten Marcus Lollius und erbeuteten sogar den Adler der fünften Legion.

Dieser Schlag bestimmte unzweifelhaft Augustus, die Offensive zu ergreifen. Er selbst eilte nach Gallien und weilte dort drei Jahre, die Provinz durch Anlage neuer Kolonieen romanisierend und sichernd. Sein Stiefsohn Nero Claudius Drusus unterwarf im Jahre 15 Raetien und Vindelicien (das heutige Tirol, die östliche Schweiz und einen Teil von Baiern). Straßen und Kolonieen, dazu Verpflanzung der waffenfähigen Mannschaften aus Noricum und Vindelicien in andere Gegenden festigten den Besitz. Der Bruder des Drusus, Tiberius, sicherte die Donaugrenze weiter durch die Feldzüge in Illyricum und Pannonien, das Land südlich der Donau bis Dalmatien.

Im Jahre 13 erhoben sich die Sugambrer im Bund mit den an der Weser wohnenden Cheruskern und suebischen Stämmen, indem sie alle auf dem rechten Rheinufer sich aufhaltenden Römer töteten und im folgenden Jahre einen Einfall in das jenseitige Gebiet machten. Drusus warf die Angreifer zurück und machte selbst einen Vorstoß in das Land der Usipeten, Sugambrer und Chatten. Inzwischen hatte er auch umfassende Vorbereitungen getroffen zu einem Offensivkrieg, der ein für allemal Ruhe schaffen sollte.

Sein großartiger Plan ging dahin, die feindlichen Stämme von zwei Seiten her zu fassen, vom Westen und vom Norden. Daher

legte er mit Hilfe der friedlich gesinnten Ubier und durch kluge Politik gewonnenen Bataver und Friesen einen Kanal, den sogen. Drususgraben, von der Yssel (Yssala, Sala) nach dem Zuyderſee (lacus Flevo) an und führte ihn weiter zur Nordsee. Durch diese Wasserstraße ermöglichte er die leichtere Verpflegung seiner Truppen.

Noch in dem Jahre 12 unternahm er die erste Expedition zur See. Möglichst an der Küste fahrend, landete er auf mehreren Inseln, nahm die Insel Borkum (Burchanis, Fabaria = die Bohneninsel) mit Gewalt und besiegte auf der Ems (Amisia) die aus zahlreichen Kähnen bestehende Flotte der feindlichen Brukterer. Dann zog man zu Lande gegen die Chauken, welche an der Mündung der Weser wohnten, und zwang diese zur Anerkennung der römischen Herrschaft. Bei der Rückfahrt saßen die tiefgehenden Schiffe auf den Watten auf und entgingen nur durch die Hilfe der Friesen dem Untergange, der sie bei größerer Einigkeit der germanischen Stämme sicher hier erreicht hätte.

Auch die folgenden Züge des Drusus zu Lande vom Jahre 11—9 hatten nur darum einen günstigen Ausgang, weil innerer Zwist die Germanen schwächte. Die Sugambrer lagen mit den Chatten im Krieg, weil diese die zugesagte Hilfe nicht geleistet hatten. Während sie das Chattenland verheerten, drang Drusus von Vetera castra (Birten bei Xanten) aus durch ihr eigenes Gebiet ungehindert vor bis in das der Cheruſker und brachte diese, wie die Chauken, so schien es, zum Gehorsam. Der Rückzug aber hätte, wie im vergangenen Jahre, beinahe dem siegreichen Heere die Vernichtung gebracht. Nur mit Mühe bahnten sich die Legionen in dem Engpaß von Arbalo, dessen Lage nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, durch die von allen Seiten, aber ohne jede Ordnung, heranstürmenden Germanen einen Weg. Zur Sicherung der Straße für die Zukunft errichtete der Sieger gleichsam als Zwingburg das Kastell Aliso im Quellgebiet der Lippe, vielleicht das heutige Dorf Elsen an der Alme, und ein zweites im Lande der Chatten (Artaunum), wohl die berühmte Saalburg bei Homburg vor der Höhe.

Die Chatten, von Drusus genötigt, ihre schönen Gaue zu verlassen und mit dem alten ubischen Gebiete vorlieb zu nehmen, kehrten in ihre alte Heimat zurück. Daher zog Drusus, diesmal von der altkeltischen Stadt Mainz (Mogontiacum) aus, gegen sie, und ließ sie die Schärfe des römischen Schwertes fühlen. Die zu ihnen gehörigen Mattiaken an den warmen Quellen zu Wiesbaden hatten mehr aus Not als aus Neigung die Treue gewahrt, und hielten auch im folgenden Jahre bei den Machthabern aus, als ihre Stammesgenossen mit anderen Völkerschaften zu energischem Widerstande sich vereinten.

Drusus, wieder von Mainz ausziehend, besiegte die Gegner in harten Kämpfen, überschritt die Weser im Lande der Cheruſker und

drang unter Verheerungen bis zur Elbe (Albis) vor. Aber der Übergang mißlang. So errichtete Drusus ein Siegeszeichen und trat den Rückweg an (9 v. Chr.). Der Sage nach, wie sie der Geschichtschreiber Dio Cassius (c. 200 n. Chr.) uns aufbewahrt hat, trat dem Kühnen ein Riesenweib entgegen und weissagte ihm das Ziel seiner Thaten und Tage. Auf dem Rückzuge zwischen Weser und Saale stürzte der Feldherr und brach den Schenkel. In das Sommerlager zurückgebracht, starb der blühende Mann nach dreißigtägigem Leiden in den Armen seines Bruders Tiberius, welcher auf die Nachricht von dem Unglücke sofort herbeigeeilt war. Heulende Wölfe, klagende Weiber, Bewegung der Sterne und andere böse Vorbedeutungen sollen den Tod verkündet haben. Fern von der Heimat, tief im Lande der Barbaren, ward der große Feldherr mitten aus seiner Siegeslaufbahn gerissen, er der Schrecken der Feinde, der Liebling des römischen Volkes. So gewaltig war das Ansehen noch des Toten, daß der Trauerzug ungefährdet zu dem Winterlager geführt werden konnte. Hier, in Castra vetera oder in Mainz, ward die Leiche verbrannt, die Asche nach Rom gebracht. Der große Mann erhielt mit seinen Söhnen den Beinamen Germanicus; es wurden ihm Standbilder und ein Triumphbogen und am Rhein ein Kenotaphium errichtet, bei welchem alljährlich an einem bestimmten Tage die römischen Soldaten das Andenken durch feierliche Kampfspiele begingen. Der Kaiser Claudius aber weihte seinem Vater in Mainz ein Denkmal, welches bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat, wenn auch arg beschädigt. Es ist der Eigelstein auf der Mainzer Citadelle, der noch Jahrhunderte lang als Trûsilêh, d. i. Drusus-Grabmal, bezeichnet wurde.

Die Herrschaft, welche Drusus durch seine Kühnheit begründet hatte, wußte Tiberius durch seine Klugheit zu behaupten. Die Kastelle am linken Rheinufer von der Mündung des Maines bis zu der der Lippe und die Stationen römischer Truppen im Feindesland selbst hielten die Ordnung aufrecht. Als Tiberius über den Rhein ging, baten die Germanen um Frieden. Selbst die Sugambrer sandten endlich die Vornehmsten als Gesandte. Augustus verfuhr gegen sie wie einst sein Oheim gegen die Usipeter und Tenchterer. Er hielt sie fest und internierte sie in verschiedenen Städten. Von Sehnsucht nach Heimat und Freiheit ergriffen, gaben sie sich selbst den Tod. Das führerlose Volk aber, 40 000 Mann stark, ward auf das linke Rheinufer verpflanzt und verteilt. Zu ihnen gehört wahrscheinlich der Stamm der Cugerner, welche zwischen den Batavern und den Ubiern angesiedelt wurden. Auch der Name Sugambrer ist nicht untergegangen. Mit Stolz bezeichneten sich später mit demselben die Franken.

Die Markomannen verließen, um der römischen Herrschaft auszuweichen, unter ihrem Herzog Marobodnus ihre alten Sitze am Main und wandten sich nach dem Osten in das einst von den keltischen Boiern bewohnte Land Böhmen. An ihre Stelle rückten mit

Erlaubnis des römischen Statthalters Lucius Domitius Ahenobarbus hermunduriſche Gaue (6 v. Chr.). Derſelbe Feldherr hatte das Sumpfgebiet zwiſchen Ems und Rhein gleichſam überbrückt durch Bohlwege, die ſog. „langen Brücken“, von welchen ſich noch bis jetzt Reſte zwiſchen Mehrholz und Brägel erhalten haben. Zwar ſetzte er über die Elbe, ſchloß mit den Anwohnern ein Freundſchaftsbündnis und errichtete dem Auguſtus einen Altar. Aber als er verſuchte, einige verbannte Cheruſker in ihr Vaterland zurückzuführen, ſtieß er auf Widerſtand und erntete Verachtung.

Mehr Erfolg hatte Tiberius, dem es gelang, die Cheruſker, die in dem Quellgebiet der Lippe und an der Ems wohnenden Brukterer, ſelbſt die wilden, damals zwiſchen Weſer und Elbe hauſenden Langobarden und andere Stämme zu unterwerfen. Während er ſelbſt zu Lande zog, fuhr die Flotte zu den Chaukern an der Nordſeeküſte entlang ſelbſt um die Nordſpitze von Jütland, dann zurück in die Elbe und vereinigte ſich mit dem ſiegreichen Cäſar und ſeinem Heere.

Velleius Paterculus, welcher den Feldzug mitmachte, erzählt folgenden Vorfall: Als das Heer an der Elbe gegenüber den Semnonen lagerte, ruderte ein Greis von hohem Wuchs in fürſtlichem Schmucke auf ſeinem Einbaum über das Waſſer und ließ ſich vor Tiberius führen. Lange betrachtete er ſchweigend den Imperator. Dann rief er aus: „Unſere Jugend iſt wahnſinnig, daß ſie euch als Götter verehrt, wenn ihr fern ſeid, eure Waffen fürchtet, wenn ihr da ſeid, und ſich doch nicht in euren Schutz begiebt; dank deiner Güte, Cäſar, habe ich heute die Götter geſchaut, von denen ich vordem gehört; nie habe ich mir einen glücklicheren Tag gewünſcht, nie einen glücklicheren erlebt.“ Dann berührte er die Hand des Mächtigen und fuhr, den Blick zurückgewandt, zu den Seinigen zurück. Zwar wurde auch Tiberius auf dem Rückzuge angegriffen. Aber er wies den Angriff mit Erfolg zurück und konnte zum erſtenmal ſeine Truppen mitten unter den Germanen ein Winterlager bei Aliſo beziehen laſſen.

Germanien ſchien beſiegt, beruhigt. Schon kamen die Leute zu den Märkten, verkehrten friedlich mit den Eroberern und lernten römiſches Recht, aber auch römiſches Unrecht kennen. Sie fügten ſich der Macht, aber ſie vergaßen nicht der Väter Sitten, der alten Freiheit, der alten Wehrhaftigkeit. So lange der ſchlaue Tiberius und der milde Sentius Saturninus walteten, herrſchte Ruhe.

Nur ein Volk war noch unbeſiegt, frei, die Markomannen. An ihrer Spitze ſtand König Maroboduus, ein Mann aus edlem Geſchlechte, von kraftvollem Körper und wildem Sinne, mehr der Abſtammung nach als in der Sitte Barbar. Als Geiſel in Rom hatte er die Vorteile des römiſchen Heerweſens kennen gelernt und ſeine Erfahrung praktiſch verwertet. Er ſchuf ein auf römiſche Weiſe eingeſchultes Heer von 70 000 Mann Fußvolk und 40 000 Reitern, umgab

sich mit einer Leibwache und machte sich die Lugier (in Schlesien), die Langobarden und Semnonen unterthan. Zwar verhielt er sich nicht offen feindselig gegen die Römer; aber er gewährte Römerfeinden eine Zufluchtsstätte. Er reizte nicht, aber er zeigte, daß es ihm für den Fall eines Angriffs weder an Kraft noch an Lust zum Widerstand fehle. Seine Macht war besorgniserregend. Und da man stets fürchten mußte, daß er eines Tages losbreche, beschloß man ihm zuvorzukommen.

Der Doppelangriff begann im Jahre 6 n. Chr. Während Tiberius mit seinen illyrischen Legionen von der Stadt Carnuntum (bei Hainburg) von der Donau her nordwärts zog, rückte Sentius Saturninus vom Westen her durch das Land der Chatten und Hermunduren gegen Boiohoemum heran. Schon hatten sich beide Heere bis auf fünf Tagemärsche genähert, da brach im Rücken des Tiberius vielleicht auf Anreizung Marbods ein furchtbarer Aufstand der Pannonier und Dalmatier los. „Der Ruhm mußte" nach dem Ausdrucke des Paterculus „der Not weichen". Marbod war gerettet. Aber auch Germanien konnte von der römischen Herrschaft befreit sein, wenn Marobod die übrigen deutschen Stämme zur Erhebung aufgefordert und sich mit ihnen auf Sentius gestürzt hätte.

Aber nichts von dem geschah. Während die Legionen im Süden gegen die Aufständischen kämpfen mußten, verhielt sich Germanien ruhig, ruhig trotz des schweren Druckes, welcher auf dem Volke lastete, seit Publius Quinctilius Varus, ein Verwandter des Kaisers, die Statthalterschaft bekleidete. Dieser, ein unfähiger Lebemann, glaubte, wie in seiner früheren Statthalterschaft Syrien, so hier herrisch, schonungslos verfahren zu können. Die ungewohnten Härten des römischen Rechts, der Stolz der Unterdrücker, die Erpressungen erregten den Ingrimm der Bedrückten. Unter den Augen des Zwingherrn verbanden sich die Unzufriedenen, und Varus sah nicht. An seinem Tische saßen die Häupter der Verschwörung, Arminius und Segimer; und Varus, von Verrätern, wie Segestes, dem Bruder Segimers, gewarnt, glaubte nicht.

Arminius, ein adliger Jüngling, der Sohn eines anderen Cheruskerfürsten Segimer, war, wie keiner, geeignet zur Führung der Verschworenen. Denn er besaß zugleich Tapferkeit und Verschlagenheit; das Feuer seines Geistes funkelte aus seinen Augen. Germanische Urkraft war durch römische Erziehung verfeinert. Mit seinem Bruder Flavus (Blondel) hatte er das römische Bürgerrecht, den Rang eines römischen Ritters, den römischen Namen erhalten, auch römische Kriegskunst gelernt. Sein ganzes Wesen erweckte Vertrauen, und darum ließ sich Varus von ihm täuschen.

Als er nichts ahnend im Sommerlager weilte, mitten unter dem anscheinend friedlichen Volke der Cherusker, ward ihm die Nachricht von dem Aufstande einiger entfernten Stämme. Da es schon Zeit war, in das Winterlager zurückzukehren, beschloß Varus einen Umweg

zu machen, um die Empörung niederzuwerfen. Begleitet von den Verschworenen trat er mit etwa 20 000 Mann, darunter drei Legionen, der 17., 18., 19., den Marsch an.

Unter dem Vorwand, Hilfstruppen zu holen, entfernten sich die germanischen Fürsten auf dem Wege, und Varus ließ sie ziehen, obwohl Segestes alles verriet. Er war mit Blindheit geschlagen und sah erst das Unglück kommen, als es bereits Verderben war.

Auf den Befehl Armins wurden die detachierten Abteilungen römischer Truppen im Lande zusammengehauen. Das ganze Volk, zum Kampfe entboten, erhob sich gegen die Unterdrücker. Der Sohn des Segestes, in der Ubierstadt am Rhein, dem späteren Köln, römischer Priester, zerriß mit der Priesterbinde das Band, welches ihn an die Feinde fesselte, und eilte herbei. Selbst der Verräter Segestes sah sich von seinem Gau in den Kampf fortgerissen.

Während der durch den zahlreichen Troß von Knechten, Händlern, Weibern und Kindern langgedehnte Heereszug durch die unebenen Schluchten des Teutoburger Waldgebirges, d. i. wohl der Wiehenberge nördlich vom Osning, auf dem durch den strömenden Regen aufgeweichten Boden langsam sich fortbewegte, brachen gleich dem die Wipfel der Bäume durchbrausenden Sturmwinde die Germanen hervor und ermatteten die mühsam Dahinziehenden durch beständige Angriffe.

Drei Tage lang kämpften die Truppen den ungleichen Kampf gegen die feindliche Übermacht, gegen Wind, Regen und Frost. Am ersten Tage schlugen sie noch ein ordentliches Lager. Dort verbrannten sie die meisten Wagen und anderes entbehrliche Geräte oder ließen es zurück. Aber der Weitermarsch an den beiden folgenden Tagen ging um nichts rascher. Mitten in dem Walde zusammengedrängt, dem schrecklichsten Unwetter ausgesetzt, leisteten die Mutlosen geringen Widerstand. Es waren eben nicht die Veteranen des Drusus, sondern junge, ungeübte Soldaten. Varus, verwundet, zu früh an der Rettung verzweifelnd, gab sich den Tod und überlieferte durch dies Beispiel der Mutlosigkeit sein Heer der gänzlichen Vernichtung. Eine Anzahl von Offizieren entzog sich wie der Feldheer durch Selbstmord dem folgenden Gemetzel oder der drohenden grausamen Hinrichtung. Der Reiterei gelang es nicht, sich nach Aliso durchzuschlagen. Nur wenige Versprengte waren dem Tode durch zeitige Flucht entgangen. Die drei Legionsadler waren verloren. Keine Nachricht sagt, wo jene grause Niederlage stattfand. Man sucht jetzt den Schauplatz der Katastrophe auf dem großen Venner Moor nordöstlich von Osnabrück bei Barenau (9 n. Chr.), während der tüchtige Forscher Friedrich Knoke in dem Thalkessel von Leeden den wahren Platz gefunden zu haben glaubt.

Schrecklich war das Los der Gefangenen, besonders der verhaßten Sachwalter. Viele wurden in grausamer Weise den Göttern geopfert. Einzelne, welche geschont wurden, kehrten nach 41 Jahren in die

Freiheit zurück. Das Haupt des Varus schickte der Sieger an Marobod, eine klare Mahnung zur Teilnahme am Kampf gegen den gemeinsamen Feind, zur Einigung. Aber die Botschaft verfing nicht. Der Markomannenkönig sandte den Kopf nach Rom, nahm aber an der Erhebung der Cheruster keinen Anteil.

In Rom schlug die Kunde von der furchtbaren Niederlage fünf Tage nach der Nachricht von der siegreichen Beendigung des pannonischen Krieges wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Aber die Angst, daß die Germanen nun Italien, Rom angreifen würden, war unbegründet. Nicht Angriff, nur Verteidigung, nicht Eroberung, nur Befreiung war der Zweck der Empörung. Darum erfolgte nicht einmal ein Angriff auf das linke Rheinufer. Man brach nur die Zwingburgen im Lande. Die Saalburg fiel. Aber das Kastell Aliso hielt der Veteran Lucius Cädicius so lange als möglich; dann führte er die Besatzung mit Weibern und Kindern, wenn auch unter Verlusten, zu Lucius Nonius Asprenas, der bereits zum Entsatz heranrückte.

An Rache konnten die Römer zunächst nicht denken, denn es fehlte an geschulten Truppen. Nordgermanien rechts des Rheines war frei und ward auch von den Römern im Grunde genommen von nun ab als frei angesehen. Die späteren Kriege gelten mehr der Sicherheit des Besitzes links vom Grenzstrome, als der Eroberung, mehr der Rache und der Ehre der römischen Waffen, als der Unterwerfung der Gegner. Auch die nächsten Maßnahmen richten sich offenbar nur auf die Sicherstellung des noch treuen Gebietes. Die Rheinarmee wurde auf acht Legionen gebracht. Der erfahrene Tiberius übernahm wieder das Kommando. Ohne Zweifel wurde damals (10 und 11 n. Chr.) auch die Teilung der Statthalterschaft in Obergermanien und Untergermanien vorgenommen. Geschieden waren die beiden Provinzen durch den Vinxtbach, welcher später die Grenze zwischen den Erzdiöcesen Köln und Trier bildete; er mündet unterhalb der Burg Rheineck gegenüber Rheinbrohl. Die Hauptquartiere waren Mogontiacum (Mainz) mit dem castellum Mattiacum (Kastel) und Castra vetera (Birten bei Xanten). Andere wichtige Garnisonen und Städte waren Vindonissa (Windisch bei Zürich), Argentoratum (Straßburg), Bingium (Bingen), Confluentes (Koblenz), Bonna (Bonn), das spätere Colonia Agrippina (Köln) mit dem Brückenkopf von Deutz, Novaesium (Neuß), Noviomagus (Nymwegen) u. a.

Die Städte Metz (Divodurum) und Trier (Augusta Treverorum) gehörten zu Gallia Belgica.

In den Jahren 10—13 herrschte zwar zwischen Römern und Germanen Kriegszustand. Aber es wurde von beiden Seiten nichts Bedeutendes gewagt. Ein einmaliger Vorstoß des Tiberius über den Rhein (11 n. Chr.) brachte keinen nennenswerten Erfolg, aber auch keinen Verlust.

Als aber nach dem Tode des Augustus und des Tiberius Thronbesteigung Germanicus, der Sohn des Drusus, allein mit dem

Oberbefehl betraut wurde, änderte sich die Sachlage. Der Prinz besaß Ehrgeiz und Thatendrang und betrachtete es als seine Aufgabe, des Vaters Errungenschaften von neuem zu gewinnen. Gerne benutzte er daher einen Aufstand der rheinischen Legionen als guten Vorwand für einen Kriegszug gegen die Germanen: Thätigkeit schien das beste Mittel zur Beruhigung der aufrührerischen Elemente.

In vier Feldzügen (von 14—16 n. Chr.) nahm er Rache an den Urhebern der Varianischen Schmach, den Chatten, Marsern und Cheruskern. Zuerst überfiel er im Herbste des Jahres 14, der Lippe entlang aufwärts ziehend, die Marser, hieb die bei einem Opfermahl Versammelten nieder, zerstörte das Heiligtum der Tanfana und verheerte weit und breit das Land. Aber den Rückweg mußte er sich unter schweren Kämpfen bahnen.

Im folgenden Frühjahre drang er von Mainz aus tief in das Land der Chatten ein bis zur Adrana (Eder), alles verheerend, während sein Legat Cäcina die Cherusker und Marser verhinderte, den Chatten zu Hilfe zu kommen. Mattium (wohl Maden), der Hauptort der Chatten, wurde niedergebrannt, die Feste auf dem Taunus wieder hergestellt. Mittlerweile hatten sich die cheruskischen Parteien aufs bitterste befehdet. Arminius hatte Thusnelda, die Tochter des Segestes, die der Vater bereits einem anderen verlobt hatte, entführt. Aber Segestes hatte sie wieder in seine Gewalt gebracht. Jetzt, von Arminius bedrängt, flehte er die Römer um Hilfe an.

Germanicus befreite den ehemaligen treuen Bundesgenossen und nahm ihn und seinen Sohn Segimundus wieder in Gnaden auf. Er wies ihm und seiner Familie auf römischem Gebiete den Wohnsitz an. Und so mußte auch die unglückliche Gattin des Arminius in die Gefangenschaft wandern, ein echtdeutsches Weib, nach dem Zeugnis des Römers Tacitus, „an Gesinnung mehr dem Gatten als dem Vater ähnlich“. Ungebeugt, hatte sie keine Thräne, kein Wort der Bitte, als sie sich den Römern ausgeliefert sah. „Die Hände in das Gewand gefaltet, schaute sie wortlos zur Erde.“ Dem Sohne, welchen sie in der Gefangenschaft gebar, Thumelicus, ward ein entehrendes Geschick zu Teil, welches — das ist uns nicht überliefert. Auch Segests Bruder Segimer und sein Sohn Sesithacus unterwarfen sich bald.

Den Arminius aber entflammte der Schmerz um den Verlust des geliebten Weibes zur Wut. Er flog durch die Gaue der Cherusker, zum Kampf gegen Verräter und Römer auffordernd. Und er rief nicht nur zur Rache, sondern zum Kampf für Freiheit und Vaterland auf. So erhoben sich die Cherusker und ihre Nachbaren; auch Inguiomer, sein Oheim, sonst den Römern zugethan, folgte dem Rufe. Germanicus beschloß den gefährlichen Feind, wie sein Vater, durch einen Angriff von zwei Seiten zu überwältigen. Mit 40 Kohorten zog Cäcina, alles verwüstend, durch die Gaue der Brukterer an die Ems, Germanicus selbst schlug den Seeweg ein, die Reiterei kam der

Küste entlang durch das Gebiet der Friesen. An der Ems fand die Vereinigung der Truppen statt. Gemeinsam überfiel man den Vortrab der Brukterer. Hierbei fand man wieder den Adler der 19. Legion, der mit Varus verloren war. Zwischen Ems und Lippe ward alles verwüstet. Dann besuchte das Heer die Stätte, wo vor sechs Jahren Varus „durch das Geschick und die Gewalt des Arminius gefallen" war. Mit Schaudern erblickte man an den Bäumen Menschenschädel hängend, sah die Altäre, an welchen die Tribunen und Centurionen geblutet hatten, und trauernd bestattete man die bleichenden Gebeine der erschlagenen Kameraden.

Ein Reiterkampf mit Arminius blieb ohne Entscheidung. Die Rückfahrt brachte Germanicus mit der 2. und 14. Legion wieder Gefahr. Cäcina aber, welcher die Hälfte des Heeres, die 5. und 21. Legion, auf dem Landweg über die „langen Brücken" (s. ob. S. 18) zurückführen sollte, wurde von Arminius in der gefährlichen Moorgegend eingeschlossen und drei Tage lang so hart bedrängt, daß das Heer beinahe das Schicksal der Varianischen Legionen geteilt hätte. Aber die Entschlossenheit und Festigkeit des im Dienste ergrauten Feldherrn einerseits, die Habsucht und das wilde Ungestüm der Germanen, welche zu früh den Sturm auf das Lager wagten, anderseits, rettete das Heer. Ein glücklicher Ausfall brachte den Germanen eine schwere Niederlage, verschaffte den Römern freien Durchzug nach dem Rhein.

Der geringe Erfolg des seitherigen Krieges schreckte Germanicus nicht von weiteren Versuchen ab, sondern trieb ihn, wie es scheint, erst recht an zur Durchführung der Pläne seines Vaters. Für den beabsichtigten Feldzug wurden umfassende Vorbereitungen getroffen. Nach zwei kleinen Vorstößen in das Land der Chatten und der Cherusker im Frühling des Jahres 16 n. Chr. ließ er das gesamte Heer, etwa 80 000 Mann, auf der 1000 Segel starken Flotte von der See her in die Ems transportieren. Dadurch ersparte er die schwierigen Märsche und erleichterte die Verpflegung. An der Weser standen die germanischen Scharen, den Angriff erwartend. Hier soll nach dem Berichte des Tacitus eine Unterredung zwischen Arminius und seinem abtrünnigen Bruder Flavus stattgefunden haben; der Wortstreit würde blutig geendet haben, wenn die Römer den Flavus nicht zurückgehalten hätten.

Die römische Reiterei, welche zuerst den Strom überschritt, ward geworfen. Aber in der Schlacht auf der Ebene Idistaviso (= „verbranntem Walde" oder nach Grimms Deutung Idisiaviso = „Elfenwiese"), siegte Germanicus. Dem schrecklichen Blutbade, welches die erbitterten Legionen unter den geschlagenen Germanen anrichteten, entrannen der verwundete Arminius und Inguiomer mit genauer Not. Und trotzdem hemmen wenige Tage später neue Scharen den Zug des siegreichen Heeres. Eine zweite gewaltige Schlacht entspinnt sich am Grenzwalle der Angrivaren; nicht Sieg,

erst die Nacht beendet den Kampf. Es war mehr frommer Wunsch als Wahrheit, was Germanicus auf ein aus der Beute feindlicher Waffen errichtetes Siegesdenkmal schreiben ließ: „Nach der völligen Besiegung der Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht.“ Der an sich nicht unrühmliche Feldzug hatte einen traurigen Ausgang: die Flotte wurde auf der Rückkehr von Stürmen verschlagen und der Vernichtung nahe gebracht. Den Verlust an Mannschaften schlugen die Römer selbst auf 20 000 an, vielleicht im Schrecken übertreibend.

Das nächste Jahr — so hoffte Germanicus — sollte die gänzliche Unterwerfung der Völker Nordgermaniens bringen; es brachte — die Abberufung des Feldherrn durch Tiberius, der die Niederlage des Varus für gerächt, die Ehre des römischen Heeres für wiederhergestellt ansah und es für besser hielt, dem römischen Heere die Opfer für zweifelhaften Erfolg zu sparen und die Germanen der inneren Entzweiung und gegenseitigen Vernichtung zu überlassen. Wie richtig die Politik des Kaisers war, hat die Folge gelehrt.

Schon in den nächsten Jahren, nachdem die Römer die Offensive eingestellt hatten, brach der Bruderkrieg unter den Germanen selbst los.

Maroboduus hatte sich an dem Kampfe gegen die Römer nicht beteiligt. Jetzt wandte sich die Partei der Patrioten gegen ihn, der zugleich als König ein Feind der Freiheit schien. Als einige Suebenstämme, Semnonen und Langobarden, sich von ihm lossagten und an Arminius anschlossen, kam es zwischen den Nebenbuhlern zum Kampf. Arminius hätte die Übermacht gehabt, wenn nicht sein seitheriger Kriegsgenosse, sein greiser Oheim Inguiomer, aus verletztem Stolze, da er seinem Neffen nicht gehorchen wollte, auf Marobods Seite getreten wäre.

In einer furchtbaren Schlacht rangen Germanen mit Germanen um die Vorherrschaft; Kraft und Mut, Erbitterung und Kriegstüchtigkeit waren auf beiden Seiten gleich; und es war nicht mehr ein regelloses Messen germanischer Urkraft, sondern eine regelrechte Schlacht zwischen gewaltigen Gegnern, die beide römische Taktik kennen gelernt hatten. Der Ausgang war unentschieden. Aber der Markomannenkönig überließ Arminius das Schlachtfeld und suchte Hilfe bei den Römern, damals vergeblich, weil man sich noch zu wohl erinnerte, daß er früher gegen Arminius neutral gewesen war. Aber als der Gothonenfürst Katwalda, den Marobod einst durch sein Benehmen zum Abfall von sich gebracht hatte, vielleicht im Einverständnis mit einer Adelspartei seinen alten Feind in der Königsburg selbst überfiel, sah sich dieser, von den Seinigen verlassen, genötigt, als Schutzflehender bei den Römern demütig um Aufnahme zu bitten. In Ravenna ist er achtzehn Jahre später ruhmlos gestorben. Aber auch Katwalda

hatte dasselbe Ende. Von den Hermunduren vertrieben, fand er eine Zuflucht auf römischem Boden, in Forum Julii (Fréjus).

Und Arminius? Seiner Nebenbuhler entledigt, suchte er die gewonnene Freiheit zu sichern durch die Herrschaft des einen. Aber in dem Streben nach Alleinherrschaft stieß er auf Widerstand bei dem eigenen Volke. Rom konnte das erbärmliche Anerbieten des Chattenfürsten Adgandestrius, welcher Gift zur Ermordung des Gefürchteten verlangte, ruhig zurückweisen. Cherusker standen gegen Cherusker, und der große Mann, der einzige, welcher Einigung der germanischen Stämme gedacht haben mochte, fiel zwei Jahre nach der Flucht des Marobodnus (21), von seinen Verwandten hinterlistig ermordet, im 37. Jahre seines Lebens, im zwölften seiner Macht. Mochte Neid und Eifersucht das Verdienst des Helden vergessen, nach dem Urteil des Römers war er „unstreitig der Befreier Germaniens", er hat sein Volk vor der Romanisierung bewahrt; „und er stritt nicht, wie andere Könige und Heerführer, mit Rom im Beginn seiner Macht, sondern in der Blüte des Kaisertums in Schlachten nicht stets vom Glück begünstigt, im Kriege unbesiegt." (Tac. Ann. II 88.) Mochte er ruhmlos fallen, sein Andenken lebte fort in den Heldenliedern seines Volkes.

Des Schicksals Ungunst hat über jenen Gesängen gewaltet. Sie sind verklungen. Und mit ihnen verhallte der deutsche Name des ersten Freiheitshelden unseres Stammes. Aber mag auch der Name „Hermann" unberechtigt sein, mag auch das „Hermannsdenkmal" auf der Grotenburg bei Detmold nicht an dem Schauplatze der Varusschlacht sich erheben, der Held ist uns ein Sinnbild der Freiheit und Einigkeit unseres Vaterlandes.

Mit Arminius war auch der Heldengeist von seinem Volke gewichen. Die Cherusker sanken, sich in innerem Zwist aufreibend, zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit hinab. Wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Arminius (47 n. Chr.) erbaten sie sich den Sohn seines Bruders Flavus von Rom zum König. Aber auch dieser, Italicus, vermochte nicht, den Seinen Frieden und Ordnung zu schaffen. Der den Sueben gegebene König Vannius erlag im Kampf mit seinen eigenen Verwandten und dem sie beschützenden Hermundurenkönig Vibilius. Die Friesen, seither den Römern treu, erhoben sich im Jahre 28 gegen den unerträglichen Druck der römischen Steuererheber. Der Aufstand konnte nicht niedergeworfen werden. Aber als sie 18 Jahre später versuchten einige unbewohnte Striche am Rheine zu besetzen, wurden sie mit Gewalt zurückgewiesen. Auch gegen die Chauker, Marser und Chatten hatte man zu kämpfen. Die heimatlosen Ansivaren fanden Hilfe bei den Brukterern und Tenchterern, diese aber wurden von den Römern bezwungen; so wanderten jene weiter. Jegliches Zusammenhalten fehlte. Hermunduren und Chatten stritten in erbittertem Kampfe mit einander um einen Grenzfluß mit salzreichen Quellen. In den römischen Heeren aber kämpften zahlreiche germanische Hilfskohorten für Rom, oft gegen die Heimat.

Von größerer Bedeutung war nur der Bataveraufstand (69—71). Die Bataver, von den Chatten abstammend, wohnten steuerfrei in der Gegend der Rheinmündungen. Sie hatten sich als treue Unterthanen Roms bewährt und zahlreiche Auxiliartruppen gestellt; auch die kaiserliche Leibwache, die Prätorianer, wurde hauptsächlich aus diesen tüchtigen Soldaten rekrutiert, welche sich durch Größe, Kraft und Gewandtheit, Schönheit und Tapferkeit gleicherweise auszeichneten. Unter Führern ihres Stammes stehend, hatten die batavischen Kohorten mehrfach in Kämpfen besonders in Britannien den Ausschlag gegeben und dadurch sich ein Ansehen verschafft, welches ihnen den Neid der Legionen eintrug. Bei der Erhebung des Vindex entzweiten sich die 14. Legion und die derselben zugesellte Hilfstruppe der Bataver, 8000 Mann stark. Während jene dem Rufe Neros nach Italien Folge leistete, weigerten sich die Bataver mit ihr zu ziehen, vielleicht weil zwei ihrer Offiziere, die Brüder Paulus und Julius Civilis, trotz ihrer Verdienste in Haft genommen, ersterer sogar hingerichtet worden war. Durch Galba freigelassen, hatte sich Civilis nach einigem Zögern an Vitellius angeschlossen. Aber nach der Schlacht bei Betriacum (unweit Cremona), deren günstigen Ausgang Vitellius wesentlich den Batavern zu danken hatte, revoltierten diese und gingen auf den Vorschlag der Boten Vespasians ein, einen Aufstand in Germanien gegen Vitellius zu erregen.

Civilis gab sich nach außen den Schein der Treue gegen Vespasian, verfolgte aber beharrlich die Verwirklichung seines geheimen Planes, Befreiung der Heimat vom römischen Joche. Auf seine Veranlassung hin erhoben sich zuerst die Kannenefaten und Friesen, indem sie die nächsten römischen Truppen überfielen. Dann stellte sich Civilis an die Spitze des Aufstandes, der bald durch den Abfall der übrigen batavischen Kohorten, die Erhebung der rechtsrheinischen Stämme, wie der Chauker und Friesen, der Tenchterer, Usipeter, Mattiaker und Chatten, endlich durch den Anschluß der gallischen Trevirer, Lingonen und anderer eine bedenkliche Ausdehnung gewann. Die Gefahr für Rom war um so größer, als in dem römischen Heer keine Manneszucht herrschte und die Führer den Kopf verloren. So unterlagen die Römer fast in allen Kämpfen Der Brand des Kapitols, von den gallischen Druiden als das Zeichen des Untergangs der römischen Weltherrschaft gedeutet, ließ in den leicht erregbaren Galliern den wahnsinnigen Gedanken eines „Reiches der Gallier“ entstehen, trieb aber diese entnervten Bundesgenossen nicht zu Thaten an. In Germanien fiel die alte Feste Mainz, sogar durch Verrat der römischen Soldaten, selbst die Stadt der allzeit getreuen Ubier, seit dem Jahre 51 zu Ehren der Agrippina, der Tochter des Germanicus, der Gattin des Claudius, der Mutter Neros, zur Colonia Claudia Agrippinensis erhoben; ja nach langer Verteidigung kapitulierte auch Castra vetera; die abziehenden Truppen wurden wider das gegebene Wort niedergemacht. Die übrigen Legionen ließen sich für das „Reich Gallien“

vereidigen. Es war eine Schmach für Rom. Aber das „Reich Gallien“ war am wenigsten gefährlich, unterlag auch zuerst dem Angriff der römischen Legionen, welche Vespasian unter dem Kommando des Petillius Cerialis zur Unterdrückung des Aufstandes abschickte. Die Kölner, die nur der Fürsprache des Civilis und der Seherin Veleda, welche den Sieg geweissagt hatte, ihre und der Stadt Schonung verdankten, wandten sich rasch wieder den Römern zu und vergalten Gutes mit Bösem, indem sie Gattin und Schwester des Civilis den Feinden auslieferten und die bei ihnen weilenden Germanen ermordeten.

Aber Civilis hielt sich noch. Nachdem er bei Trier das Heer überfallen und beinahe vernichtet hatte, kämpfte er hartnäckig und öfters mit Erfolg am Niederrhein zu Land und zu Wasser. Aber endlich, da die rechtsrheinischen Germanen ihn im Stiche ließen und die eigenen Stammesgenossen, durch römische List verlockt, ihm zu mißtrauen begannen, bot er selbst die Hand zum Frieden (70). Die Römer waren klug genug, sie nicht zurückzuweisen. Die Bataver traten in das alte Verhältnis zu Rom; aber die bevorzugte Sonderstellung ihres Kontingents in der Armee und die Übertragung der Offiziersstellen an die Adeligen des Stammes scheint aufgehoben worden zu sein. Was aus dem kühnen und schlauen Leiter der Empörung, dem einäugigen Civilis, geworden ist, darüber fehlt jede Kunde. Aber Veleda, welche die Germanen zur Teilnahme an der Empörung angefeuert hatte, die Jungfrau, zu deren Turm im Lande der Brukterer man die gefangenen römischen Senatoren und das erbeutete Admiralsschiff des Cerialis gebracht hatte, sie ward gefangen nach Rom geführt.

Im ganzen herrschte an den Grenzen jetzt Ruhe, wenngleich im Innern Germaniens sich mannigfache Änderungen vollzogen. Domitians Chattenkrieg (83) verschob die römische Grenze etwas über den Taunus. Aber fünf Jahre später war es nahe daran, daß sich die Chatten wieder mit den abgefallenen Legionen verbanden. Nerva sicherte die Donaugrenze durch einen Angriff auf die Markomannen. Trajans und Hadrians Namen aber sind durch die Grenzbefestigungen auch in der deutschen Geschichte berühmt geworden. Rom sah einen letzten Aufschwung der Macht, als Britannien und Dacien neue Provinzen wurden. Germanen und Römer verkehrten an und über den limes, den scheidenden Grenzweg, friedlich. Aber das Ende des Krieges zwischen beiden Völkern war noch nicht gekommen, nur eine Zeit der Waffenruhe.

Aus jener Zeit, dem Ausgang des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung († 98/99), stammt das einzige Werk, welches über unsere Vorfahren von einem zeitgenössischen Geschichtschreiber verfaßt ist, das goldene Büchlein des Cornelius Tacitus über Germanien und seine Völker.

5. Innere Zustände der Germanen.

Tacitus hat das Land und die Leute, von denen er berichtet, zwar selbst nicht besucht, aber er hat aus guten Quellen geschöpft. Mögen Mißverständnisse, mangelhafte Mitteilungen den oder jenen unrichtigen Strich veranlaßt haben, das Gesamtbild ist unzweifelhaft wahrheitsgetreu.

Er hält die Germanen für Ureingeborene. Denn wer würde Asien, Afrika oder Italien verlassen, um Germanien zu bewohnen, ein so unschönes, unwirtliches Land, das düster zum Aufenthalt, ja selbst zum Schauen ist für jeden, dem es nicht Heimat ist? Man hatte die Schrecken seiner Wälder und Sümpfe kennen gelernt. Aber es war doch nicht so unfruchtbar als es schien. Und an Metallen fehlte es nicht; doch war Eisen häufiger als Gold und Silber. Reich war das Land an Vieh, und dies war auch der liebste Reichtum der Bewohner.

Die Germanen haben sich rein, unvermischt gehalten. Daher findet sich im allgemeinen trotz der großen Anzahl dieselbe Körperbildung, dasselbe trotzig blickende blaue Auge, die goldfarbenen Haare, die gewaltigen Leiber, zum Angriff geschaffen, für andauernde Strapazen nicht gleicherweise fähig. Hitze und Durst vermögen sie nicht zu ertragen; an Kälte und Hunger hat sie Klima und Wohnort gewöhnt.

Die Tracht war einfach: ein Mantel, durch eine Spange oder eine bloße Nadel zusammengehalten, oder auch ein Tierfell; zu Hause lagen sie ganze Tage am Herdfeuer unbekleidet. Die Wohlhabenden trugen ein eng anliegendes Unterkleid. Weiber und Männer haben die gleiche Tracht. Nur kleideten sich jene gern in linnene, mit roten Streifen gezierte Gewänder.

Auch die Waffen waren prunklos. Selten bedienten sie sich der größeren oder längeren Lanzen. Ihre Hauptwaffe war die Framea, ein Speer mit schmaler und kurzer, aber scharfer Eisenspitze, gleich bequem zum Wurf wie zum Stoß. Zur Deckung hatte man den grell bemalten Schild, dessen Verlust Ehrlosigkeit nach sich zog. Wenige besaßen einen Panzer, kaum der eine oder andere einen Helm oder eine Sturmhaube. Oft warf man selbst die geringe Kleidung ab.

Ihre Stärke lag im Fußvolk. Daher kämpfte, wie dies auch Cäsar schon erzählt, das Fußvolk unter den Reitern. An den Mähnen der Pferde hängend, liefen die Fußgänger mit vorwärts oder zurück, wie es not that. Denn zurückzuweichen galt nicht für Furcht, wenn nur ein neuer Angriff erfolgte, sondern als List.

Die Schlachtordnung war keilförmig, wie ein Schweinskopf, daher sie auch im Norden swînfylkning = Schweingliederung hieß. Das aus den Freien bestehende Volksheer, der Heerbann, gliederte sich nach Hundertschaften. Die Verwandten standen zusammen, und der Zuruf der Weiber wie das Geschrei der Kinder feuert die Kämpfenden an.

Zur Gattin und Mutter bringt man die Wunden, und jene fürchten sich nicht, sie zu zählen und nach ihnen zu fragen. Denn das Weib hat als Genossin ihres Gatten auch Kämpfe und Gefahren, sein Schicksal in Krieg und Frieden zu teilen. Darum empfängt sie als Mitgift vom Manne ein Joch Rinder, ein gezäumtes Roß, einen Schild mit Framea und Schwert. Das Pfand der ehelichen Treue unentehrt den Kindern zu vererben ist ihr Stolz. Die Geschichte weiß, daß durch die Frauen wankende Schlachtreihen wieder zum Stehen, eine halb verlorene Schlacht wieder ins Gleichgewicht gebracht wurde. Denn Gefangenschaft, besonders der Frauen und Jungfrauen, galt als das härteste Los. In der Frau aber sahen sie ein heiliges Wesen, welches die Zukunft vorauszusehen vermöge.

Mehr galten bei den Germanen gute Sitten als anderswo gute Gesetze. Mit der Ehrfurcht, welche man gegen die Frauen hegte, verband sich Heilighaltung der Ehe und strengste Keuschheit. Ehebruch und Unzucht wurde aufs härteste bestraft. Denn niemand belacht dort die Laster, und verführen und sich verführen lassen, heißt nicht Zeitgeist. So blieb es lange Jahrhunderte, bis die römische Entartung auch die Germanen ansteckte.

Merkwürdig dabei ist, daß der Frau trotz ihres hohen Ansehens der schwerste Teil der Arbeit im Hause zufiel. Der Hausherr war der Gebieter. Enge Bande verknüpften die Familie und die weitere Sippe. Je größer sie war, desto größer war das Ansehen des Hauptes. Alle standen für einander ein, hatten die Pflicht der Blutrache, empfingen gemeinsam die Buße für den Erschlagenen, das Wergeld, d. i. Manngeld.

Ein schöner Zug war die Geselligkeit und Gastfreundschaft. Einem Menschen das Obdach zu verweigern, den Gast zu verletzen, galt für Sünde. Bekannt und Unbekannt war vor dem Gastrecht gleich. Man gab, was man bieten konnte, und schenkte zum Abschied, was der Gast begehrte. Aber man bat auch ohne Zögern. Und Gabe und Gegengabe verpflichtete nicht.

Tapferkeit und Kriegslust, Liebe zur Ehre und Freiheit, Stolz waren hervortretende Eigenschaften des Volkes; über alles hoch hielt man die Treue gegen einander, nicht gegen den Feind.

Aber neben den großen Tugenden finden sich auch Schwächen des Charakters, Milde und Härte, Mut und Kleinmut vereint, die Sucht zu Spiel, zum Trunk und zum Streit. Ihre liebsten Spiele waren der Waffentanz und das Würfelspiel. Beim Gelage wird beraten, Tags darauf beschlossen. So mäßig wie im Essen — denn man genießt wildes Obst, Wildbret, Käse, saure Milch —, so unmäßig ist man im Trinken. Das Getränke war Gerstenbier oder der aus Honig bereitete Met. Wein kauften die dem Rheine benachbarten Völker. Einst war seine Einfuhr untersagt, weil derselbe die Kräfte erschlaffe.

Krieg, auch Raubkrieg, ist die ehrenvollste Beschäftigung. War kein Krieg, so brachte man seine Zeit mit Fehden, Jagd oder

Müßiggang zu. Die Sorge für Vieh und Feld liegt der Frau, den Greisen, den Schwachen ob. Der Ackerbau war noch ziemlich unentwickelt. Er bestand in der sogenannten „Feldgraswirtschaft", bei welcher der Fruchtacker nach einem oder mehreren Jahren mit Gras bestellt wurde. Jede Familie hat einen Anteil an der Feldflur, die Hufe, auch Mitbenutzungsrecht an dem gemeinsamen Weide- und Waldland, der Mark.

Man wohnte in Dörfern, aber die Hofstätten waren getrennt und zerstreut, wie gerade ein Quell, ein Feld, ein Hain zur Ansiedelung einlud; Städte gab es nicht. Sah man sie doch als Zwingburgen, ja als Grabstätten an! Was die Römer als germanische Städte bezeichneten, waren Wallburgen, in welche man im Kriegsfalle die Herden und Nichtwaffenfähigen bergen konnte. Außer den zu einer Dorfgemeinschaft gehörigen Häusern gab es noch Einzelhöfe, wie sie noch heute in Westfalen und sonst sich finden. Ein mit Hecken umzäumter Hofraum umgab das aus Holz, Flechtwerk und Lehm gebaute Haus. Steinbau und Ziegeldach waren nicht bekannt. Einziger Schmuck war der farbige Anstrich. Das Stroh- oder Rohrdach, tief herabreichend, schützte gemeinsam Wohnraum und Stall zugleich gegen den strömenden Regen. In Erdhöhlen brachten sie, wie es noch heute vielfach Gebrauch ist, die Feldfrüchte für den Winter unter. Oft dienten diese vielleicht mit Dünger gedeckten Gruben auch als Wohnraum.

Mehrere Feldgenossenschaften, also Dörfer und Einzelhöfe, bildeten einen Gau oder eine Hundertschaft, einen Gerichtssprengel, mehrere Gaue bildeten die Völkerschaft, den Staat oder Gau der späteren Zeit.

Die Stände des Volkes waren zwei: Freie und Unfreie. Die Freien, Frilinge oder Kerle, deren Vorrecht das lang herabwallende Haar war, zerfielen in die Gemeinfreien, den Kern des Volkes, und die Adeligen, die Adalinge, Edelinge, d. h. die den ältesten, angesehensten Geschlechtern (denn adal heißt Geschlecht) angehörigen Freien. An Rechten standen sich alle Freie gleich. Rechtlos, auch schutzlos, waren die Unfreien, Kriegsgefangene oder Nachkommen von solchen, auch wohl Volksgenossen, die ihre Freiheit im Spiele eingesetzt und verloren hatten. Die Knechte waren Sachen und konnten wie solche behandelt werden. Daher stand auch kein Wergeld auf ihrer Tötung. In Wirklichkeit hatte der Stand kein schlimmes Los. Oft erhielt der Unfreie von seinem Herrn Land zu eigener Nutzung und lieferte demselben nur eine Abgabe an Getreide, Vieh oder Zeug. Körperliche Züchtigung, Haft, Zwangsarbeit ward selten gegen den Sklaven angewandt. Häufiger kam vor, daß er im Zorn getötet wurde.

Nicht viel über den Unfreien standen die Freigelassenen. Selten übten sie einigen Einfluß im Hause aus, nie in der Gemeinde außer in monarchisch regierten Staaten, in welchen sie sogar durch die Gunst der Könige den Freigeborenen und Adligen vorgezogen werden konnten.

Die Gesamtheit der Freien, das Volk, ist Trägerin der höchsten Gewalt, auch da, wo, wie bei den Ostgermanen, Könige an der Spitze des Staates standen. Die Volksversammlung trat an bestimmten Tagen, am Neu- oder Vollmond, in Wehr und Waffen auf der Mal- oder Dingstätte zur regelmäßigen Beratung, dem ungebotenen, echten Ding, oder zur anberaumten Tagung, dem gebotenen Ding, zusammen, um über Krieg und Frieden, über Wehrhaftmachung und Freilassung zu entscheiden oder Gericht zu halten.

Nachdem der Priester Stille geboten hat, ergreift der König oder der Vorsteher (furisto, Fürst), und wer durch Alter, Adel oder Ansehen dazu befugt ist, das Wort. Durch Murren bezeigt die Versammlung ihr Mißfallen, durch Zusammenschlagen der Waffen ihre Zustimmung.

Sie wählt die Fürsten, welche im Frieden den Gauen und Dörfern Recht sprechen, im Kriege die Mannschaften führen und dafür Ehrengeschenke erhalten; sie kürt den Feldherrn für den Krieg, den Herzog; sie erkennt den König (kuning von chuni = Geschlecht) an und erhebt ihn auf den Schild. Wo Königsherrschaft ist, da ist sie in einer adeligen Familie erblich. Bei der Wahl der Könige — sagt der Geschichtschreiber — entscheidet adelige Herkunft, bei der Wahl der Herzöge Tapferkeit. Der König ist in seiner Gewalt beschränkt, und die Herzöge, mehr zum Vorbilde als zum Befehle gewählt, sichern sich den Vorrang durch hervorragende Thaten. Mit dem Krieg endet ihr Amt.

Eine echt germanische Einrichtung war die Gefolgschaft. Die Fürsten hatten das Recht, sich aus adligen Geschlechtern und angesehenen Familien Jünglinge zu ihrem Gefolge auszuwählen. Das galt für Ansehen, das für Macht, immer von einer großen Schar auserlesener Krieger umgeben zu sein; im Frieden Ehrengeleit, im Kriege Schutzwehr. Wer ein zahlreiches, tapferes Gesinde hat, der genießt beim eigenen Volke wie bei den Nachbargemeinden Ehre und Ruhm. Im Kampfe aber wetteifern Fürst und Gefolge um den Preis der Tapferkeit. Die Getreuen decken den Fürsten mit ihrem Leib, sie sterben für ihn oder mit ihm. Den fallenden Führer zu überleben, ist ewige Schmach. Der Fürst kämpft für den Sieg, für den Fürsten das Gefolge. Dafür belohnt jener die Genossen durch reichliche Gastmähler und großmütige Spenden an Rossen, Waffen und Armringen. Krieg und Raub mußten die Mittel für solchen Aufwand schaffen. Hatte man selbst keinen Krieg, so suchte man Völker auf, die gerade Krieg führten. Denn Ruhe behagte dem Volke nicht.

Als Gericht entschied die Versammlung über die Kapitalverbrechen und erkannte die Strafen. Verräter und Überläufer wurden an Bäumen aufgeknüpft. Feiglinge, Fahnenflüchtige, Unzüchtige wurden in Schlamm und Sumpf versenkt und mit Reisig bedeckt. Frevelthaten sollten offenbart, Schandthaten verborgen werden. Kleinere Vergehen, Tötung bei Fehden u. dgl., wurden nach Verhältnis bestraft

Die Buße, Pferde oder Rinder, fiel dem Verletzten oder seinem Geschlechte zu, das Friedensgeld, die sog. Wette, gehörte dem Könige oder der Gemeinde.

Die Beweisführung geschah durch Eideshelfer, Verwandte und Freunde, die aber nur ihre Überzeugung bezüglich der Glaubwürdigkeit kundgaben, oder durch Gottesurteil, Los oder Zweikampf.

Zeichendeutung und Los spielten bei keinem Volke eine größere Rolle. Man schnitt den Zweig eines fruchttragenden Baumes, der Eiche, Buche, des Hollunders oder des Wachholders in Stäbchen (Buchstaben!), ritzte (engl. write = schreiben) geheimnisvolle Zeichen, Runen, ein und streute sie dann durcheinander auf ein weißes Tuch. Dann hob, wenn es sich um die Erforschung des Götterwillens in Staatsangelegenheiten handelte, der Priester des Stammes, sonst das Haupt der Familie, unter Anrufung der Götter, den Blick zum Himmel gewandt, drei Stäbchen nacheinander auf und deutete die darauf geritzten Zeichen. Waren die Lose ungünstig, so fand an demselben Tage keine Befragung mehr über dieselbe Sache statt; andernfalls war noch eine Bestätigung durch Vorzeichen nötig. Und wie man aus der Stimme und dem Fluge der Vögel, dem Angang, den Willen der Götter zu erkennen glaubte, so galt als die zuverlässigste Weissagung das Wiehern oder Schnauben heiliger Rosse, welche von weißer Farbe sein mußten und in heiligen Hainen von Gemeinde wegen unterhalten wurden. Sollten sie befragt werden, dann wurden sie, an einen heiligen Wagen geschirrt, in feierlichem Umzuge von dem Priester und dem Könige oder dem Fürsten herumgeführt.

Um den Ausgang eines Krieges zu erforschen, ließ man auch einen Kriegsgefangenen mit einem Volksgenossen, jeden mit den Waffen seines Landes, kämpfen und schloß aus dem Zweikampf auf die Entscheidung im Krieg.

Die Runen wurden später auch als Schriftzeichen verwandt. Nach den sechs ersten Zeichen nennt man dieses spätere Runenalphabet „Futhork“: fê (faihu) Vieh, ûr Ur, thurs Riese, ôss Mündung eines Flusses, reidh Reiter, Wagen, kaun Geschwulst. Da jede Rune eine besondere Bedeutung hatte, schnitt man einzelne auch auf Schwerter und Geräte als zauberkräftige Zeichen. Ein in Tondern gefundenes Trinkhorn von Gold trägt die Inschrift: „Ich Hlevagastir der Holsteiner habe das Horn gemacht.“ Und manches uns jetzt unverständliche Hauszeichen geht auf jene alten heidnischen Runen zurück.

Sakrale wie Rechts-Sprüche und Lieder wurden in Stabreime gefaßt, wie sie in alten Formeln noch heute im Munde des Volkes lebendig sind, z. B. Erb und eigen, los und ledig, Leib und Leben, Haut und Haar, Mann und Maus, Kind und Kegel, gang und gäbe, Fluß und Fuhr, Stock und Stein, Haus und Hof u. s. w., u. s. w.

Die Priester bildeten keinen abgeschlossenen Stand, wie etwa die Druiden der Kelten. Ebenso wenig gab es eine besondere Klasse von Sängern, wie die keltischen Barden oder die nordischen Skalden.

Der Götterglaube der Germanen beruhte auf der Verehrung der gewaltigen Naturmächte, welche man in der Gestalt riesenhafter Recken personifizierte. Mit den gütigen Asen, den milde und mächtig waltenden Göttern, liegen die rohen Riesen (Dursen), die Naturgewalten des Frostes, des Feuers, der Wälder und Berge im Streite. Und neben den Riesen hausen in der Erde, in Wasser und Wald und Haus die Zwerge, Elben und Wichte, Nixen, Schraten (Waldgeister) und Kobolde, die das Volk noch lange als Heinzelmännchen verehrte und scheute.

Die hehren Götter in Tempel einzuschließen und mit menschlichem Antlitz nachzubilden, hielten sie für unrecht; sie weihten ihnen Haine und Wälder und verehrten auch dort ihre Sinnbilder, einen Wagen, ein Schiff, einen Stamm. Erst später finden sich Tempel (alah), aber nicht häufig. Man erflehte die Huld der Götter durch Gebet und Opfer von Früchten, Tieren, besonders Rossen, und Menschen. Feierliche Dankopfer wurden dargebracht an Siegesfesten, wie an den großen wiederkehrenden Jahrfesten im Frühling, Sommer und Winter. Zur Sommersonnenwende, wie zur Wintersonnenwende flammten die Feuer zu Ehren der Gottheit empor. Das Christentum hat den brennenden Holzstoß des Julfestes in den echt deutschen strahlenden Christbaum verwandelt. Aber noch erglänzen um Johanni und Martini die Feuer auf den Bergen, heute ein Spiel der Jugend, einst eine religiöse Feier der Gesamtheit. Und der Trank, der zum Gedächtnis der Götter und Toten genossen wurde, er ist zur St. Johannis- und Gertrudisminne verchristlicht worden.

Über die Götter haben die römischen Geschichtschreiber nur weniges überliefert und ihre Namen leider mit den ungefähr entsprechenden Namen römischer Gottheiten vertauscht. Die alten Lieder, in welchen das Volk selbst seine Götter feierte und die Erinnerung an die Vergangenheit bewahrte, sind verklungen. Die Nachrichten aber, welche die nordische Mythologie erhalten hat, gelten nicht auch ohne weiteres von den Südgermanen. Doch sind einzelne Züge gemeinsam.

Wenngleich jeder Stamm seine besonderen Gottheiten hatte, so scheint doch das Haupt der Asen, der Lichtgott Wuotan, der nordische Odin, allgemein verehrt worden zu sein. Wodan, der „Watende", alles durchdringende, der Gott des Lufthauches und des Himmels, ist der Allvater der Götter und Menschen. Er ist der mächtigste und weiseste Gott, der alles ersinnt, an alles denkt, alle Wünsche gewähren kann. Darum erfleht man von ihm den Sieg; ihm weiht man die Kriegsbeute und sich selbst. Er hat auch die keilförmige Schlachtordnung gelehrt. Oft wandert er auf der Erde unter den Menschen, seine Einäugigkeit durch den breitrandigen Hut verdeckend. Als der wandernde Gott erschien er darum den Römern gleich mit Merkur. Aber er ist viel gewaltiger. Im Brausen des Sturmes sah ihn der Germane dahinziehen, auf dem weißen Rosse reitend oder auf dem Himmelswagen fahrend. Die Milchstraße ist sein Weg, das Sternbild

des Bären sein Wagen. Mächtig wallet der graue Bart, das graue Haar; ein blauer Mantel umhüllt seine mächtige Gestalt, wenn er erscheint. Wälder und Berge, Bäume und Tiere (Raben und Wölfe) waren ihm heilig. Noch kunden der Odenwald, die Orte Gudensberg in Hessen, Godesberg bei Bonn, und der Name für Mittwoch im Englischen, Wednesday, im Westfälischen, Godenstag, und sonst von der Ehrfurcht, welche man gegen den Götterfürsten hegte. Auch in den Sagen von dem „wütenden Heer", welches besonders in den „zwölf Nächten" von Weihnachten bis zum Tage der hl. drei Könige durch die Luft zieht, und dem „wilden Jäger" ist die Erinnerung an Wodan erhalten. — In seiner Himmelswohnung, Walhall, thront er mit den Helden, welche in der Schlacht gefallen sind, den Wal. Herrliche Kampfjungfrauen küren die, welchen der Ehrentod in der Schlacht zuteil werden soll, und führen sie, die Einherier = die Trefflichen, zu den Mahlen und Trinkgelagen in Walhall; das sind die Schildjungfrauen Wodans, die Walküren, die in den Sagen auch als Schwanenjungfrauen erscheinen. Der „Strohtod" war als ohne Ehre verhaßt. Die Hoffnung, dereinst nach Walhall zu kommen, entflammte die Kämpfer zu jener ungestümen Tapferkeit und Todesverachtung, welche sie zum Schrecken ihrer Feinde machten. Der Tote ward mit seinen Waffen, wohl auch mit seinem Streitroß bestattet; über seiner Asche erhob sich ein Rasenhügel. Rasch vorüber waren Klagen und Thränen, langsam schwand Schmerz und Gram; trauernd gedachte die Frau, in treuer Minne der Mann des Verstorbenen, der in Walhall einging. — Ist Wodan mehr der Gott der Krieger, so ist Donar (altnord. Thor), der Gewittergott, der Beschützer des Landmanns, des Ackerbaus und des Eigentums. Schreckte der rothaarige Gott durch seinen Donner und Blitz, er sandte auch den befruchtenden Regen und gab das wärmende Feuer. Der Donnerstag, der Donnersberg, die Flüche beim Donnerwetter künden noch von dem Ansehen, dessen sich der gewaltige Besieger der Riesen bei unseren Vorfahren zu erfreuen hatte. Ihm war die Eiche bei Geismar in Hessen heilig, mit welcher der Glauben an die alten Götter in den Herzen des Volkes sank. Auch die Irminsul war wohl jenem Gotte geweiht. Von Tieren war ihm der Fuchs heilig. Seinen Donnerwagen ziehen Böcke. In Donar erkannten die Römer ihren Herkules wieder, weil beide die den Menschen feindlichen Ungeheuer töteten, Herkules mit der Keule, Donar mit dem Hammer. Mit demselben bezeichnet der Gott die Grenze, mit ihm weiht er auch die Brautpaare. Ihn besingen die Krieger vor dem Auszug in die Schlacht in Liedern, deren Vortrag Bardit hieß. — Weitverbreitet war die Verehrung des Ziu (nord. Tyr), nach welchem der Dienstag bei den Schwaben Ziestig genannt ist. Er war der schwertführende Kriegsgott der Semnonen, Alanen und Quaden, der als Eru den Cheruskern und der Eresburg den Namen gab, unter derselben Bezeichnung auch bei den Baiern verehrt wurde, als Saxnot (Schwertgenosse) zu der Unholden-Dreiheit gehörte, welcher

der Täufling abschwören mußte. — Von dem bösen Feuergotte des Nordens, Loki, und von dem Gotte der Fruchtbarkeit, Freyr, haben sich bei den südgermanischen Völkern keine Spuren erhalten. Aber der Gott der alles Leben in der Natur erweckenden Frühlingssonne, Balder, und sein Sohn Fosite lassen sich nachweisen. An jenen erinnern die schon erwähnten Brände am Johannistag, der Sommersonnenwende, und eines der ältesten erhaltenen deutschen Sprachdenkmale, ein in Merseburg aufgefundener Zauberspruch, der also lautet:

Phol ende Wodan vuorun zi holza.	Phol (= Balder) und Wodan fuhren zu Holze.
dû wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit.	Da ward Balders Fohlen sein Fuß verrenket.
thû biguolen Sinthgunt,	Da besprach ihn Sinthgunt,
Sunna era suister;	Sonne, ihre Schwester;
thû biguolen Friia,	Da besprach ihn Frigga,
Volla era suister;	Fulla, ihre Schwester;
thû biguolen Wodan	Da besprach ihn Wodan,
sô hê wola conda,	Also gut er konnte,
sôse bênrenki,	so die Beinverrenkung,
sôse bluotrenki,	wie die Blutverrenkung,
sôse lidirenki:	wie die Gliedverrenkung:
bên zi bêna,	Bein zu Beine,
bluot zi bluoda,	Blut zu Blute,
lid zi geliden,	Glied zu Gliede,
sôse gelimida sîn.	Als ob sie geleimet sind.

Frigga ist die Gattin Wodans. Sie steht den Frauen vor und beschützt die Keuschheit, die hohe Tugend der Germanen, die Ehe und die Familie, Haus und Herd. Sie, die freundliche, milde, holde, daher auch Holda genannt, hat die Kunst des Spinnens gelehrt. Auch Berchta, die Glänzende, und Nerthus sind wahrscheinlich nur Namen für dieselbe Gottheit, die Mutter Erde, welche auf einer Insel des Oceans einen heil. Hain hatte. Dort stand ihr Wagen, verhüllt vor den Blicken der Menschen; nur der Priester durfte ihn berühren. That die Göttin ihre Anwesenheit im Heiligtum kund, dann geleitet er sie durch die Lande. Kühe ziehen den geweihten Wagen, der allenthalben mit Ehrfurcht empfangen wird. Dann herrscht Jubel, wo immer der Wagen erscheint, und Frieden, bis die Göttin zurückgeleitet ist. Darnach wird der Wagen und diese selbst in einem See gebadet, die handreichenden Sklaven aber in den Fluten versenkt. Der Frigga war der Freitag heilig. Freya war die Göttin der Liebe, Ostara die segenspendende Frühlingsgöttin. Auch Sonne und Mond, Tag und Nacht waren Gottheiten.

Eine den germanischen Stämmen eigentümliche Vorstellung war der Glaube an einen dereinstigen Kampf der Götter gegen die

feindlichen Riesen und an einen Weltbrand, Muspilli, in welchem das All seinen Untergang findet. Aber aus den Trümmern ersteht eine neue, bessere Welt.

6. Römische Kultur am Rhein und an der Donau.

Mit dem Ende des ersten Jahrhunderts ruhten die Angriffe der Römer wie der Germanen. Aber während in Untergermanien der Rhein Grenze beider Völker blieb, abgesehen von dem verlassenen, ödeliegenden Gebiete der Usipeter, Tenchterer und Tubanten, etwa im heutigen Münsterlande, reichte in Obergermanien die römische Herrschaft über diesen Strom und die Donau hinaus, einer bestimmten Nachricht zufolge von Mainz aus 80 Leugen (= 177 Kilom.) weit landeinwärts. Das untere Mainthal und das ganze Neckarland, letzteres von keltischen Einwanderern besiedelt, war römisch. Zur Sicherung des festen Besitzes gegen Grenzüberschreitungen, nicht eigentlich zur militärischen Verteidigung der Grenze gegen Einbrüche wurden die schon von Drusus und Germanicus begonnenen Befestigungen erweitert zu einer großartig angelegten Schutzwehr, dem sog. limes. Diese mehr polizeiliche, als militärische Grenzlinie schloß nicht alles Land ein, über welches die römische Herrschaft sich erstreckte, sondern lag diesseits der Machtgrenze. Sie zog als Erdwall und Graben, verstärkt durch Türme (burgi) und Kastelle, welche höchstens einen halben Tagemarsch (c. 15 Kilom.) von einander entfernt lagen, von der Grenze zwischen Unter- und Obergermanien bei Rheinbrohl über den Westerwald, die Lahn bei Ems überschreitend, durch das ehemalige Herzogtum Nassau über den Taunus in großem Bogen, der bis in die Gegend von Friedberg sich hinzieht, südlich bis Groß-Krotzenburg am Main. Soweit hat den Grenzwall, den Pfahlgraben, wahrscheinlich bereits Domitian angelegt. Von da ab bis Miltenberg bildete der Main die Linie; sie war durch bloße Kastelle auf der linken Seite des Flusses gesichert. Von Miltenberg lief der, vom Volke auch als Teufelsgraben oder Teufelsmauer bezeichnete Befestigungszug durch das heutige Württemberg bis nach Lorch an der Rems. Dies ist der sog. Rheinlimes (limes transrhenanus) oder obergermanische Grenzwall, der eine Länge von 250 römischen Milien (= 368 Kilom.) hat. Innerhalb dieser Linie wurde später von Wörth a. Main unterhalb Miltenberg eine zweite Linie angelegt, welche durch den Odenwald der Elz entlang bis Neckarelz führte, aber nur Kastelle, keinen Wall hatte. — In Lorch an der Rems mündet auch der Donaulimes (limes raeticus), welcher von Strausacker bei Kelheim a. d. Donau seinen Ausgang nimmt und zweimal die Altmühl überschreitet. Er ist später als der obergermanische limes angelegt, noch nicht halb so lang als jener (120 Milien = 174 Kilom.), kein Erdwall, sondern eine Mauer; die Kastelle liegen hinter der Linie zurück. Eine Straße läuft weder dem rheinischen

Walle noch der rätischen Mauer entlang, sondern nur ein Pfad. Die Krone des Walles ist kaum breit genug für einen Fußgänger, die Mauer in Bayern dagegen, c. 2,50 Met. breit, reicht zur Bewegung von Bewaffneten in zwei Gliedern aus. Für den Marktverkehr über die Grenze waren Durchgänge vorhanden, die durch Grenzpfähle bezeichnet, durch Schlagbäume geschlossen, durch Wächter beaufsichtigt waren. Hier wurden auch die Zölle erhoben. Der nördliche Zug war stärker, weil man von den außerhalb desselben wohnenden Chatten eher Überschreitungen, auch wohl räuberische Einfälle gewärtigen konnte, als von den am rätischen Limes wohnenden befreundeten Hermunduren.

Innerhalb des vom limes umschlossenen Gebietes saßen römische Veteranen und Ansiedler keltischen Stammes, die ihre Ländereien vom römischen Staate erhalten hatten und für dieselben unter Umständen zum Kriegsdienste verpflichtet waren. Dies von ihnen bewohnte Gebiet aber hieß nicht, wie man gewöhnlich nach einer Bemerkung bei Tacitus, Germ. 29, liest, „Zehntland", sondern es war ein Vorsprung des römischen Reiches und ein Teil der Provinz. Darum bedurfte es bald nicht mehr einer starken militärischen Besatzung. Zur Zeit Mark Aurels genügten zwei Legionen, deren eine in Straßburg, deren andere in Mainz lag.

Wie an der Donau und am Rhein, so erwuchsen auch hier aus den römischen Ansiedlungen allmählich blühende Städte, wie Rottenburg am Neckar (Samelocenna), Ladenburg (Lopodunum), Baden (Aquae) und andere, welche durch Straßen verbunden waren. Es blühte Ackerbau, Gewerbe und Handel. Wenn heute jene Landstriche wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen werden als die gesegnetesten des deutschen Vaterlandes, sie danken vieles der römischen Kultur. Die Römer brachten die edeln Obstsorten, die feineren Früchte, die köstlichen Reben; sie lehrten die rationelle Bebauung der Felder; sie wiesen die Wege, auf welchen die Erzeugnisse der Landwirtschaft Absatz finden konnten. Und auch das freie Germanien ward hereingezogen in den ebenso vorteilhaften als regen Verkehr. Gelber Bernstein und blondes Haar der germanischen Frauen schmückten römische Damen, und mit Seifenkugeln aus Wiesbaden (Aquae Mattiacae) färbten diese ihr Haar. Aber der Germane tauschte auch römisches Geräte und römischen Schmuck ein für seine Pferde und Rinder, für treffliche Wolle, für Honig, Rettige und Schinken. Nur an der Grenze kaufte man für Geld; am liebsten hatte man die alten Silberstücke der Republik oder des Augustus.

7. Die Stämme der Germanen zur Zeit des Tacitus.

Entwirft man nach den Angaben des Tacitus eine Völkerkarte der Germanen für seine Zeit, so verteilt sich das Land etwa folgendermaßen auf unterworfene und freie Stämme. Von Basel bis Mainz saßen die Triboker, Nemeten (Augusta Nemetum = Speier) und

Vangionen (Borbetomagus = Worms). In Untergermanien wohnten die Ubier, durch Agrippa 39 v. Chr. auf das linke Rheinufer verpflanzt. Köln war ihre Hauptstadt. Nicht rein germanischer Abkunft waren die Trevirer an der Mosel. Das Rheindelta hatten die tapferen Bataver inne. Auf dem rechten Ufer an der Küste der Nordsee folgten die Friesen zwischen Yssel und Ems, die Chauken zwischen Ems und Elbe. Südlich von den Friesen hatten ihre Sitze die Chattuarier, Chamaven, Tubanten und Brukterer; südlich von den Chaukern die Angrivarier, welche im Osten an die Langobarden grenzten, und Dulgubnier. Noch erinnern Namen wie Bardengau und Bardewyk an die alten Bewohner der Elbufer. Die Bewohner des Ruhr- und Sieglandes waren die Usipeter und Tenchterer; an der Weser saßen noch die letzten Reste des ganz heruntergekommenen Stammes der Cheruster. Herren der südlichen Gaue waren die Chatten (Hessen). Die drei Spitzen ihres Gebietes erreichten den Taunus, das obere Werrathal, wo sie an das Gebiet der Hermunduren stießen, und die Diemel. Tacitus rühmt ebenso sehr ihre geistigen als ihre körperlichen Vorzüge. Mit der Tapferkeit verbanden sie Kriegszucht und Kriegserfahrung. Bis sie einen Feind erlegt hatten, ließen sie Bart und Haar wachsen; viele trugen so lange einen eisernen Armring als Fessel.

Im östlichen Germanien wohnten suebische Stämme, kenntlich an ihrer Haartracht; sie banden das Haar auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen. Als das edelste Volk der Sueven gaben sich selbst die Semnonen aus. Sie wohnten an der Spree. Ein Hain war ihr gemeinsames Heiligtum, das mit der größten Scheu verehrt wurde. Bei ihnen waren Menschenopfer Sitte. Im heutigen Schlesien sind die Lygier zu suchen, die mehrere Völkerschaften umfaßten, wie die Vandalen, in Preußen die Burgundionen. An die Ostseite der Lygier schlossen sich die Bastarner an. Böhmen war noch den Markomannen, Mähren und ein Teil von Ungarn den Quaden, am Riesengebirge wohnten die Marsigner. Die Stämme auf der cimbrischen Halbinsel, Jütland, und den Inseln an der Küste waren die Eudosen (Jüten) und Avionen, in Schleswig und Holstein die Angeln und Varinen, an der Elbmündung die Reudingen. Rügen und die Lande von Pommern und Mecklenburg nahmen ein die Rugier, weiterhin die Skiren und Turcilinger; von der unteren Weichsel bis zum Pregel die Gotonen.

Skandinavien war das Land der Suionen.

8. Angriffskriege der Germanen. Neue Völkernamen.

Auf die Zeit des blutigen Ringens an der germanisch-römischen Grenze war eine Periode der Ruhe für das Rhein- und Donauland gefolgt. Die Germanen hatten die Macht Roms kennen und achten gelernt und schienen sich, wenn nicht der Gewalt der Waffen, so der

römischen Kultur gefügt zu haben. Aber wie unter der scheinbar erkalteten Schlacke das flüssige Metall glüht, so waren, je weiter von der Grenze entfernt, die germanischen Massen um so mehr in Glut. Was sie wieder in Bewegung setzte, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber, wie es scheint, drängten die Slaven auf die gotischen Völker an der Ostsee und der unteren Weichsel. Diese vermochten zwar nicht sich zur mittleren Donau einen Weg zu bahnen, sondern schoben sich nach dem Südosten in die Landschaften am Dnjepr und am schwarzen Meere vor, aber ihre Wanderung drückte doch so auf die benachbarten germanischen Stämme, daß auch diese in Bewegung gerieten. Zu diesem Drucke von außen mögen noch die inneren Verhältnisse, vielleicht Übervölkerung, Mißwachs und daraus folgende Not gekommen sein. Kurz, es machten in Obergermanien einen Vorstoß die Chatten (162), und fast gleichzeitig erschienen an der Donau in Pannonien Markomannen, seither friedliche Nachbaren, Langobarden und andere Stämme, wie einst die Kimbern um Landanweisung auf römischem Gebiete bittend. Sie wurden zwar abgewiesen und zurückgedrängt. Da aber wegen des Krieges mit den Parthern keine weiteren kriegerischen Operationen, welche die drohende Gefahr von vornherein abgewehrt hätten, erfolgten, so trat das ein, was die Bittenden vorher in Aussicht gestellt hatten, Krieg, zwar nur ein Grenzkrieg, aber von solcher Ausdehnung und Dauer, daß er für das römische Reich fast zu einem Kampf um den Bestand ward. Denn nach dem Ausdrucke des Schriftstellers Julius Capitolinus „hatten sich alle Völker von der Grenze Illyriens bis nach Gallien hin verbunden." Der sog. Markomannenkrieg (165—180) ist das Vorspiel des Dramas der Völkerwanderung.

Wie einst die Siegesfreude über die glückliche Beendigung des illyrischen Krieges durch die Trauerkunde von der Vernichtung der Varianischen Legionen einen jähen Abschluß erfuhr, so nahm der Triumph über die Parther ein Ende mit Schrecken. Während in Italien Pest und Hungersnot zahllose Opfer forderte, erscholl die Kunde, daß die Markomannen, die Quaden und die sarmatischen Jazygen, ein nomadisches Reitervolk, in das Reich eingebrochen seien. Zu gleicher Zeit verheerten sie die Provinzen Rätien, Noricum, Pannonien und Dacien und schleppten Tausende und aber Tausende der Einwohner in Gefangenschaft. Ja, im folgenden Jahre drangen sie über die Alpen. Ein Teil, der über den Brenner gekommen war, zerstörte Opitergium (Oderzo); ein anderer belagerte Aquileja. Die römischen Truppen unterlagen allenthalben, bis die beiden Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Verus selbst vor Aquileja erschienen, die Stadt entsetzten und die Germanen zurückschlugen. Die Quaden unterwarfen sich, erhoben sich aber wieder, und so bedurfte es noch mehrjähriger gewaltiger Kämpfe, deren glücklicher Ausgang nur der Klugheit und Thatkraft des Marcus Aurelius zu danken war. Durch außerordentliche Maßregeln füllte man die Lücken in dem Heere und den Finanzen wieder aus. Was in den

Tagen höchster Not im zweiten punischen Kriege geschehen war, wiederholte sich jetzt: Sklaven wurden in das Heer eingereiht; Gladiatoren, Räuber, gemietete Germanen fochten für Rom. Zwei neue Legionslager, in Regensburg und bei Enns, sicherten die Grenze. Um Geld zu bekommen, ließ der Kaiser selbst den kaiserlichen Schatz versteigern. Meist von Carnuntum (Hainburg), dem Einfluß der March in die Donau gegenüber, führte er einen unablässigen Krieg gegen die Barbaren und bezwang sie nach einander, zuerst die Markomannen (172), dann die Quaden (174), endlich die Jazygen (175). Aber wie schwer die Kämpfe gewesen sind, das leuchtet auch aus den ganz verwirrten Berichten hervor. Am bekanntesten ist die von der christlichen Legende wie von der heidnischen Sage ausgeschmückte Erzählung von der wunderbaren Errettung des römischen Heeres vor dem drohenden Tode der Verschmachtung: Von den Quaden eingeschlossen, vom Kampfe ermattet, in der Sonnenglut nach Wasser lechzend, war das Heer dem sicheren Untergang verfallen, wenn nicht auf das Gebet des Kaisers zu Jupiter Pluvius, oder — wie die Legende weiß — der aus Christen bestehenden zwölften Legion, plötzlicher Regen die Verschmachtenden erquickt, Blitz und Donner die Feinde in Verwirrung gebracht hätte. Die Legion, welche deshalb die „Blitzlegion" fulminatrix genannt worden sein soll, hatte diesen Namen aber schon früher. Der Frieden wurde den Feinden unter billigen Bedingungen gewährt. Sie hatten die Gefangenen auszuliefern, es waren etwa 200 000 noch am Leben, einen Grenzstreifen von 1 deutschen Meile Breite auf dem linken Ufer der Donau zu räumen und Hilfstruppen zu stellen. Starke Besatzungen in den Festungen auf der rechten Seite des Stromes sollten für fernere Ruhe sorgen. Des Kaisers Plan ging dahin, die unruhigen Nachbaren ganz zu vertreiben und die römische Herrschaft durch zwei neue Provinzen, Marcomannia und Sarmatia, zu sichern und zu erweitern. Aber ein Aufstand in Syrien nötigte zu raschem Abschlusse des Friedens. Zwar feierte der mit den Namen Germanicus und Sarmaticus geehrte Kaiser seinen Sieg durch einen wohlverdienten Triumph (176 23. Dez.); der Senat weihte ihm das heute noch auf dem Campidoglio in Rom stehende Reiterstandbild, und die mächtige Ehrensäule auf der Piazza Colonna führt noch jetzt dem Beschauer einzelne Scenen jenes siegreichen Kampfes vor Augen. Aber der Kaiser selbst hielt seine Aufgabe für nicht vollendet. Daher begann er nach seiner Rückkehr aus Syrien von neuem den Krieg gegen die durch den Druck der römischen Besatzungen abermals zum Aufstande gereizten Germanen. Die Jazygen hatten sich gefügt; die Markomannen wurden zum größten Teil aufgerieben; die Quaden sannen bereits darauf, zu den Semnonen auszuwandern: da starb der Kaiser zu Vindobona (Wien) am 17. März 180. Sein Sohn Commodus bewilligte im Friedensschluß im wesentlichen die gleichen mäßigen Bedingungen, wie sie 175 gewährt waren, und gab die besetzten Plätze auf dem linken Donauufer auf.

Was die Germanen so lange nicht durch Bitten und Gewalt erreichen konnten, Ansiedlung auf römischem Gebiete, das erlangten von nun an einzelne Abteilungen derselben: Sie wurden in entvölkerten Landstrichen als hörige Bauern (coloni) angesiedelt, in Dacien, Pannonien, Mösien, für kurze Zeit selbst in Italien; eine merkwürdige Wandlung der Verhältnisse: die, welche dereinst um Brot gebeten hatten, lieferten es jetzt!

Zu derselben Zeit, als die Markomannen im Bunde mit anderen Stämmen ihre Angriffe auf das römische Reich machten, schlossen sich auch im inneren Germanien die kleineren miteinander verwandten und einander benachbarten Völkerschaften mehr und mehr zusammen. An Stelle der vielen Namen unbedeutender Stämme treten gemeinsame Bezeichnungen ganzer Völkergruppen. Das sind die sog. Völkerbünde, besonders der Sachsen, Alamannen, Franken, Goten.

In Holstein, auf den Inseln der Nordsee saßen die Sachsen, genannt nach ihrem Streitmesser, dem Sax; sie umfaßten auch die Stämme des Hinterlandes, die alten Chauker, Cheruskер und Angrivarier.

Im Jahre 213 muß Kaiser Caracalla gegen den Völkerbund der Alamannen, die sich selbst Schwaben (Suebi, Suabi) nannten, zu Felde ziehen. Zu ihnen gehörten die Juthungen, Lentienser, Breisgauer u. a., auch die Semnonen, von deren Heiligtum (alah) sie vielleicht den Namen haben. Als Verehrer des Ziu hießen sie auch Ziuvari. Oder sind es „allerhand" Völkerschaften oder „vereinte" Männer? Mehr und mehr dringen sie nach dem mittleren und oberen Rhein vor, durchbrechen den limes und setzen sich trotz der ihnen wiederholt beigebrachten Niederlagen fest in dem innerhalb desselben gelegenen Gebiete zwischen dem Lech und dem Rhein und südlich vom Main bis zu den Alpen. In der Mitte des 4. Jahrhunderts versuchten sie sich jenseits des Rheins festzusetzen, erlitten aber bei Straßburg im Jahre 357 eine schwere Niederlage durch Julianus Apostata, der sogar zweimal tief in ihr Gebiet auf dem rechten Rheinufer vordrang. Aber Ruhe gab es doch nicht. Im Jahre 374 sah sich Kaiser Valentinian, nachdem er die Burgunder gegen die „unbändige Nation" gehetzt hatte, zu einer Zusammenkunft mit dem unbezwungenen und gefürchteten Alamannenfürsten Macrian auf dem rechten Rheinufer bei Mainz und zu einem Vertrage mit demselben genötigt.

Gefährlicher als die Alamannen waren die Franken, d. h. Freie, welche zuerst etwa um 240 erwähnt werden. Ein Gallien verheerender Haufen wurde damals von Aurelianus, dem späteren Kaiser, bei Mainz aufgerieben. Zu den Franken gehörten die Sugambrer, die späteren Salier am Niederrhein, die Chamaven, Amsivarier, die späteren Ripuarier oder Uferfranken am Rhein, die Chatten (Hessen). Auch gegen sie siegte man erfolglos. Was nützte es, daß Konstantin im Jahre 306 zahlreiche fränkische Gefangene im Amphitheater von Trier den wilden Tieren vorwerfen ließ? Diese „fränkischen Spiele"

schreckten nur kurze Zeit. Das Land am Rhein, die Insel der Bataver, das Gebiet südlich der Maas (Toxandrien) wurde dennoch fränkisch. Im Jahre 355 fiel auch Köln und das linke Rheinufer in die Hände der Franken. Zahllose ihres Volkes und andere Stämme waren außerdem in Gallien angesiedelt, als freie Grundbesitzer, die nur die Verpflichtung zum Kriegsdienst hatten, sog. Läten, oder als Kolonen. Germanen bebauen römischen Boden; mit Germanen allein wehrt man noch die Germanen ab. Die einflußreichsten Stellen am Hofe sind in den Händen von Germanen, so daß unter Diocletian die Römer über die Fremdherrschaft klagten. Der Sohn eines fränkischen Läten, Magnentius, ist der erste Usurpator des römischen Kaiserthrons (350) und sein Landsmann und Verräter Silvanus (351) der zweite.

Das Land am mittleren Main bewohnten seit etwa 250 die Burgunder, an der mittleren Elbe saßen die Langobarden, südlich von den Sachsen, östlich von Burgunden und Alamannen die Thüringer, an der Nordseeküste die Friesen.

Weit mehr noch als die Grenze am Rhein war der Nordosten des römischen Reiches gefährdet durch die Völkergruppe der Goten, welche seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts Nachbaren der Provinz Dacien geworden waren. Nach der Stammessage, welche uns der Gote Jordanis (6. Jahrh.) in seiner Geschichte des Volkes aufbewahrt hat, waren sie aus der „Insel Scanz", d. i. Scandinavien, „wie ein Bienenschwarm" hervorgebrochen und hatten sich allmählich von der Weichsel bis hinab an das Schwarze Meer gezogen. Sie zerfielen in die Ostgoten oder Greutungen, und die Westgoten oder Thervingen. Ohne Zweifel waren es dieselben Gründe, wie bei anderen Völkern, welche diesen Strom in Bewegung setzten.

Bereits im Jahre 238 überschritten die Goten die Donau. Als ihnen der Kaiser Gordianus Jahrgelder bewilligte, stellten die wohl sarmatischen Karper die gleiche Forderung und fielen, als sie abgewiesen wurden, ins römische Gebiet ein. Im Bunde mit diesen und anderen Stämmen wie den Taifalen, Asdingern und Peucinern erneuten die Goten unter dem König Ostrogotha aus der Herrscherfamilie der Amaler die Angriffe, mußten aber ihr Land selbst gegen die „trägen", „stupiden" Gepiden, ihre Verwandten, verteidigen. Als der König Kniva wieder mit seinen Scharen einfiel und selbst den Balkan überstieg, warf sich Kaiser Decius ihm entgegen, fiel aber selbst im Kampfe (251).

Obwohl der Friede durch Jahrgelder erkauft wurde, hörten die Goten mit ihren Angriffen nicht auf; aber es war jetzt nicht mehr ein Krieg der Not, sondern ein anhaltender Raubkrieg. Die reichen Küsten des Schwarzen Meeres, wie die alten Städte Griechenlands wurden von den Piratenschiffen der Nordleute schrecklich heimgesucht. Damals sanken der Dianatempel zu Ephesus, der Zeustempel zu Nemea in Schutt und Asche. Damals wurden Athen, Korinth,

Argos und Sparta geplündert. Bei Naissus im Thale der Morava besiegte der Illyrier Claudius II. 269 das Hauptheer der Plünderer und rieb es gänzlich auf. Der „Gotensieger" meldete nach Rom: „320 000 Goten und 2000 Schiffe haben wir vernichtet, die Flüsse und Küsten sind bedeckt mit Schilden, Schwertern und Speeren, auf den Feldern sieht man den Boden vor Leichen nicht; kein Weg ist ohne Tote, die ungeheuere Wagenburg ist verödet." Aurelian triumphiert 274 über die Goten, wie über Alamannen und Markomannen. Aber die Provinz Dacien war verloren und blieb den Germanen. Die romanischen Bewohner und die von den Goten bedrängten Bastarner und die Reste der Karper wurden auf das rechte Ufer der Donau herübergenommen, auf dem linken Ufer hielten sich die Westgoten, sich mehr und mehr an Seßhaftigkeit und Landwirtschaft gewöhnend, bald auch zugänglich der römischen Kultur und der christlichen Religion.

In den Römerstädten am Rhein und an der Donau war längst das Christentum heimisch geworden. Aber von den germanischen Völkern waren die Westgoten die ersten, bei welchen die Religion des Kreuzes Wurzel faßte, wenn auch in der Form des Arianismus. Schon auf dem Konzil von Nicäa finden wir einen Gotenbischof Theophilus. Aber größer war der von Eusebius von Nikomedien im Jahre 341 zum Bischof des Gotenlandes geweihte Ulfila (Wulfila = Wölflein). Ulfila war nicht von rein gotischer Abstammung. Seine Vorfahren waren Kappadozier, welche in die Gefangenschaft der Goten geraten waren. Er selbst ist geboren 311. Als Begleiter einer gotischen Gesandtschaft wurde er ca. 330 nach Konstantinopel geschickt. Dorther hat er wohl seine Gelehrsamkeit, die er in zahlreichen gotisch, griechisch, auch lateinisch geschriebenen Abhandlungen bekundete. Sein Hauptwerk ist die gotische Bibelübersetzung, das erste große Werk germanischer Litteratur überhaupt. Ulfila ist der Schöpfer der gotischen Schriftsprache, wie der gotischen Schrift, für welche er zum Teil Runen, zum Teil Buchstaben des lateinischen und griechischen Alphabets verwandte. Durch seine Übersetzung und seine sonstigen Schriften wurden die Goten und die mit ihnen verwandten Stämme der Ostgoten, Vandalen, dann auch die Burgunder und Langobarden dem arianischen Christentume zugeführt. Zunächst freilich fand der Glaubensbote bei seinem eigenen Stamme nur geringen Anhang. Noch hing der größte Teil des Volkes fest an den alten Göttern, und, von dem Gotenfürsten Athanarich verfolgt, mußten die christlichen Goten samt ihrem Bischof im Jahre 348 Zuflucht bei den Römern suchen. Kaiser Constantius wies den Flüchtigen als Föderaten Wohnsitze in Mösien am Hämus südlich von Nikopolis (Tirnowa) an. Hier in der christlichen Gemeinde der „kleinen Goten" (Gothi minores) lebte und lehrte Ulfila noch 33 Jahre, zugleich wie ein Fürst regierend. Im Jahre 380 starb er in Konstantinopel, wohin er sich wegen einer geistlichen Versammlung begeben hatte.

schreckten nur kurze Zeit. Das Land am Rhein, die Insel der Bataver, das Gebiet südlich der Maas (Toxandrien) wurde dennoch fränkisch. Im Jahre 355 fiel auch Köln und das linke Rheinufer in die Hände der Franken. Zahllose ihres Volkes und andere Stämme waren außerdem in Gallien angesiedelt, als freie Grundbesitzer, die nur die Verpflichtung zum Kriegsdienst hatten, sog. Läten, oder als Kolonen. Germanen bebauen römischen Boden; mit Germanen allein wehrt man noch die Germanen ab. Die einflußreichsten Stellen am Hofe sind in den Händen von Germanen, so daß unter Diocletian die Römer über die Fremdherrschaft klagten. Der Sohn eines fränkischen Läten, Magnentius, ist der erste Usurpator des römischen Kaiserthrons (350) und sein Landsmann und Verräter Silvanus (351) der zweite.

Das Land am mittleren Main bewohnten seit etwa 250 die Burgunder, an der mittleren Elbe saßen die Langobarden, südlich von den Sachsen, östlich von Burgunden und Alamannen die Thüringer, an der Nordseeküste die Friesen.

Weit mehr noch als die Grenze am Rhein war der Nordosten des römischen Reiches gefährdet durch die Völkergruppe der Goten, welche seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts Nachbaren der Provinz Dacien geworden waren. Nach der Stammessage, welche uns der Gote Jordanis (6. Jahrh.) in seiner Geschichte des Volkes aufbewahrt hat, waren sie aus der „Insel Scanz", d. i. Scandinavien, „wie ein Bienenschwarm" hervorgebrochen und hatten sich allmählich von der Weichsel bis hinab an das Schwarze Meer gezogen. Sie zerfielen in die Ostgoten oder Greutungen, und die Westgoten oder Thervingen. Ohne Zweifel waren es dieselben Gründe, wie bei anderen Völkern, welche diesen Strom in Bewegung setzten.

Bereits im Jahre 238 überschritten die Goten die Donau. Als ihnen der Kaiser Gordianus Jahrgelder bewilligte, stellten die wohl sarmatischen Karper die gleiche Forderung und fielen, als sie abgewiesen wurden, ins römische Gebiet ein. Im Bunde mit diesen und anderen Stämmen wie den Taifalen, Asdingern und Peucinern erneuten die Goten unter dem König Ostrogotha aus der Herrscherfamilie der Amaler die Angriffe, mußten aber ihr Land selbst gegen die „trägen", „stupiden" Gepiden, ihre Verwandten, verteidigen. Als der König Kniva wieder mit seinen Scharen einfiel und selbst den Balkan überstieg, warf sich Kaiser Decius ihm entgegen, fiel aber selbst im Kampfe (251).

Obwohl der Friede durch Jahrgelder erkauft wurde, hörten die Goten mit ihren Angriffen nicht auf; aber es war jetzt nicht mehr ein Krieg der Not, sondern ein anhaltender Raubkrieg. Die reichen Küsten des Schwarzen Meeres, wie die alten Städte Griechenlands wurden von den Piratenschiffen der Nordleute schrecklich heimgesucht. Damals sanken der Dianatempel zu Ephesus, der Zeustempel zu Nemea in Schutt und Asche. Damals wurden Athen, Korinth,

Argos und Sparta geplündert. Bei Naissus im Thale der Morava besiegte der Illyrier Claudius II. 269 das Hauptheer der Plünderer und rieb es gänzlich auf. Der „Gotensieger“ meldete nach Rom: „320 000 Goten und 2000 Schiffe haben wir vernichtet, die Flüsse und Küsten sind bedeckt mit Schilden, Schwertern und Speeren, auf den Feldern sieht man den Boden vor Leichen nicht; kein Weg ist ohne Tote, die ungeheuere Wagenburg ist verödet.“ Aurelian triumphiert 274 über die Goten, wie über Alamannen und Markomannen. Aber die Provinz Dacien war verloren und blieb den Germanen. Die romanischen Bewohner und die von den Goten bedrängten Bastarner und die Reste der Karper wurden auf das rechte Ufer der Donau herübergenommen, auf dem linken Ufer hielten sich die Westgoten, sich mehr und mehr an Seßhaftigkeit und Landwirtschaft gewöhnend, bald auch zugänglich der römischen Kultur und der christlichen Religion.

In den Römerstädten am Rhein und an der Donau war längst das Christentum heimisch geworden. Aber von den germanischen Völkern waren die Westgoten die ersten, bei welchen die Religion des Kreuzes Wurzel faßte, wenn auch in der Form des Arianismus. Schon auf dem Konzil von Nicäa finden wir einen Gotenbischof Theophilus. Aber größer war der von Eusebius von Nikomedien im Jahre 341 zum Bischof des Gotenlandes geweihte Ulfila (Wulfila = Wölflein). Ulfila war nicht von rein gotischer Abstammung. Seine Vorfahren waren Kappadozier, welche in die Gefangenschaft der Goten geraten waren. Er selbst ist geboren 311. Als Begleiter einer gotischen Gesandtschaft wurde er ca. 330 nach Konstantinopel geschickt. Dorther hat er wohl seine Gelehrsamkeit, die er in zahlreichen gotisch, griechisch, auch lateinisch geschriebenen Abhandlungen bekundete. Sein Hauptwerk ist die gotische Bibelübersetzung, das erste große Werk germanischer Litteratur überhaupt. Ulfila ist der Schöpfer der gotischen Schriftsprache, wie der gotischen Schrift, für welche er zum Teil Runen, zum Teil Buchstaben des lateinischen und griechischen Alphabets verwandte. Durch seine Übersetzung und seine sonstigen Schriften wurden die Goten und die mit ihnen verwandten Stämme der Ostgoten, Vandalen, dann auch die Burgunder und Langobarden dem arianischen Christentume zugeführt. Zunächst freilich fand der Glaubensbote bei seinem eigenen Stamme nur geringen Anhang. Noch hing der größte Teil des Volkes fest an den alten Göttern, und, von dem Gotenfürsten Athanarich verfolgt, mußten die christlichen Goten samt ihrem Bischof im Jahre 348 Zuflucht bei den Römern suchen. Kaiser Constantius wies den Flüchtigen als Föderaten Wohnsitze in Mösien am Hämus südlich von Nikopolis (Tirnowa) an. Hier in der christlichen Gemeinde der „kleinen Goten“ (Gothi minores) lebte und lehrte Ulfila noch 33 Jahre, zugleich wie ein Fürst regierend. Im Jahre 380 starb er in Konstantinopel, wohin er sich wegen einer geistlichen Versammlung begeben hatte.

Von dem ältesten Schriftdenkmal germanischer Prosa ist noch ein großer Teil in einer Prachthandschrift erhalten, dem codex argenteus, so genannt von der silbernen (und goldenen) Schrift auf Purpurpergament. In dem Kloster zu Werden a. d. Ruhr im 16. Jahrh. wieder aufgefunden, kam die kostbare Handschrift nach Prag. Von dort nahm sie Graf Königsmark nach der Einnahme der Stadt 1647 mit nach Schweden. Durch den Bibliothekar Isaak Vossius nach den Niederlanden gebracht, wurde sie von dem schwedischen Kanzler Delagardie zurückerworben und der Universität in Upsala geschenkt. Dort befindet sie sich noch, verwahrt in wertvollem silbernen Einband.

Unter den jenseits der Donau zurückgebliebenen Westgoten machte trotz der Verfolgung durch Athanarich das Christentum von neuem Fortschritte, zumal als der arianische Kaiser Valens den von Frithigern geführten Christen Hilfe gewährte. Aber durch den Glaubenskrieg in zwei Parteien gespalten, waren die Westgoten unfähig, dem Stoß zu widerstehen, der sie jetzt (375) vom Osten traf, dem Angriff der Hunnen. Und was der erste Anlaß war zu einem freundlicheren Verhältnis zwischen Westgoten und Byzantinern, das wurde das Haupthindernis einer dauernden Verschmelzung des germanischen und römischen Stammes — der Arianismus.

II. Die sog. Völkerwanderung. Auflösung des weströmischen Reiches und Entstehung germanischer Staaten auf dem Boden des römischen Reiches.

1. Hunnen und Westgoten.

Wenn man den von Geschichtsbuch zu Geschichtsbuch fortgepflanzten Ausdruck „Anfang der Völkerwanderung 375“ in dem Sinne auffaßt, als ob damals zuerst germanische Völker die Wanderung oder auch nur die Einwanderung in das römische Reich begonnen hätten, dann würde man ebenso irren, wie wenn man etwa das Jahr 311 als den „Anfang der Christianisierung der Römer“ bezeichnen wollte. Wie das Christentum längst in alle Schichten der römischen Bevölkerung eingedrungen und bereits die herrschende Religion war, ehe kaiserliches Dekret seine Macht anerkannte, so waren längst die Germanen die Beherrscher der römischen Herrschaft — mochten sie nun als Sklaven, als unfreie Bauern oder freie Grundbesitzer, als treuergebene Krieger oder Beamte auf römischem Boden weilen —, ehe durch kaiserliche Erlaubnis den durch die Hunnen verdrängten westgotischen Flüchtlingen Aufnahme in das Reich gewährt wurde. Und dennoch ist jener Übertritt eines Teiles der Westgoten auf das römische Donauufer ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil er das

Hereinbrechen der hunnischen Sturmflut über das Abendland anzeigt. Es war ein Glück für die römisch-christliche Kultur, daß zwischen dem ersten und dem zweiten Anprall (451) der Wogen bereits dasselbe Volk, welches die Völkerwanderung begonnen haben soll, zu einem mächtigen, widerstandsfähigen Staat sich entwickelt hatte. Rom allein wäre nicht fähig gewesen, seine Kultur vor der Vernichtung durch die rohen Horden des Ostens zu schützen. Die Rettung des Abendlandes war den kräftigeren Erben der Weltherrschaft Roms vorbehalten, den Germanen.

Ostturkestan, die Steppe zwischen den Gebirgszügen des Tian-Schan und Altai einerseits und dem Küen-lün anderseits, ist die Heimat des mongolischen Stammes der Hunnen, eines wilden Nomadenvolkes, des Schreckens der Chinesen wie nachher der Abendländer. Ammianus Marcellinus, welcher die römische Geschichte von Nerva bis Valens behandelte, ein Zeitgenosse des Hunneneinbruchs, entwirft von ihnen etwa folgende Schilderung:

„Das Volk der Hunnen überschreitet an Wildheit alles Maß. Gleich nach der Geburt zerfetzen sie den Knaben Kinn und Wangen, um durch die Narben den Bartwuchs zu verhindern. So bleiben sie bartlos, häßlich bis ins Alter. Von kurz gedrungenem Körperbau und starken Gliedern, mit ihrem fetten Nacken, ihrem unnatürlichen Wuchs gleichen sie mehr zweibeinigen Tieren oder roh behauenen Pfosten von Brückengeländern als Menschen. Sie genießen nicht gekochte oder gewürzte Speisen, sondern wilde Wurzeln und halbrohes Fleisch, welches sie etwas mürbe reiten. Häuser meiden sie wie Gräber; selbst die elenden mit Rohr gedeckten Zweighütten kennen sie nicht. Unstät schweifen sie durch Gebirg und Wald; von Kindheit an gewöhnen sie sich Frost, Hunger und Durst zu ertragen. Ihre Kleider aus Leinen (?) oder zusammengeflickten Fellen tragen sie, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Mit Fellmützen bedecken sie ihre struppigen Köpfe, die mit Bocksfellen bekleideten Beine und ihre unförmlichen Schuhe hindern sie am freien Gang. Daher taugen sie nicht zum Kampf zu Fuß, sondern sind mit ihren häßlichen, aber ausdauernden Pferden wie verwachsen. Tag und Nacht sitzen sie zu Pferde, wenn sie handeln, essen oder trinken, wenn sie schlafen oder beraten. Mit durchdringendem Geschrei werfen sie sich in einem Keil auf den Feind. Mit Behendigkeit sprengen sie häufig absichtlich auseinander, verteilen sich ohne Ordnung zu grausem Morden, und man sieht sie keinen Wall nehmen, kein feindliches Lager plündern, so rasend ist ihre Schnelligkeit. Man kann sie die schärfsten Streiter nennen, denn aus der Ferne kämpfen sie mit Geschossen, zu deren Spitzen künstlich scharfe Knochen verwandt sind, im Handgemenge schlagen sie blindlings mit dem Schwerte und suchen den Feind, während er auf die Hiebe achtet, durch Schlingen der freien Bewegung zu berauben. Niemand pflügt oder rührt nur einen Pflug an. Denn alle schweifen ohne festen Wohnsitz umher, ohne Herd und Hof, ohne Regel und

Gewohnheit, immer wie Flüchtlinge; ihre Wagen sind ihre Wohnungen, da weben die Weiber die rohen Kleider und ziehen die Kinder heran bis zum mannbaren Alter. Keiner bei ihnen weiß, wo er geboren, wo herangewachsen ist. Treulos, wankelmütig lassen sie sich von jedem Schein neuer Hoffnung leiten, von dem Drange des Augenblicks fortreißen. Sie leben wie das unvernünftige Vieh, Gut und Bös nicht unterscheidend, zweideutig und tückisch in Worten, ohne Scheu vor Religion und Glauben, brennend von unersättlicher Goldgier, und so wetterwendisch und reizbar, daß sie sich ohne Grund mit einander entzweien und ohne Vermittlung wieder versöhnen, und dies oft mehrmals an einem Tage."

Dieses leicht bewegliche und unbändige Volk hatte aus unbekannten Gründen seine Heimat, wenn man das Wort gebrauchen darf, verlassen und war durch die Thalpforten des Irtisch oder des Ili westwärts gezogen. Etwa um das Jahr 372 stürzten sie sich auf die halbgermanischen Alanen, welche zwischen Wolga und Don hausten, und mit diesen auf die Ostgoten (374).

Diese wurden damals von dem mächtigen König Ermenrichus (Hermanrich) aus dem Geschlechte der Amaler beherrscht. Weithin gehorchten die Völker dem gefürchteten Manne. Zwar leistete Ermenrich eine Zeit lang den eindringenden Horden Widerstand; schließlich aber verzweifelte er an einem glücklichen Ausgange des Kampfes und gab sich selbst den Tod. Sein Nachfolger Withimer fiel in tapferem Kampfe. Da gaben die Ostgoten, die schon zum Teil mit den Hunnen sich verbunden hatten, allen Widerstand auf und verstärkten die Masse, welche sich nun auf die Westgoten warf.

Die Sage hat das Ende Hermanrichs ausgeschmückt, ihn selbst zum 110 Jahre alten König der Ost- und Westgoten gemacht. Gewaltthätigkeit und Grausamkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. Darum trifft ihn die Blutrache. An der schweren Wunde, die ihm durch seine Gegner geschlagen ist, krankend, beim Einbruch der Hunnen verzweifelnd, entleibt er sich selbst, und sein Reich vernichten die Hunnen.

In Wahrheit zerfiel das Reich nach dem Tode des Herrschers, weil Zwist die Ostgoten selbst zerspaltete. Und wie hier, so hat auch bei den Westgoten der Hader einen gemeinsamen, erfolgreichen Widerstand verhindert. Zwar versuchte Athanarich der sich heranwälzenden Woge einen Damm entgegenzuwerfen, indem er sich mit den heidnisch gebliebenen Goten an dem Dnjestr aufstellte. Aber seine Stellung wurde umgangen, und er wich in die Karpathen zurück.

Die christlichen Westgoten, an 200 000 waffenfähige Männer, unter der Führung von Alaviv und Frithigern, baten um Aufnahme. Kaiser Valens erteilte von Antiochia aus die Genehmigung unter der Bedingung, daß sie beim Betreten des römischen Gebietes die Waffen ausliefern sollten. Man beabsichtigte wohl sie nicht als Föderati oder Läten, die nur zum Kriegsdienste verpflichtet waren,

sondern als Kolonen in Thracien in kleinere Abteilungen getrennt anzusiedeln.

Die Goten behielten nach dem Übergange infolge Bestechung der kaiserlichen Beamten ihre Waffen, und als sie, durch Hunger und unmenschliche Behandlung von seiten der habsüchtigen Statthalter Lupicinus und Maximus erbittert, mit den Römern in Streit gerieten, empörten sie sich. Der Aufstand brach los, als gerade die beiden Herzöge bei Lupicinus in Marcianopolis zur Tafel gezogen waren. Durch plötzlich entstandenen Lärm aufgeschreckt, erkannten die Führer noch rechtzeitig die Gefahr, in der sie schwebten. Sie sprengten durch die Römer, stellten sich an die Spitze ihrer Scharen und besiegten den ihnen entgegenrückenden Lupicinus, bestürmten aber vergeblich die feste Stadt Marcianopolis. Da führte sie Frithigern mit dem klugen Wort, er führe keinen Krieg mit Mauern, sondern mit Männern, weg zu dem schrecklichsten Verheerungskrieg, unter welchem die blühenden Provinzen Mösien, Thracien, Macedonien furchtbar litten. Unterdessen strömten immer neue Scharen über die Donau, auch Ostgoten, Alanen und Hunnen. Als endlich das Gotenheer in die Dobrudscha zurückgedrängt war, kam es zu einer blutigen Schlacht „an den Weiden" (ad Salices) am Rasimsee, aber zu keiner Entscheidung (377). Die Römer zogen sich erschöpft zurück, und von neuem überfluteten die Goten das unglückliche Land.

Valens eilte jetzt selbst zur Hülfe herbei, aber anstatt seinen Neffen und Mitkaiser Gratianus, welcher gerade die Alamannen am Oberrhein zurückzuweisen hatte, zu erwarten, ließ er sich am 9. August 378 bei Adrianopel mit den Goten in den Kampf ein. Frithigern hielt den Kaiser durch Verhandlungen bis zum Mittag hin, damit heranziehende Ostgoten sich mit ihm vereinigen könnten. Der unerwartete Angriff der westgotischen und alanischen Reiterei brachte die römische Reiterei sofort zum Weichen; aber das Fußvolk, obwohl von Hitze und Durst bereits ermattet und auf engem Raume zusammengedrängt, hielt wacker stand, bis es der Übermacht und dem unablässigen Ansturm unterlag. Valens selbst fiel und ward wie Decius nach der Schlacht nicht mehr gefunden. Der Sage nach war er verwundet in eine Hütte gebracht worden und mit dieser verbrannt. Seit dem Tag von Cannä, meint Ammianus, war keine solche Vernichtungsschlacht mehr geschlagen worden.

Nach der Schlacht machten die Goten den Versuch Adrianopel selbst zu nehmen. Aber die Stürme wurden hier, wie an den Mauern Konstantinopels abgeschlagen. So begann der greuliche Verheerungskrieg abermals, und um so ärger, weil die gotischen Jünglinge, welche sich als Geiseln in den Händen eines Statthalters befanden, auf Befehl desselben schonungslos niedergemetzelt wurden. Die Verwüstung des Landes war so ungeheuer, daß noch nach zwanzig Jahren der Kirchenvater Hieronymus schreiben konnte, die Goten hätten nichts

übrig gelassen, als Himmel und Erde, die Städte seien zerstört, die Bevölkerung ausgerottet, den öden Boden bedeckten Wald und Gestrüpp.

Erst fünf Monate nach der Katastrophe erschien der von Gratian zum Mitkaiser ernannte Theodosius. Dieser, obwohl erst 33 Jahre alt, doch ein erprobter Feldherr, flößte seinen Truppen zunächst durch kleine Gefechte gegen einzelne Haufen der plündernden Goten wieder Mut und Selbstvertrauen ein. Dann vermehrte er den ohnehin schon unter den Goten herrschenden Zwiespalt durch Sonderverträge mit einzelnen Führern. Und als nach dem Tode Frithigerns sogar dessen Gegner Athanarich sich zu Unterhandlungen bereit fand, ja, einer Einladung des Kaisers nach Konstantinopel folgend, sich durch den Glanz des Herrschersitzes blenden ließ, da war der Krieg zu Ende. Wenngleich der Gotenfürst während seines Aufenthalts in der Hauptstadt starb, so waren doch seine Anhänger gewonnen. Und am 3. Oktober des Jahres 382 wurden auch die übrigen Abteilungen der Goten durch einen Friedensvertrag zur Ruhe gebracht. Sie erhielten Wohnsitze vornehmlich in Thracien und waren als Föderaten zum Kriegsdienst verpflichtet. Westgoten siegten wenige Jahre später für Theodosius in den entscheidenden Schlachten gegen die Usurpatoren im westlichen Reiche, Maximus (388) und Eugenius (394).

Aber kaum hatte der „Freund des Friedens und der Goten" die Augen geschlossen (395), sein Reich geteilt den beiden noch ganz jugendlichen Söhnen Arcadius und Honorius hinterlassend, da brachen zwischen den Oströmern und den Goten neue Streitigkeiten los, welche für das römische Reich eine neue Gefahr heraufbeschworen.

2. Alarich und Stilico. Burgunder.

Die ohnehin bestehende und leicht erklärliche Abneigung der Oströmer gegen die Goten, durch den weisen Theodosius in Schranken gehalten, trat jetzt offen hervor und fand nur allzuleicht Billigung und Unterstützung von seiten des Hofes in Konstantinopel. Der achtzehnjährige, unerfahrene Arkadius, ganz unter der Leitung und dem übeln Einfluß des Präfektus Prätorio Rufinus, eines stolzen und übermütigen Mannes gallischer Abstammung stehend, enthielt den Goten die üblichen Geschenke vor. Dies und das herrische Benehmen, welches man gegen die selbstbewußten Leute zeigte, erbitterte sie. Der unwürdigen Behandlung müde, traten sie zusammen und erkoren sich in der Person des jungen Alarich aus dem alten Geschlechte der Balthen, d. i. der Kühnen, ihren König. Er war ein ebenso schlauer, als thatkräftiger und tapferer Mann.

Unter seiner Führung durchzogen die Goten jetzt Thracien und Macedonien und drangen ungehindert durch den Engpaß der Thermopylen in Griechenland ein, als Spuren ihres Zuges die Leichen Erschlagener, verheerte Felder, rauchende Trümmer zurücklassend. Thebens feste Mauern widerstanden dem Andrange. Athen erkaufte

sich Schonung durch ein reiches Lösegeld und bewirtete den großmütigen Barbaren fürstlich. Die Städte des Peloponnes, auch Sparta, ergaben sich; das offene Land wurde verwüstet. Zahllose Schätze fielen den Plünderern in die Hände; manches Werk der Kunst fand seinen Untergang, aber die „Götter Griechenlands“ haben nicht zuerst die Goten zerstört; die Tempel zu Delphi, Eleusis und die Stätte von Olympia waren schon länger verödet und verlassen: der olympische Tempel wurde 426 ein Raub der Flammen.

Als endlich Stiliko, der als Magister militum für den damals 12jährigen Honorius das weströmische Reich mit Kraft und Klugheit regierte, selbst ein Gote oder ein Vandale, den Oströmern zu Hilfe kam und Alarich in Arkadien einschloß, zog sich dieser, wahrscheinlich durch Verrat, mit Heer und Troß und Beute ohne Schaden aus der Falle und erlangte durch Vertrag mit Eutropius, dem Nachfolger des inzwischen ermordeten Rufinus, Wohnsitze und Verpflegung. Man wies ihm einen Teil der Provinz Illyrien zu (397), wohl mit der Absicht, ihn auf Westrom hinzuweisen und dadurch selbst loszuwerden.

In der That brach er im Jahre 401 gegen Italien auf, während Stiliko gegen die empörten Alpenvölker im Kampfe begriffen war. Alarich durchzog die Po-Ebene, an Mailand vorbei, und belagerte bereits Asta am Tanaro, das jetzige Asti, wohin Honorius geflohen war, da kam Stiliko zurück und brachte der Stadt Entsatz. Er hatte in der Not die Truppen aus Britannien und vom Rheine an sich gezogen, um dem gefährlichsten Feind entgegentreten zu können, und zwang ihn auch durch den Überfall bei Pollentia am Tanaro am Ostersonntage des Jahres 402 und durch den Sieg bei Verona an der Etsch zum Rückzuge nach Illyrien. Für kurze Zeit ließ Alarich Italien Ruhe.

Aber kaum war er zurückgewiesen, da wälzte sich eine neue ungeheure Woge heran. Im J. 404 drangen von der mittleren Donau und der Theiß her Scharen von Ostgoten, gemischt mit Alanen, Vandalen, Burgundern, unter der Führung eines wilden heidnischen Herzogs, Namens Radagais, über die Grenze, verwüsteten die Po-Ebene, und wandten sich dann südlich. Seit den Einfällen der Gallier und Punier hatte das Land südlich des Apennin keinen Feind mehr gesehen. Jetzt lagerten die rohen germanischen Horden vor den Mauern von Florenz. Honorius floh hinter die schützenden Sümpfe und Mauern von Ravenna und überließ Stiliko die Rettung. Dieser sammelte, was er von Truppen herbeiziehen oder erhalten konnte, gotische, alanische Heerhaufen und hunnische Söldner, vermied aber vorsichtig einen Entscheidungskampf. Durch List lockte er Radagais von Florenz in die Gebirge von Fäsulä (Fiesole), und umschloß ihn dort so, daß ein Durchbruch unmöglich war. Hunger, Durst und Seuche mähten jetzt rascher und sicherer die Germanen nieder als das römische Schwert. Radagais begab sich schließlich selbst in das

Lager Stilikos, um den Frieden zu vermitteln, ward aber festgehalten und hingerichtet. Nach dem Tode des Führers blieb dem Reste der Germanen nichts anderes übrig, als sich den Siegern zu ergeben. Sie wurden als Sklaven zu Schleuderpreisen verkauft, starben aber haufenweise hin, da das ungewohnte Klima und die Entbehrung ihre Kräfte aufgezehrt hatte. Italien war zum zweitenmal gerettet.

Da aber die Rheingrenze durch die Zurückziehung der dort stehenden Truppen von Verteidigern entblößt war, setzten weitere von den Donauländern her ausgewanderte Scharen von Vandalen, Alanen und Sueven in der Neujahrsnacht von 405 auf 406 über den Strom. Der Widerstand der Franken wurde gebrochen. Speier, Straßburg, Worms fielen, Mainz ward erstürmt und zerstört, auch Trier erlag. Drei Jahre lang hausten die Barbaren in Gallien und fluteten endlich (409) über die Pyrenäen in das bisher von den Germanen noch verschonte, in langer Ruhe zu hoher Blüte gekommene Spanien. Im J. 411 verteilten sie dessen Länder durch das Los unter sich: Der Nordwesten, die Berglandschaft von Gallăcia (Galizien), fiel den Sueven zu, die sich dort bis 586 gegen die spätere gotische Herrschaft hielten. Es sind dieselben Gebirge, in welchen einst die Basken gegen Augustus gekämpft hatten, und welche die Zufluchtsstätte der Goten vor den arabischen Herrschern, sowie der Ausgangspunkt für die Wiederherstellung eines christlichen Reiches in Spanien werden sollten. Die Alanen siedelten sich in Lusitanien an, die Vandalen haben der alten Provinz Bätica den Namen Andalusien verschafft. Übrigens erkannten die Eroberer doch die kaiserliche Herrschaft an. Inzwischen herrschte in Gallien die größte Verwirrung. In Aremorica (Bretagne) erhoben sich die Kelten, und nach der Beseitigung der Thron-Usurpatoren Gerontius und Constantinus machte Guntahari, König der Burgunder, der Gunther des Nibelungenliedes, den Gallier Jovinus in Mainz zum Kaiser (411) und gründete auf der linken Rheinseite um Worms ein burgundisches Reich. Dasselbe hatte indes nicht lange Bestand. Nachdem es im J. 435 von dem Statthalter in Gallien, Aëtius, zu einem Vertrage gezwungen war, wurde es 437 durch die hunnischen Söldner desselben vernichtet. Die Zerstörung des Reiches von Worms bildet die historische Grundlage für den Untergang des burgundischen Königshauses in der Nibelungensage. Die Reste der Burgunder siedelten sich im J. 443 mit Erlaubnis des römischen Hofes in der Sabaudia (Savoyen) mit der Hauptstadt Genf an und breiteten sich weiter im Rhonegebiet aus.

Inzwischen hatte Alarich sein Ziel, die Einnahme der Welthauptstadt, erreicht.

Als die buntgemischten Scharen der Germanen im J. 406 den Rhein überschritten, erschien der Gotenkönig drohend an der italischen Grenze. Da Stiliko zu seiner Abwehr kein Heer hatte, veranlaßte er den Senat, von demselben den Frieden zu erkaufen durch Zahlung

eines Jahrgehaltes von 4000 Pfund Goldes und Abtretung von Ländereien in Noricum.

Diesen Vertrag benutzte die dem verdienten Manne feindliche Partei der Römer am Hofe zu seinem Sturze. Eben noch bei dem Einzuge mit Honorius in Rom als Befreier, als Erretter des Vaterlandes gefeiert, ward er kurz darauf als Hochverräter verleumdet. Zunächst räumte man seine Getreuen in Pavia durch Mord aus dem Wege. Dann lockte man den Retter Roms unter trügerischen Versprechungen aus seinem Zufluchtsort, einer Kirche in Ravenna, und tötete ihn, der zu edel war, um seinetwillen einen Kampf im Innern zu erregen (23. August 408). Und nicht genug der Greuel! In sinnloser Wut verfolgte man alle Germanen, welche dem Ermordeten anzuhangen schienen, selbst die Weiber und Kinder von 30 000 gotischen Söldnern. Eine Hofpartei hatte zwar den Nationalhaß gegen die seitherigen Verteidiger des Reiches entflammen können, zu begeistern zum Kampfe gegen den jetzt doppelt gefährlichen Feind wußte sie nicht.

Als man Alarich die Zahlung der geforderten Gelder verweigerte, rückte er von Noricum durch das Poland und, ohne mit einer nutzlosen Belagerung von Ravenna, wohin sich der Hof wieder geflüchtet, Zeit und Kräfte zu vergeuden, auf Rom los. Kein Stiliko, kein Germanenheer verlegte mehr den Weg. Zorn ergriff die Bewohner der ewigen Stadt, als sie die Scharen der Goten vor den Mauern sich lagern sahen. Das hatte seit Hannibal kein Feind mehr gewagt. Aber der entnervten Million der Bevölkerung war nur der Name und der Stolz der alten Römer geblieben, nicht deren Opfermut und Thatkraft. Die ohnmächtige Wut des Pöbels wandte sich gegen die in stiller Zurückgezogenheit lebende Witwe Stilikos, Serena, die Adoptivtochter des Kaisers Theodosius. Man forderte und erlangte von dem ehrwürdigen Senat das Todesurteil der ganz schuldlosen Frau. Und Alarich wurde durch diese Rachethat — nicht zum Abzug bewogen! Er schloß die Stadt ein und schnitt sie von aller Zufuhr ab. Hungersnot und Seuchen hielten nun schreckliche Ernte, und die Toten, welche nicht bestattet werden konnten, weil die Begräbnisplätze außerhalb der Stadt in den Händen der Belagerer waren, verpesteten die Luft und vermehrten das Sterben. Um die Leiden der Einschließung zu beendigen, ließ sich der Senat endlich in Unterhandlungen mit Alarich ein. Als aber die Gesandten in übel angebrachtem Hochmut auf die zahlreiche zur Verteidigung entschlossene Bevölkerung der Stadt hinwies, lachte der Gotenkönig sie aus und soll ihnen die Antwort erteilt haben: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen.“ Auf seine Forderung, alles Gold und Silber, ob Staats- oder Privateigentum, alle kostbaren Geräte, alle Sklaven germanischer Abkunft, auszuliefern, sollen die Gesandten demütig gefragt, was ihnen denn noch gelassen werden solle, und den schlagfertigen Bescheid erhalten haben: „Das Leben“. Mag dieses Zwiegespräch eine drama-

tische Ausbildung des einfacheren Herganges sein, es zeichnet treffend das thatsächliche Verhältnis, dem sich Rom fügen mußte. Alarich zog schließlich ab gegen Lieferung von 5000 Pfund Gold, 30 000 Pfund Silber, 4000 Gewändern von Seide, 3000 von feinem Scharlachtuch, 3000 Pfund Pfeffer, einem bei den Goten sehr beliebten Gewürze. Um das verlangte edle Metall beschaffen zu können, mußten die Tempelschätze herhalten. Auch die Bildsäule der Virtus wurde damals eingeschmolzen, das Sinnbild der Mannhaftigkeit, die längst in Rom untergegangen war.

In das Winterquartier, welches Alarich in Etrurien bezogen, strömten von allen Seiten Sklaven germanischer Abstammung zusammen, über 40 000, eine zuchtlose Masse, die für die Feinde gefährlicher war, als die ihrem Führer streng gehorchenden Goten. Als demselben sein Schwager Athaulf ein zweites Gotenheer zuführte, bequemte sich Honorius endlich zu Unterhandlungen. Alarich forderte die Einräumung von Venetien, Noricum und Dalmatien zu Wohnsitzen für sein Volk und den Oberbefehl über das gesamte weströmische Heer für sich. Die Forderung war im Grunde genommen für das weströmische Reich nicht unvorteilhaft. Italien würde voraussichtlich wohl schon jetzt die Ruhe erlangt haben, die ihm erst ein Jahrhundert später durch die ostgotische Herrschaft zu teil ward. Aber Honorius war zur ehrlosen Entrichtung eines noch so hohen Tributs eher geneigt, als gewillt, die Macht, welche er scheinbar besaß, einem andern zu überlassen. Obwohl Alarich seine Forderungen bedeutend ermäßigte, zerschlugen sich die Verhandlungen, weil Honorius ebenso hartnäckig als verblendet war.

Alarich zog deshalb zum zweiten Mal vor Rom (409), zögerte aber, es anzugreifen. Noch einmal versuchte er durch die Bischöfe auf den Kaiser einzuwirken, daß die Weltherrscherin Rom vor dem Untergange bewahrt werde, welchem sie bei der Eroberung durch die wilden Scharen verfallen mußte; aber er ward abgewiesen. Daher entzog er durch die Besetzung der Hafenstadt Ostia der hauptstädtischen Bevölkerung die Lebensmittel und zwang den Senat, einen neuen Kaiser zu wählen, den heidnischen Stadtpräfekten Attalus, der ihn alsdann zum Oberbefehlshaber aller römischen Heere ernannte. Honorius, von vielen Anhängern verlassen, unterhandelte mit Attalus wegen Teilung der Herrschaft ohne Erfolg, wurde aber dadurch gegen denselben unterstützt, daß der Statthalter von Afrika die Getreideausfuhr nach Rom verhinderte, so daß eine Hungersnot in Rom ausbrach. Die Erbitterung wandte sich gegen den, welcher den Rat Alarichs, sich sofort Afrikas zu versichern, nicht befolgt hatte, gegen Attalus. Alarich setzte daher den unfähigen Mann wieder ab und sandte die kaiserlichen Abzeichen an Honorius als Zeichen des Friedens. Aber auch diesmal gelang es dem Einfluß eines persönlichen Feindes des Alarich, des Goten Sarus, den Kaiser zu bestimmen, daß er die dargebotene Hand zum Frieden ausschlug. Als eine Schar von Goten,

die an keinen feindlichen Angriff denken konnten, hinterlistig überfallen und niedergemacht wurden, fügte sich Alarich dem Verlangen seiner Krieger nach Rache und nahm durch Verrat unterstützt, in der Nacht vom 23. auf den 24. August 410 Rom ein.

Trotz der Kontribution vom Jahre 408 barg die Riesenstadt noch unermeßliche Schätze in den zahllosen Palästen der Privatleute. Welch ein Reichtum an Kunst- und Wertgegenständen aller Art war hier seit sechs Jahrhunderten aufgehäuft worden! Das alles ward jetzt die Beute der Goten, die sich durch die Straßen ergossen und in den Häusern die Kostbarkeiten zusammensuchten. Mehrere Tage lang dauerte die entsetzliche Plünderung durch die goldgierigen Goten. Und es wäre wohl noch schrecklicher gehaust worden, hätte nicht Alarich Schonung der unschuldigen Einwohner und der Kirchen anbefohlen. Ein Beispiel beweist, daß auch mitten in der rauhen Ausübung ihres Handwerks die plündernden Germanen die alte Scheu vor dem Heiligen bewahrten. Bei einer alten Frau fand ein Gote einen Schatz kostbarer Geräte versteckt, berührte ihn aber nicht auf die Bemerkung derselben, daß es der Schatz der Peterskirche sei. Alarich aber ließ die heiligen Gefäße in feierlichem Zuge zur Kirche zurückgeleiten. Mit Beute beladen, von zahlreichen Gefangenen begleitet — auch des Honorius Schwester Placidia war in die Hände der Goten gefallen — zogen die Scharen weiter plündernd nach dem Süden ab, da Alarich die Absicht hatte, nach Sicilien und von da nach Afrika überzusetzen. Aber ein Sturm zerstörte die Fahrzeuge, als schon eine Abteilung sich eingeschifft hatte, und verzögerte die Abfahrt. Den König raffte ein jäher Tod in der Blüte seiner Jahre hinweg (410).

Der Sage nach bestatteten die Goten ihren Führer mit seinem Rosse und seinen Schätzen in dem Bette des Busento bei Cosenza in dem jetzigen Kalabrien.

3. Das Westgotenreich.

Durch den Tod des Westgotenkönigs war nicht etwa das weströmische Reich eines gewaltigen Drängers entledigt. Alarich war kein roher Eroberer, sondern der Einiger seines Volkes, welcher den kühnen Gedanken gefaßt hat, auf römischem Boden durch römische Kultur einen westgotischen Staat zu gründen.

Seinen Plan nahmen seine Nachfolger auf und führten ihn durch. Athaulf, von den Goten als König auf den Schild erhoben, benahm sich trotz national-gotischer Gesinnung nicht feindlich gegen die Römer. Er zog nach Nordwesten und erschien 412 in Gallien. Um dieses Land zu erhalten, bekämpfte er den Gegenkaiser Jovinus, besiegte ihn und sandte den Kopf desselben an Honorius zum Beweis seiner freundlichen Stellung zum römischen Reiche. Die Forderung Athaulfs, ihm Gallien zu lassen, wollte Honorius gegen Auslieferung der Kaisertochter Placidia bewilligen. Da aber der Kaiser die versprochenen Lieferungen nicht leistete

und leisten konnte, weil der Statthalter von Afrika sich empört hatte, besetzte Athaulf einen großen Teil des südlichen Galliens und feierte im Januar des Jahres 414 zu Narbo (Narbonne) seine Hochzeit mit Placidia. Dieselbe wurde in römischer Pracht begangen. Athaulf selbst erschien in römischer Kleidung und erwies der römischen Prinzessin die Ehre des höheren Thronsitzes. Der ehemalige Kaiser Attalus war der Leiter der Gesänge, die bei dem Feste erschollen zum Preise der geschlossenen Einigkeit zwischen den Völkern der Römer und Goten. Aber der kurzsichtige Honorius war von dieser Verbindung seiner Schwester mit dem Barbarenhäuptling durchaus nicht befriedigt und ließ seinen Schwager durch den Feldherrn Constantius so bedrängen, daß er sich gezwungen sah, nach Spanien zu wandern. Dort, in Barcino (Barcelona), ward er schon im folgenden Jahre (415) das Opfer der Blutrache, welche ein Verwandter des im Jahre 412 getöteten Sarus an ihm vollzog.

Sigerich, des Sarus Bruder, welcher durch den Meuchelmord zur Herrschaft gelangt war, ließ die sechs Kinder Athaulfs aus erster Ehe ermorden und mißhandelte selbst Placidia. Aber schon nach sieben Tagen stürzten ihn die Goten und erwählten den Wallia zu ihrem König.

Nachdem ein Versuch, nach dem verlockenden Afrika überzusetzen, mißglückt war, schloß dieser mit Honorius einen Vertrag, nach welchem er für die Auslieferung der Placidia und den Kampf gegen die übrigen germanischen Stämme in Spanien bedeutende Getreidespenden erhielt. Im Jahre 419 kamen die Wanderer endlich zur Ruhe, da ihnen drei Provinzen in Südgallien, Aquitania II mit Burdigala (Guyenne und Poitou), Novempopulana (Gascogne) und ein Teil der narbonensischen Provinz überlassen wurden. Sie occupierten zwei Drittel des Grundbesitzes, ließen das römische Recht für die alten Einwohner bestehen, erkannten auch scheinbar noch die römische Oberherrschaft an, lebten aber für sich nach germanischem Recht und unterwarfen mehr im eigenen Interesse, als in dem des römischen Kaisers die Alanen und Vandalen in Spanien. Die Verschmelzung der Eroberer mit der romanischen Bevölkerung wurde zwar durch die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses erschwert; aber die alten Bewohner fühlten sich unter der Herrschaft der Germanen wohler als vordem unter dem unerträglichen Steuerdruck der Römer. Die erste Hauptstadt des westgotischen Reiches, des ersten germanischen Staates auf römischem Boden, war Tolosa (Toulouse). Die Westgoten nahmen die römische Kultur an und stritten für diese, mit den Römern verbunden, wenige Jahrzehnte später, nachdem sie seßhaft geworden waren. König Eurich (466—484) erweiterte das Reich bis zur Loire und über die Rhone hinaus zu den Seealpen, gewann also die heutige Provence mit Arelate (Arles) und Massilia und eroberte den größten Teil der Pyrenäenhalbinsel. Er sicherte Spanien gegen die seeraubtreibenden Sachsen und ließ die bis dahin mündlich fortgepflanzten Gesetze seines Volkes aufschreiben.

4. Gründung des Vandalenreichs in Afrika.

Seit die Westgoten unter Wallia nach Spanien gekommen waren, sahen sich die Vandalen von diesen wie von den Römern bedrängt. Der Stamm der Asdingen in Galizien wich den Sueven und stieß zu den Silingen nach dem Süden. Beide Teile des Vandalenvolks überschritten, vereinigt, mit Weib und Kind etwa 80 000 Köpfe, die Meerenge von Gibraltar (429). Die Sage läßt sie einem Rufe des durch seinen Nebenbuhler Aëtius bei Hofe verleumdeten und in Ungnade gefallenen Statthalters Bonifatius nach Afrika folgen. Es bestand zweifellos Streit zwischen dem ehrgeizigen und in allen Ränken wohl erfahrenen Halbrömer Aëtius und dem geraden Bonifatius. Aber schwerlich hat der letztere die Vandalen ins Land gerufen. Einer solchen Aufforderung bedurfte es nicht. Auch widersetzte sich der Statthalter Afrikas. Aber König Genserich oder Geiserich schlug ihn zweimal. Bonifatius begab sich darauf nach Italien und fiel in einer Schlacht bei Ariminum. Da Genserich die festen Städte nicht einzunehmen vermochte, der römische Hof anderseits nicht imstand war, der Provinz Hilfe zu bringen, kam es zum Frieden (435), in welchem die Vandalen gegen das Versprechen jährlich Getreide nach Italien zu liefern in der Provinz bleiben durften. Zehn Jahre nach der Landung in Afrika wurde dem Vertrag zuwider auch Karthago erobert. Im Besitze der Kornkammer Roms, bald auch einer gewaltigen Flotte, waren die Vandalen die Herren des Mittelmeers, der Schrecken seiner Küsten. Diese Bedeutung verdankten dieselben ihrem Führer. Geiserich war nur mittelgroß und infolge eines Sturzes vom Pferde auf einem Fuße lahm; aber er besaß einen durchdringenden Verstand und die seinem Volke eigene Tugend der Ausdauer in hohem Maße. Er war schweigsam, verschlossen, vorsichtig, mißtrauisch und ränkesüchtig, beutegierig, dabei jähzornig, aber überaus mäßig und sittenstreng. Solange er regierte, bewahrten auch seine Landsleute die alten Sitten: Mäßigkeit und Keuschheit. Aber die Roheit und Habgier, mit welcher sie gegen die alten Besitzer des Landes verfuhren, und die Grausamkeit, mit welcher sie als Arianer namentlich unter den Nachfolgern Genserichs die Katholiken verfolgten, machten sie verhaßt und verhinderten eine Verschmelzung mit der alten Bevölkerung. Mit der Zeit entnervte das Klima, der Reichtum des Landes und sittliche Entartung die Kräfte der Germanen. Mit Mühe behaupteten sie sich gegen die Angriffe der Mauren. Und 99 Jahre nach dem Frieden, welcher ihnen das schöne Afrika ausgeliefert hatte, ward ihr Reich von dem oströmischen Feldherrn Belisar zerstört (534). Der letzte König Gelimer starb in dem ihm von Justinian angewiesenen Aufenthaltsort in Galatien.

5. Die Reiche der Angelsachsen in Britannien.

Die Provinz Britannien, seit dem Anfang des 5. Jahrh. von den römischen Truppen entblößt, war den Einfällen und Raubzügen der den

Nordwesten der Insel und Irland bewohnenden Skoten und der im Nordosten Britanniens sitzenden Pikten preisgegeben. Denn die Briten selbst waren in langer Friedenszeit ganz der Waffen entwöhnt; die Hilferufe aber, welche zu dem römischen Statthalter in Gallien drangen, mußten bei der dort herrschenden Verwirrung durch den Aufstand der Bagauda und die fast unaufhörlichen Angriffe der Franken und Alamannen unberücksichtigt bleiben. Da nahm der Sage nach ein britischer Häuptling, Namens Vortigern, seine Zuflucht zu den Sachsen und den auf der Halbinsel Jütland wohnenden Angeln, welche längst als Seeräuber die Insel heimgesucht hatten. Zwei Häuptlinge, Hengist und Horsa, sollen die ersten Scharen nach Britannien geführt haben (449?). Aber ohne Zweifel sind die beiden Bezeichnungen für das Roß nur Namen für erdichtete Heroen, vielleicht von den Feldzeichen zweier Stämme übertragen. Den ersten Scharen der Jüten, welche sich in Kent ansiedelten, folgten andere, welche in harten Kämpfen die Briten zurückdrängten und nach und nach Königreiche gründeten. Die Sachsen nahmen vorzugsweise den Süden ein mit den Reichen von Sussex, Wessex, Essex und Middlesex; Angeln bildeten die späteren Reiche von Ostangeln, Mercia und Deira. Das ganze Land bis über den Frith of Forth war somit von den Germanen besetzt außer dem Norden und dem Westen. Dort, in den Gebirgen von Wales, leisteten die alten keltischen Bewohner unter einem Könige Arthur noch im 6. Jahrhundert tapferen Widerstand. Es ist der König Artus der Sage. Zum Teil wanderten die Kelten auf das Festland Gallien zurück und gaben durch ihre Niederlassungen der Halbinsel Aremorica den Namen Britannien (Bretagne). Mit der römischen Kultur ging auf der Insel auch das Christentum wieder unter. Dem Papste Gregor dem Großen (590—604) war es vorbehalten, die Bekehrung der Angelsachsen einzuleiten, des Volkes, aus welchem dereinst der Apostel der Deutschen hervorgehen sollte. Die Vereinigung der angelsächsischen Reiche durch Egbert von Wessex 827 bildete die Grundlage zu dem späteren Königreiche England.

6. Attila. Genserich. Odoaker.

Während das römische Reich von den germanischen Stämmen überflutet wurde, hatten die Hunnen sich vorgeschoben bis in die Ebenen der Theiß. Gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts waren die einzelnen Horden vereinigt zu einem mächtigen Reiche, welches unter dem Könige Attila (Etzel), dem Sohne Mundzucks, stand (seit 433). Nach der Ermordung seines Bruders Bleda (444) gebot derselbe als Alleinherrscher nicht bloß über sein eigenes Volk, sondern auch über slavische und germanische Stämme. Die Ostgoten, Gepiden, Heruler und Rugier, Skiren, Sueven, auch die Thüringer erkannten die Oberherrschaft des Gewaltigen an, leisteten Heeresfolge und stellten die Söhne ihrer Edeln als Geiseln. Denn seine Herrschaft war für

die nicht drückend, welche ſich ihm willig unterwarfen. Oſtrom wurde durch die hunniſchen Einfälle gezwungen Tribut zu zahlen und ſchickte an den gefürchteten Nachbar eine Geſandtſchaft (448), um den Frieden zu erhalten. Dem Berichte dieſer Geſandtſchaft verdanken wir die lehrreichen Nachrichten über das Leben des Hunnenkönigs, welchen ſeine Zeitgenoſſen „Godegiſil“ = Gottesgeißel nannten. Auch der Name „Attila“ iſt ein germaniſcher. Er wurde ſo, als „Väterchen“, von den Goten bezeichnet. Seinen hunniſchen Namen kennt man nicht. Die Hofſprache war germaniſch, auch die Sitte mehr germaniſch als hunniſch, zum Teil ſchon beeinflußt von der römiſchen Kultur. In einem großen Dorfe zwiſchen der Donau und der Theiß war der Palaſt Attilas, d. h. eine weitausgedehnte Menge von Holzhäuſern, welche von einem Palliſadenzaun umſchloſſen waren. Hier war der Herrſcherſitz des mongoliſchen Khans, hier waren die ungeheuren Schätze aufgehäuft, welche er zuſammengeraubt oder als Geſchenke von ſeinen Völkern empfangen hatte, hier befand ſich der Harem. Jede der zahlreichen Frauen hatte ihr Haus für ſich. Und die Wohnungen waren nicht ſchmucklos. Die byzantiniſchen Geſandten bewunderten die eigentümliche Bauart, die hohen Säulen, die ſchöne Holzarbeit, beſonders die feinen Verzierungen und das Ebenmaß der Verhältniſſe. Ein einziges Gebäude war aus Stein, das Bäderhaus. Auch in der Kleidung prunkten die vornehmen Hunnen gern. Sie trugen Gewänder, mit Stickerei verſehen, welche ihre Weiber verfertigten, hatten wertvolle Teppiche und Satteldecken; Schwerter und Schuhe waren mit Gold und edeln Steinen geſchmückt. Aber Attila ſelbſt trug ſich ganz anſpruchslos. Seine Kleidung unterſchied ſich von der der anderen Hunnen eben durch ihre Schmuckloſigkeit und Sauberkeit. Und ebenſo einfach war ſein Leben. Bei den feſtlichen Gelagen ſaß er auf einem mit feinem Linnen und Stickereien geſchmückten Ruhebett, welches einen erhöhten Platz einnahm. Während die Gäſte ein üppiges Mahl aus goldenen und ſilbernen Geſchirren genoſſen, aß der König ſelbſt nur Fleiſch aus einer hölzernen Schüſſel. Bei dem Eſſen wurde die germaniſche Sitte des Zutrinkens beobachtet, auch nach thraciſcher Weiſe um die Wette getrunken. Nach dem Gaſtmahle ſangen hunniſche Männer Lieder zum Preiſe des Königs, und Poſſenreißer ſorgten für Heiterkeit. Der König aber ſaß ſtill. Keine Bewegung ſeines Geſichts, kein Blick verriet ſeine Gefühle. Er war ſo ernſt und würdevoll beim Feſte, wie beim Gerichte, das er ſelbſt abhielt, in ſeinem ganzen Weſen der ſelbſtbewußte Herrſcher. Das zeigten ſein ſtolzer Gang, ſeine Bewegungen, ſein alles durchdringender Blick. Von Geſtalt war er klein, aber breit an der Bruſt; aus dem dicken Kopf funkelten die kleinen tiefliegenden Augen hervor. Der ſpärliche Haar- und Bartwuchs, die platte, aufwärts gebogene Naſe und die ſchmutzig gelbe Geſichtsfarbe verrieten deutlich die hunniſche Abſtammung. Mit eiſerner Willenskraft verband ſich Milde gegen Bittende und Gnade gegen Treue. Seine Höflichkeit vergaß er zuweilen in Ausbrüchen

des Zornes. Seine Kriegslust wußte er klug zu zügeln. Er hielt sich für berufen, die Welt zu beherrschen, und dieser Glaube wurde in ihm bestärkt durch den Besitz eines zufällig aufgefundenen Schwertes, welches für das Schwert des Kriegsgottes selbst galt.

Als der Nachfolger des oströmischen Kaisers Theodosius II. († 450), der greise aber feste Marcianus, die Zahlung des Tributs verweigerte, hatte Attila anfangs vor, den Krieg gegen die Byzantiner zu beginnen. Dann aber unterließ er dies, weil er, wie er sagte, das oströmische Reich zu sehr verachtete, und beschloß, zuerst die Weströmer zu bekriegen. Mit ihm im Bunde stand der Vandalenkönig Genserich. Dessen Sohn Hunerich hatte die Tochter des Westgotenkönigs Theoderich I. geheiratet. Genserich aber hatte sie unter der Beschuldigung eines Vergiftungsversuches grausam verstümmeln lassen und dem Vater zurückgesandt. Da er die Rache des Vaters fürchtete, hetzte er nun Attila zum Kriege gegen die Westgoten, indem er auf das schöne, reiche Land hinwies, das sie bewohnten. Attila hoffte zuerst durch List zum Ziele zu kommen und suchte deshalb Westgoten und Weströmer mit einander zu entzweien. Als dieser Plan fehlschlug, griff er zu den Waffen. Im Frühjahre 451 setzte er mit einem gewaltigen Heere von Hunnen und Germanen über den Rhein und fiel in Gallien ein. Auf seine Seite stellte sich der Alanenkönig Sangiban, welcher die Stadt Aurelianum (Orleans) für ihn erobern wollte. Die tapfere Verteidigung und der rechtzeitige Entsatz durch die römischen und gotischen Truppen rettete die Stadt und nötigte Sangiban, gegen Attila zu kämpfen. Der schlaue Aëtius, der einst als Geisel am hunnischen Hofe gelebt und mit hunnischer Hilfe seine Macht in Gallien behauptet hatte, erlangte, wenn auch mit einiger Schwierigkeit, die Unterstützung der Westgoten und eines Teiles der Franken. Als er mit dem Westgotenkönig Theoderich I. heranrückte, zog sich Attila in die Ebene der Champagne zurück. Hier auf den katalaunischen Feldern bei Troyes nahm Attila an einem Tage des Juli (451) die Schlacht an, weil die Opferschauer, wenn auch nicht den Sieg der Hunnen, so doch den Tod des feindlichen Feldherrn, Aëtius — wie Attila meinte —, vorhergesagt hatten. Doch erst am Nachmittag erteilte der König den Befehl zum Angriff.

Der Anfang des Kampfes entmutigte die Hunnen. Denn ein zwischen den beiden Schlachtreihen liegender Hügel wurde von den Westgoten besetzt. Diese hatten den rechten Flügel des römisch-gotischen Heeres inne; den linken bildeten die Römer unter Aëtius; in die Mitte wurde der zweideutige Sangiban mit seinen Alanen genommen. Das Centrum der Hunnen führte Attila selbst; hier standen die Kerntruppen. Den Westgoten gegenüber stellte er die Ostgoten unter ihren drei Fürsten Walamir, Theodemir und Widemir. Die Gepiden unter ihrem König Ardarich standen auf dem rechten Flügel. Walamir und Ardarich waren Attilas Vertraute. Über den Gang der Schlacht fehlen genauere Nachrichten. Sie wird nur als ein

grimmiger, wechselvoller, hartnäckiger Kampf ohne gleichen bezeichnet. So entsetzlich war das Morden, daß nach der Sage ein Bach, der das Schlachtfeld durchfloß, durch das Blut der Erschlagenen zum brausenden Gießbache anschwoll, und die Verwundeten ihren brennenden Durst mit seinem blutigen Wasser stillten. Im tapfersten Kampfe fand Theoderich seinen Tod. Die Westgoten aber, hierdurch zur Rache entflammt, drangen so ungestüm auf die Hunnen ein, daß Attila nur durch die Flucht in seine Wagenburg dem Tode entging. In der Hitze der Verfolgung gerieten selbst Thorismund, der Sohn des Gefallenen, und Aëtius in dem Dunkel der Nacht mitten unter die Hunnen.

Die aufgehende Sonne des nächsten Tages beleuchtete die mit Leichen besäete Walstatt und zeigte den Römern und Westgoten, daß Attila geschlagen war. Dieser aber hielt sich in seiner Wagenburg und suchte durch Waffengeklirr und Trompetengeschmetter seine Feinde einzuschüchtern, gleich einem Löwen, der, von den Jägern in seine Höhle gedrängt, den Sprung auf die Gegner nicht wagt, aber durch sein markerschütterndes Gebrüll dieselben zurückschreckt. Die Sieger hofften ihn durch Einschließung aushungern zu können. Attila selbst war entschlossen, sich im Falle des Angriffs in die Flammen eines Scheiterhaufens zu stürzen, welchen er aus den Holzsätteln hatte errichten lassen.

Aber seine Besorgnis war unbegründet. Was seine List nicht erreicht hatte, die Trennung der Gegner, das brachte das Mißtrauen und die Eifersucht des Aëtius gegen die Westgoten zuwege. Jetzt, da dieser ihrer Hilfe nicht mehr bedurfte, war ihm ihre Bundesgenossenschaft lästig. Da er fürchtete, daß sie durch den völligen Untergang der Hunnen zu mächtig und anspruchsvoll würden, riet er Thorismund, welchen die Westgoten nach der feierlichen Bestattung ihres gefallenen Helden Theoderich auf den Schild erhoben hatten, in sein Vaterland heimzukehren, bevor seine Brüder Herrschaft und Schätze an sich rissen. Durch den Abzug der westgotischen Streitmacht war Attila gerettet und konnte unbehelligt seinen Rückzug nach dem Osten antreten.

Der Sieg der Verbündeten hatte die christlich-abendländische Kultur vor dem Untergange durch heidnisch-asiatische Barbarei bewahrt. Und die Retter waren Germanen. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung jener Völkerschlacht, deren Schauplatz darum die Sage vor die Mauern der Welthauptstadt verlegt. In den Lüften setzen die Geister der 160 000 Erschlagenen den Kampf fort.

Der Fehler, daß der Sieg nicht ausgenutzt ward, rächte sich bitter. Denn schon im folgenden Jahre (452) brach Attila in Oberitalien ein und verheerte es. Das reiche Aquileja wurde nach langer Belagerung erobert und dem Boden gleich gemacht. Auch Mailand, Ticinum (Pavia) und andere Städte fielen. Eine Menge der Bewohner der heimgesuchten Po-Ebene nahm damals ihre Zuflucht auf die Lagunen an der Ostküste, besonders auf den Rivus altus (Rialto).

Aus diesen Ansiedlungen erwuchs allmählich Venedig, die Beherrscherin des adriatischen Meeres. Schon hatte Attila als Ziel des Marsches Rom ins Auge gefaßt, da kehrte er zurück von den Ufern des Mincio nach seinem Wohnsitz, wie es heißt, von den Seinen an das Schicksal Alarichs gemahnt, und von einer römischen Gesandtschaft, an deren Spitze der große Papst Leo I. stand, bewogen, vielleicht auch bestimmt durch die Erwägung, daß er thatkräftigen Widerstand finden könnte, und seine Scharen einer abermaligen andauernden Städtebelagerung nicht geneigt wären.

Einen erneuten Angriff auf das westgotische Reich (453) wies König Thorismund blutig ab.

Attilas Tage aber waren gezählt. Am Morgen nach der Hochzeit mit einem germanischen Mädchen, Namens Ildiko, nach der Sage einer burgundischen Königstochter, fand man den Mächtigen tot auf seinem Lager. Während er trunken in schwerem Schlafe lag, bekam er wie öfters Nasenbluten. Da das Blut nicht ausfließen konnte, füllte es ihm den Mund und erstickte ihn. Die Sage läßt ihn fallen durch den Dolch der burgundischen Prinzessin, welche ihre Brüder rächen wollte. Die Hunnen erwiesen ihrem großen Könige die letzte Ehre nach der Sitte ihres Stammes, indem sie sich selbst die Haare schnitten und das Gesicht zerfetzten, den in einem seidenen Zelt ausgestellten Toten in Liedern beklagten, in Gelagen feierten und in einem dreifachen Sarge von Gold, Silber und Eisen mit allem Schmucke an unbekannter Stelle bestatteten.

In der deutschen Sage ist das Bild des gewaltigen Hunnenfürsten, dessen Tod die Mitwelt als eine Gnade des Himmels empfand, verblaßt zum guten König Etzel.

Kaiser Marcian soll im Traume den Bogen Attilas, den Hunnen das Sinnbild der Macht, zerbrochen gesehen haben. In der That zerfiel nach dem Tode Attilas sein Reich rasch, da sich die Söhne gegenseitig bekriegten, und der Gepidenkönig Ardarich, unwillig darüber, daß so viele Völker wie Sklaven den Hunnen gehorchen sollten, die germanischen Stämme zum Abfall bewog. In einer blutigen Schlacht in Pannonien am Netadflusse, der Waag, siegten die Germanen über die Hunnen. Unter den 30 000 Erschlagenen befand sich auch Ellak, der älteste Sohn Attilas, vom Vater zum Nachfolger ausersehen. Die Reste der Hunnen wanderten nach dem Osten zurück, in die südrussischen Steppen; ihr Land, die alte Provinz Dacien behielten mit Zustimmung der Oströmer die Gepiden, deren Reich etwa hundert Jahre lang bestand. Die Ostgoten trennten sich von ihnen und siedelten sich in Pannonien, im Gebiet zwischen Donau und Save an. Beide Völker empfingen von Ostrom Tribut unter dem Namen von Jahrgeldern und versprachen dafür Dienst im Kriege. Andere Völker wurden von den mächtigeren Ostgoten verdrängt: die Heruler saßen zwischen Gran und Theiß, nördlich von ihnen die Langobarden, westlich die Skiren, Rugier, Turcilinger. Die Skiren wurden von

den Goten faſt vernichtet. „So befehdeten ſich — wie Jordanis ſchreibt — die Glieder eines Körpers, dieſe tapferſten Völker, welche niemals einen Feind gefunden hatten, der ihnen gewachſen war, ſie müßten ſich denn durch gegenſeitige Verwundung ſelbſt aufreiben.“

Ein Jahr nach dem Tode Attilas (454) endete auch ſein großer Gegner, Aëtius, und zwar von der Hand desjenigen ermordet, dem er das Reich gerettet hatte, des Kaiſers Valentinian III. Als dieſer nun von dem Senator Flavius Maximus aus Rache getötet wurde, und letzterer die Kaiſerkrone erwarb und die Witwe Valentinians, Eudocia, zwang, ſeine Gattin zu werden, ſoll dieſelbe den alten Bundesgenoſſen Attilas, Genſerich, zu Hilfe gerufen haben. Mag dies Sage ſein, jedenfalls erſchien der Seeräuberkönig im Anfang des Monates Juni 455 mit einer großen Flotte in Oſtia. Die Wut des römiſchen Pöbels wandte ſich zunächſt gegen den Kaiſer, daß er Rom nicht zu ſchützen gewußt hatte. Er fiel unter einem Hagel von Steinen, welche die Empörer gegen ihn ſchleuderten. Und wieder war die Kirche die Retterin in der Not. Als Genſerich auf Rom loszog, trat ihm kein Heer entgegen, und die Mauern hielten ihn nicht ab; derſelbe wehrloſe Greis, deſſen ehrwürdige Erſcheinung und eindringliche Mahnung Attila zur Umkehr bewogen haben ſoll, erhob gegen den Vandalenkönig ſeine Stimme für die bedrohte Stadt. Seine Fürbitte blieb nicht ohne Eindruck. Genſerich verſprach, daß die Wehrloſen geſchont, die Gebäude nicht verbrannt, die Gefangenen nicht gemartert werden ſollten.

Die Einnahme der ewigen Stadt koſtete die Vandalen keinen Tropfen Blutes und lieferte in ihre Hände reiche Schätze. Denn vierzehn Tage lang blieben ſie in den Mauern Roms. Damals wanderte das goldene Dach des Kapitols, auch der Schatz des Tempels von Jeruſalem nach Karthago. Unter den zahlreichen Gefangenen, welche nach Afrika geſchleppt wurden, befand ſich auch Eudocia mit ihren beiden Töchtern, von welchen eine den Sohn Genſerichs, den rohen Hunerich, heiraten mußte. Jene zweite Plünderung Roms hat den Anlaß gegeben, rohe Zerſtörungswut mit dem Worte Vandalismus zu bezeichnen. Aber weder dieſer von dem Revolutionär Grégoire aufgebrachte, noch der bei den Engländern übliche Ausdruck Gothism iſt vollberechtigt. Denn die Vandalen haben geplündert, nicht zerſtört. Als im Jahre 534 ihrem Reiche ein Ende gemacht wurde, brachten die Sieger eine Unmaſſe Schätze, darunter auch einen großen Teil der römiſchen Beute nach Konſtantinopel. Und wenn auch ein Schiff, welches mit Denkmälern der Kunſt beladen war, durch Sturm unterging, weit mehr Kunſtſchätze haben die Römer ſelbſt in den Zeiten ihrer wilden Parteikämpfe vernichtet.

Nach 600 Jahren hatte ſich die trübe Ahnung des edeln Publius Cornelius Scipio Aemilianus erfüllt, die ihn beim Anblick der rauchenden Trümmer Karthagos den Vers der Ilias ausſprechen ließ:

„Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt.“

Und — ein merkwürdiger Wandel des Schickſals! — von jener Stadt

her, welche damals als Nebenbuhlerin Roms vernichtet werden sollte, war das Unheil hereingebrochen.

Die weströmische Kaiserkrone wurde ganz der Spielball germanischer Heerführer. Der Sueve Rikimer schaltete, mit dem Titel Patricius begabt, willkürlich sechzehn Jahre lang (— 472) über das weströmische Reich, nach Belieben die vom oströmischen Kaiser eingesetzten Herrscher anerkennend oder beseitigend. Und wenn auch für kurze Zeit zwischen Rom und Byzanz ein Bündnis gegen die Raubfahrten der Vandalen und das Vordringen der Westgoten zu stande kam, Erfolg hatte es nicht. Genserich vernichtete die gegen ihn gesandten Flotten, und Eurich dehnte seine Herrschaft bis an die Loire und an die Seealpen aus (vgl. S. 54).

Nach der Ermordung des strebsamen, aber unklugen Majorian (461) herrschte kein Kaiser mehr über Gallien, Spanien und Britannien. An der Donau in Noricum sammelten sich die schutzlos gelassenen Bewohner nicht um einen Heerführer, sondern um einen schlichten Einsiedler, den hl. Severinus. Wenn alle ratlos waren, er riet; wenn nirgendwo Hilfe war, er half mit Wort und That, hochangesehen bei Freund und Feind. Er führte die aus Passau und Lauriacum Vertriebenen in das rugische Gebiet weiter stromabwärts. Dort starb der edle Mann 482. Im Norden der Loire behauptete als unabhängiger Herrscher Ägidius und nach dessen Tod sein Sohn Syagrius den letzten Rest römischer Herrschaft. In Italien aber erhob der Burgunder Gundobad, ein Neffe des Rikimer, den Glycerius zum Kaiser. Als dieser dem von Ostrom eingesetzten Julius Nepos (474) gewichen war, setzte jenen der Patricius Oreſtes, der Kommandant von fremden Hilfsvölkern, ab und hob seinen unmündigen Sohn, dem er den Namen Romulus gegeben hatte, mit dem Titel Auguſtus auf den Thron. Zum Spott nannte man den kleinen Kaiser Auguſtulus. Er schloß die Reihe der Kaiser des weströmischen Reiches.

Als nämlich Oreſtes den germanischen Truppen der an der Donau wohnenden Rugier, Skiren und Turcilinger die Ansiedelung in Italien verweigerte, erhoben sich diese unter Führung des Rugiers Odoaker, des Befehlshabers kaiserlicher Söldner. Der hl. Severinus hatte ihm einst, als er nach Italien zog, seine künftige Größe vorhergesagt. Er besiegte Oreſtes nnd tötete ihn in Placentia (Piacenza) (476). Den sechzehnjährigen Romulus entthronte er und wies ihm ein Landgut in Kampanien zum Aufenthalt an; er selbst übernahm als Patricius die Herrschaft in Italien und nannte sich auch König von Italien. Thatsächlich war das weströmische Kaisertum erloschen, aber in der Vorstellung der Germanen wie der Römer dauerte es fort in der oströmischen Oberherrschaft. Odoaker änderte nichts in den Einrichtungen der römischen Verfassung. Die Römer lebten unbehelligt in ihrem Recht und in ihrem katholischen Glauben. Von dem Grundbesitz begnügten sich die Germanen mit einem Drittel.

7. Das Reich der Ostgoten.
493—555.

Odoakers Herrschaft war nicht von langer Dauer. Als er im Jahre 487/88 das Reich der Rugier an der Donau zerstörte und deren König Friedrich zwang, sich mit den Seinen zu den Ostgoten nach Pannonien zu flüchten, geriet er in Streit mit diesen, welche damals von einem ebenso klugen als tapferen Könige beherrscht wurden, Theodorich.

Dieser, aus dem Geschlechte der Amaler, war der Sohn des Königs Theodemir, welcher mit Walamir und Widemir, seinen Brüdern, die Herrschaft der Hunnen abgeschüttelt hatte. Während die Ostgoten mit diesen und den benachbarten Sueven im Kriege lagen, lieber von Raub und Plünderung lebend als vom Ertrage des Ackerbaues, ward Theodorich von seinem achten Jahre an als Geisel seines Volkes in Konstantinopel erzogen. Nach zehnjährigem Aufenthalt am kaiserlichen Hofe war er zurückgekehrt und hatte nach dem Tode seines Vaters (c. 474) die Herrschaft angetreten. Siege über die Nachbarvölker verschafften ihm rasch Ansehen. Auch der oströmische Kaiser Zeno hatte seine Macht kennen gelernt und zunächst gesucht, ihn durch außergewöhnliche Ehren an sich zu ketten. Für Dienste, die derselbe ihm bei einem Aufstand in Kleinasien geleistet hatte, erkannte er ihm den Triumph zu (484), ja er machte ihn zum Konsul und ließ ihm ein Reiterstandbild errichten. Gleichwohl konnte er ihm nicht trauen. Als der Gote anfing, ihm lästig zu werden, strebte er danach, ihn los zu werden. Wohl auf den Rat des Kaisers brach Theodorich mit seinem Volke im Jahre 488 aus den seitherigen Sitzen auf. Zahlreiche andere Scharen schlossen sich mit Weib und Kind dem Wanderzuge an, welcher sich unter Kämpfen mit den Bulgaren und den Gepiden die Donau und die Save hinauf bewegte. Im Jahre 489 stellte Odoaker sich den Eindringlingen am Isonzo entgegen, ward aber hier und bei Verona geschlagen und gezwungen, sich in das feste Ravenna zu werfen. Zwar verließ er diesen Zufluchtsort noch einmal und schloß die Ostgoten in Pavia ein. Aber nach einer dritten Niederlage an der Adda (490) mußte er sich wieder nach Ravenna zurückziehen. Hier belagerte ihn Theodorich drei Jahre vergeblich. Die Erinnerung aber an die harten Kämpfe, welche um die Stadt geführt wurden, lebte lange fort in der Sage von der Rabenschlacht. Ein Vertrag machte dem Krieg ein Ende. Odoaker wurde Leben und Würde zugesichert. Aber nachdem Theodorich am 5. März 493 feierlich eingezogen war, räumte er wortbrüchig den Nebenbuhler durch Meuchelmord aus dem Wege.

So war der Ostgotenkönig alleiniger Herr von Italien und wurde als solcher von dem oströmischen Kaiser anerkannt, wie er seinerseits wenigstens scheinbar dessen Oberhoheit anerkannte. Sein Reich erstreckte sich über die Halbinsel nördlich und nordöstlich bis zur

her, welche damals als Nebenbuhlerin Roms vernichtet werden sollte, war das Unheil hereingebrochen.

Die weströmische Kaiserkrone wurde ganz der Spielball germanischer Heerführer. Der Sueve Rikimer schaltete, mit dem Titel Patricius begabt, willkürlich sechzehn Jahre lang (— 472) über das weströmische Reich, nach Belieben die vom oströmischen Kaiser eingesetzten Herrscher anerkennend oder beseitigend. Und wenn auch für kurze Zeit zwischen Rom und Byzanz ein Bündnis gegen die Raubfahrten der Vandalen und das Vordringen der Westgoten zu stande kam, Erfolg hatte es nicht. Genserich vernichtete die gegen ihn gesandten Flotten, und Eurich dehnte seine Herrschaft bis an die Loire und an die Seealpen aus (vgl. S. 54).

Nach der Ermordung des strebsamen, aber unklugen Majorian (461) herrschte kein Kaiser mehr über Gallien, Spanien und Britannien. An der Donau in Noricum sammelten sich die schutzlos gelassenen Bewohner nicht um einen Heerführer, sondern um einen schlichten Einsiedler, den hl. Severinus. Wenn alle ratlos waren, er riet; wenn nirgendwo Hilfe war, er half mit Wort und That, hochangesehen bei Freund und Feind. Er führte die aus Passau und Lauriacum Vertriebenen in das rugische Gebiet weiter stromabwärts. Dort starb der edle Mann 482. Im Norden der Loire behauptete als unabhängiger Herrscher Ägidius und nach dessen Tod sein Sohn Syagrius den letzten Rest römischer Herrschaft. In Italien aber erhob der Burgunder Gundobad, ein Neffe des Rikimer, den Glycerius zum Kaiser. Als dieser dem von Ostrom eingesetzten Julius Nepos (474) gewichen war, setzte jenen der Patricius Oreſtes, der Kommandant von fremden Hilfsvölkern, ab und hob seinen unmündigen Sohn, dem er den Namen Romulus gegeben hatte, mit dem Titel Augustus auf den Thron. Zum Spott nannte man den kleinen Kaiser Augustulus. Er schloß die Reihe der Kaiser des weströmischen Reiches.

Als nämlich Oreſtes den germanischen Truppen der an der Donau wohnenden Rugier, Skiren und Turcilinger die Ansiedelung in Italien verweigerte, erhoben sich diese unter Führung des Rugiers Odoaker, des Befehlshabers kaiserlicher Söldner. Der hl. Severinus hatte ihm einst, als er nach Italien zog, seine künftige Größe vorhergesagt. Er besiegte Oreſtes nnd tötete ihn in Placentia (Piacenza) (476). Den sechzehnjährigen Romulus entthronte er und wies ihm ein Landgut in Kampanien zum Aufenthalt an; er selbst übernahm als Patricius die Herrschaft in Italien und nannte sich auch König von Italien. Thatsächlich war das weströmische Kaisertum erloschen, aber in der Vorstellung der Germanen wie der Römer dauerte es fort in der oströmischen Oberherrschaft. Odoaker änderte nichts in den Einrichtungen der römischen Verfassung. Die Römer lebten unbehelligt in ihrem Recht und in ihrem katholischen Glauben. Von dem Grundbesitz begnügten sich die Germanen mit einem Drittel.

7. Das Reich der Ostgoten.
493—555.

Odoakers Herrschaft war nicht von langer Dauer. Als er im Jahre 487/88 das Reich der Rugier an der Donau zerstörte und deren König Friedrich zwang, sich mit den Seinen zu den Ostgoten nach Pannonien zu flüchten, geriet er in Streit mit diesen, welche damals von einem ebenso klugen als tapferen Könige beherrscht wurden, Theodorich.

Dieser, aus dem Geschlechte der Amaler, war der Sohn des Königs Theodemir, welcher mit Walamir und Widemir, seinen Brüdern, die Herrschaft der Hunnen abgeschüttelt hatte. Während die Ostgoten mit diesen und den benachbarten Sueven im Kriege lagen, lieber von Raub und Plünderung lebend als vom Ertrage des Ackerbaues, ward Theodorich von seinem achten Jahre an als Geisel seines Volkes in Konstantinopel erzogen. Nach zehnjährigem Aufenthalt am kaiserlichen Hofe war er zurückgekehrt und hatte nach dem Tode seines Vaters (c. 474) die Herrschaft angetreten. Siege über die Nachbarvölker verschafften ihm rasch Ansehen. Auch der oströmische Kaiser Zeno hatte seine Macht kennen gelernt und zunächst gesucht, ihn durch außergewöhnliche Ehren an sich zu ketten. Für Dienste, die derselbe ihm bei einem Aufstand in Kleinasien geleistet hatte, erkannte er ihm den Triumph zu (484), ja er machte ihn zum Konsul und ließ ihm ein Reiterstandbild errichten. Gleichwohl konnte er ihm nicht trauen. Als der Gote anfing, ihm lästig zu werden, strebte er danach, ihn los zu werden. Wohl auf den Rat des Kaisers brach Theodorich mit seinem Volke im Jahre 488 aus den seitherigen Sitzen auf. Zahlreiche andere Scharen schlossen sich mit Weib und Kind dem Wanderzuge an, welcher sich unter Kämpfen mit den Bulgaren und den Gepiden die Donau und die Save hinauf bewegte. Im Jahre 489 stellte Odoaker sich den Eindringlingen am Isonzo entgegen, ward aber hier und bei Verona geschlagen und gezwungen, sich in das feste Ravenna zu werfen. Zwar verließ er diesen Zufluchtsort noch einmal und schloß die Ostgoten in Pavia ein. Aber nach einer dritten Niederlage an der Adda (490) mußte er sich wieder nach Ravenna zurückziehen. Hier belagerte ihn Theodorich drei Jahre vergeblich. Die Erinnerung aber an die harten Kämpfe, welche um die Stadt geführt wurden, lebte lange fort in der Sage von der Rabenschlacht. Ein Vertrag machte dem Krieg ein Ende. Odoaker wurde Leben und Würde zugesichert. Aber nachdem Theodorich am 5. März 493 feierlich eingezogen war, räumte er wortbrüchig den Nebenbuhler durch Meuchelmord aus dem Wege.

So war der Ostgotenkönig alleiniger Herr von Italien und wurde als solcher von dem oströmischen Kaiser anerkannt, wie er seinerseits wenigstens scheinbar dessen Oberhoheit anerkannte. Sein Reich erstreckte sich über die Halbinsel nördlich und nordöstlich bis zur

Donau, westlich später bis zur Rhone, südlich über Sicilien. Seine Herrschaft aber suchte er auszudehnen über die benachbarten germanischen Reiche. Daher verband er sich deren Könige durch Verwandtschaft. Er selbst heiratete Audofleda, die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, und gab seine Schwester Amalafreda dem Vandalenkönig Thrasamund zur Gemahlin, von seinen Töchtern die eine dem König der Thüringer Ermenfrid, die zweite dem Westgotenkönig Alarich II., die dritte dem Burgunderkönig Sigismund. Seine Tochter Amalaswintha vermählte er mit einem Goten aus dem Geschlechte der Amaler, Namens Eutharich, den er aus Spanien zu sich berief. Selbst Kriege vermeidend, errang er aus denen anderer Völker, wie der Franken mit den Burgundern und den Westgoten, Vorteile. Sein Ziel war Einigung der germanischen Stämme durch einen Friedensbund. Er hat es nicht erreicht. Aber unter seiner Regierung erfreute sich Italien eines beglückenden Friedens und erhob sich zu großem Wohlstand. Die Landwirtschaft erreichte eine Blüte, wie kaum je zuvor. Der Bergbau ward gefördert. Handel und Verkehr waren lebhaft und gesichert. Obwohl Theodorich selbst nicht schreiben konnte — er bediente sich zur Unterzeichnung einer Schablone mit seinem Monogramme —, war er doch ein großer Freund und Gönner der Wissenschaften und Künste. Er berief hervorragende Gelehrte an seinen Hof und stellte in Rom, Ravenna und anderwärts tüchtige Lehrer der Rechtswissenschaft und Heilkunde an. Der hochgelehrte Römer Cassiodorius war sein erster Minister und Geheimschreiber. Seine besondere Vorliebe für die Baukunst bethätigte der König in der Wiederherstellung der alten, in den Stürmen der Vergangenheit zerstörten Wasserleitungen, in der Anlage von Kanälen und Häfen und in der Aufführung großartiger Kirchen und Paläste. Vor allem schmückte er seinen Herrscherfitz zu Ravenna, daß er an Pracht der alten Kaiserstadt nicht nachstand.

Nicht zu zerstören, sondern zu erhalten war offenbar sein Grundsatz bezüglich der Staatsverwaltung. Es blieben die römischen Einrichtungen, die Gesetzgebung, die Gerichtsordnung, das Steuerwesen im ganzen unverändert fortbestehen. Die wichtigsten Hof- und Reichsämter wurden mit Römern besetzt. Für die Römer galt römisches Recht, für die Goten gotisches; Streit zwischen Römern und Goten wurde durch einen römischen Rechtsgelehrten und einen gotischen Richter (Grafen) geschlichtet. Der Zweikampf war untersagt. Und in trefflichen Worten mahnt er auch die Gepiden davon ab: „Laßt euch nicht durch geringfügige und nichtswürdige Sachen verleiten, euer Leben aufs Spiel zu setzen. Warum wählt ihr den Zweikampf, da ihr gewissenhafte Richter habt, welche das Recht nicht um Geld verkaufen? Legt das Schwert nieder, wenn ihr keinen Feind habt, und kämpft nicht gegen euere Landsleute, für deren Verteidigung ihr lieber rühmlich sterben solltet.“ Es herrschte Sicherheit nach außen, Sicherheit und Ordnung im Innern — gewiß das beste Zeichen einer segensreichen Regierung.

Aus sagenhaften Berichten der Nachwelt erklingt der Preis seiner Unterthanen, wenn es heißt, bei Tag und Nacht seien die Thore der Städte nicht verschlossen worden, ein Beutel mit Gold sei unberührt auf der Straße liegen geblieben.

Trotz des blühenden Zustandes aber barg das Reich den Todeskeim bereits in sich. Denn Römer und Goten verschmolzen nicht zu einer Nation. Letztere benahmen sich eben doch als die Herren gegen die Unterthanen. Die Goten führten die Waffen, die Römer trieben die Gewerbe. Zwar nahmen jene nur einen Drittel des Grundeigentums in Besitz, aber sie waren steuerfrei, und die Römer mußten ihre Abgaben zahlen so hoch und so genau, wie einst unter den Kaisern. Dazu kam die Verschiedenheit der Sprache, der Sitte und namentlich des Glaubens. Der letztere aber bildete eine Kluft, welche sich nicht überbrücken ließ.

Der König selbst war duldsam gegen die Katholiken, litt auch keine Verfolgung der Juden. Aber gegen das Ende seiner Regierung änderte er sein Benehmen, wahrscheinlich durch Einflüsterungen gotischer Höflinge beeinflußt. Als der oströmische Kaiser Justinus die Arianer bedrängte, forderte ihn Theodorich durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Papst Johannes I. gestellt wurde, auf, von der Bedrückung abzulassen. Das geschah. Aber da der Papst den Kaiser krönte und seinerseits von diesem mit den kaiserlichen Gewändern bekleidet wurde, gleichsam als Stellvertreter des Kaisers im weströmischen Reiche, sah Theodorich in dieser Verbindung einen Angriff auf seine Herrschaft und ließ den Papst nach seiner Rückkehr als Hochverräter einkerkern. Johannes erlag der harten Haft bald (525). Bereits vor ihm aber hatten mehrere angesehene Römer, ohne Grund gleichfalls als Hochverräter verdächtigt, ins Gefängnis wandern müssen, darunter der gelehrte und edle Philosoph und Rhetor Boëtius, welchem der König seither seine Gunst in hohem Grade zugewandt hatte. Im Kerker in Pavia schrieb der Weise sein Büchlein „über den Trost der Weltweisheit", eine Schrift, welche den Verfasser neben Aristoteles zum Philosophen für das ganze Mittelalter erhob. König Aelfred der Große übersetzte das Werkchen ins Angelsächsische, der Mönch Notker Labeo von St. Gallen († 1022) ins Deutsche. Ja, es wurde ins Griechische und Hebräische übertragen.

Ungehört wurde der Unschuldige verdammt und mit seinem Schwiegervater Symmachus durch grausame Marter hingerichtet.

So befleckte der große König seinen Ruhm durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit in den letzten Zeiten seines Lebens und verbitterte durch quälende Reue sich die letzten Tage desselben. Im Fieber sah er in dem Kopf eines Fisches, der auf seine Tafel gebracht wurde, das Haupt des Symmachus. Eine rasche Krankheit raffte ihn hinweg etwa im 70. Jahre seines Lebens, im 33. seiner Herrschaft (526).

Der Ausgang seiner Regierung ließ die Römer vergessen, was diese selbst ihnen gewesen war. Mit dem Reiche erbte sein unmündiger

Enkel Athalarich, der Sohn des schon verstorbenen Eutharich, die Abneigung der Römer gegen die gotische Herrschaft. Wenige Jahrzehnte vergingen, und man warf die Asche des Herrschers verhaßten Andenkens aus dem herrlichen Grabmal, welches derselbe sich bei Lebzeiten zu Ravenna hatte erbauen lassen.

Aber seine Goten sangen sein Lob, und seine mächtige Gestalt ward neben dem fränkischen Helden Siegfried zum Liebling der deutschen Sage, zum feueratmenden Dietrich von Bern. So heißt er nach Verona, welches zeitweise seine Residenz war. Die Sage, mit Alter und Zeit willkürlich umgehend, macht den Helden zum Zeitgenossen und Dienstmann Attilas, für welchen er die letzten Burgunder Gunther und Hagen besiegt. Und das älteste noch erhaltene Lied der deutschen Heldensage singt von seinem treuen Meister Hildebrand, der mit ihm „flôh her Otachres (Odoakers) nîd" (Neid).

Fast unmittelbar nach dem Tode Theodorichs trat die Schwäche des Reiches zu Tage. Die verschiedenen Elemente waren nicht versöhnt, sondern standen sich schroffer entgegen als je. Und unter den Goten selbst herrschten Parteiungen. Es fehlte die kräftige Hand des Herrschers, welche die selbstsüchtigen Großen im Zaume hielt. Die feingebildete Amalaswintha, welche für ihren Sohn Athalarich die Regentschaft führte, raubte sich durch ihre Anlehnung an den byzantinischen Hof die Zuneigung ihres Volkes. So vermochte sie es nicht einmal, den Einfluß auf ihren Sohn zu behaupten. Als derselbe durch ausschweifenden Lebenswandel eines frühen Todes gestorben war (533), versuchte sie die Herzen der Goten zu gewinnen dadurch, daß sie ihren Vetter Theodat zum Mitregenten, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, zum Gemahl erhob. Dieser, ein elender Schwächling, ließ auf das Drängen einer der Königin feindlichen Partei Amalaswintha einkerkern und ermorden.

Damit erhielt der oströmische Kaiser Justinian (527—565) einen guten Vorwand zum Kriege gegen die Goten. Denn längst hatte er die Wiedergewinnung Italiens geplant. Aber es bedurfte eines zwanzigjährigen, wechselvollen Kampfes zur Erreichung dieses Planes.

Als sein Feldherr Belisar Sicilien, Unteritalien und das feste Neapel erobert hatte (535), setzten die Goten den unfähigen Theodat ab und hoben den tapferen Vitiges auf den Schild. Theodat wurde auf der Flucht ermordet. Zwar führte Vitiges den Krieg mit Klugheit und Thatkraft. Aber eine Stadt nach der anderen, eine Provinz nach der anderen fiel von ihm zu Belisar ab. Zugleich griffen die treulosen Frankenkönige sein Reich im Norden an. Rom, welches Belisar in die Hände geliefert war, hielt, von diesem vortrefflich verteidigt, eine Belagerung von länger als einem Jahr aus. Seuchen nötigten Vitiges schließlich zum Abzug (538). Als er selbst in Ravenna eingeschlossen wurde, und Hunger und Krankheit unter dem Heere zu wüten begannen, fielen die Großen zum Teil von dem vom

Unglück verfolgten König ab und boten dem feindlichen Feldherrn selbst die Krone an. Auch Vitiges hoffte so sein Volk zu retten und öffnete den Römern die Thore. Als die Weiber der Goten die geringe Zahl und die unansehnlichen Gestalten der Griechen beim Einzuge erblickten, sollen sie ihren Männern ins Gesicht gespieen haben, um ihnen ihre Verachtung zu bezeigen, daß sie solchen Gegnern unterlegen wären.

Belisar aber hatte sich nur gestellt, als ob er auf die Vorschläge der Goten eingehe; im Besitze Ravennas, nahm er den König gefangen und brachte ihn nach Konstantinopel (540). In ehrenvoller Gefangenschaft starb dieser.

Nach der Abberufung des Belisar scharten sich die meisten Goten um Totilas, der nicht nur durch die Waffen fast ganz Italien wieder unterwarf, sondern durch die strenge Mannszucht, die er bei seinen Goten hielt, seine Gerechtigkeit und Milde auch die Herzen der Römer gewann. Da der wieder mit dem Oberbefehl betraute Belisar ohne genügende Unterstützung blieb, konnte er das schon ausgehungerte Rom nicht entsetzen. So fiel es in die Hände der Goten, die es abermals plünderten. Totilas wollte die Stadt dem Erdboden gleichmachen, ließ sich aber durch Belisar von dem Entschluß abbringen und zog nach Süditalien ab. Das verlassene Rom besetzte nunmehr Belisar und befestigte es von neuem. Der Gotenkönig versuchte vergeblich die zweite Einnahme und hatte nun die bittersten Vorwürfe zu hören, aber er hielt sich im Felde siegreich gegen die Griechen. Als der von Byzanz im Stich gelassene und schließlich wieder zurückgerufene Belisar aus Rom abgezogen war, nahm Totilas es zum zweiten Male (549). Vergeblich bot er dem Kaiser Justinian wiederholt die Hand zum Frieden. Als er Sicilien und die Küste Griechenlands mit seiner Flotte plünderte, ward endlich Narses mit einem durch Langobarden, Gepiden und andere germanische Scharen, sowie durch Hunnen und Perser verstärkten Heere gegen ihn gesandt: dieser Übermacht und der überlegenen Kriegskunst erlagen die Goten bei Taginä in Tuscien am Fuße des Apennin. Der Heldenkönig selbst fiel (552).

Der an seiner Stelle zum König erwählte Teja behauptete sich einige Zeit am Vesuv, dann auf dem laktarischen Berge. Aber Narses schnitt ihnen die Zufuhr ab und zwang sie, sich mehr nach der Höhe zu ziehen. Von Hunger getrieben, stürzten sich endlich die Goten in den Kampf der Verzweiflung. Als Teja und die Tapfersten wie Helden gefallen waren, erhielt der Rest freien Abzug (553). Sein Bruder Aligern übergab Narses Cumä und kämpfte auf römischer Seite gegen die alemannischen Scharen, welche unter den Herzögen Leutharis und Bucelinus den Goten Hilfe bringen wollten. Auch dieses Heer ward vernichtet. Die letzten Goten wurden 555 unterworfen. Damit verschwindet das Volk der Ostgoten aus der Geschichte. Das in dem lange andauernden Krieg verheerte und entvölkerte Italien wurde oströmische Provinz unter der Statthalterschaft (Exarchat) des

Narses, welcher seinen Sitz zu Ravenna hatte. Die Vorsteher der Bezirke hießen Duces.

So war es noch einmal dem Kaiser, der selbst nie ein Schwert gezogen hatte, durch die Tüchtigkeit seiner Feldherren gelungen, wenigstens einen Teil des weströmischen Reiches wieder mit dem oströmischen zu vereinigen, Afrika, Italien, ja den Süden von Spanien; aber dauernd war der Besitz nicht. Im Osten wurde das Reich von den Persern bedrängt. Bald bedrohten noch gefährlichere Feinde von neuem die christlich-abendländische Kultur, die Araber. Lange hat Ostrom sich als Bollwerk gegen die gewaltigen Stürme des Islam gehalten. Aber nicht die Römer retteten das Abendland und das Christentum gegen diese neue Gefahr, sondern die Germanen und zwar „der edle Stamm der Franken". Dieses Volk, ruhiger beharrend in den einmal eingenommenen Wohnsitzen und weniger den Angriffen des Ostreichs ausgesetzt, als die germanischen Brüder, deren Ziel das Herz des alten römischen Weltreichs, Italien, war, sollte dereinst dieses Erbe antreten in dem römischen Kaisertum Karls des Großen.

Das unglückliche Italien aber war noch nicht zur Ruhe gekommen durch den Frieden, welchen ihm die Herrschaft der Oströmer gebracht hatte. Denn diese hatte nur kurzen Bestand. Die Bewohner selbst sehnten die gotischen Zeiten zurück, da sie von Narses bedrückt wurden. Als sie sich in Byzanz beschwerten, berief der Nachfolger Justinians, Justinus II., den Statthalter ab und sandte an seiner Stelle den Longinus. Nach der Sage soll die Kaiserin der Entsetzung Hohn beigefügt, Narses aber aus Rache die Langobarden herbeigerufen haben, welche im Jahre 568 in Italien erschienen.

8. Das Langobardenreich.

Die Langobarden waren das letzte germanische Volk, welches mit Weib und Kind aus seinen Wohnsitzen auszog und auf dem Boden des ehemaligen weströmischen Reiches einen Staat gründete.

Die Heimat der Langobarden, welche zuerst Vinilen geheißen haben sollen, war das nördliche Germanien. Hungersnot zwang sie zum Verlassen ihrer Sitze an der Elbe. Sie drangen mehr und mehr nach Süden vor. Als die Rugier mit Odoaker nach Italien zogen, nahmen sie deren Land zwischen March und Gran in Besitz, verdrängten dann die Heruler und ließen sich endlich nach dem Abzug der Ostgoten südlich von der Donau in Pannonien nieder. Hier lagen sie fortwährend im Kriege mit den auf dem linken Donauufer wohnenden Gepiden. Häufig leisteten sie dem oströmischen Kaiser Kriegsdienste. Unter König Audoin kämpften 2000 Langobarden bei Taginä gegen Totilas. Nach dem Siege ließ sie Narses durch eine kaiserliche Abteilung nach Pannonien zurückgeleiten, damit sie nicht Italien durch Feuer und Schwert verheerten. Sie hatten das herrliche Land kennen gelernt. Kein Wunder, wenn es das Land ihrer Sehnsucht ward.

Nachdem Audoins Sohn, der kriegerische Alboin, mit Hilfe der Avaren, tartarischer mit Hunnen vermischter Nomaden, die Gepiden fast vernichtet und mit eigener Hand ihren König Kunimund erschlagen hatte, überließ er den allmählich lästig werdenden Bundesgenossen die bisherigen Wohnsitze der Gepiden und seines Volkes und zog mit diesem und einer Masse anderer Stämme, darunter auch 20 000 Sachsen, im Jahre 568 nach Italien. Die Po-Ebene kam rasch in seine Gewalt. Pavia aber nahm er erst nach einer dreijährigen Belagerung ein und machte es zu seiner Hauptstadt. Die Sachsen kehrten bald wieder in ihre alte Heimat zurück, da ihnen die Langobarden nicht gestatten wollten nach eigenem Rechte zu leben, fanden diese aber von Sueven besetzt und wurden im Kampf mit diesen aufgerieben. Alboin fiel durch Meuchelmord auf Anstiften seiner Gattin Rosamunda, welche er gezwungen hatte, bei einem Gastmahle aus dem Schädel ihres Vaters Kunimund zu trinken. Auch seine Mörderin starb eines gewaltsamen Todes.

Der zu seinem Nachfolger erwählte Kleph ward schon nach 18monatlicher Herrschaft erschlagen (574). Zehn Jahre lang hinderten die herrschsüchtigen Herzöge, 35 an der Zahl, die Wahl eines neuen Königs, bis sie vom Volk dazu genötigt wurden. So ward im Jahre 584 Klephs Sohn Authari König, er, wie sein Nachfolger Agilulf, der auch dessen Witwe heiratete, ein tüchtiger Mann. Die Königin Theudelinde bekannte sich als bairische Prinzessin zum katholischen Glauben und gewann dadurch die Zuneigung der alten Bevölkerung und die Unterstützung des Papstes Gregor des Großen. Während durch ihren Einfluß die Bekehrung der Langobarden zum Katholizismus und damit zugleich die Verschmelzung derselben mit der römischen Nation angebahnt wurde, gewann auch das langobardische Reich mehr und mehr an Ausdehnung. Es umfaßte den größten Teil Italiens. Doch behaupteten die Oströmer den Küstenstrich von der Po-Mündung bis Ancona mit der Stadt Ravenna, das Exarchat im engeren Sinn bis Ariminum und die Pentapolis von Ariminum bis Ancona, ferner die Halbinseln Bruttium und Kalabrien mit der Insel Sicilien. Die Ducate von Venedig, Neapel und Rom wurden selbständig. Der oströmische Dux in Rom war Beamter des Papstes, dessen Gebiet von den Langobarden als Eigentum des hl. Petrus unter der Bezeichnung res publica anfänglich anerkannt, später angegriffen wurde.

In dem langobardischen Reiche lebten die alten Bewohner frei nach ihrem Recht, wurden aber erst nach und nach gesetzlich gleichberechtigt. Unter Kleph war indes eine große Anzahl römischer Großgrundbesitzer durch Gewalt beseitigt worden, die Bauern wurden zinspflichtig gemacht. Kriegsdienst und Ämter waren ein Vorrecht der Langobarden. Den gewählten König umgiebt sein Gefolge, aus welchem sich der Lehensadel entwickelt (Gasindi). Die Herzöge werden meist in Abhängigkeit gebracht und sind dann die obersten richterlichen und militärischen Beamten des Königs. Die Gaue verwalten als Unter-

Narses, welcher seinen Sitz zu Ravenna hatte. Die Vorsteher der Bezirke hießen Duces.

So war es noch einmal dem Kaiser, der selbst nie ein Schwert gezogen hatte, durch die Tüchtigkeit seiner Feldherren gelungen, wenigstens einen Teil des weströmischen Reiches wieder mit dem oströmischen zu vereinigen, Afrika, Italien, ja den Süden von Spanien; aber dauernd war der Besitz nicht. Im Osten wurde das Reich von den Persern bedrängt. Bald bedrohten noch gefährlichere Feinde von neuem die christlich-abendländische Kultur, die Araber. Lange hat Ostrom sich als Bollwerk gegen die gewaltigen Stürme des Islam gehalten. Aber nicht die Römer retteten das Abendland und das Christentum gegen diese neue Gefahr, sondern die Germanen und zwar „der edle Stamm der Franken". Dieses Volk, ruhiger beharrend in den einmal eingenommenen Wohnsitzen und weniger den Angriffen des Ostreichs ausgesetzt, als die germanischen Brüder, deren Ziel das Herz des alten römischen Weltreichs, Italien, war, sollte dereinst dieses Erbe antreten in dem römischen Kaisertum Karls des Großen.

Das unglückliche Italien aber war noch nicht zur Ruhe gekommen durch den Frieden, welchen ihm die Herrschaft der Oströmer gebracht hatte. Denn diese hatte nur kurzen Bestand. Die Bewohner selbst sehnten die gotischen Zeiten zurück, da sie von Narses bedrückt wurden. Als sie sich in Byzanz beschwerten, berief der Nachfolger Justinians, Justinus II., den Statthalter ab und sandte an seiner Stelle den Longinus. Nach der Sage soll die Kaiserin der Entsetzung Hohn beigefügt, Narses aber aus Rache die Langobarden herbeigerufen haben, welche im Jahre 568 in Italien erschienen.

8. Das Langobardenreich.

Die Langobarden waren das letzte germanische Volk, welches mit Weib und Kind aus seinen Wohnsitzen auszog und auf dem Boden des ehemaligen weströmischen Reiches einen Staat gründete.

Die Heimat der Langobarden, welche zuerst Vinilen geheißen haben sollen, war das nördliche Germanien. Hungersnot zwang sie zum Verlassen ihrer Sitze an der Elbe. Sie drangen mehr und mehr nach Süden vor. Als die Rugier mit Odoaker nach Italien zogen, nahmen sie deren Land zwischen March und Gran in Besitz, verdrängten dann die Heruler und ließen sich endlich nach dem Abzug der Ostgoten südlich von der Donau in Pannonien nieder. Hier lagen sie fortwährend im Kriege mit den auf dem linken Donauufer wohnenden Gepiden. Häufig leisteten sie dem oströmischen Kaiser Kriegsdienste. Unter König Audoin kämpften 2000 Langobarden bei Taginä gegen Totilas. Nach dem Siege ließ sie Narses durch eine kaiserliche Abteilung nach Pannonien zurückgeleiten, damit sie nicht Italien durch Feuer und Schwert verheerten. Sie hatten das herrliche Land kennen gelernt. Kein Wunder, wenn es das Land ihrer Sehnsucht ward.

Nachdem Audoins Sohn, der kriegerische Alboin, mit Hilfe der Avaren, tartarischer mit Hunnen vermischter Nomaden, die Gepiden fast vernichtet und mit eigener Hand ihren König Kunimund erschlagen hatte, überließ er den allmählich lästig werdenden Bundesgenossen die bisherigen Wohnsitze der Gepiden und seines Volkes und zog mit diesem und einer Masse anderer Stämme, darunter auch 20 000 Sachsen, im Jahre 568 nach Italien. Die Po-Ebene kam rasch in seine Gewalt. Pavia aber nahm er erst nach einer dreijährigen Belagerung ein und machte es zu seiner Hauptstadt. Die Sachsen kehrten bald wieder in ihre alte Heimat zurück, da ihnen die Langobarden nicht gestatten wollten nach eigenem Rechte zu leben, fanden diese aber von Sueven besetzt und wurden im Kampf mit diesen aufgerieben. Alboin fiel durch Meuchelmord auf Anstiften seiner Gattin Rosamunda, welche er gezwungen hatte, bei einem Gastmahle aus dem Schädel ihres Vaters Kunimund zu trinken. Auch seine Mörderin starb eines gewaltsamen Todes.

Der zu seinem Nachfolger erwählte Kleph ward schon nach 18monatlicher Herrschaft erschlagen (574). Zehn Jahre lang hinderten die herrschsüchtigen Herzöge, 35 an der Zahl, die Wahl eines neuen Königs, bis sie vom Volk dazu genötigt wurden. So ward im Jahre 584 Klephs Sohn Authari König, er, wie sein Nachfolger Agilulf, der auch dessen Witwe heiratete, ein tüchtiger Mann. Die Königin Theudelinde bekannte sich als bairische Prinzessin zum katholischen Glauben und gewann dadurch die Zuneigung der alten Bevölkerung und die Unterstützung des Papstes Gregor des Großen. Während durch ihren Einfluß die Bekehrung der Langobarden zum Katholizismus und damit zugleich die Verschmelzung derselben mit der römischen Nation angebahnt wurde, gewann auch das langobardische Reich mehr und mehr an Ausdehnung. Es umfaßte den größten Teil Italiens. Doch behaupteten die Oströmer den Küstenstrich von der Po-Mündung bis Ancona mit der Stadt Ravenna, das Exarchat im engeren Sinn bis Ariminum und die Pentapolis von Ariminum bis Ancona, ferner die Halbinseln Bruttium und Kalabrien mit der Insel Sicilien. Die Ducate von Venedig, Neapel und Rom wurden selbständig. Der oströmische Dux in Rom war Beamter des Papstes, dessen Gebiet von den Langobarden als Eigentum des hl. Petrus unter der Bezeichnung res publica anfänglich anerkannt, später angegriffen wurde.

In dem langobardischen Reiche lebten die alten Bewohner frei nach ihrem Recht, wurden aber erst nach und nach gesetzlich gleichberechtigt. Unter Kleph war indes eine große Anzahl römischer Großgrundbesitzer durch Gewalt beseitigt worden, die Bauern wurden zinspflichtig gemacht. Kriegsdienst und Ämter waren ein Vorrecht der Langobarden. Den gewählten König umgiebt sein Gefolge, aus welchem sich der Lehensadel entwickelt (Gasindi). Die Herzöge werden meist in Abhängigkeit gebracht und sind dann die obersten richterlichen und militärischen Beamten des Königs. Die Gaue verwalten als Unter-

beamten der Herzöge die Gastaldi, die Grafen; Führer der Hundertschaften sind die Sculdahi (Schultheißen), Führer der Zehentschaften die Dekane oder Faren. Der in der Sage von König Rother fortlebende Rotharis ließ die seither mündlich überlieferten Gesetze schriftlich fixieren. Sein Gesetzbuch ist die lex Langobardorum (644).

Ziemlich unabhängig behaupteten sich die Herzöge von Spoletum, Beneventum und Forojulium (Friaul). Wie die ersteren die Angriffe der Oströmer oft selbständig zurückwiesen, so verteidigte letzterer die Nordostmark des Reiches gegen die wiederholten Einfälle der Slaven und Avaren.

Die letzten Nachkommen der Familie Theudelindes stieß der mächtige Herzog Grimoald († 671) vom Throne und bemächtigte sich selbst der Herrschaft. Während er durch die völlige Bekehrung seines Volkes zum Katholizismus den Gegensatz zwischen den Germanen und Römern ausglich, brachte er durch die Verdrängung der alten Herrscherfamilie die Spaltung in das eigene Volk. Liutprand (713—741) versuchte die Schwächung der mächtigen Herzöge und die Vereinigung von ganz Italien unter seiner Herrschaft. Aber der Papst Gregor II. und die Herzöge hielten zusammen. Dies nahm Liutprand zum Vorwand für den offenen Krieg gegen den Papst, welcher vergeblich den fränkischen Machthaber Karl Martell zu Hilfe rief. Aber der König stand von weiteren Angriffen gegen Rom ab und erkannte den Kirchenstaat an. Liutprands Nachfolger Ratchis gab auf Vermittelung des Papstes seine Absichten gegen den oströmischen Besitz in Italien auf und schloß sein Leben in der berühmten Stiftung des hl. Benedikt, dem Kloster Monte Cassino. Aistulf (750—756) gewann das Exarchat und die Pentapolis, nötigte auch die Herzöge von Benevent und Spoleto zur Huldigung, zog aber durch den erneuten Angriff auf Rom die Einmischung des Frankenkönigs Pippin herbei. Durch zwei Feldzüge (754 und 756) gezwungen, lieferte er das Exarchat und die Pentapolis dem Papste aus. Der Bund zwischen dem Papsttum und dem Frankenreiche machte unter König Desiderius (757—774) dem Langobardenreich ein Ende.

III. Das Frankenreich.

1. Überblick.

Die Bewegung, welche man als germanische Völkerwanderung bezeichnet, umfaßt eine weit längere Zeit als die scheinbare Periode von 200 Jahren. Sie beginnt nicht erst mit 375, sie beschränkt sich nicht auf die germanischen Stämme, sie endigt nicht mit 568. Auch die slavischen Völker bilden ein Glied jener elektrischen Kette. Und kaum scheint für das Abendland eine Zeit der Ruhe eingetreten zu sein, da bricht im Morgenland der arabische Völkersturm los, unter

deſſen Stößen auch der Weſten erbebt. Das ganze Mittelalter hindurch dauert die Bewegung. Die Fahrten der Normannen, die Übergriffe der Slaven, die Einfälle der Ungarn, ſie ſind Völkerwanderungen, wie die Züge der Seldſchuken, Mongolen und Türken. Selbſt die Kreuzzüge ſind in gewiſſem Sinne eine Völkerwanderung. Und doch iſt es nicht ganz unberechtigt, gerade jene Epoche vom vierten bis zum ſechſten Jahrhundert n. Chr. als die Zeit der germaniſchen Völkerwanderung zuſammen zu faſſen. Denn es iſt die Zeit, in welcher der jugendfriſche Stamm der Germanen obſiegt über den altersſchwachen Stamm der Römer. In dem Gebiete des römiſchen Weſtreichs entſtehen germaniſche Staaten und vergehen zum Teil wieder. Aus der Vermiſchung der Brudervölker entwickelt ſich ſpäter ein neuer Stamm, der romaniſche, in Italien, der iberiſchen Halbinſel und Gallien. Die Länder jenſeits der Elbe, der Oder, der Weichſel, einſt Sitze germaniſcher Völker, waren im 6. Jahrh. von den Slaven d. i. Redenden (von slovo = Wort), oder Wenden eingenommen. Von dem ural-altaiſchen Türkenvolk der Avaren gedrängt, ſiedelten ſie ſich auch an der Donau und in den Oſtalpen an. Von hier nahm der welthiſtoriſche Kampf zwiſchen Germanentum und Slaventum ſeinen Ausgang, ein Kampf, der heute noch fortdauert.

Die nächſten germaniſchen Nachbarn der Slaven waren die Sachſen, die aus den alten Hermunduren hervorgegangenen Thüringer und die Baiern (Bajuvari), ihrer Herkunft nach wie in ihrer Beſtimmung Markomannen. Sie wichen vor den drängenden Slaven aus Böhmen zurück in das Land weſtlich des Böhmerwaldes, ſich ſüdlich der Donau ausbreitend zwiſchen Lech und Enns. Weſtlich von den Baiern ſaßen rechts vom Rhein, ſeit der Mitte des 5. Jahrhunderts auch links desſelben im Elſaß (Alisatia = Fremdenland) die Alamannen.

Die Reſte der Burgunden, nach dem Untergange ihres Reiches 437 in Savoyen angeſiedelt, breiteten ſich im Rhone- und Saonethal aus.

An der Nordſee wohnten die Frieſen, treu der alten Heimat, wie der alten Sitte.

Am weiteſten nach dem Weſten des Feſtlandes waren vorgedrungen die Franken. In dem fünften Jahrhundert hatten ſie die Gegend am mittleren und unteren Rhein inne und erſtreckten ſich bereits bis zu dem Kohlenwald, den Ardennen, und in das Gebiet an der Somme; die früheren germaniſchen Bewohner der Rheinlande waren in ihnen aufgegangen. Die Gruppe am Rhein weſtlich bis zur Maas, öſtlich bis über die Ruhr mit der alten Ubierſtadt Köln hieß Ripuarier (Uferfranken); zu ihnen zählten die Sugambrer; die Gruppe im Rheindelta, in der Betuwe und Veluwe und dem Lande Toxandrien j. Teſſender-loo trug wohl nach dem Lande an der Sala (Yſſel) den Namen Salier; als dritte Gruppe gehörten zu den Franken die Chatten, die ſpäteren Heſſen.

2. Chlodovech (481—511).

Die Gegend, von welcher die Unterwerfung Germaniens ausgegangen war, sollte auch der Ausgangspunkt der einzigen germanischen Herrschaft werden, welche berufen war die Erbschaft des oströmischen Reiches anzutreten. Von allen germanischen Staaten, welche der sog. Völkerwanderung ihr Dasein verdankten, war allein dem fränkischen Reiche eine längere Dauer beschieden. Es trafen mehrere Ursachen zusammen, welche eine größere Lebenskraft verliehen. Den übrigen Staaten erging es, wie Gewächsen, welche, auf ungeeigneten Boden verpflanzt, fremdes Klima nicht zu ertragen vermögen. Die Franken wanderten nicht, fremde Elemente in sich aufnehmend, weit von ihrer Heimat weg, sondern im wesentlichen die heimatlichen Sitze behauptend, dehnten sie sich aus. Unter sich nicht weniger uneins, als die Goten und Sueven, unter ihren langgelockten (crinīti, comati) Gaukönigen sich unaufhörlich befehdend, waren sie doch eins gegen die Römer. Sie nahmen die christlich-römische Gesittung an und übermittelten diese auch den Bruderstämmen; aber sie entsagten dabei nicht ihrer Verfassung, ihrem Rechte. Von der größten Bedeutung aber war es, daß sie dem Katholizismus, nicht dem Arianismus gewonnen wurden und dadurch nicht in den verderblichen Gegensatz zu der unterworfenen Bevölkerung sich stellten. Nur in Einigkeit und im Bunde mit der katholischen Kirche war ein starkes Reich möglich. Denn diese war das einzige Unwandelbare inmitten aller Wandlungen.

Zuerst begegnen uns die Salier in der Litteratur; bei Ammian werden sie zum Jahre 358 erwähnt im Kampf mit Julianus. Besiegt, stehen sie unter römischer Hoheit als foederati und kämpfen unter ihren Gaukönigen für Rom. Der König Chlojo erweiterte seine Herrschaft bis Cambrai (Kammerich, Cameracus) (431) und an die Somme. Doch reichten die Ansiedlungen der Salier nur bis zu den Flüssen Lys und Canche, welche noch bis an das Mittelalter die Scheide zwischen germanischer und romanischer Sprache bildeten. Erst 100 Jahre später werden die Ripuarier genannt von Jordanis; aber viel früher rangen sie schon mit den Römern um die Herrschaft im Rheingebiet. In jenen Kämpfen sanken die blühenden Städte Mainz, Köln und Trier in Schutt und Asche. Denn die Franken waren rohe Krieger und gefürchtete Gegner. Mit nackter Brust, ungedecktem Rücken, oft auch unbewehrten Hauptes traten sie den Feinden entgegen. Panzer und Beinschienen fanden erst später bei ihnen Eingang. Von den Hüften an umwickelten sie den Leib mit linnenen Binden oder Riemen bis zum Schienbein. Zum Schutz diente ihnen der Schild, zum Trutz Schwert, Speer und Streitaxt. Besonders geschickt wußten sie einen mit Widerhaken versehenen Speer, den Angon, zu gebrauchen zu Stoß und Wurf, und furchtbar war in ihrer Hand das eigentümlich geformte Wurfbeil, die fränkische Nationalwaffe, daher francisca genannt. Es beruht auf irrtümlicher Auffassung des Aus-

drucks bipennis, wenn man die francisca für zweischneidig hielt. An Waffenübung und Tapferkeit, Gewandtheit und Kühnheit, wie an Körperbildung standen sie keinem der Bruderstämme nach. Mit Stolz rühmten sie sich ihrer Vorzüge im Eingange zum salischen Gesetze, welcher in folgende poetische Form gebracht worden ist:

„Der hehre Stamm der Franken, gepflanzt von Gottes Hand,
In Waffen ohne Wanken und stark durch Friedensband,
An Rate nie versagend, durch edles, reines Blut,
Durch Bau und Blüte ragend, durch frischen, festen Mut."

Aber weniger günstig lautete das Urteil ihrer Nachbarn und Feinde. Diesen galten sie nicht mit Unrecht für treulos und grausam. Während die Goten, Vandalen und Burgunder schon Christen waren, verehrten die Franken noch im fünften Jahrhundert die alten Götter. Doch scheinen sie sich damals nicht sehr feindselig gegen die Christen gezeigt zu haben. Der salische Gaukönig Childerich wenigstens, der Sage nach ein Sohn des Meroveus, soll die heilige Genoveva sehr verehrt haben.

Childerich ist keine sagenhafte, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit. Aber die Sage hat so die Geschichte überwuchert, daß fast nur das sicher erscheint, was uns sein Grab verrät. Durch Zufall fand dasselbe ein Arbeiter im Jahre 1653 auf dem Friedhofe der Kirche zu St. Brixius in Doornick an der Schelde (Tournay). Der reiche Schatz und ein Siegelring mit dem Bildnis eines Mannes mit gelockten, herabwallenden Haaren und der Umschrift Childirici regis machten es zweifellos, daß hier die Ruhestätte jenes im Jahre 481 in Tournay residierenden Königs gefunden war. Leider ist der größte Teil dieses geschichtlich so überaus wertvollen Fundes im Jahre 1831 aus Paris gestohlen und wohl vernichtet worden. In dem Grabe fanden sich zwei Menschenschädel, wohl der des Königs und der seiner Gemahlin Basina. Der Sage nach war diese zuerst die Gattin des Thüringerkönigs Bisin. Childerich soll, von seinem eigenen Volke wegen seines üppigen Lebens verjagt, am Thüringischen Hofe eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Während seiner Abwesenheit hätten, so erzählt der fränkische Bischof Gregor von Tours die Sage weiter, die Franken dem römischen Magister militum Ägidius als ihrem Könige gehorcht. Nach acht Jahren sei Childerich durch einen Getreuen zur Rückkehr aufgefordert worden und habe diesem Rufe Folge geleistet; Basina aber wäre ihm nach dem Frankenlande gefolgt. Die Sage hat wohl, wie bei Theodorich, die Eroberung als Rückkehr in die Heimat dargestellt und die Vermählung mit Basina dichterisch ausgeschmückt.

Childerich und Basina sind die Eltern Chlodovechs, welcher der Gründer des Frankenreichs geworden ist.

Als Chlodovech, 15 Jahre alt, das kleine Reich seines Vaters übernahm (481), bestand das oströmische Reich nicht mehr. Fünf Jahre waren vergangen, seit Odoaker den Romulus Augustulus entthront hatte. Seit dem Tode des von Konstantinopel als oströmischer

Kaiser anerkannten Julius Nepos († 480) war nur noch ein Rest der römischen Herrschaft im Abendland übrig, der Teil der Provinz Gallien, welchen Aëtius lange gegen feindliche Angriffe gehalten, dann Ägidius unabhängig beherrscht hatte. Jetzt galt hier, in dem Gebiete zwischen Somme und Loire, des Ägidius Sohn Syagrius als „König". Gegen ihn wandte sich Chlodovech zuerst. Veranlassung zum Kriege war keine vorhanden. Als Ursache genügte das Bestehen der Nachbarherrschaft dem ländergierigen Eroberer. Daher schickte er an Syagrius eine Herausforderung zum Kampfe, indem er ihm nach altgermanischer Gewohnheit überließ Zeit und Ort für denselben zu bestimmen. Zugleich forderte er seinen Verwandten Ragnachar, welcher in Cambrai herrschte, und einen anderen Gaukönig der Franken Chararich zur Teilnahme am Kriege auf. Nur der erstere folgte der Einladung, der letztere nahm eine zuwartende Stellung ein. Bei Soissons unterlag Syagrius (486) und suchte bei dem Westgotenkönig Alarich II., dem schwachen Nachfolger des großen Eurich, in Toulouse Schutz. Chlodovech erlangte durch Drohung leicht die Auslieferung des Flüchtlings und ließ denselben heimlich ermorden. Ein roher, gewaltthätiger Barbar, handelte er als ein solcher, nicht besser, auch nicht schlimmer als sein großer Zeitgenosse Theodorich. Nach der Beseitigung des Syagrius wurde der etwaige Widerstand der Römer rasch gebrochen. Das offene Land ward geplündert. Auch die Städte fielen. Die reiche Beute, welche man bei den wohlhabenden Bürgern und in den Kirchen gemacht hatte, ward geteilt. Bis zur Seine, bald bis zur Loire kam das Land unter die Herrschaft der Franken, welche somit Nachbarn der Westgoten wurden, gefährlich diesen, wie den benachbarten Alamannen und Burgundern. Chlodovech verlegte seine Residenz nach Soissons. Erst später ward Paris Hauptstadt.

Zehn Jahre nach der Eroberung des letzten Restes der römischen Herrschaft in Gallien entschied Chlodovech durch einen Sieg den alten Streit mit den Alamannen um das Land am Mittel- und Oberrhein. Irrtümlich hat man einen Kampf des ripuarischen Königs Sigbert mit den Alamannen bei Tolbiacum (Zülpich) mit diesem Siege in Verbindung gebracht. Der Schauplatz der Alamannenschlacht Chlodovechs ist nicht bekannt, jedenfalls eher am Oberrhein, als am Niederrhein zu suchen. Das Jahr des Sieges ist wohl 496. Der größte Teil des Volkes unterwarf sich der fränkischen Herrschaft und bildete ein Gegengewicht gegen die Romanisierung des Volkes der Franken: die übrigen stellten sich unter den Schutz des Ostgoten Theodorich, wurden aber später von Vitiges dem Enkel Chlodovechs, dem König Theudebert, überlassen (536). Der nördliche Teil des alamannischen Gebietes wurde von Franken, vorzugsweise Chatten, besiedelt. Da drangen die Ortsnamen auf -bach, -berg, -born, -feld, -statt, -scheid, unter die alamannischen -weiler, -ach, -brunn, -felden, -hofen, -ingen,

-wangen, -beuren, -ſtätten, -ſchwand. Die Bildungen mit -heim, -hauſen, -dorf ſind beiden Stämmen gemein.

Eine wichtigere Folge des Sieges, als die Eroberung des Alamannenlandes, ein Ereignis von welthiſtoriſcher Bedeutung war die Bekehrung des Siegers zum Chriſtentum, und zwar zum katholiſchen Bekenntnis. Chlodovech hatte eine chriſtliche, katholiſche Gemahlin, die burgundiſche Prinzeſſin Chrotechildis, und geſtattete auch, daß ſeine Söhne die Taufe empfingen. Aber obwohl er ſich gegen die Kirche duldſam bewies, verharrte er trotz der Verſuche ſeiner Gattin, ihn für ihren Glauben zu gewinnen, bei dem Heidentum. Da bewirkte die Not, was Überredung nicht vermocht hatte. In der Schlacht gegen die Alamannen begannen die Reihen der Franken zu weichen. Von den eigenen Göttern im Stiche gelaſſen, nahm der König jetzt ſeine Zuflucht zu dem Gotte der Chriſten, indem er um Rettung flehte und gelobte, ſich taufen zu laſſen, wenn er ihm den Sieg verleihe. Nach dem Kriege erfüllte er ſein Gelübde. Biſchof Remigius von Reims unterwies ihn in der chriſtlichen Lehre und ſpendete ihm am Weihnachtstage die Taufe mit den Worten: „Beuge den Nacken, ein ſanfter Sigambrer, bete an, was du verbrannt haſt, verbrenne, was du angebetet haſt.“ Mit dem König nahmen den katholiſchen Glauben an ſeine beiden Schweſtern und mehrere tauſend Franken. Nichts kennzeichnet mehr die Bedeutung, welche dieſer Schritt gewann, als die ſpäter ſich bildende Legende, daß eine Taube vom Himmel das hl. Öl in einem Fläſchchen zur Taufe Chlodovechs gebracht habe. Die franzöſiſche Revolution hat das von der Legende geweihte Fläſchchen, aus welchem ſeit 1179 das Salböl für die Könige genommen wurde, in wahnſinnigem Haſſe zerſtört (1794). Die zuſammengeflickten Bruchſtücke wurden noch einmal 1825 bei der Krönung Karls X. benutzt. Es iſt keine gehaltloſe Redensart, wenn der Geſchichtſchreiber Gregor von Tours Chlodovech als „neuen Konſtantinus“ bezeichnet. Mag man ſelbſt die wunderbare Bekehrung beider auch im Charakter nicht unähnlichen Herrſcher in Abrede ſtellen, die Thatſachen ſelbſt hat niemand bezweifelt, und bei beiden iſt die Folge derſelben gleichbedeutend. Hier wie dort bleibt zwar noch ein Teil der Unterthanen heidniſch, aber das Reich, dort das römiſche, hier das fränkiſche, wurde chriſtlich; in beiden Fällen ward das katholiſche Bekenntnis Staatsreligion. Es war ſchwerlich ſchon kluge politiſche Berechnung, daß Chlodovech den katholiſchen Glauben annahm, nicht den arianiſchen, ſondern eine natürliche Folge der herrſchenden Verhältniſſe; denn die gotiſchen Völker hatten von Oſtrom den Arianismus erhalten, im römiſchen Gallien dagegen wie im Rheinlande herrſchte der Katholizismus vor, die Gemahlin Chlodovechs, die einflußreichen Biſchöfe des Frankenlandes waren alle katholiſch. Aber wenn es nur ein Akt politiſcher Klugheit geweſen wäre, dann würde derſelbe Chlodovech weit über alle Gründer germaniſcher Staaten zur Zeit der Völkerwanderung erheben. Mit dem Übertritt der Franken zum katholiſchen Glauben

fiel die Schranke, welche seither zwischen den Germanen und Romanen in Gallien bestand, und erhob sich zugleich die Scheidewand gegen die arianischen Germanen. Die Katholiken im Reiche der Burgunder und Goten, vor allem die katholische Geistlichkeit, mußten in dem rechtgläubigen König den Schirmherrn der Kirche gegen die Bedrückungen der Arianer erblicken. Dadurch wurden die so folgenreichen Beziehungen zwischen dem Frankenreich und dem hl. Stuhl begründet.

Die sich von selbst darbietenden Vorteile nutzte der König aus zunächst gegen die Burgunder, bei welchen der Gegensatz des Arianismus und Katholizismus nicht nur die Bewohner, sondern auch das Königshaus entzweite. Von den Brüdern der Chrotechildis war der eine, Gundobad, Arianer, der andere, Godegisil, Katholik. Im Bunde mit dem letzteren besiegte Chlodovech den Gundobad im Jahre 500 bei Dijon und machte ihn zinspflichtig. Aber nach dem Abzug Chlodovechs überfiel dieser seinen Bruder Godegisil in Vienne, ließ ihn töten und schickte die in der Stadt gefangenen Franken an den Westgotenkönig Alarich II., eine ebenso fruchtlose Einladung zum gemeinsamen Krieg gegen den gefährlichen Nachbarn, wie einst des Arminius Botschaft an Marobodnus.

Zwischen den Westgoten und den Franken kam es oft zu Reibereien. Wiederholte Zusammenkünfte der beiden Könige Chlodovech und Alarich II. und die Vermittlung des Friedensfürsten Theodorich brachten eine Aussöhnung zuwege. Aber sie verhütete nicht den unvermeidlichen Krieg, sie verschob ihn nur. Vielleicht wartete Chlodovech mit dem Angriff nur, bis er den Burgunder Gundobad als Bundesgenossen für sich gewonnen hatte. Von diesem und dem König Sigbert von Köln unterstützt, begann er im Jahre 507 den Krieg. Die Sage legt Chlodovech die Worte in den Mund: „Es schmerzt mich sehr, daß diese Arianer noch einen so großen Teil von Gallien in Besitz haben. Laßt uns mit Gottes Hilfe gegen sie ziehen, sie besiegen und ihr Land in unsere Gewalt bringen." Zweifellos war der Krieg in den Augen der Bewohner Galliens ein gerechter Religionskrieg. Chlodovech wußte, daß die Katholiken des westgotischen Reiches ihn als Befreier vom Joche der Arianer begrüßen würden. Sicher hat er sich aus politischen, nicht aus religiösen Gründen der aus dem Westgotenreiche vertriebenen Bischöfe angenommen. Der Schein war ihm willkommen, und er wahrte ihn so, daß er aufs strengste in dem Gebiete von Tours, der Schutzherrschaft des hl. Martinus, Schonung aller kirchlichen Güter, aller unter dem Schutze der Kirche stehenden Leute, insbesondere auch der Witwen und Jungfrauen, befahl und nur gestattete, Wasser und Gras zu nehmen. In Wahrheit war es ein Eroberungskrieg. Alarich II. ließ sich, ehe die erwarteten Hilfstruppen der Ostgoten eintrafen, am Clain, drei Meilen südlich von Poitiers, nicht bei Vouglé, in den Kampf ein und verlor Sieg und Leben. Die Städte ergaben sich ohne Widerstand. In Bordeaux konnte der Sieger überwintern. Während Gundobad Narbonne einnahm und Arles

belagerte, öffnete die Hauptstadt Toulouse (508) Chlodovech ihre Thore. Carcassonne und Arles wurden durch das endlich eintreffende Entsatzheer der Ostgoten gerettet. Ein glänzender Sieg des ostgotischen Feldherrn Ibbas (510) zwang die Verbündeten, einen Teil ihrer Eroberungen wieder herauszugeben. Die wiedergewonnene Provincia (Provence) vereinigte Theodorich mit seinem eigenen Reiche. Das Land südlich der Garonne (Gallia Gothica, Septimania) wurde an die Westgoten zurückgegeben, welche während der Minderjährigkeit Amalarichs Theodorich beherrschte. Ihre Hauptstadt ward nun Toledo.

Auf dem Rückwege begrüßte eine Gesandtschaft des oströmischen Kaisers Anastasius den König Chlodovech in Tours als römischen Patricius. Wenngleich demselben an der hierdurch angedeuteten Anerkennung seiner Herrschaft über Gallien wenig liegen konnte, so benutzte er doch die Verleihung dieses Titels, um seine Stellung gegenüber der romanischen Bevölkerung zu befestigen. Darum bekleidete er sich in der Kirche des hl. Martinus mit dem Purpurmantel und dem Diadem und ritt in feierlichem Aufzuge durch die Stadt, vom Volke als Konsul und Augustus umjubelt. Zum Sitze seiner Herrschaft wählte er Paris.

Die zweite Aufgabe seines Lebens sah Chlodovech in der Vereinigung aller Franken unter seiner Herrschaft. Er löste sie, indem er die einzelnen Könige durch Tücke und Gewalt aus dem Wege räumte. Durch zweideutigen Rat veranlaßte er Chloderich, den Sohn Sigberts von Köln, seinen alten Vater im Walde Buchonia (Rhön und Vogelsberg) zu ermorden, und ließ den Mörder dann selbst erschlagen. In Köln versicherte er die Ripuarier seiner Unschuld und wurde von ihnen als König anerkannt. Den König Chararich und seinen Sohn brachte er in seine Gewalt, ließ beiden im Kloster das Haar abscheren und beseitigte sie dann, als der Sohn den Vater durch die Äußerung zu trösten versuchte, daß seine jugendlichen Locken wiederwachsen würden. Gegen Ragnachar von Cambrai zog er zu Felde. Da dieser sich durch seine Ausschweifungen mit seinem Günstling Farro verhaßt gemacht hatte, gewann Chlodovech leicht einige Vornehme zum Verrat. Sein Heer wandte sich rasch zur Flucht und überlieferte selbst den König samt seinem Bruder Richar dem Sieger, welcher beide mit eigener Hand tötete, weil der eine sich habe fesseln lassen, der andere jenem nicht geholfen habe. Auch den dritten Bruder schaffte er aus dem Wege, und so einen Verwandten nach dem anderen, weil er die Blutrache zu fürchten hatte.

So verfuhr Chlodovech, wo es der politische Vorteil zu erheischen schien, ohne Gewissensbisse mit rücksichtslosester Gewalt und ärgster Hinterlist. Wer seinen Plänen entgegenstand, der war sein Feind, und gegen den war ihm kein Mittel ungerecht. In dieser Beziehung blieb Chlodovech ein roher Heide, während er sonst sich bemühte, als treuer Sohn der Kirche zu erscheinen. Er war gegen diese und ihre Diener stets wohlwollend gesinnt. Bei seinem Volke muß er beliebt gewesen

sein, denn er drückte es nicht, war freigebig und gütig, besonders gegen die Witwen und Waisen. Daher vergaß man seine Blutthaten und dachte nur seiner guten Eigenschaften. So erklärt es sich, daß der Bischof Gregor von Tours so treuherzig schrieb: „Gott demütigte täglich seine Feinde und mehrte sein Reich, darum weil er aufrichtigen Herzens vor ihm wandelte und that, was Gott wohlgefällig war.“ Es war dem Eroberer nicht beschieden, das gewonnene und geeinte Reich durch die Verfassung in der Einheit zu erhalten; es war ihm nicht vergönnt, ein ruhmvolles Herrschergeschlecht zu begründen. Die Blutschuld lastete auf der Dynastie der Merovinger.

Chlodovech starb, erst 45 Jahre alt, nach dreißigjähriger Regierung am 27. November 511 zu Paris und fand in der von ihm und seiner Gemahlin erbauten Apostelkirche, der späteren Genovevakirche, seine Ruhestätte.

Er hatte keine christlich-germanische Weltherrschaft geschaffen, aber ein Reich gegründet, aus welchem die Weltherrschaft Karls des Großen hervorgehen sollte.

3. Die Merovinger.

Nach dem Tode Chlodovechs teilten seine vier Söhne sich in sein Reich, so, daß der älteste, Theuderich, der Sohn aus einer ersten, heidnischen Ehe Chlodovechs, das ripuarische Franken mit den südwestlichen Gegenden bis zur oberen Seine erhielt, das spätere „Ostland“ (Austrasien) mit der Hauptstadt Metz, dazu noch südlich von der Loire das östliche Aquitanien, also das größte Stück, Chlotachar das salische Land (Cambrai, Arras, Tournay) und das Gebiet zwischen Seine und Oise, mit der Hauptstadt Soissons, Childebert das Land zwischen Seine und Loire mit Paris, Chlodomer das westliche Aquitanien und die Hauptstadt Orleans. Die Teilreiche griffen vielfach in einander und galten nach außen nur als Glieder eines Gesamtreiches.

Ländergier und Kriegsluft, Tücke und Gewaltthätigkeit besaßen die Brüder als Erbe des Vaters gemeinsam. Obwohl gegen einander voll Argwohn und Feindschaft, hielten sie doch, wenigstens die drei jüngeren, zusammen, wenn es Kampf nach außen galt. So erweiterten sie das väterliche Reich noch um ein Bedeutendes.

Im Reiche der Thüringer, welches zwischen Weser und Elbe lag und sich vom Harz und der Leine südwärts bis nach Regensburg an die Donau erstreckte, war nach dem Tode des Königs Bisinus zwischen den Brüdern Berthari, Baderich und Hermanfried ein Thronstreit ausgebrochen, in welchem letzterer zunächst Berthari beseitigte und gegen Baderich den König Theuderich zu Hilfe rief. Nach der Besiegung und Ermordung Baderichs soll Hermanfried, der Schwiegersohn des Ostgotenkönigs Theodorich, sein Versprechen, einen Teil des thüringischen Gebietes abzutreten, nicht gehalten und dadurch Theuderich zur

Rache entflammt haben. So lange dieser den mächtigen Ostgoten fürchten mußte, verhielt er sich ruhig. Als derselbe aber gestorben war, griff Theuderich, von seinem Bruder Chlotachar unterstützt, die Thüringer an. Nachdem Chlotachar sich mit ihm entzweit hatte und abgezogen war, gewann Theuderich die Hilfe der Sachsen und besiegte mit diesen die Thüringer in mehreren Schlachten, zuletzt bei Burg Scheidungen an der Unstrut (531). Hermanfried soll von Chlotachar in Zülpich von der Stadtmauer herabgestoßen worden sein. Sein Land kam zum größten Teil an das Frankenreich. Den Nordosten, das Gebiet zwischen Bode und Unstrut, überließ man den Sachsen wohl gegen einen Zins. Das Land südlich der Unstrut blieb den Thüringern bis an den Thüringer Wald. Von da südlich und am Main siedelten sich Franken an. In die am weitesten östlich liegende Gegend zwischen Saale und Elbe drangen allmählich die slavischen Sorben ein und rückten vor in die Gegend des Fichtelgebirges und selbst den Main abwärts bis Bamberg.

Während Theuderich im Kriege gegen die Thüringer begriffen war, erhob sich die Auvergne auf die falsche Nachricht vom Tode des Königs gegen seinen Erben Theudebert. Childebert, welcher bereits gleichfalls über das Besitztum seines ältesten Bruders hergefallen war, wandte sich bei der Kunde vom Herannahen Theuderichs gegen den Westgotenkönig Amalarich, welcher seine Gemahlin, Childeberts Schwester, wegen ihres Glaubens mißhandelt hatte, besiegte denselben bei Narbonne und drängte dadurch die Westgoten fast ganz über die Pyrenäen. Vollständig kam das Gebiet südlich der Garonne erst 567 durch die Vermählung Sigberts, des Sohnes von Chlotachar I., mit der westgotischen Prinzessin Brunichildis an das Frankenreich.

Schon 533 starb Theuderich. Sein Sohn Theudebert hielt sich gegen die Ränke seiner Oheime, stand aber bald verbündet mit Childebert gegen Chlotachar.

Unterdessen hatte das burgundische Reich das Schicksal des thüringischen geteilt. Nach Gregor von Tours war es die Pflicht der Blutrache, welche die jüngeren Söhne Chlodovechs zum Kriege gegen den Nachfolger Gundobads, den katholischen König Sigmund, bewog. Gegen dessen Bruder Godomer fiel Chlodomer (524). Aber wenige Jahre später geriet Godomer in fränkische Gefangenschaft. Sein Reich wurde mit dem fränkischen vereinigt, durfte aber sein Recht und seine Verfassung behalten. So erklärt es sich, daß unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen Burgund wieder zur Selbständigkeit gelangen konnte (887).

Im Kriege zwischen Ostgoten und Oströmern stellten sich die fränkischen Könige bald auf die eine, bald auf die andere Seite, getreu der treulosen Politik ihres Geschlechts, und erwarben von Vitiges die Provence, sowie einen den flüchtigen Alamannen (496) angewiesenen Landstrich in Rätien (536). Auch Baierns Herzöge, die Agilol-

finger, erkannten die Oberhoheit des fränkischen Reiches an, welches somit in der Mitte des sechsten Jahrhunderts das mächtigste in Europa war. Der kühne Theudebert erwarb selbst Ligurien und einen Teil von Venetien und beabsichtigte sogar einen Angriff auf das oströmische Reich, als er 548 starb. Daß diese ferngelegenen Besitzungen im Osten wieder aufgegeben werden mußten, daran waren innere Unruhen und Zwistigkeiten der Könige schuld. Aber ein Unglück war der Verlust jener Eroberungen nicht. Chlotachar überlebte seine Brüder und deren Söhne und vereinigte im Jahre 558 das Reich wieder, aber bei seinem baldigen Tode (561) teilten sich seine vier Söhne Charibert, Sigibert, Guntchramn, Chilperich in das Erbe.

Die Teilung hatte, wie die erste, einen rein privatrechtlichen Charakter und berücksichtigte weder geographische noch nationale Zusammengehörigkeit der Länder. Gleichwohl treten allmählich drei Teile in einer gewissen Selbständigkeit neben einander hervor, nach Lage und Bevölkerung sich scheidend; das alte Stammland der ripuarischen Franken an Rhein, Maas, Mosel als germanisches Ostland oder Austrasien neben dem mehr romanischen Westland im nördlichen Gallien, Neustrien, und dem Lande Burgund mit gemischter Bevölkerung. Mehr zerstückelt wurden Aquitanien und die Provence. Mußten auch diese landschaftlichen und nationalen Gegensätze, welche sich nach und nach entwickelten, die Einheit und Macht des Reiches gefährden, weit mehr schadete der grausige Bruderkrieg, welcher das Herrscherhaus fast ausrottete, die Grundfesten des Staates erschütterte und Sitte und Glauben untergrub. Aus der Verbindung germanischer Roheit mit romanischer Lasterhaftigkeit entsprangen alle jene Greuelthaten, welche dem Geschlechte der Merovinger den unauslöschlichen Schandfleck tiefster sittlicher Verkommenheit anheften. Es war, als ob unter dem Übermaß der Leidenschaften und Frevel alles menschliche Gefühl erstickt wäre. Habgier, Haß, Untreue und Meineid, Tücke und Gewalt, Grausamkeit und Unzucht, Mord in allen Gestalten — das sind die Beweggründe und Mittel zum Kampf.

Ein Einfall des neustrischen Königs Chilperich in Austrasien während der Abwesenheit Sigiberts in dem Kriege gegen die Avaren, und die Erbschaft des 567 verstorbenen Charibert I. waren die ersten Anlässe des Streites. Aber das glimmende Feuer loderte zum verheerenden Brande empor durch den Haß der beiden Weiber Brunichildis und Fredegundis.

Während die übrigen merovingischen Könige Frauen aus niedrigem Stande genommen hatten, war Sigibert von Austrasien in standesmäßiger Ehe vermählt mit der westgotischen Prinzessin Brunichildis. Wohl der reichen Mitgift halber heiratete Chilperich (567) deren ältere Schwester Gailesswintha. Als seine Buhlerin Fredegundis diese ermorden ließ, reizte Brunichildis ihren Gemahl zur Blutrache. Mit Hilfe der Alamannen und Thüringer besiegte Sigibert seinen

Bruder und brachte nach kurzem Frieden in neuem Kampfe dessen Reich in seine Gewalt, fiel aber zu Vitry auf Anstiften der teuflischen Fredegunde durch Meuchelmord. Dieselbe stritt aber nicht nur gegen Brunichildis, sondern schaffte auch ihre Stiefsöhne aus dem Wege. Jene Zeit roher Gewalt in offenem Krieg und heimlichem Mord benutzte der Dienstadel, um selbst die Macht in die Hände zu bekommen. Daher unterstützte er nach dem gewaltsamen Ende des elenden Chilperich als Thronbewerber einen angeblichen Sohn Chlotachars I., Namens Gundovald. Und als dieser glücklich beseitigt war, erhob sich eine neue, weitverzweigte Verschwörung. In dieser Not rettete König Guntchramn, selbst kinderlos, dem merovingischen Geschlechte die Krone. Aber als er und Sigiberts Sohn, Childibert II., gestorben war, hielt Brunichildis, für ihre unmündigen Enkel regierend, mit kraftvoller Hand den herrschsüchtigen Adel nieder, während Fredegundis für ihren letzten Sohn, den gleichfalls unmündigen Chlotachar, ihre Gegnerin befehdete. Im Jahre 597 starb die vielfache Mörderin Fredegundis. Nun hauste Fehde und Mord unter den halbwüchsigen Enkeln der Brunichildis, welche vergeblich die Einheit des Reiches zu erreichen strebte und schließlich dem Bunde der abgefallenen Großen Austrasiens, unter welchen besonders Arnulf und Pippin genannt sind, mit Chlotachar II. unterlag. Der burgundische Majordomus Warnachar lieferte die verhaßte Frau aus. Chlotachar II., welcher selbst seine Hände mit dem Blute seiner Anverwandten befleckt hatte, rechnete der Greisin den „Mord von zehn Frankenkönigen", ja selbst ihres Gatten Sigibert vor. Achtunddreißig Jahre lang hatte sie für Sohn, für Enkel und Urenkel mit Klugheit und Festigkeit, dem Geiste der Zeit entsprechend ohne Bedenken in der Wahl ihrer Mittel, die Herrschaft behauptet, die Macht des Königtums gegen den Adel geschützt. Sie war nicht schuldlos, aber auch nicht all dessen schuldig, was man ihr aufbürdete. Nach Fredegars Chronik ließ Chlotachar die Unglückliche drei Tage auf verschiedene Weise martern, dann, auf einem Kamel sitzend, durch das Heer führen, hierauf mit dem Haar, einem Arm und einem Fuße an den Schwanz des wildesten Pferdes binden, und so ward sie von den Hufen des davonsprengenden Tieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel. Aber das fränkische Volk bewahrte die Erinnerung an das gewaltige Weib und ihren Streit mit der dämonischen Fredegundis und verwob diese historischen Züge in die Sage von den Nibelungen.

So war das Frankenreich wieder geeint und gefriedet (613). Sechzehn Jahre regierte Chlotachar II., den Lüsten ergeben und bösen Einflüssen zugänglich, wie fast alle seines Geschlechtes. Schon 622 löste er selbst die kaum errungene Einheit des Reiches wieder auf, indem er, wohl dem Drängen der austrasischen Großen nachgebend, seinem Sohn Dagobert I. das östliche Land zur Herrschaft überließ. Und ebenso verfuhr dieser nach dem Tode seines Vaters. Während er selbst nach Paris übersiedelte († 639), gab er Austrasien seinem

Sohne Sigbert. Aquitanien, das Gebiet südlich der Loire, hatte Dagobert I. seinem Bruder Charibert zugestanden. Dieser erweiterte seine Herrschaft über Waskonien bis zu den Pyrenäen, starb aber schon 631. Sein Land wurde zwar von Dagobert wieder in Besitz genommen; aber mehr und mehr löste es sich wieder von Neustrien los und behauptete schon im Anfange des folgenden Jahrhunderts seine Selbständigkeit. Und in gleicher Weise wurde das Reich an der Ostgrenze geschwächt durch das von einem heidnischen Franken Samo regierte Slavenreich an der Elbe, den Abfall des Herzogs Radulf von Thüringen (641) und die Angriffe der Avaren.

Das waren keine Männer mehr, welche die Königskrone trugen und die Aufgabe erfüllten, des Rechtes zu walten, die Kirche zu schützen, das Land zu hüten; unreife, von frühe entartete und entnervte Kinder saßen als Puppen auf dem Throne, und an ihrer Stelle herrschten die mächtigen Großen. Das Volk aber blieb trotz des christlichen Glaubens versunken in Roheit und Verwilderung. Daß das Reich unter solchen Verhältnissen nicht gänzlich zerfiel, lag einmal an der Schwäche der übrigen christlichen Staaten, des oströmischen Kaiserreichs, der Langobarden und der Westgoten, namentlich aber an dem kraftvollen Wirken einzelner hervorragenden Bischöfe und wenn herrschsüchtiger, so auch fähiger Hausmeier und an dem friedlichen Verhältnis der romanischen und germanischen Bewohner zu einander.

4. Innere Zustände des fränkischen Reiches.

a) Sieger und Besiegte.

Kein germanischer Stamm verfuhr so milde gegen die alten Bewohner des eroberten Landes, als die Franken. Da in Gallien genug Staatsländereien vorhanden waren, ließen sie die meisten romanischen Grundbesitzer ungestört in ihrem Eigentum, welches zum Teil aus bedeutenden Gütern (latifundia) bestand. Eine Teilung des Landes, wie anderwärts, hat nicht stattgefunden. Die Freien behielten ihre Freiheit und ihr Recht, wenngleich sich der Franke für höher hielt als die Unterworfenen, mochten sie nun römischer, keltischer oder germanischer Abkunft sein. Daher hatten sie auch die Pflicht der Freien, die Wehrpflicht. Die Verschiedenheit der Stammesrechte blieb. Gerade unter der fränkischen Herrschaft erfolgte ihre Aufzeichnung, leider nur in lateinischer Sprache. Die lex Salica ist schon vor 500 niedergeschrieben, die lex Ripuaria gegen Ende des 6. Jahrhunderts, dann die lex Alamannorum und die lex Baiuwariorum, viel später die lex Angliorum et Warinorum i. e. Thuringorum, die lex Frisiorum, sicher erst unter Karl dem Großen die lex Saxonum. Obwohl die verschiedenen Stämme ihre Rechtsgewohnheiten bewahrten, so verschafften doch die Verhältnisse allmählich dem salfränkischen Recht allgemeinere Geltung.

Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch manche römische Einrichtung weiter bestehen blieb und in die Verfassung des fränkischen Reiches Aufnahme fand oder mit entsprechenden Einrichtungen desselben verschmolzen wurde. Ebenso ging es mit der Sprache. Das Lateinische blieb Schriftsprache, allerdings in einer arg entstellten Form. Die fränkische Sprache blieb nur im Norden und Osten die Sprache des Volkes, die lingua theodisca, die deutsche (von theod Volk), lieferte aber einen wesentlichen Anteil an Wortvorrat der sich allmählich herausbildenden französischen Sprache, namentlich Eigennamen wie Louis aus Hlodowichus, Charles aus Karl, Gautier aus Waltharius, Tierris aus Theudericus, Amtstitel wie sénéchal, maréchal, échevin, chambrelenc, Rechtsbegriffe wie alleu aus alôdis und sonstige Wörter wie salle aus sal, dune Sandbank, hêtre aus heestre Buche u. s. w. Umgekehrt vermittelten die Römer den Franken mit einem Maß von Kenntnissen in Feldwirtschaft und Handwerk, wie z. B. dem Steinbau, eine Menge von Begriffen, wie Mauer (murus), Ziegel (tegula), Fenster (fenestra), Pfosten (postis), Pfund (pondo), Tafel (tabula) u. s. w. Der Handel lag in den Händen der Römer, Griechen und Juden. Das Münzwesen übernahm man von den Byzantinern. Erst seit 543 ließen die fränkischen Könige Goldmünzen eigenen Gepräges aber von geringer Währung schlagen. Der Schilling oder Solidus (sou) hatte 40 Denare; 6 Schillinge machten eine Unze, 12 Unzen gingen auf ein Pfund Gold. Auch auf die Tracht, die Lebensweise und die Verfeinerung der Sitten hatten die verrömerten Gallier großen, freilich nicht allweg günstigen Einfluß. Das Beste, was die westlichen Franken von den Unterworfenen lernten, war die vorteilhaftere Ausnutzung des Bodens durch die Dreifelderwirtschaft, ein zwar kleiner, doch aber wichtiger Fortschritt. Ein wesentliches Hemmnis für die Entwickelung der Landwirtschaft war das beschränkende Dorfsystem. Die Flur war geteilt; Wald und Weide blieb „Almende", Gemeinbesitz der Markgenossen. Das dem einzelnen zugehörige Ackerland, die Hufe, bestand aus etwa 30 in den verschiedenen Gewannen liegenden Morgen, d. h. Landstücken von der Größe, wie sie ein Gespann in einem Morgen umpflügen konnte. Durch Rodungen im Wald und Ansiedelung in denselben entstanden mit der Zeit neue Dörfer, deren Namen auf -rod, rad, reut u. ä. noch von ihrem Ursprung Kunde giebt.

b) König und Stände.

Bei der Verschiedenheit der Volksstämme war die Einheit des fränkischen Staates durch die Person des Königs vertreten. Die Krone war erblich, aber nicht nach dem Rechte der Erstgeburt. Doch trat das Wahlrecht des Volkes in Kraft, sobald erbberechtigte Nachkommen nicht vorhanden oder von der Erbfolge ausgeschlossen waren. Äußere Zeichen der königlichen Herkunft war das lang herabwallende Haar, einst Vorrecht aller Freien, der Purpurmantel, der Speer und

das römische Stirnband (Diadem). Auf dem Umritt, richtiger der Umfahrt, durch das Land nahm er die Huldigung des Volks entgegen. Einen festen Herrscherſitz bewohnte der König nicht. Er wanderte von Königshof (Villa) zu Königshof, und gern zog er durch das Land und nahm gern den gastlichen Empfang von Städten und vornehmen Geistlichen an. Sein Recht, unter Androhung einer Buße zu gebieten und zu verbieten, war des Königs Bann, sein Aufgebot zum Wehrdienst der Heerbann, seine Gerichtsbarkeit der Gerichtsbann, welcher sich auf die in den Volksrechten nicht vorgesehenen Fälle erstreckte. Seine Pflicht war des Königs Schutz, die Aufrechthaltung des Königsfriedens; seine Macht beruhte auf seinem in dem ganzen Reiche zerstreut liegenden, ausgedehnten Grundbesitz, den durch Eroberung gewonnenen oder durch Einziehung erworbenen oder herrenlosen Gütern einzelner. Seine Kasse, der Fiskus, war zugleich die Kasse des Staates, aus welcher die notwendigen Ausgaben zu bestreiten waren für Rodung, Wegebesserung u. dgl., in welche aber auch die reichen Einnahmen flossen, als Buß- und Friedensgelder (Sühne für verwirkten Frieden), die Steuern der römischen Bevölkerung, die sonstigen Abgaben unterworfener Völker, die Zölle, die freiwilligen Geschenke der Germanen bei besonderen Gelegenheiten, der Gewinn aus der Münze.

Aus dem Krongute wies der König seinen Verwandten, verdienten Freien und der Kirche Einkünfte, Zölle oder ganze Landgüter als freies, erbliches Eigentum (Álodis aus al-od) zu, nicht als Lehen d. h. zum Nießbrauch auf Lebenszeit, als precarium. Letztere Art der Landanweisung unter der Verpflichtung zum Dienste gegen einen Zins, als beneficium, findet sich erst in karolingischer Zeit, dann aber nicht nur bei dem König, sondern auch bei Großgrundbesitzern.

Gar manche kleine freie Gutsbesitzer sahen sich gegen Mächtigere schutzlos und durch den häufigen Heerdienst geschädigt. Daher zogen sie es vor, sich in den Schutz (mundium aus dem deutschen Wort munt = Schutz, daher Vormund, oder patrocinium) eines Grundherrn (senior, Seigneur) oder eines geistlichen Stiftes zu begeben (se commendare). Diejenigen, welche sich in persönliche Abhängigkeit anderer stellten, hießen Vassen, nach dem keltischen Worte qvas, was Knecht, ursprünglich wohl den unfreien, später auch den freien, bedeutet. Gerade diese Vassen erhielten für geleistete Dienste am ehesten neben dem Schutz auch Landbesitz. So entwickelte sich aus beiden ursprünglich ganz getrennten Verhältnissen des Schutzes und des Lehens (in der Folge feudum genannt von fe-od = Treugut) später ein neues, das der Vasallität.

Die Vasallen des Mittelalters waren zum Teil ursprünglich unfreie Leute (ministeriales), zum Teil ehemals Freie, welche gern ihr Allod dem König übergaben, um es als Lehen wieder von ihm zu tragen und so seinen Schutz zu erhalten, höheres Ansehen zu genießen, dafür aber auch zu Gegendienst bereit zu stehen.

Den Kern des fränkischen Volkes bildeten die Freien, deren Zahl aber, wie nachgewiesen, mehr und mehr zusammenschmolz. Sie sind die vollberechtigte Klasse, welche allein auch beim Gerichte thätig sein kann. Die ursprüngliche Versammlung des freien Volkes sank zur einfachen Heerschau herab, welche im März stattfand und daher Märzfeld (campus Martius) hieß. Auch dieses hielt sich nur in Austrasien und wurde durch Pippin, 756, in ein Maifeld (campus Madius) verwandelt. Aber häufig schlossen sich an die Heeresversammlungen Hoftage der geistlichen und weltlichen Großen an, und so entstanden neue Reichstage.

Dem Sinken des Standes der Freien entspricht das Steigen des Standes der Unfreien. Denn zu der Menge fränkischer und römischer Knechte, die bereits vorhanden war, gesellten sich viele ehedem freie Bauern, welche ihre Freiheit für ein besseres Los opferten. Eine Masse von Unfreien lieferten die Kriegsgefangenen aus den benachbarten Sachsen und Slaven. So kam es, daß der Name des letzteren Volksstamms zum Gattungsnamen „Sklave" ward, ähnlich wie es mit „Schweizer" u. a. geschah. Die Lage der Knechte war im allgemeinen schon besser bei den Germanen als bei den Römern. Vielfach erlangten sie aber auch dadurch eine bessere Stellung, daß sie als Hausdiener, ministeriales (ein Name, welcher erst später für den unfreien, erblichen Adel üblich ward), sich die Gunst der Herren verschafften oder als hobarii (von hoba, Hufe), servi casati, ein kleines Grundstück zur Bewirtschaftung erhielten und dafür dem Herrn Abgaben entrichteten und Frondienste, d. i. Herrendienste, leisteten. Der Kirche vor allem gebührt das Verdienst, für die Besserung der Lage der Knechte und für die Freilassung derselben ihren ganzen Einfluß geltend gemacht zu haben. Häufig wurde der Freigelassene nur zum Halbfreien und kam dadurch in die gleiche Stellung, wie die schon vorhandenen Liten oder Läten, welche, persönlich zwar frei, an die Scholle gebunden waren und dem Herrn außer dem Zins noch ein Kopfgeld (litimonium) zahlen mußten, ihm auch in den Heerbann zu folgen hatten.

Über die Freien und Unfreien erhob sich der Adel. Aber es waren nicht mehr die alten Geschlechter, wie es nach der Bedeutung des Wortes scheinen könnte, sondern ein neuer Dienstadel, welcher sich aus den Antrustionen, den zum persönlichen Dienst des Königs verpflichteten Gefolgen, Getreuen entwickelte. Dem höheren Rang dieser leudes entspricht das höhere Wergeld, d. i. Manngeld: Wer einen der Mannen des Königs, und war derselbe auch ursprünglich ein Unfreier, erschlug, der hatte die dreifache Buße wie bei dem Totschlag eines gemeinfreien Franken zu zahlen.

Aus diesen Antrustionen wählte der König seine Hofbeamten, welche allmählich auch zugleich Reichsbeamte wurden. Auch die alten adeligen Familien sandten ihre Söhne an den Hof, damit sie dort für des Königs Dienst die nötige Ausbildung erhielten. Unter den Ämtern werden besonders das des Marschalls, des Mundschenks (pincerna),

des Truchseß und des Kämmerers (camerarius, cubicularius) genannt. Der Marschall hatte, wie sein Name, mari-skalk = Roßknecht, lehrt, als Oberststallmeister ursprünglich die Aufsicht über den königlichen Marstall. Der Truchseß wird später zwar als dapifer, Speiseträger, bezeichnet, aber durch falsche Etymologie; denn er ist nicht der Schüsselträger (von Truhe = Kiste, Lade), sondern der Vorsteher der trucht, d. i. Schar der Antrustionen, hat allerdings auch für den Tisch des Königs die Aufsicht zu führen. So entspricht ihm in einer Hinsicht der jetzige Ceremonienmeister. In der karolingischen Zeit wurde dem Truchseß der Name Seniskalk übertragen. Die Stellung des Seneschalls, d. i. Altknechts, ist nicht klar. Da diesem doch zunächst die Aufsicht über das Gesinde und das Hauswesen zukommen sollte, hält man ihn für gleichbedeutend mit dem Maiordomus, dem Hausmeier, welcher sicher der oberste Verwalter des königlichen Gutes und der Aufseher der ganzen Hofhaltung und Dienerschaft war, zugleich aber die Erziehung der Prinzen und Pagen, der für den Hofdienst bestimmten Jünglinge (aulici palatini), zu leiten hatte. Dieses Amt gelangte allmählich zur höchsten politischen Macht: Aus dem Vorsteher des königlichen Hauses ward der Vorsteher des Reiches.

Der Vorsitzende des königlichen Gerichts in dem palatium, der Pfalz, dem königlichen Hof war der Pfalzgraf, Comes palatii. Der Referendarius, der königliche Großsiegelbewahrer, fertigt die Urkunden des Königs aus. Später ersetzt ihn der Cancellarius, Kanzler. Als Schreiber dienten Geistliche, von 751 an die der königlichen Hauskapelle.

Diese Beamten und andere angesehene Großen geistlichen und weltlichen Standes, die Palatine, bildeten den Rat des Königs, zugleich die Mitglieder des Königsgerichts, welches über die Klagen gegen die königlichen Beamten, über Leben und Tod der Freien bei Rechtsverweigerung im Volksgericht zu entscheiden hatte. Hier galt nicht Volksrecht. Ja, man konnte in manchen Fällen gegen den Spruch des Volksgerichts bei dem Königsgericht Berufung einlegen.

c) Verwaltung.

Zum Zweck der Verwaltung waren die Provinzen des Reiches in Regierungsbezirke, Gaue, gegliedert, an deren Spitze Grafen (ahd. grâvio = Gebieter), comites, standen. Die Einteilung in Gaue war keine willkürliche, sondern beruhte vielfach auf bereits vorhandenen Gliederungen. Daher hießen dieselben bald nach Völkerschaften oder deren Hauptorten wie Parisii, Wormsgau, Hessengau, bald nach Flüssen oder Bergen wie Lahngau, Rheingau, Kochergau, Neckargau, Wetterau (Wettereiba), auch nach Personennamen wie Einrichgau an der Lahn, Bertoldispara, bei den Baiern nach den Himmelsgegenden Nordgau, Sundergau, Oster- und Westergau.

Die centenae, Hundertschaften oder Huntare, wie die Königshundrete bei Wiesbaden, die Hattenhuntare (des Hatto) im Amt

Tübingen u. a., waren Unterabteilungen größerer Gaue; sie bestanden aus den Dörfern oder Höfen. Städte gab es verhältnismäßig wenige. Der Graf erhebt für den König die Steuern, Bußen, Zölle, bietet die Gaugenossen zu den Waffen auf und führt das Aufgebot und ist auch zum obersten richterlichen Beamten des Gaues geworden. Als Verwalter der königlichen Einkünfte entspricht der comes in mancher Hinsicht dem ehemaligen kaiserlichen Finanzminister, dem comes „der heiligen Spenden". Neben ihm steht als Hausbeamter für die Verwaltung des Krongutes in manchen Grafschaften der Domesticus.

Während einst der Vorsteher der Hundertschaft der vom Volk gewählte Thunginus war, vertritt jetzt den Grafen im Untergau der von diesem ernannte Centenar oder Vikar. Dies ist wohl der Sakebaro oder Schultheiß, d. h. der Beamte, welcher die Streitsache darlegt, die Schuld nennt. Mehr als drei derselben durften in einem Gerichtssprengel nicht sein.

Mächtiger als die Grafen waren die Herzöge (duces), in der Provence und in Burgund patricii genannt. Auch sie waren vom König eingesetzt, aber meist als Aufseher über mehrere Gaue. Obwohl der Herzog Oberfeldherr war, ist er doch nicht gleichbedeutend mit dem alten Stammesherzog, sondern eben Königsbeamter wie der Graf. Einen hohen Grad der Selbständigkeit behaupteten dagegen die Stammesherzöge der Alamannen, Thüringen, Friesen und Baiern. Das bei den letzteren herrschende Haus der Agilolfinger nahm fast königliche Stellung ein.

d) Heerwesen.

Jeder Freie war zum Wehrdienst verpflichtet. Wer dem Aufgebot des Herzogs oder Grafen oder des Königs nicht Folge leistete, hatte empfindliche Strafe zu gewärtigen. Nach alter Gewohnheit trat zwar das Volksheer ursprünglich jedesmal im März zum Märzfeld (s. oben S. 85) zusammen. Aber selten wurde der ganze Heerbann des Reiches für einen Krieg aufgeboten. Die Bewohner der zunächst bedrohten Gaue hatten zunächst allein die Verpflichtung, den Feind abzuwehren. Bei größerer Gefahr berief man auch die Mannschaften entfernterer Gaue. Heerführer waren König, Herzöge, Grafen.

Für Ausrüstung und Verpflegung hat jeder Wehrpflichtige selbst zu sorgen. Aber die Gegend, wo das Heer lagerte, hatte Wasser und Futter, auch Holz zu liefern, litt dabei, ob freundliches oder feindliches Gebiet, das war gleich, oft durch Plünderung. Je mehr indes das Volk sich an Seßhaftigkeit und die friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues und Handwerks gewöhnten, um so drückender empfand dasselbe die Last der den einzelnen nichts einbringenden Kriege. So suchten mehr und mehr der bedürftigen Freien um Entbindung von der Wehrpflicht im einzelnen nach oder sie begaben sich in den Schutz einer Kirche, um als deren Hörige Befreiung vom Dienst zu genießen. Aber ein Ersatz für diese Abnahme der Heeresmacht erstand in der

Gefolgschaft des Königs, den Antrustionen, und den allmählich sich bildenden Scharen von Dienstleuten der Großen. Oberfeldherr war der König selbst oder der von ihm mit der Oberleitung des Kriegs betraute Herzog oder Graf.

e) Gerichtswesen.

Alle Freien einer Hundertschaft traten alle 40 Nächte, also alle sechs Wochen, auf der Malstätte, dem mallus oder mallobergus (daher der jetzt noch öfter vorkommende Name Malberg), unter freiem Himmel zum echten oder „ungebotenen Ding", d. i. dem Gericht, zusammen. Die außerordentlichen „gebotenen" Dinge waren weder an bestimmte Zeit, noch an bestimmten Ort gebunden, und hatten nicht die umfassende Befugnis der echten Gerichtsversammlung. Den Vorsitz im Gericht führte der Graf, dessen Amtsgewalt der aufgehängte Schild andeutete. Maßgebend war das Volksrecht mit seinem althergebrachten, mehr dem Unrecht als dem Recht förderlichen Verfahren und seinen verfänglichen Formeln. Der Kläger lud, hatte aber nicht seine Anklage zu beweisen. Dem Angeklagten fiel es zu, den Beweis für seine Unschuld zu erbringen, weniger durch sachliche Widerlegung der Beschuldigung, als durch Eid und Gottesurteil. Beim Eid wurden Eideshelfer zugelassen. Aber sie beschworen keine Thatsache, sondern nur die Wahrheit der Behauptung des Klägers oder des Angeklagten. Auch hier ging Macht vor Recht. Meineid wurde nicht gescheut. Als zweites formales Beweismittel war das Gottesurteil (Ordal, Ordel) in seinen verschiedenen Arten, dem Zweikampf, der Kessel- oder Feuerprobe, dem Los, später auch der Kreuzprobe, gebräuchlich. Lange führte die Kirche einen vergeblichen Kampf gegen diese Unsitte. Ihre steten Bemühungen um Ausrottung derselben fanden, was den Zweikampf betrifft, nicht immer die nötige Unterstützung bei der weltlichen Gesetzgebung, weil diese sich von dem Banne des Vorurteils nicht gänzlich zu befreien vermochte. Urteilsfinder waren die sieben Rachinburgen. Die Annahme des Urteils seitens der Gemeinde hieß Vollbort, die Ablehnung Urteilsschelte.

Für die Beschädigung an Leben und Habe mußte dem Geschädigten oder seiner Sippe die Buße an Vieh oder Geld bezahlt werden. Sie war, wie besonders das Wergeld bei dem Totschlag, je nach dem Stande, Geschlecht und Alter von verschiedener Höhe. Das Wergeld eines freien Franken betrug 200 Schillinge oder 200 Kühe, das der Römer und Liten weniger. Das Gesetz enthielt genaue Bestimmungen für die Umstände, unter welchen ein Diebstahl stattfand, für die Schwere der Verletzungen je nach der Wichtigkeit des Gliedes, wie des Daumens, des Ohrs, des Auges u. s. w., für die Grade der Schimpfwörter, z. B. Fuchs, Hase, Betrüger. Für den gestörten Frieden mußte an den Fiskus das Friedensgeld (fredum) gezahlt werden. Die Folter wurde meist nur gegen Unfreie, aber nicht vom Gericht, sondern vom Kläger, angewandt.

In all diesen Punkten ward peinliche Sorgfalt beobachtet, wie bei der ganzen äußeren Form. Jeder Verstoß gegen dieselbe zog Verlust des Prozesses nach sich. Selbst für bestimmte gerichtliche Ausdrücke für einzelne Gegenstände durften nie die sonst üblichen Namen gebraucht werden. So hieß der Zeigefinger, mit welchem man den Bogen abschoß, „Pfeilsender", „Heerführer" war der Stier, der Hund „der an die Kette Gewöhnte".

Unter solchen Verhältnissen war der Gesetzesunkundige, der Schwache, der Angeklagte — schuldig. Es war daher ein Glück, daß das Königsgericht (s. S. 86) bestand. Aber wo das Vertrauen zum ordentlichen Gericht erschüttert ist, da greift man zur Selbsthilfe, zur Fehde. So ist gerade die fränkische Geschichte reich an Thaten roher Gewalt.

f) Kirche und geistige Bildung.

Als die Franken Gallien unterwarfen, befand sich die Kirche des Landes in einem blühenden Zustande. Sie erfreute sich einer trefflichen Organisation, konnte sich hervorragender Bischöfe rühmen und bethätigte ein reges Leben in zahlreichen und wichtigen Synoden. Mochten auch einzelne Frankenkönige dem Christentum gegenüber keine feindselige Stellung einnehmen, so war doch an und für sich die Herrschaft der noch im Heidentume befangenen Germanen demselben nicht förderlich. Erst durch den Übertritt Chlodovechs siegte das Kreuz über den Götzendienst, zugleich der Katholizismus über den Arianismus. Von nun ab fand das Streben einzelner eifrigen Bischöfe, wie des heil. Remigius, des heil. Bedastus u. a., die Heiden dem christlichen Glauben zu gewinnen, wirksame Unterstützung bei den Königen. Aber die langandauernden Kämpfe waren dem Bekehrungswerke nichts weniger als günstig. Bei den Franken wie bei den Alamannen ließ sich das Heidentum keineswegs so schnell verdrängen, wie es den Anschein hat. Eine Menge Volkes verharrte in dem alten Aberglauben, und selbst im 8. Jahrhundert ist derselbe noch lange nicht ganz ausgerottet. In der Lebensbeschreibung des hl. Eligius wird ausdrücklich hervorgehoben, daß durch seine Predigt erst die Flanderer, Andoverper (Antwerpener) und andere Bewohner des Küstenlandes den Götzen abschwuren und sich zum wahren Gott bekannten. „Überall zerstörte er die Heidentempel und den Götzendienst. So gelang es ihm, durch seine Belehrung und Ermahnung den wilden Sinn des Volkes zu beugen; viele thaten Buße, gaben ihre Habe an die Armen und den Sklaven die Freiheit. Alte und Junge ließen sich taufen, und viele wurden Mönche und Nonnen."

Es gab in Gallien eine Menge von Diöcesen, welche in Archidiakonate oder Presbyterialsprengel zerfielen. Dabei bestanden zahlreiche Klöster. Und die aus römischer Zeit vorhandenen Stätten der Bildung erfreuten sich der Gunst der Könige. Childerich von Soissons hatte Sinn für den öffentlichen Unterricht. Er konnte lateinische Verse machen und setzte dem Alphabet neue Zeichen hinzu. In der Hof-

schule, der schola palatina, erhielten die zum Staatsdienst bestimmten jungen Adeligen die nötige Vorbildung. Gallien, in der römischen Kaiserzeit die Heimat der Schulberedsamkeit und Schuldichtung, blieb auch in dem Beginn des Mittelalters die Stätte der Schulweisheit. Aber alle Gelehrten, Rhetoren und Poeten, wie Geschichtschreiber, gehören der Kirche an, der schwülstige Apollinaris Sidonius († 484), Alcimus Avitus († 523), der höfische Venantius Fortunatus (geboren ca. 530)[1], der als Kirchenschriftsteller nicht unbedeutende Presbyter Sulpicius Severus (ca. 420), der Begründer der fränkischen Geschichtschreibung Gregor von Tours († 594), welcher die Geschichte seiner Zeit wahrheitsgetreu schilderte, sein Zeitgenosse Marius, Bischof von Avenches, und der unbekannte Verfasser der Chronik Fredegars u. a. (ca. 640). In den Wirren der Zeit ging jedoch die Bildung mehr und mehr rückwärts, und dieser Rückgang spiegelt sich nicht zum wenigsten gerade in der Litteratur. „Wir stehen jetzt im Greisenalter der Welt", bekennt der sog. Fredegar selbst, „darum hat die Schärfe des Geistes bei uns nachgelassen, und niemand vermag es, in dieser Zeit den früheren Schriftstellern gleichzukommen."

Nichts war natürlicher, als daß die höhere Geistlichkeit, die Träger der Bildung, bald auch bei den neuen Herren die gleiche einflußreiche Stellung behaupteten, welche sie unter den Römern eingenommen hatten. Die Könige bedienten sich ihres Rates in Staatsangelegenheiten und hielten sie wie die weltlichen Großen gleich königlichen Beamten. Den geistlichen Stiftern wandten sie nicht nur bedeutende Schenkungen von Grundeigentum zu, sondern räumten denselben auch Steuerfreiheit und Immunität ein, d. h. das Recht auf den zugewiesenen Gütern durch die eigenen Beamten die früher dem Könige zukommenden Abgaben, Strafgelder und sonstige Gebühren für sich selbst zu erheben. Für die durch Immunität der königlichen Gerichtsbarkeit entzogenen geistlichen Bezirke übten besondere Beamte, die späteren Vögte (advocati), die Gerichtsbarkeit. Diese aber, wie die zum Schutze der Stifter erkorenen Schirmvögte, wurden in der Folge aus Vertretern Zertreter. Für die der Kirche zugewandten Wohlthaten suchten, wie erklärlich, die Könige eine Gegengabe zu erhalten, den Einfluß auf die Besetzung der Bischofsstühle. Unbequemer Mahner und strenger Sittenrichter wie des heil. Columbanus († 615), des heil. Desiderius von Vienne († 608) und des heil. Leodegar von Autun († 678) entledigte man sich durch Verbannung oder Tod und suchte gefügigere Geschöpfe in die Kirchenämter zu bringen. Leider wucherte nach dem Bericht eines Zeitgenossen „seit den Zeiten der unseligen Königin Brunichildis bis auf König Dagobert" die „ketzerische Simonie", d. h. die Vergebung geistlicher Stellen um Geld „schrecklich in den Städten und im ganzen Frankenreiche." Daher gab es auch unter der Geistlichkeit nicht nur Ungebildete genug, sondern gar manche Unwürdige, rohe und lasterhafte Hofknechte, feile Beamtenseelen.

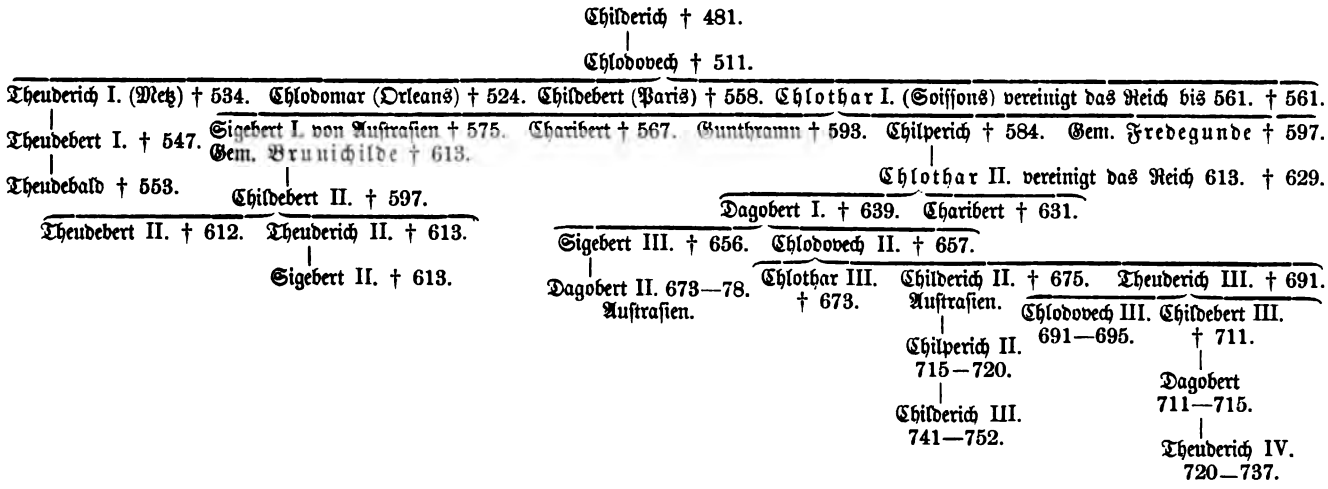
[1] Der Dichter der Hymnen Crux fidelis und Vexilla regis.

Die Mehrzahl der Diener der Kirche erfüllte auch in jener Zeit der Verwilderung ihre Pflicht. Und wenn der oder jener schwieg, wo er reden sollte, dann ließ ein anderer Besserer um so gewaltiger seine Stimme erschallen gegen Unrecht und Laster, für Wahrheit, Unschuld und Recht. Die Kirche trat unerschrocken ein für das niedere Volk gegen die Bedrückungen der Großen, sie nahm die Witwen und Waisen in ihren Schutz, übte und lehrte die Armenpflege, linderte das Los der Gefangenen und Sklaven, milderte überhaupt, soviel sie konnte, die Roheit der Sitten. Sie vermochte nicht einseitig die Sklaverei überhaupt aufzuheben, aber daß sie nach Kräften dafür wirkte, ist unbestreitbar. So erzählt Bischof Audoen von seinem Freunde, dem kunstreichen Goldschmied und späteren Bischof Eligius von Noviomum, daß er sein Vermögen vornehmlich zum Loskauf von Gefangenen verwandt habe. Wo er nur hörte, daß ein Sklave zu verkaufen sei, eilte er voll Barmherzigkeit, zahlte den Preis und befreite den Gefangenen, zuweilen sogar bis zu zwanzig und dreißig oder auch fünfzig, mitunter einen ganzen Haufen bis zu hundert Seelen, so wie sie aus dem Schiffe kamen, Männer und Weiber aus allen Völkern, Römer, Gallier, Britannier, auch Mauren, vorzüglich aber Sachsen, welche zu jener Zeit (ca. 640) häufig herdenweise ihrer Heimat entrissen und nach allen Seiten verkauft wurden. Wenn zuweilen bei der großen Zahl der Preis zu hoch ward, gab er alles hin, was er am Leibe trug — Eligius kleidete sich als Laie stets kostbar —, ja seine Schuhe, um nur die Gefangenen zu retten. Die Losgekauften führte er vor den König, warf den Pfennig für sie — bei der Freilassung schlug der König dem vor ihm knieenden Knechte den dargebotenen Pfennig aus der Hand (Scazwurfo) — und gab ihnen den Freiheitsbrief. Wie der Wanderer nach einem Wege durch die Wildnis, dem Schrecken und der Gefahr entronnen, wonnetrunken ein freundliches Obdach begrüßt, so atmet der, welcher die Geschichte einer grausigen Zeit durchforschen muß, freudig auf bei dem erquickenden Blick auf ein Bild friedlichen, segensreichen Wirkens.

5. Die Pippiniden.

Als im Jahre 613 Theuderich II. starb, waren es außer anderen Großen namentlich Arnulf, der spätere Bischof von Metz, und Pippin, welche Chlothar II. veranlaßten, in Austrasien einzurücken. Beide Männer entstammten hochangesehenen, begüterten Geschlechtern dieses Landes. Ihre Güter lagen auf echt deutschem Gebiete zwischen Rhein, Mosel und Maas. Es war nur zu natürlich, daß der König nach der Vereinigung der Reiche seinen Anhängern nach Verdienst vergalt. Als er seinem Sohn Dagobert I. die Regierung des Reiches Austrasien übergab (622), stellte er ihm Arnulf und den Hausmeier Pippin zur Seite. Einstimmig bekunden die Quellen, daß ihre Leitung für den König und das Land eine segensreiche war. Und sie

Stammtafel der Merovinger.



konnte es sein, da gleiche Gesinnung, Freundschaft, ja bald nahe Verwandtschaft, beide Staatsmänner verband. Denn Arnulfs Sohn Ansigisil oder Adalgisil vermählte sich mit einer Tochter Pippins. So sind diese Männer die Stammväter des Pippinischen, damit auch des Karolingischen Hauses.

Nachdem sich der heil. Arnulf in die Einsamkeit der Vogesen zurückgezogen hatte, gewann Pippin eine Stütze in dem Bischof Chunibert von Köln. Als aber nach dem Tode Chlothars Dagobert Alleinherrscher ward und durch die Verlegung seines Wohnsitzes nach Paris unter den Einfluß der neustrischen Großen, besonders Aegas, geriet, vergaß man die Verdienste Pippins um die Einheit und Wohlfahrt des Reiches. Die Not, zumal die von den Wenden drohende Gefahr zwang Dagobert im Jahre 633 Austrasien unter seinem Sohne Sigibert III. wieder selbständig zu machen. Aber er stellte ihm nicht Pippin, sondern Chunibert und Adalgisil zur Seite. Erst nach Dagoberts Tode (638) kehrte Pippin mit anderen austrasischen Herzögen nach Austrasien zurück und gewann wieder Einfluß auf die Regierung. Aber schon 640 starb er, von allen „wegen seiner Gerechtigkeit und Güte" betrauert. Sein Sohn Grimoald erlangte erst 643 nach Beseitigung eines Nebenbuhlers den unbestrittenen Besitz der Würde seines Vaters. Aber während die Hausmeier Erchinoald von Neustrien und Flaochad von Burgund sich zur Sicherung in ihrer Stellung mit einander verbanden, stand Grimoald allein. So schlug der Staatsstreich, den er nach dem Tode Sigiberts 656 durch Erhebung seines eigenen Sohnes zum König versuchte, fehl. Der herrschsüchtige austrasische Adel nahm ihn gefangen und lieferte ihn an den neustrischen König Chlodovech II. aus, welcher den gefährlichen Mann unter Martern hinrichten ließ. Mit Grimoald starb die männliche Linie des Hauses Pippins aus. Eine Zeitlang hatte der neustrische Hausmeier Ebroin in den drei Reichen die Gewalt und behauptete sich siegreich gegen die sich erhebenden Austrasier unter Pippin, dem Sohne Ansegisils. Auch nach der Ermordung des gewaltthätigen Ebroin mußten die Austrasier noch die Herrschaft des neustrischen Königs anerkennen, bis es Pippin gelang, diesen und seinen Hausmeier Berchar bei Testry an der Somme unweit St. Quentin im Jahre 687 zu besiegen. Durch diesen Sieg gewann Pippin der Mittlere das Hausmeieramt, d. h. die Herrschaft in den drei Reichen für sich und seine Familie und führte sie mit kräftiger Hand für die Schattenkönige siebenundzwanzig Jahre lang als Herzog und Fürst der Franken. Er entriß dem heidnischen Friesenherzog Radbod Westfriesland und eröffnete der Thätigkeit des hl. Wilbrord und anderer Glaubensboten damit ein neues Wirkungsfeld. Der Versuch, die Alamannen und andere abgefallene Stämme wieder zur Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft zu bringen, mißlang. Die Söhne seiner Gemahlin Plektrudis starben vor dem Vater. Da dieser nun bei seinem Tode, wohl unter dem Einfluß der Plektrudis, seinen sechsjährigen

Enkel zu seinem Nachfolger bestimmte, und diese Karl, den Sohn Pippins und des Kebsweibes Chalpaida, gleichfalls einer Frau von hoher Abkunft, in Gefangenschaft hielt, entstand ein blutiger Bürgerkrieg zwischen Neustriern und Austrasiern. Karl entrann der Haft und trug nach hartnäckigem Ringen über seine Gegner, den neustrischen Hausmeier Raganfred und den König Chilperich II., welche sogar Radbod und den Herzog Eudo von Aquitanien zu Hilfe gerufen hatten, den Sieg davon (719). Nachdem er sich so zum alleinigen Majordomus von Neustrien, Austrasien und Burgund gemacht hatte, nahm er das Werk seines Vaters wieder auf. In schweren Kämpfen zwang er die Alamannen, die Baiern, wieder einen Teil der Friesen, ja mehrere Gaue der unruhigen Sachsen zum Gehorsam. Und wie er durch diese Kriege die Ruhe des fränkischen Landes an den Grenzen sicherte, seines Reiches Macht nach außen stärkte und hob, so festigte er im Innern seine Stellung durch die Niederhaltung der weltlichen Großen und die allerdings verwerfliche Vergebung der geistlichen Güter an seine Anhänger. Sein Ansehen kam dem segensreichen Wirken des heil. Bonifatius bei den Ostgermanen zugute, und durch die Besiegung der Araber ward er der Retter der christlich-germanischen Kultur des Abendlandes.

Es waren gerade 100 Jahre verflossen seit dem Tode des Propheten Mohamed, welcher durch den Islam, d. i. Ergebung, nämlich in den Willen Gottes, seine aus heidnischen Gebräuchen und mißverstandenen jüdischen und christlichen Lehren zusammengesetzte Religion, die ganze Welt des Morgenlandes in Flammen gesetzt hatte: da kam es zur Entscheidung, wer künftig im Abendland herrschen sollte, der Islam oder das Christentum, die Araber oder die Germanen.

In reißendem Siegeszuge hatten die Kalifen, d. i. die Nachfolger des Propheten, die Länder des Ostens bis fast an den Indus und im Westen die ganze Nordküste Afrikas ihrer Herrschaft unterworfen. Konstantinopel hielt dem furchtbaren Anprall stand (717). Aber bei dem ersten Zusammenstoß der Araber mit den Germanen unterlagen diese dem Schwerte der fanatisierten Muslim. Inneren Zwist unter den Westgoten benutzend, setzten die Ungläubigen unter einem Unterfeldherrn, Namens Tarik, von Afrika nach Spanien über 711. Die Höhe, auf welcher er zuerst festen Fuß in Spanien faßte, trägt noch heute seinen Namen Gebel (= Berg) al Tarik, Gibraltar. Bei Jeres de la Frontera (711) unweit Cadix besiegte er in achttägigem Kampfe mit Hilfe von Verrat den letzten Westgotenkönig Roderich und machte dem Reiche ein Ende. Nachdem der größte Teil der Halbinsel bis auf die nordwestlichen Gebirgsgegenden rasch in Abhängigkeit gebracht war, drangen die Eroberer über die Pyrenäen (720). Und wenn sie auch anfänglich durch den Herzog Eudo von Aquitanien siegreich zurückgeworfen wurden, sie kamen wieder, besiegten diesen und wälzten sich gleich verheerenden Fluten über ganz Aquitanien und den Süden des fränkischen Reiches. Schon waren die Städte Bordeaux

und Poitiers gefallen, ihre Kirchen verbrannt, die Einwohner getötet; schon war „das Haus des heil. Martinus“ zu Tours, das Nationalheiligtum der Franken, von dem gleichen Schicksal bedroht, da ward dem Vordringen des Islam ein Ziel gesetzt. In der Ebene zwischen Tours und Poitiers bei dem heutigen Flecken Cenon erlagen die wilden Scharen unter Abderrahman dem vereinten fränkischen Heerbann unter ihrem „Fürsten“ Karl (Okt. 732). Der feindliche Feldherr selbst fand in der Schlacht den Tod. Wenn erzählt wird, daß Karl sich durch diesen Sieg den Ehrennamen „Martell“ = der Hammer erworben habe, so ist dies unrichtig; dieser Beiname ist ihm erst im 9. Jahrhundert beigelegt worden, aber unverdient wäre er nicht. Karl hat die Größe der Gefahr erkannt und die Aufgabe gelöst, welche zunächst den Westgoten obgelegen hätte, damit aber Anrecht auf den Dank der ganzen Christenheit erworben. Es war Karls Geist, welcher die Kräfte der Franken sammelte und geschlossen zum Kampfe führte. Orientalische Glut versagte an der unerschütterlich stehenden „Eismasse“ der fränkischen Recken, welche „mit eiserner Faust“ ihre wuchtigen Streiche führten. Auf der Walstatt bei Poitiers haben die Franken ihre weltgeschichtliche Stellung behauptet, hat Karl seinem Geschlechte die Krone verdient. Nachdem er die wiederholten Einfälle der Araber, welche sich im Süden hielten, zurückgewiesen und durch einen zweiten Sieg bei dem Flüßchen Berre (737) südlich von Narbonne die Rhonemündungen wiedergewonnen hatte, konnte er es wagen, nach dem Tode des Königs Theodorich IV., bis zu seinem Ende (741) ohne König zu regieren. Der Ruhm des gewaltigen Siegers war so groß, daß der Papst zweimal an ihn eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken schickte, um ihm das römische Konsulat anzutragen und zugleich an ihm eine Stütze gegen den Langobardenkönig zu gewinnen. Freilich blieb die Botschaft ohne Erfolg. Mit Zustimmung der Großen teilte er vor seinem Tode sein Reich unter seine beiden Söhne: Karlmann erhielt Austrasien, Pippin Neustrien, Burgund und die Provence. Baiern und Aquitanien waren selbständig; auch Alamannien verweigerte den Gehorsam und die Sachsen brachen wiederholt die Treue. Es bedurfte mehrerer Feldzüge, um die Empörer, welche in Baiern sogar durch einen Halbbruder Karlmanns und Pippins, Grifo, aufgehetzt wurden, wieder zur Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft zu bringen.

Auf Reichsversammlungen und Synoden wurden die weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten geordnet, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche geregelt, namentlich die der letzteren entzogenen Güter möglichst zurückerstattet. Karl war mit dem kirchlichen Gut willkürlich verfahren. Und wenn er auch anderseits Kirchen und Klöster mit Privilegien begabte, die Klage des heil. Bonifatius, in seinen Landen sei die Religion zu Boden getreten, war nicht grundlos. Unter der Geistlichkeit war Zuchtlosigkeit und Unwissenheit eingerissen. Die nötige Reform, die kirchliche Organisation und die Mission, vornehmlich die

Thätigkeit des heil. Bonifatius, fand ein förderndes Entgegenkommen bei dem feurigen, religiös angelegten Karlmann, wie bei dem nüchternen, politisch weitschauenden Pippin. So ward die ganze Stellung der beiden Fürsten zu der Kirche und ihren Dienern, zugleich auch zum Stellvertreter Christi auf Erden, dem Papste, eine ganz andere, als unter Karl.

Als Karlmann im Jahre 747, einer frommen Regung folgend, ins Kloster eingetreten war (er starb 754), war Pippin thatsächlich Alleinherrscher. Denn der Merovinger Childerich III., welchen die Brüder im Jahre 743 nochmals auf den Königsthron erhoben hatten, war wie seine Vorgänger nur eine Puppe, ohne Macht und Lebenskraft. Nach dem Ausdrucke des Geschichtschreibers Einhard (ca. 770—840) war dem Könige nichts übrig geblieben, als daß er, zufrieden mit dem leeren Königstitel, mit langem Haupthaar und ungeschorenem Bart auf dem Throne saß, um die Herrscherfigur zu spielen, Gesandtschaften anzuhören und ihnen eingelernte oder anbefohlene Antworten zu erteilen. Dem wertlosen Königsnamen entsprach der spärliche Besitz: ein einziges Hofgut von kärglichem Ertrag. Auf einem von einem Gespann Ochsen gezogenen Wagen fuhr der armselige Sproß des heruntergekommenen Geschlechtes alljährlich zum Märzfeld und wieder heim. Diesem für die Dauer doch unhaltbaren Zustand machte Pippin im Jahre 751 ein Ende, indem er den Scheinkönig absetzte. Klugerweise jedoch hatte er, um die Franken über den Treubruch zu beruhigen, gesucht, die Handlung als von dem Haupte der Kirche nicht nur genehmigt, sondern angeordnet, darzustellen, indem er durch eine Gesandtschaft bei dem Papste Zacharias anfragen ließ, ob das gut wäre bei den Königen der Franken (nämlich Childerich und seinem Sohne), welche jetzt ohne königliche Macht wären. Einhard macht auch allein den Papst verantwortlich für die Thronbesteigung Pippins. Die Antwort lautete ausweichend: „Es ist nach meiner Meinung besser, daß in einem Lande derjenige König ist, welcher die Macht und den Einfluß des Königs besitzt, als der, welcher, ohne Macht und Ansehen zu haben, den Königstitel trägt; indes möge die Ordnung im fränkischen Reiche darum nicht gestört werden.“ Aber der erste Teil des Bescheides genügte Pippin für seinen Zweck, und — durch die Absetzung Childerichs wurde die Ordnung ja nicht gestört! Der letzte Merovinger ward geschoren und starb im Kloster. Pippin wurde zu Soissons (751) von den Großen auf den Thron erhoben und, nach dem Beispiele Sauls und Davids und dem Vorgange der Westgotenkönige, zum Könige gesalbt. Durch diese Weihe erhielt die Würde das Gepräge göttlicher Einsetzung, die Herrschaft damit einen festeren Grund. Denn wer hätte es gewagt, wider den von Gott zum Könige Berufenen die Hand zu erheben? Und um der neuen Krone das Merkmal der Heiligung noch deutlicher aufzudrücken, ließ er wenige Jahre darauf die Salbung durch den Papst wiederholen (754). Stephan III. hatte gegen seinen Feind,

den Langobardenkönig Aistulf, mehrfach die Hilfe Pippins angerufen. Nach Childerichs III. Tode begab er sich selbst nach Frankreich (753) und feierte mit Pippin das Christfest zu Quierzy an der Oise. Er bietet demselben den Titel eines Patricius an, bezeichnet ihn als compater = Gevatter, und ist auch bereit, ihn zu salben, unter der Bedingung der Hilfe gegen die Langobarden und der Zusicherung der von denselben dem heil. Petrus abgenommenen Länder. Endlich, am 28. Juni 754, an einem Freitag, salbte Stephan den König, seine Gemahlin Bertrada und seine Söhne Karl und Karlmann in der Kirche des heil. Dionysius (St. Denis) bei Paris, indem er zugleich auf den Abfall von dem Geschlechte der Pippiniden den Bann setzte.

Nun erfüllte Pippin sein Versprechen. Da König Aistulf auf die an ihn gestellten Forderungen nicht einging, zwang ihn der Frankenkönig in zwei siegreichen Feldzügen (754, 756) zur Abtretung des Exarchats von Ravenna und der Pentapolis Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro, Rimini, sowie der Gebiete von Bologna und Ferrara und überließ diese Länder der Kirche zum ewigen Besitze, als patrimonium Petri, d. i. Erbteil des heil. Petrus. Diese sog. Pippinische Schenkung wurde später erweitert. Sie ist die rechtliche Grundlage der weltlichen Herrschaft des Papsttums geworden. Eine Konstantinische Schenkung giebt es nicht. Die betreffende Urkunde ist eine im fränkischen Interesse im 9. Jahrhundert verübte Fälschung. Der von dem byzantinischen Kaiser gegen die Pippinische Schenkung erhobene Einspruch fand keine Berücksichtigung und konnte keine finden, da jener auch die Pflicht der Schutzherrschaft über Rom nicht ausgeübt hatte. Diese übernahm nunmehr Pippin, freilich ebenfalls mehr dem Namen als der That nach. Denn die Hülferufe des Papstes Paul I. gegen Aistulfs Nachfolger Desiderius, den früheren Herzog von Tuscien, verhallten ungehört. Aber er hatte die Verbindung des Frankenreichs mit Italien, zugleich die Schöpfung des christlich-abendländischen Weltreichs, angebahnt.

Pippin hat zu viel mit den fortwährend nach Unabhängigkeit ringenden Stämmen zu thun. Während er den Arabern in Narbonne ihren letzten Stützpunkt diesseits der Pyrenäen ziemlich leicht entriß (759), brachte er Aquitanien erst nach einem neunjährigen Kampfe mit dem Herzog Waifar in seine Botmäßigkeit. Baiern fiel unter dem Herzog Tassilo, dem Schwiegersohne des Langobardenkönigs Desiderius, ab und war in Selbständigkeit ein festes Bollwerk gegen die Avaren. Durch den Kampf gegen diese und durch die Bekehrung der Slaven in den Alpenländern hat es seine geschichtliche Bestimmung der Zeit erfüllt.

Auch als Gesetzgeber bewies Pippin eine ebenso weise als rastlose Thätigkeit. Im Vorgefühl seines Todes berief er eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen nach St. Denis und teilte sein Reich unter seine beiden Söhne, aber, um es vor dem Zerfallen zu bewahren, nicht in eine östliche und westliche Hälfte, sondern in eine

nördliche und eine südliche. Karl, der ältere, erhielt Austrasien und Neustrien, Karlmann Burgund, die Provence, das gotische Gebiet diesseits der Pyrenäen, Elsaß und Alamannien. Von Aquitanien fiel der Westen an Karl, der Osten an Karlmann. Wenige Tage nach dieser Anordnung, am 24. September 768, starb der große Mann, dem der Beiname „der Kleine" nicht von seinen Zeitgenossen, sondern erst viel später ohne Grund, wohl aus Irrtum, beigelegt ward.

Die Bedeutung der Regierung Pippins liegt in der Wendung der fränkischen Politik gegen die Kirche, wie sie sich in der Stellung zu dem päpstlichen Stuhle und zur Missionsthätigkeit des heiligen Bonifatius zeigt. Wie jene die Begründung der neuen Dynastie ermöglicht und die Unterwerfung des Langobardenreiches vorbereitet, so stellt diese die Verschmelzung der rechtsrheinischen Germanen mit dem Frankenreiche her oder arbeitet ihr wenigstens vor.

6. Die Bekehrung der rechtsrheinischen Germanen. Der heilige Bonifatius.

Den Samen des christlichen Glaubens, welchen die Römer über den Rhein gebracht haben mochten, hatten die Stürme der Wanderungen weggefegt. Die gallische Kirche hatte genug Arbeitsfeld in dem eigenen Lande. Gleichwohl machte wie bei den Franken so bei den Alamannen das Christentum, wenn auch langsam, Fortschritte. In Noricum war, wie wir gehört haben, in der Mitte des 5. Jahrhunderts der heilige Severin die Stütze der politischen Ordnung und des katholischen Glaubens gewesen. Von

Stammtafel der Pippiniden.

Pippin der Ältere † 639. — Arnulf von Metz † 640.

Grimoald † 656. — Begga. — Ansegisil.

Pippin der Mittlere † 714, Sieger von Tertry.

Drogo † 708. — Grimoald † 714. — Karl der Hammer † 741.

Karlmann † 755. — Pippin † 768. — Hiltrud. — Grifo † 753. — Bernhard.

Gem. Odilo von Baiern.

Tassilo II. von Baiern.

diesem waren wie von den einst so blühenden Römerstädten im Donaugebiet fast nur noch Spuren vorhanden. Erst mit der Abhängigkeit von den Franken gewinnt das Christentum bei den neuen Ansiedlern, den Baiern, Boden. Bei diesen wie bei den Thüringern waren es aber zunächst nicht so sehr Franken, welche den Kampf gegen das Heidentum aufnahmen, als vielmehr die Glaubensboten, welche die irisch-skotischen Klöster sandten.

Während mit der angelsächsischen Besetzung in Britannien das Christentum ausgerottet wurde, bis es der große Papst Gregor I. gerade hundert Jahre nach der Bekehrung Chlodovechs (596) von neuem zum Leben erweckte, war Irland, die Heimstätte des keltischen Druidentums, durch den heil. Patrik (432) bekehrt worden. Und bald schon sandte die junge Kirche selbst Missionäre aus. Als der erste dieser von heiligem Eifer erfüllten Männer wird der heil. Fridolin, der Apostel Alamanniens, genannt, der schon unter Chlodovech I. gewirkt haben soll. Er stellte in Poitiers das Kloster des heil. Hilarius, welcher als der Athanasius des Abendlandes gefeiert wird, wieder her, predigte in den Vogesen und wanderte über Straßburg nach Burgund, dann nach Rätien. Von seiner Gründung Säckingen ging die Bekehrung der Schwarzwaldbewohner aus.

Weit bedeutender war die Thätigkeit des heil. Columba oder Columbanus und seines Gefährten, des heil. Gallus. Nach segensreicher Thätigkeit in Burgund wegen seiner unbequemen Bußpredigten auf Betreiben der Brunichildis verbannt (610), wirkte er am Züricher- und am Bodensee und gründete dann an der Trebia in Oberitalien das Kloster Bobbio, welches mitten unter den Arianern ein Stützpunkt des Katholizismus und ein Sitz der Gelehrsamkeit wurde. Etwa zu gleicher Zeit wie Bobbio legte Gallus († ca. 630) in seiner Einsiedelei den Grund zu dem hochberühmten Kloster St. Gallen, welches bald seine Schüler als Lehrer aussendet. Etwas später als Columban erschienen der Franke Trudbert im Breisgau und der hl. Landolin in der Ortenau. Der heil. Pirmin stiftete Reichenau und predigte im Elsaß. St. Goar lehrte am Rhein, Lubentius an der Lahn. Schutzheiliger des oberen Maingebietes wurde der heil. Kyllena oder Kilian, der als ein Opfer seines Freimutes durch die Rache der Herzogin Gelania von Thüringen fällt. Salzburg eroberte der heil. Rupert, Bischof von Worms (796), ein Verwandter des merovingischen Hauses, für Christus zurück. Auch die übrigen Missionäre Baierns, der heil. Emmeram, und der heil. Corbinian, waren Franken.

Aber so verdienstvoll das Wirken der frommen Schottenmönche war, es fehlte demselben der Zusammenhang unter sich wie die enge Verbindung mit dem Haupte der Kirche. Die Kräfte, nicht nach einheitlicher Leitung, nicht planmäßig verwendet, zersplitterten sich. Daher wucherte das Heidentum weiter gleich dem dichten Urwald, mochte auch da und dort gelichtet sein. Ja, auf der Rodung selbst schoß wohl

seinem Leidwesen größere Feinde als an den Heiden selbst. Eine Partei am Hofe des fränkischen Hausmeiers war zudem dem strengen Sittenprediger nichts weniger als geneigt. Der Bischof von Mainz bereitete dem verhaßten Nebenbuhler absichtlich Hemmnisse. Aber für die mangelnde Hilfe der Franken trat die werkthätige Unterstützung der angelsächsischen Landsleute ein. Wertvoller noch als die materielle Förderung war die Zusendung gleichgesinnter Mitarbeiter, gelehrter und frommer Mönche und Klosterfrauen. Bald erhoben sich im Herzen Deutschlands als Pflanzstätten des Glaubens, der Gesittung und Bildung die Klöster Ohrdruf, Fritzlar, Amöneburg, vielleicht auch Kitzingen u. a. Die Söhne des heil. Benediktus haben im Gebiet der Flüsse Unstrut, Main, Lahn und Sieg nicht allein das Heidentum ausgerottet, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes die Wildnis urbar gemacht. Denn sie beschäftigten sich ebenso sehr mit Handarbeit in Landwirtschaft und Handwerk, als mit gelehrten Studien, mit dem Abschreiben, Lesen und Erklären geistlicher und weltlicher Schriften. Die Pforten der Klöster aber standen vor allem offen den Wanderern und Pilgern, den Armen und Verfolgten. Unter ihrem Schutze, in der Nähe der abgetrennten Zellen siedelte sich gerne der Bauer, wie der Handwerker an. So wurden die geistlichen Stiftungen frühe Mittelpunkte auch weltlicher Gemeinden.

Nachdem Bonifatius im Jahre 732 durch den Papst Gregor III. zum Erzbischof erhoben war und das Pallium erhalten hatte mit dem Auftrage, überall, wo es not thue, Bischöfe zu weihen und einzusetzen, wuchs mit der erweiterten Befugnis die Wirksamkeit des unermüdlichen Gottesmannes. Aber der Versuch, die trotzigen Sachsen zu gewinnen, mißlang. Auch seine Bemühungen, die Mißstände, welche in der Kirche Baierns vorhanden waren, zu beseitigen, hatten bei den obwaltenden politischen Wirren wenig Erfolg. Von der Überzeugung durchdrungen, daß eine Besserung der Verhältnisse nur durch eine feste Ordnung und Regelung derselben herbeigeführt werden könne, glaubte er sich vor allem der Zustimmung des Papstes versichern zu müssen. Daher reiste er zum dritten Male nach Rom, 738. Zum päpstlichen Legaten ernannt, organisierte er sofort nach seiner Rückkehr die bairische Kirche, indem er das Land in die vier Bistümer Regensburg, Passau, Salzburg, Freising einteilte und für drei derselben statt der ohne Weihe als Bischöfe fungierenden Äbte neue rechtmäßige Oberhirten weihte (739). Gleicherweise gab er den Christengemeinden in Franken, Hessen und Thüringen einen festen Halt durch die Abgrenzung und Einrichtung der vier Sprengel (Diözesen), Eichstätt in dem sog. Nordgau, Würzburg in dem ehemaligen, von Franken besetzten südlichen Thüringen, Buraburg bei Fritzlar in Hessen und Erfurt in Nordthüringen (741/42). Die beiden letzteren waren nicht von Dauer. Seinen Plan, ein großartiges neues Kloster mitten zwischen den von ihm bekehrten Völkern als Stützpunkt für die Erhaltung des Glaubens unter diesen und als Ausgangspunkt für die Verbreitung desselben

unter den nördlichen Nachbarn zu gründen, führte sein Schüler Sturmius, von Stamm ein Baier, aus, indem er nach vorübergehender Ansiedelung in Hersfeld (= Hirschfeld) in der Wildnis der silva Buchonia (des Buchenwaldes) im Gau Grabfeld das Kloster Fulda stiftete (744). Auf die Bitte des heil. Bonifatius hatte Karlmann selbst für dasselbe das erste Gebiet geschenkt. Da die Gründung unmittelbar unter den römischen Stuhl gestellt wurde (751), bot sie wenigstens teilweise Ersatz für das eingehende Erfurt. Und wie sie durch reiche Zuwendungen an Gütern allmählich zum mächtigen Hochstift wurde, so erfüllte sie auch ihre dreifache Aufgabe als Missionsanstalt für Mitteldeutschland, als Sitz der Gelehrsamkeit und als Ausgangspunkt der Kultur des Landes.

Hatte Bonifatius durch die äußere Organisation den festen Bestand der deutschen Kirche gesichert, so war er zugleich darauf bedacht, den guten Geist in derselben zu beleben und zu erhalten durch die Pflege des inneren Lebens. Die Geistlichkeit zählte viele unwürdige Mitglieder, gegen deren Unwissenheit und ärgerniserregendes Leben eingeschritten werden mußte. Zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht, wie zur Beseitigung der in der fränkischen Kirche eingerissenen Mißbräuche berief er als Erzbischof und päpstlicher Legat im Einverständnis mit dem Majordomus Karlmann Synoden. Die erste derselben, das erste deutsche Nationalkonzil, fand im Jahre 742 auf dem rechten Rheinufer statt. Der Ort ist unbekannt. Die besonders das Leben des Klerus und die Erstattung der geistlichen Güter betreffenden Beschlüsse fanden die Bestätigung des Papstes und wurden als Reichsgesetze in den fränkischen Landen verkündigt. Die Synode von Soissons (744) beschäftigte sich mit der Regelung der gallischen Kirchenverhältnisse und dem Treiben zweier häretischen Bischöfe. Auf dem Konzil zu Liftinä, nicht Liftinä, im Bistum Kamerijk bei der Abtei Lobbes wurde unter anderen trefflichen Verordnungen gegen vielfach noch herrschende heidnische Gebräuche, unerlaubte Ehen u. dgl. auch die Formel für die Abschwörung des Heidentums festgesetzt: Forsachistu diobole? — Ec forsachu diobole. — End allum diobolgelde (Teufelsgilde)? — End ec forsachu allum diobolgelde. — End allum dioboles wercum? — End ec forsachu allum dioboles wercum end wordum, Thuner ende Wôtan ende Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Darauf folgt das Taufgelöbnis. — Endlich schien auch die Möglichkeit geboten, durch Übertragung des erledigten Bistums Köln als Erzbistums auf Bonifatius für die deutschen Bistümer den noch fehlenden Metropolitanverband herzustellen. Da ihm dies aber durch allerhand Umtriebe seiner Gegner bei Hofe unmöglich gemacht wurde, übernahm er im Jahre 748 Mainz, dessen Bischof wegen Ausübung der Blutrache seines Amtes entsetzt war. Das durch Buraburg und Erfurt vergrößerte Bistum wurde zum Erzbistum mit 13 Diözesen, darunter auch Köln und Utrecht, erhoben. Der erste Erzbischof ward vom Papste zum Primas von Deutschland ernannt. Damit war die

Einrichtung der deutschen Kirche vollendet. Der Schöpfer dieses großartigen Werkes aber arbeitete unverdrossen an der Festigung und inneren Vervollkommnung des Baues. Als er aber im Jahre 754 vernahm, daß das Volk, bei welchem er seine Missionsthätigkeit begonnen hatte, zum Teil wieder in das Heidentum verfallen sei, da legte er den Bischofsstab in die Hände seines Schülers Lullus und nahm als 74jähriger Greis seine Jugendarbeit wieder auf mit dem gleichen Feuer heiliger Liebe und Begeisterung, wie dereinst, da er zuerst den Friesen das Evangelium verkündet hatte. Wohl folgten viele dem Rufe des Hirten. Aber mitten in der Ausübung seines heiligen Amtes ereilte ihn der Tod, nicht unerwartet, das ersehnte Ende des Märtyrers. Bei dem Dorfe Dockum von einer Rotte überfallen, wehrte er denen, die ihn schützen wollten, und endete mit seinen Gefährten unter den Schwertstreichen der wilden Heiden (5. Juni 755). Die Leiche des Erschlagenen wurde über Utrecht nach Mainz und von da, wie er es bei Lebzeiten gewünscht, nach Fulda gebracht. In die Fußstapfen des Meisters aber traten Lullus, der Erzbischof von Mainz, und Sturmius, der Abt von Fulda. Die Saat, welche Bonifatius ausgestreut und mit seinem Blute befruchtet hatte, sie war herrlich aufgegangen. Die unsäglichen Mühen, Sorgen, Enttäuschungen, Anfeindungen, Leiden hatten den Mut und das Vertrauen auf das Gelingen des Werkes in dem treuen Diener Gottes nicht erschüttern können; sie waren nicht umsonst erduldet. Es hat in der neueren Zeit nicht an unbegründeten und unwürdigen Angriffen auf den großen Mann und seine Schöpfung gefehlt. Aber der Charakter und das Wirken des Verunglimpften ist zu erhaben, als daß niedrige Schmähsucht das hehre, reine Bild beflecken könnte. Selten fanden sich in einer Person so hervorragende Tugenden des Herzens und Vorzüge des Geistes vereinigt, wie in Bonifatius, selten auch sind sie so wie von ihm einzig und allein der Erreichung eines hohen, heiligen Ziels aufgeopfert worden. Man rühme seine Gelehrsamkeit, seine Klugheit, seinen Scharfblick, sein organisatorisches Talent; man erbaue sich an seiner Frömmigkeit, an seinem Gottvertrauen, seiner Demut und Selbstlosigkeit, seiner Sittenreinheit; man erhebe sich an seiner Pflichttreue und an der Hingabe an seinen Beruf: aber man vergesse nicht den Grundzug seines Wesens, Beharrlichkeit in der Durchführung des als notwendig Erkannten. Bonifatius hat stets gesucht, die Teilnahme der weltlichen Obrigkeit für seine Pläne zu gewinnen, weil er die Bedeutung derselben auch in politischer Hinsicht wohl durchschaute; aber er hat sich nie in politische Angelegenheiten eingemischt und hat mehr dem Staate genützt als für sein Wirken Nutzen von demselben erfahren. Bonifatius ist groß als Missionär, groß als Staatsmann, groß als Organisator. Seine kirchliche Organisation ebnet der staatlichen die Wege. Die durch ihn geschaffene Einheit der deutschen Kirche ist die Grundlage geworden der staatlichen Einheit. Bonifatius ist der Vorläufer Karls des Großen.

7. Karl der Große. 768—814.

A. Karls Kriege.

a) Erwerbung des Langobardenreiches.

Pippin hatte seinen Söhnen eine hohe Aufgabe hinterlassen und den Weg zur Lösung durch seine eigene Politik gewiesen. Wie aber, wenn sie jene nicht verstanden, diesen verließen? Und fast hatte es in den ersten Jahren nach dem Tode Pippins den Anschein, als ob eine Wandlung in dem Verhältnis des Frankenreichs zum Papste und den Langobarden eintreten sollte.

Die Brüder standen von Anfang an gespannt zu einander. Karlmann beteiligte sich nicht an der Unterwerfung des aufständischen Aquitanien und stellte sich freundlich zu dem Könige der Langobarden, Desiderius, dem früheren Herzoge von Tuscien. Bertha, die Mutter der beiden Könige, brachte um (770) nicht nur eine Versöhnung zwischen den feindlichen Brüdern zu stande, sondern vermittelte auch durch eine Reise nach Italien eine Verbindung derselben mit zwei Töchtern des Desiderius. Auch mit Tassilo, dem Baiernherzog, der gleichfalls eine Tochter des Langobardenkönigs zur Frau hatte, gestaltete sich das Verhältnis freundlicher. Aber gerade durch diese veränderte Stellung zu den der Frankenherrschaft sonst abgeneigten Staaten war die ganze Bestimmung derselben in Frage gestellt. Wenn der Papst die fränkisch-langobardische Ehe mißbilligt hatte, so war dies ebenso sehr im Interesse des fränkischen Reiches als der Unabhängigkeit des apostolischen Stuhles geschehen. Mehrere Umstände führten unerwartet einen vollständigen Wechsel der Politik herbei. Sie lassen sich nicht im einzelnen genau verfolgen; zweifellos aber hingen und wirkten sie zusammen. Das Jahr des Umschwungs war 771. In Rom waren die Führer der fränkischgesinnten Partei durch den Langobardenkönig getötet worden. Karl sandte demselben aus unbekannten Gründen, vielleicht aber, um zu brechen, seine Tochter zurück. Zwischen den Brüdern drohte bereits der Krieg. Da starb Karlmann plötzlich zu Samouſſe bei Rheims am 4. Dezember 771. Karl übernahm mit Zustimmung der Großen die Alleinherrschaft.

Als nun Desiderius von dem neuen Papste Hadrian I. (772—795) verlangte, derselbe solle Karlmanns unmündige Söhne, welche ihre Mutter Gerberga nach Italien gebracht hatte, zu Königen der Franken krönen, wies dieser das Ansinnen ab und bat, von Desiderius in Rom belagert, König Karl um Hilfe. Da Desiderius den Vermittelungsversuch Karls schroff ablehnte, rückte dieser mit zwei Heeren über die Alpen, über den Mont Cenis und Jupitersberg, seitdem nach Karls Oheim „großer Bernhard“ geheißen, und schloß den Widerspenstigen in Pavia ein. Nach zehnmonatiger Belagerung ergab sich Desiderius (774). Er endete als Mönch im Kloster Corbie a. d. Somme, während sein durch die Sage verherrlichter Sohn

Die Sorben, ein slavisches Volk, welches zwischen Elbe und Saale wohnte, waren verheerend in das thüringische und sächsische Gebiet eingefallen. Als nun gegen diese der Heerbann der Ostfranken und zum erstenmale auch der zunächst beteiligten Sachsen aufgeboten wurde, brach der Aufstand los. Die Franken mußten sich gegen die Empörer wenden, erlitten aber infolge der Eifersucht ihrer Führer eine schwere Niederlage am Süntel (782). Das Erscheinen Karls stellte die Ruhe wieder her. Da der Urheber des Abfalls, Widukind, entflohen war, hielt der König über die übrigen Teilnehmer desselben ein strenges Strafgericht zu Verden (spr. Färden) a. d. Aller. Die ausgelieferten Schuldigen, 4500 an der Zahl, sollen an einem Tage enthauptet worden sein. — Geschah diese Blutthat wirklich, so veranlaßte sie das Gegenteil von dem, was sie bezweckte: Es erfolgte eine allgemeine Erhebung der Sachsen, an welcher auch die Friesen teilnahmen. Aber in zwei Schlachten, den einzigen offenen Feldschlachten, zu denen es überhaupt im ganzen Sachsenkriege kam, bei Detmold und an der Hase, besiegte Karl die Aufständischen und unterdrückte durch wiederholte, selbst im Winter fortgesetzte Feldzüge in den beiden folgenden Jahren jeden Widerstand. Während er im Jahre 785 im Bardengau (bei Lüneburg) weilte, bot er den jenseits der Elbe weilenden Sachsenführern Widukind und Abbio Straflosigkeit an. Als sie mit anderen Edelingen zu Weihnachten in der Kaiserpfalz Attigny erschienen und sich taufen ließen, war das Sachsenland bis zur Elbe bereits völlig unterworfen. Auf dem Reichstag zu Paderborn (785) war zur Sicherung der fränkischen Herrschaft und zur Ausbreitung und Erhaltung des Christentums die lex Saxonum erlassen worden. Die Strenge aber, mit welcher hierin die Annahme des Christentums geboten und jede Ausübung eines heidnischen Gebrauches bedroht wurde, und die geforderte Abgabe des Zehnten vom Vermögen und von dem Ertrag der Arbeit an die Kirchen und Priester, war nur eine Quelle neuer Unzufriedenheit. Acht Jahre zwar wagte kein Stamm sich gegen die herrschende Ordnung aufzulehnen. Aber wie im Jahre 782, so gab im Jahre 793 der Versuch, den ostfriesischen und sächsischen Heerbann aufzubieten, nämlich für den Avarenkrieg, den Anlaß zu einem neuen Aufstand, einem letzten, erbitterten Ringen für Freiheit und alten Götterglauben. Nur die unaufhörliche Beunruhigung und die wiederholte Verpflanzung einer Menge sächsischer Familien in andere Teile des Reiches, sowie die Ansiedelung von Franken in den sächsischen Gauen machte der Empörung dauernd ein Ende (804). Noch heute geben zahlreiche Ortsnamen Kunde von diesen sächsischen Kolonieen, so Lützelsachsen, Sachsenburg u. a.; ja, der Charakter der Bewohner hat bis in die neueste Zeit in manchen dieser Orte sich in seiner Verschiedenheit von dem der Umgebung erhalten, wie in dem Frankfurt a. M. gegenüber liegenden Sachsenhausen.

Widukind, der tapfere Freiheitsheld, hatte sich an dem letzten zehnjährigen Krieg nicht mehr beteiligt. Er soll das Kloster Enger

bei Herford gestiftet haben und dort beigesetzt sein. Die sächsischen Könige und andere Fürstengeschlechter, wie die Welfen, führten ihre Abstammung auf ihn zurück. Zahlreiche Sagen aber erhielten das Andenken des Mannes, in welchem gleichsam der Charakter des ganzen sächsischen Stammes personifiziert ist: zähes Festhalten am Alten. Gleich ihm wurde sein Volk aus dem hartnäckigsten Feinde der christlichen Kirche ein treues Glied derselben. Nach wenigen Jahrzehnten hatte der christliche Glaube in den Herzen der Sachsen so fest Wurzel gefaßt, daß ihm als herrliches Reis das erste christlich-germanische Volksepos entsproß, der sog. Heliand. Der Erlöser erscheint in dieser Evangelienharmonie wie ein deutscher König, von seinen Getreuen umgeben, voll Kraft und Milde, Lieb und Treue, aber von seinem verblendeten Volke verraten. Was Bonifatius begann, vollendete Karl. Wie jener die Thüringer und Hessen dem Christentume gewann, so bekehrte dieser die Sachsen; jenem hatten sie widerstanden, da er das Kreuz aufrichten wollte, diesem unterlagen sie, da er das Schwert über sie schwang; jener hatte die deutsche Kirche organisiert, dieser fügte die Sachsen der Organisation ein durch die allmähliche Einrichtung oder Vorbereitung von sieben Bistümern. Es waren folgende: Osnabrück und Münster für Westfalen, Minden, Paderborn, Verden und Bremen für Engern und Ostfalen, Halberstadt für Nordthüringen.

Den großartigen Gedanken, ein Erzbistum in Hamburg zu errichten und zum kirchlichen, damit freilich auch zum staatlichen Mittelpunkt für den Norden zu machen, hat Karl nicht mehr selbst ausgeführt. Erst sein Nachfolger verwirklichte den Plan, indem er den Apostel des Nordens, Ansgarius, den „Speer Gottes", im Jahre 831 zum Erzbischof dort einsetzte.

Mit der Aufnahme der Sachsen und der ihnen verwandten Friesen in den fränkischen Staat hatte Karl die Hauptaufgabe seines Lebens erfüllt: die Vereinigung der germanischen Stämme. Die Sachsen sollten dereinst die zerfallende Einheit wieder festigen, die Seele des deutschen Reiches werden. Hat der Franke Karl die romanischen und germanischen Völker des Westens geeint, Heinrich I., der Sachse, verband die deutschen Stämme zu einem Ganzen.

c) Krieg gegen die Araber. 778.

Auf dem ersten Reichstag zu Paderborn erschienen Boten des arabischen Emirs Ibn-al-Arabi von Barcelona und Gerona in Spanien und baten um Hilfe für diesen Abbasiden gegen den omajadischen Chalifen Abderrahman von Cordova. Da Karl die Einmischung in diese inneren Streitigkeiten der Araber als ein Mittel zur Sicherung und zur Erweiterung seiner Herrschaft ansah und sich zugleich zur Verteidigung des abendländischen Christentums verpflichtet glaubte, unternahm er 778 den Feldzug über die Pyrenäen, fand aber seitens des christlichen Königreichs Asturien nicht die gehoffte Unterstützung. Daher nahm er dessen Hauptstadt Pampelona mit Gewalt. Da er Sara-

gossa nicht zu erobern vermochte, trat er den Rückzug an und zerstörte nur die Mauern Pampelonas, weil er die Stadt nicht halten konnte. Die erbitterten christlichen Basken überfielen daher im Passe von Roncesvalles die Nachhut und brachten derselben eine schwere Niederlage bei. Unter den Getöteten befand sich auch der Markgraf der Bretagne Hruodlandus. Das ist der geschichtliche Kern der Sage vom Kreuzzuge des König Karl und seiner Paladine, als deren herrlichster Roland geschildert wird. Die Benennung der Gerichts- und Marktsäulen in sächsischen Städten als Rulandsäulen auf jenen Markgrafen der Bretagne zurückzuführen, hat gar keine Berechtigung.

Das eroberte Gebiet jenseits der Pyrenäen wurde erst zur spanischen Mark erhoben, nachdem Karls Sohn, Ludwig von Aquitanien, Barcelona 802 erobert hatte, später aber wieder aufgegeben.

d) Aufhebung des Herzogtums Baiern. 788.

Nach der Unterwerfung der Sachsen im Jahre 785 war nur ein Land noch, nicht nur dem Frankenreich benachbart, sondern in dessen Machtbereich liegend, welches eine, wenn nicht völlige, so doch teilweise Unabhängigkeit bewahrt hatte, das war Baiern. Das Herzogsgeschlecht der Agilolfinger hatte die fränkische Oberhoheit scheinbar anerkannt, sich aber derselben entzogen. Karl brachte den ihm verwandten Herzog Tassilo, den Schwiegersohn des letzten Langobardenkönigs, mit Hilfe des Papstes Hadrian I. wieder zur Ablegung des Vasalleneides (781). Da derselbe sich aber der Verpflichtung wieder zu entledigen trachtete, zwang er ihn durch Einrücken ins Land (787) zu Augsburg abermals zur Unterwerfung. Darauf wurde Tassilo von seinen eigenen Leuten der hochverräterischen Verbindung mit den feindlichen Avaren und Griechen angeklagt, auf dem Reichstag zu Ingelheim a. Rh. aber nur wegen seines früheren Abfalls von Pippin, der sog. herisliz (763), zum Tode verurteilt und samt seinen Söhnen und seiner ränkesüchtigen und ehrgeizigen Gemahlin in ein Kloster verwiesen. Baiern wurde dem Reiche einverleibt und erhielt die fränkische Grafschaftsverfassung.

e) Der Avarenkrieg (791—796).

Inwiefern die Klage gegen Tassilo wegen Aufreizung der Avaren berechtigt ist, läßt sich nicht feststellen. Sie machten thatsächlich noch im Jahre 788 in der Mark Friaul und in Baiern Einfälle. Von Karl besiegt, knüpften sie dann Unterhandlungen über die Grenze an. Die Enns schied das Land, welches jener finnisch-türkische Stamm bewohnte, Ungarn und seine Hinterländer Siebenbürgen und die Wallachei, von Baiern. „Dieser Grenzstreit", sagt Einhard, der Geschichtschreiber Karls des Großen, „war der Keim und Ursprung des Kriegs, welcher nachmals mit den Hunnen (d. i. Avaren) geführt wurde." Karl begann denselben getreu seinem Verfahren, drohender Gefahr durch Angriff zuvorzukommen, mit aller Macht 791 und

drang bis zur Raab vor. Zur bequemeren Herbeischaffung der Zufuhr für das Heer versuchte er im Jahre 793 durch Anlegung eines Kanals zwischen Rednitz und Altmühl die Donau mit dem Main zu verbinden. Mangel an technischer Erfahrung verhinderte die Ausführung des großartigen Planes, welcher erst in unserem Jahrhundert verwirklicht wurde. Die Weiterführung des Krieges mußte Karl seinem Sohne Pippin überlassen. Derselbe trieb das Räubervolk über die Theiß zurück, eroberte die Königsburg derselben, den sog. „Ring", und brachte die dort aufgehäuften Schätze nach Aachen. Das Avarenreich zerfiel bald. Das Land zwischen Enns und Raab ward als avarische Mark (Ostmark) mit bayerischen Bewohnern besiedelt und die alten Besitzer, die Avaren, mit den von ihnen unterworfenen slavischen Stämmen vom Bistum Salzburg aus bekehrt. Besonders segensreich wirkte hier der erste Erzbischof Arn, der Schüler und Freund des gelehrten Alkuin, ein ebenso großer Staatsmann als Kirchenfürst.

f) Kriege gegen Slaven und Dänen (Normannen).

Durch die Unterwerfung der Sachsen und der Avaren waren die östlichen Nachbaren des Frankenreichs die Slaven oder Wenden (Winden) geworden. Ja, sie waren bereits eingedrungen in das Thüringerland an Main und Saale, in die Gebirgsthäler von Steiermark, Kärnthen und Krain. Die nordslavischen Völker zerfielen in die drei Stämme der Abodriten (Obodriten) an der Ostsee im heutigen Mecklenburg, die Wilzen mit den Hevellern, Ukren, Redariern zwischen der mittleren Elbe und der Oder in dem heutigen Brandenburg, südlich davon, an der Saale, die Sorben. Östlich daran schlossen sich die Lutitzen an der Lausitz. Böhmen und Mähren haben bis heute die Tschechen besetzt. Zu den Südslaven gehören die Slovenen, die Kroaten nnd Serben. Während Karl im Kampfe gegen die Sachsen und Dänen an den Abodriten Bundesgenossen hatte, mußte er zur Sicherung der Grenzen gegen die Wilzen, Tschechen und Sorben wiederholt zu Felde ziehen. So wies er bereits die Aufgabe der kommenden Zeit, die Germanisierung des Gebietes jenseits der Elbe.

Am Unterlauf derselben wurde schon jetzt die Grenze vorgeschoben. König Siegfried von Dänemark hatte nicht nur die aufrührerischen Sachsen unterstützt und Widukind Aufnahme gewährt, sondern auch die mit den Franken verbündeten Abodriten bekriegt, ja, selbst die Friesen angegriffen. Zur Sicherung gegen feindliche Einfälle legte er nördlich der Eider von der Ostsee bis zur Nordsee einen starken Wall, das Danewirk, an. Karl sah sich genötigt, die Häfen des fränkischen Reichs gegen die drohenden Raubfahrten der frechen Normannen oder Wikinger, d. i. Lagerer, durch eine Küstenflotte und Wachtposten zu schützen und bereitete eben einen Zug gegen den nordischen Feind vor, da fiel Siegfried von der Hand seiner eigenen Dienstmannen. Sein

Nachfolger Hemming schloß Frieden (810). So begrenzte jetzt die Eider das fränkische Reich im Norden, die Elbe, der Böhmerwald, die Raab im Osten, der Garigliano und der Ebro im Süden. Die Bewohner der Grenzlandschaften, der Marken, waren die Hüter des mächtigen Reiches.

B. Die Erneuerung des abendländischen Kaisertums.

Außer den Normannen in Dänemark und Skandinavien und den Angelsachsen bildeten alle germanischen Stämme jetzt ein Reich in Verfassung und Glauben. An die Stelle des weströmischen Kaiserreichs war das fränkische Weltreich getreten, Romanen und Germanen gleicherweise umfassend, wie die alten Sitze der Herrschaft, vor allem das unvergängliche Rom. Der fränkische König besaß kaiserliche Macht und bei allen christlichen Fürsten des Abendlandes kaiserliches Ansehen, aber nicht den kaiserlichen Titel, sondern nur die Würde des römischen Patricius und Schirmvogts der Kirche. Noch erhob der oströmische Herrscher den Anspruch darauf, als weltliches Oberhaupt der christlichen Völker auch des Westreichs anerkannt zu sein; noch hatte der mächtigere Frankenkönig, der herrschenden Auffassung sich fügend, den griechischen Basileus als Vater angeredet. Als aber im Jahre 797 eine Frau, Irene, den Thron von Byzanz bestieg, da war auch das Kaisertum des Ostens erloschen, wenigstens für einige Jahre (—802). Nach dem Glauben der christlichen Völker jener Zeit sollte der römische Kaiser die höchste weltliche Obrigkeit sein. Seine Monarchie sollte die vierte, ewig dauernde Weltmonarchie des Propheten Daniel sein. Was war natürlicher, als daß die ruhende Würde von dem beansprucht wurde, welcher Inhaber der Macht war? Die Verhältnisse lagen jetzt bezüglich der Kaiserkrone ähnlich, wie einst als der Vater Karls die Königskrone verlangte. Karl selbst hat wohl daran gedacht, das römische Kaisertum zu erneuern, und der Kreis von Gelehrten, der ihn umgab, bestärkte ihn sicher in seinem Gedanken. Vor allem war es der geistreiche und fromme Freund Karls, der Angelsachse Alkuin, welcher im Geiste der Zeit die Lehre von der doppelten Herrschaft auf Erden entwickelte, wie sie als Theorie von den zwei Schwertern das ganze Mittelalter hindurch herrschen sollte: An Gottes Statt regieren zwei Gewalten auf Erden, der Papst als Nachfolger Petri besitzt die höchste geistliche Gewalt, der römische Kaiser übt die höchste weltliche Gewalt. Der erste Artikel des Sachsenspiegels sagt darum: »Zwei swert lîz got in ertriche zu beschirmene die cristenheit. Dem babste ist gesaczt daz geistliche, dem keisere daz weltliche.«

Als im Jahre 799 Papst Leo III. gegen diejenigen, welche ihn mißhandelt und aus Rom vertrieben hatten, in Paderborn persönlich den fränkischen König um Hilfe anging, besprach dieser zweifellos mit ihm die Frage des Kaisertums. Gesandte des Königs führten den Hilfesuchenden nach Rom zurück und setzten ihn wieder in sein Amt ein.

Übte hier auch Karl nur die Rechte eines Schirmvogts, wie ein Kaiser ward er bereits empfangen, da er am 24. November des Jahres 800 selbst in Rom einzog. Am 1. Dezember fordert er die Ankläger des Papstes vor seinen Richterstuhl. Obwohl niemand klagte, reinigte sich der Papst feierlich durch einen Eid von dem ihm angedichteten Verbrechen. Auf seine Fürbitte begnadigte der König die schuldigen Verleumder und Feinde. An demselben Tage empfing er im Auftrage des Patriarchen von Jerusalem die Schlüssel zum heil. Grabe, des Kalvarienberges und das Banner der Stadt. In den Augen der Römer wie der Germanen war Karl bereits Kaiser, aber noch fehlte der Name. Und wer sollte ihn geben? Das römische Volk? Vielleicht beabsichtigte Karl sich selbst die Krone aufs Haupt zu setzen und durch die folgende kirchliche Salbung der Würde die göttliche Weihe zu verleihen. Aber der Papst kam ihm zuvor.

Als der König in der Tracht eines römischen Patricius am Weihnachtsfeste des Jahres 800, zugleich dem Neujahrstage des Jahres 801, in der Peterskirche der heil. Messe beiwohnte, setzte der Papst ihm eine Krone aufs Haupt unter dem jubelnden Zuruf des römischen Volkes: „Heil und Sieg dem von Gott gekrönten, großen und friedfertigen Kaiser der Römer Carolus Augustus.“ Der Papst selbst huldigte dem Kaiser zuerst „wie es bei den alten Fürsten der Brauch war“. Karl aber legte den Titel eines Patricius ab und hieß von jetzt ab Kaiser und Augustus, d. i. Erhabener, Majestät.

Wie tief der neue Kaiser seine Würde auffaßte, geht daraus hervor, daß er nach der Rückkehr auch seine Franken von neuem Treue schwören ließ. Er sah sich an als das von Gott bestimmte *weltliche Oberhaupt der abendländischen Christenheit*. Als solcher hat er den Staat nach den Grundsätzen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre geleitet, die Wirksamkeit der Kirche und ihrer Organe gefördert und unterstützt, ihre Rechte gewahrt. Es beruht auf Verkennen des thatsächlichen Verhältnisses, wenn man glaubt, Karl habe sich darum, weil er als Schützer der Kirche *kirchliche* Dinge geregelt hat, *über* den Papst gestellt. Karl hat sich *nicht* für den obersten Herrn der Kirche gehalten, sondern nur für den obersten *weltlichen* Herrscher. Daher wirkten die beiden ersten Gewalten auf Erden friedlich *neben-* und *miteinander*. Erst das Streben nach Vereinigung der beiden getrennten Gewalten in dem sog. *Cäsaropapismus* mußte den verderblichen Hader erzeugen.

Nachdem einmal der Gedanke der Wiederherstellung des abendländischen Kaisertums verwirklicht war, konnte der Inhaber desselben auch den Plan fassen, Morgenland und Abendland wieder unter *einem* Scepter zu vereinigen. Daher bot Karl im Jahre 802 der Kaiserin Irene seine Hand an. Aber ehe die Sache zu näherer Verhandlung kam, war Irene entthront. Ihr Nachfolger Nikephoros versagte Karl sogar die Anerkennung als Kaiser des Abendlandes, obwohl dieser ihn durch einen Angriff auf Venetien, Istrien und Dalmatien zu zwingen

hoffte. Erst Kaiser Michael begrüßte Karl im Jahre 811 als Basileus zu Aachen und erhielt zum Dank dafür Venetien und Dalmatien zurück.

C. Karls des Großen Staatsverwaltung.

Wie Karl in seiner äußeren Politik den von seinem Vater vorgezeigten Weg verfolgte, so bewahrte er auch im Inneren die bestehende Verwaltung. Aber hier wie dort zeigt er sich groß in der zeitgemäßen Weiterführung des Systems. Nicht das Neue, sondern das Gute hat ihm den wohlverdienten Ruhm eines der bedeutendsten Gesetzgeber und Staatsverwalter erworben.

Die alte merovingische Staatsverfassung blieb im wesentlichen unverändert und ward mit möglichster Schonung der besonderen Volksrechte auf die unterworfenen Stämme ausgedehnt: es war die Grafschaftsverfassung. Mit dem baierischen Herzogtum war das letzte Stammesfürstentum von Bedeutung aufgehoben. Herzöge werden jetzt nur noch im Falle eines Krieges zur Führung eines Heerbannes mehrerer Grafschaften ernannt. Der besseren Verteidigung halber wurden an der Grenze mehrere Grafschaften zu Marken zusammengefaßt und Markgrafen unterstellt. Die Bewohner der Markgrafschaften waren das Grenzmilitär. Unter Karl bezw. seinen Nachfolgern bestanden folgende Marken: 1. die der Bretagne, 2. die spanische, 3. die dänische, 4. die sächsische, 5. die sorbische, 6. die avarische. Letztere zerfiel später in die Ostmark zwischen Enns und Raab — sie ist der Anfang der östreichischen Herrschaft —, die windische Mark, Steiermark und Kärnthen umfassend, und die Mark Friaul (Krain, Istrien, Treviso, Verona).

Die Einheit des Reiches zeigte sich nicht nur in der Einteilung, sondern noch mehr in der neuen Einrichtung einer Aufsichtsbehörde, der Königsboten (missi dominici). Das ganze Reich wurde in Aufsichtsbezirke (missatica) geteilt. Für jeden derselben ernannte der König alljährlich zwei Männer, einen geistlichen und einen weltlichen Großen, welche an Stelle des Königs die Aufsicht über alle Beamten ihrer Sendschaft zu führen, über die Beobachtung der getroffenen Anordnungen und gegebenen Gesetze, über die Pflege des Rechts und der Gerechtigkeit zu wachen hatten. In vierteljährigen Bezirksversammlungen forderten sie Rechenschaft über die Amtsführung, hörten Beschwerden an, entschieden Klagen. Über alles hatten sie dann dem König eingehenden Bericht zu erstatten. Bei dem Heil ihrer Seele und bei dem Eid der Treue, den sie geschworen, verpflichtete sie der Fürst, „einem jeden, den Kirchen, den Armen, den Witwen und Waisen, wie dem ganzen Volke den Schutz der Gesetze und volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen."

Alljährlich im Herbste versammelten sich die Bischöfe und Großen des Reiches mit den Vertrauten des Königs, um als Staatsrat mit

diesem das Wohl des Reiches zu besprechen und die Beschlüsse zu fassen, welche der im folgenden Frühjahre abzuhaltenden Reichsversammlung, dem Maifeld, vorgelegt werden sollten. Zu der größeren Versammlung hatten alle Freien Zutritt. Aber es erschienen, wie erklärlich, nur die der Umgegend, der aufgebotene Heerbann, die Beamten und Großen und brachten dem Herrscher die üblichen Naturalabgaben in Form von Geschenken. Hier wurden die auswärtigen Gesandten empfangen, hier entschied man über Krieg und Frieden, hier über Recht und Gesetzgebung. Die gefaßten Beschlüsse, als Reichsverordnungen erlassen, hatten allgemeine Geltung und standen als Reichsrecht über dem Sonderrecht. Von der Einteilung in Kapitel heißen diese Vorschriften Kapitularien.

So eifrig der König auf das Wohl seines Volkes bedacht war, er vermochte nicht die Mißstände zu beseitigen, welche die häufigen Kriege und die Ausdehnung des Reiches für dasselbe mit sich brachten. Die Einrichtungen des Heerwesens und des Gerichts zeigen die Schwäche der fränkischen Reichsordnung und tragen wesentlich bei zu dem Verfall derselben unter den schwächeren Nachfolgern des großen Herrschers.

Beide Rechte der Freien, der Wehrdienst und die Teilnahme am Gericht, wurden bei den herrschenden Verhältnissen zur Last. Es ging den Unbemittelten ähnlich wie einst den römischen Plebejern. Sie hatten nicht nur selbst für ihre Ausrüstung und Verpflegung für die Dauer des Feldzugs zu sorgen, sondern konnten unterdessen ihren Grund und Boden nicht bewirtschaften. Plünderung im eigenen Lande aber war nicht mehr gestattet. Wer das Aufgebot versäumte, hatte 50 Schillinge Strafe, eine unerschwingliche Summe, zu zahlen; auf herisliz stand Todesstrafe. Im Frieden drückten die Fronden, wie der Bau von Burgen, Anlage und Unterhaltung der Verkehrswege, Verpflegung der Gesandten und Beamten. Auch bei der größten Fürsorge des Königs konnten gewissenlose Beamte, mächtigere Großen willkürlich verfahren. Und daß dies oft genug geschah, dafür liefert das Kapitulare von 811 den Beweis. Dort finden sich die Gründe zusammengestellt, aus denen viele sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchen, zugleich auch die Beschwerden angegeben, welche viele vorbrachten. Soviel geht daraus hervor, daß, wer der unerträglichen Last des steten Kriegsdienstes und dem Drucke der Mächtigen und Beamten entgehen wollte, sein Eigengut dem Oberen zu Händen gab und als Lehen von demselben wieder übernahm. Mußte er trotzdem in den Krieg ziehen, so hatte wenigstens der Lehensherr (senior, seigneur) dann die Kosten für die Ausrüstung zu tragen. Die Folge dieser Zustände war einerseits die Abnahme des freien Bauernstandes und die entsprechende Zunahme des Vasallitätsverhältnisses, anderseits das Zurücktreten des alten Heerbanns und das Hervortreten des Vasallenheeres, gleichzeitig damit das Sinken der Bedeutung des Fußvolks und das Steigen der Bedeutung des Reiterheeres.

Wohl erkannte Karl die Gefahren, welche dem Reiche aus diesen Umwandlungen erwachsen mußten, und traf daher Maßregeln, um vor allem dem Rückgange des kleinen freien Grundbesitzes vorzubeugen. Er verordnete, daß nur der zum Kriegsdienst verpflichtet sei, der 4 (später 3) Hufen Landes als Eigentum oder Lehen habe, und daß die Minderbegüterten zur Ausrüstung der aus ihnen Ausgehobenen nur eine Beisteuer für deren Ausrüstung entrichten sollten. Zuweilen ließ er überhaupt nur einen Teil des Heerbanns aufbieten, je den 6. oder 3. Mann oder nur diejenigen, welche ein beneficium hatten, die Vasallen. Damit hielt er die Änderung der Ständeverhältnisse ein wenig auf, verhindern konnte er sie nicht mehr. Unter seinen Nachfolgern nahm das Vasallitätsverhältnis überhand, und selbst die Grafen, königliche Beamten, betrachteten sich nach und nach als Senioren ihrer Gauangehörigen. Dies aber hatte wieder das Entstehen erblicher Territorialherrschaften zur Folge.

Auch das Recht der Freien, an den allgemeinen Gerichten teilzunehmen, ward leicht durch die Willkür der Grafen zur Last. Denn diese konnten, so oft sie wollten, die Dingpflichtigen zu den „gebotenen" Gerichten berufen. Erfüllung der Pflicht hinderte an der nötigen Arbeit, Vernachlässigung trug Buße, das „Gewedde", ein, beides brachte Nachteil. Bei so ungesunden Verhältnissen mußte also der freie Grundbesitz verfallen. Und daß sich auch Grafen fanden, die aus der Not der Bauern ihren Nutzen zogen, läßt sich denken. Karls Bemühen, durch Reformen im Gerichtswesen Erleichterung zu schaffen, hatte nur geringen Erfolg. Er beschränkte die Zahl der „ungebotenen" oder „echten" Dinge auf drei im Jahr und bestimmte, daß an den „gebotenen" Gerichtstagen künftig nur die sieben Rachimburgen teilnehmen mußten. Als solche, die jetzt Schöffen (scabini, von schaffen) heißen, werden vom Grafen angesehene Freie auf Lebenszeit ernannt.

D. Karls Fürsorge für die Kultur.

Bemühte sich Karl eifrig, auf dem Wege der Gesetzgebung den freien Grundbesitz des kleinen Bauern zu sichern, so that er alles zur Hebung der materiellen Kultur, der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels und damit auch für den Wohlstand seines Landes. Die Gewohnheit, den Hof von Pfalz zu Pfalz zu verlegen, mußte durch den Aufenthalt des für die Landwirtschaft sehr eingenommenen Herrschers für die einzelnen Bezirke von Vorteil sein. Karl selbst machte als Großgrundbesitzer seine ausgedehnten und zahlreichen Domanialgüter durch weise Verwaltung zu Musterwirtschaften. Er gewinnt durch Rodungen Ackerland und regelt durch eingehende Anordnungen den Anbau der Felder, Wiesen, Obstpflanzungen, Weingärten, die Besorgung des Viehstandes, die Sorge für Jagd, Fischerei, Imkerei. Sein Wirtschaftskapitulare zeigt ihn als vortrefflichen Landwirt, der aus seinen Gütern möglichst hohen Ertrag zu erzielen strebt, und als

strengen, gerechten und wahrhaft väterlichen Gutsherrn, der von seiner Dienerschaft treue Pflichterfüllung fordert, aber auch ihr gegenüber seine Pflicht erfüllt. „Die Dienerschaft auf meinen Landgütern", sagt er, „soll gut gehalten und von keinem ins Elend gestoßen werden. Die Verwalter sollen ihre Untergebenen nicht wie Sklaven behandeln, aber auch keine Geschenke von ihnen annehmen." „Ist ein Verwalter säumig oder lässig, so soll er zur Strafe keinen Wein oder Bier empfangen, bis er von dem König oder der Königin Verzeihung erlangt hat. Ungehorsame Untergebene sollen kein Fleisch und kein Getränk erhalten, zu Fuß nach dem Palaste kommen und dort ihr Urteil entgegennehmen, entweder auf dem Rücken oder wie sonst ich oder die Königin es bestimmen werden." Veruntreuung wird streng bestraft. Um Weihnachten hat der Verwalter über alles ausführlichen Bericht zu erstatten. „Gegen das Gesinde soll er gerecht sein, ihren Wünschen und Bedürfnissen Rechnung tragen und Beschwerden nicht verhindern." Über letztere will der König selbst entscheiden.

Von den Gütern, den eigenen wie den sonstigen Alloden und Lehen, ließ er Verzeichnisse anfertigen und legte durch diese Salbücher den Grund zu einer Statistik des ganzen Reiches, wie sie durch das Domesdaybuch von Wilhelm dem Eroberer für England geschaffen wurde.

Durch die Beschäftigung zahlreicher Handwerker auf seinen Kammergütern hob er das Gewerbe. Handwerk, Bergbau und Industrie blühten auf. Der Verkehr erfuhr mächtige Förderung durch Anlegung von Straßen und Bau von Brücken, wie der großen Rheinbrücke bei Mainz, die leider ein Jahr vor seinem Tode abbrannte, sowie durch Abhaltung von Märkten, welche er den Bischöfen zur Pflicht machte, — und dies kam auch dem Handel zugute.

Und mit dieser Hebung der materiellen Kultur vollzieht sich dank dem hohen Sinn des Königs ein wahrhaft großartiger Aufschwung der geistigen Bildung. Gerade in dieser Hinsicht hat die Verbindung der germanischen und romanischen Völker Gutes gewirkt. Die Wohlthaten, welche Italien unter dem Frieden der Herrschaft Karls genoß, den blühenden Zustand seiner materiellen Verhältnisse hat es, die Hüterin der hellenischen Geisteskultur, reichlich vergolten.

In Italien hat — das läßt sich aus den nach den Römerzügen folgenden Verordnungen nachweisen — der empfängliche Sinn Karls die Anregung erhalten, dem eigenen barbarischen Volke die Vorzüge der geistigen Bildung, welche die feinen Italiener besaßen, zu teil werden zu lassen. Die Pfalzen in Ingelheim, Nymwegen und Aachen zeigten nicht nur den Marmor und Granit Italiens, sondern auch die auf antiker Grundlage beruhende Kunst des Südens. Gern öffnete er seine Schatzkammer, wenn es galt, dem Höchsten würdige Stätten der Verehrung zu errichten und sie glänzend auszustatten. Die prächtige Marienkirche in Aachen, nach byzantinisch-italienischem Muster von einem Meister Odo erbaut, ist ein sprechendes Denkmal wie seines

frommen Herzens so seines regen Sinnes für Kunst. Strenge Weisungen verpflichteten die Sendboten und Bischöfe, für die Instandhaltung und Errichtung von Kirchen und weltlichen Bauten Sorge zu tragen. Wie mit dem Glauben, so ging es mit der Kunst. Sie ward verpflanzt auf den rauhen Boden Germaniens und gedieh herrlich. Bald wirkten neben den fremden Baumeistern, Bildhauern, Malern, Erzgießern auch einheimische Künstler.

Und es war keine einseitige oder oberflächliche Neigung, welche den König zur Pflege der Kunst führte; es beseelte ihn die reinste Begeisterung für das ganze hohe Geistesleben der Vorzeit. Daher wandte er gleiche Fürsorge den Wissenschaften zu. Was er in seinem Erlasse vom Jahre 782 verhieß: „Wir wollen mit lebendigem Eifer wieder herstellen, was durch die Nachlässigkeit unserer Vorfahren fast zu Grunde gegangen ist; wir wollen den Wissenschaften eine neue Stätte bereiten, und muntern, wen wir können, durch unser Beispiel zur fleißigen Erlernung der freien Künste auf" — das hat er treulich gehalten. Seinen Hof machte er zum Sammelpunkt der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit. Während des Aufenthaltes in Italien im Jahre 781 traf er mit dem hochgelehrten Angelsachsen Alchuine oder Alkuin zusammen und gewann diesen für die Leitung der Hofschule; auch der Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus, Warnefrieds Sohn, gewöhnlich Paulus Diaconus genannt, der dem entthronten Königshause treu ergeben war, ließ sich bestimmen, seine Dienste dem edeln Besieger seines Volkes für längere Zeit zu widmen; und der Grammatiker Petrus von Pisa folgte trotz seines hohen Alters als Lehrer der lateinischen Litteratur dem König nach dem Frankenreich. In der Hofschule zu Aachen wurden nicht nur die Kinder des Königs selbst und die Söhne der Vornehmen sorgsam unterrichtet in den sogen. sieben freien Künsten (Grammatik, Rhetorik, Dialektik; Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie) und herangebildet zu Staatsmännern und Bischöfen, sondern Karl selbst und seine Hofleute hörten die Vorträge der Lehrer. So entwickelte sich aus der Hofschule eine Gelehrtenakademie, die in ihren Sitzungen sich an dem Geist des klassischen Altertums erfreute und bildete, wissenschaftliche, daneben aber auch praktische Fragen behandelte und geradezu oft die Stelle eines Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten vertrat. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete Alkuin, geistreich, fromm und heiter zugleich. Es war nicht bloßes Spiel, daß sich die Mitglieder der Gesellschaft die Namen berühmter Männer des heidnischen und jüdischen Altertums beilegten, sondern ein zweckmäßiges Mittel, durch Verwischung der Standesunterschiede bei gemeinsamer geistiger Thätigkeit den Verkehr ungezwungen zu gestalten. Alkuin hieß Flaccus; der wegen seiner kleinen Gestalt oft verspottete Einhard, der Aufseher der königlichen Bauten und spätere Lebensbeschreiber seines Kaisers, erhielt nach dem Baumeister der Stiftshütte den Namen Beseleel; Angilbert, dessen Liebesverhältnis mit Bertha, der schönen Tochter seines

königlichen Freundes, zu der lieblichen Sage von Eginhard und Emma die Veranlassung gegeben haben mag, war der „Homer" des Hofes. Karl selbst führte den Namen des königlichen Sängers David. Mit großem Eifer erlernte er die Wissenschaften und brachte es dahin, daß er das Lateinische so geläufig wie das Deutsche sprach und das Griechische wenigstens verstand. Auch Mathematik und Astronomie, Rhetorik und Dialektik trieb er gerne. Wie er die alten Handschriften prächtig abschreiben ließ, so suchte er selbst noch im Alter schreiben zu lernen und legte sogar seine Tafel und Papier unter das Kopfkissen, um es stets zur Hand zu haben, wenn er sich in der Schreibkunst üben wollte. Bei aller Begeisterung für die fremde Bildung vergaß er nicht die Pflege der Muttersprache, indem er die deutschen Lieder, in denen die Thaten der alten Helden des Volkes besungen wurden, aufschreiben ließ. Leider hat die Gleichgiltigkeit des Nachfolgers den Verlust dieser Sammlung altnationaler Gesänge verschuldet. Eine deutsche Grammatik vollendete Karl nicht. Den Winden und Monaten gab er deutsche Namen, wie Ostroniwint = Ostwind, Westroni = West, Nordroni = Nord, Sundroni = Süd u. s. w., Wintarmanoth = Januar, Hornung d. i. kleiner Horn (Januar) = Februar, Lentzinmanoth = März, Ostarmanoth = April, Winnemanoth = Mai, Brachmanoth = Juni, Heuwimanoth = Juli, Aranmanoth = August, Witumanoth (Holzmonat) = September, Windumemanoth (Weinlesemonat) = Oktober, Herbistmanoth (Herbstmonat) = November, Heilagmanoth = Dezember. Die Volksrechte und die Reichsgesetze ließ er lateinisch aufzeichnen und sorgte hierdurch, wie durch die Sammlung der wichtigen politischen Schreiben an ihn im codex Carolinus, und die Aufzeichnung der Ereignisse seiner Zeit in Jahrbüchern (Annales Laurissenses, annales Einhardi) für die Pflege der Geschichtschreibung.

So verdienstvoll diese Fürsorge für die Pflege der Wissenschaft war, weit größeres Lob verdient das Streben des Königs, sein ganzes Volk zu bilden. Den Bischöfen und Äbten machte er es zur Pflicht, überall Schulen zu errichten zur Erziehung junger Kleriker für den Volksschulunterricht und zur Unterweisung der Kinder der Armen wie der Reichen im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen. Ganz im Sinne des Kaisers brachte es der geistreiche Theodulf als Bischof von Orleans dahin, daß jedes Dorf seiner Diöcese eine Schule besaß, in welcher der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde. Die berühmteste aller Schulen war die Stiftsschule von Tours, welche unter der ausgezeichneten Leitung Alkuins zu hoher Blüte gelangte und durch Entsendung ihrer Zöglinge die Mutter vieler neuer Anstalten wurde. Es beruht auf völliger Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse, wenn man behauptete, die fränkischen Geistlichen unter Karl den Großen seien so ungebildet gewesen, daß sie, ehe man sie zur Vollziehung einer Taufe zugelassen habe, geprüft wurden, ob sie das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser hersagen konnten. Im Gegenteil, die fränkische

Geistlichkeit der Zeit war gebildet und wurde durch kirchliche Vorschriften der Provinzialkonzilien angehalten, die Bildung in das Volk zu tragen. Das Mindeste, was schon die Synodalstatuten des heil. Bonifatius von dem niedrigen Volke forderte, ist, daß Eltern und Kinder die genannten Gebete wenigstens in ihrer Muttersprache auswendig wußten.

Besonders lag Karl eine würdige Feier des Gottesdienstes am Herzen. Daher erbat er sich vom Papste tüchtige italienische Sangmeister, welche die Franken im strengen Gregorianischen Kirchengesang und in der Kunst des Orgelspiels unterwiesen, und richtete besondere Singschulen ein, unter welchen diejenige von Metz den höchsten Ruf gewann. Daher begabte er die Gotteshäuser reichlich mit kostbaren Gewändern und den heiligen Gefäßen aus edlem Metall.

Die gleiche Freigebigkeit bewies er gegen die Armen, als deren „ersten Pfleger" er sich selbst bezeichnete. Weithin nahmen die Christen die Mildthätigkeit des Kaisers in Anspruch. In seinem Testamente sind die Gotteshäuser und Armen als Erben seiner reichen Schätze eingesetzt. Einhard giebt sogar an, daß Karl vornehmlich den christlichen Armen anderer Länder zuliebe sich „um die Freundschaft der Herrscher jenseits des Meeres" beworben habe. Mit dieser Bemerkung deutet der Biograph hin auf die durch Geschenke besiegelte Freundschaft Karls mit seinem großen Zeitgenossen, dem abbasidischen Chalifen Harun al Raschid (786—809), welcher, wie Karl, sich den Ruhm eines bedeutenden Heerführers und Gönners der Künste und Wissenschaften erworben hat. Er überließ dem Schützer der christlichen Kirche das heilige Grab, und Karl erbaute für die Pilger in Jerusalem ein Hospital. Auch die griechischen Kaiser zwang Karl durch sein kluges Verhalten gegen Ende seines Lebens zu einem freundlicheren Entgegenkommen. Die christlichen Könige von Asturien, Schottland und Irland bezeichneten sich als seine Hörigen oder seine Dienstmannen.

So gewaltig war das Ansehen des Kaisers, aber auch so berechtigt. Denn er war groß als Feldherr, größer als Gesetzgeber und Staatsverwalter, am größten als „Stifter einer neuen Kulturperiode", der christlich-germanischen des Mittelalters.

E. Karls Persönlichkeit und Privatleben.

Gern stellt das Volk große Männer sich auch vor als mächtige Gestalten. Bei Karl trifft diese Vorstellung zu; aber das ehrfurchtgebietende Bild des Kaisers von der Meisterhand Albrecht Dürers entspricht nicht der Wahrheit. Wie er war, schildert ihn Einhard.

Der hohe Wuchs — er maß sieben seiner eigenen Füße —, der breite, kräftige Körperbau ließ ihn über alle hervorragen; das Ebenmaß seiner Glieder machte ihn zu einer stattlichen Erscheinung. Auf seinem Antlitz ruhte der Ausdruck der Heiterkeit und Freundlichkeit, die hochgewölbte Stirn, die starke Nase verrieten Geist, aus den großen Augen blitzte Leben; das Haupthaar fiel reich herab, der Schnurrbart

war stark. Der feste Gang, die männliche Haltung sprachen von Selbstbewußtsein und Bestimmtheit des Willens. Wenig paßte zu der ganzen Gestalt die hohe Stimme.

Seine Gesundheit war gut. Erst in den letzten vier Jahren seines Lebens litt er an Fieber und Gicht. Daher brachte er auch gerne in Aachen zu, in dessen warmen Bädern er sich mit Vorliebe erquickte. Schwimmen, Reiten und Jagen war seine Lust.

Seine Tracht war die vaterländische: über leinenen Unterkleidern ein mit seidenen Streifen besetztes Wams, die mit Hosen bekleideten Beine mit Binden umwickelt, Schuhe, im Winter um Schultern und Brust einen Pelz von Hermelin und Zobel und einen meergrünen Mantel; an der Seite hing ihm stets das Schwert, dessen Griff und Koppel von Gold oder Silber war. Bei besonderer Veranlassung, z. B. bei dem Empfang fremder Gesandten, trug er wohl auch ein mit Edelsteinen besetztes Schwert. Ausländische Kleidung war ihm zuwider. Nur bei der Krönung und bei einer früheren Anwesenheit in Rom legte er auf Bitten des Papstes römische Tracht an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen geschmückten Schuhen, den Mantel durch eine goldene Spange zusammengehalten, auf dem Haupte ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem, einher. An anderen Tagen aber unterschied sich seine Kleidung wenig von der allgemeinen Volkstracht.

In der Lebensweise war er einfach, im Essen und besonders im Trinken sehr mäßig. Seine Lieblingsspeise war der am Spieß hergerichtete Braten. Während der Tafel hörte er gerne Musik oder ließ sich vorlesen aus den alten Schriftstellern, am liebsten aus dem Werke des heil. Augustinus „Vom Staate Gottes". Nach dem Essen ruhte er, da er den Schlaf in der Nacht vier- oder fünfmal unterbrach. Beim Ankleiden ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern er erledigte auch in dieser Zeit gerichtliche und staatliche Angelegenheiten.

Als Familienvater war Karl um die Erziehung seiner Söhne und Töchter sehr besorgt. Zu Hause speiste er nie ohne sie; nie machte er ohne sie eine Reise. Beide wurden in den Wissenschaften unterrichtet und zugleich zu den ihrem Geschlechte entsprechenden Arbeiten und Beschäftigungen angehalten. Während die Jünglinge sich auf den Rossen tummelten, in den Waffen übten und an der Jagd ergötzten, woben die Töchter daheim und spannen. Er liebte die letzteren allzusehr, so daß er sich von keiner trennen wollte, keine heiraten ließ. Bei aller äußeren Zucht herrschte am Hofe ein ungezwungener, heiterer, ja in mancher Beziehung zu freier Ton. Das läßt sich bei seiner großen Familie erklären. Nach der Scheidung von des Desiderius Tochter war er mindestens dreimal mit rechtmäßigen Gemahlinnen verheiratet und hatte nach deren Tode mehrere Kebsweiber nach einander. Aber von den Söhnen der zweiten Gemahlin, seiner geliebten Hildegard, Karl, Pippin und Ludwig starben die zwei ältesten vor dem Vater.

Von seinem Gichtleiden geplagt, berief er im Jahre 813 Ludwig, den er zum König von Aquitanien gemacht hatte, mit Zustimmung der Großen zum Mitregenten und krönte ihn selbst zum Kaiser. Am 21. Januar des folgenden Jahres erkrankte er. Wie gewöhnlich suchte er sich durch eine Hungerkur herzustellen. Aber am 28. des Monats entschlief der mächtige Herrscher im 72. Jahre seines Lebens, im 47. seiner Regierung, und fand seine Ruhestätte in dem von ihm gegründeten Mariendome zu Aachen. Ein antiker Marmorsarg enthielt die Gebeine, als Friedrich I. der Staufer im Jahre 1165 das Grab öffnen ließ.

In der Erinnerung seines Volkes lebte der große Kaiser fort. In der Sage ist seine Gestalt ins Riesenhafte gewachsen. Mag er als „eiserner Karl" erscheinen, mag er auf Veranlassung Friedrichs des Rotbarts[1] zum Heiligen gemacht sein, mag er von den Franzosen als ihr Charlemagne mit Unrecht beansprucht, von den Deutschen als der „große Karl" gefeiert werden, aus allem ergiebt sich, daß er der größte Fürst des Mittelalters war. Und wenn ihn kein Dichter kürzer und treffender charakterisiert hat als Ludwig Uhland mit den Worten:

„Der König Karl am Steuer saß,
Er hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen",

so hat niemand schöner ausgesprochen, wie das Volk sich den Mann der That vorstellt, als der Dichter des Ruolandes liet, der Pfaffe Konrad, in den Versen:

Sin antluzze was wunnesam . . . Ja liuhten sine ougen
Sam ther morgen sterre: Man erkante in vil verre;
Niemanne thorfte vragen, Wer ther kaiser were.
Niemanne was ihm gelih, Sin antluzze was zierlih;
Mit volleclichen ougen ne mohten sie in niht noh bescowen;
Thiu lichte gap in widerslah, Sam thiu sunne umbe mittentah.
Then vianden was er gramelih, Then armen was er heimlih,
In volcwige (Volkskrieg) was er sigesalih, Wider ubel was er genathih.
Ze Gote was er geware, Er was reht rihtare.
Er lerte uns thie phahte (Gesetz), Ther engel sie im vore rihte.
Er enkunde elliu reht, Ze theme suerte was er Gotes kneht;
Aller tugende was er uzerkorn, Milter herre wart nie geborn.

8. Auflösung des Reiches unter Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen.

Das Reich Karls des Großen, so fest gefügt es schien durch die Einheit des Glaubens und der staatlichen Verwaltung, bestand doch in

[1] Vom Gegenpapst Paschalis.

Wahrheit aus zu verschiedenen Elementen und barg unter diesen der zersetzenden Stoffe genug: Verschiedenheit der Stämme und Sprachen, Verschiedenheit der Interessen, emporstrebender, selbstsüchtiger Beamtenadel. Nur ein Geist, klar wie der Karls, und eine Hand, fest wie die des mächtigen Kaisers, hätte den Zerfall des Reiches verschieben können, nicht aber verhindert. Der gute Willen, das ernste, tiefreligiöse Wesen, die edeln Charakterzüge seines Erben Ludwig waren für die schwierige Aufgabe nicht ausreichend. Der neue Herrscher war ein stattlicher Mann, gelehrt und doch ritterlich, aber zu wenig selbständig in Willen und Wirken, daher leicht abhängig und benutzt von eigennützigen Ratgebern.

Ein Unfall, welcher das Leben des Kaisers in Gefahr brachte, veranlaßte denselben, schon im Jahre 817 Bestimmungen über das Reich im Falle seines Todes zu treffen. Da nach fränkischem Rechte jeder Sohn gleichen Anspruch an das Reich hatte, suchte er durch eine besondere Erbfolgeordnung die Einheit des Reiches zu sichern. Er ernannte mit Zustimmung der Großen seinen ältesten Sohn Lothar zum Kaiser und Mitregenten, die jüngeren Söhne Pippin und Ludwig dagegen machte er zu Unterkönigen, jenen in Aquitanien, diesen in Baiern. Als sein Neffe Bernhard, der Sohn seines verstorbenen Bruders Pippin, welcher schon von Karl dem Großen als Statthalter von Italien eingesetzt worden war, bösen Ratgebern langobardischer Herkunft und Gesinnung folgend, sich gegen diese scheinbar seine Rechte verletzenden Bestimmungen erhob, rückte Ludwig mit einem starken Heere gegen die Empörer, welche sich rasch unterwarfen. Trotzdem wurde der irregeleitete Jüngling durch Richterspruch zum Tode verurteilt; zur Blendung begnadigt, starb er an den Folgen der grausamen Strafe. Diese That, welche vornehmlich auf den Einfluß der Königin Irmengard zurückgeführt wird, drückte den König so in seinem Gewissen, daß er nicht nur später alle Teilnehmer des Aufstandes von Strafe lossprach, sondern selbst öffentlich zu Attigny Kirchenbuße leistete (822). Der Tod seiner Gemahlin trübte das Gemüt des Kaisers noch mehr.

Als er sich nun auf das Drängen seiner Umgebung mit Judith aus dem schwäbischen Geschlechte der Welfen (d. h. junge Hunde) vermählte, geriet er ganz unter den Einfluß dieser ehrgeizigen Frau und seines Oberkämmerers Bernhard von Septimanien. Diese vermochten den schwachen König im Jahre 829 dazu, mit Verletzung der Reichsordnung von 807, dem Sohne der Judith, Karl (geb. 823), später als Karl der Kahle bezeichnet, Alamannien, Elsaß, Churrätien und einen Teil von Burgund zuzuweisen. Der dadurch benachteiligte und nach Italien geschickte Lothar benutzte die Empörung der dem Grafen Bernhard feindlichen Partei und nahm die Regierung ohne Rücksicht auf den Vater in die Hand, wurde aber bald durch seine Brüder Pippin und Ludwig genötigt, sich demselben wieder zu unterwerfen.

Als aber Ludwig der Fromme seinem Sohne Pippin Aquitanien abnahm und dem jüngsten Sohne Karl verlieh, verbanden sich die drei älteren Söhne gegen ihn, der zwar gegen die Aufrührer zog, aber bei Colmar im Elsaß von fast allen Anhängern verlassen wurde und sich, nachdem ein Vermittelungsversuch des anwesenden Papstes Gregor IV. ohne Erfolg geblieben war, selbst in die Gefangenschaft seiner Söhne begab (833). Der Schauplatz dieser traurigen Untreue gegen den Kaiser hieß seitdem das Lügenfeld[1]. Jetzt war der unglückliche Vater ganz in die Gewalt des eigennützigen und harten Lothar gegeben, der denn auch versuchte, denselben durch öffentliche Kirchenbuße in Soissons in der Meinung des Volkes herabzusetzen und unfähig zur weiteren Regierung zu machen. Zum zweitenmale traten Pippin und Ludwig für den Vater gegen den herrschsüchtigen Bruder auf und stellten den alten Zustand wieder her (834). Doch Judith ruhte nicht. Als Pippin starb (838), und der Vater nun zum Schaden Ludwigs, dem nur Baiern blieb, das übrige Reich zwischen Lothar und Karl teilte, suchte der beeinträchtigte Sohn sein Recht mit Gewalt zu erlangen. Auf dem Zuge gegen den abtrünnigen Sohn starb der vielgeprüfte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim, gramerfüllt, aber dem Empörer verzeihend.

Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, da brach der Hader los zwischen den Brüdern. Lothar wollte die Reichseinheit und seine Oberherrlichkeit über Ludwig und Karl aufrechterhalten. Diese aber schlossen sich zur Verteidigung ihrer Selbständigkeit an einander. Nach vergeblichen Unterhandlungen kam es bei dem Kloster Fontanetum (Fontenay) am „Burgunderbach“ unweit Auxerre zum Kampfe, welcher zu Gunsten der Verbündeten ausging (841, 25. Juni). Sie verfolgten ihren Sieg nicht weiter, wie es heißt, aus religiösen Bedenken, aber wohl auch, weil sie selbst schwere Verluste erlitten hatten. Die Blüte der fränkischen Ritterschaft war durch dieses „Gottesurteil“ gefallen; zugleich war der Glanz von der Kaiserkrone gewichen.

Da Lothar seine Sache gleichwohl noch nicht verloren gab, sondern die Bewohner Aquitaniens und die Bauern in Sachsen, die „Stellinger“ gegen seine Brüder aufwiegelte, verbanden sich diese zu gegenseitigem Schutze von neuem durch feierlichen Eidschwur zu Straßburg am 14. Februar 842.

Wie dieser Bund zeigt, daß die Einheit des Reiches vernichtet war, so giebt der Eid ein Bild der bereits eingetretenen Scheidung des Volkes in die beiden Nationen der Westfranken oder Franzosen und der Deutschen. Ludwig schwur in romanischer, Karl in »teudisca lingua«, d. i. in der Volkssprache, im Gegensatz zum Lateinischen, in deutscher Sprache, die Völker aber leisteten den Eid, jedes in seiner Sprache. Der Schwur der Könige lautete also:

Romanisch: Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament dist di in avant, in quant Deus savir et podir

[1] Daß er vordem Rotfeld geheißen habe, entbehrt der nötigen Begründung.

me dunat, si salvarai eo cist meqn fradre Karlo, et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi altre si fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Deutsch: In Godes minna ind in thes christiânes folches ind unsêr bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir Got gewizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher Ludhuwig, sôso man mit rehtu sînan bruodher scal, inthiu thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, thê mînan willon imo ce scadhen werdhên.

In Übersetzung heißt dies: Gott zuliebe und dem christlichen Volke und um unser beider Erhaltung willen von diesem Tage an hinfort, so weit als mir Gott Verstand und Macht verleiht, so halte ich diesen meinen Bruder Ludwig, wie man mit Recht soll, im Falle daß er mir ebenso thut, und mit Lothar gehe ich keinen Vertrag ein, der nach meinem Willen ihm zum Schaden wäre.

Die Völker aber schwuren: Si Lodhuwigs sagrament, quae son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de sua part non los tanit, si io returnar non l'int pois: ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iv er.

In althochdeutscher Sprache: Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher Ludhuwîge gesuor, geleistit, indi Ludhuwîg mîn hêrro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag: noh ih noh thero nohhein, thê ih es irwenden mag, widhar Karle imo ze follusti ne wirdhit.

Ins Neuhochdeutsche übersetzt lautet dies: Wenn Ludwig (Karl) den Eid, welchen er seinem Bruder Karl (Ludwig) schwor, hält, und Karl (Ludwig) mein Herr seinerseits ihn bricht, so werde weder ich, falls ich ihn davon nicht abwenden kann, noch irgend einer von diesen, welche ich davon abwenden kann, wider Ludwig (Karl) ihm zur Stütze sein.

Zu Aachen entschied eine Synode, daß die beiden Brüder berechtigt seien, das ganze Reich zu teilen. Da erst knüpfte Lothar Unterhandlungen an, die lange ohne Erfolg blieben, endlich aber zu dem Hausvertrage von Verdun führten (843). Bei der Teilung erhielt der Kaiser Lothar wieder Italien und den schmalen Länderstreifen vom Mittelmeer bis zur Nordsee, welchen rechts die Alpen und der Rhein, links Rhone, Saone, Maas, Schelde einschließen mit den Städten Rom und Aachen, dazu noch rechts des Rheines Friesland, rechts der Rhone die Gaue von Uzes, Viviers und Lyon.

Karl bekam außer Aquitanien Septimanien mit der spanischen Mark, Burgund westlich der Saone (Bourgogne), Neustrien und Francien im engeren Sinne, die Bretagne und Flandern, im wesentlichen also das heutige Frankreich.

Ludwig erhielt zu Baiern alle Länder rechts des Rheines außer Friesland, und links des Rheines die Städte Mainz, Worms und

Speier, nicht, wie es heißt, des Weines wegen, sondern weil diese Städte strategisch wichtig waren und die Sprengel zum Teil rechts des Rheines lagen; er vereinigte also fast alle rein deutschen Stämme unter seiner Herrschaft, dieselben, welche er bereits von 833—838 beherrscht hatte. Darum rechnete er seine Regierung von 833 an, und mit Recht ist ihm der Beiname „der Deutsche“ gegeben.

Nannte man auch die drei Brüder noch Frankenkönige, in Wahrheit waren die zwei jüngeren schon Könige von Deutschland und Frankreich; auch Italien löste sich bald aus dem Verbande, und in das halb romanische, halb germanische Mittelland teilte sich Westfranken und Ostfranken.

Zweite Periode.

Entwickelung des oſtfränkiſchen Teilreiches zum deutſchen Reiche und deſſen Vorherrſchaft

(843—1056).

II. Ausgang der karolingiſchen Reiche

(843 – 918).

1. Die letzten Karolinger.

Innere und äußere Gründe führten den raſchen Zerfall des karolingiſchen Reiches herbei. In mancher Hinſicht gleicht der Untergang des Herrſchergeſchlechtes und ſeiner Herrſchaft demjenigen des Merovingerhauſes. Die öfteren Teilungen, die Erhebung des Beamtenadels, die geiſtige Unfähigkeit und die ſittliche Entartung der Regenten und Prinzen, Mißerfolge gegen die Angriffe von außen, Mißachtung im Innern haben den Zuſammenſturz des Baues beſchleunigt.

Während der Süden, Italien, den Angriffen der Araber und Griechen ausgeſetzt war, und im Oſten ſich die ſlaviſchen Stämme der deutſchen Herrſchaft entzogen, hatte der Norden und Weſten die Stöße der nordiſchen Völkerwanderung zu ertragen.

Statt mit vereinten Kräften die gefährlichen normanniſchen Freibeuter abzuwehren, rief man ſie in Streitigkeiten ſogar zu Hilfe. Am ärgſten wurde das Reich Karls des Kahlen, das ſog. Karlingen, heimgeſucht. Im Jahre 845 aber litten die drei Reiche gleicherweiſe durch die Einfälle der Wikinger: Eine Flotte plünderte Friesland, eine zweite drang bis Paris vor und zog nur nach Erlegung einer Summe von 7000 Pfund Silber und mit der gemachten Beute ab, eine dritte brandſchatzte und zerſtörte Hamburg, deſſen Bistum infolge deſſen mit Bremen vereinigt wurde. Ja, in Friesland wie in Karlingen ließen ſich die Seeräuber bereits häuslich nieder.

So trug die Uneinigkeit der Brüder ihre böſen Früchte. Und ſie reiften zuerſt in dem Reiche desjenigen, welcher vergeblich für die

Reichseinheit und die kaiserliche Oberhoheit gekämpft hatte, Lothar I. Sein Land litt unter den Angriffen der drei Feinde zugleich, der Griechen, der Sarazenen und der Normannen. Lebensmüde und von Gewissensbissen beunruhigt, legte er im Jahre 855 die Regierung nieder und zog sich in das Kloster Prüm in der Eifel zurück, wo er noch in demselben Jahre starb. Er selbst gab die Idee der Reichseinheit auf, indem er sein Reich unter seine drei Söhne teilte, so daß Ludwig II. Italien mit der ihres Glanzes beraubten Kaiserkrone, Karl Burgund und Provence, Lothar II. die nördlichen Gebietsteile erhielt. Da sie rasch hintereinander starben, wurden ihre Länder der Grund zum Streit zwischen ihren Oheimen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen. Nach Karls des Jüngeren Tod (863) kam die Provence an Italien, Burgund an Frankreich.

Als im Jahre 869 auch Lothar II. starb, ließ sich Karl der Kahle in Metz zum König des nach seinem Neffen genannten Lothringen krönen, mußte aber im folgenden Jahre (870) im Vertrag zu Mersen an der Maas sich zur Teilung mit seinem Bruder Ludwig bequemen. Letzterer erhielt die rein deutschen Länder, Friesland, das rheinfränkische Gebiet, die Diöcese Metz und das Elsaß. Im wesentlichen fiel also die politische Grenze mit der Sprachgrenze zusammen.

Nach dem Tode des Kaisers Ludwig II. (875) kam Karl der Kahle seinem älteren Bruder in der Erwerbung der Kaiserkrone zuvor, besaß aber weder in Frankreich noch in Italien Macht genug, der Würde Ansehen zu verschaffen oder gar nur sein Königtum ungeschwächt gegen den Adel zu behaupten. Im eigenen Lande den Halt verlierend, lauert er stets auf Erringung von Vorteilen zum Nachteil des Nachbarn, das Vorbild französischer Politik für die folgenden 1000 Jahre. Diese meineidige Übervorteilungssucht hat das Verhältnis der beiden einst verbundenen Brüder völlig getrübt. Während Karl in Italien weilte, machte Ludwig in das Westreich einen Einfall. Als dieser aber schon 876 in der Pfalz zu Frankfurt a. M., dem später sog. Salhofe, starb, überfiel Karl das ostfränkische Reich, erlitt aber durch Ludwig den Jüngeren, den ältesten Sohn des Deutschen, bei Andernach am 8. Oktober 876, trotz seiner Übermacht, eine schimpfliche Niederlage. So hat Ludwig der Jüngere zuerst treu und fest die Wacht am Rhein geübt. Aber auch schon in jenen ersten Zeiten eines selbständigen Reiches der Deutschen trat der deutsche Erbfehler hervor, das Unheil unseres Vaterlandes, die Uneinigkeit. Karl der Kahle starb 877, sein Sohn Ludwig der Stammler 879.

Was Ludwig der Deutsche durch Auflehnung gegen seinen Vater gesündigt, das hat er büßen müssen durch Zwist mit und unter seinen Söhnen. Aber er hielt durch seinen steten Verkehr mit den einzelnen Stämmen, indem er von Pfalz zu Pfalz wanderte, kraftvoll die Teile zusammen und wahrte die Sicherheit des Ganzen nach außen. Gleichwohl erhoben sich auch allmählich in seinem Reiche mächtige Adels-

geschlechter, deren Streben nach Selbständigkeit den Bestand desselben gefährdete. Seine Söhne teilten das Reich, so daß Ludwig der Jüngere Ostfranken im engeren Sinne, Karlmann Baiern, Karl III. der Dicke Schwaben erhielt. Lothringen, im Jahre 879 durch Ludwig den Jüngeren nach Westen hin erweitert, blieb gemeinsam. Es war nur geschmälert durch die Abtrennung des unter dem Grafen Boso sich selbständig machenden Königreichs Niederburgund (Arelate) 879. Auch das Land zwischen Jura und Alpen löste sich später unter dem Grafen Rudolf aus dem welfischen Hause aus dem Reichsverband los als Königreich Hochburgund (hierzu gehörte die Freigrafschaft Burgund). Beide Reiche wurden 933 durch Rudolfs gleichnamigen Sohn vereinigt.

Während dieser inneren Zersetzung ruhten die äußeren Feinde nicht. Der Sieg, welchen Karls des Kahlen Enkel Ludwig III. von Westfranken über die Normannen bei Saucourt unweit Abbeville 881 erfocht, ist zwar durch das „Ludwigslied" verherrlicht worden, hat aber die Abenteurer keineswegs von weiteren Einfällen abgeschreckt. Die gemeinsame Gefahr brachte für kurze Zeit nochmals das zuwege, was der einzelne Herrscher vergeblich erstrebt hatte, die Vereinigung des Reiches wenigstens in seinen Hauptbestandteilen. Der Tod hatte das Haus Karls des Kahlen wie Ludwigs des Deutschen rasch verödet. Nachdem der wenig fähige und leidende Karl der Dicke von seinem Bruder Karlmann († 880) Italien geerbt, 881 die von niemand sonst begehrte Kaiserkrone empfangen und 882 auch das Reich seines Bruders Ludwig erhalten hatte, fiel ihm ohne sein Zuthun zwei Jahre darauf (884) auch Westfranken zu, da dessen von den Normannen schwer bedrängte Bewohner von dem einzigen noch lebenden Enkel Karls des Kahlen, einem fünfjährigen Knaben, später Karl der Einfältige genannt, keine Hilfe erwarten konnten. So war das ganze Reich Karls des Großen außer Südburgund nochmals vereinigt. Als die frechen Seeräuber im Jahre 885 wieder das unglückliche Paris angriffen, erschien zum letztenmale der Herrscher des Gesamtreiches an der Spitze eines Heeres der Ostfranken und Westfranken zum Entsatze des Verteidigers, des Grafen Odo, schloß aber mit den Feinden, wie schon 882 mit einem anderen Heere derselben, einen schimpflichen Vertrag (886), dem zufolge sie gegen eine Abfindungssumme und die Erlaubnis, während des Winters in Burgund zu bleiben, Abzug versprachen. Die schlimmen Gäste aber blieben.

Die gegenüber den Normannen wie gegen den mächtigen Swatopluk von Mähren bewiesene Schwäche des Königs brachte die ohnehin im Adel herrschende Erbitterung zum Ausbruch. Als Karl im November des Jahres 887 eine Reichsversammlung nach Tribur (im jetzigen Großherzogtum Hessen) entbot, sagten sich die weltlichen Großen Ostfrankens von ihm los und wählten zum Könige seinen Neffen Arnulf von Kärnthen, einen unehelichen Sohn Karlmanns. Karl wurde kurz darauf durch den Tod von seinen

Leiden erlöst (13. Januar 888). Er liegt auf der Insel Reichenau bestattet.

Die Einheit des Karolingerreiches war nunmehr für immer gelöst. Denn die Westfranken erhoben den Grafen Odo von Paris zu ihrem Könige, erkannten aber nach dessen Tode den Karolinger Karl den Einfältigen an (898). Mit dessen Nachkommen Ludwig, mißverständlich der Faule (fainéant) zubenannt, erlosch jenseits des Rheins im Jahre 987 das Geschlecht Karls des Großen. An seine Stelle traten die Capetinger (987—1328), genannt nach Hugo Capet[1], dem Großneffen des Grafen Odo. So hatte auch hier der Lehensadel über das Königtum gesiegt.

Arnulf (887—899) war ein kräftiger, regsamer Herrscher, welcher sich wohl Anerkennung zu verschaffen wußte, aber leider zu kurz regierte. Seine Zeit stellt in gewissem Sinne die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft dar in dem Kampfe gegen die Normannen und durch das Auftreten der Magyaren.

Bei Löwen an der Dyle (spr. Deile) brachte er normannischen Scharen, welche sich in den dortigen Niederungen niedergelassen hatten, eine empfindliche Niederlage bei und stellte wenigstens den Ruf der ostfränkischen Waffen wieder her (891). Die Schlacht verdient darum auch besondere Beachtung, weil in derselben die deutschen Reiter absaßen und zu Fuß das wohlbefestigte feindliche Lager erstürmten. Kehrten die Plünderer auch im nächsten Jahre wieder, sie hatten den Arm der Ostfranken und kurz darauf der Angelsachsen in England unter König Alfred dem Großen (871—901) gefühlt und vermieden für die Zukunft beide gefährlichen Gegner. Um so mehr lastete die Plage auf dem armen Frankreich, welches erst da zur Ruhe kam, als es die Plagegeister selbst gegen ihre Genossen verwandte. Im Jahre 911 nahm Karl der Einfältige Normannenscharen, welche sich in der Gegend von Rouen niedergelassen hatten, in den Staat auf, indem er ihnen das Land an der unteren Seine überließ und ihrem Anführer Rollo, als Robert getauft, seine Tochter zur Ehe gab. So wiederholte sich also hier das Schauspiel, welches den Ausgang der weströmischen Geschichte eingeleitet hatte. Allmählich brachen sich an dieser Vormauer Frankreichs die Fluten normannischer Wanderlust. Und von hier aus, von der nach den Ansiedlern benannten Normandie, erfolgte dann die Eroberung Englands durch Herzog Wilhelm, der in der Schlacht bei Hastings (1066) den letzten angelsächsischen König Harald des Thrones und Lebens beraubte. Aus der Verbindung der Angelsachsen und Normannen entstand die englische Nation. Und ebenso glücklich waren die Normannen, welche von hier nach dem Süden steuerten. Die von Sarazenen belagerten Bewohner Salernos riefen die Hilfe normannischer Ritter an (1016), wurden aber die gerufenen Geister nicht wieder los.

[1] Cappatus genannt nach der cappa, dem Gewande, welches er als Laienabt von St. Martin zu Tours trug.

Der italische Normannenstaat sollte den deutschen Königen noch manche Schwierigkeit bereiten. Endlich gründeten schwedische Normannen (Waräger) unter Rurik und seinen Brüdern in dem heutigen Rußland das Reich von Nowgorod (862), später von Kijew am Dnjepr. Von hier aus bedrohten sie Konstantinopel. Aus Norwegen segelten die kühnen Schiffer über das Weltmeer weit nach dem Westen, besiedelten Island, entdeckten Grönland und betraten zuerst die Weststeste. Die Normannenzüge schließen in großartiger Weise die sog. germanische Völkerwanderung.

Kehren wir nach diesem notwendigen Überblick zurück zur Regierung Arnulfs und wenden wir das Auge nach dem Osten des Reiches. Der von Swatopluk von Mähren drohenden Gefahr trat er fest entgegen, indem er die in den Steppen der Theiß erschienenen Magyaren oder Ugrer (slavisch, daraus Ungarn), einen finnischen Reiterstamm, als Bundesgenossen gewann. Nach dem baldigen Tode Swatopluks (894) zerfiel das mährische Reich rasch. Die Söhne fügten sich der deutschen Hoheit; auch die Böhmen leisteten wieder den Lehnseid. Die Bundesgenossen aber wurden bald der Schrecken Deutschlands.

Auch nach Italien erstreckte sich des Königs Arnulf Einfluß. Vom Papste gegen den Herzog Guido von Spoleto zu Hilfe gerufen, erschien er 894 und empfing in Pavia die Huldigung der italischen Großen, sah sich aber genötigt, im Jahre 895 zum zweitenmale über die Alpen zu ziehen. Nach der Einnahme des von Lambert, dem Sohne des verstorbenen Guido, verteidigten Rom erhielt er die Kaiserkrone (896). Doch war seine Herrschaft in Italien von so kurzer Dauer wie seine Anwesenheit. Nach seinem Abzuge teilten sich die beiden Nebenbuhler Lambert von Spoleto und Berengar von Friaul in den Besitz Italiens. Als ersterer 898 starb, fand Berengar allgemeine Anerkennung und erhielt 916 sogar die Kaiserkrone. Mit Mühe behauptete Arnulf im eigenen Lande seine Macht gegen die übermütigen Großen, sein Land gegen die Angriffe der Dänen, Wenden und Sorben. Sein Tod (899) brachte dem Reiche unsägliches Leid. Was half es, daß sein sechsjähriger Sohn Ludwig von den Großen zu Forchheim bei Nürnberg in Franken als König anerkannt wurde? Weh dem Lande, dessen König ein Kind ist! Von außen angegriffen, im Innern zerrissen, das ist das Reich des letzten deutschen Karolingers.

Der junge König stand unter der Vormundschaft des Erzbischofs Hatto von Mainz, der kraftvoll die Ordnung im Reiche zu erhalten und das Ansehen des Königtums gegen den Adel zu wahren suchte. Das Königtum bot in den Zeiten der Not wenig Schutz. Und so stieg in demselben Maße die Macht einzelner Adelsgeschlechter, in welchem das Königtum sank. Sobald die Magyaren vernahmen, daß ein Knabe den ostfränkischen Thron innehabe, warfen sie sich auf das ihnen zunächstliegende Gebiet der bairischen Ostmark und verheerten dasselbe

aufs furchtbarste (901). Noch im Jahre vorher hatte Haß die Baiern abgehalten, den von jenen wilden Reiterscharen bedrohten Mähren zu Hilfe zu kommen. Jetzt selbst angegriffen, verbanden sie sich mit denselben zu gemeinsamer Abwehr; zu spät. Im Jahre 906 erlag das mährische Reich ihren unablässigen, unwiderstehlichen Angriffen, und im Jahre 907 wurde der bairische Stamm „fast vernichtet". Die Blüte des geistlichen und weltlichen Adels fiel in einer furchtbaren Schlacht; zahllos war die Menge der aus dem niederen Volke Getöteten. Denn Erbarmen mit dem besiegten Feinde war den rohen Horden fremd. Unter den Erschlagenen lag auch der tapfere Markgraf Luitpold. Die Ostmark war verloren an die Nachfolger der Hunnen und Avaren, das Deutschtum und seine Kultur bis zur Enns, die segensreiche Arbeit eines Jahrhunderts, vernichtet; das ganze südliche Deutschland stand offen.

In Thüringen fand der Markgraf Burkhard mit seinen Edeln das gleiche Ende wie Luitpold (908). Im folgenden Jahre dehnten die Ungarn ihren Raubzug bis nach dem seither verschonten Schwaben aus, und obwohl sie auf ihrem Rückzuge von Luitpolds Sohn Arnulf, der sich inzwischen zum Herzoge seines Volkes gemacht hatte, eine Niederlage erlitten, erschienen sie das Jahr darauf wieder und schlugen das Aufgebot des Reiches in zwei Schlachten am Lech. König Ludwig selbst suchte sein Heil in der Flucht (910). Schon im nächsten Jahre starb er.

Noch hatte die kräftige Hand des Mainzers die Einheit gewahrt; aber er hatte in jener Zeit furchtbarer Heimsuchung nicht verhindern können, daß das Sonderstreben der einzelnen Stämme in der Erhebung der Heerführer zu Herzögen zu positivem Ergebnis gelangte. Das ostfränkische Reich schien bei dem Tode des Kindes sich in die fünf Stammesherzogtümer oder Stammeskönigreiche auflösen zu wollen: Lothringen, Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen.

1. Lothringen, westlich begrenzt von Schelde, Ardennen, Maas, östlich vom Rhein, hatte König Arnulf 895 seinem natürlichen Sohne Zwentibold übertragen. Da sich dieser verhaßt machte, riefen die lothringischen Großen den jungen König Ludwig ins Land und huldigten ihm zu Diedenhofen an der Mosel. Nachdem aber Zwentibold im Kampfe wider seine Gegner gefallen war, bemächtigte sich der Graf Reginar der Gewalt und stellte sich als Herzog unter den Schutz des westfränkischen Königs (911). Elsaß aber, das Land zwischen dem Wasgau und dem Rhein, schloß sich an Alemannien, Friesland an Sachsen an.

2. In Franken stritten zwei Geschlechter um den Vorrang, die am Main begüterten Babenberger und die im Rhein- und Lahngau waltenden Konradiner, bis Hatto von Mainz den letzten Babenberger Adelbert, der sich zum Schein ergab, vor seiner Burg Theres als Friedensstörer enthaupten ließ. Erst die Sage hat in der Fehde Partei für den Babenberger und gegen den strengen Bischof

ergriffen. Sie läßt den letzteren in dem weit später erst erbauten Musturm d. i. Wartturm (von mûsen = spähen) auf der Rheininsel im Binger Loch die Strafe für seine angebliche Härte gegen die armen Leute durch Mäuse finden, eine durch volksetymologische Deutung übertragene Wanderanekdote!

3. Schwaben zeigte einen ähnlichen Zwist wie Franken. Hier unterlag der Markgraf Burkhard von Rätien und Churwalchen[1] im Kampfe für die Herzogsgewalt dem die Sache des Königtums vertretenden Bischof Salomo von Konstanz. Mag man den Bischöfen Hatto, Salomo und anderen Herrschsucht und Interesse für die Kirche als Beweggrund ihres Verhaltens unterschieben, niemand wird bestreiten, daß sie für die Einheit des Reiches eintraten, als der Laienadel nur selbstsüchtige Ziele im Auge hatte.

4. Baiern, durch den Lech von den Schwaben, durch die Enns von den Ungarn geschieden, im Süden von den Alpen begrenzt, hatte zuletzt von den deutschen Stämmen unter Karl dem Großen sein Stammesherzogtum eingebüßt und gewann es durch die Ungarneinfälle zuerst unter Arnulf, dem Sohne des 907 gefallenen Luitpold, wieder.

5. In Sachsen war schon unter Ludwig dem Deutschen ein Markgraf Ludolf eingesetzt worden. Nach ihm übten seine Söhne Bruno[2], welcher 880 im Kampfe gegen die Normannen sein Ende fand, und Otto der Erlauchte herzogliche Gewalt aus. Der letztere beherrschte seit dem Tode Burkhards 908 auch Thüringen. Als Ludwig das Kind gestorben war, wandten sich die Blicke derer, welche die Einheit des Reiches aufrecht zu erhalten wünschten — und das war besonders die Geistlichkeit Frankens, an ihrer Spitze Hatto —, auf diesen angesehenen Fürsten. Er lehnte wegen seines Alters ab und lenkte die Wahl auf Konrad von Franken, den Sohn des in der Babenberger Fehde gefallenen gleichnamigen Grafen.

2. Konrad von Franken (911—918).

Das fränkische Reich hüben wie drüben des Rheines war ein Erbreich. Daher erhob auch Karl der Einfältige jetzt schwache Ansprüche auf die ostfränkische Königskrone. Aber die schweren Zeiten erforderten einen kräftigeren König. So riefen die Franken und Sachsen zu Forchheim den mit dem Karolingerhause verwandten Herzog Konrad zum Könige aus. Er stammte wie Otto der Erlauchte von einer Tochter Ludwigs des Frommen ab. So erhielt die weibliche Nachkommenschaft desselben die deutsche Krone durch Erbrecht und Wahl, wie stets die Großen auch früher unter den erbberechtigten Nachfolgern gewählt hatten. Der tüchtige Mann teilte die Ansicht

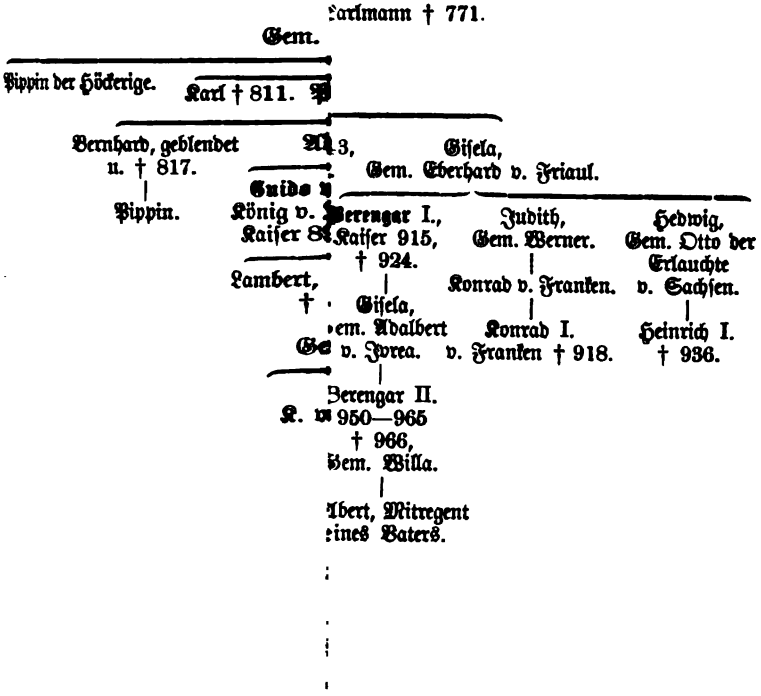
[1] Er ist ein Ahnherr des Hauses Hohenzollern.
[2] Er gilt als der Gründer von Braunschweig.

der hohen Geistlichkeit hinsichtlich der Aufrechterhaltung der Reichseinheit, aber indem er das Gewordene nicht berücksichtigte, führte er einen nutzlosen Kampf für ein nicht mehr zu verwirklichendes Ideal und schwächte dadurch die Kraft des Königtums wie des Reiches. Die alte Verfassung, wie sie unter Karl dem Großen gewesen war, ließ sich nicht mehr herstellen. Anstatt die Stammeskönigtümer zu einem kräftigen Ganzen gegen den äußeren Feind zu verbinden, suchte er sie, das Lebenskräftige, zu beseitigen. Das gelang nicht. Unterdessen büßte das Königtum mehr und mehr an Ansehen und Macht im Innern wie nach außen ein. Ein zweimaliger Versuch Lothringen wiederzugewinnen schlug fehl. Nur das Elsaß blieb dem Reiche.

Als Otto der Erlauchte starb (912), sprach er dessen Sohne Heinrich die thüringischen Güter ab, vermochte aber nicht, denselben mit Waffengewalt zur Unterwerfung zu bringen. In Baiern schaltete Arnulf fast wie ein unabhängiger König, namentlich der Kirche gegenüber. Sein Ansehen war noch mehr gestiegen, als er im Bunde mit den beiden Kammerboten von Schwaben, Erchanger und Berthold, im Jahre 913 einen Sieg über die Ungarn erfochten hatte. Das Verhältnis zum König wurde nicht besser dadurch, daß derselbe durch Verheiratung mit Arnulfs Mutter, der Schwester Erchangers und Bertholds, freundliche Annäherung versuchte. Mit ihnen verband sich noch der Markgraf Burkhard II., und als der König endlich seine beiden unruhigen, aber beim Volke beliebten Schwäger hinrichten ließ, behauptete sich dieser in Schwaben, wie Arnulf in Baiern, der Ludolfinger Heinrich in Sachsen. Nach einem siebenjährigen Kampfe sah sich der König am Ende seines Lebens auf demselben Punkte, wie zum Anfange seiner Regierung. Das Stammesherzogtum hatte über das Einheitskönigtum gesiegt. Es war die größte That Konrads, daß er die fränkischen Großen im Sterben auf seinen tüchtigsten Gegner Heinrich hinwies, der durch Kraft wie durch seine Abstammung von dem Hause Karls des Großen sich gleicherweise zum König empfahl. Konrad verschied zu Forchheim (918) und fand seine Ruhestätte im Kloster Fulda. Auf den Vorschlag seines Bruders Eberhard wählten die Franken und Sachsen zu Fritzlar an der Eder, also an der Grenze der beiden Stämme, den Herzog Heinrich zum König (919). Der rein deutsche Stamm, welcher seine Unabhängigkeit stets hartnäckig verfochten hatte, war am meisten geeignet, der Träger und Hüter eines neuen Königtums zu werden, welches die Selbständigkeit der Bruderstämme möglichst schonte, ihre Kräfte aber zu einem Ganzen verband.

3. Kirche und Kultur im 9. Jahrhundert.

Während die innere Auflösung des fränkischen Staates sich vollzog, erhob sich allmählich die Hierarchie, und der Hauptträger ihrer hohen Idee wurde der Papst Nikolaus I. (858—867). Königtum



Nachfolger des heil. Petrus, als das Haupt der Kirche ihr alleiniger Gesetzgeber und Richter sei. Aber ein so hochsinniger, gewaltiger, ganz von dem Geiste seiner erhabenen Aufgabe erfüllter Mann, wie der große Papst Nikolaus I., ein „neuer Elias", bedurfte nicht eines solchen Nachweises zur Ausübung dessen, was er als die heiligste Pflicht des Statthalters Gottes auf Erden ansah, Wahrung der Ordnung in der Kirche, des Rechtes und des Sittengesetzes. Wenn er den Grundsatz aussprach, daß der Papst die höchste richterliche Gewalt auf Erden zu üben habe, er hat zum Heile der Menschheit darnach gehandelt. Als Lothar II. mit Zustimmung einer Provinzialsynode seine rechtmäßige Gemahlin verstieß, um eine andere Frau heiraten zu können, nahm sich der Papst der Verstoßenen aufs entschiedenste an, indem er den König bannte und seine Helfer, die Erzbischöfe von Trier und Köln, ihres Amtes entsetzte. Und Lothar fügte sich schließlich dem gerechten Spruche. Mit der gleichen Festigkeit versagte Nikolaus dem widerrechtlich an Stelle des Patriarchen Ignatius von Konstantinopel eingesetzten Photios die Anerkennung, trotz aller Bestechungsversuche und Ränke des byzantinischen Kaisers und trotz der erfolgenden Trennung der griechischen Kirche von Rom. Gleichzeitig wirkte er

Anfange seiner Regierung. Das Stammesherzogtum hatte über das Einheitskönigtum gesiegt. Es war die größte That Konrads, daß er die fränkischen Großen im Sterben auf seinen tüchtigsten Gegner Heinrich hinwies, der durch Kraft wie durch seine Abstammung von dem Hause Karls des Großen sich gleicherweise zum König empfahl. Konrad verschied zu Forchheim (918) und fand seine Ruhestätte im Kloster Fulda. Auf den Vorschlag seines Bruders Eberhard wählten die Franken und Sachsen zu Fritzlar an der Eder, also an der Grenze der beiden Stämme, den Herzog Heinrich zum König (919). Der rein deutsche Stamm, welcher seine Unabhängigkeit stets hartnäckig verfochten hatte, war am meisten geeignet, der Träger und Hüter eines neuen Königtums zu werden, welches die Selbständigkeit der Bruderstämme möglichst schonte, ihre Kräfte aber zu einem Ganzen verband.

3. Kirche und Kultur im 9. Jahrhundert.

Während die innere Auflösung des fränkischen Staates sich vollzog, erhob sich allmählich die Hierarchie, und der Hauptträger ihrer hohen Idee wurde der Papst Nikolaus I. (858—867). Königtum

und Kirche waren in gleicher Weise durch den aufstrebenden Adel bedroht. Je mehr dieser sich auf Kosten beider Gewalten zu erheben trachtete, um so treuer hielten die Vertreter der Kirche an der einheitlichen Herrschaft des Königtums fest, um so mehr sahen sie sich genötigt, die Kirche gegen die weltliche Habsucht, Willkür und Vergewaltigung zu schützen, ihre Freiheit zu wahren. Es war zu naheliegend, daß man gewonnene oder behauptete Gerechtsame auch theoretisch zu begründen und zu sichern suchte. Dieser Beweggrund veranlaßte in Westfranken die Abfassung der Kapitulariensammlung des Benedictus Levita, einer Fälschung. Eine zweite Sammlung älterer Konzilsbeschlüsse und päpstlicher Schreiben (epistulae decretales), vermengt mit etwa 100 gefälschten Erlassen, war im dritten oder vierten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts wohl zunächst im Interesse des Episkopats verfaßt, diente aber zur Förderung der päpstlichen Macht. Da sie auf der echten Sammlung des Kirchenlehrers Isidor von Sevilla (ca. 600) beruhte, bezeichnete man sie als die pseudoisidorischen Dekretalen. Die Sammlung ist ohne Zweifel ein Betrug; aber sie hat nicht erst die Gestaltung der kirchlichen Dinge herbeigeführt, sowenig wie einst die drakonischen Gesetze die Strenge des altattischen Rechtes, sondern nur das Bestehende zu legitimieren versucht. Lange galten die Fälschungen für echt; aber nicht erst die neuere Kritik oder — wie man gar behauptet hat — erst die Reformationszeit hat den Betrug aufgedeckt, sondern schon im 15. Jahrhundert hat sich der berühmte Nikolaus von Cues u. a. gegen die Echtheit mit aller Schärfe ausgesprochen. Den Primat hatten die Päpste längst in der obersten Entscheidung bei kirchlichen Streitfragen bekundet. Hier war der Versuch gemacht, nachzuweisen, daß der Stellvertreter Christi, der Nachfolger des heil. Petrus, als das Haupt der Kirche ihr alleiniger Gesetzgeber und Richter sei. Aber ein so hochsinniger, gewaltiger, ganz von dem Geiste seiner erhabenen Aufgabe erfüllter Mann, wie der große Papst Nikolaus I., ein „neuer Elias", bedurfte nicht eines solchen Nachweises zur Ausübung dessen, was er als die heiligste Pflicht des Statthalters Gottes auf Erden ansah, Wahrung der Ordnung in der Kirche, des Rechtes und des Sittengesetzes. Wenn er den Grundsatz aussprach, daß der Papst die höchste richterliche Gewalt auf Erden zu üben habe, er hat zum Heile der Menschheit darnach gehandelt. Als Lothar II. mit Zustimmung einer Provinzialsynode seine rechtmäßige Gemahlin verstieß, um eine andere Frau heiraten zu können, nahm sich der Papst der Verstoßenen aufs entschiedenste an, indem er den König bannte und seine Helfer, die Erzbischöfe von Trier und Köln, ihres Amtes entsetzte. Und Lothar fügte sich schließlich dem gerechten Spruche. Mit der gleichen Festigkeit versagte Nikolaus dem widerrechtlich an Stelle des Patriarchen Ignatius von Konstantinopel eingesetzten Photios die Anerkennung, trotz aller Bestechungsversuche und Ränke des byzantinischen Kaisers und trotz der erfolgenden Trennung der griechischen Kirche von Rom. Gleichzeitig wirkte er

segensreich für die Verbreitung des christlichen Glaubens, indem er zu den Bulgaren römische Priester sandte und auch die Mähren durch die Brüder Cyrillus und Methodius gewann. Als ein weiteres Moment für die Erhöhung der päpstlichen Macht darf nicht die allgemein herrschende Vorstellung außer acht gelassen werden, daß die Kaiserkrone nur aus den Händen des Papstes empfangen werden könnte. Freilich hatten die beiden ersten Kaiser einen ihrer Söhne zu Kaisern erhoben, aber die kirchliche Weihe war nachträglich erfolgt. Es war ein Unglück, daß Rom und das Papsttum nach wenigen Jahrzehnten ganz der Willkür der Grafen von Tuscien oder Toskana und der sie leitenden Weiber, vor allem der herrschsüchtigen und sittenlosen Marozia, preisgegeben war. Da sank das erhabene Amt in seiner Bedeutung. Es kann seine hehre Bestimmung in vollem Maße nur erfüllen in voller Unabhängigkeit; aber auch in den trübsten Zeiten der Abhängigkeit und Verweltlichung wahrte es die Reinheit der kirchlichen Lehre, blieb es selbst bestehen: das ist für den der katholischen Kirche Angehörenden das Zeichen seiner göttlichen Einsetzung, für den vorurteilslos urteilenden Andersgläubigen mindestens das Großartige, Eigentümliche des Papsttums.

Unter der Schwäche des Königtums, den politischen Wirren und äußeren Gefahren, welche das 9. Jahrhundert über das fränkische Reich brachte, litten Volk und Kirche gleicherweise. Die Bildung, welche durch Karl den Großen einen so mächtigen Aufschwung genommen hatte, ging zurück. Doch hatte noch die Hofschule Karls des Kahlen ihren tiefen Denker Skotus Erigena († 880), das Kloster Fulda den „ersten Lehrer Deutschlands", seinen hochgelehrten Abt, den späteren Erzbischof von Mainz, Rhabanus Maurus, das Kloster St. Gallen dessen großen Schüler Walafrid Strabo. Und wenn der Erzbischof Hinkmar von Reims wegen seiner hervorragenden staatsmännischen Thätigkeit als eine Zierde der westfränkischen Kirche gepriesen wird, so muß man auch den viel verunglimpften ostfränkischen Staatsmännern gerecht werden, dem thatkräftigen Hatto von Mainz und seinem klugen, geistreichen, gelehrten Freunde und Gesinnungsgenossen Salomo III., Bischof von Konstanz und Abt von Fulda. Freilich sorgte niemand mehr so wie Karl der Große für die Erhaltung der ältesten Sprachdenkmäler unseres Volkes, und doch hat das 9. Jahrhundert den Heliand und die hochdeutsche Evangelienharmonie Otfrieds von Weißenburg, den sog. Krist, hervorgebracht, und außer kleineren sprachlichen Erzeugnissen das Hildebrandslied, das Gedicht vom Weltbrand (S. 36) uns wenigstens zum Teil überliefert. Die in wilden Zeiten unausbleibliche sittliche Entartung hatte auch den Klerus nicht unberührt gelassen und war selbst durch die Klostermauern gedrungen; aber es begann auch schon die Wiederkunft eines besseren Zustandes mit der Reform des Klosterwesens und des kanonischen Lebens der Weltgeistlichkeit, wie sie ausging von der Abtei Cluny, gestiftet 910, in der Bourgogne auf französischem Boden von Berno.

Viele Klöster nahmen nicht nur die Cluniacenser-Reform der Benediktinerregel an, sondern stellten sich geradezu unter das Kloster. So entstand die Kongregation von Cluny. Die Äbte waren durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit Zierden und Vorbilder für den Klerus. Der hl. Majolus stand zu den deutschen Kaisern Otto I. und II. in naher Verbindung. Sein Nachfolger Odilo, der Freund und geistliche Berater Adelheids, war hochgeehrt von Otto III. und seinen drei Nachfolgern.

II. Das deutsche Reich unter den Königen aus dem sächsischen Hause

(919—1024).

1. Heinrich I. der Gründer des deutschen Reiches

(919—936).

Hatte der Franke Konrad mit Leidenschaft und Gewalt um Unerreichbares vergeblich gerungen, der Sachse Heinrich richtete den Sinn nur auf Erreichbares. Indem er mit zähem Willen weise Mäßigung verband, stets mit den gegebenen Verhältnissen rechnete und nie den passenden Augenblick für die entscheidende That unbenutzt ließ, kam er, Schritt für Schritt vorwärts gehend, zum Ziele. Schon bei der Wahl tritt sein nüchterner, rein das Sachliche ins Auge fassender Sinn zu Tage. Konrad wird gesalbt und verlangt darum Anerkennung als der von Gott eingesetzte König; aber er ist nicht imstande, seiner Forderung mit entsprechender Macht Nachdruck zu geben, denn nach dem treuherzigen Berichte des Corveyer Mönches Widukind besaß Otto der Erlauchte immer und allenthalben die höchste Macht. Heinrich lehnt klugerweise die Salbung ab, nicht aus Bescheidenheit, wie Widukind angiebt, auch nicht, weil er die Krone nicht „aus Priesters Hand" erhalten wollte, ebenso wenig weil er es verschmähte, durch diese Weihe Franke zu werden, — denn nach Recht und Sitte wurde er doch thatsächlich Franke —, sondern deshalb, weil er anfangs nur König der Franken und Sachsen war. Seine erste Aufgabe sah auch er in der Wiedervereinigung der Stämme. Die Lösung aber fand er nicht in der Bekämpfung der herzoglichen Gewalt, sondern in der friedlichen Verbindung der einzelnen im Innern selbständig bleibenden Herzogtümer. Mit Eberhard von Franken bewahrte er bis zu seinem Ende das einträchtige Verhältnis. Gegen die Herzöge Burkhard von Schwaben (919) und Arnulf von Baiern (921) zog er allerdings mit Heeresmacht, aber er bewog sie lieber durch friedliche Verhandlungen und Zugeständnisse zu freiwilligem Anschluß. Er konnte wohl dem Baier die Rechte, welche sich derselbe angemaßt hatte, wie die Besetzung der Bistümer, absprechen, die geschehene Einziehung von

Kirchengütern als ungesetzlich erklären, aber jene wieder abnehmen, diese ungeschehen machen, dazu hatte er die Mittel nicht. Daher wählte er das Weiseste, was er thun konnte, das Bestehende anzuerkennen. Damit erlitt freilich die ganze seitherige Regierungsform eine wesentliche Änderung. Aus der Erbmonarchie ward eine beschränkte Wahlmonarchie, aus dem Einheitsstaat ein Föderativstaat mit einem Oberlehensherrn. Durch geschickte Benutzung der Thronstreitigkeiten im westfränkischen Reiche zwischen Karl dem Einfältigen und Rudolf von Burgund brachte er auch 925 den wankelmütigen Herzog Giselbert von Lothringen zur Unterwerfung und durch dessen Vermählung mit seiner Tochter Gerberga zu engerer Verbindung mit seinem Hause. Kaum sechs Jahre hatte Heinrich regiert, und schon hatte er die Einheit des Reiches wiederhergestellt. In einer Zusammenkunft mit dem westfränkischen König Karl bei Bonn hatte er auch dessen Anerkennung als König der „Ostfranken" erlangt.

Nachdem Heinrich die Einheit im Innern wiederhergestellt hatte, konnte er sich mit ganzer Kraft der Sicherung des Landes nach außen hin zuwenden. Im Jahre 924 brachen die Ungarn wieder in Sachsen ein und durchzogen das unglückliche Land, brennend und mordend. Heinrich wagte es nicht, mit seinem schwachen und ungeübten Heerbann den wilden Reiterscharen im offenen Felde entgegenzutreten. Als aber einer ihrer angesehensten Führer in seine Gewalt geriet, und ihm für dessen Auslieferung ein hohes Lösegeld geboten wurde, benutzte er diesen guten Fang dazu, sich gegen Zahlung eines jährlichen Tributs an die Feinde einen neunjährigen Waffenstillstand zu verschaffen. Daß dieser nur Sachsen und das fränkische Hinterland betraf, nicht auch Baiern und Schwaben einschloß, lag in den ganzen Verhältnissen. Die süddeutschen Herzogtümer hatten keine Hilfe geleistet, als der Einfall der Ungarn in Sachsen erfolgte; sie konnten keinen Anspruch auf Gegenleistung bei dem König erheben, und dieser hätte schwerlich für den einen Führer die Schonung des ganzen Landes erlangt. Heinrich fühlte sich trotz der erreichten Anerkennung in den süddeutschen Herzogtümern eben nur als König der Sachsen und Franken und ließ es sich genügen, das Zunächstliegende zu erreichen. Was er in dem beschränkten Kreise schuf, kam doch der Allgemeinheit zu gute. Seine Politik war ähnlich wie die preußische, deren Zweckmäßigkeit kein Geschichtschreiber so treffend bezeichnet hat, wie Kaiser Wilhelm I., der Unvergeßliche, mit den Worten: „Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben." Die für Sachsen getroffenen militärischen Einrichtungen und Wehranstalten sind für die ganze deutsche Staats- und Kulturgeschichte von der größten Bedeutung. Die Sachsen wohnten größtenteils noch nach alter Sitte in ihren Einzelhöfen oder in offenen Dörfern. Daher waren sie im Falle eines feindlichen Einbruchs schutzlos. Es kam also vor allem darauf an, das Land zu sichern und den Bewohnern Zufluchtsstätten zu schaffen. Deshalb legte Heinrich in dem am meisten bedrohten östlichen Grenzgebiete an der

mittleren Elbe und Saale Festungen an und versah vorhandene Ortschaften wie Merseburg mit Mauern. Den Vorort dieser Stadt wies er einer Schar begnadigter Räuber an, welche von nun ab als „Merseburger“ sich im Kriege gegen die Wenden auszeichneten.

Jener Zeit verdanken auch Städte wie Goslar und Quedlinburg ihre Entstehung. Besatzung für diese Burgen schaffte der König dadurch, daß er jeden neunten seiner Dienstmannen in diese ziehen ließ. Während diese für die übrigen Wohnungen und Vorratsräume zu bauen hatten, bebauten letztere die Äcker und lieferten den dritten Teil des Ertrages in die Feste ab. Auch die Klöster wurden angehalten, sich mit Befestigungen zu umgeben. Um die Abneigung seiner Sachsen gegen das städtische Leben zu beseitigen, ließ Heinrich alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Feste in den Städten feiern. Damit man aber auch dem Feinde im offenen Felde begegnen konnte, legte er mehr Gewicht als seither auf die Übung im Reiterdienst. So ward allmählich der Allgemeinbegriff für Krieger (miles) gleichbedeutend mit Ritter (eques). Die spätere Zeit sieht daher in Heinrich den Städtegründer und Erfinder des Turnierwesens.

Die Probe bestand das neue Reiterheer im Kampfe gegen die Slaven. Im Jahre 928 unterwarf er die Heveller an der Havel durch mehrere Siege und die Einnahme ihrer Feste Brennabor (Brandenburg) und die Daleminzier an der oberen Elbe, in deren Gebiet er Meißen anlegte. Mit Hilfe Arnulfs von Baiern machte er den Böhmenherzog Wenzel aus dem Geschlechte der Premysliden zinspflichtig. Als sich die nördlich wohnenden Wenden, die Redarier, Abodriten und Wilzen im folgenden Jahre gegen die deutsche Herrschaft erhoben und die Stadt Walsleben unweit der Elbe zerstörten, warfen die beiden Grafen Bernhard und Thietmar den Aufstand durch den blutigen Sieg bei Lenzen (929) nieder. Ein neuer Zug brachte die Lausitz zum Gehorsam (932). Wie einst Karl der Große die Sachsen mit Waffengewalt zum Christentum bekehrt hatte, so führte jetzt dieser Stamm den Kampf für die christlich-deutsche Kultur gegen die Wenden.

Unterdessen lief der mit den Ungarn geschlossene Waffenstillstand ab. Nun, da ein kriegsgeübtes Heer, wohlversorgte Festen vorhanden waren und das Beste, der durch Erfolge bedingte Kampfesmut nicht fehlte, konnte der König es wagen, auch gegen diese den Kampf aufzunehmen. Mit Zustimmung des Landtags seines Volkes verweigerte er den Tribut. Zum Hohn warfen die Daleminzier ihren alten Freunden einen fetten Hund hin. Diese verheerten nun zuerst Thüringen und brachen dann in Sachsen ein. Als sie sich aber trennten, schlug der sächsisch-thüringische Heerbann die eine Abteilung. Heinrich selbst erreichte die übrigen Scharen bei einem Orte, welcher damals Riade hieß, vielleicht Rietenburg a. d. Unstrut (933), und suchte sie durch Plänkelei zu einem Entscheidungskampfe zu bringen. Als die Ungarn aber das gewappnete Reiterheer geschart um den „Engel“ — das

war die mit dem Bilde des Erzengels Michael[1] geschmückte Reichsfahne — erblickten, wandten sie sich eiligst zur Flucht, ihr Lager mit allem geraubten Gute den Sachsen überlassend.

Der moralische Eindruck des Sieges war ein bedeutender. Die Ungarn ließen für die nächsten Jahre Sachsen unbelästigt. Der Sieger aber wurde nicht nur bei seinem eigenen Volke als Vater des Vaterlandes, Weltbeherrscher und Kaiser gepriesen, sondern sogar von auswärtigen Königen, wie einst Karl der Große, begrüßt. Der Sieg war leichter als der bei Tours über die Araber, aber für das sächsische Haus von der gleichen Bedeutung wie jener für das karolingische. Wie sich Karl der Hammer dort den Anspruch auf die fränkische Krone erfocht, so hat hier Heinrich dem sächsischen Stamme und seiner Familie die deutsche Krone gesichert.

Nun, da die West- und die Ostgrenze des Reiches gefestigt war, stellte der König auch das alte Verhältnis im Norden wieder her. Längst hatten hier die Dänen die Grenzmark südlich der Eider, ja das Gebiet bis zur Elbe in Besitz genommen. Als er im Jahre 934 an der Elbe erschien, unterwarf sich der gefürchtete Dänenkönig Gorm der Alte ohne Widerstand und trat das eroberte Gebiet zwischen Eider, Treene und Schlei ab. Dieses richtete Heinrich dann durch Ansiedelung sächsischer Lehensleute wieder als Mark ein, später Schleswig genannt. Konrad II. überließ sie im Jahre 1027 abermals den Dänen, welche sie als Herzogtum durch Statthalter verwalten ließen.

In den letzten Jahren seiner Regierung ging Heinrich mit dem Plane um, einen Zug über die Alpen zu unternehmen, schwerlich nur, um dort gleich seinem Großvater Ludolf am Grabe der Apostel seine Andacht zu verrichten, sondern wohl eher, um Papst und Papsttum aus der Gefangenschaft zu lösen und das abendländische Kaisertum wiederherzustellen. Mitten in diesen Entwürfen mahnte den König ein Schlaganfall, mit den irdischen Sorgen abzuschließen. Auf einem Fürstentag zu Erfurt stellte er die Zukunft des Reiches und seines Hauses sicher, dadurch, daß er die Fürsten bewog, den ältesten Sohn seiner Gemahlin Mathilde aus dem Geschlechte Widukinds, Otto, als seinen Nachfolger anzuerkennen. Zwar hatte Heinrich noch einen älteren Sohn, Thankmar, aus erster, von der Kirche nicht gebilligter Ehe. Es konnte also dieser den Anspruch auf die Nachfolge erheben, und Heinrich, der jüngere Bruder Ottos, geboren als Sohn des Königs Heinrich. Die Mutter hätte lieber diesem, ihrem Liebling, die Krone zugewandt. Der Vater aber entschied für den kraftvollen, hochstrebenden Otto. Am 2. Juli 936 starb er in der Pfalz zu Memleben und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster zu Quedlinburg beigesetzt. Die Sage hat ihm, vielleicht wegen seiner Leidenschaft zu jagen, den

[1] Vielleicht rührt von dieser Reichsfahne auch der Ausdruck „der deutsche Michel" her, wie ja auch die englische Flagge kurz als Jack bezeichnet wird.

Beinamen Vogler oder Finkler gegeben; spätere Chroniſten haben ihn als den Demütigen bezeichnet; er iſt mehr als dies, mehr auch als Städtegründer, er iſt der Gründer des deutſchen Reiches.

2. Otto I. der Große (936—973).

a) Königtum und Herzogtum.

Franken und Sachſen wählten den von Heinrich empfohlenen 24jährigen Otto zum König. Jetzt zeigte es ſich, welcher Wandel in den Verhältniſſen des Königtums zu den Herzogtümern des Reiches eingetreten war. Otto begnügte ſich nicht mit der Wahl der beiden Stämme und dem bloßen Zugeſtändnis der übrigen Herzöge, ihr Erſter zu ſein; er wollte nicht nur König heißen, ſondern ſein. Daher ließ er ſich in feierlicher Weiſe in der Stadt des großen Karl von allen deutſchen Stämmen huldigen und von den erſten Biſchöfen des Reiches zum Könige ſalben. Bei der Wahl Ottos (8. Auguſt 636) iſt alles bedeutungsvoll, denn ſie galt als Richtſchnur für alle künftigen Wahlen. Der Wahlort lag auf fränkiſcher Erde, der Gewählte erſchien in fränkiſcher Tracht; denn das Königtum galt als fränkiſches. Die wichtigſten Umſtände bei der feierlichen Handlung waren: 1. die Erhebung des neuen Herrſchers auf den Thron, welcher in der Säulenhalle der Aachener Kaiſerpfalz errichtet war, durch die Herzöge, Grafen und Herren, und ihre Huldigung durch Handſchlag; 2. die Vorſtellung des neuen Oberhauptes und die Zuſtimmung des Volkes zu ſeiner Wahl durch Erheben der rechten Hand und Zuruf; 3. die kirchliche Weihe, welche der Erzbiſchof von Mainz unter Aſſiſtenz desjenigen von Köln, als des Diöceſanbiſchofs, vollzog durch Salbung und Krönung. Nachdem Otto, mit den Inſignien ſeiner Würde, dem Schwert und Wehrgehenke, Mantel und Spangen, Scepter und Krone bekleidet, dem Gottesdienſte beigewohnt hatte, feierte er in der Pfalz ein feſtliches Krönungsmahl, bei welchem die übrigen Herzöge die vier oberſten Hofämter verſahen, die ſog. Erzämter, und zwar Giſelbert von Lothringen das des Kämmerers, der die ganze Anordnung des Feſtes zu leiten hatte, Arnulf von Baiern das des Marſchalks, der die Unterkunft der Gäſte übernahm, Eberhard von Franken das des Truchſeß, der für das Mahl, Hermann von Schwaben das des Mundſchenks, der für das Getränke zu ſorgen hatte. Später bekleidete Sachſen-Wittenberg das Marſchallamt, Baiern bezw. Böhmen das des Schenken, der Pfalzgraf bei Rhein das Amt des Truchſeß, Schwaben das Kämmereramt, bis Friedrich I., Rotbart, dasſelbe mit der Markgrafſchaft Brandenburg verband (1156).

Die helle Eintracht, welche die Wahl des Königs mit beſonderem Glanze umgeben hatte, wurde bald getrübt durch innere Unruhen; äußere Angriffe bedrohten gleichzeitig die Sicherheit des Reiches. So füllte ein faſt anhaltender doppelter Kampf die ganze erſte Hälfte der Regierungszeit Ottos aus. War es die Jugend des Königs, welche

in den Nachbarn trügerische Hoffnungen erweckte, so stachelte verletztes Selbstgefühl an zum Bruderkrieg und Stammeskampf. Aber aus allen Kämpfen ging das Königtum ungeschwächt, ja gestärkt hervor.

Die hohe Auffassung, welche der König von seiner Würde hegte, verlieh seinem Wesen etwas Gebieterisches. Bald traten auch die Sachsen als der herrschende Stamm gegenüber den übrigen Deutschen auf. Das erregte Mißstimmung gegen die ganze sächsische Oberherrlichkeit. Zuerst zeigte sich diese in Baiern. Als Herzog Arnulf im Jahre 937 starb, nahm dessen ältester Sohn Eberhard ohne weiteres die herzogliche Würde in Besitz und weigerte sich, dem König zu huldigen. Die Hoffnung desselben, durch gütliche Unterhandlung den Jüngling zum Gehorsam zu bringen, schlug fehl. Otto mußte die Unterwerfung erzwingen, setzte den Aufrührer ab und übertrug die Herzogswürde an dessen Oheim, den Schwabenherzog Berchthold, aber nur in beschränkter Macht. Denn er nahm jetzt dem Herzog die von Heinrich zugestandenen Königsrechte, die Bistümer zu besetzen und Münzen zu schlagen, ab und stellte neben diesen einen Pfalzgrafen als obersten königlichen Richter, als Aufseher der königlichen Güter, Lehen und Gefälle, zugleich als Hüter der königlichen Rechte überhaupt gegen herzogliche Anmaßung. Durch die Übertragung dieses Amtes an den jüngeren Bruder des abgesetzten Eberhard, Arnulf, und die Vermählung von dessen Schwester Judith mit seinem Bruder Heinrich suchte er das bairische Haus an sein eigenes zu fesseln. Er hatte aber deutlich gezeigt, daß er die Herzogsgewalt nur als ein Reichsamt ansah und derselben keinerlei Vorrechte zum Nachteil der Krone zugestehe. Diese Erkenntnis mußte die übrigen Herzöge mit Besorgnis für ihre eigene Stellung erfüllen. In der That schien es der König darauf abgesehen zu haben, die Herzogsgewalt in ihren Rechten zu schmälern. Wie konnten es sonst sächsische Vasallen des fränkischen Herzogs wagen, diesem offen den Gehorsam zu verweigern? Als Eberhard einen ungehorsamen Lehensmann, Bruning mit Namen, befehdete, verurteilte ihn der König wegen Landfriedensbruchs zu einer in Rossen zu erstattenden Buße. Der Entscheid war gerecht, denn der Herzog hätte, statt selbst sich Recht zu schaffen, bei dem Könige sein Recht suchen sollen; aber er kränkte den tief, welcher sich an der Erhebung des sächsischen Hauses nicht das kleinste Verdienst beimaß und der treu seither zu Vater und Sohn gestanden hatte; ja er schien unter den obwaltenden Verhältnissen als parteiisch, zumal die Strafe des Hundetragens (Harnescharre), welche den mitbeteiligten Freien auferlegt war, die Ehre schändete. Die gütige Aufnahme, welche der strenge Richter den Bestraften nachher zu teil werden ließ, konnte zwar nach außen den Makel verwischen, nicht aber den inneren Groll ertöten. Unzufriedenheit, sie mag noch so verschiedenen Motiven entquillen, stets fließt sie in eins zusammen und schwillt zum gefährlichen Gießbache an. So war es hier. Der selbständige Herrscher hatte gar manchen seiner Getreuen vor den Kopf gestoßen, weil er sich bei all seinen Ent-

schließungen und Maßnahmen nur durch die Sache, nie durch persönliche Rücksichten bestimmen ließ, gewiß das Richtige, leider oft nicht das Zweckmäßige. Daß er den Kampf gegen die Wenden dem jüngeren Sohne des Grafen Billing, Hermann, übertragen hatte, verletzte dessen älteren Bruder Wichmann, den Gemahl der Schwester Mathildens. Grollend zog sich dieser vom Hofe zurück, aber er hielt sich ferne von der Verschwörung, welche der Frankenherzog nun mit dem Stiefbruder Ottos, Thankmar, anzettelte. Dieser fühlte sich zurückgesetzt, weil statt seiner Gero als Graf an der Mittelelbe eingesetzt worden war. Der Aufstand begann mit der Erneuerung der Fehde Eberhards gegen Bruning. Vor den Reichstag gefordert, erschienen die Ruhestörer nicht, und dennoch verzieh Otto ihnen. Diese scheinbare Schwäche bestärkte die Empörer in ihrem Trotz. Während anfangs die Fehde auszuarten schien in einen Stammeskrieg zwischen Sachsen und Franken, schlossen sich jetzt die mißvergnügten Sachsen an Eberhard an. Thankmar nahm seinen Bruder Heinrich in Belecke (südlich von Lippstadt) gefangen und verheerte das ganze Land. Da schritt Otto, unterstützt von dem trotz der Kränkung treugesinnten Wichmann und den Vettern Eberhards, Hermann von Schwaben, Udo von der Wetterau und Konrad Kurzbold vom Niederlahngau, gegen die Aufrührer mit Heeresmacht ein. Thankmar fand in der Eresburg am Altare der Peterskirche tapfer kämpfend den Tod; Eberhard erwirkte sich durch Vermittelung des gefangenen Heinrich von dem großmütigen König Verzeihung (938), hatte aber den ehrgeizigen Jüngling zu einer Verschwörung gegen den Bruder aufgestachelt. Ziel und Umfang machten diese Empörung weit gefährlicher, als die erste es war. Sie zielte auf nichts Geringeres als Ottos Sturz und scheinbar Heinrichs Erhebung und fand reichen Anhang nicht bloß in Sachsen und Franken, sondern selbst jenseits des Rheins, wo der wetterwendische Schwager Ottos, Giselbert von Lothringen, in der Absicht, selbständig zu werden, sich auf die Seite der Aufständischen schlug und auch der König Ludwig IV. von Frankreich seine Hilfe gern gewährte. Selbst der Erzbischof Friedrich von Mainz und der Bischof von Straßburg wandten sich schließlich vom Könige ab. Otto, in Sachsen und am Rhein von den Aufrührern bedrängt, zugleich von den Wenden angegriffen, geriet in große Not. Aber er erfocht mit seinem kleinen Heere bei Birten (dem Castra vetera der Römerzeit) unweit Xanten über die Übermacht der Gegner wie durch ein Wunder den Sieg. Und als ihn im folgenden Feldzug bei der Belagerung von Breisach auf die Nachricht hin, daß Eberhard und Giselbert bei Andernach den Rhein überschritten hätten, in treuloser Verzagtheit die Seinen verließen, selbst die Bischöfe an der Sache des Königs verzweifelten, da bewahrte dieser seine Zuversicht und seinen Gleichmut, und sein Gottvertrauen betrog ihn nicht. Bald darauf empfing er die Botschaft vom Tode seiner beiden gefährlichsten Gegner Eberhard und Giselbert. Konrad Kurzbold hatte diese überfallen, als

sie bereits ihr Heer über den Rhein zurückgeführt hatten, selbst aber noch gegenüber Andernach unbesorgt weilten. Eberhard fiel nach heldenmütiger Gegenwehr, Giselbert ertrank auf der Flucht. Heinrich fand eine Zuflucht bei dem französischen Könige, gegen den daher Otto im Jahre 940 zu Felde zog, und versöhnte sich dann mit seinem Bruder, aber wieder nur für kurze Zeit. Dann ließ er sich in eine neue gegen den Markgrafen Gero und das Leben seines Bruders gerichtete Verschwörung sächsischer Adligen ein (941). Nach der Entdeckung des Planes traf die Hauptschuldigen die verdiente Todesstrafe, der mitbeteiligte Ränkestifter Friedrich von Mainz und Heinrich wurden in Haft genommen. In der Gefangenschaft wandte sich das Herz des irregeleiteten Bruders zur Reue. Er entfloh nachts aus Ingelheim und warf sich dem Könige, als er eben im Begriff war, die Weihnachtsmette im Dome zu Frankfurt a. M. zu besuchen, zu Füßen. Er erhielt Verzeihung und suchte von jetzt ab durch treues Zusammenhalten mit dem hochherzigen Bruder die schwere Schuld, welche er gegen denselben auf sich geladen, zu sühnen.

Das Stammesherzogtum war im Kampfe gegen das Königtum unterlegen. Der bereits bei dem Herzogtum Baiern angewandte Grundsatz, die herzogliche Würde als Reichsamt zu behandeln, welches zu vergeben allein dem König zustand, gelangte jetzt zur Durchführung. Die Schwächung der Herzogsgewalt durch die Einsetzung der Pfalzgrafen und die Begünstigung der Kirchenfürsten hatte notwendig die Kräftigung der monarchischen Gewalt zur Folge. Die Verleihung der Beamtenherzogtümer an erprobte Anhänger des Königs, ja an Familienangehörige zielte darauf, die Inhaber dieser Statthalterschaften enger an das Königtum zu knüpfen. Lothringen verlieh er dem Grafen Konrad dem Roten von Franken (944) und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Als durch den Tod Berchtholds Baiern erledigt war, übertrug er es seinem Bruder Heinrich (945). Mit Schwaben belehnte er seinen eigenen Sohn Ludolf. Franken behielt er wie Sachsen selbst in der Hand. Die später auftretenden „Herzöge von Franken" trugen nur diesen Titel, ohne den größten Teil des alten Herzogtums zu besitzen, denn die fränkischen Gaue südlich des Maines hatte schon Berchthold zum Lohn für seine Treue erhalten. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts herrschte eine Familie in dem ganzen Reiche; das Königtum besaß ein Ansehen wie nie zuvor.

b) Deutschland und seine Nachbarn. Königtum und Episkopat.

Während Otto im Innern für sein Königtum kämpfte, mußte er zugleich gegen äußere Feinde die Sicherheit und das Ansehen des Reiches wahren. Böhmen hatte gleich nach dem Regierungsantritt Ottos Boleslaus, der Mörder seines Bruders Wenzel, vom Reiche losgerissen. Erst ein vierzehnjähriger Kampf stellte das frühere Verhältnis wieder her. Die Magyaren drangen zweimal in das Land ein, erlitten aber solche Niederlagen, daß sie in Sachsen überhaupt

nicht mehr erschienen. Auch Baiern hielt gute Wacht gegen die Ungarn. Den Norden des Reiches hütete gegen die Dänen Markgraf Hermann, der später herzogliche Gewalt erhielt (960). Die Sage läßt den König Otto selbst bis zum Ottensund vordringen und Harald Blauzahn besiegen. Die Oberleitung des Krieges gegen die Wenden an der Elbe führte mit herzoglicher Befugnis Markgraf Gero mit solchem Erfolge, daß das Land bis zur Oder, ja Polen bis zur Warthe zinspflichtig wurde. Nach dem Tode des gefürchteten Wendenbesiegers (965) teilte Otto das Gebiet in drei Teile: 1. die Nordmark links der Elbe, d. i. die spätere Altmark, 2. die Ostmark oder Lausitz, 3. die Mark Meißen. Aus ersterer entwickelte sich allmählich die Mark Brandenburg. Durch Ansiedelung deutscher Lehensleute auf dem den Häuptlingen abgenommenen Gebiete und die Errichtung von Bistümern wurde die christlich-deutsche Kultur in die Marken getragen. Mittelpunkte derselben waren in der dänischen Mark Schleswig, Ripen, Aarhus, in den wendischen Landen Havelberg (946), Oldenburg (später Lübeck), Brandenburg (949), Meißen, Zeitz, Merseburg. Als Metropole für diese slavischen Bistümer gründete Otto dann (968) das Erzbistum zu Magdeburg, in der Stadt, in welcher er seine Gemahlin Edgith, die Tochter des angelsächsischen Königs Äthelstan, beigesetzt hatte (946).

Die Gunst, welche der ebenso religiöse als staatskluge Fürst den Stiftungen durch Überweisung des Zehnten und reiche Begabung erwies, trug nicht wenig zu dem Mißvergnügen des sächsischen Grenzadels bei. Aber Otto erkannte in der Unabhängigkeit der Kirche von der Gewalt des Adels ebensowohl seinen eigenen, wie deren Vorteil. Als sich die Slaven empörten, besiegte sie Otto selbst an der Recknitz in Mecklenburg (955).

Während das Königtum in Deutschland sich zu gewaltiger Macht erhob, sank es in den romanischen Staaten mehr und mehr in Erniedrigung.

Frankreich selbst verschaffte durch die feindselige Stellung Ludwigs IV. gegen seinen Schwager Otto in dem Bürgerkrieg von 938—940 Deutschland das Übergewicht. Als der deutsche König im Jahre 940 zur Züchtigung des Nachbars in dessen Land einrückte, erkannte der Nebenbuhler Ludwigs, Hugo von Francien, Otto als seinen Lehensherrn an. Später bedurfte Ludwig selbst der Unterstützung dessen, den er bekriegt hatte. Nach der Aussöhnung mit demselben (942) erschien Otto abermals (946) mit Heeresmacht in Frankreich und brachte die unbotmäßigen Vasallen zum Gehorsam. Auf der Kirchenversammlung zu Ingelheim (948) ordnete der deutsche König die französischen Angelegenheiten. Deutschen Waffen verdankte der französische König seine Krone, der deutsche König rief den mächtigsten Großen Frankreichs vor seinen Richterstuhl.

Auch Burgund sah sich auf die Hilfe des mächtigen Deutschen angewiesen. Als der erste König des (933) vereinigten Königreichs,

Rudolf II., schon 937 starb, suchte sich Hugo von Italien, der das geraubte Arelate an jenen abgetreten hatte, in den Besitz des ganzen Landes zu setzen, indem er sich mit Rudolfs Witwe Bertha vermählte und deren Tochter Adelheid seinem Sohne Lothar verlobte. Die burgundischen Großen waren aber nicht gewillt, sich der Herrschaft des gewaltthätigen Thronräubers zu fügen, und brachten den unmündigen Sohn Rudolfs, Konrad, zu König Otto in Sicherheit. Dieser nahm das Reich und seinen König in seinen Schutz, bis er im Jahre 943 die Regierung selbst übernehmen konnte.

Die Beziehungen zu Burgund mußten schließlich Otto auch in die italischen Händel verwickeln. Während die Herzöge von Baiern und Schwaben schon zu seines Vaters Zeiten in die Streitigkeiten der italischen Fürsten um die Krone sich einmischten, hielt Otto sich lange denselben möglichst ferne. Als Berengar II. von Ivrea (an der Dora Baltea) bei Hugo in Verdacht geriet, nach der Königskrone zu streben, und den ihm bereiteten Nachstellungen sich durch die Flucht zu Otto entzog (940), nahm ihn dieser zwar auf und wies die Zumutung, den Verfolgten auszuliefern, mit edelm Stolze ab, aber er unterstützte denselben nicht, als er im Jahre 945 nach Italien zurückkehrte. Hugos Herrschaft hatte inzwischen allen Halt verloren. Verdankte er die italische Krone den buhlerischen Listen seiner Halbschwester, so hatte er seine Macht durch das gleiche elende Mittel zu erweitern gesucht. Die Verbindung mit der zügellosen Beherrscherin Roms, Marozia, hatte ihm die Hauptstadt der Welt und die Kaiserkrone verschaffen sollen. Der Plan war mißglückt. Der Anschlag gegen Burgund war gleichfalls fehlgeschlagen. Daher hatte der in Ausschweifungen ganz versunkene König sich von der Burgunderin wieder getrennt. Seine Schwäche gegen die auswärtigen Feinde, die Ungarn und Araber, sein beispielloser Eigennutz, gepaart mit schonungsloser Härte, seine Willkürherrschaft hatten ihm alle Gemüter entfremdet. Man begrüßte Berengar jubelnd als Befreier, und wenn man auch aus Erbarmen dem Sohne Hugos, Lothar, die Königswürde ließ, Berengar war der eigentliche Herrscher.

Hugo versuchte jetzt nochmals Burgund wiederzugewinnen, starb aber mitten in seinen Plänen. Als ihm Lothar schon 950 im Tode folgte, setzte Berengar seine und seines Sohnes Wahl zu Königen durch, machte sich aber rasch durch seine Habsucht und Gewaltthätigkeit verhaßt. Schlimmer noch als Berengar war sein Weib, Willa, eine Nichte Hugos, nach der Schilderung des Bischofs Luitprand von Cremona, ein Ausbund von Herrschsucht, Grausamkeit, Rachgier, Härte und Unzucht. Längst hatte sie teuflischen Haß auf Adelheid, die ebenso schöne als reine und kluge Gemahlin Lothars geworfen. Da diese sich weigerte, Adelbert, dem Sohne Berengars, die Hand zu reichen und durch den großen Anhang, den sie besaß, der Herrschaft des letzteren gefährlich schien, ließ Willa sie in der schmählichsten Gefangenschaft halten und suchte sie durch die rohesten körperlichen Mißhandlungen

zu verderben. Jetzt hielt Otto die Zeit für gekommen, in die italischen Verhältnisse einzugreifen. Wahrscheinlich war es Heinrich, der seinen Bruder hierzu trieb, denn schon hatte er selbst Aquileja besetzt. Daß auch Ludolf darnach trachtete, seine Herrschaft in die Lombardei auszudehnen, scheint dem Oheim nicht angenehm gewesen zu sein. Jener begann in jugendlichem Übereifer den Krieg gegen Berengar, sah sich aber zum Rückzug gezwungen und erntete den Tadel seines Vaters, den Spott seines Oheims. Nicht romantisches Gefühl des Ritters für die verfolgte Schönheit und Unschuld hatte den König bestimmt, die Großen seines Reiches zum Zuge nach Italien zu entbieten, sondern rein politische Beweggründe waren maßgebend. Der Feldzug galt Rom und der Kaiserkrone. Widerstand fand Otto in der Lombardei nicht und nannte sich, nicht als Eroberer, sondern in dem Bewußtsein des ihm als Herrscher der Ostfranken zustehenden Rechtes, „König der Langobarden" oder „der Italiener". Um seiner Herrschaft eine nationale Grundlage zu schaffen, bot er der inzwischen durch die Hilfe des Bischofs von Reggio ihrer Haft entronnenen und im Schlosse zu Canossa weilenden Adelheid seine Hand an und feierte bald darauf mit derselben seine Hochzeit in Pavia (951). Aber das Hauptziel erreichte er nicht. Eine Gesandtschaft kehrte von dem Papste ohne Erfolg zurück. Denn der Machthaber in Rom, Alberich, der Sohn der Marozia und des Markgrafen von Camerino, der als princeps et senator omnium Romanorum von 932—954 unumschränkt über die Stadt und das Papsttum gebot, weigerte sich, dem Sachsen die Thore zu öffnen. Den Mißerfolg der Gesandtschaft scheint Otto dem Erzbischof Friedrich von Mainz auf Rechnung gesetzt zu haben. Grollend verließ dieser mit dem über den Einfluß seines Oheims und die Vermählung des Vaters erbitterten Ludolf das Hoflager. Die böse Ahnung des Königs bestätigten bald schlimme Nachrichten aus der Heimat. Er kehrte nach Sachsen zurück und übertrug seinem Schwiegersohne Konrad von Lothringen die Führung des Krieges gegen Berengar. Anstatt nach der erhaltenen Weisung zu verfahren, knüpfte Konrad Unterhandlungen an und verbürgte Berengar sein Reich, falls er sich zu Otto begebe und seine Unterwerfung erkläre. Berengar befolgte den Rat, ward aber, wie er es verdient hatte, kalt empfangen. Der Ausgang der Sache befriedigte den König nicht. Als man die von Konrad gegebene Verheißung beanstandete, erfaßte diesen heftiger Grimm. Auf dem Reichstage zu Augsburg erhielt Berengar sein Reich gegen Ableistung des Lehenseides zurück (952). Nur die Markgrafschaften von Istrien, Aquileja, Verona und Trient (das alte Herzogtum Friaul) wurden davon abgetrennt und an Baiern gegeben. Aquileja und Istrien gehörten später zu Kärnthen. Obwohl die Wiedereinsetzung Berengars zweifellos vornehmlich in Rücksicht auf Konrads Wort geschehen war, versöhnte diese Nachgiebigkeit Ottos nicht das Herz seines Schwiegersohnes. Der mächtige Einfluß des Bruders auf den König nährte den Groll aller, die sich durch denselben

zurückgesetzt und gekränkt fühlten. Die Geburt eines Sohnes von der Adelheid erregte in Ludolf zudem die Befürchtung, um seine Thronfolge betrogen zu werden. Die Spaltung in der Familie wurde von den Mißvergnügten ausgenutzt. Der arglose König erhielt die erste Kunde von der Verschwörung im Frühjahre 953; kurz vor Ostern traten Ludolf und Konrad im Einvernehmen mit dem Erzbischof Friedrich in Mainz offen mit ihren Plänen gegen Heinrich vor Otto, der, überrascht, in der Gewalt der Verschwörer, hilflos, notgedrungen die Forderungen derselben in einem Vertrage bewilligte. Erst die Heimat und der Verkehr mit seiner liebevollen Mutter gab ihm sein Selbstbewußtsein, seinen alten Mut wieder; im Kreise seines treuen Volkes, am Mutterherzen fand er nach dem Ausdrucke Widukinds den König wieder, den er in Franken fast verloren hatte. Er erklärte den Vertrag als erzwungen für ungiltig. Da die Empörer nicht auf dem nach Fritzlar berufenen Reichstag zu ihrer Rechtfertigung erschienen, begann der Bürgerkrieg, welcher für Otto anfänglich ungünstig verlief, weil Konrad und Ludolf mit einer Hartnäckigkeit kämpften, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, und gegen Heinrich in Baiern, gegen Otto in Sachsen den Aufruhr anfachten, ja selbst die Hilfe der ins Land eingefallenen Ungarn (954) nicht verschmähten. Aber gerade der letzte Umstand entzog ihrer Sache die Gunst des Volkes.

Erzbischof Friedrich kehrte zuerst zur Pflicht zurück, auch Konrad unterwarf sich reuig dem tiefgekränkten Wohlthäter; endlich nach langem Widerstreben erflehte auch Ludolf die Verzeihung des Vaters. Zu Arnstadt in Thüringen sprach derselbe über die beiden Anstifter des unseligen Bürgerkrieges sein gnädiges Urteil. Sie behielten ihre bedeutenden Eigengüter, verloren aber ihre Herzogtümer. Lothringen war schon an den Erzbischof Brun von Köln, den jüngsten Bruder und treuen Berater Ottos, gegeben. Dieser trennte es in die beiden Herzogtümer Ober- und Niederlothringen, behielt aber die Oberleitung. Schwaben bekam Burkhard, wohl der Sohn des im Jahre 926 gestorbenen gleichnamigen Herzogs. Durch die Vermählung mit Hedwig, der jugendlich schönen und geistreichen Tochter Heinrichs, suchte Otto ihn an sein Haus zu fesseln. Diese überlebte den schon bejahrten Gemahl und regierte nach dem Tode desselben (973) das Herzogtum mit Kraft.[1]

Das durch den Tod Friedrichs erledigte Erzbistum Mainz kam durch Wahl an den ältesten, natürlichen Sohn Ottos, Wilhelm. Auch der trierische Stuhl ward mit einem Verwandten des Königs besetzt, Salzburg einem zuverlässigen Manne übergeben. Sachsen hatte Hermann (Billung) während der Abwesenheit Ottos stets treu gegen die inneren und äußeren Feinde verteidigt. Er erhielt später den größten Teil desselben als Herzogtum. Der Aufstand der Söhne

[1] In den Mußestunden las sie mit dem Mönch Ekkehard von St. Gallen die alten lateinischen Dichter. Sie lehrte auch den späteren Abt Burkhard Griechisch.

hatte insofern eine Wandlung in der Politik Ottos hervorgerufen, als er jetzt vor allem durch die Verleihung der Bischofsstühle an verwandte oder ergebene Männer in den Kirchenfürsten dem Throne eine Stütze zu gewinnen suchte. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Vorsteher der Reichsabteien wurden Reichsbeamte, als solche Diener des Königs. Das mußte den höheren Klerus allmählich seiner wahren Aufgabe entfremden, verweltlichen, die Kirche in Abhängigkeit vom Staate bringen, ihre Diener in Kollision der Pflichten bringen, und endlich den Kampf zwischen den beiden Gewalten, dem Staate und der Kirche, herbeiführen. Otto fand in der That die beste Stütze an dem hohen Klerus, aber auch er, so tief fromm er war, entging nicht der Gefahr, das Verhältnis der weltlichen Herrschaft zur Kirche zu verkennen und seine Macht, wenn auch in edler Absicht und guter Meinung, zu Willkür ihr gegenüber zu mißbrauchen. Einen in jeder Beziehung segensreichen und nach dem Tode des Herzogs Heinrich den größten Einfluß auf den König hatte sein geistlicher Bruder Brun, überhaupt eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit, der Mittler nicht nur in der Familie Ottos, sondern selbst im westfränkischen Hause. In Lothringen erzogen, hatte er sich reiche Kenntnisse erworben. Sein Geist wie seine Bildung befähigten ihn in gleichem Maße zu dem Amte des Kanzlers und Erzkaplans, zu welchem ihn Otto im Jahre 940 berufen hatte. Durch ihn erfuhr die königliche Kanzlei oder Kapelle eine völlige Um- und Neugestaltung. Die seitherigen Kanzler, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier hatten die Ausübung des schwierigen Amtes meist den Hofgeistlichen überlassen. Der neue Erzkanzler dagegen waltet seines Amtes persönlich mit bewundernswerter Pflichttreue und seltenem Geschick. „Der große Bischof" war ein ebenso großer Staatsmann und, was mehr ist, in Handel und Wandel das herrlichste Vorbild für alle. Die Güte und Milde selbst gegen andere, übte er gegen sich die größte Strenge und stellte an sich selbst stets die höchsten Anforderungen. „Wenn er Muße hatte" — urteilt sein dankbarer Schüler Ruotger — „gab es keinen beschäftigteren Mann, und auch mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße." Bei aller Arbeit für den Staat fand er noch Zeit, an seiner Fortbildung zu arbeiten. Und über den weltlichen Sorgen vergaß er nie der Pflichten seines bischöflichen Amtes. Er sorgte für Zucht und Ordnung unter der Weltgeistlichkeit und in den Klöstern und bildete in seiner Kanzlei wie in einer Hofschule die Männer heran, welche im Dienste der Kirche wie des Vaterlandes gleich Tüchtiges zu leisten berufen waren, wie Dietrich von Metz, Heinrich und Eckbert von Trier, Gerhard von Toul, Wikfried von Verdun. Die Belebung litterarischer Thätigkeit, welche von dem Ottonischen Hause ausging, ist seinem Einfluß zu danken. Es wurden nicht nur gelehrte Männer von außen berufen, Iren, Italiener, Griechen, sondern auch die alten klassischen Schriftsteller wieder herbeigebracht und studiert. Gerade die Frauen des königlichen Hauses begünstigten das wissenschaftliche Streben

ungemein, so Ottos Schwester Gerberga, seine gleichnamige Nichte und die genannte Hedwig, namentlich auch Adelheid. In den alten Stätten der Bildung, wie St. Gallen, Fulda, Reichenau, kommt die Pflege der Wissenschaften zu neuer Blüte, und während in Corvey der treuherzige Widukind (967) für die Geschichte seines Volkes Sallust zum Vorbild nimmt, ahmte die Gandersheimer Nonne Hrotsuit (968) Terenz nach und besang in Hexametern die Thaten Ottos.

Während noch der Bürgerkrieg dauerte, hatten die Wenden sich empört, und kaum schienen diese gedemütigt, da empfing Otto die Schreckensbotschaft, daß die Ungarn wieder in Baiern eingefallen seien und schon die Stadt Augsburg belagerten. Herzog Heinrich lag auf dem Sterbebette. Eiligst entbot der König den deutschen Heerbann, um seinem bedrängten Freunde, dem Bischof Ulrich, welcher die Stadt mit großer Umsicht verteidigte, Hilfe zu bringen. Auf dem Lechfelde standen geeint die deutschen Stämme, unterstützt von den Böhmen, im Kampfe für das Abendland mit seiner Kultur gegen das Morgenland. Die Böhmen gerieten zwar mit dem ganzen Gepäck in einen Hinterhalt der Feinde; aber der tapfere Konrad von Lothringen, der schon im Wendenkriege wieder treu für seinen König gefochten hatte, warf die Sieger zurück. Nun besiegte auch Otto die ihm entgegenstehende Hauptmacht der Ungarn; aber der Sieg war teuer erkauft. Unter den Opfern, die er kostete, betrauerte Otto auch seinen Schwiegersohn, welcher so durch seinen Heldentod seine frühere Schuld gesühnt hatte. Die Deutschen nutzten ihren Sieg vom Laurentiustage des Jahres 955 (10. Aug.) so, daß von nun an die Ungarn ihre Angriffe auf Deutschland einstellten, sich an Seßhaftigkeit gewöhnten und das Land zwischen Enns und Leitha wieder aufgaben. Otto wurde somit der zweite Gründer der Ostmark, aus welcher sich allmählich Österreich entwickelte, und welcher das ungarische Volk seine Civilisation verdankt.

Inzwischen hatte Berengar, die Umstände benützend, seine Selbständigkeit wieder zu erwerben gesucht. Daher sandte Otto auf den Rat seines Bruders Brun im Jahre 956 seinen Sohn Ludolf nach Italien. Der ehrgeizige Königssohn sollte sich seine Ehre wiedergewinnen und zugleich die Krone Italiens erkämpfen. Das Glück war seinen Waffen günstig, und schon stand der Jüngling am Ziele seiner Wünsche, da raffte ihn der Tod hinweg. Als die Deutschen klagend ihren geliebten Fürsten in das Heimatland zurücktrugen, stellte Berengar seine ganze verlorene Macht wieder her und bedrohte auch, wie einst die Langobardenkönige, den Papst in Rom. Da rief dieser den deutschen König zu Hilfe und bot ihm gegen Gewährleistung der päpstlichen Rechte und Besitzungen die römische Kaiserkrone an.

c) Begründung des römischen Kaisertums deutscher Nation.

Nachdem Otto seinen siebenjährigen Sohn Otto zum König hatte wählen und krönen lassen — im Gegensatz zu diesem hieß er selbst

seitdem maior = der Ältere, später als = der Große gedeutet —, zog er im Jahre 961 über den Brenner in das Etschthal und gelangte ohne Widerstand nach Rom, wo er am 2. Februar 962 in der St. Peterskirche die Kaiserwürde empfing, nachdem er die alten Schenkungen bestätigt hatte. Der Papst, Johann XII., der Sohn des früheren Beherrschers von Rom, Alberich, und auf dessen Wunsch zu seiner Würde erhoben, ein achtzehnjähriger Wüstling, hatte Otto um Schutz gebeten, weil er seine Herrschaft bedroht sah. Als nun der deutsche König sich als Herr von Italien benahm, die Bischöfe des Landes durch reiche Vergabungen und Freiheiten an sich zog, ja selbst durch Berufung einer Synode und Erledigung kirchlicher Angelegenheiten in die Rechte des Papstes eingriff, verband sich dieser mit den Feinden des Kaisers, und nahm sogar Berengars Sohn Adalbert in die Stadt auf, floh aber mit diesem beim Herannahen des deutschen Heeres. Der Kaiser zog zum zweitenmale in die Stadt ein und ließ die Römer schwören, keinen Papst mehr ohne seine und seines Sohnes Otto Zustimmung zu wählen (963). Darauf hielt er eine öffentliche Kirchenversammlung ab, bei welcher wider den unwürdigen Papst die schwersten Anklagen vorgebracht wurden. Wenngleich der Lebenswandel desselben das größte Ärgernis erregte, so läßt sich doch anderseits nicht verkennen, daß die Verleumdung seiner Feinde sich nicht gescheut hatte, die einfältigsten Verdächtigungen und Beschuldigungen zu ersinnen, wie z. B. daß er des Teufels Minne, d. i. Gedächtnis getrunken, heidnische Götter angerufen, einen Diakon im Pferdestall geweiht habe u. a. Die Berichte des Bischofs Luitprand von Cremona sind äußerst ungünstig, anerkanntermaßen aber parteiisch. Von päpstlicher Seite haben wir keine Quelle.[1]

Johann XII. handelte zweifellos als Papst sachlich durchaus seinem Rechte gemäß, daß er der von ihm nicht berufenen Synode die Anerkennung versagte und daher trotz der äußerst maßvollen Haltung des Kaisers der Vorladung keine Folge leistete, sondern die Teilnehmer mit dem Banne bedrohte. Die darauf erfolgende Erhebung eines angesehenen päpstlichen Beamten, eines Laien, zum Papste — derselbe erhielt an einem Tage alle Weihen und nannte sich Leo VIII. — war unkanonisch und gab den Feinden des Kaisers nur willkommenen Anlaß zur Anfechtung der Wahl und zum Treubruch. Schon während der Anwesenheit Ottos machten die Römer zu Gunsten Johanns einen Aufstand, der aber rasch niedergeworfen wurde. Otto verließ die unzuverlässige Stadt bald und zwang Berengar sich zu ergeben (964). Der letzte nationale König Oberitaliens beschloß mit seiner Gemahlin Willa seine Tage in der Verbannung zu Bamberg. Die Herrschaft des deutschen Königs und römischen Kaisers über Italien schien

[1] Auf Johann XII. bezieht sich ohne Zweifel das längst abgethane Märchen von einer Päpstin Johanna. So elend der „Knabe" gewesen sein mag, es läßt sich kaum denken, daß die Römer wiederholt für einen ganz verkommenen Verbrecher die Waffen ergriffen hätten.

unbestritten. Aber während er noch auf italischem Boden weilte, sah er seine Macht verachtet von denen, die er vor kurzem erst gezüchtigt hatte. Die Römer hatten Leo VIII. vertrieben, Johann zurückgerufen und nach dem plötzlichen Tode desselben einen frommen Kardinaldiakon als Benedikt V. zu seinem Nachfolger gewählt. Dies veranlaßte den Kaiser zur Rückkehr nach Rom. Nach kurzer Belagerung nötigte er die Stadt zur Ergebung, den Papst Benedikt zur Abdankung. Der rechtmäßig gewählte Papst starb in ehrenvoller Gefangenschaft in Hamburg. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Otto wieder in die Heimat zurück. In Köln begrüßten die treue Mutter den Sohn, Brun und seine Schwestern Gerberga von Frankreich und Hedwig den Bruder, der junge König Otto den großen Vater zum erstenmale als Kaiser und begingen mit dem Volke das Fest der Freude über die errungene Kaiserkrone. Niemand ahnte damals, als sie im hellsten Glanze erstrahlte, eine wie schwere Last sie noch werden sollte, wievielen einstigen Jammer der gleißende Schein deckte, wie kläglich der letzte Schimmer erlöschen würde.

Das Kaisertum, wie es von Otto erneuert wurde und bis zu seinem sanften Verscheiden im Jahre 1806 bestand, war kein *nationaldeutsches*, wie das jetzige, sondern nach der Auffassung seiner Träger wie der Völker eine *christlich-römische Weltherrschaft*, gestützt auf das deutsche Volk; die kirchliche Weihe verlieh ihm höheren Charakter. Der Pflicht, der Kirche Schutz und Schirm zu leihen, den christlichen Glauben auszubreiten und zu verteidigen, entsprach auch die hohe Ehrenstellung des Hauptes der christlichen Fürsten. Das Reich hieß daher das „heilige römische Reich deutscher Nation". Wie der *Kaiser* aber der erste und oberste unter den Königen war, so nahmen die *Deutschen* unter den christlichen Völkern den Vorrang ein. So lange Deutschland seine Oberhoheit behauptete, so lange war die deutsche Geschichte Weltgeschichte. Das Reich beruhte nicht mehr wie das karolingische auf *verschiedenen* Nationalitäten, aber es erstreckte seinen Einfluß auf alle christliche Staaten des Abendlandes und umschloß romanische und slavische Länder: den größten Teil *Italiens*, von 1033 an Burgund, die Länder der Wenden, Böhmen, Polen und Ungarn wenigstens zeitweise. Das Ansehen des Kaisertums, die Bedeutung der Nation nach außen förderte das Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme, knüpfte das Band der *politischen Einheit* fester. Man darf nicht vergessen, daß aus der Kanzlei Ottos zuerst der Volksname der *Deutschen* in Gebrauch kam. Eine der wichtigsten Folgen aber, welche die Erneuerung des abendländischen Kaisertums hatte, war die *Verbindung Deutschlands mit Italien*.

Hinsichtlich der geistigen Bildung blieb Italien trotz der sittlichen Entartung, in welche ein großer Teil der Geistlichkeit in den Zeiten der heillosen politischen Wirren versunken war, immer noch das gelobte Land der Schulgelehrsamkeit, für Deutschland die Lehrerin der Kunst und Wissenschaft.

Die Wiederherstellung der Ordnung kam nicht nur dem Staate und der Kirche zu gute, sondern bewirkte auch eine sittliche und geistige Wiedergeburt jenseits der Alpen. Der innige Verkehr, in welchen die so verschieden gearteten Völker mit einander traten, brachte beiden gleichen Gewinn, wie in ideeller Beziehung, so in materieller Hinsicht. Denn dem deutschen Handel wurden neue Bahnen geöffnet. Vom Süden kamen die Waren über den Brenner nach Augsburg, Regensburg, von da nach dem nördlichen Deutschland. Der Weg nach dem Orient führte über Italien. Längst vor der Völkerwanderung der Christen nach dem Osten, den Kreuzzügen, wallten die deutschen Jerusalem-Pilger über die apenninische Halbinsel. Doch steigerte sich allerdings in der Zeit jener großartigen Bewegung der Verkehr gewaltig. Unter der deutschen Herrschaft gedieh Italiens Freiheit, blühten seine Städte.

Die Verbindung mit Italien hatte aber auch ihre großen Schattenseiten. Die italischen Angelegenheiten nahmen den Sinn und die Thätigkeit des Kaisers mehr in Anspruch als die deutschen. Häufige und andauernde Abwesenheit des Reichsoberhaupts von dem zunächstliegenden Gebiete seines Wirkens, von der Heimat, begünstigte von neuem das Emporkommen der territorialen Fürstenmacht zum Schaden des deutschen Königtums, die Verfolgung der Sonderinteressen zum Nachteil der Einheit. Die Hereinziehung des obersten Herrschers in das Parteigetriebe der unzuverlässigen Welschen schadete seinem Ansehen. Dieser Umstand und die daraus folgende Einmischung in kirchliche Dinge mußten schließlich auch die beiden höchsten Gewalten auf Erden entzweien. Der unselige Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum endete mit der völligen Niederlage des ersteren. Aber es ist unberechtigt, die Verschmelzung des römischen Kaisertums an sich mit dem deutschen Königtum als ein Unglück zu beklagen. Nicht das Kaisertum selbst war ein Unheil, sondern die zu weit gehende, schon von Otto vorgezeichnete Bahn der Kaiserpolitik, welche auf die Erwerbung Unteritaliens hinauslief. Nicht für das Kaisertum als solches mußte das deutsche Volk die großen und schweren Opfer bringen; sondern die fixe Idee, für welche einzelne Kaiser und Dynastieen in den Kampf traten, hat Italien zum Grab glänzender deutscher Heere, zum Grab der Kaiser gemacht.

Als neue Unruhen Otto im Jahre 966 zum drittenmale über die Alpen riefen, unterlag er der Versuchung, auch Unteritalien, die beiden Halbinseln Apulien, d. i. das alte Kalabrien und das seit dem 7. Jahrhundert mit dem letzteren Namen bezeichnete bruttische Gebiet unter seine Herrschaft zu bringen und die Sarazenen daraus zu vertreiben. Weder die friedlichen Unterhandlungen, welche er deshalb mit dem byzantinischen Hofe anknüpfte[1], um mit der Hand der griechischen Prinzessin Theophano, der Tochter des Kaisers Romanus II.,

[1] Über diese Verhandlungen erstattete der Brautwerber, der schmähsüchtige Luitprand von Cremona, einen giftigen, aber äußerst fesselnden Bericht.

diese Länder als Mitgift für seinen Sohn Otto zu erhalten, noch die darum geführten Kämpfe mit dem griechischen Kaiser Nikephoros hatten den gewünschten Erfolg. Erst nach der Ermordung des letzteren kam es mit dessen Nachfolger Johannes Tzimisces zum Ausgleich. Im April des Jahres 972 wurde in Rom die Vermählung der ebenso klugen als schönen Griechin mit dem schon früher (am Weihnachtsfeste 967) zum Kaiser gekrönten jungen Otto gefeiert, zur Freude Italiens und Deutschlands. Brachte diese Heirat auch nicht die gehoffte Mitgift, so sicherte sie ihm doch die Anerkennung seiner kaiserlichen Würde durch Byzanz und näherte die beiden Kaiserreiche einander.

Der sechsjährige Aufenthalt des Kaisers in Italien hatte die deutsche Herrschaft daselbst gefestigt, und so angesehen, ja gefürchtet war der „Löwe", daß in dieser Zeit seiner Abwesenheit mit Ausnahme der nie ruhenden Kämpfe an den sächsischen Marken Deutschland sich des tiefsten Friedens erfreute. Es war ein glänzendes Osterfest, welches Otto nach seiner Rückkehr im Jahre 973 zu Quedlinburg feierte, aber es war nicht mehr verschönt durch die Gegenwart seiner edeln Mutter, seines Bruders Brun, seines Sohnes Wilhelm. Sie waren aus dem Leben geschieden, da Otto fern von ihnen weilte. Gero war schon im Jahre 965 nach seiner Heimkehr von der Wallfahrt nach Rom gestorben und hatte in dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode am Harz seine Ruhestätte gefunden. Auf der Versammlung zu Quedlinburg ereilte der Tod auch den Herzog Hermann den Billunger. Es war ein trauriger Abschluß des Festes, welches noch einmal das Ansehen des Kaisers im hellsten Lichte hatte erstrahlen lassen. Denn es waren zur Huldigung erschienen die Herzöge Miecislav oder Miesko von Polen, und Boleslav von Böhmen, Gesandte des Dänenkönigs Harald, der Römer, Griechen, der Ungarn, ja der Bulgaren und Russen. Das von Miesko gegründete Bistum Posen wurde damals unter das im Jahre 967 ins Leben gerufene Erzbistum Magdeburg gestellt. Während eines kurzen Aufenthalts in Merseburg empfing Otto auch die Gesandtschaft eines afrikanischen Sarazenenfürsten. Aber keine äußere Ehre konnte die trüben Gedanken bannen, die das ernste Gemüt des Kaisers seit dem Tode Hermanns bedrückten. Von Todesahnung erfüllt, begab er sich nach der Pfalz Memleben. Einen Tag nach seiner Ankunft machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende (7. Mai 973). Der Leichnam des großen Kaisers wurde in der Moritzkirche zu Magdeburg zur Seite seiner ersten Gemahlin Edgitha beigesetzt.

Das Hinscheiden des gewaltigen Mannes brachte den Zeitgenossen erst recht zum Bewußtsein, welche bedeutende Persönlichkeit derselbe gewesen. Man stellte sich vor Augen, was er geleistet, und empfand, was man seiner Kraft, seiner Umsicht dankte. Das staatliche Gefüge des römisch-deutschen Kaisertums an sich war ziemlich lose verbunden; den einzelnen Teilen blieb die Freiheit selbständiger Entwickelung unverkümmert. Der mächtige Herrscher war die Säule der Einheit.

Hehre Gestalt, hoheitsvolles und doch anmutiges Wesen, hervorragende Eigenschaften des Herzens und Geistes vereinigte seine Person in schöner Harmonie. Sein Körper war kräftig und gewandt; aus dem gebräunten Gesicht blitzten lebhafte Augen hervor; der Bart wallte gegen die althergebrachte Sitte der Sachsen lang herab. Seine Kleidung war die einfache der Heimat, wie seine Sprache — doch war er des Slavischen und Romanischen mächtig —, die Lebensweise mäßig und streng geregelt in Arbeit, Gebet und Erholung. Unbeugsamer Wille, Entschiedenheit im Handeln, strenge Gerechtigkeit im Urteil, ernste und hohe Auffassung seiner Stellung befähigten ihn in höchstem Maße zum Gebieter. Er verlangte, daß man in ihm den von Gott zum Herrschen Berufenen ehrte; ihn selbst aber adelte die tiefste Demut, das festeste Vertrauen zu Gott. Seine Großmut, seine rührende Treue gegen die Treuen, seine Offenheit, Leutseligkeit, Freundlichkeit, Freigebigkeit, Herzensgüte hat reichlich aufgewogen, was sein harter Sinn, sein jäher Zorn verschuldete. Strenge Kirchlichkeit, glühender Eifer für die Ausbreitung des christlichen Glaubens standen in schroffem Gegensatz zu der wiederholt in kirchlichen Angelegenheiten bewiesenen Willkür. Aber wie seine Person in sich diese Gegensätze vereinigte, so glich sie diejenigen aus, welche in dem von ihm geschaffenen römisch-germanischen Staatskörper bestanden. Das Urteil Thietmars von Merseburg atmet den Stolz des Sachsen auf den Größten seines Volkes, aber es ist gerecht: „Seit Karls Tod ist kein Herrscher ihm vergleichbar, und nicht wieder erscheint dem Volke ein Hirte wie dieser.“

3. Otto II. (973—983).

Unbestritten nahm der Sohn des großen Kaisers den Thron ein, bereits als siebenjähriger Knabe als dessen Nachfolger anerkannt, wenige Jahre später zum Kaiser gekrönt. Von guten Anlagen, hatte er unter der Leitung seiner Mutter Adelheid eine gelehrte Bildung erhalten und war frühe mit den Regierungsgeschäften vertraut geworden. In seinem kleinen Körper wohnte ein kraftvoller, hochstrebender, rasch entschlossener Geist. Die blühende Gesichtsfarbe, welche ihm den Beinamen „der Rote“ verschaffte, verriet die innere Lebhaftigkeit. Er besaß das offene, treue, gute Gemüt des Vaters, aber er entbehrte seiner Festigkeit und darum ließ er sich leichter in seinen Entschlüssen beeinflussen. Alsbald sah sich Adelheid verdrängt durch Theophano und durch Otto, den Vetter und Jugendfreund ihres Sohnes, den Sohn des unglücklichen Ludolf. Als der Kaiser diesem das durch den Tod Burkhards erledigte Herzogtum Schwaben übertrug, fühlte sich Heinrich von Baiern, mit dem Beinamen „der Zänker“, zurückgesetzt und erhob sich gegen seinen kaiserlichen Vetter. Dieser aber warf die Empörung nieder, zwang den Aufrührer zur Ergebung und gab ihn in die Haft des Bischofs von Utrecht. Auch in Lothringen begannen, von Frankreich geschürt, Unruhen. Die übermütigen Dänen mußten

zum Gehorsam gebracht werden. Die Polen und Böhmen, welche Heinrich unterstützt hatten, verdienten Strafe. Und kaum konnte Otto an den Grenzen Ordnung schaffen, da war Herzog Heinrich seiner Haft entflohen und hatte offen den Kampf gegen die beiden Vettern begonnen. Erst nach fünfjährigem Ringen gelang es dem jugendlichen Herrscher die Ruhe wiederherzustellen. Heinrich wurde von neuem in Haft genommen, die Herzöge von Böhmen und Polen unterwarfen sich. Das Herzogtum Baiern erhielt der Schwabenherzog Otto; Kärnthen, davon getrennt, wurde unter Otto, dem Sohne Konrads des Roten, zum selbständigen Herzogtum erhoben; die Ostmark verlieh der Kaiser dem Geschlechte der Babenberger, welche bis 1245 daselbst herrschten; aus dem baierischen Nordgau, der Oberpfalz, schuf er die neue Markgrafschaft Cham gegen Böhmen. Gegen Frankreich glaubte sich der Kaiser gesichert, da er edelmütig den Bruder des französischen Königs mit Niederlothringen belehnt, den mit dem Capetingischen Hause verwandten Herzog Friedrich von Oberlothringen besonders begünstigt und die unruhigen Neffen des alten Empörers Giselbert begnadigt und mit Wohlthaten überhäuft hatte. Aber während Otto mit seiner Gemahlin ahnungslos in Aachen weilte, fiel der französische König Lothar — das zweite Beispiel französischer Tücke gegen Deutschland! — ohne Kriegserklärung in Lothringen ein (978) und nötigte den Kaiser zu eiliger Flucht nach Köln. Lothar plünderte die wehrlose Stadt Aachen und ließ den Adler auf der Kaiserpfalz nach Westen richten zum Zeichen, daß die Stadt Karls des Großen zum Westreiche gehöre.[1] Ehe er noch die Grenzen seines Reiches betreten hatte, erreichte ihn der Bote Ottos, der ihm für seinen hinterlistigen Überfall auf den 1. Oktober den Krieg ankündigte. Und mit echt deutscher Treue scharten sich einmütig die deutschen Fürsten und Völker um ihren Kaiser, um die dem Kaiser und dem Reiche angethane Schmach zu rächen. Mit einem stattlichen Heere erschien Otto vor Paris, konnte aber die von Herzog Hugo verteidigte Stadt nicht einnehmen. Ehe er den durch Krankheiten notwendig werdenden Rückzug antrat, ließ er von der Höhe des Montmartre durch alle Geistlichen, die zusammen zu finden waren, ein mächtiges Tedeum nach Paris hineinschallen. Auf dem Rückzug überfiel Lothar den deutschen Nachtrab, lehnte aber feige die dargebotene Schlacht ab. Zwei Jahre darauf verzichtete er bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Otto auf alle Ansprüche an Lothringen. In siebenjährigem Kampfe hatte der junge Kaiser seine Macht behauptet.

Jetzt richtete er seinen Geist auf die Durchführung des Planes, den sein Vater gefaßt, den Kampf gegen den Islam, die Vertreibung der Griechen und Araber aus Italien, mit anderen Worten auf die Einigung von ganz Italien. Von seiner Gemahlin und seinem

[1] Dieser Adler, einköpfig, auf einer Kugel stehend, war lange verschollen, bis er vor einiger Zeit entdeckt wurde an einem Lesepult im Chore des Münsters.

Söhnchen begleitet, schied er im Herbste des Jahres 980 von der Heimat, um sie nicht wiederzusehen. In Pavia traf er mit seiner Mutter zusammen, die jetzt ihren Einfluß wiedergewann. In Rom, wo ein Adliger Namens Crescentius sich wieder die Macht angemaßt hatte, schaffte er rasch Ordnung. Gegen den Bund der Griechen mit den Arabern fand er kräftige Unterstützung an dem Hause Pandulfs von Capua, Benevent und Spoleto, der schon seinem Vater Treue bewiesen hatte. Er eroberte rasch Apulien (982) und erfocht auch gegen die vereinigten Griechen und Araber einen Sieg in Kalabrien bei dem Kap Colonne südlich von Cotrone (Kroton), geriet aber bei unvorsichtiger Verfolgung in einen Hinterhalt und erlitt eine Niederlage, die sein Heer völlig vernichtete, ihn selbst beinahe in Gefangenschaft brachte. Auf seinem Pferde sprengte er in das Meer und rettete sich durch Schwimmen auf ein Schiff, welches, obwohl Griechen gehörig, ihn nach Rossano brachte, wo er seine Gemahlin zurückgelassen hatte. Der Schlag war ein harter. Gaben auch die Araber die Eroberung Kalabriens auf, Süditalien war für den Kaiser verloren. Das Ansehen der deutschen Macht hatte eine schwere Einbuße erlitten. Das zeigte sich sehr bald. Denn die Dänen erhoben sich sofort gegen Christentum und deutsche Herrschaft und alle slavischen Stämme zwischen Elbe und Oder schüttelten in blutigem Aufstand das verhaßte Joch der Sachsen ab. Havelberg, Brandenburg und Hamburg sanken in Asche (983). Die Arbeit eines halben Jahrhunderts war für lange Zeit vernichtet, das Deutschtum im Nordosten zurückgedrängt.

Inzwischen hatte der Kaiser den ungebeugten Mut und den rastlosen Geist seines Vaters gezeigt. Die deutschen Fürsten aber bewährten gerade in dieser ernsten Zeit ihre Treue gegen den geprüften König. Freudig zogen sie über die Alpen und scharten sich um ihren Herrscher. Auf einem glänzenden Reichstage zu Verona erkannten sie, vereint mit den Großen Italiens, den dreijährigen Sohn Ottos als ihren künftigen Herrscher an. Diese gemeinsame Wahl zeigte die errungene Einheit beider Länder. Dann rüstete der Kaiser mit allem Eifer zu einem neuen Feldzuge gegen die Araber. Ja er faßte den abenteuerlichen Plan — wie einst Xerxes —, über das Meer eine Brücke zu schlagen, um die Araber auch aus Sicilien zu vertreiben. Aber der jähe Glückswechsel, die unruhige Thätigkeit, das ungesunde Klima hatten seinen kräftigen Körper aufgerieben. Mitten in diesen Vorbereitungen ereilte ihn im jugendlichen Alter von 28 Jahren (7. Dezember 983) der Tod. Im Vorhofe der alten St. Peterskirche zu Rom, in dem sog. Paradies, ward die Leiche beigesetzt. Jetzt ruht sie in einem unterirdischen Teile des neuen Domes, den Vatikanischen Grotten.

Während des Festes, welches zur Feier der Krönung des kleinen Otto zu Aachen begangen wurde, traf die Trauernachricht vom Tode des Kaisers ein und verwandelte die Freude in bitteren Harm, die

frohe Hoffnung in bange Ahnung. Wenn je, so bedurfte gerade jetzt das Reich eines kräftigen Lenkers und Hüters; aber der anerkannte König war ein Kind.

4. Otto III. (983—1002).

Die Erblichkeit der Krone bestritt auch dem Kinde niemand. Um die Vormundschaft für den minderjährigen König erhob sich sofort ein heftiger Streit innerhalb des sächsischen Hauses selbst. Heinrich der Zänker, seiner Haft entlassen, bemächtigte sich der Person des Königs, und indem er als Nächstberechtigter scheinbar die Vormundschaft und Reichsverweserschaft beanspruchte, bewarb er sich selbst um die Krone und gewann bei diesem Streben einen nicht geringen Anhang, da die Griechin Theophano trotz ihrer trefflichen Eigenschaften sich nicht die Liebe des Volkes hatte erringen können. Während Boleslav von Böhmen sich in den Besitz Meißens setzte, benutzte Lothar von Frankreich den Streit, um Verdun in seine Gewalt zu bringen. Doch mußte er es bald wieder herausgeben. 986 starb er und ein Jahr darauf endete mit dem Tode seines Sohnes Ludwig V. die Herrschaft der Karolinger in Frankreich. Denn mit Vernachlässigung der Rechte Karls von Niederlothringen ließ sich Hugo Capet als König begrüßen. — Heinrich der Zänker hatte sich schon in Quedlinburg als König huldigen lassen, da zwang ihn das entschiedene Auftreten des Erzbischofs Willigis von Mainz[1], des Herzogs Konrad von Franken und der fränkischen Großen zur Aufgabe seines Planes. Auf einer großen Versammlung zu Rara (Groß-Rohrheim bei Worms) lieferte er den König an seine Mutter aus und erkannte endlich diese als Vormünderin und Regentin an. Dafür erhielt er sein Herzogtum Baiern zurück und bewies seitdem dem König unwandelbare Treue. Der seitherige Inhaber Baierns, Heinrich der Jüngere, begnügte sich mit Kärnthen und der italischen Mark. Theophano stellte mit fester Hand die Ordnung wieder her und verwaltete das Reich mit Klugheit bis zu ihrem allzufrühen Tod (991). Dann trat Ottos des Großen Witwe Adelheid an ihre Stelle. Ein Reichsregiment, an dessen Spitze Willigis stand, unterstützte sie in der Führung der Reichsgeschäfte. Die Erziehung des jungen Königs lag vornehmlich in den Händen des in Wissenschaft und Kunst gleichbedeutenden Bischofs Bernward von Hildesheim und später des meist in Reims lebenden hochgelehrten Abtes Gerbert von Bobbio. Letzterer, um das Jahr 950 in der Auvergne geboren, hatte sich in Spanien so außergewöhnliche Gelehrsamkeit erworben, daß er wie ein Wunderthäter und Zauberer angestaunt wurde. Wie Bernward, selbst Meister der Erzgießerei und Goldschmiedekunst, der Steinhauerei,

[1] Die Sage führt auf ihn das Mainzer Wappen, ein weißes Rad im roten Feld, zurück, weil er ein Wagnersohn gewesen sei. Das Wappen erscheint erst seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Baukunst, Malerei und Kalligraphie, die Künste in Sachsen einführte, so brachte der Franzose Gerbert die Kenntnisse der Araber in den Naturwissenschaften und der Mathematik über die Pyrenäen. Er verschaffte den arabischen Ziffern Eingang im christlichen Abendland und erfand mehrere physikalische Instrumente, eine Dampforgel, einen Rechentisch, eine hydraulische Maschine u. dgl. Beide, zugleich politisch höchst bedeutende Männer, bildeten nicht nur den Geist des talentvollen Knaben durch tiefe Gelehrsamkeit, sodaß derselbe als ein Weltwunder galt, sondern sie erfüllten auch seine Seele mit den höchsten Vorstellungen von seiner Stellung und künftigen Aufgabe. Infolge der Erziehung setzte sich in dem frühreifen Knaben die Idee fest, daß die Deutschen roh, barbarisch seien. Die Vorliebe für das Land der klassischen Bildung machte ihn zum Verächter des Heimatlandes und seiner Landsleute. Der hochfliegende Sinn machte ihn zum politischen wie religiösen Schwärmer, der unerreichbaren Zielen nachjagend den positiven Boden leicht unter seinen Füßen verliert. Sein Stolz, seine Eigenliebe verletzte dann die, welche es am wohlsten mit ihm meinten. Daher zog sich auch seine weise Lenkerin Adelheid schließlich zurück.

Nachdem Otto, mit dem 15. Jahre mündig geworden, im Jahre 995 die Regierung selbst übernommen hatte, folgte er begeistert dem Rufe nach Rom. Dort hatte wieder ein Adliger, Johann Crescentius, unter dem Titel eines Patricius sich die Herrschaft angemaßt und den Papst Johann XV. aufs härteste bedrängt. Ehe Otto Rom erreichte, starb der Verfolgte. Soviel aber galt noch der Name des deutschen Königs den Römern, daß sie auf die Kunde von seinem Herannahen durch eine Gesandtschaft einen neuen Papst von ihm erbaten. Otto empfahl ihnen seinen Vetter Bruno, den durch Geist, festen Sinn und große Kenntnisse gleich ausgezeichneten Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, zur Wahl. Dieser, welcher als Papst den Namen Gregor V. annahm, krönte Otto am 21. Mai 996 zum Kaiser. Alle Freunde der Ordnung frohlockten, „denn der neue Kaiser und der neue Papst sprachen nun wieder dem Volke Recht.“ Die Ruhestörer, vor allem Crescentius, mochten wohl den Zorn des Kaisers fürchten, erhielten aber auf Fürbitte des Papstes Verzeihung. Zum Danke dafür verjagten sie diesen sofort nach Ottos Abzug und setzten einen Gegenpapst ein.

Daher zog der Kaiser aus dem Wendenkrieg 997 zum zweitenmale nach Italien und ließ nach der gewaltsamen Einnahme der Stadt die Strenge des Rechtes walten. Crescentius und seine Genossen erlitten den Tod durch Henkershand, der Gegenpapst wurde aufs grausamste mißhandelt und der angemaßten Würde entkleidet, obwohl der im Rufe der Heiligkeit stehende 88jährige Abt Nilus von Grotta Ferrata um Gnade für seinen unglücklichen Landsmann bat. Die Mißachtung dieser Fürsprache veranlaßte den greisen Seher zur Drohung, daß Gott derer nicht schonen werde, welche auch gegen andere keine Barmherzigkeit geübt hätten. Es schien Gottesgericht, als der

jugendliche Gregor V. schon am 18. Februar 999 eines plötzlichen Todes starb. Der erste deutsche Papst fand seine Ruhestätte neben Gregors I. Grabmal, unweit der Stätte, wo die Gebeine des ersten deutschen Kaisers bestattet lagen, der ein Opfer des italischen Klimas geworden war. An Gregors Stelle berief Otto seinen Lehrer und Freund Gerbert, der von Reims auf den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna gekommen war und nun als Sylvester II. den Stuhl zu Rom bestieg. Bereits seine Zeitgenossen wiesen auf die wunderbare Bedeutung, welche der Buchstabe R für das Leben dieses merkwürdigen Mannes zu haben schien, hin und erfanden den Vers:

„R verlassend, kam er nach R, wird Papst gar zu R noch.“ [1]

Wie der feurige Geist in Sylvester selbst dem siechen Körper Kraft zu weiter Thätigkeit verlieh, so riß er den empfänglichen Sinn des Kaisers mit sich fort zu großartigen Entwürfen. Sicher ist, daß der Plan, das hl. Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen und unter die Herrschaft der beiden höchsten christlichen Gewalten zu bringen, die Seele des Papstes beschäftigt hat. War einst das Ziel der Wünsche des Knaben Italien, jetzt erfüllte der Gedanke an die Herstellung des alten römischen Kaiserreiches die Seele des Jünglings. Rom sollte wieder die Hauptstadt des Weltreichs werden. Daher schlug er seinen Sitz auf dem Aventin auf, ließ sich „Kaiser aller Kaiser“ nennen und legte sich nach dem Vorbilde der alten Imperatoren alle möglichen Beinamen zu. Ja, er erweckte altrömische Würden und Titel wieder zum Scheinleben und umgab sich mit dem steifen Ceremoniell des byzantinischen Hofes. Der Stolz, welchen er als Nachfolger des Augustus zur Schau trug, entfremdete ihm die nüchternen Gemüter der treuen Deutschen, die sein phantastisches Wesen nicht verstanden; die Italiener dankten ihm die ihnen erwiesene Bevorzugung nicht. Mit dieser Selbsterhöhung stand in grellstem Widerspruch die tiefe Selbsterniedrigung, welche er in den strengsten ascetischen Bußübungen bethätigte. Der tiefreligiöse Geist, welcher im Ausgange des zehnten Jahrhunderts einzelne Männer wie die Italiener Nilus, Romuald und den Böhmen Adalbert heiligte, ergriff auch den an und für sich schon zur Frömmigkeit geneigten Kaiser mit ganzer Macht. Besonders der nahe Verkehr mit dem letzteren nährte in ihm den Hang zu religiöser Mystik. Er zog sich zu geistlichen Übungen in die Einsamkeit zurück, unternahm Wallfahrten, kasteite seinen Leib durch Fasten und unterzog sich freiwillig den schwersten Büßungen für seine Sünden, ja er trug sich mit dem Gedanken, gleich jenen Heiligen der Welt zu entsagen. Der Tod mehrerer Freunde, zumal Adalberts, welcher im Jahre 997 von den heidnischen Preußen erschlagen wurde, und Frankos von Worms, das Hinscheiden seiner Tante Mathilde (7. Febr. 999), welche in seiner Abwesenheit die Reichsverwaltung mit Umsicht und Kraft geleitet hatte, und seiner Großmutter Adelheid (17. Dez. 999)

[1] Scandit ab R. Gerbertus in R, fit Papa vigens R.

wandte seinen Geist noch mehr von dem Irdischen ab zur Sorge für das Heil seiner Seele. Im Jahre 1000, dem Jahre, in welchem man vielfach, wie es heißt, den Untergang der Welt erwartete, erschien er wieder in Deutschland. Aber er richtete seine Aufmerksamkeit wenig auf die Ordnung im Reiche und die Sicherung der gefährdeten Grenzen, sondern er pilgerte zum Grabe Adalberts in Gnesen und begründete daselbst ein Erzbistum, unter welches die Bistümer Kolberg, Krakau und Breslau gestellt wurden. Damit war nicht bloß das Erzbistum Magdeburg geschädigt, sondern die Ausscheidung Polens aus dem kirchlichen Verbande mit Deutschland zog auch die Lostrennung aus dem politischen Zusammenhang mit demselben nach sich. Die gleichen Folgen hatte die Errichtung des Erzbistums Gran hinsichtlich Passaus einerseits und der nationalen Selbständigkeit des jüngst unter Waik, dem hl. Stephan, bekehrten Ungarn anderseits. Die deutsche Macht war im Osten im Niedergang.

Nach der Rückkehr aus Polen stattete Otto der Stadt Karls des Großen und dem Kaiser selbst in der Gruft seinen Besuch ab. Nach der Erzählung des Grafen Otto von Lomello saß Karl aufrecht, fast ohne Zeichen der Verwesung, auf einem Throne, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand. Die fehlende Nasenspitze habe Otto von Gold ersetzen lassen und einen Zahn aus dem Munde genommen. Der Pinsel Kaulbachs hat zwar diesen Besuch durch das Bild im germanischen Museum zu Nürnberg verewigt; aber der Bericht Lomellos ist nicht über jeden Zweifel erhaben. Das Volk sah die Störung der Ruhe seines größten Kaisers als einen Frevel an, und erzählte sich später, derselbe habe Otto im Traume sein nahes kinderloses Ende verkündet.

Auf das Drängen des Papstes kehrte Otto noch in demselben Jahre, begleitet von mehreren weltlichen und geistlichen Fürsten und einer starken Kriegerschar, zurück nach Italien, wo seine Herrschaft bereits dem Zusammensturz nahe war. Der Süden war schon verloren. Den Römern war die Vorliebe des Kaisers für ihre Stadt und sein Aufenthalt trotz aller Privilegien im höchsten Grade lästig. Auch sie empörten sich und belagerten ihren Wohlthäter in seinem Palaste auf dem Aventin. Als ihm Herzog Heinrich von Baiern und Graf Hugo von Tuscien, die vor der Stadt lagerten, zu Hilfe kamen, und der Kaiser — wie es heißt — den Empörern in einer wohlgesetzten lateinischen Rede ihr Benehmen vorgehalten hatte, unterwarfen sich die undankbaren Bürger reuig wieder (1001). Die Sage hat die Wahrheit gemildert. Otto verließ die aufrührerische Stadt, erschien dann nach wenigen Monaten wieder mit einem starken Heere vor ihren Mauern, um an ihr Rache zu nehmen, zog aber wieder nach Verwüstung der Umgegend ab. Die Hoffnung, von Deutschland neue Hilfstruppen zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Bereits versagte man auch jenseits der Alpen dem Herrscher die Treue. Bekümmert und doch nicht niedergebeugt, begab er sich wieder auf die Burg Paterno

am Soracte. Hier, angesichts seines geliebten Rom, starb er fromm, wie er gelebt, noch nicht 22 Jahre alt, am 13. Januar 1002 an einem hitzigen Fieber, nicht — wie die ganz unmögliche Sage erzählt — vergiftet von Stephania, der Witwe des hingerichteten Crescentius, die seine Geliebte gewesen sein soll, aber seine Großmutter hätte sein können. Sein Tod war für Italien das Zeichen zum allgemeinen Abfall. Mit Mühe bahnten die Deutschen sich durch die Aufständischen den Weg, um die Leiche ihres Kaisers seinem letzten Wunsche gemäß zum Dome Karls des Großen nach Aachen zu bringen. Ein Jahr später folgte ihm sein Lehrer und Freund Sylvester II. im Tode. Das geistige Erbe beider trat niemand an; um die erledigten Throne war der Streit um so ärger. Den päpstlichen Stuhl betrachteten die Adelsparteien der Grafen von Tusculum und der Crescentier von neuem jede als ihr Eigentum. Die lombardische Krone setzte sich Markgraf Arduin von Ivrea aufs Haupt; die deutsche, vor 20 Jahren noch als unantastbares Erbe des sächsischen Hauses einem Kinde bewahrt, schien wieder der freien Wahl überlassen. Jetzt traten die übeln Folgen von Ottos III. Regierung deutlich zu Tage. Statt auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben, statt in Deutschland die königliche Gewalt gegen die Herzöge zu stärken, war er dem Luftbild der Weltherrschaft nachgegangen. War auch der schon bei Lebzeiten Ottos von einzelnen Fürsten angeregte Plan, einen neuen König an seiner Stelle zu erheben, gescheitert, unvermerkt verlor die deutsche Centralgewalt mehr und mehr an Wesen, während die Herzöge in ihrem Gebiete fast unbeschränkt schalteten.

5. Heinrich II. (1002—1024).

Nach Ottos Tode schien das Reich wieder in Volksstämme sich aufzulösen. Die Sachsen riefen den tapferen und um König und Reich hochverdienten Markgrafen Eckard von Meißen zum König aus. Die schwäbischen und niederlothringischen Großen versprachen, durch Heribert von Köln veranlaßt, dem milden Herzog Hermann von Schwaben, der die königliche Leiche nach Aachen geleitet hatte, bei der Bestattung derselben ihren Beistand zur Erwerbung des Reiches. Aber Heinrich, der Herzog von Baiern, des Zänkers Sohn, machte sein Erbrecht geltend und fand, besonders nach dem Tode seines Mitbewerbers Eckard[1], mehr Anerkennung, auch bei dem angesehensten Fürsten des Reiches, dem Erzbischof Willigis. In Mainz erlangte er die Wahl durch die bairischen, fränkischen und oberlothringischen Großen und die Krönung. Mit Hermann kam es zum Krieg. Aber als Heinrich auch die Sachsen auf seinem Ritt durchs Reich durch Zugeständnisse gewann und in Aachen auf den Kaiserstuhl Karls erhoben

[1] Derselbe wurde von persönlichen Feinden ermordet. Mit Unrecht hat man diese That Heinrich aufbürden wollen.

war, unterwarf sich sein Gegner und diente ihm am Weihnachtsfest zu Frankfurt beim Königsmahle. Selbst der Polenherzog Boleslav Chrobry, d. i. der Glorreiche, aus dem Geschlechte der Piasten, hatte gehuldigt, war aber durch einen allerdings nicht vom Könige ausgehenden Anschlag gegen ihn zu dessen Feinde geworden. Die Anhänger der deutschen Herrschaft in Italien riefen den König gegen ihren Dränger Arduin zu Hilfe. Aber die von demselben gesandte kleine Kriegerschar erlitt durch Überfall eine Niederlage. So verlangten die noch vor kurzem abhängigen Grenzländer das Eingreifen des Königs. Es war ein Zeichen seiner praktischen Klugheit, daß er gerade jetzt Deutschland nicht verließ. Denn schon empörten sich, mit Boleslav verbündet, die Babenberger, Heinrich, Markgraf des bairischen Nordgaus, und Ernst von Östreich, ja sein eigener Bruder gegen Heinrich, wurden indes rasch zur Unterwerfung genötigt.

Inzwischen hatte sich der Pole in den Besitz Böhmens gesetzt, stolz das Anerbieten Heinrichs, ihn mit dem Lande zu belehnen, zurückgewiesen, auch die Niederlausitz erobert und in Meißen einen Einfall gemacht. Mit Eckard war der treue Hüter der Ostgrenze gestorben. Deutschland drohte die Gefahr eines benachbarten mächtigen Slavenreiches, da gelang es Heinrich durch kluge Milde die wendischen Liutizen als Bundesgenossen gegen Boleslav zu gewinnen. Zugleich gab er dem Christentum unter den Wenden wieder eine feste Grundlage durch die Herstellung des Bistums Merseburg; auch die Bischöfe von Havelland und Brandenburg kehrten in ihre Sprengel zurück. Von größter Bedeutung aber war die Gründung des Bistums Bamberg (1007). Denn es ward nicht nur eine Stätte der Wissenschaft, sondern der Ausgangspunkt für Bekehrung der Slaven am oberen Main, wie an der Regnitz und für die Verbreitung deutscher Sprache und Sitte nach dem Osten.

Nun glaubte Heinrich es wagen zu dürfen, den italischen Angelegenheiten sich zuzuwenden. Obwohl ihm Arduin den Eintritt in Italien an den Klausen der Etsch verlegte, drang er in das Brentathal ein. Sein Erscheinen löste Arduins Heer auf und sammelte die Anhänger der deutschen Herrschaft um den König. In Pavia wählten ihn die Lombarden feierlich, und der Erzbischof von Mailand krönte den ersten gewählten König (1004). Ein am Abend des Krönungstages in Pavia ausbrechender Aufstand wurde blutig niedergeworfen. Dabei sank die stolze Stadt in Asche; ihre rauchenden Trümmer waren den wankelmütigen Italienern ein Schrecken für die Gegenwart, eine Warnung für die Zukunft.

Nach der Rückkehr nach Deutschland wandte Heinrich sich sofort wieder den Angelegenheiten des Ostens zu. Er nötigte Boleslav Chrobry durch einen raschen Einfall zur Aufgabe Böhmens und durch seinen Zug bis fast vor die Thore Posens zur Unterwerfung (1005). Aber während der König dann den Nordwesten des Reiches gegen die Übergriffe des Grafen Balduin von Flandern schützte und sein Ansehen

gegen seine eigenen Verwandten, die Lützelburger, aufrecht hielt, machte der Polenherzog neue Anschläge gegen die Grenzlande. Daher begann Heinrich den zweiten Krieg, der, den Sachsen übertragen und von denselben lässig geführt, eine ungünstige Wendung für ihn nahm. Boleslav drang bis Magdeburg vor und brachte wieder die Lausitz in seine Gewalt. Ein Vermittlungsversuch, welchen der edle Glaubensbote der Ungarn, Russen und Preußen, Brun von Querfurt, vom Hofe Boleslavs aus bei dem König, seinem Verwandten, machte, hatte keinen Erfolg. Erst als dieser seine rebellischen Schwäger wieder zum Gehorsam gebracht hatte und sich von den inneren Angelegenheiten den äußeren zuwenden konnte, bot der Pole selbst die Hand zum Frieden. Gegen die Anerkennung der deutschen Oberhoheit empfing er die eroberte Lausitz und das Milzenerland als Lehen (1013). Da er abermals sein Wort brach, begann der Krieg von neuem, an welchem auch die Russen als Bundesgenossen der Deutschen teilnahmen. Der endlich im Jahre 1018 zu Bautzen geschlossene Frieden bestätigte die frühere Vereinbarung. Boleslav gewann dadurch freie Hand gegen die Russen, deren Stadt Kiew er zur Übergabe zwang. Solche Macht hatte der Kriegsheld erreicht, daß er sogar den Griechen drohen durfte. Nach Kaiser Heinrichs Tode machte er sich wieder unabhängig vom Reiche und ließ sich zum König krönen (1025). Die Ausbreitung und Befestigung des Christentums im polnischen Lande ist sein Verdienst. Begründer der polnischen Selbständigkeit, wird er polnischer Nationalheld. Er hat Deutschlands Einfluß auf Polen gebrochen.

Weniger Glück hatte in seiner Auflehnung gegen die deutsche Herrschaft Arduin von Ivrea. Zwar verschaffte er sich nach dem Abzuge Heinrichs wieder Anhang. Aber er besaß auch seine Gegner, besonders an den aufblühenden Städten. Pisa, Lucca, Florenz und das seebeherrschende Genua hielten zu Heinrich. Die in ganz Italien, auch in Rom herrschende Unordnung hätte längst die Anwesenheit des Königs erfordert. Sein eigenes Ansehen hätte durch den Glanz der Kaiserkrone gewonnen. Aber Heinrich II. hat mit dem ersten sächsischen König das gemein, daß er stets das Zunächstliegende ins Auge faßte und erst nach dessen Erledigung dem weiteren Ziele zusteuerte. Als der Gegenpapst Benedikts VIII. persönlich seine Hilfe erbat (1012), ließ er sich keineswegs zum Parteigänger herab. Im Gegenteil erkannte er Benedikt an und sicherte sich, gleich Otto dem Großen, durch Vereinbarung mit diesem die Kaiserkrone, die er denn auch im Jahre 1013 bei seinem zweiten Römerzuge in feierlicher Weise empfing.[1] Mit Kraft stellte er die vielfach erschütterte Ordnung in Rom wieder her, verließ aber bald die stets unruhige Stadt und Italien.

[1] Der Papst überreichte dem König bei seinem Einzuge in Rom einen goldenen mit dem Kreuze geschmückten Reichsapfel als Sinnbild der christlichen Weltherrschaft. Es ist Anachronismus, welchen die bildende Kunst begeht, wenn sie bereits Karl dem Großen dieses Reichsinsigne in die Hand giebt.

An seiner Statt übten Sendboten die Herrschaft. Ein neuer Aufstand war nur von kurzer Dauer. Arduin selbst mochte erkannt haben, wie drückend eine Königskrone sei. Er entsagte allem irdischen Streben und suchte in dem Kloster Fructuaria bei Turin Ruhe (1014). Schon im Jahre 1015 starb er, der letzte italienische Fürst, welcher den Deutschen die Herrschaft in seiner Heimat streitig zu machen versucht hatte.

Während Heinrich für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Reiche und an den Grenzen rastlos zu schaffen und zu kämpfen hatte, war er gleichzeitig darauf bedacht, das Gebiet der Herrschaft zu erweitern, nicht durch Eroberung, sondern durch Behauptung seiner Erbansprüche. In Burgund hielt der schwache, kinderlose König Rudolf III. mühsam seine Würde — Macht besaß er nicht — gegen den trotzigen Adel aufrecht. Schon 1006 hatte er seine Ohnmacht dadurch zu stützen gesucht, daß er Heinrich, dem Sohne seiner Schwester Gisela, die Erbfolge zusicherte. Der Adel, an seiner Spitze Graf Otto Wilhelm, ein Enkel des unruhigen Berengar II., erhob sich deshalb gegen den eigenen König, der in der Not nun seinem Neffen in aller Form (1016 und nochmals 1018) die Regierung übertrug, zweimal aber sein Wort brach. Ein zweimaliger Feldzug Heinrichs gegen den burgundischen Adel hatte keinen Erfolg. Das Land geriet durch andauernde Fehden in den Zustand traurigster Unordnung, welcher auch der durch die Bischöfe aufgerichtete Landfrieden nicht steuerte. Dazu hätte es eines kräftigen Herrschers bedurft, wie es Rudolf nicht war.

Auch Deutschland wurde schwer von Fehden heimgesucht, besonders Lothringen und Schwaben, aber auch Sachsen und Franken. Hier aber waltete mit Festigkeit und rechtzeitiger Milde ein umsichtiger und thätiger König, ein strenger Hüter des Rechts, wackerer Kriegsmann und gewandter Staatsmann zugleich. Seine Freigebigkeit genossen alle, nicht zum wenigsten die Kirche; dankbar dafür waren meist nur deren Diener, in welchen er Stützen seiner Krone fand, wie er auch die Klostergüter vielfach zu Reichszwecken heranzog. Darum erhöhte er auch das Ansehen der Bischöfe und Äbte und sicherte sie gegen Vergewaltigung durch den Laienadel. Bei Besetzung der Bistümer behielt er das Wohl der Kirche wie des Staates im Auge,

Rudolf I., König von Hochburgund, † 912.

Rudolf II., auch von Italien (923), vereinigt beide Burgund 933, † 937.

Konrad II., König von Arelat, 937—993. — Adelheid, 1. Gem. Lothar von Italien. 2. Gem. Otto I. der Große.

Rudolf III., Kg. v. Arel., † 1032. — Gisela, Gem. Heinrich der Zänker. — Bertha, Gem. Odo I., Graf v. Champagne. — Gerberga, Gem. Hermann, Herz. v. Schwaben.

König Heinrich II., d. Heil. — Odo II. — Gisela, 3. Gem. Konrad II.

aus 2. Ehe: Ernst, Herzog von Schwaben 1015, † 1030. — aus 3. Ehe: Heinrich III.

Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, † 912.

Heinrich I., † 936.

1. Gem. Hatheburg. Thankmar. 2. Gem. Mathilde.

Otto I., † 973. Berberga. Heinrich I. v. Baiern 945, † 955. Brun, Erzbischof von Köln, † 965.

1. Gem. Edgitha. 2. Gem. Adelheid.

Ludolf † 957. Liutgard, Gem. Konrad der Rote von Lothringen, † 955. Otto II. † 983. Gem. Theophano, † 991. 1. Gem. Gisilbert von Lothringen. 2. Gem. Ludwig IV., Kg. v. Frankreich. Heinrich d. Zänker, Herzog v. Baiern 955—975 und 985—995, † 995. Gem. Gisela von Burgund. Hedwig, Gem. Burkhard II. Herzog v. Schwaben 954, † 973.

Otto, Hzg. v. Schwaben 973, und Baiern 976, † 982. Otto, Graf im Wormsgau und von Verona, Hzg. v. Kärnthen, † 1004. Otto III., † 1002. Heinrich der Heilige, Herzog von Baiern 995, König 1002, † 1024. Gem. Kunigunde von Luxemburg. Gisela, Gem. Stephan von Ungarn.

Heinrich, Herzog von Rheinfranken, † 989. Konrad, Herzog v. Kärnthen, † 1011. Konrad der Jüngere, Herzog v. Rheinfranken u. Kärnthen, † 1039.

Konrad der Ältere, König 1024, † 1039.

indem er nur tüchtige Männer zu den hohen geistlichen Ämtern berief. Der reformatorische Einfluß der Cluniacenser hatte auch ihn ergriffen. Mit allem Eifer trat er für die Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der sittlichen Zucht ein. Mit dem Papste plante er die Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens und die Beseitigung der die Kirche schädigenden Mißbräuche. Es war für das ganze Abendland ein bedeutungsvolles Ereignis, als im Jahre 1020 der Papst Benedikt VIII. selbst nach Deutschland kam, um die von dem Kaiser gestiftete Stephanskirche zu Bamberg einzuweihen; es war ein Zeichen des innigen Einvernehmens zwischen den beiden höchsten Gewalten auf Erden, der Kirche und dem Staate. In dem Lichte dieses schönen Verhältnisses erstrahlte das Kaisertum heller denn zuvor. Das deutsche Volk jubelte, beglückt, seinem weisen Regenten zu, und das Ausland bezeugte ihm, wie einst in den glänzenden Tagen des großen Otto seine Ehrfurcht. Wenn ehedem gerade die Ergebenheit des Königs gegen die Kirche ihm die Verunglimpfung der Schwäche zugezogen hat, da man kirchliche Gesinnung für unvereinbar mit freier

Kraftentfaltung hielt, längst hat das unbefangene Urteil dem tüchtigen Herrscher die volle Ehre wiederhergestellt. König Heinrich II. hat dem Reiche Ordnung verschafft, seine Kräfte gesammelt und seinen Bestand für die Zukunft gesichert, dem Nationalsinn festen Halt verliehen. Heinrich huldigte nicht dem wesenlosen Schein der Weltherrschaft, aber er wahrte Deutschland die Stellung der Vorherrschaft im Abendland, welche den Nationalstolz erhielt und förderte. Darum war es keine Schädigung der nationalen Interessen, wenn er in Italien das Ansehen der deutschen Herrschaft aufrecht zu halten sich bestrebte und, auf den Plan des Papstes eingehend, noch im Jahre 1021 einen Zug nach Süditalien unternahm, um der Herrschaft der Griechen und Araber auf der Halbinsel ein Ende zu machen. Dieses Ziel erreichte der Kaiser freilich nicht, doch unterwarf er wieder Capua, Salerno, Neapel, Amalfi und schirmte Rom. Ausbrechende Seuchen trieben das deutsche Heer zu rascher Heimkehr.

Von körperlichem Leiden entkräftet, durch die unablässigen Sorgen und Mühen aufgerieben, endete der Kaiser am 13. Juli 1024 in der Pfalz Grona bei Göttingen, nachdem ihm sein Freund Benedikt kurz vorher in die Ewigkeit vorangegangen war. „Die Blüte der Menschheit," klagte ein Zeitgenosse mit Recht, „der Preis der Könige, der Glanz des Kaisertums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit ist dahin, unser Kaiser Heinrich." Er sprach damit aus, was das ganze Volk bei dem Abscheiden des trefflichen Fürsten empfand. Die Kirche ehrte seine Verdienste um die Ehre Gottes durch seine Kanonisation (1200). Sein Grab fand er wie später seine Gemahlin Kunigunde im Dome zu Bamberg, mit welchem es leider im Jahre 1081 ein Raub der Flammen wurde.

Da er kinderlos war, erlosch mit ihm das sächsische Königshaus, welches die Einheit des deutschen Volkes geschaffen hat.

III. Das deutsche Reich unter den ersten Saliern. Das deutsche Kaisertum auf der Höhe seiner Macht (1024—1056).

1. Konrad II. (1024—1039).

Nichts läßt mehr die Bedeutung Heinrichs II. erkennen, als das Verhalten der deutschen Fürsten und Stämme nach seinem Tode. Das Reich war verwaist, wie nach Otto III., aber es war fester geeint, als je zuvor. Und mit fester Hand hielt die höhere Geistlichkeit daran fest, daß die gemeine Wohlfahrt mehr galt als der Vorteil des einzelnen. Man strebte im allgemeinen nicht mehr darnach, ein Stammeshaupt zu wählen, sondern einen deutschen König zu küren. Darum vereinigte man sich nach getrennter Beratung in aller gesetzlichen Form zu gemeinsamer Wahl im September des Jahres 1024 auf fränkischer Erde.

In der Ebene bei Kamba am Rhein,[1] Oppenheim gegenüber, lagerten die Ostfranken, Baiern, Schwaben und Sachsen, diesseits des Stromes, jenseits die Rheinfranken und Lothringer. Nur wenig mehr als ein Jahrhundert war verstrichen, seitdem durch Entsagung die fränkische Krone an das sächsische Haus gekommen war. Jetzt brachte sie Entsagung seitens der Sachsen zurück an den fränkischen Stamm. Nur zwischen zwei Männern schwankte noch die Wahl, beide des Namens Konrad. Es waren Vettern, Urenkel Konrads des Roten, der auf dem Lechfelde gefallen war, beide also auch mit dem sächsischen Hause durch Verwandtschaft verbunden, beide hochangesehen durch persönliche Vorzüge. Die Westfranken erklärten sich für den jüngeren und mit ihnen die Lothringer; die übrigen Stämme wandten sich dem älteren zu. Von seinem Großvater Otto von Kärnthen hatte er die Güter um Speier und an der Hardt geerbt und durch die Vermählung mit der klugen und schönen Gisela, der Witwe Herzogs Ernst von Schwaben, Reichtum und Macht erlangt. Im besten Alter stehend, etwa 40 Jahre alt, verriet er durch seine stattliche Erscheinung und sein sicheres Auftreten die Fähigkeit zum Gebieten. An Ritterlichkeit standen sich die Vettern gleich. Reichere Erfahrung empfahl mehr den Älteren, welchen auch vornehmlich die Geistlichkeit begünstigte. Um eine zwiespältige Wahl zu verhindern, bestimmte er seinen Nebenbuhler zu einer Vereinbarung, nach welcher der von der Mehrzahl Gewählte die Anerkennung des Unterliegenden erhalten sollte.[2] Als nun bei der Wahlhandlung die Geistlichkeit nach dem Vorgange des Erzbischofs Aribo von Mainz den älteren Konrad wählte, gab der jüngere Konrad den Ausschlag dadurch, daß er zuerst von den weltlichen Fürsten jenem die Stimme gab. Nur die lothringischen Wähler und der Kölner Erzbischof waren im Mißmut schon vor der Entscheidung abgezogen. Noch an demselben Tage begab man sich in feierlichem Zuge nach Mainz, wo die Salbung und Krönung Konrads stattfand. Nach derselben huldigten ihm die Heerschilde, d. h. die Bischöfe, die Herzöge und die übrigen Fürsten, die Reichsvasallen, die gemeine Ritterschaft und die sonstigen angesehenen Freien.

Hatte ihm bereits vor der Salbung seine Gerechtigkeit die Herzen des Volkes gewonnen, der „Königsritt" durch das Reich verschaffte ihm, abgesehen von einigen lothringischen Fürsten, die allgemeine Anerkennung und Achtung. Denn mit festem Willen, rascher Thatkraft und großer Umsicht verband er Freundlichkeit, Milde und Freigebigkeit. Was man von dem neuen Herrscher erwartete, deutete das Sprichwort an: „An Konrads Sattel hängen Karls (des Großen) Bügel." Schon 1026 konnte er der Einladung des Erzbischofs Aribert von Mailand folgen und den ersten Römerzug unternehmen. Pavia, welches nach

[1] Der Ort ist ausgegangen.

[2] Nach dem zuverlässigen Berichte des Biographen Wipo hat Ludwig Uhland in seinem Drama „Herzog Ernst von Schwaben" den Hergang geschildert.

dem Tode Heinrichs den Kaiserpalast zerstört hatte, mußte sich demütigen; die Ravennaten büßten schwer einen treulosen Überfall gegen die Deutschen. Konrad erhielt die lombardische Krone in Mailand und am Osterfest des Jahres 1027 zu Rom mit seiner Gemahlin die Kaiserkrone. Die Feier erhielt besondere Bedeutung durch die Anwesenheit der Könige Knud des Großen von Dänemark und Rudolf von Burgund. Ohne Zweifel kam es damals schon zwischen dem Kaiser und den beiden Königen zu wichtigen Vereinbarungen. An ersteren, welcher die drei nordischen Reiche Dänemark, England und Norwegen zu einem mächtigen christlichen Reiche verbunden hatte, trat Konrad die Mark Schleswig zwischen Eider und Schlei ab. Die Einbuße an Land sicherte dem Reiche die Freundschaft des mächtigen Nachbarn und gestattete dem Herrscher, seine ganze Kraft den übrigen Angelegenheiten zuzuwenden. Die Grenzregulierung und die damit in Zusammenhang stehende Ordnung des Handelsverkehrs haben die näheren Beziehungen Deutschlands zu den skandinavischen Landen begründet. Ein Zug nach Unteritalien befestigte den Verband der langobardischen Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno mit dem Reich wieder. Es war eine folgenschwere That, daß damals der Kaiser nach dem Beispiele Heinrichs II. den normannischen Söldnern der langobardischen Fürsten die Ansiedlung gestattete und später (1038) einem ihrer Führer Rainulf das von demselben erworbene Gebiet von Aversa (zwischen Neapel und Capua) als Lehen beließ: erst willkommen, dann geduldet, wurden sie später eine gefährliche Macht.

Bisher hatte das Glück den König bei all seinen Unternehmungen begünstigt. Hatte doch sogar König Rudolf von Burgund die Ansprüche, welche Heinrich II. persönlich für den Fall der Erledigung des Reiches hatte, für den König überhaupt als geltend anerkannt. Für Deutschland hatte die Erwerbung dieses Übergangslandes nach Italien hohe Wichtigkeit. Die burgundische Erbschaftsfrage aber bereitete dem Könige die schwersten Kämpfe im eigenen Lande. Da sein Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben, sich durch die Abtretung Burgunds an seinen Vater in seinem Erbrechte gekränkt fühlen mußte — seine Mutter Gisela war die Nichte Rudolfs —, so hatte er sich schon vor dem ersten Zug Konrads nach Italien mit anderen Unzufriedenen aufgelehnt, aber rasch wieder um Verzeihung nachgesucht. Dann hatte er, seine frühere Heimkehr aus Italien schnöde benutzend, sich mit seinen alten Anhängern von neuem in hochverräterische Verbindung eingelassen und Elsaß und Burgund durch einen feindlichen Einfall verheert. Bei dem Herannahen des Kaisers von vielen Mitschuldigen verlassen, stellte er sich mit dem zweiten Landfriedensbrecher Graf Welf trotzig in Ulm. Dort aber versagten ihm, wie einst die Baiern ihrem Herzog Tassilo, seine Vasallen den Gehorsam zur Untreue gegen den König und nötigten ihn abermals zur Bitte um Gnade. So fand das Königtum in dem niederen Adel eine Stütze gegen die Unbotmäßigkeit der Großen. Ernst wurde seines Herzogtums entsetzt und

auf dem Giebichenstein bei Halle a. Saale in Haft gehalten. Auf Fürbitte seiner Mutter erhielt er nach zwei Jahren seine Freiheit, ja sein Herzogtum zurück unter der Bedingung, daß er gegen seinen alten Genossen, Werner von Kyburg (bei Zürich), welcher dauernd den Landfrieden störte, einschreite. Da Ernst sich weigerte, seinem Lehensmann und Freunde die Treue zu brechen, traf ihn selbst als Reichsfeind die Acht und gleichzeitig der kirchliche Bann. Denn in dem ganzen Mittelalter beherrschte die Vorstellung von der innigen Verbindung des Staates mit der Kirche alle Verhältnisse. Wer sich gegen die mit Gottes Willen herrschende Gewalt und Ordnung in der Kirche oder im Staat auflehnte, der verwirkte doppelte Strafe, die des Empörers und Häretikers zugleich. Von diesem Gesichtspunkte aus, nicht vom Vorurteil unserer modernen Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat, hat man das Verfahren gegen die in religiöser Hinsicht Irregeleiteten, auch gegen die der Zauberei Beschuldigten zu betrachten. Ernst suchte zunächst vergeblich Hilfe bei dem Grafen Odo von der Champagne, seinem Verwandten, und hauste dann, mit Werner ein elendes Räuberleben führend, im Schwarzwald, bis die Not sie aus ihrem letzten Schlupfwinkel in die Baar hervortrieb. In heldenmütigem Kampfe gegen ihre Verfolger fanden sie ihren Tod (1030). Das Volk vergaß über dem glänzenden Beispiel unwandelbarer Freundestreue die Wortbrüchigkeit gegen den König, die Undankbarkeit gegen den Vater, stattete die Person seines Helden mit Zügen des edleren Ludolf aus und malte sein Schicksal mit den Farben der morgenländischen Märchenwelt.

Weniger hartnäckig hatten sich die übrigen Empörer gezeigt. Fast das bloße Erscheinen Konrads hatte genügt, um die Erhebung niederzuwerfen. Baiern, durch den Tod seines Herzogs Heinrich von Luxemburg erledigt, verlieh er seinem eigenen 10jährigen Söhnchen Heinrich (1027). Schwaben hatte sich selbst auf die Seite des Königs gestellt. Jetzt kam es an Ernsts Bruder Hermann und nach dessen Tode gleichfalls an Heinrich (1038). Franken, wo Konrad der Jüngere, beeinflußt von seinen Verwandten und Ernst von Schwaben, dem Vetter sein Wort gebrochen hatte, war rasch zum Gehorsam zurückgebracht, Konrad in Haft genommen worden (1027). Bald aber begnadigte ihn der König und verlieh ihm sogar das allerdings um die Mark, d. i. Steiermark und Krain, geschmälerte Herzogtum Kärnthen, als dessen Herzog Adalbero wegen Hochverrats abgesetzt ward (1036). Da er kinderlos war, mußte auch dieses Herzogtum über kurz oder lang der Krone anheimfallen. Offenbar ging der König darauf aus, das deutsche Herzogtum ganz zu beseitigen und ein unabhängiges, mächtiges Erbkönigtum zu begründen. Er war keine geringe Stärkung der Königsmacht, daß Konrad schon im fünften Jahre seiner Regierung die Krönung und Salbung seines elfjährigen Sohnes erreichte (1028). Wäre sein Plan verwirklicht worden, Deutschlands Einheit würde für alle Zeiten besiegelt gewesen sein.

Je fester gegründet die Macht des Königs damals war, um so größer erscheint die Kühnheit, mit welcher Polen sich offen als Feind des Reiches zeigte. Boleslav hatte das kurze Interregnum nach dem Tode Heinrichs benutzt, um sich die Königskrone aufzusetzen, war aber rasch gestorben (1025). Sein Sohn Mieczislav oder Mieszko II., obwohl mit einer Enkelin Ottos II. vermählt, verweigerte nicht bloß die Anerkennung der deutschen Herrschaft, sondern machte zweimal feindliche Einfälle in das Land der Liutizen und die sächsische Mark (1029 und 1030). Gleichzeitig brachen auch Mißhelligkeiten zwischen Konrad und dem Könige Stephan von Ungarn aus. Die Feldzüge gegen beide Feinde waren erfolglos. Doch eroberte Bretislav, der Sohn des Böhmenherzogs Udalrich, als Bundesgenosse des Kaisers Mähren und nahm dies von letzterem zu Lehen, und ein neuer Feldzug Konrads im Jahre 1031 zwang Mieszko zur Unterwerfung. Die Niederlausitz kam nun wieder an die sächsische Mark zurück, welche damals Graf Dietrich, der Ahnherr des Hauses Wettin, als Lehen erhielt (1031). Im folgenden Jahre demütigte sich Mieszko vollständig vor dem Kaiser und nahm die Belehnung für sein eigenes Land an (1032). Nach seinem Tode im Jahre 1034 kam sein Sohn auf den Thron, wurde aber vertrieben. Das Land ward, wie gleichzeitig Böhmen, der Schauplatz wüster Unordnung.

Als Konrad noch mit den slavischen Angelegenheiten beschäftigt war, überbrachte man ihm mit der Nachricht vom Tode des Königs Rudolf († 6. September 1032) die Krone und die sonstigen Insignien des burgundischen Reiches. Da er im Augenblick die Erbschaft nicht antreten konnte, bemächtigte sich Graf Odo von der Champagne mit Hilfe einer antideutschen Partei des romanischen Teiles derselben; er soll offen erklärt haben, daß er niemals König werden, aber immer Herr des Königs sein wolle. Ja, obwohl Konrad im Anfange des Jahres 1033 im Kloster Peterlingen zum burgundischen König gewählt und gekrönt wurde, setzte er den Kampf gegen diesen fort, bis derselbe, durch ein Bündnis mit dem französischen König Heinrich I.[1] gestärkt, ihn im eigenen Lande angriff. Als er sich trotz seines Versprechens, sich völlig zu unterwerfen, von neuem widerspenstig zeigte, rückte Konrad mit zwei großen Heeren von Süden und Norden in Burgund ein und sicherte die Einverleibung dieses wichtigen Landes in das Kaiserreich (1034). Dieses begriff also drei Königreiche in sich: Deutschland, Italien und Burgund. Und wie die Angelegenheiten der beiden ersteren durch besondere Kanzler, den Erzbischof von Mainz und den Erzbischof von Köln verwaltet wurden, so übertrug der König das Kanzleramt für die neue Erwerbung dem Erzbischof von Trier. Deutschland beherrschte in Burgund das Land der wichtigsten Verkehrsstraßen Europas, sicherte sich damit das entschiedene Übergewicht über Frankreich und die Verbindung mit Italien. Die Erwerbung Burgunds

[1] Die demselben verlobte Tochter Konrads, Mathilde, starb schon 1034.

bedeutet die Erhebung Deutschlands zu höchster Macht, wie sein allmählicher Verlust, der, wie natürlich, mit dem romanischen Westen begann, den traurigen Niedergang derselben. Mit Stolz mag der Deutsche der Zeiten gedenken, in welchen der Rhone ein deutscher Strom, Lyon, Vienne, Avignon, Arles, Marseille deutsche Städte waren. Wie für Italien, so war der Kaiser für das schöne, aber zerrüttete Burgund der Friedensbringer. Nie war in Europa besser der Friede gewahrt, als da ein mächtiges Deutschland ihn gebot.

Im Jahre 1035 stand Konrad auf der Höhe seiner Macht. Mit Frankreich, mit Ungarn, mit Dänemark war der Frieden gesichert. Ja, die bereits mit Knud bestehende Freundschaft wurde noch enger geknüpft durch die Verlobung von dessen Tochter Gunhilde (Kunigunde) mit dem jungen König Heinrich.[1] Nur in Italien waren neue Unruhen ausgebrochen. Der Druck der mächtigen Vasallen (der Kapitane) brachte die kleinen Lehensleute, die Valvassoren, zum Aufstande, der sich besonders gegen den herrschsüchtigen und gewaltthätigen Erzbischof Aribert von Mailand richtete. Derselbe fand zwar die Unterstützung der übrigen Bischöfe und Grafen der Lombardei, erlitt aber mit diesen durch die Valvassoren bei Lodi (1035) eine arge Niederlage. Da erschien Konrad im Anfange des Winters in der Lombardei und hielt strenges Gericht. Weil sich Aribert seinem Gebote nicht fügte, ließ er ihn, den er ohnehin im Verdachte der Untreue hatte, in Haft nehmen. Dieser aber entfloh der Gefangenschaft und begann mit seinen Mailändern den Kampf gegen die verhaßten Deutschen.

Als Konrad das feste Mailand nicht einnehmen konnte und einen Nationalkrieg der Italiener zu fürchten hatte, gewann er sich den Anhang der Valvassoren durch das Gesetz de feudis, durch welches er für Italien die Erblichkeit aller Lehen festsetzte. Schon zu Beginn seiner Regierung hatte er sich die Herzen der deutschen Ritterschaft gewonnen durch die Zusage, nie zu dulden, daß alte Lehen der Väter den Söhnen entzogen würden. Ein Versuch des gebannten Aribert, Konrads Macht durch Aufreizung des Grafen Odo von der Champagne zu brechen, scheiterte an der Treue des lothringischen Herzogs Gozelo, welcher jenen mit seinem Sohne Gottfried vor Bar besiegte (1037). Odo selbst fiel. In Italien besaß Konrad einen treuen Bundesgenossen an dem Markgrafen Bonifatius von Tuscien, welchem er Beatrix, die Erbtochter Friedrichs von Lothringen, vermählt hatte. Parma, das sich gegen den dort weilenden Kaiser erhob, erlitt das Schicksal, welches einst das treulose Pavia betroffen hatte. Während dann Konrad einen Feldzug nach Unteritalien übernahm, leisteten die Mailänder, von ihrem streitbaren Erzbischofe zu einer kriegstüchtigen Bürgerwehr organisiert, hartnäckigen Widerstand. Der kluge Mann verstand es, seine persönliche Angelegenheit zur Sache des Volkes, den Kampf für sein Recht und seine Macht zum Kampf für

[1] Sie starb schon 1038.

die Freiheit der Stadt zu machen. Da scheinbar das Eigentum des hl. Ambrosius verteidigt wurde, gab der Bischof dem Heere das sonst bei Prozessionen auf einem Fahnenwagen, dem Carroccio, mitgeführte Kreuz als Feldzeichen. Blicken wir hundert Jahre vorwärts, und wir sehen es als Sinnbild der städtischen Freiheit verteidigt von den trotzigen Bürgern.

Das ungünstige Klima zwang Konrad zur Rückkehr nach Deutschland. Jäh riß ihn der Tod aus dem Leben, ehe er den hochfahrenden Erzbischof bestrafen konnte (4. Juni 1039). Von Utrecht, wo er gestorben war, wurde er übergeführt nach Speier und in dem herrlichen Dome, seiner Gründung, beigesetzt. Aribert kam nach Deutschland und erhielt von Heinrich Verzeihung.

Das Reich verdankte dem Hingeschiedenen einen mächtigen Aufschwung. Sein Ziel, das Reich zu mehren, war ihm gelungen. Die Kaisermacht stand auf einer Höhe wie kaum zuvor. Aber der helle Glanz der Krone war getrübt durch einen argen Makel; bei aller kirchlichen Gesinnung hatte Konrad sich nicht freigehalten von Willkür gegen die Kirche. Bei der Besetzung der Bistümer hatte er mehr das Wohl des Staates als der Kirche im Auge und behandelte die Bischöfe als Diener der Krone, ja er hielt sich nicht frei von dem Wucher mit geistlichen Stellen, der nach Simon dem Zauberer (Apost. 8, 9—24) genannten Simonie, dem Laster, welches wie eine Seuche um sich griff und die Kirche und den Staat aufs tiefste schädigte.

2. Heinrich III. (1039—1056).

Der Thronwechsel vollzog sich wie in einer Erbmonarchie ohne jegliche Störung, denn Heinrich war längst gewählt und gekrönt. Ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, verband er mit dem Feuer der Jugend die gereifte Überlegung des Alters. Er besaß die Vorzüge seines Vaters, ohne seine Fehler zu teilen. Eine sorgsame Erziehung hatte sein Herz wie seinen Geist in gleichem Maße gebildet. Schon frühe war er mit den Geschäften vertraut geworden, und hatte gelernt zu herrschen und sich beherrschen, treue Pflichterfüllung zu fordern von allen, die treueste von sich selbst. Seiner hohen Würde, seiner Machtfülle sich wohl bewußt, war er stets seiner hehren Aufgabe eingedenk und übte die größte Strenge gegen sich selbst. Da ihn „Gott über alle Menschen erhoben" — wie er selbst in seinen Urkunden aussprach —, erniedrigte er sich in tiefster Demut vor Gott. Die tiefernste, heiligmäßige Auffassung seines Amtes macht ihn zum leuchtenden Spiegel der Könige. Wie Otto III. unterzog er sich freiwillig den schwersten Bußen, wie Otto I. setzte er nie die Krone auf, ohne zuvor gefastet und gebetet zu haben. Der Mitwelt galt er als Richtschnur der Gerechtigkeit. Mit Wohlgefallen und berechtigtem Stolze schaute das Volk zu dem edeln Kaiser empor, dessen hohe Gestalt — er überragte wie sein Vater um Haupteslänge die Mannen —, dessen einnehmendes

Wesen den Adel der Gesinnung verkörperte. Von seiner dunkeln Gesichtsfarbe gab man ihm den Beinamen der Schwarze.

Unser Vaterland hat von jeher das beklagenswerte Geschick gehabt, sich des Errungenen nie ungestört freuen zu dürfen. Kaum hatte der junge Kaiser auf seinem Umritt durch das Reich den Segen des Friedens gezeigt und gesehen, da verlangte der Osten wieder sein Einschreiten. Bretislav von Böhmen, so hochstrebend als hochherzig, hatte den Plan des Polenherzogs Boleslav des Glorreichen, ein großes Slavenreich zu gründen, aufgenommen. Böhmen sollte dessen Mittelpunkt werden. In raschem Siegeszuge hatte der „böhmische Achilles" Polen erobert und die Gebeine des hl. Adalbert von Gnesen nach Prag übertragen, um durch diese die Erhebung des dortigen Bistums zur Metropole für die slavischen Völker zu erreichen. Es bedurfte dreier Feldzüge, um Bretislav zur Aufgabe seiner Absichten zu bringen. Auf dem Hoflager zu Regensburg 1041 beugte er sich endlich vor dem Kaiser und erfuhr mehr Gnade, als er erwarten durfte, indem er nicht nur Böhmen, sondern auch Schlesien zurückerhielt. Diese Milde gewann dem Kaiser den tapferen Gegner vollständig (1041). Die nach Polen zurückgekehrten Piasten erkannten die Lehenshoheit des deutschen Königs an. Auch auf Ungarn blieb die Aufrechthaltung der deutschen Macht in den slavischen Nachbarländern nicht ohne Einwirkung. Nach dem Tode des hl. Stephan hatten die Magyaren dessen Neffen Peter auf den Thron erhoben, ihn aber, durch eine heidnische und nationale Partei angestachelt, als Gönner der Fremden, besonders der Italiener, vertrieben und einen Magnaten Namens Aba an seine Stelle gesetzt. Da König Heinrich dem flüchtigen König Zuflucht und Schutz gewährte, verheerte Aba durch einen heimtückischen Überfall die bairische Ostmark (1042). Aber in drei Zügen brachte jener die Ungarn wieder zur Ruhe. Nach einem entscheidenden Siege an der Raab über Aba (1044) setzte er den König Peter wieder ein und brachte dadurch Ungarn in das Verhältnis eines Vasallenstaats zu Deutschland. Mochte auch diese Abhängigkeit des Nachbarlandes nur von kurzer Dauer sein, da Peter rasch wieder seine Krone an Andreas, einen anderen Neffen Stephans, verlor, und dieser sich seiner Lehenspflicht zu entziehen wußte, so blieb doch als Ergebnis jener Kriege Heinrichs die Erweiterung der Ostmark bis zur March und Leitha. Damals hatte das deutsche Reich seine größte Ausdehnung erreicht, das deutsche Königtum die höchste Stufe seiner Macht gewonnen, der Träger der Krone sich das hehrste Ziel gesetzt. In der Überzeugung, von der göttlichen Vorsehung zur Herrschaft über die Welt berufen zu sein, strebte er nicht bloß darnach, in dem christlichen Abendland die Anerkennung seiner Allgewalt zu erlangen, sondern bemühte sich mit dem redlichsten Willen und in heiliger Absicht, allen ungesetzlichen Zuständen, allem Hader ein Ende zu machen, und überall, in Staat und Kirche, Ordnung und Friede fest zu begründen. Der wahrhaft religiöse Sinn, durch welchen er dem Volke ein leuchtendes

Vorbild ward, ließ ihn in jeder Beziehung das beste Beispiel geben. Um den Frieden zu erhalten, gewährte er seinen Widersachern gern volle Verzeihung. Durch Bitten, Drohungen und Verordnungen steuerte er dem Faustrecht und stellte den Landfrieden in Deutschland her. Darum fanden die Bestrebungen der Cluniacenser für Einführung eines allgemeinen Gottesfriedens und für Reform der Kirche an ihm einen eifrigen Förderer, besonders seit seiner Vermählung mit der im Geiste von Cluny erzogenen Agnes von Poitou, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Aquitanien (1043). Von hier war der Geist der Buße, der Gedanke eines allgemeinen Friedens ausgegangen (1041), der in der Form der sog. treuga dei[1] wenigstens für Südfrankreich und Burgund eine wöchentliche Waffenruhe von Mittwoch Abend bis Montag früh zur Geltung kam und auf die Verfeinerung der Sitten des Rittertums nicht ohne wohlthätigen Einfluß blieb. Wichtiger und nachhaltiger als die Bemühungen Heinrichs um die Aufrichtung des Landfriedens war sein Eingreifen in das eigentlich kirchliche Gebiet. Niemals hatte er die simonistische Besetzung der Bistümer, welche sein Vater sich öfters hatte zu schulden kommen lassen, gebilligt. Als Schirmherr der Kirche sah er es als seine Pflicht an, gegen dieses schändliche Unwesen einzuschreiten. Nirgendwo aber hatte diese Seuche mehr um sich gegriffen, als in Italien, wo zugleich sittliche Entartung einen großen Teil des Klerus befleckte. Gerade die Simonie aber war die Ursache der moralischen Fäulnis; denn durch diese kamen die kirchlichen Ämter in die Hände unwürdiger, verkommener Subjekte, welche ihre Stellung nur um des Ertrags und der Macht willen erstrebt hatten, die kirchlichen Satzungen in ihrem Leben aber nicht beobachteten. So war die uralte Sitte der Ehelosigkeit der Priester mehr und mehr mißachtet worden, und mit der Verachtung der weisen kirchlichen Vorschrift waren viele in den Pfuhl der niedrigsten sinnlichen Ausschweifungen, in den sog. Nikolaitismus, versunken. Der Grund dieser traurigen Mißstände lag zum großen Teil in der Unfreiheit des päpstlichen Stuhles. Die Grafen von Tusculum hatten nach Benedikt VIII. (1012) erst dessen Bruder Johann XIX. (1024), dann dessen Neffen Benedikt IX. (1033), einen zwölfjährigen Knaben, auf den päpstlichen Thron gehoben. Wegen seines lasterhaften Lebenswandels entsetzten ihn die Römer 1044 und wählten Sylvester III. Benedikt vertrieb diesen, legte aber seine Würde zu Gunsten des frommen und würdigen Gregor VI. nieder, welcher in der edelsten Absicht, um die Kirche von dem herrschenden Schmutze zu reinigen, demselben für seine Resignation eine große Summe zahlte, dadurch aber sich scheinbar selbst der Simonie schuldig machte. Da seine Strenge den elenden, selbstsüchtigen Räubern und Drängern der Kirche nicht behagte, fanden Benedikt und Sylvester wieder Anhang. Um diesen Wirren ein Ende

[1] Das Wort treuga ist ursprünglich deutsch = triuwa, Treue, Vertrag (franz. trêve); während der Festzeiten des Jahres ruhten nach der Treuga die Fehden.

zu machen, rief die Partei der Ordnung den Kaiser herbei. Im Jahre 1046 überstieg dieser die Alpen und traf in Piacenza mit Gregor VI. zusammen. Dieser berief auf Veranlassung Heinrichs zur Beseitigung des Schismas nach dem einigen Meilen von Rom gelegenen Städtchen Sutri eine Kirchenversammlung. Auf derselben wurde Sylvester III. seines Amtes entsetzt und in ein Kloster verwiesen. Auf Benedikt IX. nahm man keine Rücksicht, da er ja selbst verzichtet hatte. Gregor VI., von der Versammlung zu seiner Rechtfertigung aufgefordert, entsagte aus Gewissenhaftigkeit. Eine folgende Synode in Rom ernannte dann auf Vorschlag Heinrichs den Bischof Suitger von Bamberg zu dessen Nachfolger. Am Weihnachtstage 1046 empfing dieser die Weihe und krönte als Papst Clemens II. Heinrich und seine Gemahlin. Gregor VI., von seinem Kaplan Hildebrand, dem späteren Papste Gregor VII., begleitet, erhielt in Köln einen Wohnsitz angewiesen und starb 1048. Da die Römer dem Kaiser für die Zukunft die erste und entscheidende Stimme bei der Papstwahl zuerkannten, hatte das Kaisertum die Herrschaft über das Papsttum erhalten und übte dieselbe aus. Nach dem Tode Clemens' II. (1047) erhob Heinrich noch drei deutsche Päpste: Damasus II., dann den Bischof Brun von Toul als Leo IX.[1] († 1054), endlich den Bischof Gebhard von Eichstätt als Viktor II. († 1057). Vom Kaiser unterstützt, beraten von dem zum Kardinal-Subdiakon erhobenen Hildebrand, hat vornehmlich Leo unermüdlich an der Wiederherstellung der Kirchenzucht gearbeitet und zugleich das gesunkene Ansehen des Papsttums wiederhergestellt. Aber die Abhängigkeit desselben von dem Kaisertum und die Unterordnung der kirchlichen Interessen unter die staatlichen mußten anderseits notgedrungen vielfach die Ausführung dessen hemmen, was das Wohl der Kirche erheischte. In der richtigen Erkenntnis, daß diese nur in voller Freiheit ihre Bestimmung ganz zu erfüllen vermöge, nahm daher Gebhard nur unter der Bedingung die Wahl an, daß Heinrich auf das Patriciat verzichtete und die Rückgabe einer Menge von Gütern an die Kirche verbürgte.

Auf dem ersten Römerzuge belehnte Heinrich den Normannen Drogo mit Apulien und erweiterte somit auch die deutsche Herrschaft nach dem Süden. Benevent blieb feindlich und ergab sich erst 1050 dem Papste. Da aber die Normannen sich den Besitz der Stadt zu sichern versuchten, kam es zwischen ihnen und Leo zum Kriege, in welchem Heinrich zum Schaden des eigenen Ansehens letzterem nicht thatkräftig genug Beistand leistete. Den zweiten Aufenthalt in Italien konnte der Kaiser nicht so weit ausdehnen, um die normannischen Angelegenheiten völlig zu klären. (1055.) Bedenkliche Unruhen riefen ihn nach Deutschland zurück. Jetzt zeigte sich, daß

[1] Er sowohl wie Gebhard stellten übrigens die Bedingung, daß Geistlichkeit und Volk in Rom nachträglich ihre Stimme abgeben sollten.

Heinrich zum Nachteil der Königsmacht die Bahn der väterlichen Politik verlassen hatte. In dem Bestreben, die Herrschaft des deutschen Königtums für das Abendland universal zu machen und selbst die Könige von England, Frankreich und Spanien zur Anerkennung seiner Obergewalt zu bringen, hatte er es verabsäumt, dem Kaisertum durch Fixierung der thatsächlichen Gewalt eine feste Grundlage zu geben und das durch Konrad der Krone gewonnene Übergewicht über die deutschen Herzogtümer zu erhalten. Bei seinem Regierungsantritt waren nur noch zwei Herzöge vorhanden, der von Sachsen und der von Lothringen. Aber schon 1042 stellte Heinrich das Herzogtum Baiern wieder her. Im Jahre 1054 belehnte er mit demselben seinen dreijährigen, schon zum König gewählten Sohn Heinrich. Die Ostmark hatte er den tapferen und getreuen Babenbergern übertragen. Schwaben verlieh er 1045 dem Pfalzgrafen Otto, einem Enkel des Kaisers Otto II. Kärnthen besetzte er im Jahre 1047; aber er sonderte zwei Marken daraus ab, die spätere Steiermark an der Mur und der mittleren Drau (1056) und die Mark Krain an der oberen Save. Die Sachsen, deren Fürsten nicht mehr zuverlässig waren, hielt er dadurch im Schach, daß er den Erzbischof Adalbert von Bremen begünstigte, mit dem Dänenkönige ein Bündnis schloß und gerne seinen Aufenthalt in dem Lande nahm. Goslar dankte seinen großartigen Kaiserpalast und seinen leider zerstörten Dom Heinrichs Vorliebe für den Harz. Die meisten Schwierigkeiten hatte er mit dem Herzog Gottfried dem Bärtigen von Oberlothringen. Es war höchst unklug, daß Heinrich sich diesen einst treuen Anhänger des Königs und Wächter der deutschen Grenze gegen Frankreich zum Feinde machte dadurch, daß er ihm nach dem Tode seines Vaters Niederlothringen vorenthielt (1044). Gottfried empörte sich, bat dann wieder um Gnade und wurde auf dem Giebichenstein in Haft gesetzt; darauf wieder entlassen und wieder eingesetzt, erhob er sich im Bunde mit den Grafen von Holland und Flandern zum zweitenmal und verlor abermals sein Herzogtum (1049). Aber der schlaue und tapfere Mann wußte neue Macht zu gewinnen. Er vermählte sich im Jahre 1054 mit Beatrix, der Witwe des (1052) gestorbenen Markgrafen Bonifatius von Tuscien. So hatte der Kaiser nun seinen gefährlichsten Gegner in Italien. Ihm galt hauptsächlich der zweite Römerzug vom Jahre 1055. Gottfried entzog sich zwar der Gewalt des Kaisers durch die Flucht; seine Gemahlin aber und ihre Tochter Mathilde mußten diesem als Bürgen für die Ruhe des Landes nach Deutschland folgen. Die Statthalterschaft über Italien übertrug Heinrich bei der Rückkehr seinem Freunde Papst Viktor II. Inzwischen aber hatten sich die Mißvergnügten, darunter der Bischof Gebhard von Regensburg, der Oheim des Kaisers, verschworen, nicht zu offener Gewalt gegen den strengen Herrscher, sondern zum tückischen Anschlag auf dessen Leben. Die Vorsehung verhütete es, daß deutsche Fürsten ihre Hände mit dem Blute des deutschen Königs befleckten. Ehe der Plan

zur Ausführung kam, starb der mitverschworene frühere Herzog Konrad von Baiern, und Herzog Welf, welcher dem Kaiser sein Land Kärnthen verdankte, verriet, von Gewissensbissen gepeinigt, auf dem Sterbebette den Mordplan. Wie tief den Kaiser auch diese schwere Untreue kränken mochte, die rasche Verzeihung, welche er seinen Feinden gewährte, lieferte den glänzendsten Beweis, daß der Herrscher wohl Milde und Nachsicht mit der unbeugsamen Strenge vereinte. Selbst Gottfried nahm er wieder zu Gnaden an. Aber es war, als ob sich alles wider den allgewaltigen Kaiser verschworen hätte. Die Liutizen erhoben sich und schlugen die Sachsen. Und der französische König Heinrich wagte es, von dem Kaiser bei einer Zusammenkunft bei Ivois (Ypsch am Chiers) die Rückgabe Lothringens an Frankreich zu fordern, hatte indes nicht den Mut, den ihm vom Kaiser angebotenen Zweikampf um das Recht anzunehmen, sondern machte sich im Dunkel der Nacht davon (1056).

Die Mühen der Herrschaft brachen gleichzeitig die Kraft des Geistes und des Körpers. Während der Anwesenheit des Papstes Viktor II. ereilte den erst 39jährigen Kaiser der Tod auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz. Die letzten Handlungen des edlen Sterbenden waren eine Amnestie für alle, die sich gegen ihn vergangen hatten, auch für Herzog Gottfried, und die Sorge für seinen Sohn. Im Dome zu Speier fand der Kaiser sein Grab, welcher das deutsche Kaisertum zum Höhepunkt seiner Macht geführt hatte.

IV. Die inneren Zustände des deutschen Reichs.

Die Umgestaltung der Standesverhältnisse, welche schon in der karolingischen Zeit im Entstehen war, hatte sich vollzogen. Stand auch die Centralgewalt auf der Höhe ihrer Macht, sie entbehrte der alten Grundlagen der einheitlichen Staatsverwaltung; die ehemalige Gaueinteilung war zu Grunde gegangen, der Stand der Gemeinfreien hatte einen großen Teil seiner Pflichten und seiner Bedeutung geteilt mit den abhängigen Leuten. Der ganze Staatskörper beruht jetzt auf dem Lehnswesen. Wer vom König oder einem anderen ein Gut zu Lehen (beneficium, feudum) nahm, verzichtete damit nicht auf seine Freiheit, verpflichtete sich aber für dieses zum Dienst als Vasall. Aus den freien Vasallen und den unfreien, aber angesehenen Dienstleuten oder Ministerialen, deren Gegenleistung für das Lehen der schwere Reiterdienst war, entwickelte sich allmählich der Ritterstand. Das gemeinsame Recht der Freien, die Wehrbarmachung durch Umgürtung mit dem Schwerte, die sog. Schwertleite, wird ein Vorrecht des neuen Adels. An die Stelle des Volksheeres tritt das Ritterheer. Der Bauernstand, aus Freien und Unfreien, den zu einer Kopfsteuer verpflichteten Zinsleuten (Censualen), bestehend,

nahm an den öffentlichen Angelegenheiten fast keinen Teil mehr, zog auch nicht mehr in den Krieg, sondern bebaute sein Land. Zu der regelmäßigen Abgabe kamen noch Steuern für besondere Verwilligungen, wie die Erlaubnis zur Heirat, die Übernahme der Hinterlassenschaft eines Gestorbenen oder der sog. Totenzins, bei welchem ein Stück der beweglichen oder fahrenden Habe abgegeben werden mußte (das Besthaupt, d. h. das beste Stück Vieh) und die sog. Fronen, d. h. Herrendienste, wie z. B. Gespannleistung, die unter Umständen recht drückend werden konnten. Andere Zinsleute trieben Handwerke oder Handel. Gerade die Handeltreibenden erfreuten sich besonderen Schutzes und besonderer Begünstigungen. Der materielle Wohlstand hob ihre Bedeutung und steigerte gleichzeitig ihr Selbstgefühl. Die Bürger oder Städter wurden bald zu einer nicht zu unterschätzenden Macht, die rasch vergaß, was sie der Gnade ihrer geistlichen oder weltlichen Herren dankte.

Nach dem Lehenrecht unterschied man sieben Stände oder Heerschilde (s. III, 1), deren Spitze der König bildete. Er war der oberste Lehensherr, der oberste Heerführer und Richter.

Wenn auch vom Vorgänger bezeichnet, bedurfte der König doch der Anerkennung der übrigen Heerschilde durch Wahl. Bei derselben gab der Erzbischof von Mainz zuerst seine Stimme ab, dann folgten die übrigen geistlichen Fürsten, zuletzt die weltlichen. Bei der meist zu Aachen erfolgenden Krönung erhielt der König die Reichsinsignien oder Reichskleinodien und nahm die Huldigung des Volkes entgegen. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wählten nur die angesehensten Reichsfürsten und seit dem 13. Jahrhundert auch von diesen nur eine beschränkte Zahl den König. Erst in dem 14. Jahrhundert aber wurde der erhobene Anspruch auf das Recht der Wahl durch Reichsgesetz bestimmten Häusern zuerkannt.

Der König belehnte die weltlichen und die geistlichen Großen,[1] und diese leisteten hinwiederum Huldigung und schwuren den Eid der Treue (homagium). Die Belehnung der weltlichen Fürsten geschah mit der Lanze oder der Fahne, die der Bischöfe mit Ring und Stab, den Symbolen der geistlichen Gewalt. Der Ring war das Sinnbild der Ehe, welche den Bischof mit seinen Untergebenen verband; der Stab deutete das Verhältnis des geistlichen Hirten zu seiner Herde an. Diese Form der Einkleidung, der sog. Investitur, wie sie etwa seit Otto II. üblich geworden war, mußte einerseits den Glauben erwecken, daß der König ein geistliches Amt zu verleihen die Macht habe, anderseits leistete sie der simonistischen Besetzung der Bischofsstühle erheblichen und verderblichen Vorschub. Die Bischöfe und Reichsäbte waren in Rechten, aber auch in Pflichten den übrigen Fürsten gleichgestellt, wurden aber durch ihre Verpflichtungen gegen den Lehensherrn vielfach ihrer Hauptaufgabe entzogen. Sie verweltlichten nicht nur

[1] Es gab sechs Erzstifter und 35 Bistümer.

selbst, sondern vernachlässigten vielfach zum größten Schaden das geistige Wohl ihrer Diöcesanen.

Der Vasall konnte sein Lehen wieder an andere übertragen, nicht aber veräußern oder vertauschen. Wie die niederen Lehen erblich wurden und nur im Falle des Treubruchs verloren gingen, so erstrebten und erlangten auch allmählich die höheren königlichen Beamten, Herzöge und Grafen, Erblichkeit in ihrem Amtsbereich, welcher dadurch wieder territoriale Gestaltung gewann. Bei diesem Verhältnis hätte auch das Königtum die doppelte Stütze der Erblichkeit und der territorialen Übermacht haben müssen. Als es letztere besaß, verzichtete es großmütig darauf. Als es später nach beiden strebte, stieß es auf hartnäckigen Widerstand. Die Verbindung der lombardischen und burgundischen Königskrone mit der deutschen, die Übertragung der Kaiserkrone hat dem deutschen Königtum das höchste Ansehen im Abendland verschafft und die Weihe eines erhabenen Ideals gegeben, nicht aber die Gewalt in dem Reiche selbst gestärkt. Die Völker haben materiell, geistig und sittlich die Früchte dieser Vereinigung des deutschen Königtums mit dem römischen Kaisertum genossen, zumal in der Zeit der Eintracht mit der höchsten kirchlichen Gewalt; die Königskrone gewann an Glanz, nicht an Gehalt.

Als oberster Heerführer entbot der König seine Mannen zu dem von den Fürsten beschlossenen Feldzug. Zehn Höfe Reichsgut zu Lehnrecht stellten einen Ritter und zwei Knechte; nach dem Hofrecht dagegen stellten schon fünf Höfe einen Ritter und einen Knecht. Verweigerung der Heeresfolge hatte den Verlust des Lehens zur Folge. Die Führer der einzelnen Abteilungen waren die Fürsten, also Herzöge, Grafen, auch die Bischöfe und Äbte, die oft lieber und besser das Schwert zu schwingen als den Stab zu führen wußten. Jeder Heerhaufe focht unter besonderem Banner. Die Reichsfahne, unter Heinrich I. und Otto I. mit dem Bilde des Erzengels Michael versehen, trug später im gelben Feld den schwarzen einköpfigen, seit dem vierzehnten Jahrhundert einen doppeltköpfigen Adler. Der Reiter hatte schwere Rüstung, eine gesteppte dicke Jacke, darüber ein Panzerhemd (brünne), an welcher sich oft eine Kapuze für Kopf und Hals befand (haersenier). Dieses den Leib vom Kopf bis zu den Knieen deckende Rüstungsstück hieß dann halsperge. Über dem Panzerhemd trug man den ärmellosen „Wâpenrock“. Wie die Brünne, so waren auch die Hosen ein Geflechte von eisernen Ringen. Während das Volksheer noch unter Otto I. vielfach mit aus Stroh geflochtenen Kappen oder Hüten ins Feld gezogen war, rückte das Heer jetzt mit Stahlhauben, später mit Helmen aus. Schild, Lanze und Schwert waren die Waffen. Auch das Streitroß war gewappnet. Im dreizehnten Jahrhundert kam auch wieder der leichter gerüstete Fußkämpfer zu seiner Bedeutung.

Die oberste Gerichtsbarkeit stand bei dem Könige, dem die Fürsten als Schöffen das Recht wiesen. Seinen Vertretern, den Grafen, standen als solche freie Männer zur Seite. Das

Stammesrecht war Richtschnur des Urteils. Wer der Ladung vor das Königsgericht nicht folgeleistete, verfiel in die Acht und nach sechs Wochen in den Bann.

Auch für die Verwaltung hatten die geistlichen und weltlichen Großen die Verpflichtung, dem Könige Beirat zu leihen. Da es eine feste Residenz nicht gab, wanderte der Hof von Stamm zu Stamm, von Pfalz zu Pfalz. Das gebot schon die Notwendigkeit, für den Unterhalt des Hofes zu sorgen. Reichssteuern gab es nicht. Der Ertrag der Güter aber und die etwaigen Naturallieferungen konnten am bequemsten an Ort und Stelle verwandt werden. Die Zölle, die Abgaben für Marktrecht, Bergbau (besonders seit der Herrschaft der Sachsen eifrig im Harz betrieben), die Münze waren königlich (Regalien), aber auch hier und dort in den Händen von Fürsten. An den hohen Festtagen des Jahres, Ostern, Pfingsten, Weihnachten, auch an Mariä Geburt (8. Sept.), fanden sich die Fürsten wenigstens des Gebietes, in welchem der König gerade Hof hielt, ein, zur gemeinsamen Feier des Kirchenfestes wie zur Beratung über Angelegenheiten des Reichs und zum Gericht. Oft berief sie der Herrscher auch zu außerordentlichen Reichstagen. Die laufenden Geschäfte des Staatsdienstes besorgte die Kapelle, die eigens für dieselben herangebildeten Hofgeistlichen, und die Kanzlei, deren bischöfliche Leiter den König stets auf seinem Umzug begleiteten und an Stelle der Erzkanzler die Urkunden ausfertigten. Den weltlichen Hof- und Hausdienst des Königs versahen als Vertreter der vier Erzämter, des Truchseß, Marschalls, Kämmerers und Schenks, Ministeriale. Die im 10. Jahrhundert wieder auftretende Pfalzgrafenwürde kam von der bloßen Verwaltung der königlichen Güter zu weit größerer Bedeutung, als Gegengewicht gegen die herzogliche Gewalt, verschwand aber wieder bis auf die lothringische. Der Inhaber derselben besaß dann als Pfalzgraf „bei Rhein" das meiste Ansehen unter den fränkischen Fürsten. Vorsteher der einzelnen Güter waren die Meier; die Schultheißen hatten auf denselben die niedere Gerichtsbarkeit zu üben, während der Vogt sie mit der Verwaltung in den offenen Pfalzen in weiterem Maße handhabte. Der letztere hatte namentlich die geistlichen Fürstentümer in den ihnen gewährten Immunitäten zu schützen. Auch die Burggrafen finden sich hauptsächlich in den Diensten geistlicher Fürsten, als deren Vertreter sie deren gräfliche Rechte wahrten; doch standen auch die befestigten königlichen Pfalzen unter Burggrafen. Die meisten Bischöfe und Reichsäbte hatten seit der Herrschaft der sächsischen Könige für ihre Güter Unabhängigkeit von der herzoglichen Gewalt und mit den Grafschaften auch gräfliche Rechte verlangt. In den Grenzgebieten walteten mit fast herzoglicher Gewalt die Markgrafen, wie in größeren Bezirken des Inlandes, in Thüringen und im Elsaß Landgrafen. Die höchsten weltlichen Fürsten und Beamten des Reiches waren die Herzöge, deren Macht durch die den Kirchenfürsten zu teil gewordene Erhöhung, die Pfalzgrafen,

Markgrafen, und durch das allmähliche Emporkommen der Städte in mancher Hinsicht geschmälert war. Der kühne Versuch Konrads II., das Herzogtum allmählich gänzlich zu beseitigen, mochte wohl an dem Widerstand der Stämme selbst gescheitert sein. Schon sein Sohn stellte es wieder her. Nur das Herzogtum Franken lebte nicht mehr auf. Die in der Erblichkeit den Grafschaften zum Vorteil des Königstums gewährte Begünstigung zog auch die Erblichkeit der Herzogtümer nach sich zum Nachteil der Königsgewalt, die nicht von „Fürsten Gnaden" sein soll, sondern von „Gottes Gnaden". Folgerichtig hätte dem erblichen Fürstentum auch ein erbliches Königtum entsprechen müssen. Daß es nicht dazu kam, war das Unglück Deutschlands. Das Königtum selbst hat dieses Ziel zu erreichen gestrebt und seine Stütze in den Fürsten gesucht, bei welchen Erblichkeit von selbst ausgeschlossen war, der höheren Geistlichkeit. Darum hat es diesen im höchsten Maße ihre Gunst zugewandt, sie mit Immunitäten ausgestattet, durch Schenkungen ihre Mittel vermehrt, aber auch keinen Teil des Reichs so sehr in Anspruch genommen, wie die geistlichen Güter. Die enge Verbindung des Königtums mit der Kirche hat nur dem Wohle des Reichs gedient. Wenn das Christentum sich unter dem Schutze der weltlichen Herrschaft ausbreiten konnte, wenn das Papsttum seine Erhebung aus der Erniedrigung deutscher Kraft verdankte, wenn deutscher Sinn für Sitte und Zucht nicht ohne wirksamen Einfluß auf die Gesittung des ganzen Abendlands blieb, so ist anderseits zu bedenken, was das deutsche Volk der Kultur der Kirche, der Bildung des Südens schuldet; man darf nicht vergessen, daß in Deutschland selbst gerade die geistlichen Stifter am meisten für die Wehrhaftigkeit des Reichs geleistet, oft allein die Einheit erhalten haben.

An der Hebung der Landwirtschaft haben die Klöster einen wesentlichen Anteil durch Urbarmachung der Wildnis, durch sorgfältige Bearbeitung des Bodens und kluge Nutzung. Die Musterwirtschaften der geistlichen Stifter erregten den Neid der weltlichen Herren, aber sie weckten auch den Trieb der Nachahmung. Der Bauer wohnte unter dem Krummstab am besten. Auch das Städtewesen, der Verkehr, der Handel, das Handwerk entwickelte sich unter dem Schutze der geistlichen Herren am freiesten. Wie sich bürgerliche Ansiedlungen an die klösterlichen Niederlassungen anschlossen, so knüpften sich an die Feste der Kirche die Zusammenkünfte zu weltlichen Zwecken aller Art, besonders die Märkte, welchen der vorausgehende Gottesdienst den Namen der „Messe" verschaffte. Es ging also in den christlichen Ländern ähnlich, wie im Orient, wo die Wallfahrt nach Mekka die große Messe ins Leben rief. Der Kaufmann erfreute sich der Sicherheit des Pilgers. Christus hatte die Wechsler aus dem Tempel verjagt; sie schlugen ihre Buden in seinem Schatten auf. In den Bischofsstädten fanden die Juden am ehesten Rechte und Vorrechte. In geistiger, materieller und socialer Beziehung übte die Kirche den wohlthätigsten

Einfluß auf das Volk. Sie milderte die bestehenden rohen Sitten nach Kräften, schritt ein gegen die Unsitte der Blutrache und Gottesgerichte, gegen die Fehden; sie hat viel gethan für die Erleichterung und Aufhebung der Sklaverei, sie sorgte zuerst für Arme und Kranke, pflegte gleicherweise Ackerbau und Gewerbe, wie Künste und Wissenschaften. Gerade das zehnte und elfte Jahrhundert zeigt einen mächtigen Aufschwung der Baukunst. Aus der altchristlichen Basilika entwickelte sich allmählich der romanische Rundbogenstil. Aus den großartigen Bauten der Zeit, besonders Heinrichs II. und der ersten salischen Kaiser, weht der Geist der Kraft und Festigkeit; so sind sie redende Zeugen der Zeit. Besaßen auch die Kaiser selbst oft, wie Otto I. und Konrad II., keine gelehrte Bildung, verhielt sich auch der Adel im allgemeinen ablehnend gegenüber dem wissenschaftlichen Studium, gerade unter dem Einfluß des Ottonischen Hauses und durch die Herstellung der Ordnung in Staat und Kirche erblühte auch von neuem die litterarische Thätigkeit unter den Geistlichen. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Kaisertums erweiterte den Gesichtskreis derer, welche die Ereignisse der Zeit darstellten. Schon die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg zeigte gegen früher einen wesentlichen Fortschritt. Der Burgunder Wipo setzte Konrad dem Salier in seinem Lebensbild ein würdiges Denkmal. Aber weit bedeutender sind die jetzt entstehenden Weltchroniken. Eine solche schrieb mit Benutzung älterer Annalen der gelehrte Mönch Hermann der Lahme von Reichenau († 1054), zugleich Musiker und ein gewandter Dichter, dem auch die bekannten Antiphonen Salve Regina und Alma Redemptoris Mater zugeschrieben werden. Der unselige Streit, welcher Staat und Kirche in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts entzweite, übte auf die Geschichtschreibung keinen wohlthätigen Einfluß. Man kämpfte mit der Feder wie mit dem Schwerte. Daher haben die Berichte stets mehr oder weniger Parteifärbung. Während noch Adam von Bremen bei aller Ergebenheit gegen seinen Erzbischof Adalbert (1043—1072) der Wahrheit die Ehre giebt, und auch der viel verdächtigte Lambert von Hersfeld nach bestem Wissen berichtet, verführt andere, wie den Verfasser der ergreifenden und glänzend dargestellten Lebensbeschreibung Heinrichs IV., Parteileidenschaft zu Ungerechtigkeit wider den Gegner. So begreiflich der persönliche Standpunkt der Chronisten ist, so sehr erschwert er ein klares, unbefangenes Urteil über die handelnden Personen und die Verhältnisse. In einem Punkte stimmen alle Nachrichten überein, in der Klage über den übelen Streit, der nirgendwo treuer geschildert wird als in dem Annolied: Diz riche alliz bikerte sin gewefine in sin eigin inadere (Eingeweide). Da mag Anno nicht länger leben. Das herrliche Gedicht läßt ahnen, zu welcher Blüte die deutsche Nationallitteratur bereits im 11. Jahrhundert hätte gelangen können, hätte sie nicht der Nachtfrost trüber Zeit zurückgehalten. Denn der Anfang des Jahrhunderts berechtigte zu der besten Hoffnung. Die Predigten an das

Volk waren zwar stets in der Volkssprache gehalten worden. Aber niedergeschriebene deutsche Predigten stammen erst aus dieser Zeit. In den Tagen Heinrichs II. hatte der St. Galler Mönch Notker Labeo durch seine Übersetzungen der Psalmen, des Buches Hiob und philosophischer Abhandlungen bewiesen, daß die Sprache des Volkes sich auch zum Gedankenausdruck der Gelehrsamkeit und Weisheit wohl eigene. Auch Williram, einst Mönch zu Fulda, gestorben als Abt des Klosters Ebersberg, hat um die Entwickelung der deutschen Prosa nicht unbedeutendes Verdienst. Aber man schritt auf der eröffneten Bahn nicht fort. Es gilt auch hier, was ein Sprichwort der Zeit also ausdrückt: dâr der ist ein hûs follez ûbelero liuta, târ nist neheiner chustic (tüchtig).

Dritte Periode.

Der doppelte Kampf zwiſchen Kaiſertum und Papſttum und zwiſchen Chriſtenheit und Islam.

I. Der Kampf zwiſchen Papſttum und Kaiſertum unter den letzten Saliern.

1. Heinrich IV. (1056—1106).

A. Kampf des deutſchen Königtums um unumſchränkte Gewalt im Reich.

Der Tod Heinrichs III. war ein harter Schlag für das Reich. Wohl bangte das Volk für die Zukunft, denn der deutſche Königsthron, ſo feſt er zu ſtehen ſchien, ruhte nicht auf dem einzig ſicheren Grund der Fürſtentreue. Niemand aber konnte ahnen, welchen Leiden das Reich entgegenging. Zweimal hatte es bereits eine vormundſchaftliche Regierung genoſſen. Aber beide Male ſtanden dem Kinde zuverläſſige, thatkräftige Männer zur Seite. Treue Gemüter mochten erkennen, daß die gedemütigten Fürſten die Gelegenheit, die alte Macht wieder zu gewinnen, ſich nicht entgehen laſſen würden. Aber es ſtand der Krone nicht nur der altgewohnte Kampf für ihre Gerechtſame, ihre Obmacht gegen fürſtliches Streben bevor, ſondern der weit ſchwierigere, der ausſichtsloſe Kampf gegen die Schweſtergewalt auf Erden. Mit der Regierung Heinrichs IV. beginnt die Periode des großen zweihundertjährigen Kampfes zwiſchen Kaiſertum und Papſttum, zwiſchen materieller Gewalt und geiſtiger Macht. Und gleichzeitig mit dieſem Ringen entſpinnt ſich der ebenfalls zweihundertjährige Kampf zwiſchen Abendland und Morgenland, zwiſchen Chriſtentum und Islam. So verſchieden beide Weltkämpfe ſind, gemeinſam iſt ihnen der *ideale* Charakter des Zieles, gemeinſam auch das *negative* Endergebnis.

Heinrich III. hatte auf dem Sterbelager dem Papſte Viktor II., ſowie allen anweſenden Biſchöfen und Fürſten die Unterſtützung ſeiner

Gemahlin ans Herz gelegt. Leider folgte der treffliche Papst seinem Freunde rasch im Tode nach. Die gütige und fromme, aber schwache und leicht zu beeinflußende Kaiserin Agnes war dem stolzen deutschen Klerus wenig geneigt und suchte, abgehend von der seitherigen Kaiserpolitik, sich die Dankbarkeit und damit den Beistand des hohen weltlichen Adels zu gewinnen. Daher vergab sie die erledigten Herzogtümer, unklugerweise aber nicht an zuverlässige und diesen selbst entstammende angesehene Männer. Schwaben verlieh sie an Rudolf von Rheinfelden und erhob ihn zu ihrem Schwiegersohn. Kärnthen übertrug sie Konrad, dem Bruder des Pfalzgrafen Heinrich von Lothringen, und nach dessen Tod (1061) an Berthold von Zähringen. Selbst Baiern, welches ihr Gemahl ihr übergeben hatte, gab sie aus den Händen, indem sie es dem hochbegabten und tapferen, aber unzuverlässigen sächsischen Grafen Otto von Nordheim (bei Göttingen) übertrug. Unter den geistlichen Fürsten hatte fast nur der Bischof Heinrich von Augsburg Einfluß am Hofe. Das erbitterte die übrigen, besonders Anno von Köln, welcher sich in seinem Rechte auf die Reichsverweſung und Vormundschaft beeinträchtigt sah. Daher verbanden sich die Unzufriedenen, um eine Änderung in der dem Reiche schädlichen Regierung herbeizuführen. Durch einen Staatsstreich brachte Anno mit Hilfe Ottos von Nordheim und Eckberts von Braunschweig die Person des jungen Königs Heinrich und die Leitung des Reiches in seine Gewalt. Als nämlich die Kaiserin mit ihrem Sohne im April des Jahres 1062 auf St. Suitbertswerth, dem heutigen Kaiserswerth, mit nur geringem Gefolge sich aufhielt, entführten die Verschworenen den königlichen Knaben, indem sie ihn auf ein schönes Schiff lockten und nach Köln brachten. Die Fürsten billigten das Verfahren des Kölner Erzbischofs und bestimmten, daß die Regierung künftighin stets von dem Bischof geführt werden solle, in dessen Sprengel der König Hof hielt (1062). Schon ein Jahr darauf mußte Anno seinen Einfluß auf den jungen Heinrich mit Adalbert von Bremen teilen, und bald diesem seinen Platz ganz einräumen. So streng, ja hart Anno war, so nachsichtig zeigte sich der neue „Beschützer" gegen den hochbegabten, aber leidenschaftlichen und eigenwilligen Knaben. Jeder der beiden Leiter hat seinen Anteil an der falschen Erziehung des Königs, an der Entwickelung der schlimmen Seiten seines Charakters, vor allem des Mißtrauens, der Tücke und Rachsucht, und damit an seinem und des Reiches Unglück. Jeder suchte aus seinem Einfluß auf denselben für sich Nutzen zu ziehen, Anno für sein Erzbistum und seine Verwandten, Adalbert für seinen großartigen Lieblingsplan der Erweiterung seines Bistums zu einem nordischen Patriarchat. So verschieden von Charakter beide Männer waren, in tadelloser Sittenreinheit, wie in der eifrigen Hingabe an die Ausübung ihrer Pflichten als Priester und Bischöfe gaben sie einander nichts nach. Anno wirkte vortrefflich als Lehrer und Wohlthäter seiner Herde; Adalbert hat sich die größten Verdienste um die nordische

Mission erworben. Durch seine Bemühungen erkannten nicht nur Dänemark, Schweden und Norwegen, sondern sogar Island und das von dort aus am Ende des 10. Jahrhunderts entdeckte und besiedelte Grönland die nordische Metropole Bremen an. Aber der maßlose Ehrgeiz und Stolz des Bremers verletzte die Fürsten empfindlich. Während er das Herz des Königs mit Abneigung gegen seine Widersacher, die ihm benachbarten Billunger und das Sachsenvolk erfüllte, nur bedacht auf die Bereicherung seines Erzbistums, arbeitete er selbst an seinem Sturze. Um seinen Einfluß auf den König unumschränkt behaupten zu können, ließ er denselben durch die Schwertleite im 15. Lebensjahre (1065) mündig machen. Aber auf dem Reichstag zu Tribur kam der Unmut des Volkes und der Fürsten über die Herrschaft des Erzbischofs zum Ausbruch. Heinrich, vor die Alternative gestellt, der Krone oder seinem Lenker zu entsagen, mußte Adalbert vom Hofe entfernen und sah sich wieder ganz in der Macht Annos, welcher, um seinem ausschweifenden, unköniglichen Leben ein Ende zu machen, ihn mit der ihm von seinem Vater zur Gemahlin bestimmten Bertha, Gräfin von Susa, vermählte. Heinrich aber empfand gegen die ihm aufgedrungene Gattin unüberwindliche Abneigung und führte, unbekümmert um dieselbe, mit seinen Genossen sein ungebundenes Leben weiter. Dem wiederholten Rufe, nach Italien zu kommen und sich die Kaiserkrone zu erwerben, wollte er folgeleisten; aber der Entschluß kam nicht zur Ausführung. Um von der ihm lästigen Ehe befreit zu werden, versprach er dem der Scheidung günstigen Erzbischof Siegfried von Mainz den Zehnten in Thüringen. Der päpstliche Kardinallegat Petrus Damiani aber trat aufs entschiedenste für die Rechte der zurückgesetzten Gattin ein. Unterdessen hatte der König durch Unterwerfung des aufständischen Markgrafen Dedi sich einen bedeutenden Besitz im Südosten des Harzes erworben. Sein häufiger Aufenthalt mitten im sächsischen Lande, die Anlage fester Burgen in demselben, wie der prächtigen Harzburg bei Goslar, erweckte in den Sachsen die begründete Besorgnis, daß der König in ihrem Lande seinen ständigen Sitz aufzuschlagen gedenke. Die Burgen, zunächst nur als Bollwerke gegen die Einfälle der Dänen und Slaven, sowie als Stützpunkte der königlichen Macht angelegt, mußten dem freiheitliebenden Stamme als unerträgliche Zeichen der rohen Gewalt und des ungerechten Druckes erscheinen, der auf ihm lastete. Denn man hatte nicht nur fortwährend Fronen zu leisten, sondern sah sich der Willkür und den wüsten Ausschreitungen der Genossen und Dienstleute des Königs schutzlos preisgegeben. Ja, der Fürst selber, statt den Beschwerden sein Ohr zu öffnen und einzuschreiten, nahm an dem übermütigen, leichtsinnigen und sittenlosen Treiben seiner meist übeln „Räte" teil. Noch duldete das Volk still, aber die Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Es bedurfte nur eines äußeren Anlasses, den angesammelten Zündstoff zu hellem Brande zu entfachen.

Otto von Nordheim, seither bei dem Könige im hohen Ansehen stehend, wurde durch einen verrufenen Mann, Namens Egino, der später (1073) wegen Straßenraubs geblendet wurde, des Mordanschlags gegen Heinrich beschuldigt und trotz der Beteuerung seiner Unschuld genötigt, dieselbe durch Zweikampf mit dem elenden Ankläger zu erweisen. Otto, hiezu bereit, erschien in der Nähe von Goslar mit großem Gefolge und wollte sich gegen Zusicherung freien Geleites vor dem König zur Rechtfertigung stellen. Da dieser ihm das Geleit verweigerte, begab sich Otto weg, ohne sich dem Gottesurteil zu unterziehen, und ward nun als Hochverräter geächtet und seiner Lehen wie seiner Allodien beraubt. Seine zahlreichen Gegner verheerten sofort seine Güter und brandschatzten die unschuldigen Bauern, und der König, statt dem Werke der Zerstörung Einhalt zu thun, befriedigte in gleicher Weise seinen Rachedurst, indem er des Feindes Burg Hanstein a. d. Werra dem Boden gleichmachte, die Desenburg bei Warburg besetzte und selbst die Güter der Richenza, der Gemahlin Ottos, verwüstete. Baiern wußte der eigene Schwiegersohn des Geächteten an sich zu bringen, der Sohn des Markgrafen Azzo von Este, welcher Namen und Besitz der Welfen geerbt hatte. Er brach offen mit seinem Schwiegervater, indem er die erst vor kurzem ihm angetraute Tochter zurücksandte, eins der vielen Beispiele von Treulosigkeit und Undank, durch welche die vornehmsten Männer jener Zeit ihre sonstigen guten Eigenschaften verdunkelten. Durch die Einziehung von Ottos Gütern im Westen des Harzes und Anlage weiterer Burgen befestigte Heinrich seine Gewalt im Sachsenlande und Thüringen und, nachdem er den Empörer Otto und seinen Freund Magnus, den Sohn des sächsischen Herzogs Ordulf, zum Niederlegen der Waffen und zur Ergebung gezwungen hatte (1071), nötigte er die Thüringer zur Zahlung des Zehnten an den Mainzer Erzbischof und zeigte durch die dauernde Gefangenhaltung des jungen Magnus ziemlich unverhohlen seine Absicht, das Herzogtum Sachsen ganz aufzuheben. Das Anerbieten Ottos, für seinen Freund sich in Haft zu begeben, wies Heinrich schroff zurück. Da verbanden sich die sächsischen Fürsten und Bischöfe, an der Spitze Otto von Nordheim, mit den über die Gewaltthaten der Königlichen erbitterten Stammesgenossen zu gemeinsamer Unterstützung gegen unbillige Knechtschaft. Kaum war es dem Könige gelungen, eine drohende Erhebung der süddeutschen Fürsten zu beseitigen, da brach der lang verhaltene Ingrimm des gedrückten sächsischen Volkes in offene Empörung aus. Als Heinrich im Sommer des Jahres 1073 zu einem Feldzuge gegen Polen ein bedeutendes Heer zusammenzog, verbreitete sich die Meinung, daß es auf die Sachsen abgesehen sei. Die sächsischen Fürsten, vom König wohl zur Beratung über die Rüstungen berufen, erschienen zahlreich auf der Pfalz zu Goslar. Der König aber, der mittlerweile wohl von der Verschwörung Kunde erlangt hatte und richtig vermutete, daß dieselben gekommen seien, um ihre Beschwerden vorzubringen, ließ sie den ganzen

Tag warten, ohne sie zu empfangen, und entzog sich ihren Forderungen durch heimliche Flucht nach der Harzburg. Da erhob sich das ganze Sachsenvolk. Ein mächtiges Heer rückte unter Führung Ottos vor die Harzburg und verlangte von dem König Abbruch der Burgen, Entschädigung der beeinträchtigten Fürsten, Entlassung der schlimmen Ratgeber und Verlegung der Hofhaltung in andere Gegenden. Erst zornig, dann in der Not durch nichtige Versprechungen hinhaltend, verschaffte er sich schließlich wieder Freiheit der Entschließung durch abermalige Flucht, damit aber keine Besserung seiner Lage. Denn während der Abwesenheit des Königs breitete sich der Aufstand auch über Thüringen aus. Die süddeutschen Fürsten erschienen zwar in Hersfeld, wo sich der König aufhielt, gewährten ihm aber nicht die gehoffte rasche Hilfe, obwohl er durch Entlassung des Herzogs Magnus aus der Haft und durch die demütigsten Bitten sie seiner Sache günstig zu stimmen suchte. Auch die auswärtige Hilfe, die er gegen die Empörer anrief, die Dänen und Liutizen, ließen ihn im Stich. Nach und nach sagten sich auch die übrigen Fürsten, mehr durch selbstsüchtige Absichten als durch die schweren Anklagen, welche gegen den König erhoben wurden, bewogen, von ihm los und berieten bereits die Absetzung des Unwürdigen und die Erhebung seines ungetreuen, wenig würdigen Schwagers Rudolf. In dieser Bedrängnis fand er Unterstützung bei den Bürgern der rheinischen Städte, welche die Gelegenheit nicht unbenutzt ließen, sich möglichst der Gewalt der Bischöfe zu entziehen. Die Wormser hatten ihren Bischof, einen Anhänger Rudolfs, samt seinen Rittern verjagt, eine That, die zu anderen Zeiten den König zur Bestrafung genötigt hätte, jetzt als Beweis der Ergebenheit gegen diesen dargestellt ward. In feierlichem Gepränge holten die Städter den von den Fürsten verlassenen Herrscher ein und stellten ihm freudig ihre Mannschaft, ihr Vermögen zur Verfügung. So gewann — sagt Lambert von Hersfeld — der König die überaus feste Stadt und betrachtete sie von nun an als Stützpunkt für den Krieg, als Feste des Reiches, als die sicherste Zufluchtsstätte in allen Wendungen des Schicksals. Ihre Treue aber vergalt er durch Gewährung der Zollfreiheit. Das Vorgehen der Wormser war für die Entwickelung der Macht der Städte überaus folgenreich. Neben dem seither herrschenden Stand des Adels erhob sich zu hoher Bedeutung der Bürgerstand. Gleiche Gefahr, gleiches Interesse wies Königtum und Bürgertum auf einander an. Keinem hat es zum Vorteil gedient, wenn dies außer acht gelassen wurde. Seit den Tagen König Heinrichs IV. übten auch die Städter das Recht, die Waffen zu führen, seither Vorrecht der Ritter, Dienstmannen und freien Grundbesitzer. Die unmittelbare Folge der Haltung von Worms war die Vereitlung der geplanten Wahl eines Gegenkönigs und der Anschluß einzelner Bischöfe. Gleichwohl sah Heinrich sich schließlich genötigt, in dem Vertrage zu Gerstungen a. d. Werra allen Teilnehmern am sächsischen Aufstande Straflosigkeit zuzusichern, die alten

Rechte und Güter zurückzuerstatten, den Herzog Otto wieder einzusetzen und die Zwingburgen zu schleifen (1074). Der Gerstunger Friede war eine tiefe Demütigung des Königs. Aber fast unmittelbar darauf erfolgte ein unerwarteter Umschwung zu seinen Gunsten. Die sächsischen Bauern verfuhren nach dem Abzug Heinrichs IV. bei der Niederreißung der Burgen so roh und zügellos, daß sie gegen die Abmachung außer den Ringmauern der Harzburg auch den Palast zerstörten, ja das Münster, einen prächtigen Holzbau, niederbrannten, in ihrer blinden Zerstörungswut selbst die Altäre zerschlugen, die Reliquien der Heiligen und die Gebeine der in der Kirche bestatteten Glieder des königlichen Hauses herausrissen und die Kirchengefäße raubten. Dieser frevelhafte Übermut entfremdete die Fürsten den Sachsen. Der Erzbischof von Mainz belegte die Kirchenschänder mit dem Banne, und als der König jetzt die Fürsten zum Kriege gegen die Vertragbrüchigen entbot, leisteten alle süddeutschen, ja auch sächsische Große bereitwillig Heeresfolge, am eifrigsten der jüngst noch gefährlichste Gegner Heinrichs, Rudolf von Schwaben. Am 9. Juni 1075 überfiel Heinrich mit einem stattlichen Heere die von Otto von Nordheim geführten nichtsahnenden Sachsen bei Hohenburg (Homburg) a. d. Unstrut, nördlich von Langensalza, und brachte denselben trotz der Tapferkeit ihrer kriegsgeübten Edlen eine vollständige Niederlage bei. Während die sächsischen Herren durch die Schnelligkeit ihrer Pferde ihren Verfolgern entkamen, hatte das niedere Volk die ganze Rache des Königs zu fühlen. Als er im Oktober zum zweitenmal mit Heeresmacht im Lande erschien, standen die Adligen zwar gerüstet, aber mit den Bauern entzweit, waren sie zu einem thatkräftigen Widerstand zu schwach und unterwarfen sich bedingungslos. Die adligen Empörer kamen in lange Haft. Nur Otto, der doch am schwersten belastet war, erhielt bald seine Freiheit und erlangte, merkwürdig genug, das unbegrenzte Vertrauen des Königs wieder. Ihm übertrug derselbe die Herstellung der Harzburg und den Bau einer zweiten Feste bei Goslar; auch die übrigen Burgen erhoben sich wieder aus den Trümmern. Auf dem sächsischen Lande lag die Hand des Königs schwerer denn zuvor. Denn der glückliche Ausgang des Kampfes weckte bei ihm, welchem die Selbstbeherrschung fehlte, nicht die wahrhaft königliche Tugend der Milde, sondern die niedrige Leidenschaft der Rachsucht und Härte. Vom Glücke gleichsam berauscht, mißachtete er nicht nur die Fürsprache des Papstes für die gefangenen Bischöfe, sondern, indem er den seither gewahrten Schein von Ergebenheit und Nachgiebigkeit gegen die geistliche Gewalt aufgab, erhob er, durch die ernsten, aber durchaus begründeten und nichts weniger als feindseligen Vorstellungen des Papstes Gregor VII. sich verletzt fühlend, die Hand zum Schlage gegen das Haupt der Kirche. Aber jäh fuhr der Streich zurück gegen seinen Urheber und traf mit dem Träger der Krone das deutsche Königtum selbst. Wie die schnöde Behandlung der Sachsen das innige Band zerriß, welches den König mit seinem ganzen Volke verknüpfen soll, so zerschnitt jugendlicher

Trotz und Übermut das Band der Eintracht zwischen den beiden höchsten Gewalten auf Erden. Stets aber hat die Macht des Geistes über die materielle Gewalt obgesiegt.

B. Das Königtum im Kampfe mit dem Papsttum und dem Fürstentum.

Der Kampf zwischen den Trägern der beiden höchsten Gewalten brach nicht plötzlich aus, sondern entwickelte sich allmählich aus andauernden Zerwürfnissen, wie sie kommen mußten, sobald die eine sich der Abhängigkeit von der anderen zu entziehen suchte, sobald einmal das sachliche Interesse über das persönliche gestellt ward. Dies war aber unvermeidlich, wenn die erstrebte und bereits begonnene Reform der Kirche zur Durchführung gelangte. Wollte man das fortwuchernde Unkraut ausrotten, so mußte es mit der Wurzel ausgerissen werden. So lange die Besetzung des päpstlichen Stuhles von der weltlichen Macht abhing, lag die Gefahr vor, daß das einseitige Interesse des Staates mehr die Person als die Sache berücksichtigte. Vom weltlichen Arme geführt, konnte der geistliche Arm sich völlig freier Bewegung nicht erfreuen. Riß sich der geistliche Arm von seiner hemmenden Stütze los, dann schien altes Recht verletzt. Also Freiheit der Papstwahl und die dadurch bedingte Unabhängigkeit des obersten Hirten der Kirche wie der geistlichen Fürsten beschränkte unzweifelhaft die Machtfülle, welche zuletzt der Kaiserkrone eignete. Anderseits war klar: eine Reinigung der Kirche von den Schmutzflecken der Weltlichkeit ließ sich nur erwarten von Leuten, die selbst von tadelloser Reinheit waren. Bischöfe, die selbst durch Simonie in den Besitz ihrer Stelle gekommen waren, konnten dem verderblichen Laster nicht entgegentreten. Wie konnten für die Hebung der Zucht und Ausrottung der Sittenlosigkeit Männer wirken, die selbst verweltlicht, nur vom Geiste der Hab- und Herrschsucht geleitet waren? Das üppige, sittenlose Leben der Geistlichkeit erregte bei dem Volke das größte Ärgernis. Die päpstlichen Erlasse gegen die verheirateten Kleriker riefen bei diesen zwar einen Sturm der Entrüstung hervor, fanden aber bei der Reformpartei und dem derselben zugethanen Volk desto freudigeren Wiederhall. In der Lombardei kam es schon 1057 zwischen den Gegnern der Reform und deren Anhängern, der vom niederen Volke unterstützten Pataria, d. h. Lumpengesindel, zu heftigem Zusammenstoß. Der Sieg der Patarener war gleichbedeutend mit einem Sieg des Papsttums. Das Jahr 1059 ist für dieses epochemachend. Gleichzeitig mit der Unterwerfung der Mailänder Klerisei gewinnt der Papst das Übergewicht in Unteritalien dadurch, daß die Normannenfürsten Richard von Capua und Robert, mit dem Beinamen Guiscard, d. i. Schlaukopf, von Apulien und Kalabrien ihm den Lehenseid leisten und sich zum Schutze des römischen Stuhles verpflichten. Gleichzeitig geschah der erste Schritt zur Befreiung des Papsttums von dem weltlichen

Einfluß. Auf einer Kirchenversammlung zu Rom verordnete der Papst Nikolaus II., daß künftig der apostolische Stuhl nur durch Wahl der Kardinäle — dies waren ursprünglich die festangestellten Kleriker der Bischofskirche, später die Kanoniker einer Kathedrale und seit dem 11. Jahrhundert die ersten Geistlichen der römischen Kirche, seitdem auch der oberste Rat des Papstes — ohne Einmischung der Laien besetzt werden solle. Das dem Kaiser früher zugestandene Bestätigungsrecht blieb nur insofern bestehen, als es stets persönlich vom Papste bewilligt werden konnte. Ein unrechtmäßig gewählter Papst sollte als Apostat gelten. Ein nach dem Tode Nikolaus' II. gegen Alexander II. (1061) erhobener Gegenpapst fand nur anfänglich die Unterstützung des königlichen Hofes. Mit der bald erfolgenden Anerkennung des ohne die Zustimmung desselben gewählten Alexander war genau genommen die Anerkennung des Grundsatzes der freien Papstwahl ausgesprochen.

Im Jahre 1073 bestieg der seitherige Archidiakon des Papstes, Hildebrand,[1] seit mehr denn 20 Jahren die Seele der ursprünglich vom Kloster Cluny ausgehenden kirchlichen Reformbewegung, durch Kardinäle, Klerus und Volk mit stürmischer Begeisterung gewählt, fast gezwungen, den päpstlichen Stuhl. Schwerlich hätte König Heinrich es gewagt, über diese, ohne seine vorherige Zustimmung geschehene Wahl Rechenschaft zu fordern, hätten ihn nicht deutsche Bischöfe, die ob ihres Wandels oder wegen der Erlangung ihrer Würde kein reines Gewissen und darum alle Ursache hatten, den neuen Papst zu fürchten, zur Wiederauffrischung des alten Rechtes bestimmt. Hildebrands Antwort entwaffnete die Gegner und räumte jeden Zweifel an die Gesetzlichkeit seiner Erhebung aus dem Wege. War es ein Zeichen der Pietät, daß er in dankbarer Erinnerung an seinen Lehrer und Gönner Gregor VI. sich dessen Namen beilegte, so scheint es bedeutungsvoll, daß er sich als den Siebenten des Namens bezeichnete. Einfacher und klarer hätte er nicht sein Urteil über die Rechtmäßigkeit jenes würdigen Papstes, zugleich seine Verurteilung des von Heinrich III. beliebten Verfahrens aussprechen können. Ist es auch Sage, daß er selbst den König gebeten habe, seine Zustimmung zu seiner Wahl zu versagen, damit er sich nicht gezwungen sähe, ihn wegen seiner Vergehen zur Strafe zu ziehen, die Erzählung bekundet, was man von dem Manne erwartete, welcher durch Reinheit der Sitten, Klarheit des Wollens und Festigkeit des Vollbringens gleiche Bewunderung verdiente. Von persönlichem Ehrgeiz frei, aber erfüllt von der höchsten Auffassung der Aufgabe und Stellung des Papsttums, ging er fest und sicher auf das eine Ziel los, welches er sich gesetzt hatte, Freiheit der

[1] Hildebrand bei Saona in Toskana geboren, aus einer unvermögenden Familie stammend, kam durch seinen Oheim in das Marienkloster auf dem Aventin in Rom. Kaum 25 Jahre alt wurde er Kaplan Gregors VI. (s. oben S. 175). Nach dessen Tod ging er nach Cluny. Nach Rom zurückberufen, übte er allmählich den größten Einfluß auf die Leitung der ganzen Kirche.

Kirche von jeder irdischen Gewalt und zugleich Erhebung der Kirche über jede irdische Gewalt. So lange die Diener der Kirche von weltlichen Rücksichten gebunden sind, ist die Kirche nicht frei von Fesseln, nicht geläutert von irdischen Mängeln. Der Stellvertreter Christi auf Erden hat die Pflicht, die Diener des Altars loszureißen von den Banden der weltlichen Macht. Diese ist zwar notwendig für die Kirche, wie der Leib gleichsam für die Seele; Priestertum und Königtum muß in Eintracht für das Wohl der Menschheit wirken; aber sie verhalten sich zu einander wie Sonne und Mond; wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Die Kirche hat den höchsten Richterstuhl auf Erden, hat Rechenschaft abzulegen vor Gott über ihre Verwaltung, hat daher auch die Pflicht, die Welt zu bessern, der Welt den Frieden zu geben, Recht und Tugend zu schützen, das Unrecht und die Sünde zu bekämpfen. Wie der Papst aus der weltlichen Lehensmonarchie einen Gottesstaat schaffen wollte, so umfaßte er thatsächlich in seiner Wirksamkeit die ganze Welt. Die in einer Lehenstheokratie vereinigten Fürsten Europas wollte er zum Kampfe gegen den Islam führen; die morgenländische Kirche, seit 1054 scharf getrennt von Rom, versuchte er wieder zu gewinnen; allenthalben sandte er seine Legaten und Missionäre hin; ja, er stand bereits mit den Ländern in Verbindung, die erst 4 Jahrhunderte später durch Kolumbus von neuem entdeckt wurden. In der That ist im „eisernen Zeitalter" nicht mehr der Kaiser Mittelpunkt der Weltgeschichte, sondern der Papst. Keine Periode aber lehrt deutlicher, daß nicht die physische Gewalt den Gang der Geschichte bestimmt, sondern die Macht der Ideeen, als das Zeitalter des großen Gregor VII.

Schon alsbald nach seiner Wahl sprach er es in Briefen an die Verwandten des Königs, besonders an die Gräfinnen Beatrix und Mathilde von Toscana, unverhohlen aus, daß er denselben zu seiner Pflicht gegen die Kirche zurückrufen und zu würdiger Verwaltung des Reiches ermahnen wolle. „Denn wir achten es" — so lauten seine eigenen Worte — „immer für besser, im Falle seines Widerstrebens das Wahre und Rechte zu seinem eigenen Besten bis aufs Blut zu verteidigen im Widerstand, als durch Nachgiebigkeit gegen seinen Willen und durch Nachsicht wider seine Verkehrtheit zugleich mit ins Verderben zu geraten." Heinrich, gerade damals in Not, zeigte sich über alles Erwarten demütig, bekannte reuig, was er durch Simonie gefehlt, legte den besten Willen an den Tag, die Mißbräuche abzustellen, und bat um Rat und Beistand. Im Jahre 1074 erfolgten dann auf einer römischen Synode die strengsten Beschlüsse gegen die Simonie und für den Cölibat. Das Volk selbst wurde angewiesen, die geistlichen Verrichtungen der simonistischen oder unenthaltsamen Kleriker nicht anzunehmen, und dadurch zum Mitvollstrecker des Gesetzes gemacht. Unbeirrt durch den Sturm der Entrüstung, der sich in Deutschland wie in Frankreich bei allen anrüchigen Elementen über dieses „wahnsinnige"

Vorgehen erhob, schritt Gregor auf der betretenen Bahn weiter, bald väterlich milde und liebevoll mahnend, bald schonungslos tadelnd und strafend, je nachdem es die Umstände erheischten; nur eins schwebte seiner Seele vor: die Erfüllung der großen, heiligen Aufgabe, die er als seine Pflicht erkannt hatte. Auf einer weiteren Versammlung zu Rom im Februar des Jahres 1075 erließ er das unbedingte Verbot der Investitur durch Laien und bedrohte jeden mit der Exkommunikation, der ein geistliches Amt aus Laienhand nehmen würde. Während Heinrich anfänglich seine entgegenkommende Haltung beibehielt, änderte er, sobald sich ihm im sächsischen Streite das Glück zuwandte, sein bisheriges Benehmen. In der Form zwar bezeigte er noch Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl; in der That aber straften seine Handlungen seine Versicherungen Lügen. Unbekümmert um alle Ermahnungen, fuhr er fort die Investitur auszuüben und mit den wegen Simonie gebannten Räten zu verkehren. Als endlich Gregor dem König den Widerspruch zwischen seinen Worten und seinen Thaten vorhielt, in der ernstesten Weise ihn zum Gehorsam gegen die göttlichen und kirchlichen Gebote ermahnte und mündlich für den Fall fortgesetzter Mißachtung derselben ihm mit der unvermeidlichen Verhängung von Kirchenstrafen drohen ließ, da warf Heinrich die seither gebrauchte Maske ab und that, aufgestachelt von den Gebannten und den sich schuldig fühlenden Bischöfen, den unheilvollsten Schritt seines Lebens. Auf einem Nationalkonzil zu Worms (1076) ließ er den Papst unter den lächerlichsten Verleumdungen und wahnsinnigsten Anklagen absetzen und durch einen jedes Maß überschreitenden Brief als „Heinrich nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes Gnaden König, Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch“ auffordern, herabzusteigen von dem Stuhle, welchen er durch List, Gewalt, Volksgunst und Geld in Besitz genommen habe. Als Roland, ein Geistlicher aus Parma, das Lästerschreiben der im Lateran versammelten Synode überbrachte und Gregor als „reißenden Wolf“ zur Abdankung aufforderte, brach ein solcher Sturm los, daß der Papst den königlichen Gesandten schützen mußte. Mit bewundernswürdiger Ruhe las er dann selbst den Brief vor. Am folgenden Tage sprach er den Bann über den König und seine Mitschuldigen aus und entband seine Unterthanen vom Eid der Treue gegen ihn.

Waren auch wiederholt Könige, selbst Otto d. Gr., gebannt worden, das war unerhört, daß der Papst die, wenn auch nicht definitive, so doch zeitweilige Absetzung eines Herrschers verfügte. Enthoben die Kaiser einst Päpste, so hatten sie die Macht, das Wort in That umzusetzen. Wie aber wollte der machtlose Priester gegen den mächtigsten Fürsten der Christenheit seinem Worte Nachdruck verschaffen? Wie, wenn Reichsfürsten und Volk sich fest um den König scharten gegen die „Anmaßung“ und die „Übergriffe“ des „römischen Bischofs“? Leichtes Leben verzeiht das Volk unschwer einem jugendlichen Fürsten, ist er nur sonst tüchtig, vor allem gerecht

und gütig. Aber Heinrich hatte durch seine Leidenschaftlichkeit, seine rücksichtslose Härte und Rachsucht sich bei einem großen Teile des Volkes die Liebe, bei den Fürsten die Achtung verscherzt. Die Wut der den König umgebenden und beherrschenden bösen Geister war ohnmächtig und riß keinen Besonnenen fort. Im Gegenteil, mehr und mehr wandte sich die Stimmung zu Ungunsten des Gebannten. Die Reihen seiner Anhänger lichteten sich. Einer nach dem andern der Bischöfe, welche das Absetzungsdekret gegen Gregor unterzeichnet hatten, suchte demütig in Rom um Vergebung und Gnade nach. Jetzt erhoben sich nicht nur die Sachsen wieder, sondern die Großen der Baiern, Franken, Schwaben traten bereits zu ernsten Beratungen über eine Neuwahl zusammen, obwohl der Papst wiederholt die Hoffnung und den Wunsch aussprach, daß der König durch reuige Unterwerfung sich mit der Wiederaufnahme in die Kirche die Krone retten möchte. Am 16. Oktober (1076) versammelten sich die Fürsten der deutschen Stämme zu Tribur, um in seltener Einmütigkeit zu Gericht zu sitzen über den König, d. h. einen neuen König zu wählen. Auch Heinrich, nur noch von wenigen Getreuen umgeben, fand sich in der Nähe ein, in dem gegenüberliegenden Oppenheim, und suchte durch demütige Bitten und Versprechungen die Fürsten umzustimmen. Daß ihm dies endlich gelang, hatte er nur der Verwendung der päpstlichen Legaten, besonders des Bischofs Altmann von Passau und der Fürbitte seines Taufpaten, des Abtes Hugo von Cluny, zu danken. Die Wahl eines neuen Königs unterblieb. Aber die Fürsten begnügten sich nicht mit den bloßen Zusicherungen Heinrichs, sondern trafen mit demselben ein förmliches Abkommen, dessen Übertretung unbedingt den Verlust der Krone nach sich ziehen sollte. Zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen dem König und den Fürsten soll an Mariä Lichtmeß, am 2. Februar des folgenden Jahres, ein Reichstag in Augsburg zusammentreten. Schiedsrichter zwischen beiden Teilen soll der Papst sein. Inzwischen hat der König demselben für das angethane Unrecht Genugthuung zu leisten, insbesondere muß er das Wormser Urteil widerrufen, die gebannten Räte entlassen. Bis zu dem Reichstag hat er sich jeder Regierungshandlung zu enthalten und muß sich als Privatmann nach Speier zurückziehen. Die Stadt Worms muß dem Bischofe zurückgegeben werden; die sächsischen Geiseln sind zu entlassen. Insgeheim setzten die Fürsten noch fest, daß der König, falls er nicht innerhalb des Jahres bis spätestens zum 22. Februar 1077 vom Banne losgesprochen sei, ohne weiteres für abgesetzt gelten sollte. So hatte der Papst noch einmal gegen den Willen der Fürsten dem Könige die Krone bewahrt. Aber Fürstengewalt hatte doch über die Königsmacht gesiegt. Der Vertrag von Tribur hat dem deutschen König die tiefste Demütigung bereitet, ihm aber auch die Augen geöffnet.

Es mußte ihm klar geworden sein, daß nicht so sehr der Papst sein Feind sei, als die Fürsten. Saß der Reichstag über ihn wirklich

zu Gericht, hatte er, der König, als Angeklagter sich vor seinen Gegnern zu verantworten, dann erwartete ihn noch tiefere Erniedrigung und als Ergebnis doch vielleicht die schmachvollste Entsetzung. Um jeden Preis mußte er suchen, dies zu verhindern, vor allem aber trachten vom Banne gelöst zu werden. Die Fürsten ihrerseits aber strebten zunächst danach, die Aussöhnung mit dem Papste zu hintertreiben. Dieser selbst war an die Abmachungen seiner Gesandten mit den Fürsten gebunden und konnte jetzt nicht mehr einseitig mit Heinrich sich in Unterhandlungen einlassen. Als derselbe daher den Wunsch äußerte nach Rom kommen zu dürfen, mußte ihn Gregor auf den Augsburger Tag verweisen. Da faßte jener, vielleicht von der Kaiserin-Mutter und anderen ihm wohlwollenden Personen veranlaßt, den Entschluß, sich nach Italien zu begeben und vom Papste persönlich sich die Lossprechung zu erwirken. Erreichte er diese, dann hatte er seinen übrigen Gegnern die schärfste Waffe entwunden. Da die Fürsten die von Schwaben, Baiern und Kärnthen nach Italien führenden Alpenpässe besetzt hielten, reiste Heinrich durch Burgund und über den Mont Cenis, nur begleitet von seiner Gemahlin, seinem dreijährigen Söhnchen und wenigen Dienstmannen. Der eisige Winter des Jahres 1076/77 vermehrte die Mühseligkeiten des Übergangs. Sobald die Ankunft des Königs in der Lombardei bekannt wurde, strömten ihm die Gegner des Papstes zu. Gregor, der sich bereits auf der Reise nach Deutschland befand und nicht anders glaubte, als daß Heinrich in feindseliger Absicht käme, nahm seine Zuflucht in ein Schloß der Markgräfin Mathilde, Canossa, am Nordabhange des ligurischen Apennin, südwestlich von Modena, um dort das Geleit der deutschen Fürsten abzuwarten. Der König aber, fest entschlossen, die Lossprechung zu erlangen, wies die lombardischen Bischöfe zurück und rief die Vermittlung der Markgräfin Mathilde beim Papste an. Mit dieser legten ihre und des Königs Anverwandte, auch Hugo von Cluny, Fürbitte für den ernstlich zur Buße Bereiten ein. Lange widerstand Gregor diesen Beeinflussungen, nicht aus Härte, nicht, um den König noch mehr zu demütigen, sondern weil er nach dem Triburer Abkommen ohne die Fürsten nicht entscheiden mochte. Hatte er doch selbst den Augsburger Tag von den Fürsten nur mit Mühe erwirkt. Da zwang ihn Heinrich moralisch zur Nachgiebigkeit. Er erschien mit wenigen Begleitern vor der Feste Canossa und unterzog sich dort freiwillig den üblichen Formen der Buße, indem er mit dem wollenen Bußgewande bekleidet, unbeschuht, unter Thränen um Erbarmen und Lossprechung flehte. Drei Tage lang wiederholte er diese Selbsterniedrigung. Da erst (28. Juni 1077) gab der Papst den Bitten nach und gewährte dem König die Absolution vom Bann, jedoch unter der Bedingung, daß die Streitsache mit den Fürsten auf einem zu vereinbarenden Reichstage zur Entscheidung kommen solle, und dem Papste oder seinen Gesandten zum Besuche desselben sicheres Geleit gegeben werde.

Bei der Beurteilung des ganzen Bußakts sind also folgende Punkte wohl zu beachten: Die Buße war *selbstgewählt*; sie war ein rein *persönlicher*, rein *kirchlicher* Akt von rein *kirchlichen* Folgen; sie *konnte* den König *politisch* nicht demütigen und demütigte ihn nicht politisch; die kirchliche Lossprechung schloß nicht ohne weiteres die *politische Wiedereinsetzung* in sich, so wenig wie der Bann an und für sich die ausdrücklich hinzugefügte Entbindung der Unterthanen vom Treueid. Das *Königtum* ward nicht in Canossa, sondern schon in Tribur gedemütigt.

Die Buße Heinrichs war ohne Zweifel ehrlich gemeint gewesen. Sein ferneres Verhalten aber mußte ihn als Heuchler erscheinen lassen. Anstatt auf seine Unschuld bauend, *mit* dem Papste sich zu dem Fürstentag nach Augsburg zu begeben, verhinderte er diesen durch sein Verweilen in der Lombardei und brach damit das zu Tribur gegebene Wort. Die Lombarden nahmen, durch die erfahrene Zurückweisung verletzt, eine feindselige Haltung gegen ihn ein. Gegen sein Versprechen trat er mit denselben in Verbindung, um sie wieder zu gewinnen, verletzte damit aber den Papst von neuem. Was er durch Canossa gewonnen hatte, verdarb er wieder durch seine Unbeständigkeit. Als die Fürsten einen neuen Reichstag nach *Forchheim* auf den 13. März ansagten, und Gregor den König aufforderte, sich dort zu stellen, lehnte er dies ab mit der Begründung, die lombardischen Verhältnisse duldeten seine Abwesenheit nicht, und verhinderte auch die Abreise des Papstes nach Deutschland. Obwohl dieser die Wahl eines neuen Königs den Fürsten abermals zu verschieben riet, erklärten sie am 15. März 1077 Heinrich für des Thrones verluftig und erhoben dessen Schwager *Rudolf von Schwaben* an seiner Stelle zum König, nicht ohne daß sie vorher unwürdiges Feilschen versucht und sich das Zugeständnis des freien Wahlrechts erwirkt hatten. Das deutsche Königtum, thatsächlich erblich geworden, ward somit wieder zum *Wahlkönigtum*. Der Kirche räumte der neue König das Recht der freien Bischofswahl ein. Es war ein böses Vorzeichen für die Zukunft, daß schon bei der Krönung in Mainz ein bedenklicher Aufstand sich erhob. Heinrich hatte im Volke, besonders in Franken und am Rhein, selbst in Schwaben, noch einen bedeutenden Anhang. Auch der Papst stellte sich keineswegs sofort auf Rudolfs Seite. Als Heinrich über die Alpen zurückkam, um für seine Krone zu kämpfen — wie ein Berichterstatter der Zeit sich ausdrückt — „bis zu seinem Tode", fand er unerwartet großen Beistand. Rudolf sah sich genötigt, sich nach Sachsen zurückzuziehen. Während des jammervollen Bürgerkrieges, der nun Deutschland schrecklich verwüstete, bemühten sich beide Könige um die päpstliche Anerkennung, die erst im Jahre 1080 nach der Niederlage Heinrichs bei *Flarchheim* (unweit Mühlhausen i. Th.) auf die schweren und leider nicht unbegründeten Klagen der Sachsen wegen der neuen Frevel der Scharen Heinrichs dem Gegenkönig zu teil wurde. Am 7. März desselben Jahres

erneuerte Gregor den Bann gegen Heinrich, welcher daraufhin jenen auf einer von den Antigregorianern abgehaltenen Synode in Brixen absetzen ließ und mit der Erhebung eines Gegenpapstes in der Person des Erzbischofs Wibert von Ravenna als Clemens III. der Oppositionspartei in Italien ein Haupt gab. In Deutschland blieb der neue Bann gänzlich wirkungslos. Reich und Kirche war gespalten, ein friedlicher Ausgleich unter den jetzigen Umständen kaum mehr möglich. Nach der Rückkehr von Brixen sammelte Heinrich seine Streitkräfte zu einem entscheidenden Schlage wider Rudolf. Es war vornehmlich Süddeutschland, welches dem Könige seinen Beistand lieh. Im Jahre 1079 hatte er das Herzogtum Schwaben mit der Hand seiner freilich noch unmündigen Tochter Agnes dem Grafen Friedrich von Büren oder Staufen übergeben und sich in diesem tapferen Manne eine zuverlässige Stütze gewonnen. Am 15. Oktober des Jahres 1080 kam es zur Entscheidungsschlacht bei Mölsen an der weißen Elster (nicht weit von Lützen), in welcher Heinrich zwar unterlag, Rudolf aber zu Tode verwundet ward. Das Volk erblickte in dem Tode des Gegenkönigs ein Gottesgericht, um so mehr als demselben im Kampfe die rechte Hand abgehauen ward, mit der er dereinst Heinrich Treue geschworen hatte. Nach späterer Erzählung soll ihm der Herzog Gottfried von Bouillon mit der Spitze des Reichsbanners die Todeswunde beigebracht haben. Auch der an Rudolfs Stelle zum Gegenkönig gewählte Graf Hermann von Salm aus dem Hause Luxemburg besiegte Heinrich zweimal, aber auf die Dauer hätte auch er sich nicht halten können, nachdem der Widerstand der Sachsen durch den Tod der thatkräftigen Gegner Heinrichs erlahmt war. Er fiel, als er seine eigene Burg Cochem an der Mosel wiedergewinnen wollte, durch einen Steinwurf (28. September 1088).

Heinrich hatte sich unterdessen gegen Gregor gewandt. Von den Lombarden freudig empfangen, zog er in Begleitung seines Papstes gegen Rom, in welches er widerstandslos einzurücken hoffte. Aber die Bürger der Stadt verschlossen ihm die Thore, und der deutsche König, der zur Kaiserkrönung, zur Einsetzung seines Papstes gekommen war, mußte in kläglicher, schmachvoller Weise wieder abziehen. Der erfolglose Römerzug des Jahres 1081 hat dem Könige mehr Demütigung gebracht, als die Bußfahrt nach Canossa. Auch in den folgenden zwei Jahren gelang es Heinrich nicht, die ganze Stadt in seine Gewalt zu bringen. Nach kurzer Besetzung von St. Peter gab er die eroberten Teile wieder auf. Erst im Jahre 1084 ergab sich ihm die Stadt. Während Gregor sich in der Engelsburg hielt, ließ Heinrich sich und seine Gemahlin von dem Gegenpapste in St. Peter krönen (31. März 1084), zog aber auf die Kunde, daß der Normannenherzog Robert Guiscard, seit 1080 Lehensmann des Papstes, gegen ihn heranrücke, rasch ab und gab dadurch die unglücklichen Römer der Rache der Normannen preis. Ein großer Teil der Stadt, die Gegend um den Lateran und das Kolosseum sank in

Asche. Eine Menge von Denkmälern der Kunst, welche die Stürme der Völkerwanderung überdauert hatten, fand damals ihren Untergang. Die rohen Scharen des Herzogs hausten durch Mord, Raub und Notzucht ärger als die Barbaren. Nach ihrem Abzug wandte sich die ganze Erbitterung der Bewohner gegen den Papst, welchen man als Urheber des Unglücks ansah. Die Greuel der Normannen — sagt ein Zeitgenosse — gewannen dem Kaiser mehr Herzen, als hunderttausend Goldstücke es vermocht hätten. Während Wibert sich in Rom festsetzte, mußte Gregor in Monte Cassino, endlich in Salerno eine Zuflucht suchen. An dem letzteren Orte starb er am 25. Mai 1085, in Verbannung, aber unerschüttert in seinen Grundsätzen, ungebeugten Mutes, mit dem Bewußtsein, für die Freiheit und das Recht der Kirche gekämpft und gelitten zu haben. Darum schied er aus dem Kampfe dieser Welt mit den Worten des Psalmisten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung.“ Was Feindschaft, Haß und Rachsucht an Verleumdung erdacht hat, um das hehre Bild des großen Mannes zu entstellen und zur schreckenerregenden Personifikation des Lug- und Truggeistes der römischen Kirche zu verzerren, es zergeht in ein Nichts vor der makellosen Reinheit seines Lebens, seiner Absichten, seines Wirkens. Wie mag Befangenheit wahre Größe fassen?

C. Der König im Kampfe mit den Söhnen.

Gregor selbst war gestorben, aber sein Geist lebte fort in seinen Nachfolgern Viktor III. († 1087), Urban II. († 1099) und Paschalis II., welche fest auf der Durchführung der festgesetzten Reformen und der Unterwerfung des Königs bestanden. Durch die Vermählung der Markgräfin Mathilde von Tuscien mit dem Sohne Welfs von Baiern (1088) gewannen seine Gegner in Italien neue Kräfte. Und während Heinrich hoffen konnte, Deutschland den Frieden wiederzugeben, führte er gegen diese einen entscheidungslosen Kampf. Ja sie zogen sogar seinen Sohn Konrad, welcher im Jahre 1087 zu Aachen als sein künftiger Nachfolger gewählt worden war, auf ihre Seite (1093). Es war die bitterste Kränkung, welche dem alternden Könige widerfahren konnte, daß sein eigener Sohn sich von ihm, dem Gebannten, lossagte. Denn der 19jährige Jüngling ließ sich nicht etwa von Herrschsucht zum Abfall bewegen; seiner durch und durch edlen Natur war niedrige Gesinnung fremd. In dem inneren Widerstreit der Pflichten gegen den leiblichen Vater und die geistige Mutter entschied er sich für die letztere. Ihm übertrug man die lombardische Krone, und die lombardischen Städte schlossen gegen den rechtmäßigen König einen Bund. In der Verzweiflung über den Abfall des Sohnes und die wachsende Not wollte Heinrich Hand an sich selbst legen. Aber er hatte das Maß des Elendes, welches er selbst heraufbeschworen, noch nicht ausgekostet. Seine zweite Gemahlin, eine Russin,

trennte sich von ihm und schleuderte öffentlich die größten Beschuldigungen gegen ihn. Unterdessen riefen ihn neue Anschläge seiner Feinde zurück nach Deutschland. Während die abendländische Welt sich um den Papst scharte, um den Kampf gegen den Islam aufzunehmen, zu dem schon Gregor aufgerufen hatte, erhob sich keine Hand für den Kaiser, der fast von aller Hilfe verlassen in der Lombardei saß und vergeblich da und dort um Unterstützung warb. Erst die Entzweiung der Welfen mit Mathilde und seine Aussöhnung mit denselben verschaffte ihm einen unerwarteten Beistand an ihnen und die Möglichkeit der Rückkehr. Als er nach sechsjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland kam, fand er weder offenen Widerstand noch besonderes Entgegenkommen. Doch gelang es ihm, den Streit zwischen dem Staufer Friedrich und Berthold von Zähringen um das Herzogtum Schwaben dadurch beizulegen, daß er den letzteren mit Zürich und der Vogtei über das Land zwischen Jura und dem St. Bernhard entschädigte. Sein Neffe Hermann nannte sich Markgraf von Verona, später von Baden. Nur mit Mühe setzte er auf einem Fürstentage zu Mainz (1098) die Absetzung Konrads und Wahl seines jüngeren Sohnes Heinrich durch. Konrad starb wenige Jahre danach vor Gram, verlassen und vergessen.

Heinrich bemühte sich ernstlich um Wiederherstellung des Landfriedens, wie er schon die Verbreitung des 1081 von Bischof Heinrich von Lüttich eingeführten Gottesfriedens begünstigt und gefördert hatte. Kräftig trat er den Räubereien und Bedrückungen des Adels entgegen, schützte die Städte, nahm sich der von zuchtlosen Kreuzfahrern verfolgten Juden an und gewann sich durch seine Fürsorge für Arme und Kranke die Herzen des niederen Volkes. Aber er ward der eingerissenen Unordnung nicht mehr Herr. Sie verhinderte die Ausführung der guten Vorsätze, sich nach dem Tode Wiberts (1100) mit dem Papste Paschalis auszusöhnen, den unseligen Zwist zwischen Kirche und Reich beizulegen, die Krone seinem Sohn zu übergeben und selbst nach dem hl. Lande zu ziehen. Als der junge Heinrich, so herrschsüchtig wie heuchlerisch, sich in der Hoffnung auf baldige Thronbesteigung getäuscht sah, ließ er sich mit den durch die Strenge und Willkür des Vaters erbitterten Fürsten in eine Verschwörung ein unter dem gleisnerischen Vorwand, mit dem gebannten Vater nicht länger verkehren zu können (1104). So blieb auch dieser letzte Schlag dem unglücklichen Manne nicht erspart, daß sein einziger Sohn, der ihm vor wenigen Jahren feierlichst geschworen hatte, nie sein Leben, seine Freiheit, seine Herrschaft bedrohen zu wollen, den erbärmlichsten Hochverrat gegen ihn übte. Vergeblich suchte Heinrich den Sohn zur Pflicht zurückzurufen. Am Flüßchen Regen standen sich Vater und Sohn kampfbereit gegenüber, da weigerte das Heer des Kaisers, durch Verrat gewonnen, den Gehorsam. Ratlos floh Heinrich in der Nacht; das Heer löste sich auf. Am Rhein sammelte er von neuem Getreue um sich. An der Mosel traf er abermals mit

seinem Sohne zusammen und versöhnte sich in Koblenz mit demselben. Durch die heißen Reuethränen des Heuchlers und die heiligsten Versicherungen der Treue ließ er sich bestimmen, sein starkes Gefolge zu entlassen, und begleitete denselben das Rheinthal hinauf, um in Mainz auch die Aussöhnung mit den Fürsten zu erlangen. In Bingen aber teilte ihm der Verräter mit, Erzbischof Ruthard verweigere ihm den Einlaß, und veranlaßte ihn, nach der Burg Böckelheim an der Nahe sich zu begeben. Kaum befand er sich dort, am 22. Dezember 1105, da sah er sich wie einen Gefangenen gehalten; ja, man gewährte ihm kaum die notwendigsten Lebensbedürfnisse. Er war von allen verlassen, selbst von denen, welche ihm ihre Erhöhung verdankten. Um die Freiheit wieder zu erlangen, willigte er, nach Ingelheim gebracht, in die Abdankung und die Auslieferung der Reichsinsignien ein, bekannte öffentlich vor dem päpstlichen Legaten seine Schuld, ward aber nicht vom Banne gelöst. Während der neue König nach dem Oberrhein zog, entrann der Gefangene der Haft und flüchtete sich zu seinem Freunde, dem Bischof von Lüttich. Von diesem, dem Herzog Heinrich von Niederlothringen und den treuen Bürgern Kölns unterstützt, ergriff er nochmals die Waffen für sein Recht gegen den ungeratenen Sohn. Aber schon am 1. August des Jahres 1106 erlöste ihn der Tod von der Last des Lebens. Er hatte noch nicht 56 Jahre erreicht. Aber auch dem Toten gönnte man die Ruhe nicht. Er war seiner letzten Bestimmung gemäß im Lütticher Dom beigesetzt worden. Da er aber im Banne gestorben war, durfte er nicht in geweihter Erde bestattet werden. Er mußte ausgegraben werden und stand einige Zeit in einer ungeweihten Kapelle bei Lüttich. Dann nach Speier übergeführt und im Dome zur Gruft gesenkt, wurde er abermals in seiner Ruhe gestört, bis am 7. August 1111, nachdem von dem Toten der Bann genommen war, die feierliche Beisetzung erfolgen konnte. Soviel Heinrich in seinem Leben gefehlt haben mag, er hat auch schwer gebüßt. Neben schlimmen Seiten seines Charakters, welche die verkehrte Erziehung zum großen Teil mit herausgebildet hat, besaß er manchen edlen Zug, der ihm viele Liebe gewann. Mag auch bei der Schilderung, welche der Verfasser seiner Lebensbeschreibung, sein Zeitgenosse, von dem Kaiser giebt, Dankbarkeit, Zuneigung, Parteistandpunkt stärkere Farben aufgetragen haben, im ganzen muß das entworfene Charakterbild der Wahrheit entsprechen. Sein durchdringender Scharfsinn, sein hoheitsvolles Benehmen, seine Heiterkeit und natürliche Herzensgüte, die sich namentlich in Herablassung und Fürsorge gegen das Volk bethätigte, seine Tapferkeit und sein rastloser Trieb zur Thätigkeit befähigten ihn wohl zum Herrscher. Es fehlte ihm nicht an religiösem Sinn, an Entschlossenheit, nicht an Festigkeit; aber er schwankte als Spielball seiner eigenen Leidenschaften und Wallungen des Geistes und Gemüts zwischen Recht und Unrecht, Gut und Bös: das war sein Unheil.

trennte sich von ihm und schleuderte öffentlich die größten Beschuldigungen gegen ihn. Unterdessen riefen ihn neue Anschläge seiner Feinde zurück nach Deutschland. Während die abendländische Welt sich um den Papst scharte, um den Kampf gegen den Islam aufzunehmen, zu dem schon Gregor aufgerufen hatte, erhob sich keine Hand für den Kaiser, der fast von aller Hilfe verlassen in der Lombardei saß und vergeblich da und dort um Unterstützung warb. Erst die Entzweiung der Welfen mit Mathilde und seine Aussöhnung mit denselben verschaffte ihm einen unerwarteten Beistand an ihnen und die Möglichkeit der Rückkehr. Als er nach sechsjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland kam, fand er weder offenen Widerstand noch besonderes Entgegenkommen. Doch gelang es ihm, den Streit zwischen dem Staufer Friedrich und Berthold von Zähringen um das Herzogtum Schwaben dadurch beizulegen, daß er den letzteren mit Zürich und der Vogtei über das Land zwischen Jura und dem St. Bernhard entschädigte. Sein Neffe Hermann nannte sich Markgraf von Verona, später von Baden. Nur mit Mühe setzte er auf einem Fürstentage zu Mainz (1098) die Absetzung Konrads und Wahl seines jüngeren Sohnes Heinrich durch. Konrad starb wenige Jahre danach vor Gram, verlassen und vergessen.

Heinrich bemühte sich ernstlich um Wiederherstellung des Landfriedens, wie er schon die Verbreitung des 1081 von Bischof Heinrich von Lüttich eingeführten Gottesfriedens begünstigt und gefördert hatte. Kräftig trat er den Räubereien und Bedrückungen des Adels entgegen, schützte die Städte, nahm sich der von zuchtlosen Kreuzfahrern verfolgten Juden an und gewann sich durch seine Fürsorge für Arme und Kranke die Herzen des niederen Volkes. Aber er ward der gerissenen Unordnung nicht mehr Herr. Sie verhinderte die Ausführung der guten Vorsätze, sich nach dem Tode Wiberts (11[illegible] dem Papste Paschalis auszusöhnen, den unseligen Zwist zwi[illegible] und Reich beizulegen, die Krone seinem Sohn zu [illegible] selbst nach dem hl. Lande zu ziehen. Als der jun[illegible] herrschsüchtig wie heuchlerisch, sich in der Hoffnung [illegible] befteigung getäuscht sah, ließ er sich mit den [illegible] Willkür des Vaters erbitterten Fürsten in [illegible] unter dem gleisnerischen Vorwand, mit [illegible] länger verkehren zu können (1104). [illegible] Schlag dem unglücklichen Manne [illegible] Sohn, der ihm vor wenigen Jahr[illegible] sein Leben, seine Freiheit, seine [illegible] erbärmlichsten Hochverrat gegen [illegible] den Sohn zur Pflicht zurü[illegible] sich Vater und Sohn kam[illegible] des Kaisers, durch Ver[illegible] Heinrich in der Nach[illegible] er von neuem Getre[illegible]

seinem Sohne zusammen [illegible]
Durch die heißen [illegible]
sicherungen der Treue [illegible]
entlassen, und begleitete [illegible]
auch die Aussöhnung [illegible]
teilte ihm der [illegible]
Einlaß, und veranlaßt [illegible]
sich zu begeben. Kaum [illegible]
da sah er sich [illegible]
kaum die notwendigsten [illegible]
lassen, selbst von denen [illegible]
die Freiheit wieder [illegible]
in die Abdankung [illegible]
kannte öffentlich [illegible]
nicht vom Banne [illegible]
rhein zog, entrann [illegible]
Freunde, dem [illegible]
von Niederlothringen [illegible]
[illegible] er nochmals [illegible]
Sohn. Aber schon [illegible]
[illegible] von der [illegible]
aber auch dem [illegible]
[illegible]ten Bestimmung [illegible]
[illegible] aber im Banne [illegible]
[illegible]tattet werden. [illegible]
[illegible] in einer [illegible]
[illegible]geführt und [illegible]
[illegible]er Ruhe gestört [illegible]
[illegible] Bann genommen [illegible]
[illegible]el Heinrich in [illegible]
[illegible]ßt. Neben [illegible]
[illegible] Erziehung [illegible]
[illegible]chen edlen Zug [illegible]
[illegible]derung, welche der [illegible]
[illegible]e, von dem Kaiser [illegible]
[illegible] stärkere Farben [illegible]
[illegible]ne Charakterbild der [illegible]
[illegible]sinn, sein hohe[illegible]
[illegible] Herzensgüte, [illegible]
[illegible]as Volk be[illegible]
[illegible]tigkeit be[illegible]
[illegible] in religiö[illegible]
[illegible]

[illegible]s
[illegible]en
[illegible]sich
[illegible]nen,
[illegible]recht
[illegible] das
[illegible]rträg-
[illegible]en Erz-
[illegible] nieder.
[illegible]athilde
[illegible]glänzenden
[illegible]einer seiner
[illegible] Herzöge die
[illegible] Mundschenken.

[illegible]e verwickelt und
[illegible] westfälische Adlige
[illegible]ter gestanden hatten,
[illegible] bei Mansfeld) 1115
[illegible]en empfindliche Nieder-
[illegible]Aufstandes am Unterrhein
[illegible]rn auch die Erhebung der
[illegible]en in diesen Wirren machte
[illegible]e Anwesenheit in Italien not-
[illegible]ft in andere Hände kommen
[illegible]en zu schließen, berief er daher
[illegible] die sächsischen Fürsten erschienen
[illegible]rnherein jede Aussicht auf Frieden.
[illegible]ob sich gegen den Kaiser und erzwang
[illegible]efangenen Erzbischofs, der nun sofort
[illegible]liche Verbindung trat. Da ihm alles
[illegible]pst von den Aufständischen fern zu halten,
[illegible]chland herrschenden Unordnung, im Jahre
[illegible] nach Italien, nachdem er dem Staufer
[illegible]m in Ostfranken verliehen hatte. In Italien
[illegible]e Freunde und Gegner Mathildens zu gewinnen,
[illegible]e den Streit beizulegen. Die mathildischen Güter
[illegible]derspruch zu finden, in Besitz, obwohl die Erblasserin
[illegible]em römischen Stuhle bestimmt hatte. Aber mit
[illegible]es zu keinem Vergleich, obwohl der Kaiser dessen Be-

2. Heinrich V. (1106—1125).

Beendigung des Investiturstreits.

Solange Heinrich der Unterstützung der päpstlichen Partei wider seinen Vater bedurfte, hatte er, ein Meister in der Kunst der Verstellung, demütige Ergebenheit gegen den Papst geheuchelt. Kaum sah er sich im unbestrittenen Besitze des Thrones, so verfuhr er in Besetzung der Bistümer, aller Versprechungen uneingedenk, trotz der Erneuerung des Verbotes der Investitur mit rücksichtsloser Willkür. Der ganze Streit zwischen Reich und Kirche, viel tiefer liegend, hatte sich zugespitzt zu dem bloßen Rechtsstreit über die Investitur. Die Verhandlungen, in welchen die Gesandten des Königs durch schroffes Auftreten ihren Forderungen Nachdruck zu geben suchten, zogen die Entscheidung über die Frage nur hin. Nach ruhm- und fruchtlosen Kämpfen in Böhmen und Ungarn beschloß Heinrich durch einen Römerzug die Sache zum Austrag zu bringen, Italien wieder enger mit dem Reiche zu verbinden und sein Ansehen durch die Kaiserkrone zu erhöhen. Als er im Jahre 1110 mit einem gewaltigen Heere in Italien erschien, fand er fast nirgends Widerstand. Aber ehe ihm der Eintritt in Rom gestattet wurde, wollte Paschalis den Streit beigelegt wissen. Da der König erklärte, daß er die freie Verfügung über die aus Reichsgut entstandenen und bestehenden Bistümer nicht ohne den größten Schaden für das Reich aufgeben könne, war der Papst schließlich bereit, gegen die Verzichtleistung des Königs auf das Investiturrecht die den Bischöfen zugewendeten Reichsgüter und Regalien aufzugeben. Das beiderseitige Übereinkommen sollte vor der Krönung am 12. Februar 1111 veröffentlicht werden. Als aber der Verzicht auf die weltlichen Lehensgüter zur Verlesung kam, erhoben die deutschen Bischöfe, wohl nicht ohne Einverständnis mit dem tückischen Fürsten, stürmischen Widerspruch, so daß die Krönung unterblieb. Darauf ließ der König den hilflosen Papst samt den Kardinälen in der St. Peterskirche gefangen nehmen. Die übrigen Kleriker mußten sich rohe Mißhandlung, ja gemeine Plünderung von den gewaltthätigen Kriegern gefallen lassen. Aber die beispiellose Gewaltthat entflammte das Volk zur Rache. Ein erbitterter Kampf zwang den König zum Abzug von Rom. Die Gefangenen führte er mit sich. Das Elend der von den Deutschen bedrängten Römer, die Besorgnis vor einem neuen Schisma und der Druck des Königs, der wiederholt beteuerte, daß die Investitur nicht geistliche Rechte, sondern nur die weltlichen Güter verleihen sollte, brachen den Widerstand des Papstes. Er bewilligte dem Könige die Investitur und versprach, ihn zu krönen, sowie ihn wegen des Zwanges nicht zu bannen. Sofort nach der eiligst vollzogenen Krönung kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, mit ihm wich der Schrecken aus Italien. Die Mehrzahl der Kardinäle und Prälaten verwarfen alsbald den ganzen Vertrag als erzwungen und nichtig und veranlaßten den Papst auf der Fastensynode

1112 zum Widerruf des erteilten privilegium, welches sie als pravilegium bezeichneten. Den Bann sprach eine zweite Synode zu Vienne aus, bei welcher indes der Papst nicht anwesend war. Die Beschlüsse aber blieben lange ohne thatsächliche Bedeutung für Deutschland.

Mit kräftiger Hand suchte Heinrich das Fürstentum wieder niederzudrücken. Aber seine Gewaltthätigkeit und Härte, die allenthalben verletzte, erregte zuletzt in Sachsen und Thüringen den Aufstand. Als er im Jahre 1112 die erledigten Reichslehen des verstorbenen Grafen Ulrich von Orlamünde einzog, verschworen sich diejenigen, welche sich auf dieselben Hoffnung gemacht hatten, mit anderen Unzufriedenen, der rheinische Pfalzgraf Siegfried mit Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitsch, Lothar von Supplinburg, welchem er selbst 1106 das erledigte Herzogtum Sachsen übertragen hatte, gegen den unerträglichen Druck des Kaisers. Dieser verhaftete den ihm trotzenden Erzbischof von Mainz und warf den Aufstand in Sachsen rasch nieder. Als er am 7. Januar 1114 zu Mainz die Hochzeit mit Mathilde von England feierte, sah er sich umgeben von einer so glänzenden Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten, wie selten einer seiner Vorgänger. Bei dem großartigen Feste versahen die Herzöge die Erzämter, der Böhme zum erstenmal das Amt des Mundschenken. Heinrich stand auf dem Gipfel seiner Macht.

Wenige Monate darauf war er in neue Kämpfe verwickelt und erlitt vor Köln von den durch niederrheinische und westfälische Adlige unterstützten Bürgern, die einst treu zu seinem Vater gestanden hatten, und am Welfesholz (im Nordosten des Harzes bei Mansfeld) 1115 durch Herzog Lothar und die sächsischen Fürsten empfindliche Niederlagen, welche nicht nur die Ausbreitung des Aufstandes am Unterrhein und im westlichen Sachsen förderten, sondern auch die Erhebung der kirchlichen Gegenpartei veranlaßten. Mitten in diesen Wirren machte der Tod der Markgräfin Mathilde seine Anwesenheit in Italien notwendig, wollte er nicht deren Erbschaft in andere Hände kommen lassen. Um mit den Fürsten Frieden zu schließen, berief er daher einen Reichstag nach Mainz. Aber die sächsischen Fürsten erschienen nicht und vereitelten somit von vornherein jede Aussicht auf Frieden. Ja, die Mainzer Bürgerschaft erhob sich gegen den Kaiser und erzwang von ihm die Loslassung des gefangenen Erzbischofs, der nun sofort mit den Gegnern in gefährliche Verbindung trat. Da ihm alles daran liegen mußte, den Papst von den Aufständischen fern zu halten, zog er, trotz der in Deutschland herrschenden Unordnung, im Jahre 1116 zum zweitenmal nach Italien, nachdem er dem Staufer Konrad das Herzogtum in Ostfranken verliehen hatte. In Italien suchte er die Städte, die Freunde und Gegner Mathildens zu gewinnen, auch mit dem Papste den Streit beizulegen. Die mathildischen Güter nahm er, ohne Widerspruch zu finden, in Besitz, obwohl die Erblasserin ihre Allodien dem römischen Stuhle bestimmt hatte. Aber mit Paschalis kam es zu keinem Vergleich, obwohl der Kaiser dessen Be-

drängnis durch die aufständischen Römer zu benutzen verstand. Als er sich Rom näherte, wich der Papst dem von der letzten Synode (1116) Gebannten aus und forderte als Bedingung für den Ausgleich den Verzicht auf die Investitur. Daher ließ sich Heinrich am Osterfeste (1117) durch den Erzbischof von Braga, wie es an hohen Festtagen Sitte war, in der Peterskirche mit der Kaiserkrone schmücken. Als wenige Monate danach Paschalis starb, begab sich Heinrich abermals nach Rom, in der Hoffnung mit dessen Nachfolger Gelasius II. sich aussöhnen zu können. Da diese Aussicht fehlschlug, ließ er Moritz von Braga als Gregor VIII. zum Papst wählen, der jedoch zu keinem Ansehen gelangte. Gelasius sprach über den Kaiser und seinen „Götzen" den Bann aus, welchen sein Nachfolger Calixtus II. (1119—1124), ein entschiedener Gregorianer und ebenso milder, als staatskluger Mann von hochfürstlicher Herkunft, erneuerte. Während der Abwesenheit des Kaisers litt Deutschland schwer unter den Greueln des Bürgerkriegs und der Zuchtlosigkeit, und auch seine Rückkehr brachte lange nicht den ersehnten Frieden, bis Kaiser und Fürsten sich auf einer Zusammenkunft in Würzburg 1121 versöhnten und den Beschluß faßten, den kirchlichen Streit durch Unterwerfung des Kaisers unter die Entscheidung des apostolischen Stuhls zu Ende zu führen. Die Friedensliebe des Papstes brachte schließlich (1122) den Vertrag zustande, welcher von seiner Verkündigung in Worms den

Salisches Haus.

Konrad der Rote † 955.
v. Lothringen, Schwiegersohn Ottos I. d. Gr.
|
Otto von Kärnthen.

Heinrich von Franken.	Bruno (Papst Gregor V.)	Konrad von Worms
Konrad II. Kaiser 1024—1039.		Konrad II. von Kärnthen.
Heinrich III. Kaiser 1039—1056		
Heinrich IV. Kaiser 1056—1106	Mathilde, Gem. Gegenkönig Rudolf von Schwaben 1077—1080.	
Agnes Gem. Friedrich von Büren (Staufen).	Konrad.	Heinrich V. Kaiser 1106—1125.

Namen erhielt. Ein allgemeines Konzil im Lateran bestätigte im folgenden Jahre das Calixtinische Konkordat, durch welches der König „jede Investitur durch Ring und Stab" aufgab. Die Wahl sollte, wenn auch in Gegenwart des Kaisers, durch das Domkapitel geschehen und eine absolut freie sein. Die Belehnung mit den Regalien sollte durch das Scepter erfolgen, in Deutschland gleich nach der Wahl, in Burgund und Italien binnen 6 Monaten nach der Weihe.

So war der fünfzigjährige Investiturstreit beendet, der Friede zwischen Staat und Kirche hergestellt. Aber den Landfrieden im Innern vermochte der Kaiser nicht mehr zu befestigen, zumal er seine Aufmerksamkeit und Kraft auch auswärtigen Angelegenheiten zuwandte. Ein Zug, in englischem Interesse an die Grenze Frankreichs unternommen, ward glücklicherweise aufgegeben, ehe es zum offenen Krieg kam. Am 23. Mai 1125 starb er zu Utrecht kinderlos, nachdem er seinem nächsten Verwandten, Herzog Friedrich von Schwaben, dem Staufer, seine Güter übertragen hatte, wohl in der Hoffnung, daß auch auf ihn die Krone überginge. Aber die Härte des letzten Saliers hatte ihm keine Liebe und Dankbarkeit erwerben können, weder beim Volk noch bei den Fürsten.

Diese machten von dem Rechte der freien Wahl, welches sie dem ersten Gegenkönig abgerungen, Gebrauch und wählten, wohl vornehmlich durch Adalbert von Mainz beeinflußt, den trotzigen Gegner des verstorbenen Kaisers, Lothar von Sachsen.

II. Lothar von Sachsen

(1125—1137).

Wider seinen Willen war der alternde Herzog von Sachsen in stürmischer Weise zum König erkoren worden. Da er es war, zeigte er bald, daß er auch wirklich herrschen wollte. Er hatte stets für die Freiheit der Sachsen und die bald damit verbundene Sache der Kirche gegen Heinrich IV., dann auch gegen Heinrich V. gefochten. Daß er nun von dem Wormser Konkordat abging und die darin verbürgten Kaiserrechte aufgab, ist unrichtig. Er hat die ihm zustehenden Befugnisse ausgeübt und auch dem Fürstentum gegenüber sein Königsrecht gewahrt. Auf einem Fürstentag zu Regensburg forderte er von Friedrich von Schwaben und dessen Bruder Konrad das Reichsgut zurück, welches diese mit dem Erbe Heinrichs V. an sich genommen hatten. Da die staufischen Brüder die Herausgabe des salischen Erbes verweigerten, erklärte Lothar gegen sie die Acht und den Reichskrieg, wagte aber nach einem unglücklichen Feldzug gegen Böhmen (1126) nicht, den Kampf zu beginnen. Und als der Krieg wirklich ausbrach, hatte Lothar keine Erfolge, obwohl er durch die Vermählung seiner Tochter Gertrud mit dem Welfen Heinrich dem

Stolzen von Baiern sich in Oberdeutschland eine Stütze gegen die mächtigen Staufen schaffte (1127). Ja, Konrad wurde sogar als Gegenkönig aufgestellt und erhielt in Monza die lombardische Krone. Der Streit zwischen dem König und den beiden Brüdern erweiterte sich dann zu dem gewaltigen Kampf zwischen den Welfen und den Staufen oder Waiblingern, wie diese nach dem Schlosse Waiblingen an der Rems in Schwaben hießen. Als Konrad aber, von Honorius II. gebannt, allen Anhang in Italien verlor, kehrte er in die Heimat zurück, wo inzwischen Lothar einige Erfolge im Kriege errungen hatte. Eine zwiespältige Papstwahl rief den König von der Weiterführung des Kampfes ab nach Italien. Unterdessen aber führte Heinrich der Stolze denselben mit aller Macht und brachte die Staufer in arge Bedrängnis, so daß sie, als Lothar nach der Rückkehr Schwaben furchtbar verwüstete, sich unter Vermittlung des Abtes Bernhard von Clairvaux (an der Aube) nach fast zehnjährigem Kampfe unterwarfen. Sie erhielten die Bestätigung ihrer Güter, Lehen und der salischen Erbschaft, soweit über dieselbe nicht anderweitig verfügt war (1135).

Nach dem Tode des Honorius kam es durch die Streitigkeiten der römischen Adelsfamilien der Frangipani und Pierleoni wieder zu einer zwiespältigen Papstwahl. Innocenz II. floh nach Frankreich, gewann den hl. Bernhard für sich und erlangte auf einer Zusammenkunft mit Lothar das Versprechen der Hilfe. Nachdem der König durch einen Feldzug die Lehenshoheit des deutschen Reiches über Dänemark wiederhergestellt hatte, unternahm er (1132) den Römerzug, aber mit zu geringer Macht. Da der Gegenpapst Anaklet II. an Roger, dem Herzog von Apulien, der ihm den Lehenseid geleistet und sich zum König von Sicilien hatte krönen lassen (1130), eine starke Stütze hatte, vermochte Lothar nicht, denselben aus der Leostadt zu vertreiben, und mußte sich im Lateran krönen lassen (1133).[1] Das Einzige, was Lothar erreichte, war, daß Papst Innocenz ihm unter ausdrücklicher Wahrung des Eigentumsrechtes die Nutznießung der Mathildischen Güter gegen einen jährlichen Zins gestattete. Einen Lehenseid, wie ein späteres Gemälde im Lateran glauben machte, hat Lothar nicht geleistet. Friedrich Barbarossa drang übrigens bei Hadrian IV. (1157) auf Beseitigung des die kaiserliche Autorität verletzenden Bildes.

Nach der Rückkehr verlieh Lothar dem Askanier Albrecht dem Bären, Grafen von Ballenstedt, für die ihm auf dem Römerzuge geleisteten treuen Dienste die Nordmark (1134) um Salzwedel und Stendal, welche dieser durch die Eroberung der Priegnitz und die Vererbung des Havellandes durch den Havellerfürsten Pribislaw allmählich erweiterte zur Mark Brandenburg. Fast mehr als das Schwert hat das Werk der Germanisierung die segensreiche Mission des hl. Norbert, des Stifters des Prämonstratenserordens,[2] gefördert, welcher, im Jahre 1129 auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg

[1] Anaklet starb plötzlich erst im Jahre 1138. [2] Regulierte Chorherren.

erhoben, mit Energie die Bekehrung und Gesittung der Wenden von neuem in Angriff nahm. Die verwaisten Bistümer wurden hergestellt. Mit den Missionaren drangen Kolonisten ein und verbreiteten deutsche Sprache und Sitte jenseits der Elbe. Gleichzeitig mit Norbert wirkte Bischof Otto von Bamberg mit Erfolg als „Apostel der Pommern" für die Herrschaft des christlichen Glaubens und des Deutschtums. Neben den Prämonstratensern waren es namentlich die Cistercienser,[1] welche dem Nordosten mit den Segnungen des Christentums die Vorteile der Kultur brachten. Ihr Fleiß lichtete die Wälder, trocknete die Sümpfe und wandelte den neu gewonnenen Boden in ertragsfähiges Ackerland um. Und sie förderten nicht nur die Landwirtschaft, sondern pflegten auch die Wissenschaften und Künste, vor allem die Tonkunst und die Baukunst. Noch heute reden prächtige Bauten von der Wirksamkeit der „grauen Mönche".

In Nordalbingien, dem Lande, dessen Westen die Ditmarschen, dessen Osten die Holsten und Stormarn bewohnten, überwies Lothar das Gebiet der beiden letztgenannten Stämme den Grafen von Schauenburg (an der mittleren Weser) als Grafschaft Holstein. Die neuen Grafen von Holstein gründeten Lübeck und eroberten die wagrische Halbinsel mit Hilfe des Prämonstratensers Vicelin der christlich-deutschen Kultur. Markgraf Konrad von Wettin erhielt zu der Markgrafschaft Meißen, welche er schon 1123 besaß, die Niederlausitz. Gerade dieser Fürst und Albrecht der Bär befestigten später mit Heinrich dem Löwen die deutsche Herrschaft jenseits der Elbe mit starker Hand. Der Polenherzog Boleslav erkannte 1135 die Lehenshoheit des Kaisers wieder an. So wird unter Lothars Regierung die Herrschaft des deutschen Reiches im Norden und Osten hergestellt und jene Erweiterung begonnen, welche im folgenden Jahrhundert auch die Weichsel erreicht.

Nachdem der Friede im Reiche wieder fest begründet schien, konnte Lothar seinen zweiten Zug nach Italien antreten, welcher größerer Beteiligung und bedeutenderer Erfolge als der erste sich erfreute (1136/37). Die Städte der Lombardei, welche dem Kaiser zu widerstehen wagten, wurden, soweit sie nicht von dem hl. Bernhard gütlich gewonnen waren, mit Gewalt zum Gehorsam gebracht. Roger II. sah sich zum Rückzug nach Sicilien genötigt. Die weitere Verfolgung gab der Kaiser auf, weil das Heer zur Heimkehr drängte. Der neueingesetzte, von Papst und Kaiser gemeinsam belehnte Herzog Rainulf von Apulien setzte den Krieg mit deutschen Hilfstruppen eine Zeitlang fort. Bald aber gingen die Eroberungen in Unteritalien wieder verloren. Die deutsche Herrschaft in Tuscien suchte der Kaiser dadurch zu befestigen, daß er das Land seinem Schwiegersohne übertrug. Schon krank verließ der Kaiser im November den Boden Italiens. Am 3. Dezember

[1] So genannt nach dem Kloster Citeaux südl. von Dijon, gegründet 1098; Clairvaux ist ein Tochterkloster von Citeaux.

ſtarb er in einem Bauernhauſe zu Breitenwang bei Reutte in Tirol, nachdem er Heinrich dem Stolzen die Reichsinſignien, vielleicht auch das Herzogtum Sachſen übergeben hatte. In heimatlicher Erde zu Königslutter fanden die ſterblichen Reſte des Kaiſers, der den kaiſerlichen Namen wieder zu Ehren gebracht hatte, ihre Ruheſtätte, eines Mannes, von welchem die Kaiſerchronik ſagt:

Er was wol des rîches herre,
Bî im was der vride guot.
Die erde wol ir woucher truoc.
Er minnete alle gotliche lêre
Unde behielt ouch wertlich êre.

III. Welfen und Staufer.

1. Konrad III. (1138—1152).

So wenig beim Tode Heinrichs V. die Staufer gezweifelt hatten, daß ihrem Hauſe die Krone zufallen würde, ſo ſicher rechnete jetzt Heinrich der Stolze darauf, als Erbe Lothars den Thron zu beſteigen. Wie damals aber, ſo vereitelten die Hoffnung gerade die Umſtände, welche ſie weckten, Anſpruch und Macht. Heinrichs hochfahrendes Weſen hatte weder die Fürſten noch den Papſt ſeiner Perſon gewonnen. Während ihm Albrecht der Bär durch einen Einfall ins Land das ſächſiſche Herzogtum ſtreitig machte, wählte eine kleine Zahl rheiniſcher Fürſten auf Betreiben des päpſtlichen Legaten und des Erzbiſchofs von Trier den Staufer Konrad in Koblenz zum König und krönten ihn eiligſt zu Aachen. Raſcher, als man hätte erwarten ſollen, fand der neue König die Anerkennung. Heinrich lieferte erſt auf mehrmalige Aufforderung die Reichsinſignien aus und fand ſich auch endlich zur Huldigung in Regensburg ein, in der Hoffnung, doch wenigſtens Sachſen für ſich zu retten. Konrad aber, ſtatt den mächtigen Mann ſich zum Freunde und zur Stütze ſeiner Herrſchaft zu machen, behandelte ihn von vornherein feindſelig, mehr den Staufer als den König zeigend, und forderte die Herausgabe des ſächſiſchen Herzogtums, da die Vereinigung zweier Herzogtümer in der Hand eines Fürſten als gegen das Herkommen erklärt wurde. Auf die Weigerung Heinrichs folgte die Acht, die Übertragung Sachſens an Albrecht den Bären und ein verheerender Bürgerkrieg. Da Heinrich Sachſen behauptete, entzog Konrad ihm auch Baiern und verlieh es ſeinem Halbbruder, dem Babenberger Leopold IV. von Öſterreich. Schon nötigten Heinrichs Erfolge mit den Waffen den König zu Unterhandlungen über den Frieden, als der plötzlich erfolgte Tod (1139) des Herzogs den Kampf von neuem entzündete. Während Lothars Witwe Richenza und ihre Tochter Gertrude die Rechte ſeines 10jährigen Sohnes Heinrich, des ſpäteren Löwen, mit Kraft und Erfolg in Sachſen

verfochten, kämpfte in Baiern und Schwaben des Verstorbenen Bruder Welf VI. gegen Leopold siegreich, mehr für sich als für seinen Neffen, bis er bei dem Städtchen Weinsberg (1140) eine Niederlage erlitt. Die Erzählung von der Treue der Frauen dieses Ortes ist ebenso ungeschichtlich als die gewöhnliche Angabe, daß in dieser Schlacht zuw erstenmal der Ruf „Hie Welf!“ „Hie Waiblingen!“ erschollen sei. Als Markgraf Leopold (1141) starb, ging die Mark Österreich auf dessen jüngeren Bruder Heinrich, von seiner Lieblingsbeteuerung Jasomirgott genannt, über. Und als auf einem Reichstag zu Frankfurt durch die Belehnung des jungen Sohnes von Heinrich dem Stolzen der Friede mit den Sachsen hergestellt war (1142), erhielt der Babenberger Heinrich Baiern und zugleich die Hand Gertrudens. Die Aussöhnung zwischen den Häusern der Welfen und Staufer schien durch diese Verbindung endgültig besiegelt. Aber Welf setzte den Kampf für sich fort, unterstützt von seinem und des Königs Neffen, dem späteren Kaiser Friedrich Rotbart, bis Konrad zum zweitenmal mit Heeresmacht gegen ihn zog. Das bloße Erscheinen des Königs genügte, um Welf zum Rückzug zu veranlassen. Da stellte der unerwartet eintretende Tod Gertrudens (1143) wieder alle Erfolge in Frage. Welf hielt sich zwar scheinbar fern von den Fehden, die unaufhörlich das Reich in Verwirrung brachten, ohne Zweifel aber schürte er im Bunde mit Roger von Sicilien das glimmende Feuer. Und Konrad vermochte trotz mancher persönlicher Vorzüge weder in Deutschland die Ruhe zu sichern, noch in Italien das Ansehen des deutschen Königtums wiederherzustellen. Er kam noch nicht dazu, sich die Kaiserkrone zu erwerben. Roger herrschte seit 1137 wieder unbestritten über Apulien und Capua. In Rom siegte die Revolution; ein republikanischer Stadtrat riß als „heiliger Senat“ die Regierungsgewalt an sich (1144) und fand eine mächtige Stütze in der Verbindung mit dem kirchlichen Revolutionär Arnold von Brescia. Schüler des berühmten Dialektikers Petrus Abälard, ließ er sich von seinen reformatorischen Gedanken für die Reinigung der Kirche von der Verweltlichung fortreißen zum offenen Aufruhr gegen die päpstliche nnd alle geistliche Herrschaft, und ward zum Volksverführer. Er behauptete mit seinem Anhang die Herrschaft in Rom bis zum Jahre 1154.

Auch im Osten gegen die Polen und Ungarn sank das Ansehen des deutschen Königs. Während König Geisa II. von Ungarn im Anfang seiner Regierung deutsche Ansiedler nach Siebenbürgen gezogen hatte, stand er später gegen Konrad in offener Feindschaft. Nur mit dem byzantinischen Kaiser kam ein Bund zustande, der durch Verschwägerung fester, darum aber nicht folgenreicher wurde. Das Einzige, was er veranlaßte, war eine wenigstens äußerlich bessere Stellung des griechischen Kaisers Emanuel gegen das deutsche Kreuzheer. Mit Mühe war es Konrad gelungen, auf einem Reichstag zu Frankfurt 1147 die Fehden in Deutschland beizulegen, so daß er ruhiger einen Kreuzzug antreten konnte, zu welchem ihn der hl. Bernhard

bestimmt hatte. Während zwei mächtige Heere unter Führung Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären, Konrads von Wettin und vieler anderen sächsischen Herren einen erfolgreichen Kreuzzug gegen die Wenden unternehmen, zieht Konrad an der Spitze zuchtloser Massen von Kreuzfahrern durch Ungarn über Konstantinopel nach dem Orient (1147). Von dem gänzlich mißglückten Feldzug heimgekehrt, hat er von neuem gegen den Unruhstifter Welf zu kämpfen, welchen Roger zur Rückkehr und zur Empörung bewogen hatte (1149). Ein Sieg des jungen Königs Heinrich bei Flochberg (in der Gegend von Nördlingen) über Welf schaffte Ruhe und gab schon seinem Vater Hoffnung, den längst geplanten Römerzug zur Erlangung der Kaiserkrone und Zerstörung des sicilischen Reiches ausführen zu können, da erhob sich plötzlich Heinrich der Löwe und suchte durch einen Einfall in Baiern seine Ansprüche auf das Herzogtum geltend zu machen (1151). Ehe er diesen zum Gehorsam bringen und seinen Zug nach Rom antreten konnte, ereilte ihn der Tod zu Bamberg (15. Febr. 1152). Da ihm sein schon gewählter Sohn schon bald nach seinem Siege entrissen worden war, empfahl er auf seinem Sterbebett seinen tüchtigen Neffen, Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger.

Man rühmte Konrad ob seiner Güte und Milde, seiner Tapferkeit und Unverzagtheit in Bedrängnissen; aber ritterliche Eigenschaften konnten den Mangel an Herrschergröße, an zielbewußter Festigkeit nicht ersetzen zumal in einer Zeit, welcher das „Mißgeschick" ihr Gepräge verlieh.

Ein Jahr nach ihm verschied auch der große Apostel des Friedens, jener körperlich schmächtige und geistig so starke Mönch, den einst der kräftige Schwabe Konrad wie ein Kind auf dem Arme trug, um ihn aus dem Gedränge des Volkes im Frankfurter Dome zu retten, der hl. Bernhard. Seit Gregor VII. hatte kein Papst, kein Kaiser solchen Einfluß auf den Gang der geschichtlichen Ereignisse im Abendland geübt, wie er. Auf das Zeitalter des hl. Bernhard folgt das Zeitalter Friedrich Barbarossas, gekennzeichnet durch die Idee von der kaiserlichen Allgewalt.

2. Friedrich I. Barbarossa (1152—1190).

Am 4. März 1152 erfolgte zu Frankfurt — es war das erste Mal, daß diese Stadt Wahlort wurde — mit großer Einmütigkeit, ohne daß der Papst etwa durch einen Gesandten vertreten war, die Wahl Friedrichs von Schwaben zum Könige. Als Sohn eines Staufen und einer Welfin, Judith, der Tochter Heinrichs des Schwarzen, schien er dazu wie kein anderer berufen, den Hader zwischen den beiden Geschlechtern beizulegen. Seine Vergangenheit hatte Beweise seiner Entschiedenheit und Tapferkeit geliefert. „Unser König" — so urteilte Abt Wibald von Stablo und Corvey, Konrads staatsmännischer Beamter, in einem Schreiben an den Papst — „noch nicht dreißig

Jahre alt, zeigte sich bisher scharfen Geistes, raschen Entschlusses, glücklich im Kriege, begierig nach Gefahr und Ruhm, nimmer eine Unbill duldend, leutselig, freigebig, von glänzender Beredsamkeit in seiner Muttersprache." Verhieß Friedrich in der Anzeige seiner Erwählung an den Papst der Kirche seinen Beistand und Anerkennung ihrer Rechte, ebenso deutlich bezeichnete er Wiederherstellung der alten Macht und Herrlichkeit des römischen Kaisertums als sein Ziel. Dem Kaiser — das war seine Auffassung — gebührte die unumschränkte Obergewalt über die christliche Welt. Dies Streben prägte seiner Politik den Charakter der Rücksichtslosigkeit, ja der Schroffheit und Härte auf, namentlich während des von ihm heraufbeschworenen Schismas. Aber auch während des erbittertsten Streites mit der Kirche war er dem Glauben seiner Väter treu ergeben. Der Grund seines Kampfes war nicht Unglaube, sondern nur die Folge seines absolutistischen Systems. Sein gerader Sinn haßte alle Unehrlichkeit. Darum war er allem italienischen Wesen fremd. Deutsch war der Grundzug seines Herzens.

Schon bald nach seinem Regierungsantritt gab ihm ein Thronstreit Gelegenheit, die Reichshoheit über Dänemark wieder zu begründen. Dann sprach er auf einem Fürstentage zu Goslar Heinrich dem Löwen Baiern zu, verlieh seinem Oheim Welf VI. die Reichslehen Tuscien und Spoleto und entschädigte zwei Jahre darauf Heinrich Jasomirgott für den Verlust Baierns in reichem Maße dadurch, daß er die um einige Stücke erweiterte Markgrafschaft Österreich zum Herzogtum erhob und mit großen Vorrechten ausstattete (1156). Das neue Herzogtum sollte auch in weiblicher Linie erblich sein. Für den Fall, daß Heinrich ohne Kinder sterben sollte, durfte er über die Nachfolge frei verfügen. So gefährlich auch der Krone die Verbindung Baierns und Sachsens werden konnte, für den Augenblick war durch die Versöhnung der beiden Gegner ein großer Erfolg erzielt. Als der wegen Landfriedensbruches mit der Harnescharre (S. 142) bestrafte Pfalzgraf Hermann von Stahleck abdankte, übergab Friedrich dessen Amt und Güter seinem eigenen Stiefbruder Konrad, der sich nun als Pfalzgraf bei Rhein bezeichnete. Seine in Rheinfranken gelegenen Güter erhielten jetzt den Namen „Pfalz". So hatte sich mit dem Amte die Bedeutung des Namens verändert. Konrad ist der Gründer von Heidelberg. —

Die wichtigste Aufgabe nach Ordnung der inneren Angelegenheiten war die Aufrichtung der deutschen Herrschaft in Italien.

a) Die Aufrichtung der kaiserlichen Macht in Italien.

Der durch die Kreuzzüge mächtig geförderte Verkehr zwischen dem Abend- und Morgenland hatte den Reichtum und damit das Unabhängigkeitsgefühl der italienischen Städte außerordentlich gehoben. Die Zeit des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum und der Abwesenheit des weltlichen Oberherrn hatten sich namentlich die

Städte Tusciens und der Lombardei, Venedig, Genua, Florenz, Pisa, ganz besonders aber Mailand zunutz gemacht, indem sie sich die königlichen Hoheitsrechte anmaßten. Unbekümmert um den Oberherrn wählten sie wie selbständige Gemeinden (Kommunen) oder Republiken ihre Behörden und Konsuln. Mailand strebte danach, durch Unterdrückung der kleineren Nachbarstädte die eigene Macht zu erhöhen, und hatte schon gegen Lodi und Como sich die ärgsten Gewaltthätigkeiten erlaubt. Als Friedrich auf die bitteren Klagen der Lodesanen den Mailändern gebot, ihre Übergriffe und Bedrückungen zu unterlassen, verachteten diese nicht nur den Befehl, sondern beleidigten den König noch obendrein durch Zertreten des königlichen Siegels und Bedrohung des Boten. Die Kunde von der sicheren Heerfahrt des Königs kühlte zwar die Hitze der hochmütigen Städter in etwa, aber die königlichen Boten, welche die Steuer für den Römerzug, das Fodrum, erheben sollten, fanden wieder in mehreren Orten üblen Empfang, den das nachfolgende Heer zum abschreckenden Beispiel furchtbar rächte. Die Lehre wirkte. Auf dem Reichstag, welcher der Sitte nach auf der Ronkalischen Ebene (östlich von Piacenza) stattfand, stellten sich kleinmütig die Schuldbewußten, auch die Konsuln Mailands, zur Huldigung ein. Hier vernahm der König die ärgsten Beschwerden, besonders gegen Mailand, Asti und Chieri. Ersteres fügte sich jetzt dem Gebot, die Waffen gegen Pavia ruhen zu lassen, und die Konsuln übernahmen selbst das Geleit durch ihr Gebiet. Da infolge des zwischen Mailand und Pavia geführten Krieges die Gegend verwüstet war, und Mangel an Lebensmitteln eintrat, maß man die Schuld der Leiden den Mailändern bei und vergalt die scheinbare Absicht mit offener Feindseligkeit. Die Bitte der Stadt, sie von der Herstellung Lodis und Comos gegen Zahlung von 4000 Mark Silber (c. 1 600 000 M.) zu entbinden, fand die schroffste Abweisung. Als die Mailänder dann auf wiederholte Ladung nicht vor Gericht erschienen, sprach der König über sie und die beiden Städte Asti und Chieri die Acht aus und vollstreckte sie, um durch den Schrecken das starke Mailand zur Unterwerfung zu bringen, sofort an den letzteren, indem er die von Einwohnern verlassenen Orte der Plünderung und Zerstörung überließ. Das trotzige Tortona, der Stapelplatz auf der Handelsstraße von Mailand nach Genua, fiel nach zweimonatlicher Belagerung. Während der König in Pavia sich krönen ließ, begannen die Mailänder wieder mit dem Aufbau der den Pavesen verhaßten Feste. Ohne namhaften Widerstand zu finden, gelangte Friedrich bis nach Sutri, wo er mit dem Papste Hadrian IV. zusammentraf und nach einigen Verhandlungen ihm durch Führen seines Zelters am Zügel und Halten des Steigbügels die übliche Form der Höflichkeit erwies. Die Römer, welche für die Aufnahme in ihre Stadt gewisse Bedingungen stellten, wies er mit Entschiedenheit und wahrhaft königlicher Würde zurück, indem er ihren Gesandten erwiderte, er erkaufe sein Eigentum nicht, schwöre auch keinen Eid, sein Wille sei unwandelbarer als ihre Gesetze, sein Wort mehr als ihre Eide. Dann

drang er in die Leoſtadt ein und empfing die Kaiſerkrone (18. Juni 1155). Aber an dem Krönungstage kam es mit den Römern, welche über ihre Zurückſetzung erbittert waren, zu einem blutigen Straßenkampfe. Der Papſt verließ mit dem Kaiſer wieder die aufrühreriſche Stadt. Auf den von Hadrian gewünſchten Kampf gegen den exkommunizierten Nachfolger Rogers, Wilhelm, mußte Friedrich verzichten, da ihn die erlittenen Verluſte, ausbrechende Lagerſeuchen und das allgemeine Verlangen des Heeres zur Heimkehr drängten. Mittlerweile hatte den unglücklichen Arnold von Breſcia ſein Schickſal erreicht. Durch das auf Rom gelegte Interdikt zur Flucht genötigt und dem Präfekten von Rom ausgeliefert, wurde er gehängt, ſein Leichnam verbrannt, ſeine Aſche in den Tiber geſtreut.

Nach der Rückkehr in die Heimat vermählte Friedrich ſich mit Beatrix, der Erbin der Grafſchaft Hochburgund, und ſtärkte durch dieſe Verbindung einerſeits ſeine an ſich nicht bedeutende Hausmacht, anderſeits ſicherte er von neuem den deutſchen Einfluß in dieſem dem Reiche entfremdeten Lande (1156). Auch im Oſten feſtigte er wieder das Anſehen des deutſchen Königtums, indem er in die Erbſtreitigkeiten des polniſchen Herrſcherhauſes der Piaſten eingriff und durch einen Feldzug über die Oder den Herzog Boleslav IV. unterwarf (1157). Der Herzog Wladislaw von Böhmen erhielt (1158) für die auf dieſem Zug geleiſteten Dienſte die Königskrone. Im Jahre 1157 eroberte auch Albrecht der Bär die Stadt Brandenburg zurück und gewann damit den Stützpunkt für die dauernde Herrſchaft des Deutſchtums in den Gegenden um Havel und Spree. Als im piaſtiſchen Hauſe neuer Zwiſt ausbrach, verlieh der Kaiſer im Jahre 1163 den Neffen Boleslavs Schleſien, das Land an der Slenza, der jetzigen Lohe, die unterhalb Breslau in die Oder mündet. Die ſpäter eintretenden Teilungen ſchwächten dieſes durch das Verdienſt der Piaſten allmählich ganz germaniſierte Gebiet und brachten es zuletzt unter die Abhängigkeit des Böhmenkönigs Johann, deſſen Sohn, der deutſche König Karl IV. das Land im Jahre 1355 feierlichſt der böhmiſchen Krone einverleibte. Von da ab teilte Schleſien das Schickſal des herrſchenden Landes, bis Friedrich der Große es zum größten Teil dem Hauſe Habsburg entriß.

Das entſchiedene Auftreten des Kaiſers hatte diesſeits der Alpen einen glücklichen Zuſtand des Friedens herbeigeführt. Seine Aufgabe faßte er gleich hoch wie ſeine Würde. Schritt er wie Otto I. rückſichtslos gegen die Landfriedensbrecher ein, ſo ſuchte er wie ſein leuchtendes Vorbild Karl der Große auch auf dem Wege der Geſetzgebung geordnete Zuſtände zu ſchaffen. Mit Stolz pries ihn das Volk als Vater des Vaterlandes — wie ſein Oheim und Lebensbeſchreiber, der Biſchof von Freiſing, berichtet —, und er ſelbſt rühmte ſich als den „Friedreichen“ (pacificus). Selbſt die auswärtigen Staaten, Frankreich, England, Spanien, Griechenland bezeugten durch Geſandtſchaften dem mächtigen Herrſcher ihre Ehrfurcht. Nur Mailand beugte

trotz aller scheinbaren Huldigung nicht sein Haupt vor der Majestät des kaiserlichen Namens. Es hatte Tortona wieder aufgebaut und bedrängte Lodi und Como, Pavia und Cremona aufs neue. Wollte der Kaiser nicht sein ganzes Ansehen in Italien einbüßen, so mußte er seinen treuen Bundesgenossen beistehen gegen das übermütige Mailand. Ehe er selbst den zweiten Römerzug (1158—1162) antrat, sandte er seine vertrauten Diener, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach oder Scheiern, und den Reichskanzler Rainald von Dassel nach Italien, um die Anhänger des Kaisers zu sammeln. Diese Gesandtschaft hatte einen solchen Erfolg, daß selbst das so lange mit Mailand verbündete Piacenza auf die kaiserliche Seite trat. Als der Kaiser im Juli des Jahres 1158 selbst mit gewaltiger Heeresmacht vor Mailand erschien, zeigten sich die widerspenstigen Bürger bereit, Genugthuung zu leisten. Aber auf das Betreiben des Erzbischofs Anselm von Ravenna wies Friedrich die Anerbieten jetzt zurück und beschloß den Hochmut völlig zu brechen. Ein mächtiges Heer von Deutschen, Böhmen, Ungarn, Italienern belagerte die geächtete Stadt und verwüstete schonungslos ihr Gebiet vier Wochen lang. Die Drangsale des Krieges und seines Gefolges, der Seuchen und Not, machten Belagerte und Belagerer zum Frieden geneigt. Aber nur unter schweren Bedingungen entband der Kaiser die Stadt von der Acht und nahm sie wieder zu Gnaden auf. Am 8. September unterwarf sich Mailand, indem es vornehmlich dem Kaiser den Eid der Treue leistete, auf die Regalien als Münze, Markt, Straßen- und Hafenzoll u. a., verzichtete, die Unabhängigkeit der Städte Lodi und Como zu wahren versprach und die Bestätigung der vom Volke zu wählenden Bürgermeister (Konsuln) dem Kaiser zusicherte, außerdem eine Sühne von 9000 Mark Silber und die Stellung von 300 Geiseln auf sich nahm. Um den ewigen Hader der lombardischen Städte unter einander und die Unsicherheit über die kaiserlichen Hoheitsrechte zu beseitigen, berief Friedrich auf die ronkalische Ebene bei Piacenza einen Reichstag, auf welchem außer den Herren des deutschen Gefolges zahlreiche italienische Großen geistlichen und weltlichen Standes, ein Gesandter des Papstes, Vertreter der 14 vornehmsten Städte und die vier berühmtesten Rechtslehrer der Bologneser Hochschule erschienen. Nach Erledigung der vorgebrachten Streitsachen stellten die letzteren mit den 28 Richtern der Städte die Regalien zusammen, welche die früheren Könige geübt hatten, die aber im Laufe der Zeit entweder vergeben oder in Vergessenheit geraten waren. Die Lombarden erkannten die Zusammenstellung der Gerechtsamen als richtig an. Obwohl nun der Kaiser alle urkundlich nachweisbaren Vergabungen zugestand, hob sich dennoch für die nächste Zeit die Einnahme für die kaiserliche Kasse um 30 000 Pfund. Die Italiener beschworen die Gesetze, wie die sie allerdings befremdenden Strafsatzungen des Landfriedens und die Bestimmungen des erneuerten Lehnsgesetzes; bei der Ausführung der ronkalischen Beschlüsse aber kam

es — wie erklärlich — zu Streitigkeiten. Doch fügten ſich die meiſten Städte, ſelbſt Piacenza, als die kaiſerlichen Bevollmächtigten, dem von den Mailändern ſelbſt gegebenen Rate folgend, kaiſerlich geſinnte Männer als Konſuln oder Podeſtas (Rektoren d. i. Gewaltboten) einſetzten. Mailand dagegen berief ſich auf den früheren Vertrag, welcher ihm die freie Konſulwahl gelaſſen hatte, und widerſetzte ſich der Einſetzung der Podeſtas (1159). Der Pöbel bedrohte ſogar die kaiſerlichen Geſandten Rainald und Otto mit dem Tode. Obwohl die Konſuln und die beſonnenen Bürger für die Ausſchreitungen der Maſſe Genugthuung zu leiſten verſprachen und durch Botſchaften den über das beanſpruchte Recht entſtandenen Streit ordnungsgemäß auszutragen verſuchten, vermochten ſie es nicht, den durch Rainald genährten Groll des Kaiſers zu beſchwichtigen. Während dieſer noch zum Kampfe rüſtete und neuen Zuzug aus Deutſchland aufbot, begannen die Mailänder, offenbar über den gegen ſie beſchloſſenen Krieg unterrichtet, offen die Feindſeligkeiten durch die Eroberung der Burg Trezzo und fanden ſofort Bundesgenoſſen an dem ſchon aufſtändiſchen kleinen Crema und der auch vordem verbündeten Stadt Brescia. Da der Kaiſer die Verſtärkungen abwarten mußte, um die Reichsacht vollſtrecken zu können, wandte er ſich zunächſt gegen das von den Cremoneſen ſchon belagerte Crema. Der hartnäckige Widerſtand, welchen die Städter leiſteten, erregte bei den Belagerern die furchtbarſte Erbitterung und verlieh dem Kampfe bald den greulichen Charakter unmenſchlicher Grauſamkeit. Erſt nach ſiebenmonatlicher Verteidigung ergab ſich die Stadt, welche auf den Grund zerſtört ward. Die Einwohner mochten froh ſein, daß man ihnen das nackte Leben und den Abzug aus der Stadt gewährleiſtete (1160). So gewaltigen Schrecken das Schickſal Cremas verbreitete, die Mailänder ließen ſich nicht entmutigen. Zwei Jahre verteidigten ſie ſich mit Tapferkeit und Ausdauer, bis die aufs äußerſte geſtiegene Not die Bürgerſchaft ſelbſt entzweite und ſie zur Ergebung auf Gnade und Ungnade zwang. Demütig zog das Volk nach Lodi zum Lager des Kaiſers und übergab, um Erbarmen flehend, das Carrocio mit ſeinem mächtigen Fahnenmaſte dem Sieger (6. März 1162). Aber der Trotz der Gegner ſchien jede Regung des Mitleids und der Gnade in dem Herzen des Kaiſers erſtickt zu haben. Keine Miene verriet, welches Schickſal er den Beſiegten beſtimmt habe. Erſt am folgenden Tage erklärte er hart, er wolle ihnen das verwirkte Leben ſchenken, und löſte ſie von der Acht. Daß er der Stadt keine Schonung gewährte, dafür ſorgten ihre triumphierenden Feinde unter den Lombarden. Am 19. März erhielten die Bewohner den Befehl, die Stadt zu verlaſſen. Der Kaiſer überließ ſie ſeinen Bundesgenoſſen zur Zerſtörung. Aber ſo arg auch der Haß wütete, es gelang ihm nicht, die gewaltigen Feſtungsmauern gänzlich zu ſchleifen. Um die Reliquien vor Entheiligung zu ſchützen, ließ der Kaiſer ſie ſich ausliefern. So kamen auch die Gebeine der heiligen drei Könige in ſeine Hand. Er verehrte ſie ſpäter

seinem treuen Reichskanzler, den er inzwischen zum Erzbischof von Köln erhoben hatte. Der Fall der stolzesten Stadt war für alle aufrührerischen Gemeinden die Mahnung, dem Kaiser sich zu unterwerfen. Brescia, Piacenza, Genua beugten sich, gelobten Gehorsam und Heeresfolge und nahmen die kaiserlichen Vögte auf. Auf dem Höhepunkt seiner Macht stehend, konnte Friedrich in die Heimat zurückkehren. Aber während des Krieges mit den Mailändern hatte er sich in einen gefährlicheren Kampf begeben, in einen Kampf, bei welchem das Recht nicht auf seiner Seite stand, mit einem Gegner, der ihm an Kühnheit und Festigkeit gleich, an Kraft überlegen war, in den Streit mit dem Papste Alexander III.

b) Die Niederlage des Kaisertums im Kampf gegen das Papsttum und den lombardischen Städtebund und seine Erhebung.

Schon bevor es im mailändischen Kriege zur Entscheidung kam, war der Kaiser mit dem Papste zerfallen. Eine neue Spaltung in der Kirche selbst war eingetreten. Ein Vertrag, welchen Hadrian IV. notgedrungen mit dem sicilischen Könige Wilhelm eingegangen war, führte zu Mißhelligkeiten mit Friedrich. Als der Erzbischof Eskil von Lund auf der Rückreise von Rom von deutschen Wegelagerern beraubt und in Gefangenschaft geschleppt wurde, schritt der Kaiser trotz wiederholter Beschwerde des Papstes gegen die Frevler, wohl aus politischen Gründen den Dänen abgeneigt, nicht ein. Da ließ ihm Hadrian während des glänzenden Reichstages in Besançon (im Oktober 1157) durch seine Legaten ein Schreiben überreichen, in welchem er sich über die in Eskils Angelegenheit seitens des Kaisers an den Tag gelegte Rücksichtslosigkeit bitter beklagt und an das dagegen vom Papste ihm besonders bei der Verleihung der Kaiserkrone bewiesene Entgegenkommen erinnert. Die ganz unverfängliche Versicherung der Höflichkeit, der Papst bereue nicht, die Wünsche des Kaisers in allem erfüllt zu haben, sondern würde sich freuen, wenn seine kaiserliche Hoheit „noch größere Wohlthaten (beneficia) aus seiner Hand empfangen hätte, wenn das möglich wäre, da er wohl bedenke, welche Förderung und welcher Nutzen der Kirche durch den Kaiser zu teil werden könnte", gab durch die ohne Zweifel absichtlich verkehrte Übersetzung des Wortes beneficia als „Lehen", wie sie Rainald vortrug, den Anlaß zu einem furchtbaren Sturm der Entrüstung über die Anmaßung des Papstes, der um so berechtigter schien, als einer der Legaten — wohl der kühne Kardinal Roland —, durch die Angriffe der Deutschen gereizt, die falsche Übertragung dadurch anerkannte, daß er die Frage hinwarf: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaisertum, wenn nicht vom Papste?" Kaum schützte des Kaisers Anwesenheit den unerschrockenen Vertreter des Papstes vor Thätlichkeiten. In einem Rundschreiben erhob Friedrich Einspruch gegen die Auffassung, daß die Kaiserkrone dem Papste zu verdanken sei, und sprach es ausdrücklich aus, daß Königtum und Kaisertum

durch die Wahl der Fürſten allein von Gott verliehen ſei. Durch Gewaltmaßregeln, die der Kaiſer nun verfügte hinſichtlich der Berufungen an den Papſt und die Reiſen nach Rom, drohte der Streit ſchon ſich bedenklicher zu geſtalten, da bot Hadrian, durch die deutſchen Biſchöfe bewogen, die Hand zum Frieden. In einem verſöhnlichen Schreiben erklärte er die anſtößigen Worte beneficium und conferre als im eigentlichen Sinne gleich bonum factum Wohlthat und imponere aufſetzen (von der Kaiſerkrone) gebraucht. So ward die Eintracht wiederhergeſtellt. Aber der Vorgang von Beſançon war nur der Vorbote eines weit gefährlicheren Sturmes, der bald in einzelnen Stößen ſich anmeldete, endlich in voller Wut losbrach.

Die Ausdehnung der ronkaliſchen Beſchlüſſe auf das Gebiet des Kirchenſtaats, das eigenmächtige Verfahren des Kaiſers in der Beſetzung des Erzbistums Ravenna und die Einmiſchung des Papſtes in einen Rechtsſtreit zwiſchen den Städten Brescia und Bergamo gab zu neuer Uneinigkeit Anlaß, deren bedrohlicher Charakter ſich bald in der ſchroffen Form des Briefwechſels kundgab. Die Annäherung der Lombarden an den Papſt mußte den Bruch beſchleunigen, da ſtarb Hadrian IV. unerwartet am 1. September 1159 zu Anagni; er war der einzige Engländer, der je den Stuhl Petri beſtiegen. Nach ſeinem Tode erhob die kaiſerlich geſinnte Minderheit unter den Kardinälen, wohl beeinflußt durch den kaiſerlichen Wahlkommiſſar Otto von Wittelsbach, gegen den ſchon gewählten Alexander III., den ehemaligen Kardinal Roland, in ganz unregelmäßiger Form den Kardinal Oktavian als Viktor IV. zum Gegenpapſt und beeilte deſſen Weihe in ſolcher Haſt, daß ihm ſogar der Purpurmantel verkehrt umgehängt wurde. Der Kaiſer beanſpruchte die Entſcheidung in dem Schisma für ſich, erklärte ſich aber, noch ehe die von ihm berufene, von Alexander III. nicht als Konzil anerkannte Zuſammenkunft von Pavia ihr Urteil fällte, für Viktor, der aber weder in Frankreich, noch in England und in Italien, ja nicht einmal in ganz Deutſchland Anerkennung fand. Schweren Herzens ſprach Alexander über ihn und ſeine Anhänger den Bann aus, ſuchte aber den von ihm hochgeachteten und aufrichtig verehrten Kaiſer zu gewinnen. Daß die Ausſöhnung hintertrieben wurde, war ein Werk Rainalds, der auch nach dem Tode Viktors (1164) die mögliche Beendigung des Schismas verhinderte durch die Aufſtellung eines neuen Gegenpapſtes in der Perſon Paſchalis' III. Es gereichte dem Anſehen des Kaiſers nicht zum Vorteile, daß die außerdeutſchen Staaten, die ihm ſeither wiederholt ihre Ergebenheit bezeugt hatten, ſich in dieſem Streite auf die Seite des Gegners ſtellten. Alle ſeine Widerſacher, an denen es auch im Reiche nicht fehlte, fanden einen bequemen Vorwand für ihre hochverräteriſchen Geſinnungen und Pläne.

Während ſeines kurzen Aufenthaltes in Deutſchland (1163) verhängte der Kaiſer über die Mainzer, welche in der Hoffnung, eine unabhängigere Stellung zu erlangen, ſich gegen ihren Erzbiſchof Arnold

von Selenhofen erhoben und denſelben in ruchloſer Weiſe ermordet hatten, ein Strafgericht, welches an das Schickſal Mailands erinnerte. Die Stadt verlor alle Freiheiten und ihre Befeſtigung. Wenngleich ſie ſpäter ihre Mauern wieder errichten durfte (1200), ihre alte Bedeutung erreichte ſie nicht mehr. Schon im Oktober des Jahres 1163 war der Kaiſer wieder in der Lombardei, aber ohne Heer, da die deutſchen Fürſten keine Neigung zu dem geplanten Feldzug gegen Sicilien hatten. Die Lombarden, unter dem Drucke der kaiſerlichen Steuerbeamten faſt verzweifelnd, flehten den Kaiſer um Abhilfe an, fanden aber wenig Gehör. Die Erbitterung wuchs und einigte die unzufriedenen Städte Venedig, Verona, Padua, Vicenza und andere zum Veroneſer Bund. Ein Angriff, welchen der Kaiſer mit einem meiſt aus Lombarden beſtehenden, unzuverläſſigen Heere auf Verona unternahm, blieb ohne Erfolg. Friedrich mußte über die Alpen zurück, um eine ausreichende Heeresmacht zu ſammeln. Vor allem ſuchte er hier, von Rainald angeſtachelt, Alexanders Anſehen zu vernichten, indem er die Anerkennung ſeines Papſtes bei den deutſchen Biſchöfen durch Zwangsmaßregeln durchſetzte. Durch die Beſchlüſſe des Würzburger Reichstages, richtiger geſagt durch die Gewaltherrſchaft des Kanzlers wurde nicht nur gegen das Volk ein unerhörter Gewiſſenszwang geübt — denn alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten ſollten ihre Unterthanen dem Papſte Alexander abſchwören laſſen —, ſondern der Kaiſer raubte ſich ſelbſt die Freiheit des Handelns. Die rückſichtsloſe, ja grauſame Durchführung der unheilvollen Maßnahmen ſtürzte das Land in andauernde Wirren und brachte über einzelne widerſtrebende Bistümer wie Mainz und Salzburg unſägliches Elend. Nie hat Deutſchland ſchwerer die traurigen Folgen des Grundſatzes „der Wille des Kaiſers iſt Geſetz“ erfahren als damals. Daß aber das unumſchränkte Kaiſertum Friedrichs Ideal war, bekundete er durch nichts deutlicher, als durch die feierliche Heiligſprechung Karls des Großen, welche mit Zuſtimmung ſeines Papſtes am Weihnachtstage des Jahres 1165 zu Aachen erfolgte. Die Erhebung des mächtigſten Kaiſers, ſeines Vorbildes, ſollte der Herrſchaft der Willkür die Weihe des geheiligten Rechtes und mit dem Schimmer der Erhabenheit Kraft und Stärke verleihen. Es war eine merkwürdige Wandlung der Geſchichte, daß faſt zu derſelben Zeit, da der römiſche Kaiſer ſich über den Papſt erhob, der byzantiniſche Herrſcher Manuel zur Stärkung ſeines Reiches bereit war, ſich unter das Papſttum zu beugen. Aber die eine wie die andere Abſicht ſchlug fehl. Die Hoffnungen, welche Friedrich an ſein Vorgehen gegen Alexander geknüpft hatte, erwieſen ſich bald als nichtig. Der Anſchluß des engliſchen Königs Heinrich II. an den Gegenpapſt erfolgte nicht, obwohl die Verlobung ſeiner Tochter mit Heinrich dem Löwen die Verbindung mit Deutſchland noch mehr zu befeſtigen ſchien. Des Sachſenherzogs Macht und Selbſtgefühl ſtieg durch ſeine Erfolge gegen die Wenden außerordentlich. Aber trotz ſeiner Ergebenheit und Dienſtwilligkeit

konnte der Kaiſer auf ſeinen Beiſtand nicht rechnen, ja, als er im Oktober des Jahres 1166 die dritte Heerfahrt (aber die vierte Reiſe) nach Italien antrat, mußte er nicht bloß ihn, ſondern auch die mit demſelben in Streit liegenden übrigen ſächſiſchen Fürſten von der Teilnahme an derſelben entbinden.

Erſt auf dem Boden Italiens ſelbſt gab Friedrich den wahren Zweck des Heereszugs an: Kampf gegen Rom und Alexander. Als er auf dem Reichstage zu Lodi die nur allzu begründeten Klagen der lombardiſchen Städte über die unerſchwingliche Steuerlaſt — die kaiſerlichen Beamten preßten ihnen etwa das Siebenfache der angeſetzten Beträge ab — nicht aus Gleichgiltigkeit oder Härte, ſondern um die Mittel für den Feldzug zu erhalten, nicht berückſichtigte, verſchworen ſich bereits einzelne Städte zu gemeinſamer Gegenwehr gegen die unerträgliche Gewaltherrſchaft. Die drohende Gefahr des Aufſtandes hätte ſein Verbleiben in der Lombardei unbedingt erfordert. Aber das einmal geſteckte Ziel ließ aller Hemmniſſe vergeſſen. Und der Erfolg ſchien den Entſchluß zu rechtfertigen. Bei dem kaiſerlich geſinnten Tusculum ſtießen die beiden ſtreitbaren Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, Chriſtian und Rainald mit ihren Truppen auf ein weit ſtärkeres Heer der Römer. (29. Mai 1167.) Schon waren die Deutſchen, darunter viele Brabanzonen, d. i. Söldner, von der Übermacht ſchwer bedrängt, da ergriffen Rainald und Chriſtian ſelbſt die Fahnen. Unter dem Geſang des Liedes „Chriſt iſt geboren" warfen ſich die Deutſchen von neuem auf den Feind und ſchlugen ihn durch ihre ungeſtüme Tapferkeit in die Flucht. Die Niederlage war ſo ſchwer, daß man ſie der von Cannä verglich. Während man in Rom vom größten Schrecken erfüllt wurde, herrſchte im deutſchen Lager grenzenloſe Siegesfreude. Der Kaiſer hatte eben die zum Griechenkaiſer Manuel abgefallene Seeſtadt Ancona zur Ergebung gebracht, da empfing er die Nachricht von dem gewonnenen Erfolg und die Aufforderung gegen Rom zu ziehen. Die Ausführung dieſes Planes aber zog ſich durch einen notwendigen, aber erfolgloſen Zug nach Apulien bis gegen Ende Juli hin. Unter hartnäckigem Kampfe nahm der Kaiſer die Leoſtadt bis auf die Engelsburg ein und ließ ſich und ſeine Gemahlin am 1. Auguſt in der Peterskirche von Paſchalis krönen. Alexander war durch Flucht der Gefangenſchaft entgangen. Auf die glänzende Siegesfeier und den Feſtjubel brach jäh das Unglück herein. Am Tage nach der Feſtlichkeit entſtand infolge plötzlichen Umſchlags der Witterung eine verheerende Seuche, welcher in wenigen Tagen 2000 ſeiner Getreuen zum Opfer fielen. Der ſchwerſte Schlag für den Kaiſer war es, daß auch ſein Kanzler Rainald der entſetzlichen Krankheit erlag. Wie ſchrecklich ſtach der jammervolle Rückzug, der nur unter ſchweren Kämpfen errungen werden konnte, von dem kühnen Zug gegen Rom ab! Erſt in dem treuen Pavia fand er einen Ort der Ruhe vor den ſchweren Drangſalen. Das Volk erblickte in dem Verhängnis, welches den Kaiſer

betroffen hatte, die strafende Hand Gottes. Friedrich selbst fühlte den Druck des göttlichen Zornes, aber noch beugte er sich nicht; noch gestand er sich nicht ein, daß er den betretenen Weg verlassen müsse. Und doch mußte er erkennen, daß er ihn mehr und mehr in die Irre führte. Der unerträgliche Steuerdruck hatte schon im Frühjahre, als Friedrich nach dem Süden abzog, die Städte Cremona, Mantua, Bergamo, Brescia, Parma, Piacenza u. a. zum Bunde vereinigt. Selbst Lodi hatte sich demselben angeschlossen. Mailand hatte sich mit Hilfe der Bundesgenossen aus seinen Trümmern erhoben. Das Unglück des Kaisers war das Zeichen zum allgemeinen Abfall. Als der Kaiser die abtrünnigen Städte ächtete, verbanden sich der Veroneser Bund mit dem lombardischen Bunde und Venedig zur Verteidigung der gemeinsamen Interessen. In förmlicher Flucht verließ Friedrich die Lombardei. Wie es heißt, entging er in Susa mit genauer Not der Gefangenschaft und einem Anschlag gegen sein Leben durch die Treue eines Dienstmanns.[1]

Kaum hatte der Kaiser den Boden Italiens verlassen, so stellten die Lombarden die Festung Tortona wieder her und legten zum Schutze Mailands am Tanaro eine neue Feste an, welche sie zu Ehren des ihnen verbündeten Papstes Alessandria nannten (1168), ja sie zwangen schließlich sogar Pavia zum Anschluß an den Bund (1170).

Friedrich war außer stande, sein Ansehen wieder zur Geltung zu bringen. Denn die Verhältnisse hielten ihn in Deutschland fest bis zum Jahre 1174.

Während seiner Abwesenheit war der drohende Bürgerkrieg zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Gegnern, Albrecht dem Bären, dem thüringischen Landgrafen Ludwig dem Eisernen, dem Grafen Christian von Oldenburg, dem Markgrafen Otto von Meißen, den Erzbischöfen von Magdeburg und Bremen und den Bischöfen von Lübeck und Hildesheim zum Ausbruch gekommen. Nach seiner Rückkehr stellte er nicht ohne Schwierigkeit die Ruhe in Sachsen wieder her, indem er den Streit zu Gunsten seines Vetters entschied. Der Tod Albrechts von Brandenburg (1170) befreite diesen von einem lästigen Widersacher und sicherte seine Macht im Wendenlande. So gewaltig war der Löwe, daß er selbst den dänischen König Waldemar zwingen konnte, ihm die Hälfte der bei der Zerstörung des Svantevittempels auf Rügen erbeuteten Schätze abzutreten (1171). Seinem Worte fügten sich bang die Wenden. Mag auch Ländergier der erste Beweggrund seines Kampfes gegen dieselben gewesen sein, der Sieg des deutschen Wesens in den Ländern von Mecklenburg und Pommern ist doch hauptsächlich sein Verdienst. Wie Albrecht hat er die deutsche Herrschaft namentlich durch Anlage sächsischer Kolonieen im wendischen Gebiete gefestigt. Dem Kaiser leistete er willig seine Dienste, erkannte

[1] Die Urspurger Chronik erzählt, Hartmann von Sibeneich habe sich in das Bett des Kaisers gelegt, der selbst in Verkleidung entflohen sei; die Susaner hätten den treuen Mann dann geschont.

auch die Wahl ſeines zweiten Sohnes, des vierjährigen Heinrich (1169) ohne Zögern an. Aber ungern leiſtete er auf den Beſitz der durch ihr Silberbergwerk dem Kaiſer unentbehrlichen Reichsſtadt Goslar Verzicht; ungern ſah er wohl auch die Erweiterung der ſtaufiſchen Hausmacht, welche der Tod des jungen Herzogs Friedrich von Schwaben und des jungen Welf ermöglichte. Von erſterem erbte Friedrich die ausgedehnten Allodien. Letzterer war in Siena der Seuche erlegen. Der alte Welf ſuchte den Schmerz um den Verluſt des einzigen Sohnes in rauſchenden Feſtlichkeiten zu vergeſſen und verkaufte, um die Mittel für ſein verſchwenderiſches Leben zu erhalten, die Mathildiſchen Güter an den Kaiſer. Eine Wallfahrt Heinrichs nach dem heiligen Lande (1172) ſicherte die Ruhe in Sachſen und verſtattete dem Kaiſer, ſeine Aufmerkſamkeit der Ordnung der übrigen Reichsangelegenheiten zuzuwenden. Im Verein mit den Fürſten ſuchte er die vorhandenen Streitigkeiten in friedlicher Weiſe zum Austrag zu bringen. Durch Eingreifen in die böhmiſchen und polniſchen Angelegenheiten ſtellte er das Anſehen des Reiches im Oſten her. Zu Frankreich, welches im Jahre 1174 den Krieg mit England beendet, ſtand er in gutem Verhältnis. Die Lage war derart, daß er nunmehr den geplanten Zug nach Italien zur Ausführung bringen konnte.

Unter der kräftigen Leitung der Rektoren und durch die Übertragung einer oberherrlichen Gewalt an den Papſt hatte der lombardiſche Bund an innerer Feſtigkeit bedeutend gewonnen. Allmählich aber trat auch wieder in Zwiſtigkeiten die Eiferſucht der mächtigen Städte Mailand und Cremona hervor. Venedig gehörte dem Bunde nur dem Namen nach an. Und die Anweſenheit des Erzbiſchofs Chriſtian von Mainz (ſeit 1171) in Italien verhinderte wenigſtens den Anſchluß der tusciſchen Städte an die Lombarden, wenngleich er weder zwiſchen Genua und Piſa, die um die Herrſchaft über Sardinien haderten, dauernd Frieden ſtiften noch Ancona unterwerfen konnte. Friedrich durfte, wenn er in Italien erſchien, immerhin noch auf einigen Anhang rechnen. In Deutſchland aber begegnete der Ruf zur Heerfahrt nach der Lombardei geringer Teilnahme, zumal dieſelbe ſich offenbar auch gegen Alexander III. richtete, der mehr und mehr Anerkennung gefunden hatte. Eine große Anzahl von Fürſten, darunter gerade der, auf deſſen Dankbarkeit der Kaiſer am ſicherſten gerechnet hatte, Heinrich der Löwe, entzog ſich der Pflicht unter allen möglichen berechtigten und unberechtigten Entſchuldigungen. So begleitete den Kaiſer auf ſeinem fünften Römerzug (1174—1177) ein weit ſchwächeres Heer als früher. Und dennoch ſchienen die erſten Ereigniſſe die Ausſicht auf einen günſtigen Ausgang des Kriegs zu eröffnen. Suſa ward eingeäſchert; Turin öffnete willig die Thore; Aſti unterwarf ſich nach kurzem Widerſtand; die Adligen gingen vielfach zum Kaiſer über. Aber an der Feſtigkeit Aleſſandrias brach ſeine Macht. Nach ſechsmonatlicher Belagerung der „Strohſtadt“ zog Friedrich ab. Schon ſtand der Entſcheidungskampf mit der Streit-

macht des lombardischen Bundes bevor, da bot dieser selbst dem Kaiser die Hand zum Frieden. Obwohl die Frage, wie Alessandria zu behandeln sei, die Verhandlungen sehr erschwerte, kam es doch in Montebello zu einem Vergleich, in welchem der Kaiser allerdings im wesentlichen auf die Durchführung der ronkalischen Satzungen verzichtete. Da der Frieden gesichert schien, entließ Friedrich den größten Teil seines Heeres. Die Mailänder aber fügten sich nicht dem Schiedsspruch der Cremonesen, brachen den Vertrag und erneuerten alsbald wieder die Feindseligkeiten gegen die dem Kaiser treuen Städte Pavia und Como. Friedrich, für den Augenblick außer stande, den Eidbruch gebührend zu rächen, suchte durch Anknüpfung von Unterhandlungen mit Alexander die Mailänder zu isolieren. Die Hartnäckigkeit des Kaisers verhinderte den Ausgleich, der schon vor Jahren nach dem Tode des Gegenpapstes Paschalis' III. (1168) möglich gewesen wäre. Nach dem Scheitern aller Friedensverhandlungen begann somit von neuem der Krieg. Gelang es dem Kaiser auch, den Streit zwischen Genua und Pisa durch Einrichtung einer Art von Doppelherrschaft in Sardinien beizulegen, erfocht auch Christian von Mainz bei Carsoli im Gebiet des alten Latium über ein sicilisches Heer einen Sieg (1176), in der Lombardei waren die Aufrührer gegen Friedrich im Vorteil. Ein Angriff auf Alessandria mißglückte abermals. Von neuem mußte der Kaiser Verstärkungen aus Deutschland herbeiziehen. Aber auch jetzt in seiner Not verweigerte ihm Heinrich der Löwe die erbetene Unterstützung. In Chiavenna (Cläven), wo die Straßen aus den Rhätischen Alpen in die von dem Splügen kommende münden, sollen nach späterer Erzählung die beiden Fürsten zusammengekommen sein. Da der Kaiser die Forderung des Herzogs, als Preis für die Hilfe Goslar zu erhalten, ablehnte, blieb auch dieser unerbittlich, und ließ Friedrich im Stich. Die stets geschäftige Sage hat die Bedrängnis des Kaisers und die Weigerung des trotzigen Fürsten durch die Erfindung von dem beabsichtigten oder gar ausgeführten Fußfall des Herrn vor dem Vasallen dramatisiert. Der Rotbart war nicht der Mann, welcher sich so vor einem widerspenstigen Fürsten, der seinen eigenen Vorteil über das Wohl und die Ehre des Reiches stellte, erniedrigt hätte. Auch fand er nicht zu verachtenden Ersatz an der Hilfe der getreuen geistlichen und weltlichen Großen des rheinischen wie des sächsischen Landes. Bei Legnano an der Olona, etwa drei Meilen von Mailand kam es am 29. Mai 1176 zum Entscheidungskampf zwischen dem Kaiser und den Lombarden. Trotz der Minderzahl warfen die Deutschen durch die Wucht ihres Angriffs die Gegner. Aber das Mailändische Fußvolk, um das Carroccio geschart, mit langen Spießen bewehrt, hielt den Stoß der deutschen Reiterschar aus. Lange schwankte der Kampf. Da sank der Kaiser, der allen voran sich im hitzigsten Gefechte befand, von einem Lanzenstoße getroffen, vom Rosse. Der Sturz des Führers verwirrte die Reihen seiner Mannen. Friedrich erteilte das Zeichen zum Rückzug, der in wilde Flucht

ausartete. Das Lager mit ſeinen Schätzen fiel den Lombarden in die Hände. Schild und Lanze, Fahne und Kreuz des kaiſerlichen Heergewätes wurden als koſtbare Siegeszeichen erbeutet. Der Kaiſer hatte ſich nach der Niederlage den gefürchteten Nachſtellungen durch Verſteck entzogen, ſo daß ſich ſchon die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete, erſchien aber nach wenigen Tagen unverſehrt in Pavia. Die Mailänder nutzten ihren Sieg nicht aus. Die Niederlage war nicht entſcheidend geweſen; aber ſie bildet den Wendepunkt in der Politik des Kaiſers. Jetzt erſt, da er ſah, daß er mit Gewalt nicht zum Ziele kam, ward er den Vorſchlägen zum Frieden mit dem Papſt und der Lombardei — denn nur mit beiden zugleich war er möglich — ernſtlich geneigt. Erſt jetzt iſt er bereit, auch perſönlich dem Gegenpapſt Calixtus abzuſagen und Alexander anzuerkennen. Daß der deutſche Kaiſer nachgab, war ein großer Sieg des Papſtes. Aber die Nachgiebigkeit, die Umkehr des Kaiſers iſt kein Zeichen der Unkraft, ſondern ein ehrender Beweis wahrer Größe. Der große Sieger aber beutete ſeinen Erfolg nicht zur Demütigung ſeines Gegners aus. Es war einer der erhabenſten Augenblicke in der Geſchichte aller Zeiten, da der vom Banne gelöſte Kaiſer auf dem Sankt Markusplatze zu Venedig von dem ehrwürdigen Greiſe unter Thränen der Freude den Friedenskuß empfing (24. Juli 1177). Der achtzehnjährige Zwieſpalt war beendet, die Einheit in Kirche und Staat wieder hergeſtellt, die Verſöhnung durch eine aufrichtige gegenſeitige Verehrung beſiegelt. Friedrich bekundete nicht nur durch öffentliche Abſage des Schismas[1] ſeinen Bruch mit der ſeitherigen Politik, ſondern er ſuchte auch äußerlich ſeine völlige Sinnesänderung an den Tag zu legen, indem er dem Papſte auf alle Weiſe ſeine Ehrerbietung bezeigte und freiwillig die Dienſte eines Marſchalls leiſtete, denen er ſich einſt nur widerſtrebend gefügt hatte. Was vor dreizehn Jahren Alexander erſehnt hatte, war ihm endlich zu teil geworden. „Kein größeres Glück könnte mir hienieden begegnen," — hatte er damals geſchrieben —, „nichts würde mir erwünſchter ſein, als einen ſo großen und erhabenen Fürſten aufrichtig in Gott zu lieben und auf alle Weiſe zu ehren; wir ſind feſt entſchloſſen, wenn er ſich bekehrt und der Kirche zuwendet, alle erlittene Beleidigungen und Bedrückungen ſo zu vergeſſen, als ob er uns niemals angetaſtet hätte." Getreu dieſem Worte hatte Alexander gehandelt. Die Güter der Mathildiſchen Erbſchaft behielt Friedrich, ſetzte aber den Papſt in die übrigen Beſitzungen des römiſchen Stuhles wieder ein. — Mit den Lombarden kam ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand zu ſtande, welcher 1183 zum Frieden von Koſtnitz (Konſtanz) führte. In demſelben verzichtete Friedrich auf die Durchführung der ronkaliſchen Beſchlüſſe und geſtand den Städten insbeſondere die freie Wahl der Obrigkeiten zu. Dagegen verpflichteten ſich dieſe, dem Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit in der Lombardei das übliche Fodrum zu

[1] Auch Calixtus unterwarf ſich bald und wurde Rektor von Benevent.

entrichten, Markt zu gewähren und für Instandhaltung der Wege und Brücken Sorge zu tragen, endlich die kaiserliche Investitur der gewählten Konsuln einzuholen. Der Friede mit den lombardischen Städten hat weitere Bedeutung, weil er die Stadtgemeinden als reichsfreie Stände neben den seither allein berechtigten des Adels und der Geistlichkeit anerkannte. — Mit dem sicilischen Reiche wurde durch einen auf 15 Jahre geschlossenen Waffenstillstand ein dauernder Friede und ein freundschaftliches, bald durch Familienverbindung noch engeres Verhältnis angebahnt. Als der Kaiser im Sommer des Jahres 1178 den Boden Italiens verließ, war sein Ansehen größer als je zuvor.

e) Zertrümmerung des Welfenreiches und Ausgang Friedrichs I.

Nach einem feierlichen Umritt durch das burgundische Reich kehrte Friedrich nach Deutschland zurück und fand dort genug zu thun zur Wiederherstellung des Landfriedens. Die Heimkehr des im Jahre 1160 widerrechtlich vertriebenen Bischofs Udalrich von Halberstadt und die Rückforderung des dem Bistum entzogenen Kirchenguts gab sofort wieder Anlaß zum Ausbruch des Kampfes mit dem alten Löwen, welcher sich auch den Erzbischof Philipp von Köln zum Feinde gemacht hatte. Am Feste des hl. Martin (11. November) 1178 begrüßten viele Fürsten den Kaiser zu Speier; auch Heinrich fand sich ein und erhob Klage wider seine Gegner, die ihrerseits sich bitter über dessen Gewaltthaten beschwerten. Friedrich verschob den Austrag der Streitigkeiten auf einen Reichstag, der im Januar 1179 gehalten werden sollte, und beschied Heinrich dorthin zu einer Rechtfertigung, stellte sich also von vornherein, schwerlich von Parteilichkeit geleitet, sondern nach der Sachlage urteilend, auf die Seite seiner Gegner. Da der Beklagte weder hier noch auf dreimalige Ladung vor dem kaiserlichen Gerichte erschien, und durch neue Frevel, wie die ruchlose Zerstörung Halberstadts, den Zorn des Kaisers aufs höchste reizte, da erst sprach dieser nach dem einstimmigen Beschluß der Fürsten das Urteil über den unbotmäßigen, starrsinnigen Vasallen. Die verweigerte Heeresfolge ward weder bei der Anklage noch bei der Verurteilung berücksichtigt. Schädigung, Beraubung der Kirchen, Vergewaltigung der Fürsten, offene Mißachtung des kaiserlichen Gebotes, hartnäckiger Ungehorsam gegen den Lehensherrn rechtfertigten mehr als genug das lange hinausgeschobene, gerechte Urteil, welches über ihn die Reichsacht verhängte und die Entziehung aller seiner Allode und Lehen verfügte (1080). Aber der trotzige Mann war nicht gewillt, auf seine Macht und sein Land ohne Schwertstreich zu verzichten. Zugleich hoffte er auf Unterstützung durch den französischen König Philipp August. Er überfiel Goslar und verwüstete Thüringen. Als aber der Kaiser selbst mit einem Heere in Sachsen erschien, fielen die Vasallen mehr und mehr von Heinrich ab, der nach dem Verluste von Lübeck die Gnade Friedrichs nachsuchte und auf dem Reichstag zu Erfurt (1181) sich demütigte. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser aber hob

ihn, von dem ſelbſtverſchuldeten Fall des gewaltigen Widerſachers tief bewegt, auf und erteilte ihm den Friedenskuß. Nur mit Mühe konnte er von den Fürſten die Milderung des Urteils erwirken, daß Heinrich im Beſitze ſeiner Eigengüter Braunſchweig und Lüneburg belaſſen wurde und nur auf drei Jahre in die Verbannung gehen mußte. Der Herzog begab ſich zu ſeinem Schwiegervater Heinrich II. von England.

Sein Sturz gab dem Lande Sachſen die lang vermißte Ruhe und hob das Anſehen des Kaiſers außerordentlich, ſchädigte aber die Macht Deutſchlands im Norden aufs empfindlichſte. Das mächtige Welfenreich, vor dem ſich Dänemark gebeugt hatte, ward zerſplittert. Der Untergang der letzten kräftigen Nationalherzogtümer, die trotz wiederholter Auflehnung gegen die kaiſerliche Hoheit eine breite, ſichere Grundlage für die Reichseinheit geboten hatten, erſchütterte den ſtolzen Bau des deutſchen Reiches. Die Entſtehung einer Menge von kleinen Ländergebieten ſchwächte das Ganze, gleichwie zuviel Zweige und Zweiglein dem Stamme den Saft entziehen. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, der treue Waffengefährte des Kaiſers, aber von neuem verkleinert durch die Loslöſung der Steiermark und mehrerer an die Bistümer Salzburg, Paſſau und Regensburg, ſowie an Meran (Tirol) abgetretenen Beſitzungen. Sachſen wurde ganz zertrümmert. Den öſtlichen durch zahlreiche reichsunmittelbare Gebiete, wie Magdeburg und Bremen, verminderten Teil bekam der Askanier Bernhard, der jüngſte Sohn Albrechts des Bären; der weſtliche Teil wurde als „Herzogtum Weſtfalen“, d. h. nur der ſüdliche Teil Weſtfalens, mit dem Erzbistum Köln vereinigt. Es dauerte nicht lange, ſo zeigten ſich die übeln Folgen der Vernichtung Sachſens. Der neue König von Dänemark, Kanud VI., verweigerte nicht nur die Lehenshuldigung, ſondern brachte ſogar Holſtein, Mecklenburg und Pommern in ſeine Abhängigkeit.

Die Wiederherſtellung des Reichsfriedens wurde durch ein glänzendes Feſt in Mainz (Pfingſten 1184) begangen, bei welchem in Gegenwart einer zahlloſen Menge von Fürſten und Adligen aus allen Gauen des Reiches die Schwertleite, die Wehrhaftmachung der beiden Söhne des Kaiſers, Heinrich und Friedrich ſtattfand. Von der Pracht des Feſtes erzählte das Volk noch lange, und in Liedern verherrlichte man die Macht und Milde des hehren Kaiſers. Das Mainzer Reichsfeſt, die großartigſte Nationalfeier des Mittelalters, bedeutet den Höhepunkt nicht nur von Friedrichs Regierung, ſondern der Kaiſermacht überhaupt.

»Dâ was« — ſo ſang Heinrich von Veldeke, welcher die große »hôhzîte« mitbeging, in ſeiner „Eneit“ — »michel hêrschaft, wunne und wirtschaft . . . dem keiser Friderîche
geschach sô manech êre,
daz man iemer mêre
wunder dâ von sagen mach
unz an den jungisten tâch.«

entrichten, Markt zu gewähren und für Instandhaltung der Wege und Brücken Sorge zu tragen, endlich die kaiserliche Investitur der gewählten Konsuln einzuholen. Der Friede mit den lombardischen Städten hat weitere Bedeutung, weil er die Stadtgemeinden als reichsfreie Stände neben den seither allein berechtigten des Adels und der Geistlichkeit anerkannte. — Mit dem sicilischen Reiche wurde durch einen auf 15 Jahre geschlossenen Waffenstillstand ein dauernder Friede und ein freundschaftliches, bald durch Familienverbindung noch engeres Verhältnis angebahnt. Als der Kaiser im Sommer des Jahres 1178 den Boden Italiens verließ, war sein Ansehen größer als je zuvor.

e) Zertrümmerung des Welfenreiches und Ausgang Friedrichs I.

Nach einem feierlichen Umritt durch das burgundische Reich kehrte Friedrich nach Deutschland zurück und fand dort genug zu thun zur Wiederherstellung des Landfriedens. Die Heimkehr des im Jahre 1160 widerrechtlich vertriebenen Bischofs Udalrich von Halberstadt und die Rückforderung des dem Bistum entzogenen Kirchenguts gab sofort wieder Anlaß zum Ausbruch des Kampfes mit dem alten Löwen, welcher sich auch den Erzbischof Philipp von Köln zum Feinde gemacht hatte. Am Feste des hl. Martin (11. November) 1178 begrüßten viele Fürsten den Kaiser zu Speier; auch Heinrich fand sich ein und erhob Klage wider seine Gegner, die ihrerseits sich bitter über dessen Gewaltthaten beschwerten. Friedrich verschob den Austrag der Streitigkeiten auf einen Reichstag, der im Januar 1179 gehalten werden sollte, und beschied Heinrich dorthin zu einer Rechtfertigung, stellte sich also von vornherein, schwerlich von Parteilichkeit geleitet, sondern nach der Sachlage urteilend, auf die Seite seiner Gegner. Da der Beklagte weder hier noch auf dreimalige Ladung vor dem kaiserlichen Gerichte erschien, und durch neue Frevel, wie die ruchlose Zerstörung Halberstadts, den Zorn des Kaisers aufs höchste reizte, da erst sprach dieser nach dem einstimmigen Beschluß der Fürsten das Urteil über den unbotmäßigen, starrsinnigen Vasallen. Die verweigerte Heeresfolge ward weder bei der Anklage noch bei der Verurteilung berücksichtigt. Schädigung, Beraubung der Kirchen, Vergewaltigung der Fürsten, offene Mißachtung des kaiserlichen Gebotes, hartnäckiger Ungehorsam gegen den Lehensherrn rechtfertigten mehr als genug das lange hinausgeschobene, gerechte Urteil, welches über ihn die Reichsacht verhängte und die Entziehung aller seiner Allode und Lehen verfügte (1080). Aber der trotzige Mann war nicht gewillt, auf seine Macht und sein Land ohne Schwertstreich zu verzichten. Zugleich hoffte er auf Unterstützung durch den französischen König Philipp August. Er überfiel Goslar und verwüstete Thüringen. Als aber der Kaiser selbst mit einem Heere in Sachsen erschien, fielen die Vasallen mehr und mehr von Heinrich ab, der nach dem Verluste von Lübeck die Gnade Friedrichs nachsuchte und auf dem Reichstag zu Erfurt (1181) sich demütigte. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser aber hob

ihn, um [illegible] Österreichers tief
betrübt, [illegible] Wilde konnte
er von [illegible] erwirkte, daß Heinrich
im Besitze [illegible] Lüneburg belassen
wurde und [illegible] Herzog [illegible]

Sein Sturz [illegible] und hob das [illegible]
Macht Deutschlands [illegible]
Belfenreich, vor [illegible]
Der Untergang der [illegible]
wiederholter Auflehnung [illegible]
Grundlage für die Reichsherrlichkeit [illegible]
Bau des deutschen Reiches. [illegible]
Südergebieten schwächte [illegible]
Zweiglein dem Stamme [illegible]
von Wittelsbach, der [illegible]
[illegible] verkleinert durch die Abtrennung [illegible]
[illegible] die Bistümer Salzburg, Passau [illegible]
Tirol) abgetretenen Besitzungen. [illegible]
Im östlichen durch zahlreiche reichsunmittelbare [illegible]
burg und Bremen, verminderten Teil [illegible]
lich, der jüngste Sohn Albrechts des Bären, der westliche Teil wurde
als „Herzogtum Westfalen", d. h. nur der südliche Teil Westfalens,
mit dem Erzbistum Köln vereinigt. Es dauerte nicht lange, so zeigten
sich die üblen Folgen der Vernichtung Sachsens. Der neue König
von Dänemark, Knud VI., verweigerte nicht nur die Lehenshuldigung,
sondern brachte sogar Holstein, Mecklenburg und Pommern in seine
Abhängigkeit.

Die Wiederherstellung des Reichsfriedens wurde durch ein glänzendes Fest zu Mainz (Pfingsten 1184) begangen, bei welchem in Gegenwart einer zahllosen Menge von Fürsten und Adligen aus allen Teilen des Reiches die Schwertleite, die Wehrhaftmachung der beiden Söhne des Kaisers, Heinrich und Friedrich stattfand. Von der Pracht des Festes erzählte das Volk noch lange, und in Liedern verherrlichte man die Macht und Milde des hehren Kaisers. Das Mainzer Pfingstfest, die großartigste Nationalfeier des Mittelalters, war der Höhepunkt nicht nur von Friedrichs Regierung, sondern überhaupt.

— so sang Henrich von Veldeke, welcher die große [illegible] anlegte, in seiner „Eneit" — »michel hôrescaft, wunne
[illegible] dem keiser Friderîche
[illegible] geschach ob manech êre,
[illegible] daz man iemer mære
[illegible] wunder dâ von sagen mach
[illegible] unz an dien jungisten tach.«

Zwei Jahre danach feierte Friedrich ein nicht minder großartiges Versöhnungsfest mit den Italienern. Sein Sohn Heinrich vermählte sich mit der Erbin des normannischen Königreichs von Neapel und Sicilien, Constanze, der Tochter Rogers II., und hielt seine Hochzeit auf ausdrücklichen Wunsch der einst so widersetzlichen Städter in dem glänzend wiederaufgebauten Mailand (27. Januar 1186). Aller Hader war vergessen. Deutschland und Italien schien in inniger Eintracht verbunden. Niemand ahnte, daß gerade die in Aussicht stehende neue Machterweiterung der Grund zu neuem, unversöhnlichem Zwiste zwischen Papsttum und Kaisertum werden würde. Und doch legte die Stellung des Königreiches Neapel-Sicilien als Lehensstaates des Papstes die Befürchtung von Verwicklungen nahe; und doch mahnte das von neuem mit den Nachfolgern Alexanders III., Lucius III. und Urban III. über die Mathildische Erbschaft ausgebrochene und durch Investiturstreitigkeiten verschärfte Zerwürfnis zum möglichsten Fernhalten von den italischen Angelegenheiten, vor allem aber vor einer Erniedrigung des deutschen Königs zum italienischen Lehensfürsten. Schon begannen neue Unruhen in Italien, die selbst auf Deutschland zurückwirkten: da stellte die Eroberung Jerusalems durch Saladin, den Sultan von Ägypten, (1187) dem Papste Clemens III. und dem Kaiser eine edlere Aufgabe. Von der allgemeinen Begeisterung, die heilige Stadt den Ungläubigen wieder zu entreißen, ergriffen, nahm der Kaiser selbst mit seinem Sohne Friedrich und vielen Fürsten das Kreuz. Nachdem er den Landfrieden durch ein Reichsgesetz und abermalige Verbannung des unruhigen Löwen von neuem gesichert und König Heinrich als Reichsverweser zurückgelassen hatte, trat er den wohlvorbereiteten Kreuzzug an (1189), von welchem er nicht mehr zurückkehren sollte. Er fand bei einem Bade in den Fluten des Seleph (Kalykadnus) in Cilicien den Tod. Bei Tarsus bestatteten die Deutschen tiefbekümmert die Eingeweide ihres großen Kaisers, seine Gebeine setzten sie in Antiochia bei. Das deutsche Volk harrte vergebens der Rückkehr des gewaltigen Rotbart, der so gütig und milde sein konnte, als unbeugsam und kräftig, so kindlich fromm, wie furchtbar in seinem Zorne, so weise im Rat, wie in der That rasch. Die Sage hat ihn durch Verwechslung mit seinem Enkel Friedrich II. später in den Kyffhäuser versetzt, wo er träumend das Auferstehen der alten Herrlichkeit erwartet. Erst unserer Zeit war es vergönnt, das deutsche Reich in seiner alten Macht wieder erstehen zu sehen unter dem ruhmvollen Geschlechte, dessen Wiege wie die des staufischen Geschlechts in dem Schwabenlande stand, den Zollern.

3. Heinrich VI. (1190—1197).

Nach dem Abzug Friedrichs war Heinrich der Löwe nach Deutschland zurückgekehrt und versuchte sich mit Waffengewalt wieder in den Besitz seines Herzogtums zu setzen. Der junge König zog gegen ihn,

schloß aber bald, da er nichts ausrichtete, mit dem alten Welfen zu Fulda Frieden. Der Tod seines Vaters trieb den herrschbegierigen kaum 25jährigen Mann vor allem zu einem Römerzug. In dem schmächtigen Körper des Königs wohnte ein gewaltiger Geist. Stand er dem Vater nach an Heldensinn und Edelmut, er überragte ihn an durchdringendem Verstand, politischem Blick und eiserner Willenskraft. In früheren Jahren hatte er wohl der „höfischen" Kunst des Minnegesangs obgelegen und sich hohe Bildung angeeignet. Da er zum Throne gelangt war, hatte er nur ein Ziel: Errichtung der kaiserlichen Weltherrschaft. Der Verwirklichung seiner Entwürfe opferte er kalt alle anderen Wünsche. So gerecht, leutselig, freigebig er sein konnte, nie folgte er dem Zuge des Herzens, sondern nur den kalten Berechnungen des Verstandes. Daher war er unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, hart bis zur Grausamkeit, unzuverlässig bis zur Wortbrüchigkeit. Das zeigte er besonders in dem Kampf um das Erbe seiner Gemahlin.

Nach dem Tode Wilhelms II. (1189) des Guten hatte eine national-normannische Partei Tancred von Lecce, einen natürlichen Sohn von Constanzens ältestem Bruder Roger, auf den Thron erhoben und gegen ein Heer, welches Heinrich gesandt hatte, mit Erfolg geschützt. Daher zog der König im Jahre 1191 selbst nach Italien. Um mit Hilfe der Römer die Kaiserkrone zu erhalten, gab er ihnen das stets gut kaiserlich gesinnte Tusculum, mit welchem sie in Fehde lagen, zur Zerstörung preis. Daß die vertriebenen Bewohner sich in Hütten, die aus Zweigen (frasche) geflochten waren, angesiedelt und dadurch den Grund zur Stadt Frascati gelegt hätten, ist eine unbegründete Namensage; dieser Ort bestand schon im 8. Jahrhundert. Bei der Belagerung Neapels brach eine entsetzliche Seuche aus, welche den größten Teil des Heeres wegraffte, den Kaiser selbst an den Rand des Grabes brachte und zum schimpflichen Rückzug zwang. Seine Gemahlin Constanze fiel in die Hände Tancreds, welcher sie ehrenvoll behandelte. Heinrichs des Löwen gleichnamiger Sohn war in das feindliche Lager geflohen und von da nach Deutschland zurückgekehrt in der Absicht, sich die deutsche Krone zu rauben. Ehe die Verschwörung unzufriedener Fürsten zum Ausbruch kam, hatte der Kaiser dem Bund, dessen Seele das Welfentum war, den Todesstoß versetzt durch die Gefangennahme des Königs Richard Löwenherz von England (1193). Dieser, der Schwager Heinrichs des Löwen, hatte sich offen als Feind des Kaisers gezeigt, da er schon 1190 mit Tancred von Lecce ein Schutzbündnis geschlossen, den König Isaak von Cypern, einen Verwandten des Kaisers, seiner Herrschaft beraubt und — wie es hieß — den Herzog Leopold von Österreich durch Niedertreten seiner Fahne bei der Eroberung von Accon schwer beleidigt hatte. Als Richard, auf der Rückfahrt durch Schiffbruch an die Küste des adriatischen Meeres verschlagen, die Heimreise durch das Gebiet Leopolds antrat, wurde er erkannt, von diesem auf der Burg

Dürrenstein bei Krems an der Donau gefangen gesetzt, dann an den Kaiser ausgeliefert, der ihn nach der Burg Trifels in der Pfalz, später nach Worms bringen ließ und erst gegen Entrichtung eines ungeheuren Lösegelds von 150 000 Mark Silbers in Freiheit setzte (1193). Richard erkannte sogar die Lehenshoheit des Kaisers an und entrichtete einen jährlichen Zins. Es wäre zu verwundern, wenn sich einer so ritterlichen, wenn auch nicht edeln Gestalt, wie der von Richard Löwenherz, nicht die Sage bemächtigt hätte. Sie läßt ihn, den König und Sänger, durch seinen treuen Diener und Troubadour Blondel de Nesle in der Gefangenschaft auffinden und befreien. Die Haft Richards beschleunigte die Unterwerfung der Welfen. In Tilleda am Kyffhäuser söhnten sie sich mit dem Kaiser aus, der dem Sohne Heinrichs des Löwen die Rheinpfalz überließ. Der alte Welfe hielt sich von da ab ruhig, in den letzten Lebensjahren gleich seinem großen Gegner Friedrich sich vornehmlich an der Geschichte der Vorzeit erhebend. Am 6. August 1195 segnete er das Zeitliche, der mächtigste deutsche Fürst des Mittelalters, der dem Vaterland manchen Dienst erwies, aber kein Herz für das Reich hatte.

Unbesorgt vor neuer Erhebung konnte der Kaiser seinen zweiten Zug nach Italien antreten (1194). Da inzwischen Tancred gestorben war, und an Stelle seines unmündigen Sohnes Wilhelm seine Witwe Sibylla die Regierung leitete, fand Heinrich kaum Widerstand und empfing schon am Weihnachtsfeste desselben Jahres in Palermo die normannische Krone. Eine geplante Erhebung gegen seine Herrschaft unterdrückte er durch Verbannung der königlichen Familie und der verdächtigen Adligen nach Deutschland. Die Regierung des Landes übertrug er seiner Gemahlin Constanze, die ihm am 2. Weihnachtstage 1194 einen Erben geboren hatte, den späteren König Friedrich II.

Es waren gewaltige Pläne, welche den Geist des Kaisers von nun ab beschäftigten. In der richtigen Erkenntnis, daß die Kräftigung und Festigkeit des Reichs wie des Königtums durch die den Fürsten zustehende Königswahl gleicherweise stets in Frage gestellt sei, strebte er vor allem danach, in gesetzlicher Form Deutschland zu einem Erbreiche umzugestalten. Daher suchte er die Fürsten durch mehrere Zugeständnisse für seinen Plan zu gewinnen. Den Bischöfen versprach er Verzichtleistung auf ihren beweglichen Nachlaß (Spolienrecht), den weltlichen Fürsten sicherte er Erblichkeit der Lehen in weiblicher Linie zu, die öffentliche Meinung bestach er durch die verlockende Inaussichtstellung der völligen Vereinigung von Sicilien und Apulien mit Deutschland. Auf dem Reichstag zu Würzburg 1196 zeigte sich zwar die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten der Verfassungsänderung geneigt; aber die Ausführung des Gedankens scheiterte an dem entschiedenen Widerstande des Mainzer Erzbischofs und der sächsischen Fürsten. Heinrich mußte für den Augenblick damit zufrieden sein, die Wahl seines erst zweijährigen Sohnes Friedrich zum Nachfolger erreicht zu haben. Die Krönung desselben zum König konnte

er vom Papst nicht erlangen, da er dessen Lehenshoheit über das normannische Reich nicht anerkannte. Mit dem Papste entzweit, zog er abermals nach Sicilien, um von dort aus das griechische Reich und das Morgenland seinem Scepter zu unterwerfen. Ein durch den Druck der rohen deutschen Beamten hervorgerufener Aufstand der Sicilianer wurde mit blutiger Strenge unterdrückt. Mitten in den Vorbereitungen zum Kreuzzug — die Flotte war schon abgefahren — starb er in der Blüte des Lebens, erst 32 Jahre alt zu Messina, wie es heißt, infolge eines kalten Trunkes (28. Sept. 1197), und ward im Dome zu Palermo beigesetzt. Der Tod des im Handeln wie in Entwürfen gewaltigen Kaisers war für Italien das Zeichen zum Abfall und stürzte Deutschland in den Zustand traurigster Verwirrung.

4. Philipp von Schwaben (1198—1208) und Otto IV. (1198—1218).

Da der schon gewählte Sohn des verstorbenen Kaisers zu jung zur Übernahme der Krone schien, und die welfische Partei unter Führung des Erzbischofs Adolf von Köln die Gelegenheit günstig fand, dem staufischen Hause den Thron zu rauben, kam es zu einer zwiespältigen Wahl. Während die staufisch gesinnte Mehrzahl der deutschen Fürsten, um wenigstens dem seitherigen Herrschergeschlechte die Krone zu retten und dem Reiche die Einheit zu wahren, den jüngsten Bruder Heinrichs, den Herzog Philipp von Schwaben, der auch die Reichskleinodien in Händen hatte, zur Annahme der Krone bestimmte, wählten die Gegner den jüngeren Sohn Heinrichs des Löwen, den Grafen Otto von Poitou, zum König. Jener wurde zu Aachen, dieser zu Mainz gekrönt. Der Streit um den Thron hatte für die Krone wie für das Reich die verhängnisvollsten Folgen. Was Kaiser Heinrich auf alle Weise durchzusetzen gestrebt hatte, die Erblichkeit des Königtums, war für alle Zeit aufgegeben, selbst von der staufischen Partei, wenngleich von dieser nur im Drang der Not. Die Fürsten nutzten nun ihr Wahlrecht zu ihrem Vorteil aus, indem sie die eigene Landeshoheit festigten, das Königtum von sich abhängig machten und fast jedem neuen Träger in geschmälerter Form überlieferten. Aber das Schlimmste war, daß sich seit jener Wahl das Ausland in die Königswahl einmischte. Während Otto die Hilfe Englands besaß, suchte sich Philipp die Unterstützung des französischen Königs Philipp II. Augustus zu verschaffen. Für die sehr unzuverlässige Aussicht auf Beistand aber opferte man Rechte, Güter und damit das Ansehen des deutschen Königtums. Beide Gewählten bemühten sich um die Anerkennung des römischen Stuhls, welchen gerade damals ein zweiter Gregor VII. nach Sitten, Geist, Streben und Thatkraft bestiegen hatte, Innocenz III. (1198—1216). Während des deutschen Thronstreites stellte dieser das Übergewicht der päpstlichen Herrschaft in Italien wieder her.

Der letzte Wille der im Jahre 1198 sterbenden Constanze machte ihn zum Regenten und Vormund für Heinrichs VI. Söhnchen Friedrich im sicilischen Reiche. Da Philipp als Herzog von Tuscien schon von seinem Vorgänger Papst Cölestin III. gebannt war, und Otto IV. durch Verzicht auf die Mathildischen Güter in Italien die Anerkennung der päpstlichen Lehenshoheit über Sicilien und andere für seine Person im Augenblick unbedenkliche Zugeständnisse tiefste Ergebenheit gegen den römischen Stuhl an den Tag legte, erklärte sich Innocenz nach längerem Schwanken für Otto (1201). Die Haltung des päpstlichen Stuhles wurde als Doppelspiel ausgelegt. Dieser Auffassung verlieh Walther von der Vogelweide Ausdruck, wenn er seufzte: »Ze Rôme hôrte ich liegen und zwêne künege triegen« und zu Gott rief: »Owê, der bâbest ist ze junc: hilf, herre, dîner kristenheit.« Vermittlungsversuche führten zu keinem Ergebnis. Der Erzbischof von Mainz erkannte keinen von beiden Königen an, sondern trat für das Recht des jungen Friedrich ein. Philipp handelte nicht entschieden genug und gab sich dadurch Blößen. Das Kriegsglück schwankte. Und Deutschland litt unter dem traurigen Bürgerkrieg schwer. Die gesegnetesten Landstriche, namentlich das schöne Thüringen, wurden greulich verheert. Die Sitten verwilderten. »Untriuwe ist in der sâze,« klagte Walther, »gewalt vert ûf der strâze, frid' unde reht sint sêre wunt,« und warnte »So wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge.« Himmelserscheinungen schienen den jüngsten »tac« anzukündigen, »gein dem wol angest haben mac ein ieglich kristen, juden unde heiden.« Das Jahr 1204 brachte einen Umschwung zu Gunsten Philipps. Die mächtigsten Fürsten des Reichs, der Landgraf von Thüringen, Adolf von Köln, selbst Ottos Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, traten zum Staufer über. Den besiegten König Ottokar von Böhmen und Heinrich von Brabant knüpfte er durch Verlobung seiner Töchter mit deren Söhnen fester an sich. Diese Wendung zu Gunsten Philipps führte auch seine Aussöhnung mit dem Papste herbei. Vom Banne losgesprochen und durch Innocenz anerkannt, rüstete er sich eben zu einem entscheidenden Feldzug gegen seinen unversöhnlichen Nebenbuhler, da fiel er durch ruchlosen Mord im bischöflichen Schlosse zu Bamberg.

Als er hier am Nachmittag des 21. Juni 1208 in einem Gemache mit dem Bischof von Speier, mit seinem Kämmerer und dem Truchseß Heinrich von Waldburg im Gespräche weilte, drang der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der sich vom König hintergangen glaubte, wutschnaubend ein und griff den ahnungslosen Mann mit blankem Schwert an. Er brachte ihm zwar nur eine kleine Wunde am Hals bei. Aber da er die Schlagader getroffen hatte, stürzte der unglückliche König nach wenigen Augenblicken entseelt zu Boden. In der Verwirrung, welche über diese Greuelthat entstand, gelang es dem Mörder, unbehelligt zu entkommen. Den Erschlagenen, den letzten Sohn des Barbarossa, bestattete man unter Klagen und Weinen am folgenden

Tage. Selbst die Gegner rühmten jetzt seine Tugenden, vor allem seine Milde und Leutseligkeit.

Sein Tod verschaffte Otto IV. die allgemeine Anerkennung. Auf einem Reichstag zu Frankfurt am Main versöhnte er sich mit der staufischen Partei durch Verlobung mit Philipps jugendlicher Tochter Beatrix und ächtete den Mörder, welchen der Reichsmarschall Heinrich von Kalden auf einem Hofe bei Regensburg erschlug. Herzog Ludwig von Baiern schleifte die Burg seines Vetters, Wittelsbach bei Aichach in Oberbaiern. Schon im folgenden Jahre konnte Otto seinen Römerzug unternehmen und erhielt von Innocenz die Kaiserkrone. Aber das Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst dauerte nicht lange. Otto begann die Feindseligkeiten gegen den römischen Stuhl durch die Verleihung des Herzogtums Spoleto an einen Gegner des Papstes und Besetzung strittiger Gebietsteile in Tuscien. Sein Angriff auf das Erbreich Friedrichs führte den völligen Bruch mit dem Papste herbei. Mit dem Banne belegt (1210), kämpfte er in Italien um Länder, auf welche er kein Recht hatte, und verlor unterdessen die Krone. Seine Habsucht hatte ihm die deutschen Fürsten zum großen Teil entfremdet. Auf Betreiben des Erzbischofs Sigfrid von Mainz und des Landgrafen Hermann von Thüringen wählte die Mehrzahl derselben an Ottos Stelle Friedrich von Sicilien zum König und entzündete damit von neuem den Bürgerkrieg (1211). Die Heimkehr Ottos brachte zwar einige Fürsten wieder auf seine Seite. »Hêr keiser«, begrüßte ihn Walther, »sît ir willekomen! der küneges name ist iu benomen: des schînet iuwer krône ob allen krônen.« Aber das Erscheinen des achtzehnjährigen vom Papste begünstigten Friedrich in Deutschland ließ seinen Stern erbleichen. Otto weilte in Überlingen, als sein Gegner in Konstanz einzog. Aber, obwohl dieser von nur wenig Rittern begleitet war, er wagte nicht, ihm im Kampf entgegenzutreten, da seine Leute ihn verließen, sondern zog sich nach dem Norden zurück. Den Süden Deutschlands gewann sich Friedrich durch seine Abstammung, seine Freigebigkeit und Leutseligkeit und sicherte sich die Unterstützung des französischen Königs Philipp II. durch Abschluß eines Bündnisses. In Frankfurt wurde seine Wahl bestätigt und in Mainz noch vor Ablauf des Jahres die Krönung vollzogen (9. Dez. 1212). Der nun folgende Krieg in Sachsen und Thüringen führte zu keiner Entscheidung. Im Kampf um die deutsche Krone gab das Ausland den Ausschlag. Mit Johann ohne Land, dem englischen König, verbündet, erlitt Otto durch die Franzosen eine Niederlage bei Bouvines (in der Nähe von Lille, 27. Juli 1214) und verlor darin die Krone. Alles Ansehens beraubt, zog er sich in seine Erblande zurück. Bis zu seinem schon 1218 eintretenden Tode behauptete er sein Recht, ohne jedoch auch nur einen Schwertstreich mehr dafür zu thun. Die Schlacht bei Bouvines hat dem Staufer das deutsche Königtum gesichert, diesem selbst aber den reinen Glanz der eigenen Kraft und Macht getrübt.

5. Friedrich II. (1212—1250).

a) Friedrichs erster Streit mit dem Papste.

Nächst der Hilfe Frankreichs verdankte der neue König seine Erhebung vor allem Innocenz III., der seine Erziehung geleitet, seine Rechte gewahrt, seine Wahl begünstigt hatte. Ehe er sich nach Deutschland begab, hatte er seinem „Wohlthäter und Beschützer" den Lehenseid für Sicilien geleistet. Im Jahre 1213 bestätigte er durch die goldene Bulle von Eger der Kurie das Besitzrecht auf alle von derselben beanspruchten Gebietsteile in Mittelitalien, gab die geistlichen Wahlen und die Berufungen nach Rom völlig frei, verzichtete auf das Spolienrecht und verhieß die staatliche Unterstützung der Kirche gegen die Ketzerei, versicherte auch den päpstlichen Stuhl des dankbarsten Gehorsams. Bei der zweiten feierlichen Krönung zu Aachen (1215) gelobte der junge König aus freien Stücken die Teilnahme an dem für 1217 festgesetzten Kreuzzuge und erkannte im folgenden Jahre abermals die Lehenshoheit des Papstes über das Reich Sicilien an, indem er ausdrücklich auf dessen Realunion mit Deutschland und für seine Person auch auf die Personalunion zu Gunsten seines Sohnes Heinrich Verzicht leistete. Nach dem Tode seines väterlichen Freundes Innocenz III. (1216) wiederholte er seine Versprechungen dem Nachfolger desselben, Honorius III. (1219), erlangte aber von demselben, nachdem er seinem Sohne Heinrich durch Zugeständnisse an die deutschen Fürsten auch die deutsche Krone gesichert hatte, ohne seine Zusagen erfüllt zu haben, die Kaiserkrone, selbst für seine Person die vertragswidrige Personalunion für Sicilien (1220). An dem Kreuzzuge gegen Ägypten (1217) nahm er nicht teil, mehr darauf bedacht, den eigenen Vorteil als die Ehre des königlichen Wortes zu wahren. So überwiegt schon in den ersten Jahren seiner Regierung die Selbstsucht die Sorge für das Ansehen des Königtums. Der Beistand des Auslands hatte die sinkende Macht desselben angedeutet; die den Fürsten gebrachten Opfer schwächten die Königsmacht und förderten die Landeshoheit der Fürsten. Die Krone verliert an Wert und Glanz, wenn die Edelsteine herausgebrochen werden. Schon 1214 hatte sich gezeigt, daß kein Heinrich der Löwe mehr die Obmacht Deutschlands gegen den Norden wahrte. Friedrich trat damals mit Zustimmung der Fürsten dem dänischen Könige Waldemar II. Nordalbingien ab. Neue Bedrückungen veranlaßten im Jahre 1223 den Grafen Heinrich von Schwerin, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Gegen Verzicht auf die erworbenen Lande und Anerkennung der Lehenshoheit des Kaisers erhielt er durch Vermittlung Hermanns von Salza, des Hochmeisters des deutschen Ordens, die Freiheit wieder. Da er aber den Vertrag nicht hielt, sondern von neuem Holstein mit Krieg überzog, rückten ihm der Bremer Erzbischof, Herzog Albrecht von Sachsen und Heinrich von Schwerin, mit anderen norddeutschen Adligen und den Bürgern des inzwischen reichsfrei gewordenen (1226) Lübeck

verbündet, entgegen und zwangen ihn durch den glänzenden Sieg bei Bornhöved (in Holstein) zur Aufgabe des überelbischen Gebietes (1227). Während hier Adel und Bürgerstand die deutsche Grenze hütete, wurde sie gleichzeitig im Nordosten durch den deutschen Orden weiter vorgeschoben. Da die heidnischen Preußen den Versuchen des Bischofs Christian, sie mit Güte oder mit Gewalt zu bekehren, gleich hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, rief Herzog Konrad von Masovien im Jahre 1226 den deutschen Orden zu Hilfe und versprach demselben dafür den Besitz des Gebietes von Kulm, sowie des zu erobernden Landes. Nachdem der Kaiser dem Hochmeister Hermann von Salza die Unabhängigkeit des künftigen Ordenslandes verbrieft und ihn selbst in den Stand der Reichsfürsten erhoben hatte (1226), sandte dieser die ersten Ritter, für welche Konrad gegenüber Thorun, dem heutigen Thorn an der Weichsel, die erste Burg, Vogelsang genannt, anlegte. Im Jahre 1230 begann der Orden unter seinem ersten Landmeister den Kampf gegen die Preußen. Schritt für Schritt drangen die Ritter, der Weichsel folgend, vor, indem sie stets die Eroberung durch Anlage einer festen Stadt sicherten. So erhoben sich der Reihe nach die Städte Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing. Das Schwert bahnte dem Missionar, dem deutschen Bauer und Kaufmann den Weg.

Weit mehr als alle anderen Aufgaben lagen dem Kaiser die Angelegenheiten seines sicilischen Reiches am Herzen. Hier suchte er durch Einrichtung einer feststehenden Verfassung eine dauernde Ruhe und Ordnung zu begründen. Die im Kampfe unterworfenen Sarazenen nahm er, nicht im Geiste der Zeit handelnd, in sein Heer, ja in seine Umgebung auf und gewährte ihnen Religionsfreiheit, während er gegen die Häretiker unnachsichtig die Strenge der Gesetze walten ließ. Trotz wiederholter Erneuerung seines Gelöbnisses verschob er die Ausführung des Kreuzzuges von einer Frist zur anderen. Nicht mit Unrecht maß der Papst den Verlust Damiettes (1221) dem Fernbleiben des Kaisers von dem Unternehmen bei. Aber noch zweimal ließ sich derselbe Ausstand geben, zuletzt 1225. Für den Fall daß er nunmehr binnen zwei Jahren sein Wort nicht erfüllen würde, sollte ihn der Bann treffen.

Kaum hatte der 80jährige, aber von jugendlicher Begeisterung beseelte, thatkräftige Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen (1227), da rief er die Gläubigen aller Länder zum Kampf für das heilige Land auf. In der That rüstete Friedrich. Eine Menge von Kreuzfahrern sammelte sich in Brindisi. Da sich aber aus Mangel an Schiffen die Abfahrt verzögerte, brach in der heißen Jahreszeit — es war August — unter dem Heere eine Seuche aus, der auch der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der hl. Elisabeth, in Otranto zum Opfer fiel. Was Walther von der Vogelweide diesem zugerufen hatte, um ihn zur Teilnahme am Zuge anzufeuern, »sûme schât dem snite und schât der saete« (Säumen schadet der Ernte und der Saat), das bewahrheitete sich an dem Kaiser. Er

selbst wurde von Unwohlsein ergriffen und blieb in Otranto. Da der Papst auf bestimmte Nachrichten hin guten Grund hatte, die Krankheit nur für einen willkommenen Vorwand zu abermaligem Aufschub des lästigen Gelübdes zu halten, sprach er schonungslos gegen den wortbrüchigen Kaiser den Bann aus und rechtfertigte sein Vorgehen durch ein Rundschreiben an die christlichen Fürsten. Gleichzeitig entband er alle Kreuzfahrer ihres Gelübdes, da er an dem Gelingen eines Zuges ohne einheitliche Leitung zweifeln mußte. Zweifellos verfuhr Gregor im Bewußtsein nicht nur guten Rechtes, sondern heiliger Pflicht. Aber politisch betrachtet, war sein Festhalten an dem Buchstaben des Vertrags weder der Sache des hl. Landes dienlich, noch für die Kirche selbst vorteilhaft. Friedrich selbst verteidigte sich gegen die Anklagen des Papstes in einem Schreiben an die Könige des Abendlandes und die Fürsten des Reiches. Die öffentliche Meinung scheint indes sein Verhalten mißbilligt zu haben. Walthers Stimme erhob sich nicht zu seiner Entschuldigung, nicht zum Urteil gegen den strengen Papst, sondern klagte nur wehmütig, daß all seine frohe Hoffnung dahin sei: »Uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen: uns ist erloubet trûren und freude gar benomen.« Anstatt mit dem Papste einen Ausgleich herbeizuführen, wiegelte Friedrich gegen denselben die römische Bevölkerung auf und nötigte ihn zur Flucht, während die Mailänder und Veroneser sich sofort den Streit zwischen Kaiser und Papst zu nutze machten und des ersteren Anhänger feindselig behandelten. Inzwischen war eine Änderung in den politischen Verhältnissen des Morgenlandes eingetreten, welche den Kaiser bewog, den Kreuzzug ohne die Beteiligung der Kirche im eigenen Interesse auszuführen. Der Tod Elmuazzams (Korradins), des Herrschers von Damaskus, eröffnete die Möglichkeit, die schon früher begonnenen Verhandlungen mit dem Sultan Elkâmil von Ägypten betreffend die Herrschaft über Jerusalem, auf welche Friedrich als Gemahl der Erbtochter des Königs Johann Anspruch zu haben glaubte, zu Ende zu führen. Da die Masse des Kreuzheeres, als Friedrich nicht gefolgt war, sich wieder in die Heimat zurückbegeben hatte, fand der Kaiser bei seiner Landung in Akkon nur ungenügende Streitkräfte vor und ging daher mit Sultan Kamil einen Vertrag auf 10 Jahre ein, der ihm Jerusalem und einige andere Orte zusprach. Am 17. März 1229 zog er in die hl. Stadt ein und setzte sich, obwohl auf ihm der Bann lastete, und auf die hl. Orte das Interdikt gelegt war, selbst die Krone aufs Haupt. Weit über Gebühr erhob er den erlangten Erfolg. Das zeigte die Zukunft. Schlimmer aber war, daß er den hehren Gedanken, welcher seither der leuchtende und sichere Leitstern im Kampfe des christlichen Abendlandes gegen die Welt des Islam gewesen war, durch das Verfolgen eigennütziger, rein politischer Vorteile verdunkelte.

Nach Akkon zurückgekehrt, empfing er die Nachricht, daß das päpstliche Heer, die sogenannten Schlüsselsoldaten, sein Reich bedrängte. Er selbst hatte durch feindselige Maßregeln den Papst zum Krieg

gezwungen. Seine Rückkehr stellte zwar sein Übergewicht in Italien wieder her, doch bot er selbst gerne die Hand zum Frieden, welcher durch Vermittlung des Herzogs Leopold von Österreich und Hermanns von Salza zu San Germano im Jahre 1230 zustande kam. Obwohl die Zustände Deutschlands, dessen Regierung der junge König Heinrich in Vertretung des Vaters führte, die Anwesenheit des Kaisers erfordert hätten, wandte sich dieser von neuem der Ordnung seines sicilischen Reiches zu. Während er hier eine gesetzlich geordnete, unbeschränkte Herrschaft mit streng gefügtem Beamtentum und abhängigem Söldnerheer gründete, unterließ er es dort, sein Recht und seine Macht und damit das Ansehen des deutschen Königtums überhaupt zu wahren.

b) Verhältnisse in Deutschland.

Während der langen Abwesenheit des Kaisers hatten sich die Verhältnisse in Deutschland nicht zum Vorteil der Krone gestaltet. Als er sich im Jahre 1220 nach Italien begab, übertrug er die Reichsverweserschaft dem Erzbischof Engelbert von Köln. Dieser waltete treu seines Amtes als »getriuwer küneges pfleger«, indem er den Landfrieden mit strenger Hand aufrecht hielt, den Übergriffen der Großen fest entgegentrat, das Wohl des Bürgertums förderte und allenthalben Recht und Gesetz wahrte. Als der treffliche Fürst im Jahre 1225 durch die Hand seines eigenen Neffen, des Grafen Friedrich von Isenburg, gefallen war, fehlte es nicht nur an einem Meister des jungen Königs, sondern aller unruhigen Elemente. Ob Walther von der Vogelweide wirklich eine Zeitlang Erzieher Heinrichs war, läßt sich nicht beweisen. Wohl aber paßt die Schilderung, die der Dichter in einem seiner Sprüche von dem »selbwahsen kint«, das »niemant gerihten mac,« ganz auf den ungefügen Charakter und den wüsten Lebenswandel Heinrichs. Den einzigen Einfluß auf den Jüngling hatten leichtsinnige Ministeriale. Die Mutter war tot, der Vater ihm fast fremd, die ihm angetraute Gattin lästig. Der an Engelberts Stelle tretende Herzog Ludwig von Baiern (1226) ersetzte denselben nicht und fiel von dem gebannten Kaiser ab, so daß ihn Heinrich mit Waffengewalt unterwerfen mußte (1229). Als er zwei Jahre darauf durch einen Sarazenen, den Abgesandten des sogenannten „Alten vom Berge“,[1] ermordet wurde, schob man offen die Schuld des Mordes auf den Kaiser. Aber die Verdachtsgründe reichen nicht aus zur Rechtfertigung dieser Beschuldigung. Der junge König, jedes erfahrenen Beraters und Führers entbehrend — die Stühle standen leer, »dâ wisheit, adel und alter ûf gewaltic sâzen ê« —, fühlte bald das Übergewicht der Fürsten. Am 1. Mai 1231 erließ er zu Worms jenes berühmte Reichsgesetz, welches im wesentlichen

[1] Als Vetulus de Montanis wurde das Haupt der Assassinen oder Ismaeliten bezeichnet, einer fanatischen muhamedanischen Mörder- und Räuberbande, welche während der Kreuzzüge der Schrecken Palästinas war. Ihren Namen haben sie von Haschisch, dem Trank, durch welchen sie sich zu ihrem Vorhaben stärkten.

die Landesherrlichkeit der deutschen Fürsten rechtlich begründete. Die den Städten, besonders auch den Reichsstädten, früher zugestandenen Rechte, wie das Bündnisrecht, die Befugnis von Landleuten Abgaben zu erheben u. a., wurden aufgehoben. Ein weiteres Reichsgesetz aber band auch die Landesherren in der Gesetzgebung und der Auflage von Steuern an die Zustimmung der hier zuerst auftretenden Landstände (meliores et maiores terrae). Die Beschlüsse bestätigte der Kaiser von Italien aus und verschärfte diejenigen, welche die Freiheit der Städte einschränkten. Als sein Sohn, diesen Bestimmungen zuwider, von neuem den Städten sich gnädiger zeigte und unverhohlen in Deutschland nach größerer Unabhängigkeit vom Vater trachtete, lud dieser ihn zur Verantwortung nach Aquileja vor und demütigte ihn. Trotzdem fuhr Heinrich fort, die Städte gegenüber den Fürsten zu begünstigen, und vermehrte, statt den Fehden zu steuern, die Unruhen in Deutschland. Offen wirkte er seinem Vater entgegen und strebte augenscheinlich danach, denselben zu verdrängen. Da ließ ihn dieser vom Papste mit dem Banne bedrohen. In Boppard am Rhein erklärte er offen seinen Abfall vom Vater, gewann aber nur geringen Anhang und mußte sich beim Erscheinen Friedrichs alsbald unterwerfen. Er ward entsetzt (1235) und, da er seine Versprechungen nicht hielt, in Haft gehalten, erst in Heidelberg, dann in Allerheim bei Nördlingen, zuletzt in Apulien, wo er im Jahre 1242 starb. An seine Stelle wählten die Fürsten im Jahre 1237 den 9jährigen Konrad zum künftigen Nachfolger Friedrichs. Den Herzog Friedrich den Streitbaren von Österreich, welcher sich gleichfalls empört hatte und auf wiederholte Vorladung nicht zur Verantwortung erschienen war, ächtete der Kaiser und beraubte ihn seiner Länder, die derselbe indes bald wieder erwarb. Die volle Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem letzten Babenberger erfolgte 1245.

In jene trübe Zeit fallen nur wenig Lichtblicke, wie die Vermählung Friedrichs mit Isabella von England und die damit in Verbindung stehende Aussöhnung mit England und dem welfischen Hause (1235). Nach der Königschronik von Köln begab sich Friedrich nach der in Worms gefeierten Hochzeit zum Reichstag nach Mainz, welcher einer der glänzendsten des Mittelalters wurde. Fast alle deutschen Fürsten waren erschienen. Von neuem wurde der Landfriede beschworen. Ein neues, zum erstenmal auch in deutscher Sprache veröffentlichtes Reichsgesetz sollte ihn sichern und bahnte ein deutsches Reichsrecht an. Wenige Jahre früher hatte der sächsische Schöffe Eike von Repgow das heimatliche Recht in dem Sachsenspiegel aufgezeichnet. Mit Zustimmung der Reichsfürsten belehnte der Kaiser den Neffen Ottos IV., Otto von Lüneburg, mit dem aus dessen Allodien neugebildeten Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, welches auch in weiblicher Linie erblich sein sollte. Welche Bedeutung der Kaiser diesem endgiltigen Ausgleich des alten Haders zwischen seinem und dem welfischen Hause beimaß, dies bekundete er mit der Be-

stimmung, den wichtigen Tag in allen Jahrbüchern zu vermerken; es war der 21. August 1235. Am folgenden Tage zeigte ein Prunkfest die zwischen Kaiser und Fürsten bestehende Einheit. Das Fest von Mainz bedeutet den Höhepunkt der Macht Friedrichs. Aber sein Glanz gleicht dem letzten glühenden Gruße der scheidenden Sonne. Mit ihm erlischt die Glanzperiode des Mittelalters überhaupt.

Der Kaiser weilte noch bis zur Mitte des folgenden Jahres in Deutschland und nahm am ersten Mai an der feierlichen Erhebung der Gebeine der hl. Elisabeth von Thüringen in Marburg teil. Im August des Jahres 1236 befand er sich bereits auf dem Boden der Lombardei. Mit dem Jahre 1237 begann der unheilvolle Kampf mit den Städtern, bald auch der unselige Zwist mit dem Papsttum.

c) Kampf mit den Lombarden und dem Papsttum.

Schon vor dem Kreuzzuge war der Kaiser mit der Absicht umgegangen, durch Beseitigung der den Lombarden im Konstanzer Frieden gemachten Zugeständnisse die volle Obergewalt in Oberitalien wieder herzustellen. Aber die Städter hatten die deutschen Streitkräfte nicht in das Land kommen lassen. Notgedrungen nahm Friedrich damals die Vermittlung des Papstes an. Die Lombarden, durch die drohende Gefahr gewitzigt, schlossen sich von neuem zur Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten eng an einander und stellten im Jahre 1232 ein Bundesheer auf „gegen alle, welche sie bedrängen und gewaltsam in ihr Land bringen wollten," das hieß, gegen den Kaiser; ja sie reichten im Jahre 1234 dem Empörer Heinrich die Hand. Daher vermochte Friedrich die deutschen Fürsten auf dem Mainzer Reichstag zum Beschlusse des Reichskriegs gegen die Lombarden. Vergeblich suchte der Papst den Frieden zu erhalten durch Verhandlungen und Warnungen. Der Krieg begann, hatte aber bei den unzulänglichen Streitkräften des Kaisers zunächst keinen Erfolg. Erst als er im Herbste 1237 zum zweitenmal erschien und die Ghibellinen der Lombardei um sich sammelte, auch ein Heer von 10000 Sarazenen aus Apulien herbeizog, stellte sich die kaiserliche Sache besser. Mit Hilfe des Ezzelino von Romano, der schon 1232 das wichtige Verona in die Gewalt des Kaisers gebracht hatte, eroberte er Vicenza und gewann Padua, Mantua und andere Orte. Nachdem abermalige Friedensverhandlungen sich zerschlagen hatten, kam es zu einem entscheidenden Kampfe bei Cortenuova auf der rechten Seite des Oglio (27. Nov. 1237), in welchem die Lombarden eine völlige Niederlage erlitten. Den erbeuteten Fahnenwagen der Mailänder ließ der übermütige Sieger im Triumphe in Cremona herumführen, von zahlreichen Gefangenen in Fesseln begleitet, dann dem Papste zum Ärger auf dem Kapitol in Rom aufstellen. Tief gebeugt baten die Mailänder um Frieden. Aber die Hartnäckigkeit des Kaisers, der unbedingte Unterwerfung forderte, verhinderte den Ausgleich und beraubte ihn selbst der Früchte des Sieges. Das Po-Land und Tuscien unterwarf sich zum größten Teil. Alessandria

aber, Mailand, Piacenza, Bologna, Faenza, Brescia leisteten noch Widerstand. Die Belagerung letzterer Stadt mißglückte, obwohl der Kaiser eine gewaltige Heeresmacht aufgeboten, selbst Soldaten aus England, Frankreich, Spanien, ja vom Sultan Elkamil und aus Griechenland zur Hilfe erhalten hatte. Die Niederlage vor Brescia (1238) bezeichnet den Wendepunkt in der Geschichte Friedrichs II.

Die Unversöhnlichkeit des Kaisers, sein unzuverlässiges, rücksichtsloses, ja wiederholt feindseliges Benehmen gegenüber der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten mußten längst dem Papste über die Ziele Friedrichs die Augen geöffnet haben. Der völligen Niederwerfung Oberitaliens würde die unumschränkte Aufrichtung der kaiserlichen Gewalt auch über Mittelitalien, die Niederbeugung der päpstlichen Herrschaft gefolgt sein. Aber wie Friedrich nach der Begründung eines absoluten Kaisertums in der Art des byzantinischen Cäsaropapismus strebte, so erkannte Gregor es als seine Pflicht, die Rechte des Papsttums, die Freiheit der Kirche zu verteidigen; er hielt sich als Stellvertreter Gottes für berufen, den Frieden auf Erden zu wahren und gegen jegliche Vergewaltigung seine Stimme zu erheben und dem Worte durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel Geltung zu verschaffen. Gegen alle Mahnungen verhielt sich der Kaiser ablehnend. Die Beschwerden wies er zurück. Ein längeres Zuwarten schien dem Papste unverträglich mit seiner Würde, gefahrdrohend für seine Sicherheit. Nachdem der Kaiser früher selbst gegen seinen Sohn die Hilfe des Papstes angerufen, im Streit mit den Lombarden sich seiner Vermittlung bedient, selbst also dem Papste das oberste Schiedsrichteramt zugestanden hatte, mußte nicht jetzt sein Starrsinn, seine Willkür als Auflehnung gegen den Hüter des Rechtes erscheinen? Die Hand, welche er von sich stieß, ergriffen um so begieriger seine Gegner. Unter Vermittlung des Papstes kam zwischen Genua und Venedig ein Bündnis zustande. Der offene Bruch zwischen Kaiser und Papst trat ein, als jener seinen natürlichen Sohn Heinrich, den schönen Enzio, mit Adelasia, der Erbin eines großen Teiles der Insel Sardinien, vermählte (1238) und dadurch die seither unbestrittene Lehenshoheit des Papstes über diesen Besitz bedrohte. Zum Unglücke starb gerade in jener Zeit der edle Hermann von Salza, der Mittler zwischen beiden unbeugsamen Charakteren (Palmsonntag, 20. März 1239). Es war, als ob mit ihm der gute Geist von Friedrich geschieden wäre. An demselben Tage traf ihn der Kirchenbann, welchen der Papst in einem Rundschreiben mit den früheren Beschwerden über Beraubung und Entweihung von Kirchen in Sicilien, Besteuerung der Geistlichkeit, Verurteilung von Geistlichen durch weltliche Gerichte u. a. begründete. Wider diese Anklagen erließ der Kaiser eine Gegenschrift, in welcher er alle möglichen Vorwürfe, Verunglimpfungen und Verleumdungen gegen Gregor schleuderte. Damit war die öffentliche Meinung zum Schiedsgericht zwischen den beiden höchsten Richtern auf Erden angerufen. Gregor mußte übel oder wohl dem maßlosen Angriffe

begegnen und antwortete mit neuen schweren Beschuldigungen, die der Kaiser ebenso scharf zurückwies. Die ihm zum Vorwurf gemachten Bedrückungen seiner sicilischen Unterthanen, seine Grausamkeiten, die Beeinträchtigung der Templer und Johanniter konnte er nicht in Abrede stellen. Wenn er als Feind des Glaubens, als Freund der Ungläubigen bezeichnet wurde, so hatte er selbst durch sein ganz unchristliches Leben, den Verkehr mit den Sarazenen und deren Bevorzugung mehr als genug Grund für diese Anklage geboten. Gleichwohl erhob er Einspruch wider diese belastenden Vorwürfe und bestritt auf das entschiedenste das ihm zugeschriebene Wort von den drei Betrügern Christus, Moses und Muhammed. Die Thatsachen sprachen deutlich genug gegen Friedrich. Es hätte daher nicht dieser von seinen Feinden gesammelten Erdichtungen bedurft, um das Verfahren des Papstes vor der Welt zu rechtfertigen. Im Gegenteil, der Umstand, daß man Unerwiesenes, wenn auch für wahr Gehaltenes, als Beweis der Schuld heranzog, schwächte die schlagenden Gründe. Und so stellte sich mancher auf die Seite des Kaisers, der bei ruhigerer Behandlung der Sache dem Papste beigepflichtet hätte. Mag Friedrich oft genug gegen die Gebote seine Mißachtung in Wort und That bekundet haben, er war trotz all seinem unchristlichen Treiben und Reden des religiösen Gefühls nicht völlig bar. Sein Auftreten gegen die Ketzer freilich war mehr von politischen als kirchlichen Beweggründen bestimmt. Der unwürdige Streit zwischen Kaiser und Papst spaltete das unglückliche Deutschland wieder in zwei Parteien und ergriff selbst das Ausland. Von der Feder griff man zum Schwert. Friedrich bedrängte den Kirchenstaat und suchte das von Gregor berufene Konzil zu verhindern, indem er die Könige von England und Frankreich bat, die Prälaten nicht durchreisen zu lassen, und selbst seinen Anhängern befahl, denselben die Wege zu versperren und sie festzuhalten. Bei Elba überfiel eine hauptsächlich aus pisanischen Schiffen bestehende kaiserliche Flotte unter Enzio das genuesische Geschwader, welches eine Menge von Kardinälen und Bischöfen nach Rom führen sollte, und brachte mehr als hundert Kirchenfürsten in seine Gewalt, darunter zwei päpstliche Legaten. Während er die meisten allmählich wieder entließ, wohl auf Verwenden des französischen Königs, hielt er letztere, treue Ratgeber Gregors, in Haft (1241). Als dieser, in Rom eingeschlossen, am 21. August 1241 fast 100 Jahre alt starb, wählten die wenigen noch in der Stadt weilenden Kardinäle (10) den Mailänder Gottfried zu seinem Nachfolger. Nach dessen baldigem Tode zog sich die Neuwahl anderthalb Jahre hinaus. Erst am 25. Juni 1243 bestieg der sittenstrenge und gelehrte Kardinal Sinibald Fiesco, Graf von Lavagna, ein Genuese, den apostolischen Stuhl als Innocenz IV. Die Wahl dieses hervorragenden Mannes, zu welchem der Kaiser in guten Beziehungen gestanden hatte, erweckte die frohe Hoffnung auf endliche Beilegung des traurigen Zwistes.

Inzwischen war eine neue Gefahr für Deutschland von Osten

her erschienen. Ungeheuere Mongolenscharen fluteten unter Führung Batus, der ein Sohn des Großkhans (Tschingiskhan) Temudschin war, durch Rußland heran. Polen und Ungarn waren ihrem Andrang schon erlegen. Vergeblich hatte man den Kaiser um Hilfe angefleht. Er vertröstete auf die Zukunft. Statt das Land der Väter zu schützen, sein kaiserliches Ansehen im würdigen Kampfe für christlichen Glauben und Sitte zu bethätigen, setzte er es herab durch den Krieg für vermeintes Recht. Nur König Wenzel von Böhmen rüstete und rief auch deutsche Fürsten zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind auf. Aber ehe er mit seinem Heere denselben erreichte, war Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien mit vielen Tausenden seiner Ritter auf der Wahlstatt bei Liegnitz gefallen (9. April 1241). Der Anmarsch des böhmischen Königs setzte dem Vordringen der Barbaren ein Ziel. In Mähren geschlagen, warfen sie sich wieder auf das unglückliche Ungarn und Österreich. Die Nachricht vom Ableben des Großkhans Oktai bewog Batu zur Rückkehr. Der von dem deutschen König Konrad und den Fürsten geplante Kreuzzug, zu spät beschlossen, kam nicht zur Ausführung.

Hatte die Gefahr des Vaterlandes den Kaiser nicht zur Heimkehr vermocht, der Abfall des Erzbischofs Sigfrid von Mainz und der Anschluß des Kölners und anderer geistlichen Fürsten an denselben machte ihn um seine Krone besorgt und veranlaßte ihn, im Jahre 1242 heimlich den italischen Boden zu verlassen. Auf einem Reichstage zu Frankfurt ermahnte er die erschienenen Fürsten zur Treue und bestellte den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zum Reichsverweser (1242). Den Krieg gegen die Empörer überließ er seinem Sohne und wandte sich selbst wieder nach Italien, bereit mit Innocenz IV. Frieden zu schließen. Nach langen und schwierigen Verhandlungen, welche Friedrich hauptsächlich durch seine Hofrichter Peter von Vinea und Thaddaeus von Suessa führte, schien derselbe bereits gesichert, da scheiterte der Abschluß daran, daß sie sich über die lombardische Frage nicht einigen konnten. Der Papst traute den Versprechungen des Kaisers nicht mehr, bis er Thaten gesehen hätte. Dieser hinwiederum wartete auf ein Entgegenkommen des Papstes. So zerschlugen sich die ganzen Abmachungen wieder. Innocenz, in Rom selbst nicht mehr sicher, floh heimlich nach Genua, von da nach Lyon, einer Stadt, die dem Namen nach zum Reiche gehörte, in Wahrheit von demselben unabhängig war. Hierhin berief er ein allgemeines Konzil auf das Jahr 1245 zur Beratung über die Lage des hl. Landes, welches in die Gewalt der von den Mongolen vertriebenen turkmenischen Chowaresmier und der mit ihnen verbündeten Ägypter gefallen war, die betrübenden Verhältnisse des Kaisertums, besonders die zwischen diesem und dem Papsttum obwaltenden Streitpunkte, die herrschenden Irrlehren und die Tartarengefahr, schwere Sorgen, die er selbst als seine fünf großen Schmerzen bezeichnete. Die Sache des Kaisers vertrat schon vor dem Zusammentritt des

Konzils der gewandte und beredte Thaddäus von Sueſſa, aber ohne Erfolg, da Innocenz allen Verſicherungen des ſo oft wortbrüchigen Kaiſers keinen Glauben mehr ſchenkte, und dieſer keine Miene machte, nur eine der vielen Zuſagen zu erfüllen. Als Thaddäus mitteilte, daß ſein Herr bereit ſei, ſich perſönlich gegen die Anklagen vor dem Konzil zu verteidigen, lehnte der Papſt das Anerbieten mit den Worten ab: „Das ſei ferne! Ich fürchte die Stricke, denen ich kaum entronnen bin. Wenn er hierher käme, würde ich ſofort weggehen.“ Eine harte, aber durch das treuloſe Verhalten des Kaiſers leider nur allzu begründete Äußerung. Das einzige, was Friedrichs Sachwalter erlangte, war ein kurzer Aufſchub der entſcheidenden Sitzung. Bei der Verhandlung ſelbſt legte Thaddäus vergeblich an ein künftiges „allgemeines“ Konzil Berufung ein. Umſonſt waren die Fürbitten der engliſchen und franzöſiſchen Geſandten und des Patriarchen von Aquileja. Der Kaiſer wurde wegen wiederholten Meineids, Vergewaltigung der Kirche und ihrer Diener, Ketzerei und Felonie gegen ſeinen Lehensherrn, letzteres wegen des ſiciliſchen Reiches, mit dem großen Banne belegt und ſeiner Ehre und Würde verluſtig erklärt. An ſeiner Stelle ſollte ein neuer Kaiſer gewählt werden. Gegenüber der furchtbaren Sprache der Thatſachen, der niederſchmetternden Wucht des Urteils verhallte ein durch ohnmächtige Widerklagen ſich ſelbſt vernichtendes Rechtfertigungsſchreiben. Friedrich widerſprach ſich ſelbſt, wenn er das gegen ihn beobachtete Verfahren als rechtswidrig beſtritt, da er doch vor der Verurteilung die Zuſtändigkeit des Gerichts nicht in Zweifel gezogen, die Vermittelung der fremden Könige bei demſelben angerufen, durch alle möglichen Verſprechungen das Urteil abzuwenden verſucht hatte. Gegen die ihm vorgeworfenen Vergehen, beſonders die Beſchuldigung der Ketzerei, verwahrte er ſich entſchieden und betonte ſeine Rechtgläubigkeit — hätten nur nicht die Thaten die Worte Lügen geſtraft! — In einem weiteren Rundſchreiben erhob er die bitterſten Klagen über den Mißbrauch der prieſterlichen Gewalt, die Verweltlichung und Entartung der Geiſtlichkeit und erniedrigte ſich wegen des unwiderleglichen Vorwurfs des Kirchenraubs zu der heuchleriſchen Entſchuldigung: „Solchen (nämlich Geiſtlichen) die ſchädlichen Schätze, mit welchen ſie ſchmählicherweiſe belaſtet ſind, zu entziehen, iſt Pflicht der chriſtlichen Liebe. Hierauf müſſet Ihr alle mit uns möglichſt Eure Aufmerkſamkeit lenken, daß ſie alles Überflüſſige niederlegen und Gott dienen.“

Die ſchwache Entgegnung erhielt durch ein neues Schreiben des Papſtes eine ſchärfere Zurückweiſung. Aber in neuen Schmähſchriften offenbart der Kaiſer ſeine wahren Ziele gegen die Kirche, ſeine bisher verhüllte Geſinnung, indem er den Papſt mit den lächerlichſten Beſchuldigungen angreift und behauptet, derſelbe habe ihm nach dem Leben getrachtet. Dabei geſteht er, daß ſeine Vertrauten ihn zum Mordanſchlag gegen Innocenz angetrieben hätten, was er zurückgewieſen habe. Aber er beließ es nicht bei bloßen Schmähungen und

Drohungen, sondern wütete mit seinen Anhängern schonungslos gegen die Feinde, namentlich gegen die Franziskaner und Dominikaner, welche wider ihn das Kreuz predigten.

In Deutschland hatte die päpstliche Partei zu Veitshöchheim bei Würzburg den Landgrafen Heinrich Raspe zum König erhoben. (22. Mai 1246.) Dieser brachte dem König Konrad bei Frankfurt eine Niederlage bei, gewann aber bei den mächtigen weltlichen Fürsten kein Ansehen, während sein Gegner durch die Vermählung mit der Tochter des Herzogs Otto von Baiern seine Macht in Süddeutschland bedeutend festigte. Als Heinrich schon im folgenden Jahre auf der Wartburg starb, wählten seine Anhänger den tapferen, aber machtlosen Grafen Wilhelm von Holland zum König (1247). Obwohl die niederrheinischen Fürsten und zahlreiche Edle auch aus Süddeutschland sich ihm anschlossen, behauptete sich Konrad doch, wesentlich durch die Treue der oberdeutschen Städte gestützt, bis zum Tode des Vaters in der Herrschaft.

Während der Bürgerkrieg in Deutschland tobte, hatte Friedrich den Kampf in Italien nicht ohne Erfolg geführt. Aber als er eben im Begriff war, durch einen Zug nach Lyon den Frieden zu erzwingen, erlitt seine Macht eine empfindliche Einbuße durch den Abfall der Stadt Parma (1247). Mit dem grausamen Ezzelin und seinem Sohne Enzio vereinigt, belagerte er die abtrünnige Stadt und gründete, um sie dauernd zu schädigen, in der Nähe die neue Stadt Vittoria. Die Parmenser aber brachten ihm durch einen Ausfall eine schwere Niederlage bei, eroberten sein Lager mit seinem Harem und seinen Kostbarkeiten und äscherten Vittoria ein (1248). In dieser Schlacht fand auch Thaddäus seinen Tod. Schrecklicher noch endete Petrus de Vinea. Des Mordversuchs gegen den Kaiser beschuldigt und geblendet, rannte er sich im Kerker den Schädel ein, um nicht seinen Todfeinden, den Pisanern, zur Marter ausgeliefert zu werden. Ohne jeglichen Grund bezeichnete der Kaiser den Papst als den Anstifter des Anschlags; aber selbst die Schuld Peters ist niemals erwiesen worden. Ezzelin fiel von ihm ab. Aber der härteste Schlag traf Friedrich, als die Bologneser seinen Liebling Enzio (1249) bei Fossalta (südl. v. Modena) gefangen nahmen und trotz aller Anerbieten nicht frei ließen. Der Prinz starb 1272 in der Gefangenschaft. Mitten unter neuen umfassenden Rüstungen starb der Kaiser an einem Ruhranfall in dem Schlosse Fiorentino (zw. Foggia und Luceria) am 13. Dez. 1250. In seinem Testamente setzte er Konrad als Erben des Kaiserreichs und Siciliens ein; diesem sollte dann sein Sohn Heinrich von der Isabella, diesem sein natürlicher Sohn Manfred in der sicilischen Herrschaft folgen. Seine Verfügung über Sicilien erkannte der Papst nicht an. Auf dem Todesbette ordnete er Zurückerstattung aller der Kirche, den Orden und Klöstern geraubten Güter und die Wiederherstellung der früheren Ordnung im sicilischen Reiche an und vermachte der Sache des hl. Landes eine bedeutende Geldsumme.

So versuchte er wenigstens in etwa das furchtbare Unheil, das er veranlaßt, wieder gut zu machen, und schied, durch den Erzbischof von Palermo vom Banne gelöst und mit den Sterbesakramenten versehen, versöhnt mit der Kirche aus dem Leben. Sein Grab ist im Dome zu Palermo.

Von jeher hat der Charakter Friedrichs II. die verschiedenste Beurteilung erfahren, je nach dem Standpunkt des Richters zu günstig oder zu ungünstig. Einstimmig lautet das Urteil über seine großartigen Fähigkeiten, seine Liebe zu Wissenschaft und Kunst, seine ausgedehnten Kenntnisse. Er war Dichter, Philosoph, Staatsmann, Feldherr. Sein Werk über Falkenjagd hatte wissenschaftlichen Wert. Von seiner Freigebigkeit gegen Freunde, wie von seiner Härte gegen Feinde reden die Thatsachen. In seinem Lebenswandel unchristlich, ein undankbares Kind seiner geistigen Mutter, zu klug, um ganz ungläubig zu sein, aber ohne Wärme für den Glauben, glatt in Worten, rücksichtslos schroff im Handeln, mehr Italiener als Deutscher, aber bei aller Glut der Leidenschaft kalter Verstandesmensch, unwahr und unzuverlässig, fast nur geleitet von seiner Selbstsucht und Herrschbegierde, das war Friedrich II., von welchem sein Zeitgenosse, der Franziskanerbruder Salimbene aus Parma urteilte: „Wenn er ein ordentlicher Katholik gewesen wäre und Gott und seine Kirche geliebt hätte, so hätte er nur wenige seinesgleichen im Kaisertum, ja in der Welt gehabt."

6. Ausgang der Staufer.

Konrad IV. (1250—1254) gab bald den Kampf für sein Recht in Deutschland auf, um das sicilische Reich zu behaupten. Wilhelm von Holland erlangte durch einen Sieg bei Oppenheim und nach dem Abzug Konrads zwar mehr Anerkennung, aber kein größeres Ansehen. Er besaß nicht die Macht, Ordnung im Reich zu schaffen und dem überhandnehmenden Faustrecht zu steuern. Durfte es doch ein Ritter wagen, die Gemahlin des Königs gefangen zu halten und ihrer Kleinodien zu berauben. Die einzige Handlung von Wichtigkeit, welche Wilhelm ausführte, war die Bestätigung des vom rheinischen Städtebund zu gegenseitigem Schutze errichteten und von vielen Fürsten und Edlen beschworenen Landfriedens vom 10. Nov. 1255. Als er einen Zug gegen die Westfriesen unternahm, brach er mit seinem Pferde auf dem Eise der Sümpfe ein und fand ein unrühmliches Ende; denn die Friesen »En sloeghene doot al onbekent« und setzten ihn, als sie erfuhren, was sie gethan, heimlich in dem Gute eines Mannes bei dem Dorfe Hoochhout-woude bei (1256). Sein Gegner Konrad war schon zwei Jahre vorher (1254) aus dem Leben geschieden, ohne seinem sicilischen Reich den Frieden verschafft zu haben. Für seinen unmündigen Sohn Konrad, von den Italienern später Konradino genannt, den er unter der Obhut seiner Mutter in

München zurückgelassen und durch letztwillige Verfügung unter die Vormundschaft des Papstes Innocenz IV. gestellt hatte, führte Manfred die Regierung, bis er auf die bestimmte Nachricht vom Ableben des Knaben im Jahre 1258 dem Drängen der Großen nachgebend, selbst die Krone übernahm. Er fiel 1266 bei Benevent im Kampfe gegen den von Papst Urban IV. zum König von Sicilien berufenen Karl von Anjou, den Bruder Ludwigs IX. des Heiligen. Da sich dieser durch seine Härte und Tücke bald verhaßt machte, rief die ghibellinische Partei Konradin nach Italien. Der edle Jüngling folgte, begleitet von seinem Freunde Friedrich von Baden, dem verlockenden Rufe. Je mehr er sich dem Süden näherte, desto stärker wurde sein Anhang. Bei Scurcola oder Tagliacozzo (nordwestl. vom See von Celano) erlitt er nach anfänglichem Siege eine entscheidende Niederlage. Karl wütete gegen die Besiegten aufs grausamste und ließ die beiden ihm durch einen Frangepane ausgelieferten Prinzen nach vorausgegangenem Schein-Gericht am 29. Okt. 1268 zu Neapel enthaupten und ihre Körper, wie die von Verbrechern, am Meeresufer einscharren. So endete der „junge König". Mit ihm sank die letzte Hoffnung der staufischen Partei zu Grabe. Zwei Jahre später starb Friedrichs II. Tochter Margarete, die sich der rohen Behandlung ihres Gemahls, Albrecht des Entarteten von Thüringen, durch die Flucht entzogen hatte, zu Frankfurt. Im Jahre 1272 erlöste der Tod den letzten Staufer Enzio aus der Gefangenschaft. Zehn Jahre darauf erreichte die Herrschaft der Franzosen in Sicilien ein jähes Ende durch die Erhebung des Volkes und die Ermordung der verhaßten Fremdlinge, zur Vesperzeit des Ostermontags (30. März 1282) begonnen, daher als sicilianische Vesper bezeichnet. Auf Betreiben des Johannes von Procida bemächtigte sich Peter von Aragonien als Gemahl der Constanze, einer Tochter Manfreds, der Herrschaft in Sicilien (1282). Das Haus Anjou blieb auf Neapel beschränkt.

Hatte auch der jammervolle Ausgang des glänzenden Herrschergeschlechtes der Staufer für Deutschland selbst keine Bedeutung, da sein und des Kaisertums Ansehen schon bei Lebzeiten Friedrichs II. durch die Abwesenheit des Herrschers tief gesunken war, das traurige Geschick des Hauses, das unglückliche Ende aller seiner Fürsten von Friedrich I. an, das Andenken an die Macht und Herrlichkeit der Heldengestalten weckte in den trüben Zeiten, die das Volk fürder schaute, die Sehnsucht nach der Wiederkehr hellerer Tage. Alle Erinnerung an die entschwundene hehre Kaisergewalt kristallisierte sich gleichsam um das letzte große Königshaus des Mittelalters. Darum fanden Betrüger, die sich als Konradin und Friedrich ausgaben, beim gemeinen Manne Glauben. In Wahrheit war trotz alles äußeren Glanzes gerade unter den Staufen nicht nur die Scheidung Italiens von Deutschland erfolgt und der universale Charakter des römisch-deutschen Kaisertums an das Papsttum verloren gegangen, sondern mit der Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit und der Schwächung der

Die Welfen.

Azzo II. von Este
Gem. die Schwester Welfs III., der 1055 starb.

Welf IV. 1071 Herzog von Baiern, † 1101.

Welf V. † 1120 Gem. Mathilde von Tuscien. — Heinrich der Schwarze † 1126

Heinrich der Stolze † 1139, Gem. Gertrude, Tochter Lothars III. v. Supplinburg. — Welf VI. † 1191. — Judith, Gem. Friedrichs II. v. Schwaben † 1147

Heinrich der Löwe † 1195. — Wilhelm — Friedrich I. Barbarossa, Kaiser 1152—1190.

Otto IV. Kaiser † 1218, 1. Gem. Beatrix, Tochter Philipps v. Hohenstaufen. — Otto das Kind, 1. Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

Die Staufer.

Friedrich I., Herzog von Schwaben 1079, † 1105.
Gem. Agnes, Tochter Heinrichs IV., die in 2. Ehe mit Leopold III. v. Österreich die Mutter Leopolds IV. und Heinrichs Jasomirgott wurde.

Friedrich II. Herzog von Schwaben † 1147 — Konrad III. Kaiser, 1138—1152.
Gem. Judith, Tochter des Welfen Heinrich des Schwarzen.

Friedrich I. Barbarossa, Kaiser, 1152—1190.

Heinrich VI. Kaiser, 1190—1197. — Friedrich, Herz. von Schwaben † 1191 vor Akkon. — Philipp von Schwaben, König, 1198—1208

Friedrich II., Kaiser, 1215—1250. — Beatrix, Gem. Kaiser Ottos IV.

Heinrich † 1242. — Konrad IV. König, 1250—1254. — Enzio † 1272. — Manfred † 1266.

Konradin † 1268

Constanze, Gem. Peter III., König v. Aragonien.

königlichen Gewalt hatte die innere Auflösung des seither einheitlichen Reiches in einzelne Teile begonnen, welche dem Gesamtkörper die Lebenskraft entzogen.

IV. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

a) Äußerer Verlauf der Kreuzzüge.

Das deutsche Königtum hatte den Kampf um die Weltherrschaft geführt gegen die Gewalt, welche ihr dieselbe streitig zu machen schien, hatte in diesem Kampfe seine Kraft vergeudet, sein Ziel nicht erreicht und über diesem nutzlosen Ringen versäumt, zur richtigen Zeit an die Spitze des Unternehmens zu treten, welches die ganze Christenheit vereinigte, und so thatsächlich als der weltliche Leiter und Herr des christlichen Abendlandes in Verteidigung des Glaubens und der Kultur gegen den Islam seinen Beruf zu erfüllen. Der zweite Riesenkampf, welcher die Blütezeit des Mittelalters ausfüllt, berührt nur die deutsche Geschichte. Seine Folgen aber haben auch die deutschen Verhältnisse stark beeinflußt.

Während im Südwesten Europas die arabische Herrschaft langsam von den entstehenden christlichen Reichen in Spanien und Süditalien zurückgedrängt wurde, hatten innerer Zerfall und die Erhebung unabhängiger Reiche, zuletzt der Angriff der seldschukischen Türken das Kalifenreich im Osten fast vernichtet (1050). Noch stand die so oft erschütterte Vormauer des Abendlandes fest, das oströmische Kaisertum. Aber das hl. Land mit Jerusalem befand sich seit 637 in den Händen der Araber, die indes den Christen den Besuch der hl. Stätten nicht verwehrten. Mit der Herrschaft der ägyptischen Fatimiden hatte diese Duldung ihr Ende erreicht. Der Sultan El Hakem († 1021) verbot nicht nur die Wallfahrten, sondern bedrückte und verfolgte die Christen aufs härteste. Die betrübenden Botschaften und Berichte, welche von Zeit zu Zeit nach dem Osten drangen, bekümmerten die Herzen aller Gläubigen. Niemand empfand mehr Schmerz über den traurigen Zustand der den Christen so teueren Orte und die Bedrückung der frommen Pilger als das Haupt der christlichen Kirche. Wiederholt hatten Päpste, schon Sylvester II. und der große Gregor VII., den Gedanken gefaßt, die ganze Christenheit aufzurufen zur Befreiung des hl. Landes. Die schlimme Lage der Kirche selbst hatte die Verwirklichung dieses Planes verhindert. Seitdem im Jahre 1086 an Stelle der Fatimiden Ortok mit rohen türkischen Horden die hl. Stadt erobert hatte, wuchs mit der Erbitterung der Christen über die unerträgliche Behandlung der Wallfahrer die Sehnsucht, jenem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen. Es bedurfte nur einer Kraft, welche den religiösen Drang der Zeit zu beseelen, zur That zu bewegen vermochte. Diese Aufgabe löste Papst Urban II. Nach vorbereitenden Beratungen auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza begeisterte dieser die in Clermont (1095) erschienenen

Prälaten, über 300 an der Zahl, und das anwesende Volk zum Kampf für die Befreiung des hl. Grabes. Mit dem Rufe „Gott will es“ erklärten sich die meisten der Versammelten bereit, ihre Habe, ihr Leben diesem hehren Ziele zu weihen, und hefteten sich zum Zeichen ihres Gelübdes ein rotes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Der gegebenen Anregung folgend, predigten die Bischöfe und Geistlichen in ihrer Heimat das Kreuz, und bei dem tief religiösen Sinne des Volkes mit solchem Erfolge, daß Tausende und aber Tausende ihre Teilnahme an dem großen Unternehmen zusagten. Namentlich beteiligten sich die Franzosen, Engländer und Italiener an dem ersten Kreuzzuge (1096—1099). Zwar die ersten von dem Einsiedler Peter von Amiens und dem Ritter Walther Senzaveir (Habenichts) geführten zuchtlosen Scharen wurden aufgerieben, ehe sie nur das hl. Land erreichten. Aber das geordnete Kreuzheer, bei welchem sich als Vertreter des Papstes der Bischof Adhemar von Puy befand, errang nach dem Falle der Stadt Nicäa (1097) einen glänzenden Sieg bei Doryläum über den Sultan von Iconium und eroberte das feste Antiochia, während ein Anführer, Balduin, der Bruder des Herzogs Gottfried von Niederlothringen oder Bouillon, sich durch Einnahme der Stadt Edessa ein Fürstentum am Euphrat erwarb. Ein Ausfall befreite das nun von dem Sultan Kerboga von Mossul in Antiochia eingeschlossene Heer. Der normannische Graf Boemund von Tarent gründete hier ein zweites christliches Fürstentum in Syrien. Jerusalem, welches vor kurzem erst wieder in die Gewalt des ägyptischen Sultans gefallen war, wurde erst nach einer harten Belagerung von 39 Tagen am 15. Juli 1099 unter argen Greueln erstürmt. Um die Eroberung zu sichern, übertrugen die Kreuzfahrer den Schutz des „Königreichs Jerusalem“ dem Herzog Gottfried, der indes nur den Titel eines Beschützers des hl. Grabes annahm. Durch einen Sieg bei Askalon über die Ägypter sicherte er die Gründung. Nach seinem Tode (am 18. Juli 1100) übernahm sein Bruder Balduin als König die Herrschaft, welche nach dem Muster der abendländischen Lehensstaaten eingerichtet wurde und sich bald durch die Eroberung von Tripolis, Akkon, Beirut, Sidon und Tyrus, also des Küstenstriches, erweiterte. Wesentliche Unterstützung fand das junge Reich bei den von Handelsinteressen geleiteten Seemächten Italiens, Genua, Pisa, Venedig, und den geistlichen Ritterorden, welche der Kraft und Thatenlust des Rittertums ein höheres Ziel gaben und sie mit der aufopfernden Hingabe des Mönchtums vereinigten.

Die Einnahme Edessas durch Emadeddin Zenki, Emir von Mosul (1144), und seine Zerstörung durch dessen Sohn Nureddin (1147) veranlaßte den zweiten Kreuzzug (1147—1149), für welchen der Abt Bernhard von Clairvaux auch die Könige von Deutschland und Frankreich zu begeistern wußte, Konrad III. und Ludwig VII. Grausame Verfolgung der wegen des Wuchers verhaßten und im Verdachte geheimer Verbindung mit den Muhame-

banern stehenden Juden leitete in den rheinischen Städten diesen wie den ersten Kreuzzug ein. Nur das große Ansehen des hl. Bernhard vermochte diesen Ausschreitungen Einhalt zu thun. Aber trotz alles Schutzes, welchen die Kirche den ungerecht aller möglichen Verbrechen wie Kindermord, Brunnenvergiftung und Entweihung von Hostien Beschuldigten und Verfolgten angedeihen ließ, wiederholten sich diese Verfolgungen auch in den späteren Jahrhunderten.

Die Zersplitterung der Streitkräfte, das durch die früheren Zuchtlosigkeiten der Kreuzfahrer begründete Mißtrauen der Griechen, deren Kaiser Manuel I. der Schwager Konrads war, vor allem aber die Treulosigkeit der syrischen Christen, der sogenannten Pullanen, führte das gänzliche Mißlingen des mit so großer Begeisterung und so ansehnlichen Mitteln begonnenen Unternehmens herbei. Trotz heldenmütiger Tapferkeit der Kreuzfahrer gelang die Eroberung der Stadt Damaskus, in welchem man einen Stützpunkt gegen Nureddin zu erwerben trachtete, nicht. Auch Askalon vermochte man den Ägyptern nicht zu entreißen. Die Könige kehrten, ohne den geringsten Erfolg errungen zu haben, in die Heimat zurück. Unmittelbar danach fiel Antiochien. Mit Mühe hielt sich Jerusalem.

Die Großmut Saladins, welcher nach Nureddins Tod (1174) die Herrschaft in Ägypten erhalten hatte, gewährte dem schwachen Reiche Frieden, den aber der Fürst Raynald von Chatillon durch Überfall einer muhamedanischen Karawane freventlich brach. Saladin nahm für diesen Vertragsbruch Rache, indem er das christliche Heer, 30 000 Mann stark, bei Hittin am See Genesareth vernichtete und mit dem größten Teil der Edeln den Großmeister der Templer und den König Guido selbst gefangen nahm (5. Juli 1187). Rasch nach einander nahm der Sieger Akkon, Askalon, endlich Jerusalem selbst ein (3. Okt. 1187). Fast das ganze Land war wieder in den Händen der Ungläubigen. Die Schreckenskunde entflammte von neuem die Begeisterung des christlichen Abendlandes für die heil. Sache. Philipp II. Augustus, König von Frankreich, und der englische König Richard, der Löwe oder Löwenherz genannt, nahmen das Kreuz. Ja, den greisen Kaiser Friedrich I. faßte das Feuer jugendlichen Kampfesmutes und heiligen Glaubenseifers. Erst nach den sorgfältigsten Vorbereitungen soll der Zug angetreten werden. Zwar der Opfersinn des ganzen Volkes wird reichlich in Anspruch genommen. Wer nicht mitziehen kann, trägt zu den Kosten der Heerfahrt durch Zahlung des sogenannten Saladin-Zehnten bei. Aber die besitzlose Masse, welche sonst nicht nur religiöser Drang, sondern auch die Hoffnung der Abenteurer, Aussicht auf Erwerbung irdischer Güter, zur Teilnahme bewogen hatte, blieb durch die Bestimmung ferngehalten, daß jeder Kreuzfahrer die Kosten des Zuges auf mindestens zwei Jahre bestreiten mußte. Und aus dem gesammelten Heere wurden alle zweifelhaften Elemente ausgeschieden. Die Ausrüstung, Ordnung, Leitung des deutschen Kreuzheeres zeigte den Geist und

Festigkeit des einen mächtigen Führers. Selten oder nie während des ganzen Mittelalters ist ein gleich starkes und so trefflich geordnetes Heer wieder ausgezogen. Es enthielt die Blüte der deutschen Ritterschaft. Echt ritterlich wird vor dem Beginne des Zuges dem Gegner der Krieg angesagt. Durch Verhandlungen erwirkt man den friedlichen Durchzug von den Fürsten der Länder Ungarn, Serbien, Griechenland, sucht selbst den Sultan von Iconium zu gewinnen. In musterhafter Ordnung gelangt das Heer nach dem gastlichen Wien, dann nach Ungarn, von König Bela ehrenvoll empfangen und geleitet, wie die Nibelungen vom edeln Rüdiger von Bechlarn und dem guten König Etzel begrüßt werden. Griechische Tücke bereitet die ersten Schwierigkeiten. Aber das „eiserne Volk der Alemannen" demütigt die treulosen Byzantiner und besiegt den Sultan von Iconium durch seine Tapferkeit. Nach dem jähen Ende des kaiserlichen Feldherrn führte sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, das arg zusammengeschmolzene Heer vor Akkon, fand aber bei der Belagerung der Stadt durch die Lagerseuche frühen Tod (1191). An der Erstürmung der Stadt nahmen die Österreicher unter ihrem Herzog Leopold VI. rühmlichen Anteil. Das herrische und habsüchtige Benehmen Richards verletzte diesen wie den König Philipp II., so daß diese mißmutig nach Hause zogen. Trotz tapferer Thaten richtete König Richard wenig aus. Jerusalem vermochte er nicht wiederzugewinnen. Doch sicherte er den Christen den Besitz des Küstenstrichs von Tyrus bis Joppe und den freien Besuch der heiligen Stätten. Die Insel Cypern, welche er auf seiner Fahrt nach Palästina erobert hatte, überließ er dem letzten König von Jerusalem, Guido von Lusignan.

Der von Kaiser Heinrich VI. geplante „deutsche" Kreuzzug kam nicht zur Ausführung. Wie er weniger den idealen Zweck der seitherigen Kreuzfahrten zum Ziele hatte, als vielmehr die Ausdehnung der Herrschaft des deutschen Kaisertums auch über das Morgenland, so entsprach der vierte Kreuzzug in seinem Ausgang nicht der Absicht, in welcher ihn Papst Innocenz III. angeregt hatte. Die Venetianer veranlaßten die Kreuzfahrer zur Eroberung der dalmatischen Stadt Zara als einer Gegenleistung für die Überfahrt und zur Hilfeleistung für den seines Thrones beraubten griechischen Kaiser Isaak II. Angelus. Unter der Führung des neunzigjährigen blinden Dogen Dandolo erstürmten die Kreuzfahrer das schlecht verteidigte Konstantinopel und erhoben, um den ausgemachten Lohn betrogen, an Stelle des in einem Aufstand ermordeten Kaisers den Grafen Balduin von Flandern zum Beherrscher des lateinischen Kaisertums (1204), das jedoch ohne Macht blieb, da die unterworfenen Griechen demselben feindlich blieben, die Unterlehensstaaten, wie das Königreich Thessalonich, die Herzogtümer Athen, Achaja u. a. nur in lockerem Verbande zu dem Kaisertum standen, und die Besitzer der Küste, die Venetianer, nur auf ihren Vorteil bedacht waren.

Venedig beherrschte von nun an den ganzen Handel mit der Levante. Mit seinem Handel stieg seine politische Macht. Es kolonisierte die Inseln und die Küsten des Schwarzen Meeres und vermittelte den ganzen Handelsverkehr zwischen Morgen- und Abendland. Es versah Frankreich, England, Skandinavien mit den Waren des Orients, und diese nahmen ihren Weg durch Wien, Augsburg, Nürnberg und die norddeutschen Handelsplätze. Das Leben der neuen Staaten war von kurzer Dauer. Denn schon 1261 gelang es dem Kaiser des von flüchtigen Prinzen gegründeten Reiches Nicäa, Michael Paläologus, mit Hilfe der auf Venedig eifersüchtigen Genuesen dem lateinischen Kaisertum ein Ende zu machen.

Die folgenden Versuche zur Wiedergewinnung des hl. Landes gingen nur von einzelnen Landschaften aus und mißlangen, so der Zug des Königs Andreas II. von Ungarn (1217) und ein Zug niederrheinischer Kreuzfahrer. Ein klägliches Schicksal hatte der in Schwärmerei begonnene und von ruchlosen Schurken ausgebeutete Kreuzzug der Kinder (1212). Von den deutschen Knaben fand ein Teil auf dem Weg über die Alpen den Untergang, andere kehrten um, wieder andere blieben in Genua und anderen italienischen Städten. Die unglücklichen Abenteurer aus Frankreich gerieten in die Gewalt zweier Sklavenhändler und wurden zum größten Teil in Ägypten als Sklaven verkauft. Der ganze Zug hat nur Bedeutung als ein Zeichen des tief religiösen Geistes der Zeit, der alle Schichten der Bevölkerung, alle Stände ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters beherrschte.

Nach dem fünften Kreuzzug (S. 233), welcher einen rein politischen Charakter trug, machte Ludwig IX. der Heilige von Frankreich noch zwei Versuche, durch einen Angriff auf Afrika einen festen Halt zur Wiedereroberung des hl. Landes zu gewinnen. Auf dem ersten Zug (1248) geriet der König selbst nach einer Niederlage in die Gefangenschaft des ägyptischen Sultans Ejub und erlangte nur gegen Herausgabe des besetzten Damiette (am östl. Nilarme) und Zahlung eines hohen Lösegeldes die Freiheit wieder. Bis 1254 blieb er in Syrien, wo er die Seeplätze befestigte, und kehrte, vom Abendlande gänzlich ohne Unterstützung gelassen, auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter Blanka nach Hause zurück. Auf dem zweiten Zug landete er vor Tunis und wurde dort mit dem größten Teil seines Heeres von der Seuche hingerafft (1270). Die Christen verloren eine Besitzung nach der anderen. Aber keine Hand erhob sich mehr zum Kampf für die hl. Stätten. Der Geist, welcher zwei Jahrhunderte die christliche Welt beseelt und geadelt hatte, war erloschen. Die Nachricht von dem Verluste der letzten christlichen Besitzung in Palästina, Akkon (1291), erregte kaum noch Teilnahme. Auch der mahnende und warnende Ruf des Papstes erweckte nicht mehr die erstorbene Begeisterung zum Leben.

Das christliche Abendland hatte in der schon ein Jahrhundert später hereinbrechenden Türkennot seine Gleichgiltigkeit schwer zu

büßen. Die Folgezeit hat die Bedeutung der Kreuzzüge über alle Zweifel erhoben. Und trotzdem hat es nicht an solchen gefehlt, welche den Wert der ganzen, in der Geschichte aller Zeiten einzig dastehenden Bewegung in Frage stellten. War denn nicht der ganze Aufwand an Kraft, waren nicht alle Opfer an Leben und Gut umsonst gebracht? Hat nicht der unruhige Thatendrang, die Jagd nach einer erträumten Herrlichkeit, ein religiöser Wahn die Entwickelung der Kultur, die Befestigung geordneter Staatsverhältnisse gehemmt, die edelsten Geister vom Nächsten abgelenkt auf einen Irrweg? Hat nicht vielleicht das Papsttum die fromme Schwärmerei genährt und ausgebeutet zur Verwirklichung seines Strebens nach Weltherrschaft? —

Die Kreuzzüge haben das christliche Abendland bewahrt vor dem Schicksal der Balkanhalbinsel, vor der Überflutung durch den Islam, vor der Vernichtung seiner allein lebenskräftigen Kultur. Sie haben dem von Jugendkraft strotzenden Geist der christlichen Völker eine wahrhaft ideale Aufgabe gestellt und der Bethätigung und Ausbildung der erhabensten christlichen Tugenden ein großartiges Feld eröffnet. Was einem hohen geistigen Gedanken, dessen Ausführung möglich ist, geopfert wird, das ist nicht verloren, selbst wenn es nur die weihevolle Erinnerung ließe an selbstlose Hingebung, rührende Opferfreudigkeit, beispielloses Heldentum, erhebende Entschlossenheit und Thatkraft, unüberwindliche Ausdauer und ausdauernde Selbstüberwindung. Gehören die Kreuzzüge der Geschichte der christlichen Völker in ihrer Gesamtheit an, so hat auch das deutsche Volk, getreu seinem Zuge zu allem Edeln, Geistigen, seinen ehrenvollen Anteil in jener glänzenden Erscheinung des Mittelalters.

b) Folgen der Kreuzzüge. Kulturzustand der Zeit.

Verfehlten die Kreuzzüge auch ihren unmittelbaren Zweck, so griffen sie doch mittelbar tief ein in die Entwickelung der gesamten politischen und kulturlichen Verhältnisse.

Das Papsttum hat sie nicht angeregt und gefördert, um seine Macht zu erweitern. Aber da von Anfang an keine weltliche Macht sich an die Spitze der Bewegung stellte, fiel die Oberleitung derselben der höchsten kirchlichen Gewalt von selbst zu. Sie stand über den Nationen, sie erfüllte ihren Beruf als Mittelpunkt der Christenheit und gewann so die höchste Stellung in der christlichen Welt überhaupt. An Stelle der Päpste begleiteten Legaten die Kreuzheere, gegenüber den mannigfachen auseinandergehenden Interessen der Nationen die Vertreter und Hüter des einheitlichen Gedankens. Um wieviel das Papsttum an Ansehen gewann, um soviel nahm die ganze Kirche an Macht zu. Der fromme Sinn des Volkes und der Fürsten wetteiferte in Spenden von Almosen und Abgaben zu kirchlichen Zwecken, in Stiftung und Begabung von Klöstern, Kirchen, Kapellen und wohlthätigen Anstalten. Der Pilger, der Reiche, der Arme fand an der Kirche eine treue, besorgte Mutter, der Unterdrückte, der Verfolgte eine

mächtige Beschützerin. Mag auch die Verweltlichung viele ihrer Diener ergriffen haben, die Kirche selbst und die Geistlichkeit in ihrem weitaus größten Teil blieb der Hort des Rechtes, der Zucht und Sittlichkeit, die Rächerin von Schuld und Verbrechen. Hat es auch in jenen Zeiten, wie stets, nicht an Ausbrüchen roher Gewalt gefehlt, so war doch auch niemals der Geist der Reue und Buße aufrichtiger und stärker. Ein tief religiöser Sinn durchzieht das ganze Mittelalter, selbst in den ungesunden Trieben der wiederholt auftretenden Sekten kirchlicher und politischer Schwärmer.

Die Geisteskrankheit der unter dem Namen der Katharer bekannten Irrlehren hatte ihren Ursprung in dem südlichen Frankreich, namentlich in dem Gebiet von Albi in der Provence, verbreitete sich aber von dort weiter auch nach Deutschland. Die Zuchtlosigkeit, welche gerade einen großen Teil der südfranzösischen Welt- und Klostergeistlichkeit vergiftet hatte, mußte den größten Anstoß, gerechtes Ärgernis erregen und den Glauben an die Heiligkeit und Göttlichkeit der Kirche und ihrer Einrichtungen erschüttern. Anderseits fand in dem zum Mystischen stets neigenden Charakter des provençalischen Volkes jede auch irrige Geheimlehre fruchtbaren Boden. Die Verachtung des irdischen Besitzes und sinnlichen Genusses ward auf die Spitze getrieben. Sie führte zur Verwerfung auch der kirchlichen Gnadenmittel, der Sakramente, selbst der Taufe, zur Leugnung der Auferstehung des Fleisches, zum Selbstmord durch Entziehung der Nahrung (Endura) u. s. w. Die Anhänger dieser unklaren Schwärmerei sahen sich selbst als die „Reinen" an und bezeichneten sich daher als solche, Katharer (*καθαροί*, ital. gazari, daher Ketzer). Von der Überhebung über das kirchliche Gesetz schritten sie zur Verwerfung der weltlichen Ordnung; die Häretiker wurden bald durch ihre offene Auflehnung gegen alles Gesetz, die unter dem Mantel sittlicher Reinheit nur desto zügelloser geübten Ausschweifungen, ihre in Thaten verwirklichten Umsturzideeen gefährliche Empörer und als solche von Kirche und Staat gleicherweise verfolgt. Besonders weite Verbreitung fand die Lehre des Peter Waldes, eines Lyoners, der das apostolische Leben erneuern wollte (1177). Seine Anhänger, als Waldenser und Armen von Lyon bezeichnet, wanderten als Brüder und Schwestern predigend umher und zwangen durch ihr Lehren und Leben bald die Behörden zum Einschreiten. Im großen und ganzen erscheinen diese irregeleiteten Leute als gefährliche Sozialisten und Kommunisten, gegen welche die heutige Staatsgewalt sofort die Strafgesetze in Anwendung bringen würde.

In Frankreich kam es durch den Schutz, welchen die Sektierer bei vielen Adeligen fanden, zum offenen Kriege, dem sogenannten Albigenserkrieg, der erst nach 20jährigen Greueln (1209—1229) ein Ende nahm. Um das Wiederaufleben der Ketzerei möglichst zu verhindern, hatte schon Papst Innocenz III. auf dem vierten lateranischen Konzil die auf dem Konzil von Verona 1184 im Einverständnis mit

Friedrich I. wieder erneuten alten Verordnungen gegen die Häresieen abermals eingeschärft und weitere Bestimmungen gegeben. Im Anschlusse an diese Satzungen verpflichtete die Synode von Toulouse (1229) wiederum die Bischöfe, in den einzelnen Pfarreien durch einen Priester und zwei oder mehrere gut beleumundete Laien wachen zu lassen gegen das Eindringen und die Verbreitung von Häresieen. Wegen der sich hiebei herausstellenden Mißbräuche übertrug Gregor IX. dieses Amt der Inquisition dem neu gegründeten Orden der Dominikaner (1206 bezw. 1220), und als diese zum Teil zu streng verfuhren, wenigstens für einzelne Gegenden dem von dem hl. Franz von Assisi (1209) gestifteten Bettelorden der Franziskaner oder Minoriten. Die Einrichtung der Inquisition beabsichtigte Verhütung willkürlichen Verfahrens und verkehrter Härte. Die Bestrafung der überwiesenen und hartnäckigen Häretiker war Sache der Staatsgewalt, welche oft die bestehenden strengen Strafen noch verschärfte. Friedrich II. schritt schonungslos gegen die Ketzer als gegen Empörer ein und setzte den Tod der Verbrennung gegen besonders Strafwürdige fest. Gleichwohl hat sich die Erbitterung, welche der Übereifer und die Mißgriffe vieler Inquisitoren erregte, auf die Kirche übertragen. Wie verständig und milde manche Ketzerrichter verfuhren, das lehrt die Lebensbeschreibung des Abtes Eckbert von Schönau (in Nassau), eines Zeitgenossen von Friedrich I., der als „Hammer der Katharer" gefürchtet war und eine Menge von Irregeleiteten bekehrte. Am ärgsten verschrieen ist Meister Konrad von Marburg als Peiniger der hl. Elisabeth von Thüringen und Verfolger der der Ketzerei Verdächtigten. Es beruht indes auf einem Irrtum, ihm die schweren Büßungen und Demütigungen, denen sich die Heilige freiwillig unterzog, aufzubürden. Im Gegenteil hat er dieselbe von mancher übertriebenen Bußübung zurückgehalten. Sein sittenreiner Wandel, seine tiefernste Frömmigkeit, seine große Gelehrsamkeit empfahlen ihn dem Papste als geeigneten Prediger gegen die Katharer. Er versah sein Amt aus Glaubenseifer mit unerbittlicher Strenge. Man warf ihm vor, keine Verteidigung, keine Berufung zugelassen, Gottesurteile angewandt, viel zu rasch geurteilt und verdammt zu haben. Aber sicher wird vieles ihm schuld gegeben, was seinen Untergebenen zur Last zu legen ist. Die Berichterstatter übertreiben. Von wissentlicher Ungerechtigkeit, Grausamkeit oder gar Blutgier ist er freizusprechen. Wie es scheint, ist die Sache Konrad gleichsam über den Kopf gewachsen. Wenn er in Ausübung seines gehässigen Auftrages viele Unschuldige verurteilte, so zeigt gerade sein rücksichtsloses Vorgehen gegen alle Beschuldigte, hohen wie niedrigen Standes, Priester wie Laien ohne Unterschied, sein Bestreben, gerecht zu sein. Wenn er zweifellos Fehler beging, auch der Geist der Zeit trägt schuld. Wer aus Furcht, Rachsucht, Feindschaft falsch anklagte, verdiente damals, wie in den Zeiten der späteren Hexenprozesse, mindestens den gleichen Tadel wie der vom Geiste der Zeit befangene, leichtgläubige, von Herzen vielleicht wohlmeinende

Richter. Als der Graf von Sain wegen Ketzerei fälschlich angeklagt wurde und König Heinrich, der Sohn Friedrichs II., deshalb eine Versammlung in Mainz abhielt, brach die Mißstimmung gegen Konrad los, vielleicht künstlich genährt von den demselben abholden Bischöfen. Auf der Rückreise überfielen ihn und seinen ganz unschuldigen Reisegefährten, den Franziskaner Gerhard, sechs der Ketzerei gleichfalls Beschuldigte unter Führung des Ritters von Dernbach (bei Herborn in Nassau) in der Gegend von Kappel unweit Marburg und erschlugen ihn (30. Juli 1233). Die Nachricht vom gewaltsamen Tode seines Bevollmächtigten erbitterte den Papst aufs höchste, und er zerriß das Schreiben, in welchem er Konrads Vorgehen mißbilligt hatte. Erst auf neue Berichte von seiten des Mainzer Erzbischofs empfahl er Gerechtigkeit und Mäßigung. Auf zwei späteren Reichstagen zu Mainz und Frankfurt (1234) trat die allgemeine Stimmung gegen Konrad so zu Tage, daß seine Anhänger sich kaum vor den Ausbrüchen der Wut durch die Flucht retteten. Damit war die Inquisition für Deutschland zu Ende, eine Einrichtung, die, gleichwie die verrufene Bulle des Papstes Innocenz VIII. vom Jahre 1484 über die Behandlung der der Hexerei Verdächtigen, nicht dem Geiste finsterer Glaubenswut, sondern der guten Absicht entsprang, unregelmäßiges Verfahren zu verhüten. Auch die besten Gesetze können in der Ausübung ihr Ziel verfehlen. Die Kirche hat das Verdienst, im Gegensatz zu dem bei allem Formelkram höchst bedenklichen alten Rechtsverfahren in seinem kanonischen Recht das Muster eines geordneten, in der Form freien, in der Sache genauen und gerechten Prozeßwesens geboten zu haben.

Gleichzeitig mit der rheinischen Ketzerverfolgung endet auch der Kampf gegen die der Ketzerei angeklagten Stedinger an der unteren Weser, welche sich gegen die Lehenshoheit des Erzbischofs von Bremen und des Grafen von Oldenburg auflehnten, leider mit der fast völligen Vernichtung dieses friesischen Stammes. Der Kreuzzugsgedanke beherrschte den Geist der Zeit in dem Maße, daß man jedem Kriege diesen Schein des Rechtes verlieh.

Der religiöse Charakter der Kreuzzüge wirkte ganz besonders auf die Ausbildung des Standes, welcher den thätigsten Anteil an denselben nahm, des Adels. Neben dem hohen Adel, den geistlichen und weltlichen Fürsten, waren die niederen Edeln, die Dienstmannen (Ministerialen), welche als Reiter (Ritter, milites) den Kern der Heere bildeten, der angesehenste Stand, der sich durch die gleichen Rechte, Pflichten und Ehren in allen Nationen als eins fühlte. Da die Dienstpflicht den Ritter an seinen Lehensherrn band, galt unwandelbare Treue gegen denselben als erstes Gebot, Verletzung derselben als größte Schurkerei (Felonie von ahd. fillo Schinder). Die Kampfeslust, die Tapferkeit, die Kraft des Armes, seither in wilden Fehden geübt, erhielt durch die Kreuzzüge ein edleres Feld der Thätigkeit. Unter dem Einfluß derselben bildeten sich vornehmlich

jene Tugenden heraus, deren Übung der Ritterstand als seine heilige Pflicht und Ehre ansah: Treue gegen Gott, Treue gegen den Herrn, vor allem gegen den König und damit gegen das Vaterland, Beschirmung der Kirche, der Hilflosen, der Witwen und Waisen. Mit der Veredlung des rauhen Waffenhandwerks verfeinerte sich auch die Sitte. Dies zeigte sich namentlich in dem höfischen Benehmen gegen die Frau, die man nach der Bedeutung des Wortes als Herrin ehrte und deren Dienste man sich weihte. An verkehrten Auswüchsen dieses Frauendienstes fehlte es nicht.

„Hôveschеit", die „mâze", die feinen ritterlichen Umgangsformen lernte der Knabe als Page (Garzûn, Junkherlin) an fremdem Hofe im Dienste des vornehmen Herrn und der edeln Frau. Hier bildete er sich in der Kunst, die Waffen zu führen, aus. Vom vierzehnten Jahre an begleitete der Knappe den Herrn auf die Jagd, zu ritterlichen Kampfspielen, dem Turnier, Tjost und Buhurt und zu den „Reisen" d. i. Fehden. Im 21. Jahre konnte er sich den Ritterschlag erteilen, in feierlicher Weise durch die Schwertleite zum Ritter erheben lassen.

Das Turnier war ein Massenkampf gewappneter Ritter, der Buhurt ein Lanzenbrechen zweier Haufen, der Tjost der Speerkampf zweier Einzelkämpfer.

Diese Schauspiele wurden oft mit ungeheuerer Pracht veranstaltet und bildeten die Glanzpunkte aller großen Feste, der hochgezit. Den Damen fiel dabei die Aufgabe zu, den Siegern die Preise, den Dank, zu überreichen. Eine zahllose Volksmenge stellte die schaulustigen Gaffer und bekundete durch Zurufe die aufgeregte Teilnahme, mit welcher sie das Spiel verfolgte. Da die Kampfspiele häufig nicht ohne Unfälle vorübergingen, mißbilligte sie die Kirche und schritt sogar mit kirchlichen Strafen ein, wie sie denn auch heute jeden Zweikampf, auch den scheinbar ungefährlichen, in welchem die Studenten ihren Mut bekunden wollen, untersagt. Die Ritterspiele brachten vornehmlich die Sitte in Schwung, durch Zunamen und Wappen seine Familie zu bezeichnen. Die erste Anregung dazu aber gaben die Kreuzzüge mit ihren Heeresmassen. Je mehr das Rittertum in der kunstvollen Ausbildung seiner Kampfesweise seine Hauptaufgabe erblickte, desto mehr verlor dasselbe an kriegerischer Brauchbarkeit. Der schwer mit dem Panzer, der Brünne oder der Halsberge, dem Helm, den Arm- und Beinschienen, mit Schild, Lanze und Schwert gewappnete Ritter konnte sich nur mit seinesgleichen im Einzelkampf messen. Im Kampf mit dem behenden, leichter bewaffneten Fußvolke der Bürger und Bauern zog er bald den kürzeren. Das Ritterwesen geriet in Verfall, seitdem seine Thätigkeit kein edleres Ziel mehr hatte, als das bloße Turnieren, also mit dem Ende der Kreuzzüge. Der Ritter besaß oft nicht viel mehr als seine Heergewäte und seine enge, oft recht armselige Burg, die er durch Anlage mitten in sumpfigem Gebiete oder auf schroffen Felsen und durch Mauern, Gräben und Türme

sicherte. Gewöhnlich enthielt sie außer dem Hauptturm, dem Bergfried, nur einen größeren Wohnraum, den Palas oder Saal, an welchen sich die Kapelle, oft nur eine Wandnische mit Altar, schloß. Kleinere heizbare Zimmer hießen Kemenaten (caminata). Häufig führte noch außerhalb der Umfassungsmauer, des Mantels, ein durch Mauern geschützter Gang her, der Zwinger. Wenn es an Kriegen und Fehden mangelte, dann hatte der Ritter nichts zu thun, nichts zu leben. So trieb ihn die Armut zum Raufen und Rauben. Mehr und mehr vergaß man der alten Ritterehre und sah in dem „Stegreife", dem Überfahren der zum Handel reisenden Kaufleute, dem Überfall reicher Städte und wohlhabender Klöster keine Schande.

Die edelste Gestalt nahm das Rittertum an in den drei geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherren, welche außer den allgemeinen Mönchsgelübden des Gehorsams, der persönlichen Armut und der Keuschheit sich zum steten Kampfe gegen die Ungläubigen verpflichteten.

1. Der Johanniterorden ging hervor aus einem Hospital, welches Kaufleute aus Amalfi (1048) in Jerusalem zur Beherbergung und Pflege der Pilger zu Ehren des hl. Johannes des Täufers errichtet hatten. Seit dem Jahre 1118 übernahm der Orden auch die Verteidigung der Pilger und den Schutz des Königreichs Jerusalem. Seine Mitglieder teilten sich in Priester, Ritter und dienende Brüder. Das Ordensgewand war schwarz mit einem achteckigen weißen Kreuze. Der Großmeister wurde gewählt. Nachdem der Orden durch Anzahl der Mitglieder und Ausdehnung der ihm geweihten Besitzungen rasch emporgeblüht war, zerfiel er nach der Abstammung seiner Angehörigen in acht Zungen, deren Vorsteher (Bailliven) den geheimen Rat des Großmeisters bildeten. Der Oberaufseher der Befestigungen, der Großballei, gehörte der deutschen Zunge an. Der Orden besaß großes Ansehen und genoß reiche Privilegien. Nach dem Verluste von Akkon (1291) siedelte er nach Cypern über, eroberte von dort aus Rhodus (daher Rhodiser genannt) und behauptete diese Insel zwei Jahrhunderte. Mit der Vernachlässigung der Ordensregel und der einreißenden Zuchtlosigkeit geriet auch seine Macht in Verfall. Verrat brachte Rhodus im Jahre 1522 in die Gewalt der Türken. Der Rest der Ritter erhielt 1530 von Karl V. die Insel Malta als Lehen (Malteser) und erlebte dort trotz äußerer Einbuße noch einmal in tapferem Kampfe gegen die Korsaren und die Türken unter dem Helden La Valetta (1557—1568) eine kurze Zeit der Blüte. Mit der Gefahr der Osmanen sank auch wieder die Kraft und Bedeutung ihrer tapferen Gegner. Der erste Großmeister deutscher Zunge, der schwache Ferdinand von Hompesch, war auch der letzte. Er übergab am 12. Juni 1798 die Feste Malta, welche dem Ansturm der Türken über vier Monate stand gehalten hatte, ohne Schwertstreich Bonaparte. Die Güter der einzelnen Zungen wurden von den Staaten eingezogen. Der neue Johanniterorden, von Friedrich Wilhelm III.

1812 gegründet, von seinem Sohne 1852 neu organisiert, sieht seine Hauptaufgabe in der Bethätigung der Barmherzigkeit gegen verwundete Krieger und hat darin sich große Verdienste erworben.

2. Den Tempelorden stifteten 1118 acht französische Ritter unter der Führung Hugos von Payens. Seinen Namen hatte der Orden von seinem Hause in Jerusalem, weil dieses in der Nähe des Ortes lag, wo der Tempel Salomons gestanden hatte. Das Ordenskleid war weiß mit rotem Kreuz. Die Übung der ritterlichen Tugenden im Kriege gegen die Sarazenen verschaffte auch ihm hohes Ansehen und große Reichtümer in allen Landen. Mit der Zeit scheint er seinen Gelübden nicht völlig treu geblieben zu sein. Der Reichtum verführte zu Wohlleben und erregte die Habgier des Königs Philipp IV. von Frankreich. Um seine Güter, die übrigens nach kirchlicher Bestimmung an die Johanniter fallen sollten, einziehen zu können, ließ er ihn der Ketzerei und anderer Verbrechen anschuldigen und setzte bei dem schwachen Papste Clemens V. die Aufhebung des Ordens durch (1312). Zwei Jahre danach endeten der letzte Großmeister Jakob von Molay und 54 Ritter zu Paris auf dem Scheiterhaufen unter Beteuerung ihrer Unschuld. Der Orden als solcher war sicher frei von den ihm zur Last gelegten Verbrechen.

3. Die Johanniter und Templer gaben den Deutschen, welche im Lager vor Akkon sich zur Wartung ihrer kranken und verwundeten Brüder verbunden hatten (1191), das Vorbild zur Stiftung des deutschen Ordens, indem derselbe die Hospitalregel der Johanniter, die Ritterregel der Templer annahm und ein weißes Ordensgewand mit schwarzem Kreuz erhielt. Kaiser Heinrich VI. und Papst Innocenz bestätigten die Bruderschaft. Der erste Hochmeister war ein rheinischer Ritter Heinrich Walpot, wohl von Bassenheim. Der 13. Hochmeister Konrad von Feuchtwangen verlegte den Hauptsitz nach Venedig (1291). Nachdem schon 1226 der Orden nach Preußen verpflanzt war, machte Siegfried von Feuchtwangen Marienburg an der Nogat zum Vorort des Ordensstaates, der seine Blütezeit unter Wynrich von Kniprode (1351—1382) erreichte. Ein gefährlicher Gegner entstand dem Orden, seitdem Wladislaw Jagello von Litauen die polnische Krone erhalten hatte (1386). Die Vormauer deutscher Herrschaft und deutscher Sitte erhielt den ersten gewaltigen Stoß durch die Niederlage, welche das Ordensheer gegen Jagello im Jahre 1410 bei Tannenberg erlitt. Im ersten Frieden zu Thorn 1411 mußte Heinrich von Plauen Samogitien, einen Teil des nordwestlichen Litauen, abtreten. Die Strenge, mit welcher er der eingerissenen Zuchtlosigkeit entgegentrat, erbitterte die widerspenstigen Ritter, die ihn bis zu seinem Tode in Haft hielten. Gleichzeitig empörten sich die Städte und der Landadel und bildeten zur Wahrung ihrer Rechte gegen Übergriffe des Ordens zu Marienwerder 1440 den preußischen Bund, der mit Polens Unterstützung 1454 den offenen Kampf begann. Verrat der Söldner lieferte 1457 Marienburg den Polen in die Hände. Im

zweiten Frieden zu Thorn 1466 verlor der Orden seine Selbständigkeit und die Hälfte seines Besitzes: Westpreußen wurde polnisch. Ostpreußen verwandelte der letzte Hochmeister, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, mit Zustimmung Sigismunds von Polen, 1525 in ein von Polen abhängiges weltliches Herzogtum, dessen weiße Fahne statt des Kreuzes den schwarzen Adler erhielt. Er löste den Orden auf und trat zur lutherischen Kirche über. Sein Sohn Albrecht II. (1568—1618) verfiel alsbald nach seinem Regierungsantritt in unheilbaren Irrsinn. Obwohl deshalb der Kurfürst von Brandenburg schon 1569 die Mitbelehnung erhalten hatte, übte doch der übermütige Adel fast allein die Herrschaft. Mit dem Tode Albrechts II. kam das Land 1618 an Brandenburg. Die polnische Lehenshoheit über das Herzogtum schüttelte der große Kurfürst Friedrich Wilhelm der Einzige in den Verträgen Labiau (1656), Wehlau (1657) und dem Frieden von Oliva (bei Danzig) (1660) ab. Erst die polnischen Teilungen von 1772 und 1793 brachten wieder in deutsche Hände das Gebiet von Westpreußen, den Netzedistrikt und Danzig und Thorn.

Der livländische Teil des Ordenslandes wurde durch den Übertritt des Ordensmeisters Gotthard Kettler zum Protestantismus im Jahre 1562 säkularisiert. Kettler behielt Kurland und Semgallen als Herzogtum. Aber diese wie die übrigen einstigen Güter im Osten mit den Städten Narwa, Dorpat, Reval u. s. w. gingen Deutschland verloren und gerieten meist nach und nach in den Besitz Rußlands.

Erhalten blieben die zwölf Ordensballeien in Deutschland, deren Hauptort Mergentheim in Franken wurde, aber auch geschmälert durch Verluste, welche der Abfall einzelner Komture nach sich zog. Das Deutschmeistertum ward allmählich nur eine Versorgungsstelle für jüngere Prinzen regierender Fürstenhäuser. Der napoleonische Sturm riß auch die letzten Pfeiler des einst so stolzen Gebäudes nieder. Im Wiener Kongreß teilten sich die deutschen Staaten in die noch vorhandenen Güter. Erst mit dem Jahre 1834 erlebte der in Österreich weiter bestehende Rest des Ordens eine neue Blüte auf dem Gebiete der Krankenpflege im Kriege. Deutschmeister ist jedesmal ein Erzherzog.

Einen mächtigen Einfluß übten die Kreuzzüge auf die Entwickelung des Bürgertums und der Städte. Im Kampfe gegen das Fürstentum, unter den Saliern gefördert, von den Staufern weniger begünstigt, errang die Bevölkerung der Städte mehr und mehr Recht und Bedeutung: die persönliche Freiheit, Befreiung von lästigen Abgaben, Wahl ihrer Behörden. In den Gemeinden selbst hatten die ehemaligen Freien und Adligen, als Geschlechter (Patrizier), das Übergewicht gegen die an Zahl stärkeren, aber an Gut schwächeren Gemeinen, die einstigen Zinspflichtigen. Streitigkeiten zwischen beiden Teilen konnten nicht ausbleiben, sobald die niedere Bürgerschaft nach

Gleichberechtigung mit den Aristokraten strebte. Als Vertreter des Herrn übte die Gewalt als Feldherr und Richter ursprünglich der Vogt oder Burggraf. Als Reichsstädte galten solche, die weder einem geistlichen noch einem weltlichen Fürsten außer dem König unterstanden. Was zum Gebiete der Stadt gehörte, war das Weichbild. Die Stadtverwaltung, aus dem Rat bestehend, an dessen Spitze der Bürgemeister stand, riß, vielfach die Geldnot der Herren benutzend, dessen Rechte an sich, Vogtei, Münze, Zoll. Den Zusammenschluß der einzelnen Berufsarten zu Zünften suchten die Staufer noch zu hindern. Auf die Dauer aber konnten in den Zeiten, in welchen jeder auf Selbsthilfe angewiesen war, weder diese Vereinigungen noch die Verbindung der Städte untereinander verhütet werden. Auf den Bund der rheinischen Städte, welcher nur ein kurzes Leben hatte, folgten im vierzehnten Jahrhundert andere Einungen zur Aufrechterhaltung des Landfriedens und zum Schutze der gemeinsamen Interessen. Dem Wohle des Reiches dienten sie nicht immer. Die Hauptursache zur Verbindung der Städte, die auch den mächtigsten Bund des Mittelalters, die Hansa, allmählich entstehen ließ, war das gemeinsame Handelsinteresse. Durch die Eroberung Konstantinopels 1204 war Venedig der Mittelpunkt des Welthandels geworden. Seit 1261 eroberte Genua wieder einen Teil des Mittelmeerhandels zurück. Deutschland aber war durch seine geographische Lage das natürliche Durchgangsland für den ganzen Handel nach dem Norden. Die Kreuzzüge brachten nicht so sehr die erste Kenntnis der Natur- und Kunst-Erzeugnisse des Morgenlandes nach dem Westen, als sie die Bekanntschaft und den Gebrauch derselben verallgemeinerten und dadurch einerseits die ganze Lebensweise verfeinerten, die Bedürfnisse steigerten und dem Gewerbefleiß neuen Anstoß, aber auch neue Mittel gaben. Jetzt kamen die Gewürze, die feinen Stoffe des Orients, Seide, Sammet, Musselin, Kattun, in Menge nach Europa und, sonst nur Kostbarkeiten der Fürstenhäuser, fanden sie sich jetzt in den Burgen der Grafen, in den Zimmern der reichen Handelsleute. Vom Morgenland lernte man das Weben und Färben, die kunstvolle Verarbeitung der Metalle; Kreuzfahrer aus Sicilien pflanzten das erste Zuckerrohr in Europa an. Noch war die Donaustraße belebt. Aber regerer Verkehr durchquerte das Alpenland. Über die Pässe des Brenner und Reschen-Scheideck kamen die Schätze und Erzeugnisse des Ostens von Italien nach den Städten Regensburg und Wien, später Ulm und Augsburg, von da durch das fränkische Land über Nürnberg an den Main, dann einerseits über Frankfurt, Mainz und Köln nach der Nordsee und nach England, anderseits über Erfurt und Magdeburg nach der Ostsee. Im Auslande schlossen sich die deutschen Kaufleute an einander zur gemeinsamen Vertretung ihrer Rechte, so in Wisby auf der Insel Gotland, von wo die Niederlassung in Nowgorod ausging (c. 1150), so in London die „Hanse" Kölner Handelsleute. Allmählich überflügelte Lübeck im Bunde mit Hamburg (seit

1241) und anderen norddeutschen Städten Köln. Nach und nach entwickelte sich aus diesen Einzelverbindungen die große Hansa.

Den Geldmarkt behaupteten die Italiener, als Wechsler machten die Lombarden sich einen Namen, wie die Juden durch den den Christen untersagten Wucher. Die Zinsen waren hoch und bereicherten daher. Wie die Stoffe vielfach arabische Namen tragen, so beruhen die meisten im Geldgeschäfte üblichen Bezeichnungen und viele kaufmännische Ausdrücke auf italienischen Worten, wie Agio, Brutto, Netto u. a. Florenz prägte die ersten Gulden (floreni, fl.), Verona die ersten Kreuzer (denarii cruciati), Venedig die Dukaten. Die guten deutschen Ostlinge (Easterlings) sollen dem englischen Pfund (Sterling) den Namen gegeben haben.

Mit dem Handel hob sich auch die Gewerbthätigkeit, und neben den orientalischen Waren führten die Deutschen die Erzeugnisse des eigenen Landes aus, Rohprodukte wie Wolle, Felle, Weine u. s. w. und Gewerbsgegenstände wie Tuche, Leinen.

Auf den Bauernstand wirkten die Kreuzzüge insofern günstig, als für Teilnehmer an denselben die Leibeigenschaft aufgehoben ward. Die Ansiedlungen in den slavischen Ländern bewiesen am besten die Fähigkeiten der Deutschen zur Kolonisation.

Den größten Vorteil zog das geistige Leben aus dem durch die Kreuzzüge belebten Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande und den während derselben angeregten vielfachen Beziehungen der christlichen Völker zu einander. Der Austausch der Ideeen an und für sich mußte schon anregend einwirken. In vieler Beziehung war aber auch das Morgenland in der Kultur den Germanen und Romanen vorausgeeilt und teilte diesen die Fortschritte der Kenntnisse mit, welche die Araber namentlich in der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Medizin besaßen. Die Kreuzzüge riefen mit den Orden für die Krankenpflege auch die Siechenhäuser ins Leben, besonders die Leprosenhäuser für die vom Aussatz, der Miselsucht Ergriffenen, die sogenannten „guten Leute". Dem Missionär, welcher nach dem Osten zog, um das sagenhafte Christenreich des Priesters Johannes zu suchen und den Samen des christlichen Glaubens in die Welt zu streuen, folgte der kühne Kaufmann. Und beide vermehrten die geographischen Kenntnisse. Europäische Mönche wie Ascelin (1245), Carpin (1246) und Ruysbroek (1253) begaben sich an den Hof des Mongolenfürsten nach Karakorum, südl. vom Baikalsee. Schon 1305 hatte Peking einen christlichen Erzbischof. Das Werk des Venetianers Marco Polo, welcher 25 Jahre lang Asien bereiste (1271—1295), bis China vordrang und zuerst Japan nannte, ist heute noch eine wichtige Quelle.

Die Heldenthaten der Kreuzfahrer gaben dem Geschichtschreiber würdigen Stoff zur Darstellung. Entsprechend der größeren Beteiligung der Franzosen ist auch deren Anteil an der Berichterstattung über dieselben größer als derjenige der Deutschen. Am bekanntesten

unter den Schriften der letzteren ist die Chronik des Kanonikers Albert von Aachen, dessen Gemälde freilich, wie erklärlich fast alle Schilderungen der Zeit, in der Farbenpracht des Ostens erglühen.

Die kirchliche Wissenschaft trieb in den beiden Richtungen der Scholastik und Mystik ihre schönsten Blüten. Suchte jene, von dem hl. Anselm, dem Abte des Klosters Bec in der Normandie und späteren Erzbischof von Canterbury, die Glaubenslehren der Kirche mit dem Verstande zu ergründen und zu beweisen, so versenkte sich die Mystik mit ganzem Gemüte in die unergründliche Tiefe der Wahrheiten des Christentums. Das Bekanntwerden sämtlicher Schriften des Aristoteles, meist aus arabischen Übersetzungen, gab der Forschung die streng wissenschaftliche Methode. Albert der Große, der „zweite Aristoteles", geb. zu Lauingen a. d. Donau 1193, gestorben zu Köln 1280, hatte einen Größeren zum Schüler, Thomas von Aquin († 1274), den Doctor angelicus, welcher in seiner »Summa theologiae« die kirchliche Lehre systematisch darstellte. Dessen Gegner war der Franziskaner Duns Scotus († 1308), dessen Freund Bonaventura († 1274), Schüler des hl. Franz von Assisi, Scholastiker und Mystiker zugleich. Die hauptsächlichsten Mystiker waren der hl. Bernhard von Clairvaux und der angebliche Verfasser des goldenen Büchleins von der Nachfolge Christi, Johannes Gerson († 1240), im folgenden Jahrhundert Meister Eckhart, der Straßburger Johannes Tauler († 1361) und Heinrich Suso von Konstanz († 1365).

Um die berühmten Lehrer der Wissenschaften sammelten sich zahlreiche Schüler, welche sich zu Körperschaften nach Nationen, dann auch nach dem Studium als Juristen und Artisten vereinigten (universitates). Die ältesten Hochschulen hatten nur eine Fakultät, so Salerno die medizinische (schon im 11. Jahrh.), Bologna (1158) die juristische, Paris (1180) die theologische. Die erste fürstliche Stiftung war die 1224 von Friedrich II. gegründete Hochschule von Neapel. Der Zudrang zu diesen Bildungsstätten war so gewaltig, daß Bologna bereits 1262 nicht weniger als 20000 Studierende zählte, darunter Tausende bereits gereifter Männer. In den traurigen Zeiten politischer Schwäche, in welche Deutschland durch die unselige Politik Friedrichs II. geraten war, brachte es unser Vaterland trotz alles wissenschaftlichen Strebens und Wirkens nicht zu einer eigenen Universität. Erst Karl IV. rief die Hochschule zu Prag 1348 ins Leben. Am fühlbarsten hat sich dieser Mangel im Recht gezeigt. Zur Begründung eines gemeinen deutschen Rechtes kam es nicht. Die Einführung des dem deutschen Geiste fremden römischen Rechtes mit seiner Lehre von der unumschränkten Herrschaft des Fürsten war im allgemeinen kein Gewinn. Vergessen wir nicht, daß die Tortur dem römischen Rechte entstammt.

Was der Geist jener Zeit dachte, was die Seele fühlte, die Innigkeit des Glaubens, das aufrichtige Sehnen nach dem Himmel, die weihevolle Erhebung vom Irdischen zum Göttlichen, die reine Gottesminne, wie sie Scholastik und Mystik durchdrang und das Gemüt des

ganzen Volks durchglühte, — das fand den herrlichsten Ausdruck in den gotischen Domen mit ihren festen Strebepfeilern, dem Walde ihrer schlanken Säulen und den kühn emporstrebenden Spitzbogen. So mächtig die Masse und so frei und leicht die Gliederung! Wie der Glaube der Betrachtung bei jedem Blicke neue Schönheiten zeigt, so sieht sich das Auge nicht satt und nicht müde an dem unerschöpflichen Reichtum an Schmuck, den die Gotik anzubringen wußte. Durch die hohen Fenster strahlt das Sonnenlicht, aber seine blendenden Strahlen sind durch die Farben der Glasgemälde gemildert. Pinsel und Meißel wetteiferten, in Nachahmungen der Natur den toten Stoff zu beleben und in Sinnbildern die reine Empfindung des Gemüts zum Ausdruck zu bringen. Mag anfänglich dem Italiener jener zuerst in Frankreich angewandte Baustil fremd, barbarisch vorgekommen sein, weshalb er ihn als „gotisch" bezeichnete, allmählich fand er auch bei ihm Eingang und zwar von Deutschland aus, wo er zu seiner höchsten Vollendung ausgebildet wurde. Im Jahre 1248 am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August) legte der Erzbischof Konrad von Hochstaden den Grundstein zu dem großartigsten Denkmal deutscher Baukunst, dem Kölner Dom, der erst im Jahre 1880 vollendet werden sollte. Das Freiburger Münster wurde 1270, der Dom zu Regensburg 1275, der von Straßburg 1277 begonnen, genau 100 Jahre darauf der zu Ulm. Während in der romanischen Zeit die Baumeister vornehmlich noch geistlichen Standes waren, gehörten die Meister der gotischen Bauart dem bürgerlichen Stande an. Sie hießen schlicht Steinmetzen und bildeten mit den Maurern, Bildhauern und ihren Gesellen zunftmäßige Verbindungen, welche eigene Gesetze und Gerichtsbarkeit besaßen. Die vier bedeutendsten deutschen Bauhütten waren zu Straßburg, Köln, Wien, Bern (später Zürich). Werkmeister und Gesellen zogen hinaus und verbreiteten ihre Kunst, als einzige Erinnerungszeichen an ihre Thätigkeit ihre Werke mit Steinmetzzeichen versehend.

Nichts spiegelt den Glanz der Zeit getreuer wieder als die Dichtkunst, welche jetzt ihre erste Blüte erreicht. Mit dem schwäbischen Kaisergeschlechte wird auch die ober- oder hochdeutsche Mundart die herrschende in der poetischen Litteratur. Und die Dichtkunst findet nicht mehr bloß Pflege in den geistlichen Kreisen; die Thaten des Rittertums haben auch die in ihm wohnende Sangeskraft und Sangeslust geweckt. Die in dem Volke fortlebenden Erinnerungen an die längst verwichenen Heldenkämpfe zur Zeit der Völkerwanderung, die dunkeln Vorstellungen von der Götterwelt seiner Kindheit, sie erwachen zu neuem Leben und entlocken den Saiten der Sänger die mächtigsten Klänge in den Volksepen, dem Lied von den Nibelungen und Gudrun. Aber in allen Klängen, mögen sie mit voller Macht erbrausen oder in einschmeichelnder Zartheit verwehen, kehrt fort und fort ein Ton wieder, welcher das Herz des Hörers bald gewaltig erhebt und freudig begeistert, bald mit herbem Weh durchzittert, das ist der Preis der

deutschen Tugend, der Treue in Lieb und Leid. Der Einfluß der Kreuzzüge zeigt sich besonders in den märchenhaften Schilderungen des Volksbuchs vom „Herzog Ernst". Außer den heimischen Sagen bearbeiten die Dichter der Zeit auch fremde Stoffe, die sie meist der französischen Dichtkunst entnehmen. In den Kunstepen der höfischen Dichter werden vornehmlich die beiden Sagenkreise von den Heldenthaten, den Abenteuern (von aventiure, adventura = Ereignis) der Ritter aus Königs Artus' Tafelrunde, und von dem hl. Gral bearbeitet. Namentlich die Gralsage bekundet deutlich den Einfluß der Kreuzzüge. Der hl. Gral soll die Schüssel (gradalis) sein, welche der Heiland bei dem letzten Abendmahl benutzte. Die Templeisen (Templer) bewachen sie auf dem Monsalvatsche (mons salvationis oder verborgener Berg). Verherrlicht die Artussage das weltliche Rittertum in seiner Tapferkeit und Minne, so bot die Grallegende willkommenen Stoff zum Preise der geistlichen Ritter. Jene führte Herr Hartmann von der Aue, diese Herr Wolfram von Eschenbach aus der französischen Poesie in die deutsche ein. Es giebt kein tiefsinnigeres Gedicht in der deutschen Litteratur als den Parsival Wolframs, kaum ein sinnlicheres als Tristan und Isolt des Meisters Gottfried von Straßburg, dort die reine Gottesminne, hier der Liebeszauber der Wollust. Stoffe aus dem Altertum bearbeiteten Heinrich von Veldeke — er impfete das êrste ris in tiutischer zungen — in seiner Eneit, Herbort von Fritzlar und Konrad von Würzburg in ihren Gedichten vom trojanischen Krieg. Waren die Gedichte der nordfranzösischen Trouvères die Quelle für die höfische Epik, so sind die provençalischen Troubadours, wie Bertran de Born, die Vorläufer der deutschen Kunst-Lyrik, welche gewöhnlich kurz als Minnegesang bezeichnet wird, aber nicht nur Liebeslieder, sondern auch die religiöse Dichtung und die politischen Sprüche umfaßt. Sie ist der beredte Ausdruck all der mannigfachen, sich widersprechenden Empfindungen der Zeit. Aber die Sänger, wußten sie auch als Ritter wohl das Roß zu tummeln und das Schwert zu schwingen, besser, als die Feder zu führen, schlugen nicht den trotzigen Ton der provençalischen Krieger an, sie sangen mehr aus dem Gemüt und zum Gemüte, wie sie alle heißen, der Kürenberger, Dietmar von Aist, Spervogel, Friedrich von Hausen, der mit Barbarossa ins heilige Land zog und dort seinen Tod fand, die beiden Reinmar u. a. Fürsten und Könige ehrten die Sänger und gewährten ihnen gastliche Aufnahme an ihren Höfen, vor allem »der Dürnge bluome«, der edle Landgraf Hermann von Thüringen, Leopold VII. von Österreich und der »milte« Welf VI. u. a.; sie pflegten auch selbst die edle Dichtkunst, Heinrich VI., Friedrich II. und der unglückliche Konradin. Alle überragt an Wärme der Empfindung, Kraft und Gewandtheit des Ausdrucks Herr Walther von der Vogelweide. Wie lieblich weiß er vom wonniglichen Mai zu singen, wie süß die Schönheit und Zucht der deutschen Frau zu preisen! — Von der Elbe unz (bis) an den Rin und her wider unz an der

Unger lant mugen wol die besten sin, die ich in der werlte hân erkant —, wie ergreifend vermag er zu klagen über den Verfall der Sitten und den traurigen Zustand in der Welt, wie bitter zu schmähen auf den „welschen Schrein". Im Streit zwischen Kaiser und Papst steht er entschieden auf kaiserlicher Seite und erhebt mächtig seine Stimme gegen Rom, so daß er gern als Vorläufer aller Kirchenstürmer gepriesen wird. Aber der „Fronebote" des Kaisers ist bei aller Liebe zum Vaterlande und seinem Herrn ein tieffrommer, echt gläubiger Charakter, in seiner politischen und kirchlichen Gesinnung ein Mann wie Friedrich der Rotbart. Vielleicht hat er selbst später seine Schärfe bereut; denn da Friedrich II. gebannt wird, stimmt der Dichter den Ton der Wehmut an. Seine gewaltige Sprache hat, wie sein Zeitgenosse, der Dichter Thomasin von Zirklaria, tadelt, nicht nur zum Kampfe gegen den Papst gereizt, sondern die ganze Christenheit geschändet und geschädigt. Und wieviel hätte er durch ein versöhnendes Wort wirken können; denn seine Stimme galt etwas als der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Vom glühenden Eifer für seine Partei fortgerissen, hat er die Worte nicht gewogen, die er sprach. Darum fragt ihn der „welsche Gast", ob er glaube, in seinem Leben je so viel Gutes thun zu können, um das Unheil aufzuwiegen, welches er in kurzer Zeit angerichtet habe. Und trotz all dem muß man mit Ulrich von Singenberg sagen:

»Hêr Walther von der Vogelweide,
swer des vergaez', der taet' mir leide.«

Später entartete die erzählende Dichtungsgattung, mehr noch die Minnedichtung im engeren Sinne. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre zeichnet ein lebhaftes Bild der Verrohung auf den Ritterburgen und in den Dörfern. Im Pfaffen Amis von Stricker tritt uns der Eulenspiegel des Mittelalters entgegen. Neidhart von Reuenthal zieht die Sucht der Dörfler, das Leben der Ritter nachzuahmen, ins Lächerliche und wird der Begründer der mehr volkstümlichen Lyrik. Ein Vertreter des in halbe Verrücktheit ausgearteten „Frauendienstes" ist der Ritter Ulrich von Liechtenstein, der sich von der Herrin, die er sich gewählt, an der Nase herumführen läßt. Das höfische Leben, der ursprünglich ganz ideale Minnedienst gegenüber den Frauen, erhielt bald ein bei aller äußeren Feinheit grob sinnliches Gepräge. Mit dem selbstlobenden Frauenlob von Meißen, den die Frauen am 30. Nov. 1318 zu Mainz zu Grabe getragen haben sollen, endet die Minnedichtung.

Die Spruchweisheit des Volkes hat einen glücklichen Herold gefunden in Freidank, dem Verfasser der „Bescheidenheit" d. h. Einsicht. Auch er wendet sich gegen Rom, wo »maneger wirt betrogen«, aber er gesteht auch zu, daß der Papst nicht an der „falschen List" schuld trägt. Ein späteres Lehrgedicht, der Renner des Schulmeisters Hugo von Trimberg zu Teuerstadt („vor Babenberg"), erfreute sich großer

Beliebtheit. Oft ist der kulturgeschichtliche Wert dieser Dichtungen höher als ihr dichterischer.

Die schönsten Lieder der Zeit, was das Volk sang, das ist leider zum größten Teil verhallt. Nur einzelne geistliche Lieder klangen fort durch die späteren Zeiten oder wurden durch Aufzeichnen erhalten. Die französischen Begleiter des hl. Bernhard beklagen es, daß sie mit dem Verlassen des deutschen Gebiets nicht mehr das »Christ uns genade« und die sonstigen deutschen Kirchenlieder des Volkes vernehmen. Noch heute singt man wie damals das Weihnachtslied „Ein Kindelein so lobelich", das Osterlied „Christ ist erstanden von der Marter alle" und das Pfingstlied „Nun bitten wir den heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist", welches der Volksprediger, Bruder Berthold von Regensburg († 1272), als »gar ein nütz sang« und »guot funt« eines weisen Mannes preist.

Vierte Periode.

Verfall des mittelalterlichen Lebens. Erhebung des Fürstentums und des Bürgertums.

(1256—1517.)

1. Das sogenannte Interregnum (1256—1273).

Zwei Könige und keiner, das ist die Aufschrift für jene traurige Zeit, in welcher kein deutscher Fürst die entwertete Krone trug noch begehrte. Einst in blutigem Kampfe heiß umstritten, lockte sie jetzt nur noch Fremde zum Kaufe. Während der Königmacher von Köln, der Erzbischof Konrad von Hochstaden, die Wahl des reichen Grafen Richard von Cornwallis, eines Schwagers des Königs Friedrich II., begünstigte und mit englischem Gelde die Lösung des Mainzers aus der braunschweigischen Haft, zugleich auch dessen Stimme erkaufte (1257), erkannte der Erzbischof von Trier den Engländer nicht an und ließ wenige Monate nach der Wahl Richards den König Alfons X. von Kastilien, einen Enkel des Staufers Philipp, zum König erheben. Ottokar von Böhmen machte sich die Doppelwahl sofort zu nutze, indem er von dem ersteren die österreichischen Länder, welche er seit 1251 in Besitz genommen, zu Lehen nahm, dann aber, um keinem zu gehorchen, den letzteren anerkannte. Der „weise“ Kastilier betrat nie den Boden des deutschen Reichs. Das dreimalige Erscheinen Richards war nur insofern ein segensreiches, als er mit seinem und des Reiches Gut seinem habgierigen Anhang reichen Segen spendete. Aber wenn je, so hätte damals vor allem das Reich eines Herrschers nicht mit offener, sondern mit fester Hand bedurft. Denn Fürsten standen gegen Fürsten im Kampfe. Wilde Fehden durchtobten das Land. Der Große raubte im großen durch Zölle, der Kleine im kleinen durch Wegelagerung. Gegen Gewalt schaffte nicht das Gesetz Recht, sondern die Faust. Seit der Ritterstand nicht mehr aufgeboten wurde zu Römerfahrten und Kreuzzügen oder zur

Verteidigung der Heimat gegen die Einfälle feindlicher Nachbarn, hatte er keine würdige Aufgabe mehr. Müßiggang und Mangel trieben daher einen großen Teil seiner Angehörigen zum Raufen und Rauben. Da niemand dem Unwesen steuerte, schlossen sich die am meisten unter dieser Landplage leidenden Städter zusammen zur Selbsthilfe. Aber der allenthalben herrschende Unfriede ließ es auch zu einer dauernden Vereinigung und durch Einheit gebietenden Macht zunächst nicht kommen. Richard gebot Landfrieden, gab aber dem Worte nicht den Nachdruck der That. Er begünstigte die deutschen Kaufleute in seinem Lande und verschaffte ihrem Verbande in der Gildhalle zu London, dem späteren Stahlhof, den Freibrief vom Jahre 1260, aber er vermochte trotz redlicher Bemühung nicht ihren Handel in ihrem eigenen Lande zu schützen. Um seinen Unterthanen sich gefällig zu erweisen, wie sein Zeitgenosse und Landsmann Thomas Wikes sagt, heiratete er im Jahre 1269 Beatrix von Falkenstein und erhielt durch diese Vermählung wenigstens die von deren Bruder Philipp auf dem Trifels behüteten echten Reichsinsignien. Schon im Jahre 1272 starb er in seiner Heimat.

Da Alfons zwar den Namen eines deutschen Königs beanspruchte, aber weder dessen Pflichten noch dessen Rechte ausübte, traten die deutschen Fürsten auf die Aufforderung des Papstes Gregor X. in Frankfurt zu einer Neuwahl zusammen, aber nicht mehr alle Großen des Reichs, sondern nur die sieben angesehensten, welche auch schon bei der Doppelwahl thätig gewesen waren.

In der Zeit der Staufer und während des Zwischenreichs hatten sich die Verfassungs- und Territorialverhältnisse des deutschen Reiches in mancher Hinsicht umgestaltet. In den Kämpfen zwischen Königtum und Papsttum war das unter Otto I. niedergedrückte Reichsfürstentum wieder empor gekommen und hatte schließlich die Erblichkeit erlangt, während die Krone nur durch Wahl zufiel. Was durch Vernichtung der großen Stammesherzogtümer für die Königsgewalt an Macht gewonnen schien, war längst eingebüßt durch das, was sie an Rechten mehr und mehr an die Reichsfürsten abgetreten hatte. Die von den Königen selbst begonnene Zersplitterung des Reiches nahm zu mit den überhandnehmenden Erbteilungen der einzelnen Gebiete, und mit der Zersplitterung lockerte sich der Verband der Teile. Je mehr der Träger der Krone durch Preisgabe seiner Vorrechte an die Fürsten, besonders die Wahlfürsten, sich selbst entblößte, desto mehr reizte er die Habsucht derselben. Die Verwalter wurden zu Herren, indem sie für ihr Gebiet wichtige Kronrechte gewannen, wie die Berechtigung, Zölle zu erheben, Münzen zu prägen, die Bergwerkszehnten zu erhalten u. a. Die Verzichtleistung des Königs auf einzelne Gefälle schmälerte seine Einkünfte im ganzen. Die Bete (Bede, Bitte) war nur eine für den König erhobene besondere Steuer. Auch hinsichtlich der richterlichen Gewalt hatte der König sich vielfach seiner Rechte entäußert zu Gunsten der Landesherren. Aber königlich war

noch das Hofgericht, als obere Instanz, in beschränktem Umfange die Landgerichte, das Gericht in den Reichsvogteien und in mehreren geistlichen Gebieten die Kriminalgerichtsbarkeit. Die Form und das Verfahren des Gerichts mit dem ungebotenen und gebotenen Ding, den Schöffen (mindestens 7) und der Vorladung und Urteilsvollstreckung durch den Fronboten, d. i. Herrnboten, war im wesentlichen unverändert geblieben. Die allgemeine Reichsgesetzgebung betraf fast nur den Landfrieden und den Kriegsdienst. In privatrechtlicher Beziehung galten die Landrechte, für Niederdeutschland besonders der Sachsenspiegel, für Oberdeutschland namentlich der Schwabenspiegel, und das in den Weistümern niedergelegte und sich fort und fort vererbende Gewohnheitsrecht.

Unter den Reichsständen hatten nach und nach sieben sich eine bevorzugte Stellung und die Verfügung über die Königskrone verschafft, die sog. Kur- oder Wahlfürsten. Zum erstenmale traten dieselben bei der Doppelwahl von 1257 auf. Aber erst 1263 werden sie urkundlich in einem Schreiben des Papstes Urban IV. erwähnt: die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die alten Erzkanzler der drei Reiche Deutschland, Italien, Burgund, und der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen, dem freilich der Herzog von Baiern die Kurstimme bestritt. Diesen vier weltlichen Kurfürsten lag auch die Ausübung der alten Erzämter ob. Später war die Verteilung derselben folgende: Sachsen Erzmarschall, Brandenburg Erzkämmerer, Pfalz-Baiern Erztruchseß, und Böhmen Erzschenk. Wahlort war gewöhnlich Frankfurt am Main, Krönungsstätte Aachen. Der Gewählte schwor dem Reiche die Hulde, den Treueid, und hieß, so lange er nicht die römische Kaiserkrone aus der Hand des Papstes erhalten hatte, rex Romanorum.

Neben und unter den Kurfürsten standen die übrigen Fürsten, Grafen und Herren. Als drittes Kolleg beschickten seit 1255 die Reichsstädte die Reichstage. Ihre förmliche Aufnahme erfolgte erst 1487. Sie schieden sich seit 1474 in die rheinische und die schwäbische Bank. Zur ersteren zählten auch die sächsischen Städte, zu letzterer auch die fränkischen. Im ganzen zählte man 6 Erzbistümer, 37 Bistümer, 70 Abteien und die 3 geistlichen Ritterorden, also im ganzen 116 geistliche Stände, 100 weltliche, nämlich außer den kleineren Fürstentümern 4 weltliche Kurfürstentümer und 6 größere Herzogtümer: Österreich, Kärnthen, Steiermark, Lothringen, Braunschweig-Lüneburg, Niederbaiern. Die alten Herzogtümer waren entweder ganz eingegangen, wie Franken seit Konrad III., Schwaben seit dem Untergang der Staufen, oder sie waren nur in beschränktem Umfang erhalten, wie Lothringen und Sachsen. Am wenigsten hatte Baiern an Bestand eingebüßt. Von den ehemaligen bairischen Marken kamen die südlichen, Verona, Istrien, Aquileja, in den Besitz der Republik Venedig. Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, die windische

Mark und Portenau waren in der Hand des Böhmen Ottokar. Baiern selbst, seit 1180 dem Hause Wittelsbach verliehen und seit 1215 mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein verbunden, schied sich 1255 in die zwei Linien: Oberbaiern und Niederbaiern. Zu ersterem wurde die Pfalz und der Nordgau geschlagen, der daher als Oberpfalz bezeichnet ward. Hauptstadt war Heidelberg. Zu Niederbaiern gehörten Ingolstadt, Landshut und das von Heinrich dem Löwen gegründete München. Regensburg war Reichsstadt. Außer dem Erzbistum Salzburg umfaßten die Bistümer Passau, Freising und Eichstädt bairisches Land und Volk. Die Grafschaft Tirol wurde vorübergehend im folgenden Jahrhundert von Baiern erworben, kam aber bald an das Haus Habsburg.

Völlig zerrissen war Schwaben. Aus den zahlreichen kleinen Grafschaften und reichsunmittelbaren ritterlichen Gebieten, gegen Ausgang des Mittelalters über 90 Ständen, ragten hervor im Neckarlande die Grafen von Württemberg, im Schwarzwald die Markgrafen von Baden aus dem Hause der Zähringer. Gerade in der Zeit des Zwischenreichs dehnte Rudolf I. von Baden seinen Besitz weiter aus. Im Norden des Elsasses war das Bistum Straßburg das bedeutendste Gebiet; im Süden und in der nördlichen Schweiz, sowie im Breisgau lagen die Güter des Hauses Habsburg. In dem anmutigen Wechsel nahm das Bistum Augsburg noch einen verhältnismäßig großen Raum ein. Unbedeutend war Konstanz und das meist auf burgundischem Gebiete liegende Basel.

Zahlreich waren die Reichsstädte, im Elsaß Straßburg und die 10 Städte der Reichsvogtei, wie Kolmar, Hagenau, Weißenburg, im östlichen Schwaben über 30, darunter Ulm die bedeutendste.

Das alte Herzogtum Franken war zum größten Teil geistliches Besitztum von Mainz, Würzburg, Bamberg, Worms, Speier. Zu den Bistümern kamen die Abteien Fulda und Hersfeld. Abgesehen von den fränkischen Teilen der rheinischen Pfalzgrafschaft und Badens waren weltliche Fürstentümer von Bedeutung nur die Landgrafschaft Hessen, seit 1265 von der Landgrafschaft Thüringen getrennt, während diese mit Meißen vereinigt wurde und so an das Haus Wettin kam, und die reiche Burggrafschaft von Nürnberg, d. h. das Gebiet von Ansbach und Baireuth an Rezat, Altmühl und Obermain, welches seit etwa 1190 die Grafen von Zollern besaßen. Im Lande der Konradiner gelangte die kleine Grafschaft Nassau unter dem Schutze des Mainzer Krummstabs zu Ansehen. Von Reichsstädten nahmen besonderen Aufschwung Nürnberg und Frankfurt.

Von dem einstigen Lothringen bildete das sogenannte Herzogtum nur einen Rest. Unter den Nachkommen des Grafen Gerhard von Elsaß, welchem es König Heinrich III. verliehen hatte, gewann es eine mehr und mehr selbständige Stellung und reizte stets die begehrlichen Blicke des französischen Nachbarn. Aber echt deutsch waren noch die reichsfreien Städte Metz, Toul, Verdun und die gleichnamigen Bistümer,

sowie kleinere weltliche Fürstentümer. Köln und Aachen waren Reichsstädte. In Niederlothringen bestanden die Herzogtümer Brabant, Berg, Jülich, die Grafschaften Holland, Seeland, Friesland, Hennegau, Flandern, Geldern, Lützenburg oder Luxemburg, Cleve, die Bistümer Utrecht, Lüttich, Cambray. Die mächtigsten Herren in den Landen der alten Rheinfranken und Lothringen waren die drei geistlichen Kurfürsten, von denen der Mainzer und Kölner auch sächsische Lande zu eigen hatten, jener das Eichsfeld mit Erfurt, dieser das Herzogtum Westfalen. Die übrigen geistlichen Fürsten des alten Herzogtums Sachsen waren außer unbedeutenderen die Bischöfe von Osnabrück, Münster, Minden, Paderborn, Hildesheim, Werden, Halberstadt, und die Erzbistümer Bremen und Magdeburg. Das 1235 aus den Allodien des mächtigen Sachsenherzogs gebildete neue Herzogtum Braunschweig ward schon 1267 geteilt. Die vielen Linien liefen schließlich wieder in zwei zusammen, die braunschweigisch-wolfenbüttelsche und die lüneburgische, spätere hannöversche. Der Name des Herzogtums Sachsen haftete nur an den östlichen Teilen, den askanischen Landen. Durch Teilung entstanden auch hier zwei Linien, die lauenburgische und wittenbergische. Der Besitz der letzteren fiel nach deren Aussterben (1423) an das Haus Wettin, welches schon 1247 Thüringen mit Meißen verbunden hatte. Die Nordmark machte den Kern der Markgrafschaft Brandenburg aus, welche während des Interregnums unter der einträchtigen Herrschaft der Askanier Johann I. und Otto III. die Oberherrlichkeit über Pommern gewann. In der billungischen Mark herrschten die slavischen Grafen von Mecklenburg (Michelenburg), Nachkommen des Abodriten Pribislav, und das sächsische Haus der Schweriner. Das Land der Wagrier, Stormarn und Holsten, von deutschen Ansiedlern Deutschland gesichert, hatten die dem Schauenburgischen Geschlechte entsprossenen Grafen von Holstein inne. Sie bekamen auch später das Herzogtum Schleswig als dänisches Lehen. Die Grafen von Oldenburg sollten dereinst das Königreich Dänemark erhalten (1448). Von kleineren Grafschaften sind besonders die von Ravensberg (mit den Städten Bielefeld und Herford) und der Mark an der Ruhr zu nennen. Reichsstädte des sächsischen Landes waren Dortmund, Goslar, Lübeck, Mühlhausen a. d. Unstrut und Nordhausen, noch nicht Hamburg und Bremen.

In loser Verbindung mit dem Reiche standen die Teile des einstigen Königreichs Burgund, die Freigrafschaft, Savoyen, Provence und Dauphiné, die nach und nach trotz Einspruch und Kampf Frankreich an sich zu reißen wußte. Auch Italien war dem Reiche verloren. Aber Deutschland hätte diese Einbußen verschmerzen können, hätten nur die vielen kleinen Teile ein einheitliches, festgeschlossenes und der Lenkung gefügiges Ganze gebildet! Aber der Sondersinn der Fürsten überwucherte und erstickte den Gemeinsinn. Das beweisen viele einzelnen Thatsachen, nichts aber deutlicher als ihr Verfahren bei der Königswahl.

2. Könige und Kaiser aus verschiedenen Häusern (1273—1347).

a) Rudolf von Habsburg (1273—1291).

Bei der Wahl eines neuen Königs treten von nun an bedenkliche Erscheinungen hervor: die Wähler einigen sich schwer über den rechten Mann; zur Wahl empfiehlt persönliche Tüchtigkeit, mehr geringe Hausmacht; der Vorteil der Wähler spricht die entscheidende Stimme. Der Gewählte sieht sich durch die Übermacht der Fürsten notgedrungen darauf angewiesen, seine Macht zu festigen und zu erweitern durch Erwerbung eines größeren Hausgutes. Beiderseits also das gleiche Streben nach größerer Hausmacht und Unabhängigkeit, beiderseits der Blick mehr auf den eigenen Nutzen als das Frommen des ganzen Reiches gerichtet! Da von dem Papste Gregor X. die Aufforderung zu einer Neuwahl ergangen war und die Stimme des Volkes nach einem kräftigen Herrscher verlangte, einigten sich die Kurfürsten nach langen Verhandlungen in Frankfurt 1273 auf die Person des Grafen Rudolf von Habsburg, welchen besonders sein Schwager, der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, ein Hohenzoller, und der Mainzer Erzbischof Wernher von Eppstein empfohlen hatte. Er entsprach ganz den Anforderungen, welche die Wähler an den zu Kürenden glaubten stellen zu müssen: Ungefährliche Hausmacht, persönliche Vorzüge. Seine Güter lagen im Schweizer Aargau, in Schwaben und im Elsaß, dessen Landgraf er war; nicht unbedeutend, doch kaum eines Königs würdig. Da, wo Reuß und Aare sich vereinigen, erhob sich die Stammburg seines Geschlechtes, die Habichtsburg. Als treuer Anhänger des Kaisers Friedrich II. hatte er an mehreren Kriegszügen teilgenommen und sich den Ruf eines ebenso tapferen und thatkräftigen, als biederen und verständigen Mannes erworben. Da er mit seiner Habe gut haushielt, galt er für sparsam, ja geizig. Einfach und schlicht in seinem Gewande wie in seinem Auftreten als Graf und als König, zeigte er die Nüchternheit und praktische Richtung seines Sinnes. Seine hohe Gestalt, das edle Antlitz mit der mächtigen Adlernase und den klaren Augen, sein kerniges, eher hartes, als mildes, aber gegen jeden gleiches und gerechtes Wesen machten ihn zum Manne des Volkes mehr, als wenn er durch gesuchte Herablassung um dessen Gunst sich beworben hätte. Klares Ziel, festes Wirken, das sind die Kennzeichen seiner Herrschaft. Weit entfernt, nach Unerreichbarem zu streben, richtete er Auge und Hand nur auf das Mögliche. Darum erkannte er auch unweigerlich die gewordenen Verhältnisse des Fürstentums an, indem er sich verpflichtete, zu wichtigen Regierungshandlungen die Zustimmung der Kurfürsten durch die sogenannten „Willebriefe", die später zu den beengenden Wahlkapitulationen sich erweiterten, jedesmal einzuholen. Der König war gleichsam nur mehr der erste einer fürstlichen Oligarchie, das Haupt eines aus verbündeten Fürstentümern bestehenden alternden Staates. Auch der Kirche gegenüber steifte Rudolf sich nicht auf Behauptung verlorener oder vermeintlicher

Rechte. Als nach seiner Wahl die feierliche Belehnung der Kurfürsten erfolgen sollte, und das Scepter fehlte, nahm er kurz entschlossen vom Altare der Wahlkapelle das Kreuz und vollzog mit demselben die Handlung; ein schlichtes, aber deutliches Zeichen seines frommen, der Kirche ergebenen Sinnes, der nicht sucht, die Kraft im Streite zu erproben, sondern dem Throne im Altar eine Stütze zu schaffen. Daher erbat er nach seiner Krönung in Aachen auch die Anerkennung des Papstes und erlangte trotz der Gegenbemühungen Ottokars II. von Böhmen diese, und bei einer Zusammenkunft mit Gregor X. in Lausanne auch die Zusicherung der Kaiserkrone ohne Anstand, da er die Ansprüche der Hohenstaufen auf Italien aufgab und Karl von Anjou als König von Sicilien anerkannte. Schon ein Jahr nach der Erhebung Rudolfs herrschte — wie Gotfrid von Ensmingen, sein Zeitgenosse, berichtet — „tiefer Frieden durch Deutschland von Fels zu Meer."

Dieser Zustand gestattete dem Könige sich gegen Ottokar von Böhmen zu wenden.

Als im Jahre 1246 der letzte Babenberger Friedrich II. der Streitbare im Kampfe gegen den Ungarnkönig Bela IV. gefallen war, ohne Kinder zu hinterlassen und über seine Länder Österreich und Steiermark Verfügung zu treffen, hatte sich der Böhmenkönig in den Besitz jener Länder gesetzt (1251) und zum Scheine durch Richard von Cornwallis denselben bestätigen lassen (1262). Im Jahre 1269 hatte er auch das Herzogtum Kärnthen mit Krain und der windischen Mark durch Erbschaft an sich zu bringen gewußt. Von der Königswahl im Jahre 1273 durch die übrigen Kurfürsten ferngehalten, erkannte er Rudolf nicht an. Daher brachte dieser gegen ihn einen Beschluß der Fürsten zu stande, wonach alle seit Friedrichs II. Bann ohne Erlaubnis in Besitz genommenen Reichsgüter zurückerstattet werden sollten. Die nun an Ottokar ergehende Aufforderung, die widerrechtlich erworbenen Länder herauszugeben, beantwortete dieser mit der Rüstung zum Kriege. Da verhängte Rudolf die Reichsacht gegen den Trotzigen, der rasch erkennen mußte, daß er seine Stärke überschätzt hatte. Während Graf Meinhard von Tirol Kärnthen, sein Bruder Albrecht von Görz Krain und die windische Mark eroberte, drang Rudolf selbst rasch gegen Wien vor und zwang dasselbe zur Ergebung. Die bevorstehende Vereinigung Meinhards mit Rudolf und der drohende Abfall der Ungarn machten den Böhmen geneigt zum Frieden, der im Jahre 1276 unter folgenden Bedingungen zu stande kam: Ottokar verzichtet auf die strittigen Länder und nimmt Böhmen und Mähren zu Lehen. Eine Doppelheirat zwischen den Kindern der beiden Könige sollte den Ausgleich befestigen. Bei dem hochfahrenden Sinn Ottokars war vorauszusehen, daß die Aussöhnung keinen Bestand haben werde. Da Rudolf Miene machte, durch die erledigten Donauländer seine eigene Hausmacht zu vermehren, zog er leicht einzelne deutsche Fürsten auf seine Seite und begann nach

umfassenden Rüstungen von neuem den Krieg. Da auch der Herzog Heinrich von Baiern Ottokar begünstigte, erhielt Rudolf nur äußerst schwache Hilfe seitens der übrigen Fürsten. Mit geringer Macht zog er dem Feinde entgegen. Erst auf dem Marchfelde bei Wien erhielt er Verstärkung, besonders durch die Ungarn. Bei Dürnkrut kam es am 26. August 1278 zum Entscheidungskampfe, in welchem nach langem und schwerem Ringen Rudolf den Sieg davontrug. Ottokar, aus vielen Wunden blutend, fand den Tod, wahrscheinlich durch die Hand böhmischer Ritter, die sich an ihm für die Hinrichtung ihrer Verwandten rächten, und ward auf Befehl des Siegers mit allen Ehren bestattet. Der Kampf zwischen Rudolf und Ottokar ist mehr denn ein bloßes Ausfechten des Streites zwischen Nebenbuhlern. Er zeigt einen wunderbaren Wandel der Weltgeschichte: Auf dem Lechfelde waren die unbändigen Horden der Ungarn mit Hilfe der Böhmen zur Ruhe gezwungen worden; auf dem Marchfelde verhalfen die Magyaren den Deutschen zum Sieg über die Böhmen, dem Deutschtum zum Sieg über das Slaventum. Die Donauländer waren von neuem als deutsche Ostmark gesichert und sollten von neuem eine Vormauer für christlich-abendländische Kultur gegen asiatischen Despotismus und Fanatismus werden. Der Sieg bei Dürnkrut begründete endlich die Erhebung des habsburgischen Hauses.

Während Rudolf in Böhmen und Mähren die vormundschaftliche Regierung für Wenzel II., den minderjährigen Sohn Ottokars, anerkannte und das Herzogtum Kärnthen dem Grafen Meinhard von Tirol beließ, verlieh er mit Zustimmung der Kurfürsten auf einem Reichstage zu Augsburg 1282 seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die Länder Österreich, Steiermark, Krain und die windische Mark. Schon im folgenden Jahr wurden die Fürstentümer auf Wunsch ihrer Bewohner Albrecht allein übertragen.

Auf dem Augsburger Hoftage 1282 hatte der König für Baiern und Schwaben zur Wahrung des Landfriedens zwei Richter eingesetzt, ein Beweis, wie sehr ihm die Wiederherstellung eines sicheren Zustandes im Reiche am Herzen lag. Seine Hauptsorge galt der Beilegung der Fehden, der Begründung von Ruhe und Ordnung. In diesem Sinne finden wir ihn unablässig thätig in Süddeutschland, am Rhein, selbst in Burgund, ganz besonders auch in dem lange in Verwirrung gestürzten Thüringen. Aber er begnügte sich nicht mit Erneuerung und Einschärfung der alten Landfriedensverordnungen, sondern griff, wo es not that, mit Gewalt ein und zwang zum Gehorsam. Im Jahre 1289 brach er allein in Thüringen 70 Festen und ließ 29 Raubritter enthaupten. In Norddeutschland gewann er keinen Einfluß, und selbst in Schwaben, mochte er auch die Erhebung unterdrücken, die trotzigen, emporstrebenden Landesherren völlig zu demütigen gelang ihm nicht. Auch das Streben, für das verlorene Reichsgut dem Königtum Ersatz zu schaffen durch Besteuerung der Städte, hatte nur teilweise Erfolg. Die meisten Bischofsstädte

wahrten sich Steuerfreiheit gegenüber dem Reich. Daher galten Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Regensburg als Freistädte. Erst gegen den Ausgang des Mittelalters hießen sie „freie Reichsstädte", eine Bezeichnung, welche bald weitere Anwendung fand. Die reichsunmittelbaren Städte, die Reichsstädte, mußten die Last allein tragen. Der Kaufmann aber, welchem die strenge Hand des Königs den Verkehr sicherte, sollte klingenden Dank in Form einer Warensteuer entrichten. Den königlichen Städten wurde eine Vermögenssteuer, der sogenannte dreißigste Pfennig auferlegt. Die von diesen Neuerungen Betroffenen erkannten nicht ihre Notwendigkeit, sondern empfanden nur ihren Druck. Man genoß das Bessere, was die Zeit gebracht hatte, aber ohne Dank und ohne die Geneigtheit zu Opfern. Mit der herrschenden Unzufriedenheit war die Sehnsucht nach der entschwundenen Zeit der Selbständigkeit, um nicht zu sagen Willkür, erwacht. Diese Stimmung benutzten Betrüger, die sich für Friedrich II. ausgaben und nicht ohne Anhang blieben. Die Bewegung konnte nur mit Gewalt unterdrückt werden.

Rudolf besaß nicht die Zuneigung der Fürsten und Ritter, wie der Städter, welche die Sage ihm verleiht; aber er war in seiner strengen Gerechtigkeit, Schlichtheit und Geradheit dem niederen Manne lieb. Die dem schwäbischen Fürsten mehr als dem Norddeutschen eignende gemütlichere Form des Verkehrs mit, richtiger gesagt, in dem Volke hat auch Rudolf den Namen eines echt volkstümlichen Herrschers verschafft. Der Volksmund hat für den charakterisierenden Anekdotenschatz gesorgt, wie bei Maximilian I., der seinem Ahn in vielem glich, nicht aber in der Kunst, Geld zu erhalten und zu verwalten. Hat man es rühmen wollen, daß Rudolfs nüchterner Sinn sich nicht um Italien bekümmert, die Kaiserkrone nicht begehrt habe, so irrt man: Rudolf ging noch in seinem letzten Lebensjahre mit dem Gedanken einer Römerfahrt um, kam aber nicht zur Ausführung seines Planes, dessen Verwirklichung vielleicht auch die deutsche Königskrone eher seinem Hause gesichert hätte. Er konnte die Wahl seines Sohnes Albrecht bei den Kurfürsten nicht durchsetzen.

Im Anfange des Juli 1291 erkrankte er zu Germersheim in der Pfalz, begab sich aber noch nach Speier, nicht — wie die Sage erzählt — weil er den Tod herannahen fühlte und dort zu sterben wünschte, aber dort am 15. Juli vom Tode ereilt, ehe er die Sorge um die Thronfolge erledigen konnte. Die Stätte seines Hinscheidens ward auch seine Ruhestätte.

b) Adolf von Nassau (1292—1298).

Die Bemühungen Albrechts von Österreich um die deutsche Krone scheiterten an dem Widerwillen der Kurfürsten gegen einen mächtigen Herrscher und an der Abneigung gegen die Person des Bewerbers. Der Einfluß des Mainzer Erzbischofs Gerhard von Eppstein, eines Neffen von Rudolfs Gönner, gewann die übrigen Wähler für

seinen eigenen Vetter, den unbegüterten Grafen Adolf von Nassau, welcher nach neunmonatlicher Erledigung des Thrones am 5. Mai 1292 zu Frankfurt gewählt und am 24. Juni zu Aachen gekrönt wurde. Der neue König genoß den Ruf eines geschäftsgewandten und ritterlichen Mannes. In dem Erbstreite zwischen dem Herzoge von Brabant und dem Grafen von Geldern um das erledigte Herzogtum Limburg hatte er auf der Seite des letzteren im Bunde mit dem Kölner Erzbischof gefochten, war auch mit diesem in der Schlacht bei Worringen 1288 gefangen, aber seiner Haft ohne Lösegeld entlassen worden. Alle Tapferkeit und „Mannheit" hätte dem „Gräflein" — wie der habsburgisch gesinnte Ottokar von Horneck in seiner Reimchronik den „armen Mann, der Sinn und Witz nie gewann", nannte — nimmer den Weg zum Throne gebahnt, hätte nicht der ebenso herrschsüchtige, als schlaue Mainzer, „der ungetreue Wolf", ihm die Stimmen der Feinde Albrechts verschafft. Überdies aber mußte er sich zu schweren Zugeständnissen verstehen, die er später weder erfüllen konnte noch wollte. So liegen bereits in den Umständen seiner Wahl die Gründe zu seinem Sturze. Abgesehen von den Verpflichtungen, welche er dem Trierer, dem Kölner und dem Pfälzer gegenüber auf sich nahm, versprach er seinem Erheber die Übertragung der Reichsvogtei in Oberlahnstein und die Verlegung des „Friedezolls" von Boppard nach diesem Ort, das Reichsschultheißenamt der Städte Mühlhausen und Nordhausen, Verleihung der Rechte der Reichsstädte an sechs beliebige Orte des Erzstifts, Ersatz der Präkonisations- und Palliengelder des Erzbischofs zu Rom und der Wahlkosten ꝛc. Je mehr Adolf den Druck der übernommenen Lasten empfand, desto mehr suchte er dieselben abzuschütteln und der unwürdigen Abhängigkeit sich zu entziehen. Sein Auftreten bewies bald, daß man sich getäuscht hatte, wenn man in ihm ein willenloses Werkzeug selbstsüchtiger Pläne zu finden hoffte. Als sich wider Erwarten, wenn auch mit schwerer Selbstüberwindung, Albrecht dem schwächeren Nebenbuhler gefügt hatte, wandte dieser sich thatkräftig der Ausübung seiner königlichen Pflichten zu, indem er widerspenstige und unruhige Elemente rasch zum Gehorsam und zur Ruhe nötigte. Wenig förderlich aber war es dem Ansehen des deutschen Königs im Inland wie beim Ausland, daß Adolf sich durch Zusicherung eines Subsidiengeldes vom englischen König Eduard I. zum Kriege gegen Philipp IV. den Schönen von Frankreich bestimmen ließ. Ehe indes der Kampf ausbrach, stellte das Machtwort des Papstes Bonifaz VIII. den gefährdeten Frieden wieder her. Auch ein später erneuter Zwist führte nicht zu offenem Krieg, wenngleich Adolf im Elsaß erschien, um seinen Zusagen zu entsprechen. Er sollte nicht, wenn auch im wenig ehrenvollen Dienste des Auslandes, für des Reiches Sicherheit und Ehre gegen den Nachbarn kämpfen. Das erklärliche Streben nach Hausmacht verwickelte ihn in einen nicht völlig berechtigten Krieg. Albrecht der Entartete von Thüringen hatte seine beiden Söhne Friedrich den Freidigen, dem die Sage den Beinamen

„mit der gebissenen Wange" gab, und Diezmann enterbt. Diese aber suchten ihr Recht auf das ihnen vom Oheim vererbte Land Meißen wie auf Thüringen durch Waffengewalt zu behaupten, ohne die königliche Belehnung nachzusuchen. Der König betrachtete die Mark Meißen als anheim gefallenes Lehen und ächtete die beiden thüringischen Brüder als unberechtigte Eindringlinge, sprach ihnen dann auch Thüringen ab und scheint Albrecht durch eine Geldsumme abgefunden zu haben. Wäre der sogenannte „Kauf" als eine unwürdige Handlung aufgefaßt worden, schwerlich würde der König die Unterstützung der Fürsten zu dem Kriege gegen die Brüder erhalten haben. Als er nach zwei siegreichen, aber blutigen Feldzügen das eroberte Reichsland in Besitz behielt und damit in das Gehege des Mainzers trat, da erst fand man es an der Zeit, der geschädigten Ehre des Reiches und des Königtums zu gedenken. Die Enttäuschung über den wenig dankbaren, selbständig auftretenden und nach Macht strebenden Neffen führte Gerhard zu seinem Gegner. Die zwischen Adolf und Albrecht bestehende Spannung hatte durch manche Umstände, zuletzt durch die Unterstützung einer gegen letzteren gerichteten Verschwörung österreichischer Adligen ihren höchsten Grad erreicht. Der Krieg war unausbleiblich. Sein Ausbruch wurde beschleunigt durch die geheimen Umtriebe des Kurfürsten von Mainz, der mit Albrecht und anderen Fürsten zu Prag und Wien die Absetzung Adolfs und Erhebung des Herzogs verabredet hatte und letzteren zum offenen Abfall drängte. Ehe Adolf ihn in seinem Lande angreifen konnte, drang dieser bis an den Rhein vor, wich aber zunächst dem Entscheidungskampf aus und wandte sich nach der Rheinpfalz. Inzwischen waren in Mainz die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, der Askanier Otto IV. mit dem Pfeil, mit den Gesandten des Königs von Böhmen und des Herzogs Ludwig von Baiern mit Gerhard zusammengetreten und sprachen über den vorgeladenen, aber nicht erschienenen König die Absetzung aus, weil er meineidig sei, das Recht nicht gewahrt, im Reiche den Landfrieden gestört, dessen Ehre gegen das Ausland nicht gefördert, sich um Italien und andere Reichsländer nicht gekümmert, vom Könige von England Gold genommen, den verheißenen Dienst aber nicht geleistet habe ꝛc. Ja, die Greuelthaten, welche seine Söldner in Thüringen verübt hatten, Ruchlosigkeiten, wie sie die Roheit früher und später ohne Wissen und Willen der Führer auch beging, wurden seiner Person zur Last gelegt. An seiner Stelle wählten die vier anwesenden Kurfürsten Albrecht zum König. Auf die Kunde von diesen Vorgängen rief Adolf seine Getreuen, und deren besaß er noch viele in den Städten und in der niederen Ritterschaft, zum Beistand auf. Auch der Trierer stieß mit Reiterei zu ihm. Da Albrecht sich etwas nach Süden gewandt hatte, folgte ihm Adolf und stieß auf ihn im Thale der Primm am Fuße des Donnersberges. Am Hasenbühel bei Göllheim kam es am 2. Juli 1298 zur Schlacht. Beide Heere — das des Nassauers war schwächer — stürzten sich mit dem Gesang

„Sant Marei, Mutter und Maid,
All unser Not sei Dir geklait (geklagt)“

in den Kampf. Adolf selbst warf sich wider den Rat seiner Getreuen in das furchtbare Gewühl und kehrte selbst, durch einen Sturz vom Pferde verwundet, ohne Helm in die Schlacht zurück, bis er — wie es heißt — von der Hand seines Gegners schwer getroffen niedersank und durch einen reisigen Knecht vollends getötet wurde. So hatte der ritterliche Mann seinem Feinde Thron und Leben lassen müssen. Trotz heldenmütiger Tapferkeit erlitt das Herr Adolfs eine völlige Niederlage, weil der Führer die ausstehenden Hilfstruppen nicht erwartet und seinen Kampfesmut nicht gezügelt hatte. Wie überlegen Albrecht als Feldherr seinem Gegner war, ergiebt sich aus den verschiedenen Manövern während des ganzen Feldzugs und der Kriegslist im Kampfe selbst. Hatte er doch durch scheinbaren Abzug den Gegner zur Verfolgung verlockt und seinen Kriegern den Befehl erteilt, zunächst die Rosse der Feinde zum Falle zu bringen. — Die beraubte Leiche des unglücklichen Fürsten, bei deren Anblick selbst dem schuldigen Oheim das Wort der Klage entfuhr: „Heute ist das tapferste Herz untergegangen“, wurde in dem nahe gelegenen Kloster Rosenthal bestattet und erst 1309 im Dome zu Speier beigesetzt, eine Hand breit entfernt von der Leiche seines von Mörderhand gefallenen Gegners. Als am 2. Juni 1689 die französischen Mordbrenner, nach Schätzen suchend, die Ruhe der deutschen Kaiser störten, blieb Adolfs Leiche unberührt. Dem harten Urteil, welches meist über den Gestürzten gefällt worden ist, steht entgegen die rührende Anhänglichkeit, welche sich ausspricht in den Versen eines fahrenden Sängers am Niederrhein:

»Ich muis den reinen koninc clagen,
want an eme wart erslagen,
ein cristen konink, ein greve wert;
— — — — — — — —
Sin eidil herze was so hoich,
dat nei geine undait drin inquam.«

e) Albrecht I. (1298—1308).

Albrecht betrachtete sich erst nach nochmaliger Wahl als rechtmäßigen König, trat aber dann auch als solcher mit Entschiedenheit auf. Weder das Äußere des neuen Herrschers, der infolge einer Krankheit ein Auge eingebüßt hatte, war anziehend, noch sein ernstes, ja verschlossenes Wesen gewinnend. Und doch besaß er ebenso große Eigenschaften des Herzens als des Geistes. Mit zähester Willensstärke und ausdauernder Thatkraft vereinigte er bewundernswerte Mäßigkeit und Selbstbeherrschung, mit rechter Tapferkeit weise Vorsicht und Klugheit; glänzend war seine Herrscherbegabung. Aber sein Bild ist durch seine Feinde, besonders die späteren Sagen über die Befreiung der Schweiz bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Der harte, habgierige, grausame Tyrann war in Wahrheit ein milder und

maßvoller, freigebiger, aber fester Herr, welcher wohl die deutsche Fürstenmacht gebrochen und eine starke Centralgewalt wiederhergestellt hätte, wenn er nicht als das Opfer einer Fürstenverschwörung allzufrüh gefallen wäre. Da der Papst Bonifaz VIII. mit der Anerkennung zögerte, schloß Albrecht ein Bündnis mit dessen Gegner, dem französischen König Philipp IV. Danach sollte Albrechts Sohn Rudolf eine Schwester Philipps ehelichen, nach Albrechts Kaiserkrönung zum deutschen König gewählt werden und das Königreich Arelate als Mitgift erhalten. Die rheinischen Kurfürsten sahen sich durch diese Übereinkunft in ihren Rechten und ihrer Macht bedroht und verbanden sich daher gegen den eigenmächtigen Herrscher. Dieser aber versetzte ihnen einen empfindlichen Schlag, indem er 1301 durch die Aufhebung der Rheinzölle die Städte auf seine Seite brachte und mit den Kriegsscharen, welche ihm diese und der niedere Adel zuführten, die widerspenstigen Kurfürsten demütigte. Die Eroberung Bingens 1302 brach auch den Trotz des Mainzers. Der König nutzte seinen Sieg nicht weiter aus. Die Früchte desselben genoß das Städtewesen und der Handel. Das Ansehen der Krone war gestiegen, so daß auch der Papst die Anerkennung nicht mehr verweigerte, um so weniger, als er wegen der Besteuerung des französischen Klerus in erbitterten Streit mit Philipp geraten war und von demselben arg bedrängt wurde. Aber zu dem Gedanken, die Kräfte des Reiches dauernd um sich zu sammeln und dem von Philipp gerade damals (1302) durch die Berufung der Reichsstände (états généraux) gebotenen Vorbilde nachzuahmen, erhob sich der König nicht. Die Aussöhnung Albrechts mit dem Papste führte notwendig zu einem Bruch mit Frankreich. Während der deutsche König den von Bonifaz VIII. für den erledigten ungarischen Thron vorgeschlagenen Karl Robert von Anjou anerkannte, schloß Philipp mit dem Böhmenkönig Wenzel II. († 1305) ein Bündnis, um dessen Sohn die ungarische Krone zu verschaffen, und ließ den Papst in Anagni gefangen nehmen (1303). Den zweiten Nachfolger desselben vermochte er zur Verlegung seines Sitzes nach Lyon (1305) und später nach Avignon (1308) und brachte durch diese sogenannte babylonische Gefangenschaft (1305—1377) das Papsttum ganz in Abhängigkeit von dem französischen Königtum. Schon bald zeigte sich, daß die Kurie auch die deutschen Bischofsstühle in französisches Interesse hineinzuziehen wußte.

Es war weder Philipp noch den deutschen Fürsten angenehm, daß Albrechts Streben nach Erweiterung seiner Hausmacht Aussicht auf Erfolg hatte. Rasch hintereinander hatten Wenzel II. und sein noch jugendlicher Sohn Wenzel III. (1306), letzterer durch Mörderhand, geendet. Der männliche Stamm der Přemysliden war mit ihnen erloschen. Albrecht benutzte rasch diese Gelegenheit und ließ seinen Sohn Rudolf von den Böhmen zum König wählen. Gleichzeitig suchte er Meißen in seine Gewalt zu bringen. Aber jäh brach seine Macht zusammen. Sein Heer erlitt von den thüringischen Brüdern

bei Lucka (unweit Altenburgs) eine schwere Niederlage (1307). Und während er einen neuen Feldzug plante, erhielt er die Nachricht vom Tode seines Sohnes Rudolf. Die Böhmen erkannten Heinrich von Kärnthen, den Gemahl der Anna, einer Schwester Wenzels, als König an (1307—1310). Dieser hielt sich gegen Albrecht.

Im Begriffe, gegen Heinrich einen zweiten Angriff zu unternehmen, fiel der edle König von der Hand seines eigenen Neffen. Johann, der Sohn seines Bruders Rudolf, ein leichtsinniger, jähzorniger Jüngling, glaubte sich von seinem Oheim um sein mütterliches Erbe Oberschwaben betrogen und vergalt die ihm bewiesene Liebe übel, indem er sich mit einigen Edlen gegen ihn verschwor. Am 2. Mai 1308 setzte der König ahnungslos mit den Verschworenen über die Reuß, um nach Rheinfelden zu ziehen. Da überfielen ihn auf dem Wege seine eigenen Begleiter, Johann, die Herren von Eschenbach, Tegerfeld, von der Wart und Palm, und erschlugen ihn. Im Schoße eines armen Weibes verschied der König, angesichts seiner Stammburg. Tegerfeld, Palm und Johann verschollen. Der letztere, als Parricida (Verwandtenmörder) für ewig gebrandmarkt, soll nach Italien geflohen und als Büßer in einem Kloster zu Pisa (1315) gestorben sein. Eschenbach lebte — wie es heißt — unerkannt als Schäfer in Württemberg. Der am wenigsten schuldige Wart wurde hingerichtet. Der Haß der Schweizer hat die Wahrheit verdunkelt und das Andenken der überaus edeln Gemahlin und frommen Tochter Albrechts ungerechterweise beschimpft, wenn ihre Chroniken später von unmenschlicher Blutrache zu erzählen wissen, welche diese an den unschuldigen Verwandten und Mannen der Mörder genommen hätten. Die Schandthat Johanns hat nicht nur dem Hochflug des habsburgischen Aars eine Schranke gesetzt, sondern dem kräftigen deutschen Königtum in dem Augenblicke, da es zu neuer Macht sich zu erheben begann, den Todesstoß gegeben. Darum hat auch nie der Verdacht geschwiegen, daß deutsche Fürsten an dem Königsmorde nicht unschuldig waren. Die Blutthat kam allein dem capetingischen Königshause zugut. In seiner Hand ruht die Herrschaft Frankreichs, Unteritaliens, Ungarns, des Papsttums; seine Hand greift auch von jetzt ab hinein in die deutschen Verhältnisse. Schon streckte ein französischer Prinz, Karl von Valois, von seinem Bruder Philipp veranlaßt, die Hand nach der deutschen Krone aus. Aber durch den Einfluß des Erzbischofs Balduin von Trier und des Kurfürsten von Mainz, Peter Aichspalters (von Aspelt), wurde die Wahl eines deutschen Fürsten durchgesetzt. Man einigte sich in Rense oberhalb Koblenz, da wo die vier rheinischen Kurfürstentümer zusammenstießen, auf Balduins Bruder, den Grafen Heinrich von Lützelburg oder Luxemburg und wählte denselben wenige Tage später in Frankfurt, nachdem er den Wählern die unvermeidlichen Versprechungen gegeben hatte.

d) Heinrich VII. von Luxemburg (1308—1313).

Am französischen Hofe erzogen, war Heinrich ein halber Franzose. Es ist sehr bezeichnend, daß die Sprache seiner Urkunden nicht die deutsche ist. Persönlich tüchtig, strebte er doch nach äußerem Glanze und trachtete daher vor allem nach der Kaiserkrone. Den Habsburgern gegenüber bewies er sich ohne Grund anfangs abgeneigt und suchte ihre Macht zu schwächen, dadurch, daß er die Waldstätte in der Schweiz gegen diese begünstigte. Er bestätigte den Urnern und Schwyzern den unter Friedrich II. erworbenen Freiheitsbrief und erkannte auch die Reichsunmittelbarkeit Unterwaldens an (1309). Durch Vermählung seines Sohnes Johann mit der jüngeren Schwester des verstorbenen Königs Wenzel III. verschaffte er diesem das Land Böhmen. Die Bewohner selbst vertrieben den ihnen mißliebigen Heinrich von Kärnthen aus dem Reiche (1310).

Nachdem er den Landfrieden gefestigt und die Fürsten durch Wiederherstellung der Rheinzölle und Aufopferung gar mancher Reichsrechte gewonnen hatte, unternahm er den geplanten Zug nach Italien, um dort die alten kaiserlichen Hoheitsrechte wieder aufzurichten. Den eigenen Wunsch des von den idealen Anschauungen der Staufer erfüllten Königs hatten die Aufforderung des Papstes Clemens V. und die Einladungen der politischen Parteien Italiens als Aufgabe erscheinen lassen. So ließ er den französischen König die Freigrafschaft Burgund und das Erzbistum Lyon ungestraft mit Frankreich vereinigen und haschte nach entschwundenem Trugbild in Italien. Von dem aus Florenz vertriebenen Dichter der göttlichen Komödie, Dante Alighieri, als Italiens Retter begrüßt, hatte er den besten Willen, dem Lande den ersehnten Frieden zu geben. Kaum aber hatte das glänzende Fest der Krönung mit der, richtiger, einer neuen lombardischen Krone in Mailand sein Ende erreicht, kaum glaubte der König den Frieden zwischen den Parteien der Stadt, den Torre und Visconti, hergestellt zu haben, da erregte die Anordnung, daß von jeder Partei Geiseln ihn nach Rom begleiten sollten, einen Aufruhr. Diesen benutzte der schlaue Matteo Visconti, ein Ghibelline, um die Statthalterschaft von Mailand für sich zu erringen (1311). Vergeblich erging Dantes Aufruf an die italienischen Städte, sich dem künftigen Kaiser zu unterwerfen. Genua und Pisa leisteten fast allein Hilfe. Die welfisch gesinnten Städte Cremona, Brescia, besonders das stolze Florenz, leisteten erfolgreichen Widerstand. Rom selbst war geteilt. In dem leoninischen Stadtteil, in welchem die Peterskirche liegt, herrschten die welfischen Orsini, den Osten und Süden der Stadt hatten die ghibellinischen Colonnas inne. Das Kapitol mußte erstürmt werden. Und nicht in der durch das Herkommen zur Krönungsstätte geweihten Peterskirche, nicht aus der Hand des Papstes empfing Heinrich die Kaiserkrone, sondern der Kardinalbischof von Sabina krönte ihn am Feste der Apostelfürsten (29. Juni) 1312 in der Kirche St. Johann zum Lateran. Weil der König Robert

von Neapel den Welfen in Rom beistand, verband sich der Kaiser mit dem König Friedrich von Sicilien gegen ihn und forderte neuen Zuzug von den Deutschen. Die kriegerischen Unternehmungen hatten keinen rechten Erfolg. Ehe noch die deutschen Hilfstruppen ankamen, starb der Kaiser zu Buonconvento (bei Siena) an einem hitzigen Fieber, nicht, wie die Sage dichtete, an Gift, welches ihm ein unbekannter Mönch vom Kloster Monte Politiano beigebracht habe (1313, 24. August). Seine Leiche wurde verbrannt, die Asche im Dome zu Pisa bestattet. Der letzte Versuch eines deutschen Königs, in Italien die alte Herrschaft über die Städte wieder aufzurichten, war mißglückt. „Seit fünf Jahrhunderten" — so urteilte Peter, der Erzbischof von Mainz — „ist keines Kaisers Tod dem römisch-deutschen Reiche so verderblich gewesen als der des Lützelburgers." Mag in diesen Worten eine Überschätzung des, wenn auch ideal angelegten und hochgesinnten Kaisers liegen, Wahrheit bleibt, daß mit seinem Tode alles, was seit der Erhebung des Habsburgers Rudolf gewonnen war, wieder verloren ging.

e) Ludwig IV. der Baier (1314—1347).

Erneuter Bürgerkrieg, erneuter Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, das ist der Inhalt der nächsten 30 Jahre. Da die Jugend des Königs Johann von Böhmen einen willkommenen Grund bot, von der Wahl des durch seine Macht unbequemen Fürsten abzusehen, spalteten sich die Stimmen der Wähler schon bei der Vorbereitung zu Rense, und nach mehr denn ein Jahr dauernder Thronerledigung kam es infolge des unfürstlichen Feilschens und Klüngelns zu Frankfurt am Main zu einer Doppelwahl. Köln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Kärnthens Herzog als einstiger Träger der böhmischen Kur- und Königswürde wählten den ritterlichen Sohn Königs Albrecht, Friedrich den Schönen von Österreich. Gegen ihn erhoben die Luxemburger im Bunde mit Mainz, Trier, dem Askanier in Brandenburg und Sachsen-Lauenburg, dessen Vetter und Feind, den Herzog Ludwig von Oberbaiern, den Bruder des Pfalzgrafen Rudolf. Auch nach Abzug der doppelten Stimmen wäre somit letzterer nach heutiger Berechnung der Gewählte gewesen; aber der Grundsatz der Stimmenmehrheit war nicht anerkannt. So folgt der zwiespältigen Wahl die zwiefache Krönung, Ludwigs zu Aachen, am richtigen Ort, durch den Erzbischof von Mainz, der nicht berechtigt war, Friedrichs an unrichtiger Stätte, zu Bonn, durch den berechtigten Erzbischof von Köln, dem Schauspiel der doppelten Weihe das Trauerspiel des doppelten Kampfes zwischen zwei Königen und zugleich zwischen Adel und Bürgertum. Mit den Gütern und Rechten des Reiches warben die Könige um Anhänger. Um Vorteile zu gewinnen, gingen Fürsten von einem Könige zum anderen. Der Papst aber, Johann XXII., erkannte keinen der beiden an. Während Friedrich sich mehr auf den oberdeutschen Adel stützte, standen die Städte mehr auf der Seite Ludwigs, der besonders das sogenannte Pfahlbürgertum begünstigte. Unter seiner

Regierung erhielt eine ganze Anzahl von Ortschaften Stadtrechte. Seiner Unterstützung erfreuten sich auch die schweizer Waldstätte, deren Bekämpfung die halbe Kraft der Habsburger in Anspruch nahm und dem Kriege gegen Ludwig entzog. Die Gegner des Hauses Habsburg, Adolf, Heinrich und Ludwig, haben in dem Gedanken, dem Feinde zu schaden, den Grund gelegt zur Ausscheidung der Schweiz aus dem Verbande des Reiches. Über der Parteipolitik verlor man den Blick auf das Wohl des Ganzen.

Es geziemt sich wohl, an dieser Stelle die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft in wenig Zügen darzulegen, zumal da die Sage lange das wahre Sachverhältnis verdunkelt hat. Nach der Darstellung der Chroniken des 16. Jahrhunderts erfolgte die Gründung der Eidgenossenschaft gegen das Ende der Regierungszeit Albrechts I. Der Druck habsburgischer Vögte soll eine Verschwörung der drei Urkantone Schwyz, Uri, Unterwalden veranlaßt, ein am 7. Nov. 1307 auf dem Rütli geschlossener Bund soll einen allgemeinen Aufstand am 1. Jan. 1308 erregt haben; die Bedrücker seien vertrieben, der grausame Landvogt Geßler von Wilhelm Tell getötet worden. Aber vor dem Lichte der Geschichte zerrannen die nebelhaften Gestalten der Vögte, der Rütlibündner, des Freiheitsschützen[1] in ihr Nichts. In Wahrheit besaßen die habsburgischen Grafen in den Landschaften um den Vierwaldstätter See die Reichsvogtei. Schon zur Zeit Friedrichs II. strebten die Waldstätte danach, sich dieser Vogteigewalt zu entziehen. Und wirklich erlangte Uri von König Heinrich schon 1231, Schwyz von Kaiser Friedrich 1241 durch einen Freibrief die Unabhängigkeit von der habsburgischen Gerichtsbarkeit und die Zusicherung der Reichsunmittelbarkeit. Dieser Zustand war indes nur von kurzer Dauer. Denn die Habsburger gaben ihre Ansprüche nicht auf und übten ihre Rechte bald wieder unbestritten aus, indem sie einheimischen Landammännern die Gerichtsbarkeit übertrugen. Allein schon vierzehn Tage nach dem Tode Rudolfs, am 1. August 1291, schlossen Uri, Schwyz und Nidwalden[2] einen ewigen Bund, dem Namen nach zu gegenseitigem Schutz gegen jedermann, im Grund, um sich für immer der habsburgischen Oberhoheit zu entziehen. Adolf begünstigte deren Streben. Unter Albrecht trat das alte Verhältnis wieder ein. Der König forderte und übte nicht mehr, als sein Recht war, geschweige denn daß er durch fremde Vögte das Volk bedrückt und zum Aufstand genötigt hätte. Als Gegner der Habsburger bestätigte Heinrich VII. (1309) wieder Uri und Schwyz die Reichsunmittelbarkeit und gewährte diese auch Unterwalden, versprach aber die darauf erfolgenden Beschwerden der Habsburger Herzöge Friedrich und Leopold zu prüfen. Der Tod des Kaisers verhinderte die Erfüllung des gegebenen Wortes. In dem neuen Thronstreit waren

[1] Die Tellsage ist nordischer, vielleicht allgemein indogermanischer Herkunft.
[2] Erst später wurde es mit Obwalden unter dem Namen Unterwalden vereinigt.

Ludwig und die Schweizer natürliche Verbündete. Als nun der thatkräftige Leopold die Rechte seines Hauses gegen die trotzigen Bewohner der Waldstätte mit Waffengewalt durchsetzen wollte, erlitt sein stattliches Ritterheer am Morgarten, einem engen Passe beim Ägerisee im Gebiete von Zug, am 15. November 1315 durch einen Überfall eine schwere Niederlage. Am 9. Dezember erneuerten die Eidgenossen zu Brunnen ihren „ewigen" Bund und erhielten vom König die Bestätigung ihrer Freiheit. Damit war die Unabhängigkeit der Waldstätte vom Hause Habsburg entschieden. Denn es war nicht imstand, seine Ansprüche zunächst weiter zu verfechten. Der Kampf um die Krone erforderte die ganze Kraft.

Erst nach achtjährigem Ringen fiel auch hier die Entscheidung, wieder zu Ungunsten Österreichs. Am 28. September 1322 besiegte Ludwig bei Mühldorf am Inn auf der Ampfinger Heide seinen Gegner besonders durch den plötzlichen Flankenangriff des Burggrafen von Nürnberg, nahm ihn gefangen und hielt ihn auf der Burg Trausnitz an der Nab (in der Oberpfalz) in Haft. Das Verdienst des braven Seifried Schweppermann gehört in das Reich der geschichtlichen Fabeln. Historisch ist nur seine Teilnahme an einem Treffen bei Gammelsdorf (1313). Der Sieg bei Mühldorf brachte nicht die gehofften Früchte. Der Papst, Johann XXII., verweigerte auch jetzt Ludwig die Anerkennung und übertrug die Reichsverweserschaft in Italien Robert von Neapel. Dagegen ernannte auch Ludwig seinerseits für Italien Richter und Vikare und unterstützte den Reichsstatthalter Galeazzo Visconti in Mailand gegen das wider ihn gesandte päpstlich-neapolitanische Heer. Gegen die Aufforderung Johanns, die Krone niederzulegen, legte Ludwig an ein Konzil Berufung ein, wurde aber am 23. März 1324 mit dem Banne belegt und kurz darauf aller seiner Rechte an das Reich für verlustig erklärt. Unklugerweise hatte gleichzeitig Ludwig durch sein wortbrüchiges Benehmen gegen Leopold von Österreich den Bruch der Friedensverhandlungen mit dem Hause Habsburg herbeigeführt und dieses zum Bunde mit dem Papste getrieben. Leopold hatte sogar versprochen, den französischen König Karl bei der Bewerbung um die deutsche Krone zu unterstützen. Ein Angriff auf die österreichische Feste Burgau (nordwestl. von Augsburg) mißglückte. Eine Aussicht, den Widerstand des stolzen Leopold zu brechen, gab es nicht. So entschloß sich Ludwig zu dem Schritt, mit Friedrich selbst in Verhandlungen zu treten. Gegen Verzicht auf das Reich und die in Österreich gelegenen Reichsgüter erhielt dieser die Freiheit, sollte aber für den Fall, daß der Vertrag nicht die Zustimmung des habsburgischen Hauses fände, sich wieder stellen. Insgeheim hatte Ludwig seinem Gegner die Mitregentschaft in Aussicht gestellt. Der Vertrag wurde endgiltig zu München abgeschlossen und auf einem Hoftage zu Augsburg bekannt gemacht. Danach durfte Friedrich den Königstitel führen. Ludwig selbst aber wollte nach Italien, um sich auch ohne den Papst das Recht

auf die Kaiserkrone zu erwerben. Da aber der Vertrag von den Brüdern Friedrichs verworfen wurde, begab sich dieser wieder nach Baiern zurück, nicht als Gefangener, sondern als freier Mann, und schloß dann den zweiten Münchener Vertrag im Sept. 1325, in welchem Friedrichs Mitregierung ausdrücklich bestimmt war. Die Kurfürsten verwarfen indes diese Übereinkunft, die in der That nie zur Ausführung kam. Durch den Tod des kräftigen Leopold (1326) verlor Friedrich seine beste Stütze und zugleich allen Einfluß auf die Reichsgeschäfte. Schon 1330 starb auch er.

Inzwischen hatte sich der Streit zwischen Ludwig und dem Papste noch verschärft, weil ersterer die Minoriten gegen diesen in Schutz nahm. Diese waren nämlich zum Teil in ihrer Auffassung der Lehre von der Armut zu ähnlichen Ansichten gekommen, wie sie bereits unter den Waldensern Verbreitung gefunden hatten. Da Johann den Gegnern dieser zu weit gehenden Franciskaner, den Dominikanern, recht gab, bestritten jene den Primat des Papstes. Ludwig fand an den aufrührerischen Minoriten eine größere Stütze, wie diese an ihm. Denn trotz Banns und Interdikts lasen dieselben Messe und spendeten die Sakramente und untergruben durch dieses Verhalten im niederen Volke vielfach die Achtung vor der Autorität der Kirche. Was diese in der Menge wirkten, das sprachen Gelehrte wie Marsilius von Padua und der Engländer Wilhelm Occam als Lehre in ihren Schriften aus. Was ersterer in seinem Buche «Defensor pacis» darlegte, wies nicht etwa Übergriffe der geistlichen Gewalt zurück, sondern griff vielmehr tief in die Lehre und Rechte der Kirche ein. Dehnte er doch die Allgewalt des Staates aus auf die Dispensation in Ehesachen. Dem Fürsten allein erkannte er das Recht der Gesetzgebung zu. Von diesem Stürmer gegen Glaubenssatzung und bestehendes Recht begleitet und beraten, begab sich Ludwig 1327 nach Italien, wo er von den Ghibellinen mit Jubel empfangen wurde. Nachdem er in Mailand die Krone erhalten, Pisa unterworfen hatte, zog er in Rom ein und empfing dort durch des Volkes Gnaden — sehr im Widerspruch mit des Marsilius Lehre! — am 11. Jan. 1328 die Kaiserkrone, welche ihm am 17. Januar von dem Senator Sciarra Colonna aufs Haupt gesetzt wurde. So tief hatte sich noch kein deutscher König erniedrigt. Es war eine Entwürdigung des Königtums, daß sich dieses von dem aufständischen, wetterwendischen Stadtvolk von Rom zur Mitwirkung bei einer Komödie mißbrauchen ließ, wie sie jämmerlicher und lächerlicher zugleich nicht erdacht werden konnte. Eine Volksversammlung setzte den Papst „wegen Ketzerei“ ab und drohte seinen Anhängern die Acht an. Der König mußte zusehen, daß der Pöbel seine Wut an einer Strohpuppe kühlte. Eine von ihm berufene zweite Volksversammlung bestimmte, daß jeder Papst in Rom wohnen müsse, Rom ohne die Erlaubnis des Volkes nicht verlassen dürfe. Das Volk erhob einen Minoriten als Nikolaus V. zum Papste. Und damit die Posse einen würdigen

Abschluß fand, setzten die beiden Träger der höchsten Würden sich am Pfingsttage gegenseitig die Kronen aufs Haupt. Damit war wohl das Stück zu Ende, aber es folgte noch ein böses Nachspiel. Ghibellinen wie Kaiser, beide täuschten sich in den Hoffnungen, die sie auf einander gesetzt hatten. Nach einem mißlungenen Versuch auf Neapel fielen die Römer von Ludwig ab. In schmählicher Flucht, von allen Mitteln entblößt, verlassen und verachtet selbst von denen, welche ihm noch jüngst zugejubelt hatten, wandte er Rom und Italien den Rücken (1330). Seine Anhänger suchten sich mit Johann XXII. auszusöhnen; auch Nikolaus erbat und erhielt Verzeihung. Ludwigs Zug nach Italien war völlig fehlgeschlagen. Von neuem versuchte er durch Verhandlungen einen Ausgleich mit dem Papste. Aber alle Bemühungen scheiterten auch nach der Thronbesteigung des Papstes Benedikt XII. (1334 – 1342) an dem ewigen Wankelmut Ludwigs und den Winkelzügen Frankreichs. Da schloß Ludwig mit dem König Eduard III. von England einen Bund, um denselben bei der Durchführung seiner Erbansprüche auf die französische Krone zu unterstützen und selbst einen Halt gegen das Übergewicht des französisch-päpstlichen Bündnisses zu haben. Ja, er gewann den Beistand der deutschen Kurfürsten in seinem Kampfe für die Rechtmäßigkeit seines Königtums. Außer dem zu Frankreich haltenden Böhmenkönig Johann kamen die Kurfürsten am 16. Juli 1338 nach vorhergegangener Beratung im Baumgarten zu Rense am Rhein mit einander überein, die Rechte des Reiches, insbesondere die Kur, d. i. das Recht der Königswahl, und ihre kurfürstlichen Rechte mit aller Kraft „gegen jedermann“ zu beschirmen. Mit keinem Worte ist in dieser Urkunde der Papst genannt, wohl weil einzelne Kurfürsten nicht offen gegen denselben auftreten mochten. Gleichwohl ist der Beschluß des Renser Kurvereins gegen diesen in erster Linie gerichtet. Denn in dem Notariatsinstrument zu der Haupturkunde wird ausdrücklich erklärt, daß der von der Mehrzahl der Kurfürsten Gewählte auch ohne päpstliche Zustimmung rechtmäßiger König sei. In Frankfurt erweiterte Ludwig die Renser Unabhängigkeitsakte eigenmächtig auf die Führung des Kaisertitels, indem er zugleich das Interdikt als ungiltig bezeichnete.

Aber seine Haltlosigkeit und seine Länderſucht verdarben alles. Dem König von England hielt er das noch im Sept. 1338 bei einer persönlichen Zusammenkunft in Rense gegebene Versprechen nicht und suchte Annäherung an Frankreich, ohne dadurch in seinem Verhältnis zum Papste etwas zu erreichen. Mit Johann von Böhmen, seinem einstigen Bundesgenossen, war er längst zerfallen, weil er diesem nicht die im Jahre 1324 durch das Aussterben des askanischen Hauses erledigte Mark Brandenburg überlassen, sondern seinem eigenen Sohne Ludwig verliehen hatte. Nachdem er im Jahre 1341 auch das anheimfallende Niederbaiern an sich genommen hatte, versuchte er 1342 noch die Grafschaft Tirol zu erwerben. Nach dem Tode Heinrichs von Kärnthen, der nur Töchter hinterließ, setzten sich die

österreichischen Herzöge rasch in den Besitz des von ihnen beanspruchten Erbteils, Kärnthens und Krains (1335). In Tirol behauptete sich Heinrichs Tochter Margareta Maultasch, so wohl nach dem Tiroler Schlosse des Namens benannt. Das unglückliche Verhältnis Margaretas zu ihrem Gemahle, dem Sohne des Böhmenkönigs, Johann Heinrich, bot Ludwig einen willkommenen Grund, eigenmächtig, ohne Rücksicht auf die bestehenden kirchlichen Vorschriften über Ehescheidung und Heirat Geschiedener diese Ehe zu trennen und die Geschiedene seinem Sohne Ludwig zu vermählen.[1] Mit diesem frevelhaften Hinwegsetzen über die Kirchengesetze gab er nicht nur der Kurie eine neue Waffe in die Hand, er verscherzte sich auch durch dieses offenkundige Ärgernis die Gunst des Volkes und die Achtung der Fürsten. Jetzt wäre er bereit gewesen zu der demütigsten Unterwerfung unter den Befehl des Papstes. Aber auf halbem Wege trat er den Rückweg wieder an. Vergeblich strebte er danach, seinem Sohne die Königskrone zu sichern. Und als er gar die durch den Tod des Grafen Wilhelm IV. erledigten Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau als Gemahl der Schwester des Genannten einzog, gedieh die schon lange gärende und von Avignon aus genährte Unzufriedenheit der Fürsten auf den Höhepunkt. Schon 1343 hatten sie in Rense über die Absetzung Ludwigs sich beraten, da machte Ludwigs Erscheinen einen Strich durch ihre Rechnung. Jetzt erklärten sie bei einer neuen Zukammenkunft denselben für abgesetzt und wählten an seiner Statt den von seinem ehemaligen Lehrer, dem Papste Clemens VI., begünstigten Markgrafen Karl von Mähren, den Sohn Johanns von Böhmen (1346, 11. Juli).

Da aber auf einem Reichstag zu Speier sich besonders die Städte für Ludwig erklärten, begab sich Karl nach Frankreich. Dort nahm er an der Schlacht bei Crecy (1346) teil, in welcher sein blinder Vater in tapferem Gefechte den Tod fand,[2] während er selbst verwundet wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich zu Bonn krönen. Ehe der Thronstreit zwischen den Häusern Luxemburg und Wittelsbach zum offenen Kriege sich entwickelte, raffte ein jäher Tod auf der Jagd den alternden Ludwig hinweg (11. Oktober 1347). Er fand seine Ruhestätte inmitten seiner treuen Bürger zu München. Aber sein Grab ist verschollen; das herrliche Denkmal in der Frauenkirche deckt nicht seine Gebeine.

3. Könige aus dem Hause Luxemburg (1347—1400, bezw. 1437).

a) Karl IV. (1347—1378).

Hatte am Ende des 13. Jahrhunderts das rasch emporgestiegene Geschlecht der Habsburger ebenso schnell die kaum errungene Krone

[1] Tirol blieb nicht lange im Besitz Baierns, da Margareta es an Österreich vererbte. An dieses fiel es 1363.

[2] In der Schlacht bei Crecy sollen zuerst Feuerwaffen angewendet worden sein.

wieder fahren lassen müssen, so schien sie auch dem Hause Luxemburg, als Heinrich VII. gestorben war, nicht länger gegönnt. Vergeblich rang Habsburg um die gebührende Würde mit den Wittelsbachern. Nun erhoben sich von neuem die Lützelburger und behaupteten die Krone annähernd ein Jahrhundert, nur einmal genötigt, sie abermals einem Wittelsbacher zu lassen. Nach Ludwigs Tode schritt die bairische Partei nicht sofort zum Handeln. Erst zwei Jahre später stellten sie einen schwachen Gegenkönig in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg auf. Karl aber wußte gegen die Baiern klug den günstigen Umstand zu benutzen, daß in der Mark Brandenburg (1348) ein Mann auftrat, der sich für den gestorbenen Waldemar (1319) ausgab und die Anerkennung der Anhaltiner und vieler märkischen Städte fand. Der Wiedergekehrte behauptete, aus dem hl. Lande zurückgekommen zu sein, wohin er auf Gebot des Papstes gewallfahrt sei, um für die Ehe mit einer zu nahen Verwandten Buße zu thun; an seiner Statt habe er einen anderen beisetzen lassen. Karl hielt es für vorteilhaft, den Mann in seinen Ansprüchen zu unterstützen, und brachte dadurch seine Gegner dazu, bald ihren Gegenkönig fallen zu lassen und mit ihm sich auszusöhnen. Günther entsagte in Eltville am Rhein der Krone und starb wenige Tage nach seiner Abdankung zu Frankfurt am Rhein (1349), nicht — wie man aus seiner Grabschrift entnehmen wollte — vergiftet. Karl, jetzt allgemein anerkannt, wandte seine ganze Kraft auf die Erhaltung und Pflege des Friedens. Das geflügelte Wort Maximilians von Böhmens Erzvater und des Reiches Erzstiefvater ist mehr witzig als gerecht. Besaß der neue König auch nicht das Ungestüm seines tapferen Vaters, an Staatsklugheit und politischer Gewandtheit kam er ihm gleich; im Erfolg übertraf er ihn. Gelehrte Bildung und glänzende Anlagen standen in schönem Ebenmaß. Er drückte sich in fünf Sprachen geläufig aus, im Deutschen, Czechischen, Lateinischen, Französischen und Italienischen. Ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften, verlor er nie die Richtung auf das Notwendige und Nützliche aus dem Auge, nie den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Ob der Dichter Petrarca ihm begeistert Lob spendet oder ihn wehklagend mit Vorwürfen überhäuft über seine italienische Politik, das eine rührt ihn so wenig als das andere. Sein nüchterner Verstand verschafft ihm genug Stoff zu fruchtbarer Thätigkeit in engerem, sicherem Kreise. Wenn es sich um das materielle oder geistige Wohl seines Volkes handelt, da zögert er nicht thätig einzugreifen und trifft in sachlicher Erwägung und Berechnung stets das Richtige. Wenn ein Unterthan sein Recht nicht finden kann, er weiß, daß der König es geben wird. So groß der Unterschied zwischen einem Karl dem Großen und Karl IV. sein mag, in einer Beziehung gleicht der Luxemburger seinem gewaltigen Vorgänger: er versteht es wie jener Haus und Staat zu verwalten. Seine Güter und Erbländer erhebt er in blühenden wirtschaftlichen Zustand. Ein kluger Kaufmann, ein

sparsamer Wirtschafter, das ist Karl. Gewerbe und Handel, Landwirtschaft, Wein- und Bergbau gedeihen unter dem Schutze und der Förderung des weisen Landesherrn. Karlsbad und Teplitz danken ihm ihre Gründung. Seine Hausmacht erweitert er ohne Gewalt. Den größten Teil der Oberpfalz und die Niederlausitz erwarb er durch Kauf, die schlesischen Fürstentümer Jauer und Schweidnitz bringt er durch Heirat an sich. Seinem Sohne Sigismund eröffnete er durch Verheiratung mit Maria von Ungarn und Böhmen die Aussicht auf diese Länder. Auch Brabant sollte ihm zufallen. Auf die Erwerbung der Mark Brandenburg verschafft er sich Aussicht durch die Erbverbrüderung mit dem geldbedürftigen Wittelsbacher (1363) und nötigt im Vertrag von Fürstenwalde seinen Schwiegersohn Otto den Finnen oder Faulen zur Abtretung derselben (1373). Was er erworben, weiß er in sorgfältiger Weise zu nutzen. Sein Königreich Böhmen gedieh unter seiner Verwaltung zu einem blühenden Wohlstande. Im reichsten Maße erfreute Prag sich seiner Gunst. Die Neustadt, der Dom, der Hradschin sind vornehmlich sein Werk; die berühmte Moldaubrücke hat das Hochwasser des Jahres 1890 weggerissen. Ein großartigeres Werk als diese Bauten ist die Gründung der ersten deutschen Universität zu Prag (1348). Prag, durch ihn zur kirchlichen Metropole Böhmens erhoben (1344), sollte nun auch der Mittelpunkt der deutschen Gelehrsamkeit, der geistige Vereinigungspunkt für die verschiedenen Nationen werden, hier besonders für die Deutschen, Schlesier, Polen, Böhmen. Nach dem Muster der Pariser Sorbonne,[1] auf welcher Karl selbst studiert hatte, wurden auch hier 3 Fakultäten eingerichtet für Theologie, Medizin und kanonisches Recht, dazu kam die philosophische Klasse, die universitas artistarum, die Vorstufe für jene. Lehrer und Schüler bildeten eine Gemeinschaft des geistigen Verkehrs, eine universitas. Dem Vorbilde Karls folgten zuerst die Habsburger mit der Errichtung der Universität Wien 1365, dann Ruprecht von der Pfalz mit Heidelberg 1386. Im Jahre 1388 trat die Universität Köln ins Leben, die 1801 einging, 1392 Erfurt, deren Dasein bis 1816 währte. Das fünfzehnte Jahrhundert brachte folgende Universitäten: Leipzig 1409, durch die deutschfeindliche, hussitische Bewegung veranlaßt, Rostock 1419, Löwen 1426, Freiburg im Breisgau 1457, Basel 1460, Ingolstadt 1472 bis 1800 dauernd, Mainz 1477, im Zeitalter der französischen Revolution beseitigt (1793), in demselben Jahre Tübingen, noch heute blühend; und zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurden noch Wittenberg 1502 und Frankfurt a. O. 1507 gegründet. Die übrigen gehören der Neuzeit an.

Leid und Lust des deutschen Volkes im 14. Jahrhundert.

Bei aller Fürsorge für das materielle und das geistige Wohl des Volkes vermochte Karl nicht der vielfach herrschenden sozialen

[1] Nach dem Stifter, dem Kaplan Robert de Sorbon, genannt.

Not und der sich mehr und mehr verbreitenden Sittenlosigkeit zu steuern. Wenn das Mißverhältnis zwischen Ludwig und der Kurie mit dazu beigetragen hatte, die Achtung des Volkes vor kirchlicher Lehre und Sittengesetz zu erschüttern, so veranlaßte, wie so oft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück jähen Umschlag in das entgegengesetzte Extrem. Als im Jahre 1349 von Asien her die Beulenpest, der schwarze Tod, in Europa eingeschleppt wurde, und das „große Sterben" in Deutschland Hunderttausende hinraffte, da »fielen die leut — wie die Limburger Chronik erzählt — gemeinlich in ein grosse reuwe irer sünden, und suchten poenitentien, und theten das mit eigenem willen und namen den bapst und die hl. kirch nit zu hülf und zu raht, das grosse thorheit was, und grosse unvorsichtigkeit, und verseumnuß und verstopfung irer selen.« Mit der Seuche nahm auch der religiöse Wahnsinn seinen Weg über die Alpen. Die schon im 13. Jahrhundert in Italien auftauchende Bruderschaft und spätere Sekte der Geißelbrüder (Flagellanten) fand bei hoch und niedrig großen Anhang. In Scharen zogen die Büßer von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, die körperliche und geistige Krankheit weitertragend. Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit beuteten viele die Gutherzigkeit der Mitmenschen aus. Der Geist wahrer Buße zeigt sich nie in gesuchter und zur Schau getragener Selbstpeinigung, sondern in stillem Gehorsam gegen die weisen Vorschriften der Kirche. Die Chroniken der Zeit sind voll der Nachrichten von diesen halb aus Schwärmern halb aus Schurken bestehenden Heeren von Wallfahrern. Mit wehenden Fahnen, unter Glockengeläute zogen sie zwei und zwei zur Kirche. Auf ihren Hüten trugen sie ein rotes Kreuz; in der Hand hatten sie die Geißel. Zwei oder drei Vorsinger stimmten den Leis an, welcher bei dem feierlichen Umgang mit Reliquien gewöhnlich war, die anderen sangen nach:

Ist disse Bedefarth so here,
Christ fuhr selber zu Jerusaleme,
Und furt ein Creutz in seiner Hand,
Nu helf uns der heiland.

Dann legten sie ihre Oberkleider ab und zogen um den Kirchhof, sich blutig geißelnd und singend:

Tretten herzu wer buelsen welle,
Fliehen wir die heise helle
Lucifer ist ein böser gesell,
Wen er hat
Mit bech er in labt. u. so fort.

Zum Schluß knieten sie in der Kirche nieder, und bei dem Gesang

Jesus ward gelabet mit gallen,
des sollen wir an ein Creutze vallen;

warfen sich alle kreuzweise mit aufgereckten Armen und Händen »uf di erde daz es klaperte«, bekannten laut ihre Schuld und empfingen dann von den Geißelmeistern einen Streich mit den Worten: Stant

ûf durch der reinen martel êre und huete dich vor der sünden mêre. Knieend sangen sie dann wieder

Nu hebent uf die ûwern hend,
daſs Gott dis grosse Sterben wend.
Nu reckend uf ûwere arm,
daſs sich Gott uber uns erbarm.

Mit den Worten

Nu slagt euch sêre
durch Christus êre,
durch got, so lant die suenden mêre

schlugen sie an ihre Brust und begannen dann den zweiten Geißelumgang. Nach der ganzen ergreifenden Ceremonie las ein Laie einen angeblich von Christus selbst geschriebenen Brief vor, welche die göttliche Einrichtung der Geißelfahrt darlegen sollte. Beim Verlassen der Stadt stimmte die Prozession den Gesang an:

O Herr vater Jesu Christ
Wan du allein ein herre bist,
Du hast uns die sünd macht zu vergeben,
Nun gefrist uns hie unser leben,
Daſs wir beweinen deinen tod,
Wir clagen dir, Herr, all unser not.

oder auch andere Leise.

Das Gute, was anfangs der aufrichtige Wille der Bußfertigkeit wirkte, ward sehr bald durch die demselben anhaftenden uud sich zugesellenden Auswüchse erstickt. Die Kirche verbot schon 1349 die Geißlerzüge, und die Folge bewies, wie richtig sie die Bewegung beurteilt hatte, als eine zu den verkehrtesten Irrlehren führende Schwärmerei.

Gleichzeitig mit den Geißelfahrten, wenn auch nicht in nachweisbarem Zusammenhang mit diesen stehend, brachen in derselben Zeit die schrecklichsten Judenverfolgungen aus. Die Krankheit, schwere Naturereigniſse, wie Erdbeben, Überschwemmungen, außergewöhnliche Kälte, Mißwachs, alles wirkte zusammen, um einen drückenden Notstand herbeizuführen. Die Juden hatten das Geld in den Händen und gewannen durch dieses auch eine nicht geringe politische Bedeutung. Ihr anmaßendes, oft widersetzliches Auftreten mußte den nie verlöschenden Haß und Neid erst recht entflammen. Von Elenden verhetzt, rotteten sich die Hungernden und Darbenden zusammen und überfielen die Juden, deren Hilfe sich die Hohen in Geldnöten stets bedienten, die man aber als Gläubiger haßte und nun als Urheber aller Not ansah. In vielen Fällen war allerdings ein grauenhafter Wucher getrieben worden. Man hatte Zinsen genommen bis zu 260%. Aber einmal bestand überhaupt keine bestimmte Grenze für den Zinsfuß, anderseits war es den Juden ausdrücklich gestattet, soviel Zinsen zu fordern, als sie wollten. Endlich fanden sich unter den christlichen Geldwechslern und Maklern, den Lombarden und Kauwerzen (aus

Cahors) nicht weniger gewissenlose Wucherer als unter den Juden. Schon unter Ludwig dem Baier hatten die „Judenschläger“ im Elsaß, besonders in Straßburg ihr Unwesen getrieben. Der König hatte ausdrücklich dem Mainzer Erzbischof und dem Rate von Frankfurt den Schutz der Juden ans Herz gelegt. Jetzt verbreitete sich das Gerücht, sie seien die Urheber des schwarzen Todes, da sie die Brunnen vergiftet hätten. Und es begann nun am Oberrhein von neuem die Verfolgung der Unschuldigen, welche zu Tausenden in den großen Städten mit Hab und Gut verbrannt wurden. In manchen Orten stürzten sich die Unglücklichen selbst in die Flammen, um den grausamen Folterqualen zu entgehen, mit welchen man von ihnen Geständnisse über ihre angeblichen Verbrechen zu erpressen pflegte. Vielfach hatten ihre eigentümlichen gottesdienstlichen Gebräuche Anlaß zu unbegründeten Verdächtigungen und abenteuerlichen Schauermärchen gegeben. Bald waren sie Brandstifter, bald Kindermörder, bald Hostienzerstörer. Aber diese religiösen Andichtungen verdeckten nur das wahre Motiv der Judenschläger. Die antisemitische Bewegung des Mittelalters entkeimte gleich derjenigen der Neuzeit den sozialen Verhältnissen, der materiellen Not. Die Kirche untersagte ausdrücklich die Verfolgung der Juden. Auch unter den Fürsten gewährten ihnen einige Schutz, freilich mehr aus Eigennutz, als aus Menschlichkeit. Die Raserei nahm so überhand, daß der König sich endlich genötigt sah, sich der Verfolgten anzunehmen, wollte er nicht der ziemlich einträglichen Abgaben seiner sogenannten „Kammerknechte“[1] entraten. Aber wenngleich er dem Unwesen Einhalt that, angesichts der allgemein drückenden Geldnot und Verschuldung entband er mehrere geistliche und weltliche Fürsten, unter anderen auch den Burggrafen zu Nürnberg, von der Zahlung der Judenschulden. Trotz der furchtbaren Verfolgung kamen die Juden doch wieder rasch zu Macht und Ansehen. König Wenzel hob nochmals in Franken alle Judenschulden auf (1390). Aber die finanziellen Verhältnisse besserten sich durch solche Gewaltmittel nicht. Alle möglichen Umstände wirkten zusammen, die Finanzlage zu einer schwierigen zu machen. Zischte heute die Schlange der Revolution gegen die Juden, morgen schoß sie empor gegen die besitzenden Christen, die wohllebende Geistlichkeit, den übermütigen Adel.

Das Merkwürdige war der leichte Sinn, welcher alle Not und Heimsuchung rascher vergessen ließ, als man hätte denken können. Kaum hatte „das Sterben, die Geißelfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein Ende, da hub die Welt wieder an zu leben und frölich zu sein.“ Ein gesegnetes Jahr weckte wieder muntere und lose Weisen und die Hoffart prunkte in üppiger, stets wechselnder Tracht. Waren seither die Ritter und Knechte gewappnet mit Platten, so kamen nunmehr wieder für eine Zeit die Schuppenpanzer in Mode Trugen die Alten lange, weite Kleider mit „Knäufen“ an den Armen, auf der Brust

[1] Als solche waren sie frei von städtischen Steuern.

„gemützert und geflützert", „vorn aufgeschlitzt bis an den Gürtel", so hatten die jungen Leute kurze enge Röcke. Nur kurze Zeit hielten sich die Schellen an den Kleidern. Allgemeine Sitte waren die Kogeln, oft vorn und hinten mit einem Lappen versehen. An den Röcken liebte man die sogenannten „Geren", d. h. der Saum des Gewandes war lanzenspitzenartig ausgezackt. Die Ritter und Knappen hatten, wenn sie „hoffarten", „lange Lappen an ihren Armen bis auf die Erden, gefüttert mit Kleinspalt oder mit Bund." Bald hatte man die Geren satt. Man schnitt die Röcke um die Lenden ab möglichst kurz und trug statt der zierlichen „Fyllen" große „Hoicken (d. i. Mäntel), die waren all umb rund und gantz, das hiß man Glocken, die waren weit lang und auch kurz." Die stumpfen Schuhe wichen den spitzen, die bald entsetzlich lange Schnäbel erhielten. Die züchtige Tracht der Frauen schwand. An Stoff ward nicht gespart, nur da schien er zu mangeln, wo er am notwendigsten gewesen wäre. Die Modenarreteien der Neuzeit waren und sind nicht ärger als die des Mittelalters.

Dieselbe Chronik, welche uns die lehrreichen Berichte über die Geißler und die Trachten überliefert hat, ist auch ein Schatzkästlein der edelsten Kleinodien des deutschen Volkes ihrer Zeit. Ihr Verfasser hat seine Blicke schweifen lassen über seine Heimat und klaren Auges geschaut auf die Gebrechen seiner Landsleute; aber es entgingen ihm auch nicht die reizenden Knospen und Blüten, welche zu seinen Tagen das köstlichste Reis unserer heimatlichen Au trieb; er hat mit seliger Lust und Liebe gelauscht den trauten und sinnigen Weisen des Volkes, wie sie die fahrenden Sänger von Ort zu Ort trugen und wie sie erklangen „zu allen Freuden" oder im wehen Leide. Und auch jetzt noch, da nach der Grabschrift Günthers von Schwarzburg

»Falsch, undrowe, schande czymt,
Des stede drowe schaden nymt,
Undrowe nam gewinnes hort,
Undrowe, falsch mit giftes wort«,

galt noch der Preis der Treue, erscholl noch das Lob des „reinen, minniglichen Weibes", deren „freundlicher Gruß" die Trauer vertreibt; klang fort die ewige Klage vom Meiden und Scheiden, „das thut warlich wehe", und die ewige Hoffnung vom Wiedersehen der „liebsten Frauwe mein". Aber der sinnliche Zug der Zeit legt auch bereits der lebensfrohen Jungfrau, welche im Kloster ihre Jugend vertrauern soll, den bitteren Wunsch in den Mund:

»Got geb ihm ein verdorben jar
Der mich gemacht zu einer nonnen.«

Viel lieber würde sie wohl draußen in der Welt Lust und Freude genießen. Der Hang zu Vergnügungen war besonders in jener Zeit lebhaft, aber, wie stets bei den Deutschen, innig verbunden mit der Liebe zur schönen Natur. Im schönen Maien zumal, da sehnte man sich hinaus in die wonnige Au, da ergötzte man sich bei der Brunnen-

oder Maifahrt, hoch und niedrig, der stolze Ritter, der ernste Bürger, die heißblütige Jugend, die schönen Frauen, an Gesang und Spiel, Tanz und allerhand Kurzweil. Da sang man wohl auch guter Dinge

»Mai, Mai, Mai
die wunnigliche zeit
Menniglichen freude geit
Ohn mir. Wer meinte das?«

und niemand gedachte vielleicht des armen Sängers, dessen Gestalt gleichsam ein Abbild des ganzen Volkes seiner Zeit in Lust und Elend, im Sinnen und Sehnen, wie in gottergebener Entsagung ist. „Auf dem Main", wohl zu Frankfurt, lebte in den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts »ein Münch Barfüser ordens, der ward von den leuten aussetzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand uf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte. Und was er sang, das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen, und andere spielleut furten den gesang und das gedicht. Er sang dis lied

Ich bin ausgezehlet
Man weisset mich armen vor die thür,
Untrew ich spür
Nun zu allen zeiten.

Item sang er: Mai, Mai (s. d. o. angeführte) und

Der untrew ist mit mir gespilt etc.

Dern lied und widergesang machte er gar viel, und war das alles lustiglich zu hören.«

Neben dem zarten Minnelied tönte auch der alten Heldenlieder manches fort, wie das vom Meister Hildebrand. Dazwischen erklangen die neckigen Weisen der Fahrenden und sprudelten die heiteren Lieder der ewig Durstigen.

Dasselbe lebensfrohe Volk aber, welches so freudig seine Lust in die freie Welt hineinjauchzte, es erhob auch gerne Herz und Gemüt zu inniger Andacht, stiftete, begabte, schmückte reichlich die hehren Gotteshäuser und ließ in mächtigem Chor die ernsten Kirchenlieder erbrausen, wie das kräftige Tagelied von der Passion

»O starker got, all unser not
befeln wir, herr, in dein gebot.«

oder das noch lebende süße

»In dulci iubilo«

oder das echt volkstümliche

»Ich weis mir einen meyen
in dieser heiligen zit.«

So ist das deutsche Lied in seiner Innigkeit, seiner Lust, seinem Ernst ein getreuer Spiegel des deutschen Gemütes auch in jener Zeit.

Das Reichsgrundgesetz (1356).

So sehr Karl sein Land Böhmen bevorzugte, er suchte auch, wo man sein verlangte, geordnete Verhältnisse zu begründen oder anzubahnen. Aber er war klug genug, nie darüber das Nächstliegende zu versäumen. Zwar Petrarcas Mahnungen, nach Italien zu kommen, hatten ihn kalt gelassen. Aber als er an dem oberitalischen, gegen Mailand gerichteten Städtebund eine Stütze fand und der päpstlichen Billigung seines Römerzugs sicher war, da holte er sich ziemlich mühelos die lombardische und die Kaiserkrone. Roms letzter Tribun, der schwärmerische, beredte Beherrscher der ewigen Stadt, Nicola di Rienzi, der, schon früher zu Karl geflüchtet, von diesem dem Papste überliefert worden war, hatte nach seiner Rückkehr im Aufstande den Tod gefunden (1354). Die Stadt war ruhig. Gleichwohl verzichtete Karl auf den eines Kaisers würdigen Einzug und begnügte sich nach der durch den Kardinal Peter von Ostia vollzogenen Krönung mit einem feierlichen Umritt. Noch an demselben Tag verließ er die Stadt und kehrte nach Deutschland zurück. Durch schlaue Benutzung der günstigen Umstände hatte er mit geringer Mühe mehr als sein Großvater, ja als die meisten seiner Vorgänger erreicht. Die Städte wie Pisa, Siena, Florenz erkannten nicht nur den Zusammenhang mit dem Reiche an, sondern räumten dem König zumteil sogar besondere Rechte ein oder verpflichteten sich zur Zahlung von Steuern (1355). Ein zweiter im Interesse des Papstes besonders gegen die Macht der Visconti unternommener Zug (1368) blieb ohne Erfolg.

Karl rechnete eben mit den gegebenen Verhältnissen, hielt sich an das Mögliche und stand vom Aussichtslosen ab. Daher erkannte er auch in Deutschland die Stellung, welche sich allmählich für das Königtum und die Fürsten herausgebildet hatte, an und, statt nach Wiederherstellung des Verwichenen zu trachten, suchte er vielmehr das Gewordene festzustellen. Das Reichsgrundgesetz, welches auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz 1356 zu stand kam, von der an der Urkunde des Erlasses angehängten Siegelkapsel die „goldene Bulle“ genannt, auf dem Renser Abkommen beruhend, setzte an die Stelle des seither beobachteten Herkommens bei der Königswahl endgültige Ordnung und bestimmte zugleich die Stellung der Fürsten.

Diese Bestimmungen waren im wesentlichen folgende: Spätestens 4 Monate nach dem Tode eines Kaisers treten auf Einladung des Mainzer Kurfürsten die übrigen Wahlberechtigten oder deren bevollmächtigte Gesandte zu Frankfurt am Main in der Wahlkapelle des Domes zusammen. Wahlfürsten sind außer dem Genannten die Erzbischöfe von Trier und Köln und von weltlichen Großen der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg, die zugleich Inhaber der vier Erzämter waren: Böhmen besaß das Amt des Erzschenks, die Pfalz das des Erztruchsesses, Erzmarschall war der Herzog von Sachsen, Brandenburg hatte die Erzkämmererwürde. Mit der

gewöhnlichen Vertretung der Erzbeamten waren einfache Adlige betraut, wie die von Pappenheim mit dem Erbmarschallamt, die von Limburg mit dem Schenkenamt u. a. Bei Erledigung des Thrones sollte der Pfalzgraf die Reichsverweserschaft in den Ländern fränkischer und schwäbischer Zunge führen, der Kurfürst von Sachsen in den Ländern des sächsischen Rechts, doch ohne die Befugnis, Lehen zu vergeben und zu veräußern. Bei der Wahl entscheidet Stimmenmehrheit. Die Kurfürsten geben dem Mainzer in der Reihenfolge die Stimmen ab, in welcher sie oben angeführt sind; Mainz stimmt zuletzt, giebt also den Ausschlag. Die Krönung geschieht in Aachen durch den Erzbischof von Köln. In Nürnberg findet der erste Reichstag des Gewählten statt, der nach Wahl und Krönung den Kurfürsten zunächst alle Rechte, Privilegien und Freiheiten sofort zu bestätigen hat. Mindestens alle vier Jahre vier Wochen nach Ostern haben die Kurfürsten zur Beratung der Reichsgeschäfte eine Zusammenkunft zu halten. Papst und Kaiserkrönung sind mit keinem Worte erwähnt.

Die Kurstimme selbst ist an das Land, nicht an die Person eines Fürsten gebunden und vererbt bei den weltlichen Kurfürstentümern in gerader männlicher Linie oder geht im Falle des Aussterbens auf den nächsten männlichen Agnaten über. Ein völlig erledigtes Kurfürstentum vergiebt der Kaiser. Nur den Böhmen wird für den Fall des Aussterbens der herrschenden Dynastie das Vorrecht der freien Königswahl zugestanden. Außer des Genusses der längst von ihnen besessenen Regalien wurde den Kurfürsten Unteilbarkeit ihres Landes und Erblichkeit zugesichert und zudem das jus de non evocando und de non appellando erteilt, d. h. volle Freiheit vom kaiserlichen Gerichte; denn kein kurfürstlicher Unterthan hatte das Recht, an den Kaiser zu appellieren, keiner aber konnte auch von dem kaiserlichen Gerichte, außer im Falle der Rechtsverweigerung, belangt werden. Verbrechen gegen die Kurfürsten galten als Majestätsverbrechen. Was an souveränen Rechten und Vorteilen in diesen großen Zugeständnissen noch fehlte, das wußten die Kurfürsten sich in den Wahlkapitulationen Stück für Stück zu verschaffen. Die Kaiser selbst aber arbeiteten an der Vernichtung ihres ganzen Ansehens und ihrer Macht dadurch, daß sie — und Karl selbst gab das Beispiel —, um diesen oder jenen persönlichen Wunsch durchzusetzen, auch anderen Fürsten Königsrechte preisgaben. Das Gegengewicht, welches der König sich hätte im niederen Adel und dem Bürgertum sichern können, wurde durch die Bestimmung aufgehoben, welche alle Einungen der Städte wie der Adligen untersagte. So lief das ganze Reichsgrundgesetz schließlich auf die Sicherung der fürstlichen Landeshoheit gegen alle von oben wie von unten drohenden Gefahren aus.

Aber gerade in zwei Punkten wurde das Reichsgrundgesetz noch während der Regierung Karls verletzt. Obwohl über die Wahl eines künftigen Kaisers bei Lebzeiten des noch regierenden nichts bestimmt war, setzte Karl durch Zahlung großer Summen und Ver-

pfändung einzelner schwäbischen Reichsstädte die Nachfolge seines erst 16 Jahre alten Sohnes Wenzel (1376) durch. Den Städten aber gelang es, sich gegen die häufigen Verpfändungen durch einen neuen Bund zu sichern und nach einem Siege bei Reutlingen (1377) das Einungsrecht zu erhalten.

Wie im Innern die Zustände des Reiches bei dem Mangel einer starken Centralgewalt mehr und mehr zerfielen und in ihrem Zerfall als ordnungsmäßig galten, so gewöhnte man sich daran, daß an dem Reichskörper nach außen hin mehr und mehr Teilchen sich loslösten und abbröckelten. Als Karl im Jahre 1365 sich in Arles die burgundische Krone aufsetzen ließ, schien es, als ob er im arelatischen Reiche die einstige Herrschaft wieder zu ihrem Recht bringen wollte; aber es schien nur. Thatsächlich besaß Frankreich bereits den größten Teil Burgunds. Es war nur die Anerkennung des bis dahin unrechtmäßigen Besitzes, als Karl (1377), um den französischen König wegen der Rückkehr des Papstes Gregor XI. von Avignon nach Rom zu beschwichtigen, den französischen Kronprinzen zum Reichsvikar in der Dauphiné ernannte. Dem ersten Stücke folgten bald weitere.

Auch die kaum geschaffene Hausmacht der Luxemburger löste sich auf: Karl selbst zersplitterte in seinem Testamente die Ländermasse, so daß Wenzel Böhmen, Schlesien, einen Teil der Lausitz und die Einzelbesitzungen im Reiche erhielt, Sigismund Brandenburg bekam, der jüngste Sohn, Johann, mit dem Rest der Lausitz abgefunden wurde. Mähren befand sich als böhmisches Lehen im Besitze eines Neffen von Karl, Jobsts. Das Stammland Luxemburg und Brabant behielt Karls Bruder Wenzel. Karl starb im November 1378 zu Prag und fand auch dort seine Ruhestätte.

b) Wenzel (1378—1400).

Obwohl noch in jugendlichem Alter stehend, lenkte Wenzel die Regierung mit Geschick, Eifer und Gerechtigkeit. Die Erfahrungen, welche er unter Leitung seines Vaters hatte sammeln können, die guten Anlagen, seine natürliche Gutmütigkeit versprachen das Beste für die Zukunft. Redlich strebte er danach, die Ordnung in seinem Erbland wie im Reiche aufrecht zu erhalten und besonders den durch die Sonderbündnisse der Fürsten, Ritter und Städte geförderten Fehden ein Ende zu machen. Daher ließ er auf dem Reichstag zu Nürnberg 1383 einen allgemeinen Landfrieden verkünden und teilte zu besserer Wahrung desselben Deutschland in vier „Parteien" oder Kreise ein. Als er aber sah, daß alle seine Bemühungen scheiterten, vernachlässigte er bald mehr und mehr die Reichsgeschäfte und betrieb hauptsächlich die Vermählung seines Bruders Sigmund mit Maria, der Erbin von Ungarn. Die Begünstigung der Städte entzweite ihn mit den rheinischen Kurfürsten. Bereits im Jahre 1384 taucht das Gerücht auf von einer Verbindung einiger Fürsten, die »wullen einen kung in dutsche lande han«. Das Haupt der Verschwörung wird

als »Augenknipper« bezeichnet. Wenige Jahre danach verpflichtete sich schon eine große Anzahl schwäbischer, elsässischer und fränkischer Städte, dem König gegen jeden beizustehen, der ihn vom Reiche bringen wolle. In Wenzel aber trat allmählich die wahre Natur hervor, Hang zum Trunk und zu den niedrigsten Ausschweifungen, dabei gewaltthätiger, ja grausamer Sinn. Ein Spielball seiner Leidenschaften, verlor er jeden Halt, alle Thatkraft. Während er sich um die Angelegenheiten des deutschen Reiches wenig kümmerte und die Warnungen getreuer Städter, vor allem der Frankfurter, überhörte, raubte ihm sein unwürdiges Benehmen und sein tyrannisches Vorgehen gegen Adel und Klerus auch in Böhmen alle Achtung und Anhänglichkeit. Die Mißstimmung im Lande stieg aufs Höchste, als er den Generalvikar Johann von Pomuk und den Official Puchnik, welche die Rechte und den Besitzstand ihrer Diöceſe gegen ihn verteidigten, gefangen nehmen, foltern, schließlich den ersteren am 20. März 1393 in die Moldau stürzen ließ. Der Adel, von Jobst von Mähren unterstützt, machte einen Aufstand und nahm am 8. Mai 1394 den König gefangen. Erst der Befehl der Kurfürsten und die Hilfe seines jüngeren Bruders Johann von Görlitz verschaffte ihm die Freiheit wieder, aber weder sein Ansehen noch Einsicht und Willenskraft. Zu den Reichstagen, die er ausschrieb, erschien er nicht. Den Landfrieden, den er befahl, führte er nicht durch. Die Geschäfte des Reiches kümmerten ihn nicht; das Reich selber war ihm Geschäft. Und wenn die Beamten in seinem Namen „den deutschen Herren und andern Klostern" wie den Städten mit Erpressungen an Wein und Brot und Geld zusprachen, der König selber beutete seine »lieben getruwen« gerne und stets aus. Den vielen Klagen wider ihn gab er eine willkommene Unterlage, als er im Jahre 1395 für 100 000 Goldgulden Johann Galeazzo Visconti Mailand als Herzogtum verlieh mit den Rechten eines Reichsfürsten. Dazu kam, daß er auf den Vorschlag des französischen Königs Karl VI., dem Rate der Kurfürsten, besonders des Pfalzgrafen zuwider, die Absetzung des in Rom gewählten rechtmäßigen Papstes Bonifaz IX. und die Berufung eines den geistlichen Fürsten nicht genehmen Konzils betrieb. Während er in alter Saumseligkeit die Zeit zum Handeln verstreichen ließ, waren seine Gegner, besonders die Florentiner, der Papst, der Kurfürst Johann von Mainz, nicht unthätig geblieben. Schließlich forderten die rheinischen Kurfürsten ihn auf, auf einen Tag nach Oberlahnstein zu kommen, um die großen »gebresten der heiligen cristenheid und des Romschen richs« abzustellen, und beschlossen für den Fall, daß er nicht erschiene oder »queme und lechte soliche gebresten nit abe», »ein anderunge zu tun an dem heilgen riche, und einen andern zu dem heilgen riche zu setzen«. Da, wie nicht anders zu erwarten war, Wenzel der Vorladung nicht Folge leistete, saßen die vier erschienenen rheinischen Kurfürsten, der „ungetreue Wolf" von Mainz an ihrer Spitze, in Anwesenheit einer kleinen Anzahl anderer Reichs-

fürsten am 20. Aug. 1400 zu Gericht, »an dem Ryne by Oberlanstyn Trierer Bischthums gen Brubach zugeende uf eyme Stule (Steine?) daselbes zu eyme Richtstule erhaben«, bei einem Marienkapellchen im freien Felde, und setzten den König unter schweren Beschuldigungen als „Entgliederer des Reiches" ab. An seiner Stelle erhoben sie den Pfalzgrafen Ruprecht, den einzigen weltlichen Kurfürsten, der anwesend war, und verkündeten am folgenden Tage in Rense die getroffene Wahl. Als Wenzel durch die »getruwesten« von Frankfurt von diesen Vorgängen Kunde erhielt, fragte er: »wo Clemme (so hieß Ruprecht, schwerlich = Clemens, der Gnädige) were, der sich einen Romsschen konig schriebe?« und sprach: »Ich wil daz rechen, odir wil tot darumb sin, und er muſs als dieff herabe, als er y hoch uff den stul gesast wart. Und swur by sant Wenczilin: er wulte in dot stechen odir er muste in dot stechen. Da sprach marggrave Jost von merern: Wir wullen daz rechen, odir ich enwil nirgen ein har in myme barte behalden.« Bei diesem Schimpfen blieb es. Vergeblich suchten ihn der königliche Herold Sassenlant, Sigmund von Ungarn und Jobst von Mähren zur Thätigkeit aufzurütteln. Seine einzige Erwiderung auf alle harten Worte und eindringlichen Mahnungen war: »Ich weisz nit, was darzu tun.« Es kennzeichnet den kläglichen Charakter Wenzels und die Absichten seiner Feinde vortrefflich, was ein Ungenannter aus Prag damals meldete: »der knabe (d. i. Wenzel) der da behemisch sol lernen, daz tut nimmer gut. Er wil nicht lernen, so wil er auch keinen seinen schulern folgen, und sie sehen gern allesampt, daz er widder drawssen were. Er will y nicht hinawss, und man meynet uwer frunt werde den knaben kurzlichen verdrengen und werde an sin stat komen, ee daz vier wochen awss komen. Und der knabe ist itzunt dahayme und in kan nyemant us dem huse bringen, und macht grubelin um sich, als die kinder an der sonnen. Ez ist von eim alten an mich kommen, daz ewer frewnde oder ain ander den knaben hie y awss der schul und von der schule (d. i. Königreich Böhmen) werde tringen.«

c) Städtebünde und Städtekriege.

Langsamer als die italienischen Städte waren die deutschen Städte zu Bedeutung und Macht gelangt. Jene hatten bereits den gewaltigen Kampf für Unabhängigkeit gegen das Kaisertum gewagt, da zwang erst die allgemeine Not diese zum Anschluß aneinander. Die Unsicherheit im Reiche selbst hatte zuerst den rheinischen Städtebund hervorgerufen. Gemeinsame Interessen verbanden die deutschen Kaufleute im Auslande. Wie sich bereits die Kölner Kaufleute, welche regen Handelsverkehr mit England unterhielten, im Stahlhof zu London zu einer Genossenschaft (Hanse) zusammengefunden hatten, so vereinigten sich in Wisby auf der Insel Gotland, dem Mittelpunkte des Ostseehandels, alle deutschen Kaufleute, welche dort eine Waren-

niederlage hatten, zu einer gleichen Handelsgilde. Schutz des Eigentums, Sicherung des Verkehrs, Wahrung der wohlerworbenen Rechte gegen jegliche Bedrückung und Vergewaltigung, sei es durch offenen Seeraub, sei es durch das Schandrecht des Strandrechts und der Grundruhr, nach welchem der Landesherr oder die Bewohner alles Gut, das den Boden berührte, als Eigentum beanspruchte, kurz, gleiche Not, gleicher Vorteil führte zusammen und bildete den Kitt für den neuen Bund nach außen und im Inneren. Aus den einzelnen Hansen an den Stapelplätzen zu London, Brügge, Nowgorod, Bergen entwickelten sich allmählich allgemeine Hansen. Erst der Angriff von außen vereinigte die Einzelbünde zu der Hansa, dem großen festgefügten norddeutschen Städtebunde. Wie sich Hamburg und Lübeck im Jahre 1241 zu gemeinsamer Sicherheit durch einen Vertrag verpflichteten, dann auch Lübeck und Soest, wieder Lübeck und die wendischen Städte, wie Wismar, Rostock, Greifswald, Stralsund, so treten im 14. Jahrhundert auf Anregung Lübecks die Städte von der deutschen Hansa gemeinsam auf für die Rechte der einzelnen und aller. Die Plünderung Wisbys durch den Dänenkönig Waldemar IV. und die Forderung einer Abgabe von den Handeltreibenden führte zum Kriege mit den pommerschen und wendischen Städten und, als sich nach der Niederlage derselben unter dem Lübeckschen Bürgermeister Johannes Wittenberg bei Helsingborg (1362) sogar der Kaiser und der Papst auf die Seite des Königs stellten, zur Vereinigung aller Nord- und Ostseestädte zu Köln im Jahre 1367. Der siegreiche Ausgang des Krieges sicherte dem Bunde durch den Stralsunder Frieden 1370 nicht nur den freien Handel im dänischen Reiche, sondern erhob die Hansa zu einer politischen Macht, welche allein das Ansehen Deutschlands im Norden aufrechterhielt, als der kaiserliche Name für diesen kaum mehr Klang hatte. Lübeck war das Haupt des Bundes, der in seiner Blütezeit 80 Städte von der Mündung der Schelde bis an die Newa umfaßte, dessen Handelsgebiet aber von Lissabon bis tief in Rußland hinein sich erstreckte. Die Hanseaten brachten die feinen italienischen Stoffe, die flandrischen Tuche, die deutschen Zeuge, deutsches Bier, die Weine Italiens und Frankreichs, die Gewürze des Orients nach dem Norden und führten die Erzeugnisse des Nordens nach dem Süden, die Pelze, die Holze und Holzprodukte Rußlands, Harz, Pech, Pottasche, das schwedische Kupfer, englische Wolle, englisches Zinn. Nach deutschem Münzfuß wurde gerechnet. In Zusammenkünften, den Hansetagen, wurden die gemeinsamen Angelegenheiten beraten, die Bundesbeiträge, „die Pfundgelder“ wie die zu stellenden Bundeskontingente bestimmt, gegen widerspenstige Mitglieder die „Verhansung“ ausgesprochen. Die Beschlüsse, Rezesse, wurden in dem hansischen Archiv zu Lübeck niedergelegt. Der Bund war in vier Kreise oder Quartiere eingeteilt. Lübeck war der Hauptort des wendischen Kreises, Danzig des preußischen, Köln des westfälischen, Braunschweig des sächsischen.

Ein gefährlicher Widersacher entstand der Hansa in der Vereinigung der drei nordischen Reiche durch die Kalmarer Übereinkunft von 1397. Mit Mühe wurde sie bereits in dieser Zeit der Freibeuter Herr, welche sie selbst im Kampfe gegen Margarete von Dänemark als „Vitalienbrüder" (eig. Lebensmittel-Zuführer) großgezogen hatte. Erst 1402 wurde der gefürchtete und doch in Liedern gefeierte Seeräuberhauptmann Klaus Störtebecker mit 70 seiner Genossen gefangen und zu Hamburg gerichtet.

Der Zerfall begann mit der Lostrennung der niederländischen Städte vom Bunde (1427). Aber es trugen auch andere Gründe zum Niedergange der Macht desselben bei, die großen Entdeckungen und die dadurch veranlaßte Änderung der Handelswege zweifellos, — die Niederlande, Spanien, Portugal, England reißen den überseeischen Handel an sich —, vor allem aber der Mangel eines machterhaltenden Territorialbesitzes. Als der Bürgermeister von Lübeck, Jürgen Wullenweber, im Jahre 1535 im Kriege gegen die nordischen Mächte, Schweden und Dänemark, unterlag, war auch das Ansehen seiner Vaterstadt dahin. Die Macht der Hansa und die Vorherrschaft Deutschlands auf der Nord- und Ostsee war zu Ende. Der kühne Plan Wallensteins, auf dem baltischen Meere dem kaiserlichen Ansehen wieder Geltung zu verschaffen, fand in Deutschland selbst keine Unterstützung, bei dem Schwedenkönig entschiedenen Widerstand.

In Oberdeutschland waren die Mittelpunkte des Handels namentlich Regensburg und Wien, die wichtigsten Durchgangsorte Nürnberg und Frankfurt. Schon im 13. Jahrhundert gelangten aber auch die Erzeugnisse des gewerblichen Kunstfleißes deutscher Handwerker auf den Weltmarkt, besonders die Augsburger und Nürnberger Fabrikate. In acht Strahlen gingen die Handelsstraßen von Nürnberg und Augsburg nach den vier Weltrichtungen, Italien, Polen und Frankreich erreichend.

Die Bedrückung durch kaiserliche Geldforderungen und die Entziehung der Freiheit durch Verpfändung einigte im Jahre 1376 sechzehn schwäbische Städte zu einem Bunde. Die Ulmer als Führer desselben berichten selbst an den Rat zu Frankfurt über die Entstehung des Bundes: do er (Karl IV.) sinen son zu Romischen konige macht hatte (10. Juni 1376), do wart uns zu ettlicher masse kund gedan, daz er undir uns stedin zu Schwabin ettlich virsetzen und von deme heilgen riche gebin wolde, also er auch daz gedan hat, und vil andirs des richis gut domit. Und dozu wart uns auch zu erkennen gebin, daz er uns abir (wieder) beschetzin und gut abenemen wolde. Und dez irschrackin wir gar groszelichin, wan uns vormals gar ungnedelichin und ungutlichin beschehen ist von im. Und do wir daz also virnomen hatten, do rettin unsere sechtzehin stede in Swabin zusamen und machtin eynen bunt mit einander (4. Juli 1376) und sworen den uff vierdehalb iar (später verlängert) zu haldin. Und den haben wir ume nichtis andirs gemacht noch gesworen wan darume, daz wir unbeschetzit,

unversetzit, unverkauft, unheingegebin und by unsern gewohnlichin sturre an dem riche blibin mogen. Die Befürchtung der Städte war begründet. Denn der Kaiser behandelte nicht nur ihre Botschaft gar herteclich und ungutlich vor vil herren, rittern und knechten, sondern verpfändete auch dem Grafen Eberhard dem Greiner von Württemberg schwäbische Orte bezw. ihre Freiheiten (Weil, Eßlingen, Gmünd und die Dörfer in der Birs bei Rottweil) und griff mit einem starken Heere das widerspenstige Ulm an. Da er es aber nicht zwingen konnte, überließ er die Fortsetzung des Krieges dem Grafen Eberhard. Nach vergeblichen Friedensverhandlungen schädigte man sich gegenseitig durch Feuer und Schwert. Am 14. Mai 1377 aber erfochten die Reutlinger über Eberhards Sohn Ulrich bei ihrer Stadt einen glänzenden Sieg, welcher den geächteten Städten bei ihrem Gönner Wenzel den Sühnebrief und die Zusicherung ihrer Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten verschaffte. Der Bund wuchs auf 27 Mitglieder; Eberhard verlor die Landvogtei über Niederschwaben. Mit den rheinisch-wetterauischen Städten Frankfurt, Mainz, Straßburg, Worms, Speier u. a. verbindet sich der schwäbische Bund, fortwährend wachsend, im Jahre 1381 zu gegenseitiger Hilfe; Augsburg, Regensburg, Basel, Nürnberg, Mülhausen im Elsaß treten dem Vereine bei; seit dem Anschluß Augsburgs tritt das hochstrebende Ulm mehr zurück. Aber noch heute redet sein herrliches, 1377 begonnenes, nun endlich vollendetes Münster von dem Reichtum, der Macht, aber auch dem Opfersinn seiner Bürgerschaft. Der Bund zerfiel wie die Hansa in vier Viertel, die Städte in Franken, dazu auch Regensburg, Augsburg, Nördlingen, die Städte am See mit Basel und Konstanz, die oberschwäbischen Bundesglieder mit Ulm, die unterschwäbischen mit Reutlingen, Eßlingen, Heilbronn, Hall u. a. Selbst Fürsten, wie die österreichischen Herzöge, die Pfalzgrafen und Herzöge von Baiern, gingen mit dem mächtigen Bunde Verträge ein. Aber weder die Bündnisse noch die allgemeine Einung der Städter mit den Fürsten waren von langer Dauer. Denn auch letztere und die Ritter verbanden sich gegen das Übergewicht der Städte zu Gesellschaften. Nach den gewählten Abzeichen nannten sie sich Hörner (in Hessen), Falkner (in Westfalen), oder nach Heiligen wie St. Georg und St. Wilhelm (in Süddeutschland). Die weiteste Verbreitung hatte der Löwenbund. Streitigkeiten mit den bairischen Herzögen führten zu einem allgemeinen Kriege in Süddeutschland. Als das starke Heer der verbündeten Städte im August des Jahres 1388 eine „streichende Reise" in das Württembergische unternahm, erlitt es durch Eberhard und die mit ihm vereinigten Herren[1] bei Döffingen eine schwere Niederlage. Aber der Städtefeind hatte seinen Sieg schwer erkauft. Unter den vielen Adligen, welche unter den Schlägen der Städter gefallen waren,

[1] Daß der „gleißend" Wolf von Wunnenstein, der im Jahre 1367 den Grafen Eberhard im Wildbad überfallen hatte, demselben in dieser Schlacht beigestanden habe, ist Sage.

lag auch Graf Ulrich. Die Döffinger Schlacht hat weder die Macht noch den Mut der Städter gebrochen, auch den Krieg nicht entschieden; aber zu einer größeren gemeinsamen Unternehmung vereinigten sich die Bündner nicht mehr. Der Krieg löste sich wieder in einzelne Fehden auf, in welchen bald die einen, bald die anderen den kürzeren zogen. Aber bei Worms erlagen doch die rheinischen Städte dem Pfalzgrafen Ruprecht (6. Nov. 1388) und (am 14. Mai 1389) bei Kronberg die Frankfurter.

Der Landfrieden von Eger (1389) verbot von neuem alle Bündnisse und Einungen, beseitigte sie aber nicht völlig. Im Gegenteil entstanden bald neue Gesellschaften wie der starke Bund der Schlegler, genannt nach dem silbernen Schlegel, die Martinsvögel u. a., und die Fehden dauerten fort.

Man hätte denken sollen, die äußere Gefahr hätte die Bürger zu Einigkeit gezwungen. In der That aber entstanden nicht nur häufig Streitigkeiten zwischen den Städten selbst, sondern es herrschten auch unter den verschiedenen Ständen viele Zwistigkeiten. Gegen die unter sich uneinigen Geschlechter, die Patrizier, welche die Herrschaft in Händen hatten, erhoben sich die Handwerker, um Anteil an der Verwaltung zu erhalten, in Zünften zu einheitlicher Kraft gesammelt. Diese Gilden hüteten den Glauben und die gute Sitte bei den Gewerbegenossen und pflegten die Ehre ihres Standes durch strenge Abgeschlossenheit gegen Stümper (Böhnhasen) und Zuzügler. Sie hielten strenge auf das „Bete und Arbeite“ und heiligten dadurch die Arbeit. In Glück und Not fühlten sich die Mitglieder einer Zunft eins. Diese Körperschaften waren religiöse Bruderschaften, Vorschuß-, Wohlthätigkeits-, Gewerbevereine zugleich. Meister, Gesellen und Lehrlinge bildeten in gewissem Sinne eine Familie. Der Stand gewann mit dem Bewußtsein und der Bethätigung seiner Macht in Wahrung der eigenen Interessen wie in Anteilnahme an dem Wohl und Wehe der Stadt auch bald die Anerkennung seiner Bedeutung und erlangte gleiches Recht mit den Patriziern. Ja, diese selbst sahen sich genötigt, in Zünfte einzutreten; denn aus diesen ward nunmehr der Rat zusammengesetzt. Das Innungswesen verlieh dem Handwerk jenen hohen Aufschwung, der ihm den goldenen Boden des Wohlstandes schuf, und mit dem Gepräge des Kunstgewerbes dem Stande wohlberechtigten Stolz. Wohlgefügt wie die Erzeugnisse des Fleißes, wie die Verbindung der Arbeitsbrüder, war auch das ganze städtische Wesen und so ein Vorbild für das sich aus dem Fürstentum langsam herausbildende Staatswesen. In den wohlhabenden Städten fanden die Künste Pflege und Förderung. Die Bürgerschaft setzte ihren Stolz darein, die Stadt mit herrlichen Kirchen und Rathäusern auszuschmücken. Daher fand die Baukunst, Bildhauerei und Malerei allerorten Förderung und Dank. In Köln erlebte die deutsche Malerei ihre erste Blüte. Galt doch Meister Wilhelm (1390) für den besten Maler in deutschen Landen. Die Dichtkunst zog ein in die Zunftstuben, um

im Meistergesang sich eines wohlgeordneten, einfach hausbackenen Daseins zu erfreuen. Der angesehene Gelehrte und der bescheidene Schulmeister, Wissenschaft und Volksschulunterricht, suchten sich gerne in den Städten ihr Heim. Alle aber, der reiche Patrizier wie der ehrsame Handwerker, verstanden auch wohl, wenn es not that, die Waffen zu führen. Das bürgerliche Fußvolk hat in manchem Kampfe dem Rittertum sich ebenbürtig, bald überlegen gezeigt. Die Bürger haben zuerst in weiterem Maße das Schießpulver bei Geschützen angewandt.

Eine entscheidende Niederlage erlitt das schwerfällige Ritterheer im Kampfe mit den schweizerischen Waldstätten. Der Bund derselben hatte sich durch den Zutritt von Luzern, Zürich, Zug, Glarus, Bern zu acht Orten erweitert. Als Herzog Leopold III., von zahlreichen süddeutschen Adligen unterstützt, versuchte, die Rechte des Hauses Habsburg über die Schweizer mit Gewalt wiederherzustellen, wurde er bei Sempach (1386) von den ergrimmten Bauern, der Sage nach durch den Opfertod Arnolds von Winkelried, besiegt und fiel selbst mit der Blüte der Ritterschaft. Einen zweiten Sieg erfochten die Schweizer über die Österreicher unter Leopold IV. bei Näfels (in der Nähe von Glarus) 1388. Nach einem dritten vergeblichen Kriegszuge schlossen die Österreicher endlich mit den Eidgenossen einen fünfjährigen Frieden (1412). Gänzlich aus der Schweiz wurden sie verdrängt, als Friedrich „mit der leeren Tasche" von Kaiser Sigmund wegen Unterstützung des Papstes Johann XXIII. bei der Flucht von Konstanz (1415) geächtet wurde. Die errungene Reichsunmittelbarkeit ward bald zu völliger Scheidung von Deutschland. Nach dem Baseler Frieden 1499 ließen sich auch Basel und Schaffhausen in den Bund aufnehmen. Das thatsächliche Verhältnis gänzlicher Unabhängigkeit fand endlich im westfälischen Frieden 1648 seine Bestätigung.

d) Die Veme.

Kein Wort, keine Einrichtung des Mittelalters hat mehr die Einbildungskraft erregt und den Geist mehr mit Schreckbildern erfüllt als das unschuldige Wort „Veme". Und doch bedeutet es nur „Genossenschaft". Kein Gericht ward mehr gefürchtet, als das sog. „heimliche" auf der „roten Erde" Westfalens. Und doch gehörte die Heimlichkeit nicht zum Wesen des Gerichts. Keinem Rechtsverfahren hat man höheres Alter, größere Gerechtigkeit, heilsamere Wirkung zugestanden als dem Vemgericht. Und doch war es der späte Auswuchs an der Wurzel eines gefällten Stammes ohne Lebenskraft; was an Recht mangelte, ersetzte die willkürliche Anmaßung, die in unruhiger Zeit nicht Ordnung und Sicherheit schaffte, sondern eher die Verwirrung und Unsicherheit vermehrte. Wenn die Richter selbst den Ursprung ihres Gerichts auf Karl den Großen und den hl. Papst Leo zurückführen, so hat diese Annahme nur insofern einige Berechtigung, als der große Kaiser das mittelalterliche Gerichtswesen überhaupt festgestellt hatte. Aber das heimliche Verfahren beim Urteil und die jähe

Vollstreckung desselben, gerade der schreckende Grundzug der Vemgerichte, war den königlichen Grafengerichten fremd; es ist der Rest uralten rechtlosen Verfahrens der Selbsthilfe, welcher sich eben nur in Westfalen länger hielt, als anderswo.

Als das alte sächsische Herzogtum nach dem Sturze Heinrichs des Löwen zersplittert wurde, erhielten die Erzbischöfe von Köln mit dem Herzogtum Westfalen nicht auch zugleich die Grafschaft, welche das Gericht zu üben hatte. Diese blieb also hier in Verbindung mit dem König und erhielt von diesem den Bann. Mit der Abnahme des alten Standes der Freien sank auch die Bedeutung des alten Grafschaftsgerichts und stieg gleichzeitig die Stellung der Gografschaft, des Gerichts über die Landsassen, welches auch die Blutgerichtsbarkeit an sich zog. Aus der alten Grafschaft entwickelte sich die Freigrafschaft (krumme Grafschaft) mit beschränkten Rechten. Die Freigerichte richteten über freies Eigentum und die dasselbe betreffenden Streitigkeiten unter den freien Landsassen, den Besitzern von Eigengut, für welches sie dem Grafen keine Abgabe zu entrichten hatten, den zahlreichen Freigelassenen, Ministerialen und Bürgern der Städte, endlich die sogenannten Stuhlfreien, welche ein ganz vom Stuhlherrn abhängiges, wenn auch erbliches Lehen besaßen. Bei der geringen Zahl der letzteren nahm man aus den übrigen Mitglieder in das Schöffentum auf, das waren die sog. Freischöffen. Der Stuhlherr schlug dem König den Freigrafen d. i. den Vorsitzenden des Gerichts vor; der König vollzog dessen Ernennung und Absetzung. Daher betrachteten sich die Freigrafen als Reichsrichter und maßten sich die Gerichtsbarkeit über weitere Grenzen an, indem sie in Fällen der Rechtsverweigerung oder Rechtsverletzung einzuschreiten sich für befugt hielten, ohne Berechtigung Fürsten, Geistliche, Juden vorluden, und alle Fälle bürgerlicher Gerichtsbarkeit vor ihre Stühle zogen. Eine weitere Macht lieferte ihnen das Gericht über handhafte That, wie Diebstahl, Raub, Mord, Friedbruch, Meineid. Die Wahrung des christlichen Glaubens trat erst in der Zeit der Hussitenbewegung zu den „vemewrogigen" Punkten. Wer bei frischer That, „mit hebender Hand" ertappt oder bei „blickendem Schein" d. i. Augenschein, und „mit gichtigem Munde" (Geständnis) überwiesen wurde, den konnten drei oder mehr Schöffen sofort richten und zwar mit der einzigen Strafe, die sie vollziehen konnten, dem Tod durch Hängen „an den nächsten Baum, den man haben mag". Diese Befugnis der Schöffen, bei handhafter That sofort zu beraten, zu urteilen und zu vollstrecken, machte sie zu einer „Genossenschaft", Veme, und gab ihrem Verfahren das Gepräge der Heimlichkeit, welches die Freischöffen, die Wissenden (d. i. die mit dem Verfahren Betrauten, nicht etwa die in das Geheimnis Eingeweihten), bald mit Absicht als wesentlich durch eigene Gebräuche und nicht allgemein verständliche Formen und Formeln (daher heimliches Gericht) ausbildeten und hegten. Die geheimnisvollen Worte „Stock (nicht Strick) Stein, Gras Grein" sind weiter nichts als ein Teil des Freischöffeneides,

»dat he wulle die veme waren helen hoden ind halden, var man var wijf var dorf var tzwijch (vor Torf vor Zweig) var stock etc.« Das rätselhafte „Notwort", welches Karl der Große der heimlichen Acht gegeben haben sollte, »reinir dor feweri« ist wohl nur eine Anspielung auf diesen Eid. An sich entsprechen die Formeln ganz den alten allitterierenden Rechtsformeln überhaupt. Das Gericht selbst fand unter freiem Himmel, am hellen Tage, nach geschehener Klage und zugestellter Vorladung durch einen Schöffen statt. Die Kaiser selbst waren schuld an der Erhöhung des Freigrafengerichts. Karl IV. glaubte die Behauptung, dasselbe sei nur in Westfalen statthaft. Sigmund ließ zu, daß sich das Gericht als „heiliges" bezeichnete und seine Wirksamkeit über alle Länder und Stände des Reiches ausdehnte. Schließlich hielt es sich für das höchste Gericht im Reiche. Die Kölner Erzbischöfe erstrebten und erlangten die Statthalterschaft über alle heimlichen Gerichte und damit das Recht, die Freigrafen zu investieren und in regelmäßigen Kapiteln zu Arnsberg zu versammeln (1422). Die Rechtsbücher der Veme gehen auf private Aufzeichnungen zurück. Der Höhepunkt der Vemgerichte liegt zwischen 1430 und 1440. Übrigens war die Zahl der an „Vervemten" vollzogenen Todesurteile gering. Wenn auch im allgemeinen angenommen werden kann, daß diese Gerichte im guten Glauben ihr wirkliches und vermeintes Recht übten und in manchen Fällen von gutem Einfluß waren, die Einrichtung selbst genügte nicht den Anforderungen, welche an ein Organ der Rechtsprechung zu stellen sind. Die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit konnte, wenn je, erst recht bei der Veme mißachtet werden. Der Schwache unterlag leicht, wo der Mächtige selbst Stuhlherr, Freigraf oder Freischöffe war, und mit Geld konnte man leicht zum „Wissenden" werden. Mag hie und da durch rechtschaffene Männer in der That das Recht gehütet, Schutz gegen Gewalt geboten worden sein, der einseitig gefällte, vielleicht sachlich und persönlich ungerechte Urteilsspruch der Veme hat wahrscheinlich öfter Unschuldige in Bedrängnis und Not gebracht und so dem Unrecht und der Gewalt erst recht Vorschub geleistet. Zur Blütezeit der Vemgerichte stand es mit dem öffentlichen Frieden *schlimmer* als je.

Der nüchterne, vielgeschmähte Friedrich III. hat zuerst der Willkür des heimlichen Gerichts durch Bekämpfung der Mißbräuche und Erteilung von Ausnahmeprivilegien gesteuert. Die Freigrafen fuhren zwar fort zu laden, selbst bis in unser Jahrhundert hinein, aber nur als ungefährliche Schiedsmänner und Rügerichter. Aber die Landesherren selber haben seit dem Ende des 15. Jahrhunderts an den Freistühlen gerüttelt und ihren Zusammenbruch herbeigeführt. Mit dem hl. römischen Reich deutscher Nation ward auch des Reiches „Kammer" geschlossen. Der letzte Freigraf „a. D." segnete das Zeitliche im Jahre 1535.

e) Ruprecht von der Pfalz (1400—1410).

Da König Wenzel nichts zur Verteidigung seiner Krone that, auch die wiederholten Hilferufe seiner getreuesten Frankfurter nicht hörte, während der Anhang des neugewählten Königs sich täglich mehrte, öffnete die Wahlstadt nach der verstrichenen Frist von 6 Wochen und 3 Tagen Ruprecht von der Pfalz die Thore. Aachen aber ließ ihn nicht ein, so daß die Krönung in Köln stattfinden mußte. Von dem besten Willen beseelt, des Reiches Wohl zu fördern und das Ansehen der Krone zu heben, unternahm Ruprecht schon 1401 einen Römerzug, um »Lamparden und die welschen lande« wiederzugewinnen und die Kaiserkrönung zu empfahen. Aber der Angriff auf Brescia mißglückte. Von den Florentinern nicht genügend unterstützt, vermochte er weder Galeazzo Visconti zu verdrängen, noch den Zug nach Rom fortzusetzen. Der ruhmlose Ausgang dieses Unternehmens offenbarte seine Schwäche. Die Beschuldigung des Markgrafen Wilhelm von Meißen gegen Johann von Mainz, daß dieser wieder mit Wenzel »wege gesucht« habe, wies derselbe zwar zurück mit der kräftigen Bemerkung »der alte schulmeister« lüge offenbar, so »wyt yme sin alter hals« sei. Gleichwohl verband er sich mit anderen Fürsten gegen den König im Marbacher Bund (1405), gab aber als Zweck desselben die Aufrechthaltung des Landfriedens an und sicherte sich, dadurch daß er Vasall Frankreichs wurde, dessen Hilfe gegen Ruprecht. Als das Konzil zu Pisa durch Absetzung des Papstes Gregor XII. und des Avignoner Gegenpapstes Benedikt XIII. und Aufstellung eines dritten Papstes Alexander V. das Schisma nicht hob, sondern vergrößerte, und Wenzel durch Anerkennung des letzteren die verlorene Krone wiederzugewinnen trachtete, stand Ruprecht treu zu dem rechtmäßigen Papste Gregor und warnte scharfen Blickes in eindringlicher Weise vor den Anschlägen der Franzosen, welche das Pisaner Konzil nur benutzten, um »die heilige kirche und auch das riche« nach ihrem Willen und zu ihrem Vorteile »lange zyt her mit grossen listen« zu beeinflussen, und nach nichts Geringerem strebten, als »alle herrschaft und sunderlich dutsche lande zu yn« zu ziehen, »uns, uch und allen dutschen landen zu ewigen schaden und zu schanden«. Der französische König Karl VI. konnte es wagen, den Rat zu Frankfurt aufzufordern, seinem Vasallen gegen den deutschen König beizustehen. Mitten in den Rüstungen gegen den hochverräterischen Reichsfürsten ereilte zu Oppenheim (1410, 18. Mai) der Tod den wackeren König „Cleme", dessen persönliche Tüchtigkeit wohl eine ruhmreiche Regierung, dem Reich und der Kirche den Frieden verbürgt hätten, wenn seine Macht gegen die Tücke und Untreue hätte ankommen können. Durch ihn wäre der Schwerpunkt des Reiches wieder von der Moldau an den Rhein verlegt worden, wo seine rechte Stelle war. »Der kung is herlich unde guet — schrieb 1407 ein Kölner von ihm — und wulde die fursten betwangen, aber ich forcht he enkan nichtis, wante he is arm.« Und das war er. Mit Wehmut wird unser Herz erfüllt, wenn wir im letzten Willen des Sterbenden

lesen, daß er zur Bezahlung seiner Schulden bei dem Apotheker, Schuhmacher, Maler und etlichen anderen „armen Leuten“ den Verkauf seiner Krone und sonstigen Kostbarkeiten verfügt.

f) Sigmund (1410—1437).

Das Konzil zu Konstanz. Der erste Hohenzoller in Brandenburg. Die husitische Bewegung.

Das Reich war durch den Tod Ruprechts nicht verwaist. Denn es besaß »noch einen lebendigen herren«, den König von Böhmen; aber da er abgesetzt war, schritt man zu einer Neuwahl. An dem bestimmten Termin erschienen indes nur die geistlichen Kurfürsten, der Pfalzgraf Ludwig und als Bevollmächtigter des Königs Sigmund von Ungarn als Kurfürsten von Brandenburg der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg. Markgraf Jobst von Mähren beanspruchte zwar als Pfandinhaber eines Teils der Mark Brandenburg auch das Wahlrecht für sich, hatte aber niemanden gesandt, so wenig wie der Herzog von Sachsen, unter dem Vorwand, sie könnten wegen der Niederlage, welche der deutsche Orden bei Tannenberg (15. Juli 1410) durch Ladislaus Jagiello von Littauen und Polen erlitten hatte, weder selbst kommen noch senden. Johann von Mainz suchte nun die Wahl hinauszuschieben durch seine Abreise und die Schließung des Bartholomäusdomes zu Frankfurt. Der Erzbischof von Trier aber, der Pfalzgraf Ludwig und der Burggraf Friedrich wählten auf dem Kirchhofe des Domes »under unsers herrn martel uſswendig an dem chore hinter dem fronaltare« Sigmund von Ungarn zum König. Darum spottete das Volk, die Beteiligung Friedrichs nicht beachtend:

»Zu Frankfurt hinderm chor
haben gewelt einen kunig
ein chind (der Pfalzgraf) und ein tohr« (Werner von Trier).

Acht Tage danach wählten die Kurfürsten von Mainz und Köln und die nun eingetroffenen Bevollmächtigten des Herzogs zu Sachsen, Jobsts und Wenzels, der nun bereit war, auf die Krone zu verzichten, den Markgrafen von Mähren, der glücklicherweise schon am 18. Januar 1411 mit Tod abging. So erfolgte am 21. Juli 1411 eine nochmalige Wahl, die nun einstimmig auf Sigmund fiel. Freilich verpflichtete sich derselbe durch seine Abgesandten insgeheim zur Anerkennung des von Johann anerkannten Pisaner Papstes und zu ganz besonderen Gnaden gegen den Mainzer Kurfürsten.

Der neue König, von edler, gewinnender Erscheinung, gewandt das Schwert wie das Wort zu führen, und geübt in den Künsten der Verstellung, war frühe zu großer Herrschaft berufen worden: Zu der Mark Brandenburg erhielt er als Schwiegersohn Ludwigs des Großen die Krone von Ungarn und dazu die Regierung Polens. Aber durch seinen Leichtsinn, seine unsinnige Verschwendung und sein üppiges Leben geriet er in Schulden, die ihn zur Verpfändung der Mark

zwangen; durch seine leidenschaftliche Härte verscherzte er sich die polnische Herrschaft und die Treue der Magyaren. Die Niederlage, welche ihm im Jahre 1396 bei Nikopolis in Bulgarien Sultan Bajazet beibrachte, hatte seinem Ansehen argen Eintrag gethan und seinem Reiche Ungarn die südlichen Donauländer geraubt. Zum römischen König erhoben, bewies er sich verständig, eifrig und thätig, langsam zum Kriege, stets bereit zur Friedensvermittlung, aber unfest und unzuverlässig. Wohl konnte er in seinem Gemüte sich schwer beladen und »innerlich bekommert« fühlen, da er das Reich »an allin enden zerrissen, virfallin und allir sinen zugehörunge, stete, sloze, lande, lute, nütze, rente und allis das es gehebt habt, so gar entwert« sah; mit Recht konnte er klagen, daß er als König aus demselben nur noch 13000 Gulden jährlich bezog. Die Verhältnisse des deutschen Ordens, wie Italiens, die Zustände in Deutschland, die Lage der Kirche, alles verlangte einen weisen und thatkräftigen Kaiser. Man kann Sigmund die Anerkennung nicht versagen, daß er mit redlichem Eifer bemüht war, der allgemeinen Verwirrung ein Ende zu machen.

Eine für romantische Pläne so empfängliche Natur wie Sigmund fand sich leicht in den Gedanken der kaiserlichen Allgewalt und fühlte sich berufen, auch die Ordnung in der Kirche wiederherzustellen. Der schlaue Johann XXIII. hatte es verstanden, ihn für sich zu gewinnen. Mit seiner Hilfe glaubte er am besten seine höchst schwankende Stellung zu befestigen und vereinbarte allein in dieser Hoffnung die Berufung eines allgemeinen Konzils. Dieses trat im November des Jahres 1414 in Konstanz[1] zusammen und währte bis 1418.

Es war die größte und glänzendste Kirchenversammlung des Mittelalters, und nicht bloß dies, sondern zugleich Reichstag für Deutschland, endlich ein großartiger Völkerkongreß. Denn außer dem Papste Johann XXIII. und Hunderten von Kirchenfürsten und Prälaten, Tausenden von Geistlichen — man spricht von 18000 — erschienen der Kaiser und zahlreiche weltliche Fürsten und Ritter mit ihrem Gefolge, die Abgeordneten von Städten, Vertreter der Hochschulen und eine große Menge von Gelehrten der Theologie und Jurisprudenz, dazu viele Abgesandte auswärtiger Staaten. Als Konzil hatte die Versammluug drei Aufgaben zu lösen: 1. Beilegung des Schismas (causa unionis), 2. Reform der Kirche an Haupt und Gliedern (causa reformationis), 3. Entscheidung in Sachen des Glaubens, besonders über die Lehren des Engländers John Wiclef und des Böhmen Johannes Hus (causa fidei).

1. Beilegung des Schismas.

Das Pisaner Konzil hatte die ersehnte Einheit nicht hergestellt, sondern an Stelle der „verruchten Zweiheit“ die „verfluchte Dreiheit“ gebracht. Über die Person des Gewählten von Pisa herrschten die

[1] Kostnitz ist nur die slavisierte Form des Namens.

ungünstigsten Gerüchte; zweifellos war er weder rechtmäßig gewählt, noch würdig; weltlich gesinnt, hatte der ehrgeizige Mann fast nur Interesse für die weltliche Seite des Papsttums. Die Hoffnung, welche er auf das Übergewicht seiner italienischen Anhänger gesetzt hatte, schlug aber fehl. Während anfangs die Frage im Vordergrunde stand, ob die zahlreichen niederen Geistlichen, die Gelehrten und das Laienelement zur Abstimmung herangezogen werden sollte, trat rasch der politische Gegensatz hervor in dem Streit, ob nach Köpfen oder nach Nationen abzustimmen sei. Da die Franzosen sich für die letztere Weise entschieden aussprachen, und die Engländer und die Deutschen derselben Ansicht huldigten, mußte sich die italienische Nation, ohne daß ein allgemeiner Beschluß gefaßt worden wäre, fügen. Als fünfte Stimme kam 1416 die der spanischen Nation hinzu. Diese Abstimmungsweise brachte wenigstens die Einigungsfrage rascher zur Erledigung. In der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit das scheinbar Aufgegebene um so eher wieder zu erhalten, erklärte Johann seinen Rücktritt. Sobald er aber merkte, daß man seine Abdankung ernstlich nahm und die Reform gleichsam mit der Wahl eines neuen Papstes anbahnen wollte, floh er mit Unterstützung des Herzogs Friedrich von Österreich nach dessen Stadt Schaffhausen und widerrief von dort seine Abdankung. Da infolge dieser Handlungsweise viele Prälaten, denen gleichfalls die Reform nicht genehm war, sich von Konstanz wegbegaben, lag die Gefahr nahe, daß das Konzil überhaupt gesprengt werde. Dies verhinderte der König durch sein thatkräftiges Auftreten, indem er den Beschützer des Flüchtlings ächtete und vom Konzil bannen ließ. Die Seele der ganzen Versammlung ward jetzt Johannes Gerson, der Kanzler der Pariser Universität. Nach seiner Theorie stellte sich das Konzil über den Papst und sprach dessen Absetzung aus. Burggraf Friedrich von Hohenzollern bedrängte den Geächteten mit Hilfe der Schweizer so sehr, daß derselbe sich zur Unterwerfung genötigt sah, allerdings aber später sich wieder auflehnte. Johann XXIII., von dem Burggrafen Friedrich in Freiburg verhaftet, saß zuerst gefangen auf Schloß Gottlieben bei Konstanz, wo auch damals Johannes Hus in Haft war, dann in Heidelberg, zuletzt in Mannheim, von wo ihn der Pfalzgraf 1418 gegen ein Lösegeld freiließ. Kurz danach starb er als Kardinalbischof von Frascati zu Florenz. Der 88jährige Gregor XII. resignierte freiwillig im Juli 1415, und Benedikt XIII., den der Kaiser auch nicht durch einen persönlichen Besuch zur Niederlegung seiner Würde bewegen konnte, von seinem ganzen Anhang verlassen, ward abgesetzt, hielt aber bis zu seinem Tode hartnäckig an seinem vermeintlichen Rechte fest. Die Neuwahl eines Papstes verzögerte sich durch die Reise des Kaisers. Auf Bitten des französischen Königs Karl VI., dessen Truppen von den Engländern am 25. Oktober 1415 bei Azincourt geschlagen worden waren, hatte derselbe sich nach London begeben, aber den Frieden nicht zustand gebracht. Erst nach seiner Rückkehr einigte man sich über Erledigung des Wahlgeschäfts.

Am 11. November 1417 wurde der wohlgesinnte, kenntnisreiche Kardinaldiakon Otto von Colonna zum Papst erkoren. Er nannte sich nach dem Heiligen des Tages Martin V.

2. Reform der Kirche.

Schon am folgenden Tage verhandelte man die Vornahme der nötigen Reformen. Bei dem Zwiespalt der Nationen aber kam es in diesem Punkte zu keiner Einigung. Der Papst schloß daher mit jeder Nation außer den Italienern besondere Konkordate ab, die indes auch nicht in Wirksamkeit traten.

3. Die hussitische Frage.

Mittlerweile hatte das Konzil bereits in der dritten Angelegenheit, welche ihm vorlag, entschieden. Das war die Lehre des Johannes Hus, welche eine schlimme religiös-politisch-soziale Bewegung in Böhmen zum Ausbruch gebracht hatte. Gerade in diesem Lande hatten die Umstände schroffe Gegensätze zusammenkommen lassen: Ungeheuren Reichtum an Kirchengütern, entstanden durch die Freigebigkeit Karls IV., und Abhängigkeit derselben und des höheren Klerus von der Krone, daneben Armut der zahlreichen niederen Geistlichkeit und des niederen Adels; vielfache Verkommenheit der Geistlichkeit und übermäßigen Reformeifer einzelner Sittenprediger, wie Konrad von Waldhausen, Milicz von Kremsier, Mathias von Janow, der teilweise schon auf Irrwege geführt hatte; Übertritt Wenzels zu Johann XXIII. und Festhalten des Prager Erzbischofs und des ihm ergebenen Klerus an dem rechtmäßigen Papst; unter den Gelehrten der Prager Hochschule die Anhänger des Realismus und die Verteidiger des Nominalismus; zu all dem und gerade in jenem wissenschaftlichen Gegensatz deutlich hervortretend die nationale Abneigung der Czechen gegen die Deutschen. Die reformatorischen und nationalen Gedanken erhielten gleicherweise neue Nahrung durch den Wiclefismus.

Die Vermählung der Tochter Karls IV. mit Richard II. von England hatte die Hochschulen von Oxford und Prag in nähere Verbindung gebracht. So drang mit den Schriften des Oxforder Professors John Wiclef († 1384[1]) auch das Gift seiner Irrtümer in das empfängliche Herz mehrerer junger czechischen Gelehrten, besonders des Johannes Hus und seines jüngeren Freundes Hieronymus unbekannten Zunamens. Letzterer hatte in Oxford, wo er des verstorbenen Wiclef Gelehrsamkeit rühmen hörte, selbst mehrere seiner Werke abgeschrieben und mit nach Hause gebracht. Wiclef aber war Schritt für Schritt weiter von dem rechten Weg abgekommen, von der Bekämpfung des unpriesterlichen Lebens und der Mißbilligung des Peterspfennigs zum Angriff gegen den Papst, dann zur Leugnung des Papsttums, zur Verwerfung der kirchlichen Lehre von der Transsub-

[1] In demselben Jahre starb auch Gerhard Groot von Deventer, der Begründer der Brüder vom gemeinsamen Leben, die mit den Betbrüdern (beghini, beghardi) und Betschwestern (beghinae) verwandt sind.

stantiation, des Fegfeuers, des Ablasses, der Beichte, der Mönchsgelübde, des weltlichen Besitzes der Kirche, der Tradition u. s. w., schließlich zum Pantheismus. Gregor XI. verdammte schon 1377 neunzehn seiner Sätze, und ein englisches Nationalkonzil verwarf 1382 deren 45. Die praktische Ausführung mehrerer Aufstellungen rief in England Bauernaufstände hervor, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Aus dem gleichen Samen keimte in Böhmen die gleiche Saat.

Johannes, nach seinem Geburtsort Husinecz oder Hus bei Prachoticz genannt, geboren etwa 1370 von armen Eltern, hatte es durch Fleiß bis zum Baccalareus der Theologie, zum Professor an der Universität, ja zum Rektor gebracht. Seit 1402 wirkte er zugleich als Prediger an der Bethlehemskapelle. Der überzeugende, erbauliche Ton seiner Predigten, mit welchem sein genügsamer, sittenreiner Lebenswandel im Einklang stand, sammelte um ihn eine große Menge frommer Verehrer aus allen Kreisen, aber, da er zugleich stets seinen nationalen Standpunkt hervorkehrte, hauptsächlich Czechen. Bald verschärfte sich seine anfangs gemäßigte Sprache; offenkundig lehrte und verteidigte er Wiclefs Irrtümer, wenn er aussprach: wer im Stande der Todsünde sei, könne weder ein geistliches, noch ein weltliches Amt bekleiden, oder wenn der Klerus seine weltlichen Güter mißbrauche, so könnten die weltlichen Herren nach ihrem Belieben ihm diese nehmen, da ja den Gerechten alles gehöre nach den Worten des Apostels 1. Kor. 3: „alles gehört euch." Das durch die deutsche Gegenpartei veranlaßte Verbot der weiteren Verbreitung Wiclefscher Sätze steigerte bei der Haltlosigkeit des Königs Wenzel und dem zu wenig entschiedenen Auftreten des Erzbischofs den Starrsinn wie die Kühnheit Husens und seiner Gesinnungsgenossen, welche sich durch den Schutz des czechischen Adels sicher fühlten. Als der Papst die Ausrottung der Häresie Wiclefs forderte, zog man zwar einzelne Kleriker und Laien zur Verantwortung und erneuerte das Verbot der irrigen Lehre, hemmte aber damit nicht mehr den Strom. Unglücklicherweise stieg gerade jetzt der Gegensatz der deutschen und der böhmischen Partei an der Hochschule aufs höchste durch die Neutralitätsfrage. Während der Erzbischof und die Deutschen zu Gregor XII. hielten, entschied sich Wenzel, mit ihm Hus und seine Anhänger, wie erklärlich für Neutralität zwischen den streitenden Päpsten. Das benutzten letztere, um den König zur Abänderung der Universitätsverfassung zu stimmen. Anfangs wütete derselbe zwar gegen dies Ansinnen und die Antragsteller, die ihm seither stets Aufruhr erregt hätten, dann aber ließ er sich von seinen husitisch gesinnten Beratern umstimmen. Seither hatten die drei fremden Nationen der Baiern, Sachsen und Polen durch ihre drei Stimmen das Übergewicht über die Böhmen, die auch nur ein Fünftel der Studierenden ausmachten. Jetzt wies er diesen drei Stimmen, den übrigen „Nationen" zusammen nur eine zu (18. Jan. 1409). Infolge dieser ebenso unklugen als ungerechten Verfügung wanderten die deutschen Professoren und Studenten, über 5000 an der Zahl, von Prag aus und begaben sich

nach anderen Universitäten, meist aber nach Leipzig, wo nun eine neue Universität ins Leben trat. Hus triumphierte. Aber Prags Glanz war dahin.

Theoretisch und praktisch trat jetzt die „Wiclefie" ihre Herrschaft an. Wenzel schritt gegen die Gregorianer ein. Der Adel entsetzte „nach Belieben" die Geistlichen, welche nicht für die Neutralität waren. Als nun der Erzbischof auf Prag das Interdikt legte, belegte der König die erzbischöflichen Güter mit Beschlag. Die Hussiten bekümmerten sich nicht um das Interdikt. Die offene Auflehnung des Führers gegen den Erzbischof, den nun auch Papst Alexander V. zum Einschreiten gegen die Irrlehre Wiclefs anwies, brachte nur einige von Hussens Freunden zur Besinnung: Nikolaus von Znaim, Stephan von Palecz; selbst Johannes Eliä und Andreas von Brod sagten sich von ihm los. Als dieser trotz Verbotes fortfuhr zu predigen, auch einer Vorladung nach Rom nicht Folge leistete, wurde er exkommuniziert, dann, als er in der heftigsten Weise noch gegen den von Johann XXIII. für die Teilnahme am Kreuzzug gegen den König von Neapel verkündeten Ablaß aufs heftigste losfuhr, mit dem großen Banne belegt. Hus appellierte nach einander an den besser zu unterrichtenden Papst, an ein Konzil, an Christus, mußte schließlich, wohl auf Anordnung des Königs, die Stadt (1412) verlassen, verbreitete aber nunmehr von den Schlössern der Adligen seine Lehre erst recht durch Schriften unter dem Volk.

Die sich steigernde Unordnung der kirchlichen und politischen Verhältnisse in Böhmen veranlaßten das Konzil, sich mit der Angelegenheit Hussens zu befassen. Auf das Versprechen des Kaisers Sigmund hin, ihm freies Geleit zu geben, reiste er unter dem Schutze dreier böhmischen Ritter und ihres ansehnlichen Gefolges nicht nur unangefochten, sondern überall freundlich aufgenommen, wie er selbst rühmte, nach Konstanz, wo er am 3. Nov. 1414 eintraf. Zwei Tage danach empfing er den Geleitsbrief nachträglich. Damit er im Verkehr ungehindert sei, löste ihn Papst Johann XXIII. vom Bann, verbot ihm aber, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen, den Besuch des Gottesdienstes. Er las aber nicht bloß in seinem Hause die Messe unter großem Zudrange, sondern hielt auch Ansprachen. Dieses unkluge Verhalten benutzten seine Gegner, besonders Michael von Deutschbrod, ein ehemaliger Prager Pfarrer, nun vom Papste zum Prokurator de causis fidei ernannt, daher kurz als Michael de causis bezeichnet, um seine Verhaftung durchzusetzen. Gegen den Willen des Kaisers wurde er auf Anordnung Johanns in Haft genommen und in das Dominikanerkloster am Rhein gebracht. Sigmund erhob Einsprache, forderte die Freilassung, erreichte aber nichts weiter, als daß er aus dem ersten ihm angewiesenen Raume, in welchem er erkrankte, in ein wohnlicheres Gemach übergeführt wurde. Hier verkehrte er brieflich und mündlich ziemlich unbehelligt mit seinen Anhängern. Zur schriftlichen Äußerung über 45 Sätze Wiclefs und 44 aus seinen eigenen Werken durch

Palecz ausgezogene Behauptungen aufgefordert, wies er darauf hin, daß dieselben aus dem Zusammenhang gerissen oder unrichtig aufgefaßt seien, verlangte aber, sich vor dem Konzil rechtfertigen zu dürfen. Inzwischen verschlimmerte sich seine Sache durch einen Fluchtversuch, infolge dessen er durch den Bischof von Konstanz in das Schloß Gottlieben eingekerkert wurde, durch die Verteidigung der von Jakob von Mies unterdessen in Prag eingeführten Austeilung des Abendmahls unter beiden Gestalten (sub utraque specie) und das herausfordernde Verhalten und die Gefangennahme des heimlich erschienenen Hieronymus von Prag. Die Verdammung der Sätze Wiclefs mußte ihm das Schicksal seiner eigenen Lehre klar machen. Bei seinem ersten öffentlichen Verhöre (5. Juni 1415) erkannte er die ihm vorgelegten Schriften als die seinigen an und erklärte sich bereit, sich eines Besseren durch Beweise belehren zu lassen. Die entstandene Disputation führte zu keinem Ergebnisse. In dem zweiten Verhöre reinigte er sich von einer Anklage, konnte aber nicht leugnen, daß er in Wiclefs Sinne gelehrt habe. Die Ermahnungen des wohlwollenden Kardinals D'Ailly vermochten ihn so wenig zum Widerrufe der als irrig bezeichneten Lehren als die diesmal und am folgenden Tage vom Kaiser selbst an ihn gerichteten Vorstellungen; auch die Beschwörungen und eindringlichen Bitten seiner einstigen Freunde änderten seinen Sinn nicht. Mit Recht bestritt er die Zuverlässigkeit der gegen ihn vorgebrachten Zeugenaussagen. Diese wurden daher in der Schlußsitzung am 6. Juli nicht berücksichtigt. Gleichwohl blieben 30 Artikel, deren Abschwörung Hus standhaft verweigerte. Daher sprach das Konzil über ihn als offenkundigen Ketzer und Verführer des Volkes das Urteil, indem es ihn der geistlichen Würde in den üblichen Formen entkleidete und dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit übergab mit der Bitte, ihn zu schonen. Sigmund, der ihn so lange zu retten versucht, aber nach dem gewährten öffentlichen Verhöre unter dem Danke Husens für den erwiesenen Schutz sich seines Versprechens des freien Geleites für entbunden erklärt hatte, ließ ihn fallen und übergab ihn dem Pfalzgrafen Ludwig mit den Worten: »Sid ich der bin, der das weltlich schwert innhaltet, lieber öham herzog Ludwig, unlser und des heiligen rômschen richs kurfürst und unlser erztruchsäls, so nement inn und tund im als einem kätzer an unser statt.« Ulrich von Richenthal, ein Konstanzer angesehener Bürger, der als Augenzeuge die ganze Sache miterlebte, erzählt in seiner Chronik: »So ruft herzog Ludwig der von Costentz vogt, der von des richs wegen vogt was, der was Hanns Hagen, der och zogegen was und sprach: Vogt, nun nim den von unlser baider urtail wegen und verbrenn inn als ein kätzer.« Das war die Strafe, wie sie der Schwabenspiegel angab. So ward der bedauernswerte Mann, dessen Lehren allerdings wohl nicht nach seinem Willen, aber in ihren notwendigen Folgerungen (besonders dem Kommunismus) zu verderblichen Umwälzungen in der bestehenden kirchlichen und staatlichen Ordnung führen mußten,

zum Tode geführt noch an demſelben Tage. Begleitet von etwa 1000 Bewaffneten und einer Maſſe Volkes, eine Papierinful auf dem Haupte, welche zwiſchen zwei Teufelsbildern die Worte zeigte: Heresiarcha, wanderte er zur Richtſtätte, die unweit des Rheines lag, auf dem Wege betend: »Jesu Christe, fili dei vivi, miserere mei.« »Und do er kam zu dem usser feld — ſo berichtet unſer Gewährsmann — und er ersach das für, holtz und stro, do viel er drymaul uff sin knie und sprach mit luter stim: Jhesu Christe, fili dei vivi, qui passus es pro nobis, miserere mei! Darnach fragt man inn, ob er bichten wolt? Do sprach er: Gern, wann (außer) das es hie zu eng ist. Da er nun kam in den ring, do machet man ain witten ring. Do fragt ich inn, ob er bichten wölt? Da wär ain priester, der hieſs herr Uolrich Schorand, der hett do des concilium und des bisthumbs gewalt (d. h. Kompetenz, ihn Beicht zu hören). Do ruft ich demselben herr Uolrichen. Der kam zu im und sprach zu im: Lieber herr und maister, wöllen ir abtretten dem ungeloben und der kätzerey, darumb ir liden muſsend, so wil ich üch gern bicht hören; wöllen ir aber das nit tun, so wissend ir selbs wol, das in gaistlichen rechten stat, das man kainem kätzer enkein götlich sach tun soll, noch geben soll. Do sprach der Huſs: Es ist nit not, ich bin kain todsünder nit. Darnach do wolt er haben angefangen predigen in tütsch, das wolt herzog Ludwig nit und hieſs inn verbrennen. Do nam in der henker und band inn mit häſs (Kleidung) und mit allem an ain uffrecht brett und stallt im ain schemel under sin füſs und lait holtz und strou umb inn und schütt ain wenig bech darin und zündet es an. Do gehub er sich mit schryen vast übel und was bald verbrunnen. Und do er allerding verbrunnen was, dannocht was die inful in dem für gantz. Do zerstieſs sy der henker und do verbran sy och.« Seine Aſche ward in den Rhein geworfen. Im folgenden Jahre erlitt Hieronymus das Schickſal ſeines Freundes mit gleichem Mute. Es weinten um ihn viele Gelehrte, »wann er vast gelerter was, dann der Huſs.«

Der mit dem Konzil gleichzeitig beratende Reichstag verhandelte zwar über Landfrieden, ja über eine Reichsreform, kam aber zu keinen Ergebniſſen. Das einzige weltliche Ereignis von Bedeutung war die Übertragung der brandenburgiſchen Kurwürde auf den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg (1415). Schon am 8. Juli 1411 war derſelbe zum „vollmächtigen gemeinen Verweſer und obriſten Hauptmann“ in der Mark ernannt worden. Der König hatte ihm damals zur Entſchädigung für die aufzuwendenden Mühen und Koſten auf das Land die Summe von 100000 Goldgulden verſchrieben. Unter der Herrſchaft der Luxemburger war nicht nur der äußere Beſtand der Mark Brandenburg ſehr zuſammengeſchrumpft — ſie umfaßte nur noch die Altmark, die Mittelmark und die Priegnitz —, auch der Beſitzſtand und die Gerechtſame des Landesherrn hatten im Inneren die ſchwerſten Einbußen erlitten. Als Friedrich 1412 in

der Mark anlangte, fand er völlig wilde Zustände. Mit Waffengewalt mußte er die trotzigen Raubritter, namentlich aus den Geschlechtern der Quitzow, Putlitz und Rochow, zum Gehorsam und zur Anerkennung der Ordnung zwingen. Es war nicht mehr als billig, daß der König dem um ihn so hochverdienten Manne „in Ansehen seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und anderer seiner Vorzüge, insbesondere wegen seiner lauteren und bewährten Treue" und wegen der erfolgreichen Thätigkeit in dem Lande dieses nach Übereinkunft mit den Kurfürsten als erbliche Markgrafschaft samt dem Kurfürstentum unter Vorbehalt der Wiedereinlösung um 400000 Goldgulden verlieh. Die feierliche Belehnung vollzog er zu Konstanz am 18. April 1417. — Friedrich sah sich in der Folgezeit durch Dienste im Interesse des Reiches außer stand, dem Lande seine volle Kraft zuzuwenden. Die Mark blieb ihm, wie er, trotz aller wohlwollenden Gesinnung[1], dieser fremd. Schon 1426 übergab er daher deren Verwaltung seinem Sohne Johann und kehrte selbst nach Franken zurück. Dort starb er auf der Kadolzburg 1440. Das gute Verhältnis, in welchem er zu dem Kaiser gestanden hatte, war längst getrübt worden, besonders als er suchte, seinem zweiten Sohne Friedrich durch Vermählung mit der Tochter des Wladislaus Jagiello die Anwartschaft auf die polnische Krone zu eröffnen. Es war ein deutlicher Beweis der königlichen Ungnade, daß die durch das Aussterben der Askanier in Sachsen-Wittenberg erledigten Lande nicht ihm, sondern den Wettinischen Markgrafen von Meißen übergeben wurden. Nach seinem Tode übernahm sein ältester Sohn Johann und sein jüngster Sohn Albrecht Achilles die fränkischen Besitzungen, Friedrich II., gewöhnlich als der Eiserne bezeichnet, die Mark. Dieser befestigte in seinem Fürstentume die Ordnung und erwarb durch Kauf vom deutschen Orden die Neumark zurück. Er beugte auch den Trotz der Städte, besonders der Schwesterstädte Berlin und Köln an der Spree, indem er dort den Grund zu dem kurfürstlichen Residenzschloß legte. Im Jahre 1470 dankte er zu Gunsten seines Bruders Albrecht ab. Aber auch er konnte sich mit den derben, auf ihre Rechte haltenden Brandenburgern schlecht vertragen. Daher verließ er die Mark und übertrug deren Verwaltung seinem Sohne Johann, unterstützte denselben aber fast gar nicht in seinem schwierigen Amte. In dem von ihm 1473 gegebenen Hausgesetz bestimmte er entsprechend dem Reichsgrundgesetz von 1356 die Unteilbarkeit der Mark und setzte fest, daß die fränkischen Güter höchstens unter zwei Herren geteilt werden sollten: Ansbach und Baireuth. Erst als Johann, wegen seiner angeblichen Beredsamkeit mit dem Namen Cicero beehrt, nach dem Tode Albrechts (1486) selbst Kurfürst wurde, gestaltete sich seine Lage besser. An Unruhen fehlte es zwar auch unter seiner Regierung nicht, und sein Sohn Joachim I. (1499—1535) mußte von neuem mit scharfen Mitteln

[1] Er bezeichnete sich einmal als „Amtmann Gottes im Fürstentum".

gegen den frechen Raubadel einschreiten. Doch hatte Johann seinen Besitz um mehrere Landesteile vermehrt. Im Vertrage von Kamenz 1482 erhielt er von Herzog Hans von Sagan Kroffen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg; seine sparsame Finanzverwaltung gestattete ihm 1490 den Ankauf der Herrschaft Zoffen.

Der Hussitenkrieg.

Wenn je, dann hat der Tod des Johannes Hus gelehrt, daß geistige, zumal religiös-soziale Bewegungen sich nicht mit Gewalt unterdrücken lassen. Man mag den töten, welcher den Damm durchbricht, der die Fluten des Stromes einengt; doch damit vermag niemand das einmal entfesselte Element wieder einzudämmen. Die Flammen des Scheiterhaufens zu Konstanz schlugen zu schrecklicher Lohe empor am Herde des Feuers. Hus hatte in den Augen seiner Verehrer als Märtyrer geendet. Sein Schicksal rief im Heimatlande daher die größte Erregung hervor. Seine Anhänger, jetzt unter dem **Kelch**, als dem Sinnbilde ihrer Glaubensmeinung vereinigt, bildeten einen Bund zur Verteidigung ihrer religiösen und zugleich nationalen Stellung und veranlaßten dadurch auch ihre katholischen und meist deutschen Gegner zum Zusammenschluß. So zerfiel das Volk in zwei religiös und national getrennte Parteien. Alle kirchlichen Maßregeln gegen die Ausbreitung der Kelchbewegung hatten den entgegengesetzten Erfolg. Der König, statt einzuschreiten, vermehrte durch seine Schwäche das Übel. Die Verhängung des Interdikts erbitterte die fanatische Menge so, daß sie in Prag und im Lande über die glaubenstreuen Priester herfiel, sie mit Gewalt verjagte und ihrer Güter beraubte. Erst auf die wiederholten Ermahnungen und Drohungen des Konzils und Sigismunds nahm Wenzel eine entschiedenere Haltung gegen die Utraquisten ein. Jetzt war es zu spät. Obwohl er ihnen in Prag drei Kirchen überließ, waren sie unzufrieden und antworteten mit Gewaltthätigkeiten. Die seither einflußreichen Günstlinge Nikolaus von Pistna, königlicher Burggraf zu Hus oder Husinecz, ein höchst gewandter Mann, und der waffengeübte Johann Zizka von Trocnow wurden vom Hofe entfernt, wühlten nun aber um so ungehinderter unter den Massen des Landvolks, welches die wiedereingesetzten katholischen Pfarrer mied und seine religiös-sozialen Versammlungen im freien Felde hielt. Ihre Versammlungsplätze wählten sie gerne auf Anhöhen und benannten sie mit biblischen Namen. So schlugen die aus Austi an der Luschnitz vertriebenen utraquistischen Geistlichen ihr Lager auf einer benachbarten, ausgedehnten Anhöhe auf und bezeichneten sie als „Tabor", mit dem Namen zugleich an den Berg Galiläas und an seine Bestimmung als Sammelplatz (tábory böhm. = Volksversammlung) erinnernd. Andere Höhen bezeichneten sie als Ölberg, als Horeb u. s. w. Am 22. Juli 1419 fand zu Tabor eine großartige Massenkundgebung statt. Über 42000 „Brüder" und „Schwestern" stärkten sich hier durch Gottesdienst und gemeinsamen Genuß des

Abendmahls unter beiderlei Gestalten in ihrem Fanatismus. War hierbei auch alles in Ruhe und ohne Gewaltthat abgelaufen, schon am 30. Juli kam es in Prag zu einem blutigen Aufstande. Eine utraquistische Prozession drang an diesem Tag in die Stephanskirche und verübte manchen Unfug, rückte dann unter der Führung des früheren Prämonstratensers Johann von Selau und Zizkas vor das Rathaus und forderte die Freilassung einiger bei den letzten Unruhen Verhafteten. Als diesem Verlangen nicht stattgegeben wurde, stürmte die Menge, welche durch Steinwürfe gereizt worden sein soll, das Rathaus und stürzte etwa 10 Ratsherren zu den Fenstern hinaus in die Spieße der Rasenden, welche die Unglücklichen buchstäblich zerfleischten. Diese grausige Blutthat gab das Signal zum Angriff auf alle katholischen Kirchen und Geistlichen. Die Schreckensnachricht ergriff den König so, daß ihn ein Schlag traf, dessen Wiederholung am 16. Aug. 1419 seinem Leben ein Ende machte.

Der gemäßigtere Teil der Husiten, der meist aus dem Adel und den Mitgliedern der Universität bestand und sich bald als „Prager" oder „Kalixtiner" von der radikalen Umsturzpartei des niederen Volkes, den „Taboriten",[1] unterschied, suchte mit dem Thronerben Sigmund anfangs noch einen Ausgleich. Aber die strengen Maßregeln desselben gegen die Utraquisten, besonders die Kunde von einem gegen sie beschlossenen Kreuzzug trieb die beiden husitischen Parteien zur Einigung. Zizka, einäugig wie Hannibal und von gleich hervorragendem Feldherrntalent, großartigem Scharfblick und unerschöpflicher Erfindungsgabe in Mitteln und Arten des Kampfes, schuf den Tabor an der Luschnitz zu einer uneinnehmbaren Festung um und organisierte seine schlechtgerüsteten Bauernhaufen zu einem unwiderstehlichen Heere. Im offenen Felde waren die ihrem Führer blind ergebenen Scharen den schwerfälligen Rittergeschwadern an Raschheit der Bewegungen völlig überlegen, in ihren „Wagenburgen" unangreifbar. Was an Ausrüstung mangelte, ward reichlich ersetzt durch fanatischen Mut. Bald gab ihnen Zizka durch kluge Verwendung der Feuerwaffen ein weiteres Übergewicht in Angriff und Abwehr. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Zizka nie die kirchlichen und sozialen Tendenzen der extremen Husiten geteilt, auch wohl nicht deren unmenschliche Ausschreitungen gebilligt, vielleicht nicht einmal alle erfahren hat. Wenigstens ist sicher, daß er selbst die halbwahnsinnigen „Adamiten" von Tabor vertrieb und 1421 vernichtete. Diese Sektierer verwarfen nicht bloß im Gegensatz zu den Husiten das

[1] Diese nahmen zuerst die Bibel als die einzige Quelle des Glaubens an und schafften die seither noch gewahrte Form des katholischen Gottesdienstes ab. Sie erteilten den neugetauften Kindern die Kommunion, verwarfen die letzte Ölung, im allgemeinen auch die Ohrenbeicht, leugneten die Lehre vom Fegfeuer, stellten die Fest- und Fasttage, die Mönchsgelübde ab und entflammten durch Abschaffung der Heiligenverehrung die zügellosen Eiferer zum Zerstören der Altäre, Bilder und geistlichen Geräte, als der Werkzeuge des Götzendienstes.

Altarsakrament überhaupt, sondern wollten zurückkehren zum reinen Urzustande der Menschheit. Sie gingen soweit in ihrer Raserei, daß sie die größten Ausschweifungen begingen und selbst nackt liefen. Aber auch die übrigen Taboriten, zu denen sich nach und nach das zuchtloseste Gesindel aller Länder sammelte, verloren nach dem Tode ihres Führers den Zweck ihrer Vereinigung vollständig aus den Augen und sanken herab zu den rohesten Raubhorden, zur schrecklichsten Landplage für die Nachbarschaft Böhmens. Die gegen sie ausgesandten Heere erlitten Niederlage auf Niederlage. Der Rat des Hohenzollern Friedrich, die Böhmen ihren eigenen Streitigkeiten zu überlassen, im Anfang verachtet, wurde durch den Ausgang der ganzen Bewegung als der einzig richtige bewiesen.

Das erste Kreuzheer, durch Zuzug aus ganz Deutschland, ja aus außerdeutschen Ländern zu einer Stärke von 100000 Mann angewachsen, wurde bei seinem ersten Angriff auf Prag am 14. Juli 1420 zurückgeschlagen. Daher ließ Sigmund, der sich selbst bei dem Heere befand, sich nochmals auf Unterhandlungen ein. Die Prager forderten 4 Zugeständnisse, die sogenannten Prager Artikel:

1) Freie Predigt, 2) Austeilung des Abendmahls unter beiden Gestalten, 3) Aufhebung des weltlichen Besitzes der Geistlichkeit, soweit er zum Nachteil ihres Amtes und der weltlichen Stände gereiche; 4) Bestrafung der Todsünden, besonders der Simonie und jeder Annahme von Geld für geistliche Amtshandlungen, für Bullen, Abläße u. ä. und der den Geistlichen von den Wiclefiten aufgebürdeten Laster.

Doch zerschlugen sich die Verhandlungen. Sigmund verließ daher sofort nach seiner Krönung wieder Prag, in welchem von neuem die Utraquisten die Herrschaft antraten. Sie brachten am 1. Nov. 1420 den Kreuzfahrern bei dem Berge Wyschehrad (bei Prag) eine zweite Niederlage bei und zerstörten völlig die alte Königsburg. Zizka siegte über die Anhänger Sigmunds in Südböhmen und brachte nach dem Weggange desselben fast das ganze Land unter seine Herrschaft. Der stets unzuverlässige Erzbischof von Prag bekannte sich jetzt selbst zum Husitismus. Während man sich nach einem neuen König umschaute, beherrschte im wesentlichen der utraquistische Rat von Prag unter der wahren Leitung des Johann von Selau das Land. Die Taboriten aber kamen durch ihre 12 Artikel, deren schlimmster den Kommunismus forderte, mit den Gemäßigten in Zwist. Nur dem inzwischen ganz erblindeten Zizka gelang es, die Parteien auf kurze Zeit zu einigen und seine Scharen, während die Husiten im Norden bei Brüx (5. Aug. 1421) eine kleine Niederlage erlitten, zu zwei bedeutenden Siegen über ein zweites Kreuzheer zu führen, bei Saaz (2. Okt. 1421) und 8. Jan. 1422 bei Deutschbrod a. d. Sazawa. Mühsam behauptete Sigmund Mähren, und auch dies nur dadurch, daß er Albrecht von Österreich seine Tochter Elisabeth verlobte und das Land als Lehen übergab. Der Versuch, das Reichskriegswesen zu verbessern durch Aufstellung eines Söldnerheeres auf Grund

einer Matrikel d. h. eines Verzeichnisses der Reichsstände und der von ihnen zu stellenden Mannschaft scheiterte an dem Widerstand der Städte (1422), ebenso wie die Erhebung des „gemeinen Pfennigs", einer allgemeinen Reichssteuer zu demselben Zwecke. Ein dritter Kreuzzug, für welchen Friedrich von Brandenburg als oberster Hauptmann bestellt war, kam nicht zustande, weil der Zuzug zu gering war. Und doch wäre gerade damals der richtige Zeitpunkt für einen entscheidenden Angriff gewesen, da die Spaltung unter den Hussiten bereits zu offenem Kampfe geführt hatte. Zizka focht gegen die Prager und den Adel, und der von dem „postulierten König von Böhmen", dem Großfürsten Witold von Litauen, gesandte Korybut vermochte trotz persönlicher Tüchtigkeit keine dauernde Einigung zu erzielen und Ordnung zu schaffen, und ward später von den Utraquisten selbst in Haft gehalten (1427). Im Begriff, „alle Hussitenheere" gegen Mähren zu führen, starb Zizka (11. Okt. 1424). Seine Anhänger trauerten um ihn wie um ihren Vater und nannten sich daher „Waisen" (orphani), obwohl sie später einen neuen Führer in Prokop dem Kleinen gewannen. Mit den Taboriten, welche unter Führung eines ehemaligen Priesters, Prokops des Kahlen oder Großen, standen, einigten sie sich, wenn es galt, dem äußeren Feinde zu begegnen. Bei Außig schlugen sie ein deutsches Entsatzheer (1426) und fielen im folgenden Jahre verheerend in die Lausitz und in Schlesien, bald auch in die übrigen deutschen Nachbarländer ein. Als endlich ein mächtiges Kreuzheer unter dem Befehle der Kurfürsten von Trier, Brandenburg und Sachsen in vier Abteilungen einrückte, trieben sie dieses bei Mies (4. Aug. 1427) in wilde Flucht. Mit klarem Geiste legte der Kardinallegat Heinrich von Winchester, der Bruder des englischen Königs Heinrich IV., die Mängel des deutschen Heerwesens bloß und brachte den Reichstag zu Frankfurt zu dem wichtigen Beschluß der Erhebung einer allgemeinen Reichssteuer. Aber der fehlende Opfersinn ließ den weisen Beschluß nicht zur Ausführung kommen. Sigmund verhandelte vergeblich mit den Böhmen, wurde am thatkräftigen Handeln durch Krankheit gehindert und kam erst 1430 wieder zu einem Reichstage. In Nürnberg wurde 1431 der drohenden Gefahr wegen ein allgemeiner Landfrieden verkündet und die im Jahre 1422 schon beschlossenen Matrikularbeiträge angenommen. Aber die erneute klägliche Niederlage des von Friedrich von Brandenburg geführten Kreuzheeres bei Thauß (14. Aug. 1431) machte den vergeblichen Versuchen, die Böhmen mit Gewalt zu bekehren, ein Ende. Friedrichs öfter wiederholter Rat, die Unüberwindlichen durch friedliche Vereinbarung zu gewinnen, drang endlich durch. Auf dem Konzil zu Basel kam ein Ausgleich mit den gemäßigten Utraquisten auf Grund der Prager Artikel zustande (1433). Diese Vereinbarung, die sog. Kompaktaten, gestand die Darreichung des Abendmahls unter beiden Gestalten mit der Bedingung der Belehrung über die Entbehrlichkeit der einen zu, die Bestrafung der Todsünden durch die

Luxemburger.

Kaiser Heinrich VII. † 1313.

Johann † 1346 — Gem. Elisabeth von Böhmen.

Kaiser Karl IV. 1347—1378. — Johann Heinrich, Markgraf von Mähren, † 1375. — Wenzel von Luxemburg † 1388.

Wenzel IV. 1378—1410, † 1419 — Sigmund 1410—1437. — 1. Gem. Maria v. Ungarn. — 2. Gem. Barbara v. Cilly. — Johann v. Görlitz † 1396.

Elisabeth aus 2. Ehe. — Gem. König Albrecht II. 1438—1439.

Elisabeth — Gem. Kasimir v. Polen. — Ladislaus Posthumus † 1457

Wladislaw II., König von Böhmen 1471—1516. — Ludwig II. † 1526.

Anna, Gem. Ferdinand I. v. Österreich, Bruder Karls V.

zuständigen Vorgesetzten, freie Predigt durch die ordnungsmäßig bestellten Geistlichen, beschränkte Freiheit des weltlichen Güterbesitzes der Geistlichkeit. Die unversöhnlichen Taboriten begnügten sich auch mit diesen großen, freilich zunächst nicht von der Kirche, sondern von einem kirchlich nicht anerkannten Konzil bewilligten Zugeständnissen nicht. Sie unterlagen aber im offenen Kampfe gegen die Kalixtiner bei Böhmisch-Brod (30. Mai 1434). Beide Prokope fielen. Trotzdem erfolgte erst 1436 zu Stuhlweißenburg die völlige Aussöhnung der Husiten mit Sigmund, seine Anerkennung als König von Böhmen, und für Albrecht von Österreich die Zusicherung der Erbfolge. Sein redliches Streben, dem Lande, welches durch die Periode allgemeiner Umwälzung schrecklich gelitten hatte, Ruhe und Ordnung wiederzugeben, hatte nicht den verdienten Erfolg. Seine eigene Gemahlin suchte den alternden König zu stürzen. Auf der Reise zu seinem Schwiegersohne starb er zu Znaim im Kaiserornat (9. Dez. 1437).

Obwohl während der letzten zwei Jahrzehnte die Angelegenheiten Böhmens und des von Türken bedrohten Ungarns fast seine

ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, läßt sich ihm guter Willen, auch des Reiches „Gebrechen" zu bessern, nicht absprechen; aber dem Willen entsprach nicht die That, der Neigung zu glänzendem Auftreten fehlten die nötigen Mittel. Daher war er Wünschen der Städte leicht zugänglich, wenn sie von den nötigen Beweisen der Treue unterstützt wurden. »Schangck — belehrte ein Frankfurter Gesandter seine Mitbürger — is danck und grolse schanck is grolser danck ouch by unserem allergenedigsten herren dem kunige.« Und die Stadt war ihm lieb, deren Bote Walther von Schwarzenberg z. B. im Jahre 1433 »zu rehter zyt« nach Basel kam, als der König gerade »in wieln were zu versetzen sin kleynheid (Kleinodien) zu notturf der marschalgk«, und die auch bereit war, ihrem Vertreter »ein par pryllen (eine Brille)" zu senden, »do unser herre durch lyesst, dy beste dy er mocht finden.« Darum stellte er auch an sie am liebsten das Verlangen um Hilfe und ermahnte sie, als er im Jahre 1433 (13. Mai), besonders von Filippe Maria Visconte angetrieben die Kaiserkrone sich holte, anzusehen »solich zir und herlikeit des richs, damit der almechtig gote das dutsch gezung fur andere gezung gewirdigt hat, die ouch dasselb manig hundert iar ynne gehabt und in disen landen (Italien) grosse macht besessen haben«. Weniger »durich gemeiner cristenheit und des heiligen richs merckliicher notturft willen« als von dem Glanze der Kaiserkrone gelockt, war er »in welische land und gen Rome gezogen«. An eine Wiederaufrichtung der alten Macht dachte er wohl; aber er gestand selbst: »wann wo wir den rucke kerten, so bedarff in warheit kein Romischer kunig mer wagen mit macht uber gebirg zu ziehen, er wolle dann als ein gast reysen.« Das Zeichen der zweifachen Würde eines deutschen Königs und römischen Kaisers, der Doppeladler, welchen er in Wappen und Siegeln nach seiner Kaiserkrönung annahm, kennzeichnet am besten die Liebe zum äußeren Glanze ohne inneren Gehalt.

4. Könige aus dem Hause Habsburg.

a) Albrecht II. (1438—1439).

Wenngleich zunächst die Krone dem Hohenzoller Friedrich zuzufallen schien, einmütig erkoren die Kurfürsten zu Frankfurt Sigmunds Schwiegersohn, den Herzog Albrecht von Österreich und König von Ungarn zum römischen König, einen Mann, dessen Klugheit, Thatkraft und Milde allenthalben gerühmt wurden. Aber die Wahl gefiel weder den Ungarn, die »gerne eynen herren« gehabt hätten, »der nyt mee zu schicken hette dan myt inne«, noch ihm selbst, da »er selber lant und leut zu beschirmen« hatte. In Ungarn stand es »nit gar richtig«, denn hier drohte die Türkengefahr; in Böhmen war es noch »gar wild«. Die Utraquisten erkannten seine Erbansprüche auf ihre Krone nicht an und übertrugen diese dem

erst 13jährigen Prinzen Kasimir von Polen, gegen welchen er seine Rechte mit Waffengewalt verfechten mußte. Der deutsche Orden, sonst ein Bollwerk für Deutschland gegen das Slaventum, war außer stand, ihm Hilfe zu leisten. Nur der kampffrohe Albrecht von Brandenburg, der Sohn des Markgrafen Friedrich, wahrte die Ehre der deutschen Waffen gegen die Polen. Nachdem Albrecht von Österreich aber die deutsche Krone angenommen hatte, trat er mit Entschiedenheit für Aufrichtung eines dauernden Landfriedens und Beilegung aller Streitigkeiten durch Austraggericht ein. Zur Begründung und Handhabung der Ordnung im Reiche fordert er auf den Vorschlag seines gewandten Kanzlers Kaspar Schlick Einteilung der deutschen Lande in 4 oder 6 Kreise und Einsetzung je eines „Hauptmannes" für diese. Da er für seine eigenen Lande eines solchen nicht bedurfte, nahm er sie von der Kreiseinteilung aus. Der dem hochbedeutsamen Reformplan des späteren Kardinals Nikolaus Krebs von Cues (bei Trier), daher Cusanus genannt, entsprechende Entwurf scheiterte wieder an der Uneinigkeit der Reichsstände. In dem Streite zwischen dem Papste Eugen IV. und dem Baseler Konzil beobachtete er mit den Kurfürsten Neutralität. Ehe der Gewählte dazu kommen konnte, sich nach Deutschland zu begeben und die übertragene Krone aufs Haupt zu setzen, ereilte ihn der Tod auf einem Zuge gegen die Türken (27. Okt. 1439). Er hinterließ nur zwei unmündige Töchter. Ein Sohn, Ladislaus, kam erst nach seinem Ableben zur Welt. Derselbe erhielt daher den Beinamen Postumus d. i. der Nachgeborne. Je größer die Hoffnungen waren, mit welchen man die Erhebung Albrechts begrüßt hatte, um so bitterer waren die Klagen, die man bei seinem Tode erhob. Es »wart derselbe konig also sere geklaget von edeln und unedeln, von reich und armen, also kein konig sint Christus gepurt ye geklaget wart«.

b) Friedrich III. (1440—1493).

Noch hatte das deutsche Volk seinen Herrscher nicht in seiner Mitte gesehen, seine Thätigkeit kaum wahrnehmen können, und dennoch war es bei seinem plötzlichen Ableben von herbem Schmerze erfüllt. Es war der Ausdruck banger Ahnung, wie sie in trüber Zeit das Bewußtsein der Unsicherheit erzeugt. Wie die Verhältnisse der habsburgischen Erblande eine feste Hand verlangt hätten, welche nach außen wie im Innern einen starken Halt bot, so forderte die ganze Lage des Reiches einen Herrscher von zielbewußtem Denken, von beständigem Willen und entschiedenem Handeln, einen Mann, der es verstanden hätte, die Kräfte des Reiches in organischen Zusammenhang zu bringen und nach innen und außen den Reichskörper als solchen zu neuem Leben zu erwecken. Aber die einzelnen Glieder des Reiches standen in schroffem Gegensatz zu einander, jedes nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Der fürstlichen Gewalt widerstrebten die Landstände, die Städte, der niedere Adel, die Prälaten und wahrten noch kräftig

ihre Freiheiten. Noch war die Landesfreiheit sehr gebunden durch die alten Rechte der Stände. Von ihrem guten Willen hing es ab, ob des Fürsten „Bede", die Steuer, gewährt wurde. Aber je mehr die Landesherren von den Ständen abhängig waren, um so mehr erstrebten sie selbst Unabhängigkeit nach oben wie nach unten. Der Hader rief fast unablässige Fehden hervor, welche die allgemeine Unsicherheit aufs höchste steigerten. Der Dichter Muskatblüt übertrieb nicht, wenn er sang:

»Rob und brand
gand durch diu land —
Es ist grosz schand.«

Wenn die drohende Türkengefahr und die wachsende Frechheit des französischen Nachbarn dem Freunde des Vaterlands den schweren Seufzer erpreßten, daß »itzunt dem deutschen riche ein grosz krieger not« wäre, »und were nit da«, die traurigen Zustände im Lande selbst hätten nicht minder eines strengen Richters bedurft. Aber der neue König, welchen die Kurfürsten »einhelliclich« auf Mariä Lichtmeß (2. Febr. 1440) wählten, Herzog Friedrich von Österreich aus der steirischen Linie, war zwar ein recht wohlmeinender Herr und guter, braver Hausvater, aber leider »stete bedechtig und allwege unschlüssig«. Gar bald sprachen »die lute gar sere ubel« von ihm, »daz er alles langsam usz richte und nichts fertige«. Es war eine bittere, aber nur zu begründete Klage, daß keine Scheu vor Gesetz, Ordnung, Friede bestand, daß Macht vor Recht ging, daß, wer »nichts brachte«, vergeblich auf Erledigung seiner Angelegenheiten, auf Wahrung seines Rechtes warten konnte. Faul, sehr faul mußte es um ein Land stehen, dessen Fürsten „Räuber" und „Tyrannen" gescholten wurden, an dessen Königshofe der Grundsatz galt: »Vil geld, kurze zyd; wenig geld, lange zyd.« Vom Jahre 1444 an bis 1471 erschien Friedrich, der 1442 zu Aachen gekrönt war und zehn Jahre später von Papst Nikolaus V. mit seiner Gemahlin Eleonore von Portugal zu Rom die Kaiserkrone erhalten hatte, gar nicht in dem Reiche. Da hatte freilich die »Brut der Mechtigen« freie Hand, des Reiches Macht, des Kaisers Ehre zu schmälern und zu schädigen. Und dennoch bürdete sie einseitig dem König allein die Schuld für den heillosen Zerfall aller festen Ordnung auf. Auch ein rascherer Geist, als Friedrich III., eine schlagfertige Hand würde vielleicht im Kampfe gegen die geeinigte Selbstsucht unterlegen sein. So taub der König schien gegen alle Klagen und Vorwürfe der Kurfürsten, er hatte sie wohl gehört, aber er ließ seiner »keiserlich majestat Oberkeit« nichts abtrotzen, selbst auf die Gefahr hin, daß er »entrust sulde werden«. Mit Zähigkeit bestand er auf seinen kaiserlichen Rechten. Er schüttelte nicht an den Bäumen, um die Früchte zum Fallen zu bringen; aber er harrte geduldig aus, bis sie ihm in den Schoß fielen: so heimste er den Besitz des habsburgischen Hauses ein.

Als Vormund des jungen Ladislaus vermochte er nicht dessen

Rechte zu schützen gegen die nationalen Parteien in Böhmen und Ungarn; nach dessen frühem Tode (1457) erhoben die Ungarn den tapferen Mathias Corvinus, Johann Hunyads Sohn, zu ihrem Könige, die Böhmen erkoren den gewandten Utraquisten Georg von Podiebrad, der es durch seine kluge Politik zu solcher Macht brachte, daß er im Reiche mehr galt als der Kaiser und nahe daran war, die römische Königswürde zu erlangen. In der erbitterten Fehde zwischen Ludwig von Baiern-Ingolstadt und Albrecht Achilles, wie in der Fehde zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um das Erzbistum Mainz, in welcher die bairischen, fränkischen Lande wie die Pfalz furchtbar litten und selbst das goldene Mainz (1462) erstürmt wurde, sprach der Böhme den Schiedsspruch. Ja, bei dem Kampfe Albrechts VI. von Österreich gegen den Kaiser, seinen Bruder, bei einem Aufstande der Wiener gegen beide war Georg Podiebrad der Retter in der Not. Gleichwohl wandte Friedrich sich mit dem Papste Paul I. und Mathias Corvinus (1467) gegen ihn. Der Tod Georgs (1471) befreite ihn von dem gefährlichen Gegner. Der an seiner Stelle erhobene polnische Prinz Wladislav hatte mit Mathias zu thun und ließ daher den Kaiser unbehelligt. Als sich dieser aber mit ihm verband, bedrängte ihn Mathias heftig, und nahm Wien ein (1485). Ehe es zu einer Versöhnung kam, starb Corvinus (1490). Wladislav, nun Träger der böhmischen und ungarischen Krone, sicherte dem Sohne Friedrichs, Maximilian, die Nachfolge in Ungarn. Durch den Tod Albrechts VI. war schon ganz Österreich wieder an den Kaiser gefallen (1463). Sein Neffe Sigmund trat im Jahre 1490 auch Tirol und die Vorlande an Maximilian ab. So waren noch vor Ablauf des Jahrhunderts sämtliche Besitzungen des Hauses Habsburg wieder in einer Hand vereint. Gleichzeitig hatte Friedrich demselben auch im Westen durch die burgundische Erbschaft eine weitere Machterhöhung gesichert und den Grund zu seiner künftigen Weltmacht gelegt. Ehe wir uns zu diesem Punkte wenden, müssen wir der Einbußen gedenken, welche das Reich unter Friedrich erlitt.

Nichts offenbart deutlicher die Schwäche seiner Regierung, als die kühne Erhebung des französischen Königs. Der hundertjährige Kampf zwischen den Engländern und Franzosen (1338—1453) hatte noch nicht ausgetobt; nach den furchtbaren Niederlagen bei Crecy (1346), bei Maupertuis (1356), bei Azincourt (1415) war durch ein schlichtes Landmädchen, Jeanne Darc aus Domremy in Lothringen (1429—1431), das französische Nationalgefühl wieder erweckt worden. Mit dem Bewußtsein der Kraft wuchs die Lust sie zu bethätigen, stieg die Kühnheit im Begehren. Schon im Anfange des Jahres 1439 war »ein versament volk genant die armen gecken (Söldner des Grafen von Armagnac) oder die schinder uber die Zaberer steige her«, das alte Eingangsthor nach Deutschland, in das Elsaß eingefallen, an zehntausend Mann, und hatten durch unerhörte haarsträubende

Greuelthaten Entsetzen verbreitet, sich brüstend, sie wollten »allen Dutschen off eyn dag strites gnung geben.« In unglaublicher Verblendung warb König Friedrich, um im Bunde mit Zürich die übrigen Schweizer zu bekriegen, bei Karl VII. von Frankreich um Söldner. Statt der erbetenen 5000 erschienen 50000 unter dem Dauphin, dem späteren Ludwig XI., im Elsaß und hausten nach der Besiegung der Eidgenossen bei Basel am Siechhause St. Jakob an der Birs (26. Aug. 1444) im Elsaß gegen Freund und Feind, „gegen Mann, Weib und Kind", denn es galt ihnen »solichs alles glich«, so schrecklich, daß der König selbst die Stände des Reiches zur Hilfe wider das „französisch Volk" aufbot. Unverhohlen bekannte der Dauphin, daß »er wolle alles das land widerhaben daz zu der kronen von Francrich vor habe gehorrit, mit namen waz stede und landis hinsit Reynes ligen.« Der Xantener Kanonikus Peter van Hasselt, als Gesandter des Trierer Kurfürsten Jakob von Sirk, meldete seinem Herrn, der Kampf gelte dem Hause Österreich, das kleiner werden müsse; König Karl wolle demselben „in Ungarn und Behemen ein spill spillen, das sy sich nit versehen"; das nannte man »vor dutsche fryheit und adel stritten«. Darum „furchte" er auch „die deutschen Fürsten nit"; leider fand er an ihnen sogar Freunde und Bundesgenossen. Und so kam auch der beschlossene Reichskrieg nicht zur Ausführung. »Der forsten keyner« stellte sich »uffen zu reyssen wieder die Armengacken«; ja der Kurfürst von Köln entblödete sich nicht die ruchlosen Mordbrenner und Notzüchter um Hilfe zu ersuchen »weder syn synde«, das war die Stadt Soest, welche er der Freiheit zu berauben trachtete und in langer Fehde bedrängte (1444—1449). Und wenn Papst Eugen IV. den Angriff der französischen Raubscharen auf die Stadt des widerspenstigen Konzils, Basel, gut geheißen hatte, deutsche Fürsten und Adlige halfen aus Haß gegen die Städte „dem fremden Volk" „meisterlich". Diese und die Bauern waren es damals allein, welche der französische König fürchtete; sie allein erhoben sich als „redliche kühne Gesellen" voll Ingrimm über die Schandthaten der „Bösewichte" zur Rache. „Da flohen die Schälke gar dick, und ließen sich ihrer ein Teil niederschlagen ohne Wehr, gleich als eine gebundene Kuh". So haben in jener Zeit Bürger und Bauer den frechen Versuch Frankreichs, das linksrheinische Land zu erobern, mannhaft zurückgewiesen; sie allein haben Opfer gebracht für die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes; sie allein wollten „schlagen und frei sein und den Kaiser gegen Rom führen". Die Furcht vor diesen Gegnern bewog den allerchristlichsten König im Jahre 1445, seine Horden endlich zurückzuziehen, nicht ohne wider den Vertrag noch beim Abzuge die Spuren einer „heidnischen Grausamkeit" zurückzulassen. In der Armagnakengefahr war der schroffe Gegensatz der Fürsten und Städte offen zu Tage getreten. Die Not des Reiches hatte nicht die selbstsüchtigen Bestrebungen der ersteren zum Wohle der Gesamtheit zurückzudrängen vermocht. Im Gegenteil, es hatte nicht

an solchen gefehlt, welche mit Hilfe des gemeinsamen Feindes ihre Pläne gegen die Städte hatten zum Ziele führen wollen. Um ihre Unabhängigkeit zu schützen, um sich zu sichern gegen einen »gemeinsam grolsen anschlag« der Fürsten, mußten sich jetzt wieder die Bedrohten enger an einander schließen; denn vom schwachen Könige, den die Fürsten nicht fürchteten, den nach dem Ausdrucke des Dauphins jeder ungestraft am Barte rupfen durfte, war nichts zu erhoffen. Klagend gedachten die Städter der Zeiten Königs Albrecht, »der ein konig gewesen von dutschem gemute und alwegs den steten gunstig«, und mit Bangen sahen sie »eyn zyt komen wo es noch mee not sin wurde gein fursten und adel, der den burgern stede fynd sy und fol hohmuets, und sy unlidelig, und mulse enweg.« Der ehrliche Wunsch der Nürnberger (1447), »Got gebe frieden dem dutschen riche«, ging nicht in Erfüllung. Schon im Jahre 1448 kam es zwischen den verbündeten süddeutschen Städten und dem vom Markgrafen Albrecht Achilles, dem „deutschen Fuchs", geeinigten Adel zum offenen Kampfe. Aber die Städte wahrten ihre Rechte. Nach langem Ringen setzten sie es durch, daß sie, die doch im Grunde die meiste Last fürs Reich getragen, als dritter Reichsstand neben den Kurfürsten und Fürsten auf den Reichstagen „mit voller Gewalt" berieten, beschlossen und geboten (1487 bezw. 1489). Gleichzeitig mit dem Kampfe zwischen Fürsten und Städten zerriß Hader und Krieg die fürstlichen Häuser selbst.

In dem Hause Wettin entspann sich um Thüringen zwischen Friedrich dem Sanftmütigen (1428 – 1464) und Wilhelm III., den Söhnen Friedrichs des Streitbaren von Meißen (1381—1428), ein erbitterter Krieg, der von 1445—1450 währte und die sächsischen Lande furchtbar mitnahm. Erst der Vergleich von Naumburg 1451 beendete den traurigen Bruderkampf. Die Söhne des Kurfürsten Friedrich, Ernst und Albrecht, wurden dann auf Anstiften entlassener böhmischer Söldnerführer von dem Ritter Kunz von Kaufungen 1455 aus dem Schlosse von Altenburg geraubt, aber gerettet. Der Räuber büßte seinen verwegenen Anschlag mit dem Tode. Die Prinzen wurden die Stifter der beiden sächsischen Linien, der ernestinischen, älteren, kurfürstlichen, deren Residenz Wittenberg ward, und der in Leipzig und Dresden residierenden albertinischen. Beide teilten sich in das Erbe ihres 1482 kinderlos gestorbenen Oheims Wilhelm, der vergeblich die Hand nach der so wenig begehrenswerten Krone Böhmens ausgestreckt hatte.

Ein noch betrübenderes Bild des Familienzwistes bietet das Haus Wittelsbach. Hier stehen sich in den beiden Linien von Ingolstadt und München Väter und Söhne im Kampfe entgegen. Albrecht III. von München stritt gegen Ernst, weil dieser die heimlich angetraute Gattin seines Sohnes, die viel besungene schöne Agnes Bernauerin, Tochter eines Augsburger Baders, unter der Beschuldigung der Zauberei in Straubing hatte ertränken lassen (1435). Den raufluftigen Ludwig

den Bärtigen von Ingolstadt nahm der eigene Sohn, Ludwig mit dem Höcker, in Haft. Nach dessen plötzlichem Tode seinem Gegner Heinrich von Landshut ausgeliefert, endete der Gehaßte 1447 als achtzigjähriger Greis im Kerker. — In der Pfalz raubte Friedrich der Siegreiche, der „böse Fritz", seinem minderjährigen Neffen die Kurwürde und behauptete sie trotz aller kaiserlichen Einsprüche bis zu seinem Tode 1476. Ja, er konnte es wagen, im Bunde mit Trier und Köln die Absetzung des Kaisers Friedrich zu planen (1455). Er warf im Jahre 1462 Ulrich von Württemberg und dessen Verbündete in der Schlacht bei Seckenheim am Neckar nieder. Mit Ludwig dem Reichen von Landshut stand er feindselig auch dem Markgrafen Albrecht Achilles gegenüber, der in demselben Jahre bei Giengen eine Niederlage erlitt. Die kühnen Pläne gegen das Haus Habsburg und für das eigene Geschlecht sanken mit ihm nicht ins Grab. Im Gegenteil traten die bairischen Herzöge immer kühner auf und strebten unzweideutig nach der Herrschaft über Schwaben. Herzog Albrecht IV. von München verwandelte 1486 das freie Regensburg in eine bairische Landstadt, und mit Ludwig von Landshut kaufte er dem Erzherzog Sigmund habsburgische Güter ab. Die Besorgnis vor dem drohenden Übergewicht des Hauses Wittelsbach bewog den Kaiser, vorzüglich auf das Betreiben seines Rates, des Grafen Hugo von Werdenberg, die Fürsten, die Adelsgesellschaft des St. Georgenschilds und die Städte Schwabens in dem großen schwäbischen Bunde (1487) sich zu vereinigen. Zunächst zur Handhabung des auf dem Frankfurter Reichstag von 1486 geschlossenen Landfriedens gestiftet, bot er dem Kaiser vor allem ein mächtiges Gegengewicht wider die Bestrebungen der Wittelsbacher, die sich bald zur Herausgabe ihrer Erwerbungen von habsburgischen Gütern, auch zur Freilassung Regensburgs gezwungen sahen; bald war die „große Einung" als „des Kaisers und des Reiches Bund in Schwaben" von gemeinem Nutzen und leistete auch in Angelegenheiten außerhalb seines Machtbereichs bereite und wirksame Hilfe. Als der römische König Maximilian im Febr. 1488 von den Bürgern zu Brügge gefangen gehalten wurde, entbot Friedrich das Reichsheer, besonders aber seinen Bund gegen die aufrührerischen Niederländer, und im folgenden Jahre, da sein erblich Fürstentum und Land, »so zu dem heiligen reiche gehören und portten und schildt gegen Frankreich, Hungern und andern frömbden nacion sein«, »mit krieg unpillicher weyse swerlich angefochten worden«, begehrte und erlangte er abermals die Unterstützung desselben. Die Schöpfung dieser Einigung inmitten der großen Zerrissenheit des deutschen Reiches und gegenüber der schmählichen Haltung einzelner Reichsstände zu Frankreich ist und bleibt ein nicht geringes Verdienst des viel geschmähten Kaisers. Sie hat mehr dem Wohle des Vaterlandes gedient als das eigennützige Streben der Kurfürsten nach dem alleinigen Reichsregiment, wie es namentlich der Mainzer Erzbischof Diether bei seinem Drängen nach der Reform des Reiches im Auge hatte. Das Fürstentum

hat die kaiserliche Macht gemindert und gerade in der langen Regierung Friedrichs trotz alles gegenseitigen Haders sich selbst die feste Stellung begründet, welche es für die Zukunft im Reiche einnahm. „Es fehlt in der Christenheit ein Haupt" — klagte Aeneas Sylvius Piccolomini, der päpstliche Geheimschreiber, dann in kaiserlichen Diensten (1442), endlich auf den päpstlichen Stuhl erhoben (1458) als Papst Pius II., ein genauer Kenner der trostlosen Verhältnisse Deutschlands, — es fehlt „ein Haupt, welchem alle gehorchen; Papst und Kaiser sind nichts als schöne Namen; jedes Gebiet hat seinen König."

Bei so traurigen Verhältnissen, wie sie im Reiche herrschten, läßt es sich wohl erklären, daß es in allen Fragen von allgemeiner Bedeutung kaum zu einem gemeinsamen Handeln kommen konnte. Das Schisma in der Kirche, welches das Baseler Konzil durch sein eigenmächtiges Verhalten und die Erhebung eines Gegenpapstes gegen Eugen IV. (1439) von neuem ins Leben gerufen hatte, wurde zwar 1448 beigelegt. Aber die wenn auch unbedachtsam begonnenen, so doch im allgemeinen rätlichen Reformen bezüglich der anstößigen Annaten, der Abgaben an den Papst aus dem Reiche, für Verleihung von Ämtern und Würden, kamen nicht zur Durchführung, wurden im Gegenteil durch das Wiener Konkordat von 1446 wieder rückgängig gemacht. Die Zugeständnisse des Papstes an einzelne Landesherren bezüglich der Verleihung der Pfründen und der Aufsicht über Klöster und Stifter schadeten unzweifelhaft der unabhängigen Stellung der Kirche, indem sie dem Landeskirchentum, wie es die Reformation hervorrief, schon jetzt vorarbeiten.

Die rebellische Haltung des Baseler Konzils bot keinen einladenden Anblick, am wenigsten für die eben mit der Kirche ausgesöhnten Griechen (1437). „Der Orient mußte über den Wahnsinn der Lateiner lachen", — urteilte sehr treffend Aeneas Sylvius — „da sie, unter sich selbst uneins, die Einigung mit anderen erstrebten." In der kirchlichen Vereinignng mit dem Abendlande erblickten die Griechen das letzte Rettungsmittel vor der Herrschaft der Türken, welche schon nach dem glänzenden Sieg des Sultans Bajesid I. (1389–1405) bei Nikopolis 1396 dem byzantinischen Reiche den Todesstoß versetzt haben würden, wenn nicht die Mongolen unter Timur die osmanische Herrschaft selbst bedroht hätten. Die Tapferkeit des Johannes Hunyades von Siebenbürgen rettete noch einmal Ungarn vor Murad II. (1421—1451); gleichzeitig entflammte Georg Kastriota oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, Skanderbeg, d. i. Alexander Bey, sein Heimatland Albanien zum Aufstande. Aber das griechische Reich war verloren. Am 29. Mai 1453 erstürmte Sultan Mohamed II. (1451—1481) mit seinen Janitscharen (d. i. neuen Truppen)[1] Konstantinopel, die Pforte zum Abendland. Der letzte byzantinische Kaiser Konstantin XII. fiel im heldenmütigsten Kampfe.

[1] Sie waren gebildet aus geraubten und gewaltsam bekehrten Christenknaben.

Wer dem Blutbad entrann, den traf das härtere Los der Sklaverei. Was von den unermeßlich reichen und wertvollen Schätzen der Kunst und Wissenschaft nicht gleich der Vernichtung anheimgefallen war, das ging meist als Beute verschleppt zu Grunde. Weniges von den Litteratur- und Kunstschätzen erwarb Papst Nikolaus V. durch Kauf und stattete damit die von ihm gegründete vatikanische Bibliothek aus. Die prächtige Hagia Sophia ward zur öden Moschee umgewandelt. Wie zu Jerusalem erhob sich jetzt in Neurom an Stelle des Zeichens der Erlösung das Hufeisen, mißverständlich zum Halbmonde verändert, und als solcher ein so getreues Sinnbild der Religion, deren Licht nicht ihr selbst angehört und nur die Nacht des Heidentums matt zu erhellen vermag, nimmer aber erwärmt, befruchtet, belebt. Das Staatensystem des Abendlandes war durchbrochen.

Jetzt erscholl der Ruf der Päpste, wie einst zur Zeit der Kreuzzüge, eindringlich und anhaltend an die christlichen Völker zum Kampfe gegen den Islam. Vor allem mahnte und drängte Pius II. unermüdlich zum Türkenkrieg, und in seinem Auftrage wanderte der Bußprediger Johannes Capistrano († 1456) von Ort zu Ort, um nach den Worten seines Aussenders die Unthätigkeit, die Hoffart und den Geiz zu geißeln, die drei schlimmsten Seuchen, welche die Religion dem Schwerte der Türken preisgeben. Aber obwohl der Kaiser bei der Nachricht vom Falle Konstantinopels in Thränen ausgebrochen war und in Briefen und Botschaften »hochen fleis« anwandte »zu entschuttung cristenlichs glaubens und loblichen widerstanndt den Turken«, so oft auch auf den »schirstkunftigen summer« ein »merckklicher zug furgenomen und beslossen« wurde, die Zwietracht der Deutschen, die herrschende „Irrung und Spenne", besonders der Reichskrieg gegen Herzog Ludwig von Baiern (1461) und die Mainzer Fehde, die stete Besorgnis, daß der König von Frankreich und der von Böhmen »nach dem riche stee«, ließen den geplanten Kreuzzug nicht zur That werden. Schon brandschatzten türkische Scharen Innerösterreich. Es war ein Glück, daß jetzt Ungarn, bald die habsburgische Macht eine Vormauer für Deutschland bildete.

Ebensowenig erhielt der deutsche Orden in Preußen die dringend notwendige Hilfe gegen die Polen und den verräterischen Landadel, welcher im Jahre 1440, zum preußischen Bunde geeinigt, dem König Kasimir IV. huldigte. Der Orden selbst hatte an seinem Untergange gearbeitet. Den Retter von Marienburg, Heinrich von Plauen, der, zum Hochmeister gewählt (1410—1413), die zerrüttete Ordnung hatte wiederherstellen wollen, hatten die trotzigen Ordensbrüder gestürzt und im Kerker langsam hinschmachten lassen. Den Ordensgelübden entfremdet, verloren sie selbst die Ritterehre und überließen die Verteidigung ihres Landes Söldnern. Mit solchen Truppen besiegte noch einmal Heinrich Reuß von Plauen das sechsmal so starke polnische Heer bei Konitz (1454) vollständig. Da er ihnen aber den Sold nicht zahlen konnte, überlieferten sie die ihnen verpfändete

Marienburg und alle Städte und Schlösser, die in ihrem Besitze waren, dem Polenkönig. Nach fruchtlos weitergeführtem Kriege sah sich der Orden zum Frieden gezwungen, der in Thorn 1466 zustande kam und Westpreußen an die Polen brachte, Ostpreußen in ein polnisches Lehen verwandelte. Wie hiedurch das Deutschtum im Nordosten des Reichs einen schweren Verlust erlitt, so gingen demselben auch andere Glieder verloren. Schon 1450 entzog ihm der Condottiere (Bandenführer) Franz Sforza das Herzogtum Mailand. Zehn Jahre später ward Schleswig-Holstein den Dänen überlassen. Nach dem Tode des letzten Schauenburgers Adolf (1459) wählte der Holsteinische Adel dessen Neffen Christian von Oldenburg, König von Dänemark, zum Herzog. Hatte derselbe auch im Vertrag von Ripen 1460 versprochen, daß beide Lande »ewich tosamende ungedeelt« bleiben sollten, deutsches Land war fremder Herrschaft, fremdem Einfluß preisgegeben.

Am schlimmsten war es, daß an der Westgrenze der Romanismus das Übergewicht erlangt hatte. Schon der Begründer der burgundischen Linie des Hauses Valois, Philipp der Kühne († 1404), Herzog von Burgund, Sohn des französischen Königs Johann des Guten, erwarb das Gebiet zwischen der oberen Saône und dem Schweizer Jura, die sogenannte Franche Comté, Freigrafschaft Burgund mit der Stadt Besançon am Doubs, und die Grafschaft Flandern (1384). Sein Sohn Philipp der Gute (1419—1467) vermehrte den Besitz durch die Grafschaft Artois, die Gebiete von Namur, Brabant, Limburg (1429 u. 1430), die Grafschaften Hennegau, Seeland und Holland, endlich durch den Kauf von Luxemburg (1443). Diese halb romanische, halb deutsche Herrschaft, reich an gewerbfleißigen und wohlhabenden Städten, suchte Karl der Kühne (1467—1477), der auch noch von Sigmund von Tirol die Grafschaft Pfirt und den Sund- und Breisgau durch Pfand erhalten hatte (1469), zu einem Königreich zu erheben. Mit den reichen Einkünften, welche er aus seinen Landen zog, verlieh er seinem Hofe einen Glanz, welcher die Höfe der Könige überstrahlte. Zu dem Adel, welchen er im Orden des goldenen Vließes (1430 gestiftet) um sich sammelte, fügte er ein stehendes, wohl ausgerüstetes Söldnerheer, die sog. Ordonnanz, (1471) von 7000, später sogar 20000 Mann. Mittel und Macht waren vorhanden, den fehlenden Titel sollte der Kaiser verschaffen. Bei einer Zusammenkunft in Trier (1473) vereinbarten Friedrich und Karl das Nötige. Der Kaisersohn Maximilian (geb. 1459) sollte die Hand von Karls Tochter und Erbin Maria (geb. 1457) erhalten; dafür versprach Friedrich dem stolzen Herzog die Belehnung mit Geldern, Zütphen, Brabant, Luxemburg, Lothringen und den Bistümern Utrecht, Lüttich, Toul, die Reichsverweserschaft über das linke Rheinufer und den Königstitel. Der Widerstand der kurfürstlichen Räte und das Zögern Karls veranlaßten den Kaiser zum plötzlichen Abbruch der Verhandlungen. Daher benutzte Karl den Hilferuf des abgesetzten Erzbischofs Ruprecht von Köln, eines

Bruders des bösen Pfälzers, um mit Gewalt sein Ziel zu erreichen. Mit gewaltiger Heeresmacht fiel er in das Erzstift ein (1474). Aber während er das feste, von seinen Bürgern und dem Stiftsverweser Hermann von Hessen tapfer verteidigte Neuß vergeblich bestürmte, griffen die Schweizer, welche König Ludwig XI. nicht nur mit dem Herzog Sigmund durch die „ewige Richtung" ausgesöhnt, sondern auch gegen Zahlung eines Jahrgeldes zur Stellung von Truppen für alle Zeiten verpflichtet hatte, die Freigrafschaft an. Auch Herzog René II. von Lothringen verband sich mit seinen Feinden. Als nun gar wider alles Erwarten ein deutsches Reichsheer, an 100000 Mann stark, unter der Führung des Kurfürsten Albrecht Achilles erschien und die Burgunder bei Zons zurückwarf, bequemte sich Karl zum Frieden (1475), dessen Hauptergebnis die Verlobung seiner Tochter mit Maximilian war. Der böse Mund des Volkes aber munkelte allerlei über die plötzliche Versöhnung. Karl wandte sich nun gegen René, dessen Land er zur Huldigung zwang, und die Schweizer, welche jetzt als »vorfechter« der ganzen deutschen Nation die Reichsstädte ermahnten, „eingedenk zu sein der gemeinsamen deutschen Sprache, des Reichs, dessen auch sie sich nicht entäußern, der Ehre des Kaisertums, das dieser unruhige Mann, wenn er die Schweiz überwinde, sich zueignen werde, und angeerbter alter Freundschaft. Sie möchten Reisige, Schützen, Pulver und Büchsen senden, und wir wollen — so verhießen sie — „Deutschland seiner entladen". Beim Schlosse Granson am Neuenburger See bewegten die Bauern »den Borgonschen herzogen mit aller siner macht zu einer schantlichen flucht« (2. März 1476). Das ganze Lager des Herzogs, »wol fursechen mit vil buchssen, buchssengezug, pulfer und aller notdurft mitsampt allem dem (ganz unermeßlichen!) gutt, so der hertzog und alle die sinen von gold, cleinott, silber, silbergeschyrr und der glich gehebt hand«, auch die drei kostbaren Diamanten Karls, fielen den Siegern in die Hände. Mitte Juni erschien er von Lausanne her mit neuer Mannschaft bei Murten, verlor aber zum zweitenmale am 23. Juni 1476 Sieg, Heer und Wagenburg. Bei 20000 wurden erschlagen oder in den See getrieben. Mit den Trümmern des Heeres kehrte der Herzog heim, ungebeugten Sinnes und entschlossen, die Schmach zu rächen. Nancy kam zwar wieder in die Gewalt Renés; aber Karl umschloß die Stadt, und René mußte zum Entsatz bei den Eidgenossen um Söldner werben. Mit diesen besiegte er den Burgunder vor Nancy am 12. Januar 1477. Da der verräterische Condottiere Graf Cola di Campobasso durch Besetzung der Brücke bei Bouxières-aux-Dames an dem Zusammenfluß von Meurthe und Mosel die Flucht nach Luxemburg verlegt hatte, suchte Karl nach seinem Hauptquartier St. Jean zu kommen, brach aber bei dem Übergang über den Bach Laxou mit seinem schweren Rosse ein und wurde unerkannt erschlagen. Erst am folgenden Tag fand man den durch Wunden entstellten, ganz beraubten Leichnam.

Der Ausgang der Schlacht bei Nancy war von der größten Bedeutung für Frankreich. Lothringen fiel wieder an René aus dem Hause Anjou und blieb scheinbar bis 1735 mit dem deutschen Reiche verbunden. Das Herzogtum Burgund zog Ludwig XI. sofort ein und streckte die Hand auch nach dem übrigen Erbe von Karls Tochter Maria aus. Diese ließ sich aber schon am 21. April 1477 einem Stellvertreter Maximilians antrauen und reichte ihm am 19. August selbst die Hand. Holland und Seeland huldigten zwar schon 1478. Aber die Behauptung der Freigrafschaft und der übrigen Erblande kostete ihn einen schweren Kampf gegen den französischen König. Der Sieg bei Guinegate 1479 wies denselben zwar in seine Schranken zurück; der frühe Tod Marias aber (1482) und die durch Frankreich genährte Abneigung der Flandrer gegen die vormundschaftliche Regierung Maximilians für seine Kinder Philipp und Margarete stellte die habsburgische Herrschaft über die Niederlande wieder in Frage. Eigenmächtig verlobten die Flandrer die zweijährige Margarete mit dem Dauphin Karl VIII. und versprachen im Frieden von Arras 1482 als Mitgift die Abtretung eines Teiles der burgundischen Erbschaft. Während des Streites mit den Niederländern wagten es die Brügger sogar, Maximilian gefangen zu nehmen (1488), so daß zu seiner Befreiung die Hilfe des Reiches aufgeboten werden mußte. Albrecht Achilles brachte die Aufständigen zur Unterwerfung. Neue Frechheiten des französischen Königs Karl VIII. blieben trotz des begonnenen Kriegs ungeracht. Er hatte die Erbin der Bretagne, Anna, die Verlobte Maximilians »durch geverlich listigkeit abgestrickt und in seine gewaltsam bracht«, zur Ehe mit ihm selbst gezwungen und jenem seine Tochter Margarete zurückgeschickt, auch den Angriff gegen die niederrheinischen Lande erneut, alles in der Absicht, wie Friedrich schreibt, »im (= sich) dadurch eingang an den Reynstrom und Dewtsche lande zu machen und die wirde des heiligen richs, nach der sein vorden und ine allweg gedurst hat, an sich und die cron zu Frankreich zu keren« (1492). Nur Kurzsichtigkeit der Fürsten konnte im Streit mit Frankreich habsburgisches Interesse erblicken; der ganzen deutschen Nation mußte daran liegen, die Westgrenze zu sichern, die Grafschaft Burgund, »die ein merckhlich glyd des hl. reichs und der Deutschen nation gegen Frankreich schild und porten« und die Niederlande beim Reiche zu halten. Der schwäbische Bund leistete auch wieder Hilfe; aber Heinrich VII. von England ließ seinen Verbündeten Maximilian im Stich. Der Vertrag von Senlis (1493) stellte den Frieden wieder her und versprach den Verzicht Frankreichs auf die Freigrafschaft, auf Artois und Charolais, bildete aber nur einen der vielen Ruhepunkte, die sich der begehrliche Nachbar in seinem dauernden Anstürmen gegen Deutschland glaubte gestatten zu dürfen.

Friedrich III. sah am Ende seines Lebens die österreichischen Hausgüter und die neuen Erwerbungen alle wieder unter seiner Herrschaft vereinigt und konnte eher als früher die fünf Vokale, welche

sich ursprünglich auf Albrecht II. bezogen und Abkürzung waren für Albertus Electus Imperator Optamus Vivat (Albrecht, der gewählte Kaiser möge, das wünschen wir, leben!), nach seiner Auffassung deuten: Alles Erdreich ist Österreich unterthan. Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. In den letzten Monaten seines Lebens war dem behäbigen, ruheliebenden Herrn endlich einige Ruhe gegönnt. Am 19. Aug. 1493 starb er, 79 Jahre alt, zu Linz, wenn man dem Urteil des Frankfurter Rates bei der Leichenfeier trauen dürfte, nach „löblicher Regierung". Man mag den langsamen Geist des Mannes tadeln. Aber, wie es scheint, hat man ihn im allgemeinen zu sehr verkannt, weil man die herrschenden Verhältnisse zu wenig erkannt hat.

e) Maximilian I. (1493—1519).

Schon 1486 auf dem Frankfurter Reichstage,[1] welcher einen zehnjährigen Landfrieden beschloß, zum Könige gewählt, übernahm Maximilian I. nunmehr die Regierung. Der König stand in voller Manneskraft. Seine edle Gestalt, sein sicheres Auftreten ließ in ihm den Fürsten erkennen, seine herzgewinnende Art des Verkehrs denselben vergessen. Er gab sich, wie er war, kindlich heiter, ohne Falsch und ohne Arg, jedem gütig, wohlgesinnt und vertrauend, offen und freigebig, meist zu seinem eigenen Schaden, ein durch und durch deutsches Gemüt. Wohl galt er als »wyse« und »fürsichtig«, aber er besaß nichts von der Bedächtigkeit seines Vaters; kluge Berechnung war ihm fremd. Aus seinen Augen blitzte die Lebhaftigkeit des südlichen Blutes, das in seinen Adern rollte; war doch seine Mutter eine portugiesische Prinzessin. So rasch er zum Entschlusse war, zur Ausführung mangelte die zähe Ausdauer. Vom besten Willen erfüllt, des Volkes Wohl, des Reiches Ehre zu wahren und zu fördern; so hohen Geistes als tiefen Gemüts; unternehmend und rastlos thätig; ein warmer Verehrer der Wissenschaft und Gönner der Kunst; redegewandt und waffengeübt; ein leidenschaftlicher Weidmann und erfahrener Feldherr, zu kühner That wie zu Scherz gerne aufgelegt, erwarb er sich die Liebe des Volkes, die Achtung aller, selbst seiner Gegner. Der „letzte Ritter" war doch der erste Geschützfreund seiner Zeit und der Freund der Landsknechte, die als „Reisläufer" um Sold das Waffenhandwerk übten, und denen er eine besondere Ordnung für Lager und Kampf gegeben. Daher singt Jörg Graff von ihm in seinem Liede vom „Landsknechtsorden":

„Got gnad dem großmechtigen kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist auf kumme
ein orden durchzeucht alle land
mit pfeifen und mit trummen,
landsknecht sind sie genant."

Wie diese deutschen Landsknechte für und in aller Herren Ländern

[1] Während desselben verschied Albrecht Achilles in Frankfurt.

fochten, so rieb sich des Volkes Kraft im Ringen für Sonderbestrebungen auf. Für die hohe Auffassung von der Aufgabe des Kaisertums, wie Maximilian sie hegte, für die Ziele, welche er verfolgte, hatten die Stände im allgemeinen weder Verständnis mehr noch Teilnahme. Heute wie einst ist man zu leicht geneigt, in seinem Wollen mehr den Beweggrund der Hauspolitik als rein nationaler Empfindung zu erblicken. War er ein Gegner der Reform, so war er es nur insofern, als er in der Wiederaufrichtung eines starken Königtums nach innen und außen das Heil des Vaterlandes zu erkennen glaubte. Mag man darin einen Rückschritt zu verwichener mittelalterlicher Unmöglichkeit sehen, ein mächtiges Haupt hätte wohl Friede und Recht kräftiglich aufgerichtet, eher als die vielen selbstsüchtigen Glieder, die nur die gute Absicht und die gedeihliche That hemmten. Wenn aber die Fürsten ihm die nötige Hilfe zu seinem Plane eines großen Reichskriegs gegen Frankreich versagten oder vorenthielten, so legten sie ein unzweideutiges Zeugnis ihrer geringen Voraussicht ab. Das habsburgische Interesse war hier national, und wenn es sich selbst darum handelte, den Einfluß des Emporkömmlings in Italien zu brechen. Wenn zu Maximilians Zeit die Fürsten den richtigen Standpunkt gegen Frankreich voll und ganz sich zu eigen gemacht hätten, sie würden Deutschland schwerere Kriege erspart haben. Kann man endlich den Kaiser tadeln, der in hoher Auffassung seiner Stellung zum Kampfe aufruft, welcher der ganzen Christenheit unerläßlich gewesen wäre, zum Kampfe gegen die Türken? Nicht er hat seine Aufgabe verkannt, sondern diejenigen vergaßen ihre Pflicht, welche taub blieben gegen den Ruf:

„Ir höpter aller christenhait,
Thut euch zusammen, es ist zeit,
Voraus in Teutscher nation
Mit treuw eim kaißer beyzuston."

Es war nicht Sorge für das Christentum und das christliche Abendland, was Karl VIII. von Frankreich den Gedanken der Wiedereroberung Konstantinopels fassen ließ, sondern abenteuerliches Haschen nach der Erneuerung des griechischen Kaisertums, welches ihm samt der Herrschaft über das Abendland schon frühe die Sternseher in Aussicht gestellt hatten. Über seine Absichten belehrte jeden, der sehen wollte, sein Zug (1494) nach Italien, welcher zunächst freilich dem von ihm beanspruchten Neapel galt, zugleich aber die Begründung der französischen Herrschaft auf der Halbinsel überhaupt zum Ziele hatte. Erhob doch das Haus Orléans auch Ansprüche auf Mailand, dessen Herzogtum eben Maximilian dem Oheim seiner zweiten Gemahlin Blanca Maria aus dem Hause Sforza, Ludovico il Moro, übertragen hatte (1494). Dieser, für seine Herrschaft mit Grund besorgt, vereinigte Aragonien, den Papst und Venedig zu einer Liga, der sich auch Maximilian anschloß, und nötigte dadurch Karl zur Rückkehr. In der Erwartung, gegen Frankreich des Reiches

Unterstützung zu erhalten, berief Maximilian den Reichstag nach Worms 1495. Aber seine Hoffnung schlug fehl. Mächtiger als er war der Erzbischof von Mainz, Berthold von Henneberg (1484—1504), ein tüchtiger Mann, der eifrig, wie es schien, des Reiches Wohl zu fördern gewillt war, aber dasselbe weniger in der Erstarkung des Königtums und in der Wahrung des deutschen Ansehens nach außen sah, als in der unvermeidlichen Neuordnung der inneren Verhältnisse. Auf sein Betreiben hin wandte sich der Reichstag zuerst der Reichsreform zu, die am Ende statt in der Stärkung der Centralgewalt in der Befestigung der fürstlichen Oligarchie gipfelte. Es war eine bittere, aber leider wahre Klage des Königs, daß er bei den Verhandlungen über die Angelegenheiten des Reichs habe „vor der Thüre steen müssen". Dem beschlossenen „Reichsrat", welcher an die Stelle der königlichen Regierung eine fürstlich-republikanische Willkür gesetzt, den König zum „Knecht" des Mainzer Kurfürsten erniedrigt hätte, versagte Maximilian seine Zustimmung. Den „ewigen Landfrieden", welcher dem Fehdewesen ein für allemal Recht und Erlaubnis absprach, verkündete er als allgemeines Reichsgesetz und verordnete zur Aufrechterhaltung desselben und zum ordnungsmäßigen Ausgleich aller nicht fehdeberechtigten Streitigkeiten die Einsetzung eines ständigen „Reichskammergerichts", für dessen Sitz zuerst Worms bestimmt war. Da aber der Kammerrichter nicht Lust hatte, »ine keim suestalle zu ligen«, wurde dasselbe nach Frankfurt verlegt. Wegen mangelnder Besoldung stellte es alsbald seine Thätigkeit ein, nahm diese bald darauf indes wieder auf und schleppte seine langen Tage dann in Wetzlar fort bis zum seligen Ende des Reiches. Aber wegen des langsamen Geschäftsganges und der Einführung des vom Volke verabscheuten römischen Rechtes erwies sich dieser wirklich große Gedanke, Ordnung und Recht zu schaffen durch ein oberstes, fortwährend thätiges Gericht so unfruchtbar, daß man seiner später nur im Spott gedachte. Gänzlich fehl schlug der Versuch, durch eine allgemeine direkte Reichs-Einkommensteuer, den „gemeinen Pfennig", die nötigen Mittel zur Unterhaltung des Kammergerichts und zur Führung der Kriege gegen die Franzosen und Türken zu beschaffen. Die sieben zur Einziehung der Steuer von den Ständen eingesetzten Reichsschatzmeister hatten so wenig zu thun, als die zu Steuerempfängern ernannten Pfarrer. Klöster und Geistliche waren anfangs allein die Zahler, bis auch sie dem Beispiel der anderen Stände nachahmten und nichts mehr entrichteten. Ganz offen bestritten Städte die Steuerpflicht; die Reichsritterschaft widersetzte sich entschieden dem Gericht wie dem „gemeinen Pfennig" als unerhörten Neuerungen wider ihre Libertät. Alles Klagen des Königs war umsonst; selbst die eindringlichsten Vorstellungen Bertholds verfingen nicht. Geredet wurde viel, versprochen manches, gehalten nichts. „Von den deutschen Fürsten Thaten für das allgemeine Wohl des Reiches zu erwarten," äußerte ein burgundischer Rat zum König, „heißt Trauben von Disteln erwarten."

»Es ist aber zu besorgen,« sagte ihnen Berthold voraus, »wo man sich nit anders dann noch bisher in die sachen schicken und getrulicher und flyssiger sich zusammenstellen, das ein der tage etwan ein frembder kommen, der uns alle mit der ysernen ruten regiren werde.« Notgedrungen willigte Maximilian endlich ein in die Einsetzung eines aus den Ständen gewählten, aus zwanzig Fürsten und Räten bestehenden Reichsregiments d. h. einer fürstlichen Oligarchie mit einem König an der Spitze, der als solcher in demselben nicht einmal Stimme hatte (1500). Mit bitterem Unmut mußte er sehen, wie dieses Regiment eher mit Frankreich liebäugelte, als die Not des Reiches zu bessern bestrebt war. Darum schüttelte er bald diesen Hemmschuh ab und duldete nur einen aus acht Mitgliedern zusammengesetzten Reichsrat (1512), der an seinem Hofe weilen und ihn in den Regierungsgeschäften unterstützen sollte. An Stelle des gemeinen Pfennigs traten später die von den Einzelstaaten zu leistenden sog. Matrikularbeiträge. Zur Aufrechterhaltung des ewigen Landfriedens und Durchführung der etwa notwendigen Exekutionen nahm der Reichstag zu Köln 1512 die Einteilung des Reiches in zehn Kreise vor, nachdem man bereits 1500 auf dem Augsburger Tag eine Einteilung in sechs Kreise vorgenommen hatte. An der Spitze jedes Kreises stand ein Fürst als Kreishauptmann. Dieser hatte für die Wahrung des Landfriedens Sorge zu tragen und die Vollstreckung der Kammergerichtsurteile zu leiten. Die Kreise waren folgende: 1. der österreichische, die habsburgischen Lande vom Rhein bis zur March umfassend, also Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain mit Triest, Tirol, Trient, Vorarlberg, Sundgau, Breisgau und die schwäbischen Hausgüter; 2. der bairische, aus dem Herzogtum Baiern, dem Erzstift Salzburg und den zwischen Lech und etwa Salzach liegenden sonstigen Bistümern und Reichsstädten bestehend; 3. der schwäbische mit Württemberg, dem Bistum Augsburg und vielen kleinen Herrschaften und Reichsstädten; 4. der fränkische, die Grafschaften Ansbach und Bayreuth, die Reichsstadt Nürnberg und die Bistümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt umfassend; 5. der oberrheinische, zusammengesetzt aus Lothringen, den elsässischen Städten und Hessen; 6. der nieder- oder kurrheinische, am Rhein hin zwischen den beiden Teilen des oberrheinischen sich hinziehend mit den geistlichen Kurfürstentümern und der Kurpfalz, aber auch das Herzogtum Westfalen, das Eichsfeld und Erfurt in sich schließend; 7. der westfälische, der sich vom Bistum Lüttich über die Jülich-Klevischen Lande und das Gebiet zwischen Ems und Weser bis nach Ostfriesland erstreckte; 8. der burgundische, durch die drei vorgenannten, in die Teile geschieden: Freigrafschaft Burgund, Luxemburg und die Niederlande von Hennegau und Artois (seit der Zeit Karls V.) bis zum Dollart; 9. der obersächsische mit dem sächsischen Kurfürstentum und Herzogtum, Brandenburg und Pommern; 10. der niedersächsische, die welfischen Hausgüter, die Erzstifter Magde-

burg, Bremen, die Hanseſtadt Lübeck, die Herzogtümer Holſtein und Mecklenburg umſchließend, begrenzt im Norden von der Eider, im Oſten von der Recknitz, im Weſten von der Weſer, in der ſüdlichſten Ecke von der unteren Werra.

Obwohl auch dieſe Kreiſe keine abgerundeten Ganze darſtellten, ſondern vielfach Splitter des einen den Zuſammenhang des anderen ſtörten, bei der Vielheit der Reichsglieder, deren man über dritthalbhundert zählte, war ſchon dieſe Vereinigung zu größeren Gemeinſchaften wenigſtens für die Aufrechterhaltung der Ordnung ein kleiner Fortſchritt. Eine einheitliche Verwaltung, eine feſte Wehrordnung war damit nicht angebahnt. Die Kreiſe begriffen nicht einmal alle Länder deutſcher Herrſchaft, weder Böhmen mit ſeinen Nebenländern, noch Preußen, noch die Schweiz. So ging »eins nach dem andern hinweg; will man nit anders und baſs in die sachen sehen«, hatte Berthold von Henneberg den Boten der Reichsſtände 1497 vorgehalten, »so mochten wir eins alle zu schytern geen«. Die Eidgenoſſen, einſt gegen das Haus Habsburg ſich hinter das Reich verſteckend, weigerten jetzt auch dieſem die ſchuldige Botmäßigkeit, indem ſie weder zur Zahlung des gemeinen Pfennigs ſich verſtanden noch das Reichskammergericht anerkannten. In mehreren Schlachten ſiegten ſie über die Truppen der Tiroler und des ſchwäbiſchen Bundes und erlangten im Baſeler Frieden (1499) die Unabhängigkeit von Reichsabgabe und Reichsgericht, damit im weſentlichen die völlige Lostrennung vom Reiche. Als „Heini“ von den deutſchen Landsknechten, den Brüdern „Veit“, verſpottet, ſuchten ſie Sold und Ruhm im Dienſte der franzöſiſchen Krone und unterſtützten alle Feindſeligkeiten gegen das Reich, ſelbſt die Pläne der im „Bundſchuh“ verſchworenen elſäſſiſchen Bauern (1512). Schlimmer war es, daß die Fürſten ſelbſt ſich über des Reiches „gemeine Satzungen und Recht“ hinwegſetzten. Offen zu Tage trat der unbotmäßige Sinn der Pfälzer, als Georg der Reiche von Landshut vor ſeinem Tode (1. Dez. 1503) aus Abneigung gegen ſeine nächſten Verwandten aus der Münchener Linie des Hauſes Wittelsbach ſeine Erbſchaft dem Pfalzgrafen Ruprecht, ſeinem Schwiegerſohne, übergab, der König aber nach dem Beſchluß des Fürſtenrates die Reichslehen dem Herzog Albrecht IV. von München zuſprach. Ruprecht und ſein Vater Philipp begannen in der Hoffnung auf franzöſiſche Hilfe den Krieg und verfielen in die Reichsacht. Aber die böhmiſchen Hilfstruppen der Empörer unterlagen dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes und anderer treu zum König haltenden Reichsſtände bei Menzesbach unweit Regensburg (1504) und verloren die Feſte Kufſtein. Daher unterwarfen ſie ſich in Köln (1505). Der Landshuter Erbfolgekrieg brachte Niederbaiern an Albrecht IV., der künftigen Teilungen durch das Primogeniturgeſetz von 1506 vorbeugte, einen Teil des unteren Innthales mit Kufſtein an Öſterreich; was aber wichtiger war, er hob, zumal in derſelben Zeit wie Georg von Landshut auch der Führer der

Reformpartei, Berthold von Henneberg, gestorben war (21. Dez. 1504), das Ansehen des am Kampfe selbst teilnehmenden und siegreichen Königs ganz außerordentlich. Des Volkes Stimme, wie sie in herbem Ton den ungetreuen Pfalzgrafen gerichtet hatte, hallte freudig wieder in Siegesliedern über die „behemsch Schlacht" und sprach zugleich damit sein Vertrauen auf das Wollen und Wirken des Königs aus.

Den Frieden mit der Schweiz hatte Maximilian beschleunigt, um freie Hand gegen Frankreich zu bekommen. Trotz süßer Worte sann dessen König, Ludwig XII. (1498–1515) nur auf die Unterwerfung Italiens und die Erlangung der Kaiserkrone. Der Papst aber, der politisch kluge, aber ganz unwürdige Alexander VI. (1492–1503), der zuerst »beiden kunigen ainen nach dem andern die kayserlichen cron zu ubergeben vertrost«, stand aus nepotistischen Gründen ganz auf Seite des tückischen Franzosen. Im Bunde mit Alexander und Venedig nahm dieser Mailand (1499) und setzte den Herzog Ludovico Moro gefangen (1500); und wieder von Alexander unterstützt, bemächtigte er sich mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, dem Gemahl der Isabella von Kastilien, des Reiches Neapel (1500). In dem um den Besitz desselben entstandenen Kriege beider Verbündeten zwang Gonsalvo von Cordova durch seinen Sieg am Garigliano die Franzosen zum Verzicht auf Neapel (1504), welches nun 210 Jahre lang mit Spanien vereinigt blieb (bis 1706). Unterdessen arbeitete Maximilian unablässig daran, die deutsche Nation zu einem entscheidenden Kampfe gegen die Türken und die Franzosen zu entflammen. Aber erst als Ludwig XII. sich auch der Stadt Genua bemächtigte und die kaiserlichen Privilegien dieser „Kammer des Reiches" verbrennen ließ (1507), vermochte Maximilian in den Ständen das deutsche Ehrgefühl zu wecken und zum Versprechen eines Heeres von 12000 Mann zu bewegen, an dessen Spitze er nach Italien ziehen, in Rom die kaiserliche Krone empfangen und mit dieser geschmückt als weltliches Haupt der Christenheit die Ungläubigen bekriegen wollte. Aber die Begeisterung war so rasch wie Strohfeuer verflackert. Statt der Tausende fanden sich einige Hundert ein, von den Schweizern, die „wieder Deutsche" zu sein und 6000 Mann zu stellen sich verpflichtet hatten, kam ihm keiner zu Gesicht. Mit den Kräften seiner Erblande, vorzüglich der allezeit getreuen Tiroler unternahm er seine Romfahrt, kam aber nur bis Trient und legte sich hier, da ihm die übermütigen Venetianer den Weg nach Italien verlegten, mit Zustimmung des päpstlichen Legaten in feierlicher Weise den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" bei (1508, 4. Febr.). Je mehr er glühte, sich an der stolzen Republik zu rächen, desto kühler verhielten sich die deutschen Stände. Gänzlich von ihnen im Stich gelassen, in seinem eigenen Lande von Frankreich, welches den Herzog von Geldern zum Aufstande reizte, bedroht, suchte er durch Ausgleich des einen Gegners sich zu entledigen, um sich mit voller Kraft auf den anderen werfen

zu können, und schloß sich daher der Ligue von Cambray an, zu welcher sich Ludwig XII., Ferdinand der Katholische und der kriegerische Papst Julius II. gegen die Übermacht Venedigs verbanden (1508). Die Franzosen siegten zwar bei Agnadello (1509) über die Venetianer; aber an Paduas tapferem Widerstande brach sich die Kraft des kaiserlichen Heeres. Als der Sieg der Franzosen bei Ravenna 1512 das Übergewicht derselben in Italien offenbarte, sagte sich Maximilian von ihnen los und beteiligte sich an dem zu ihrer Vertreibung aus der Halbinsel von Julius II., Ferdinand und Venedig (1511) geschlossenen Bunde, der hl. Ligue, 1512. Der italienische Krieg, bemerkenswert durch den reichen Wechsel der Parteien, ist auch reich an Wendungen des Kriegsglückes. Frankreich verlor durch denselben zwar Navarra an Spanien, aber obwohl bei Novara (1513) von den Schweizern Maximilians Sforza, des ältesten Sohnes von Ludovico, bei Guinegate in der Picardie (1513) durch den Kaiser und seinen Verbündeten, Heinrich VIII. von England, geschlagen, gewann es schließlich durch den glänzenden Sieg Franz' I. (1515—1547) über die Schweizer in der „Riesenschlacht" bei Marignano (1515) mit Hilfe deutscher Landsknechte das zweimal verlorene Mailand wieder. Für den Kaiser hatte der unglückliche Feldzug nichts als die schwersten Opfer an Geld und Truppen und für den kläglichen Erwerb von Roveredo, Ampezzo und Riva den herben Verlust von Mailand, Brescia und Verona gebracht. Zum Türkenkrieg verweigerten die Stände trotz aller Mahnungen des Kaisers und des Papstes die nötige Hilfe. Wenige Jahre später eroberte Soliman II. der Prächtige Belgrad, „das eine Auge der Christenheit", im folgenden Jahre auch das andere (1521), die Insel Rhodus; zehn Jahre nach dem Tode Maximilians standen die Türken vor Wien (1529).

Wirklichen Erfolg hatte nur Maximilians Hauspolitik. Die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Kastilien, eröffnete diesem die Aussicht auf die ganze spanische Ländermasse (1496). Da Philipp der Schöne schon 1506 starb und seine Witwe aus Schmerz über seinen Tod in unheilbare Gemütskrankheit verfiel, ward ihr ältester Sohn Karl Herrscher der Niederlande und im Alter von sechzehn Jahren 1516 Erbe der spanischen Krone. Eine Doppelheirat zwischen den Kindern Wladislaws II. von Böhmen und Ungarn, Ludwig und Anna, mit den Geschwistern Karls, Ferdinand und Maria (1515), sicherte dem Hause Habsburg für die Zukunft die Wiedergewinnung alten Besitzes, der freilich nach dem Heldentod des Königs Ludwig II. bei Mohacz (1526) in langem und schwerem Kampfe verteidigt und erobert werden mußte. Mit allen Kräften strebte Maximilian danach, seinem Enkel Karl auch die Kaiserkrone zu verschaffen. Und da das spanische Geld reicher und rascher floß, als das französische, so hielt sich Maximilian der

Habsburger. (Tafel 1.)

König Rudolf I., † 1291.

Gem. Gertrud von Zollern-Hohenberg.

König Albrecht I. † 1308. — Rudolf † 1290. — Mechthild, Gem. Herzog v. Baiern. — Hedwig, Gem. Markgraf v. Brandenburg. — Agnes, Gem. Herzog v. Sachsen. — Guta, Gem. Wenzel II. v. Böhmen.

Johann (Parricida).

Rudolf III. v. Böhmen † 1307. — Friedrich d. Schöne † 1330. — Leopold † 1326. — Albrecht II. † 1358. — Heinrich † 1327. — Otto † 1339.

Rudolf IV. † 1365. — Friedrich † 1362. — Albrecht III. † 1395. — Leopold III. † 1386.

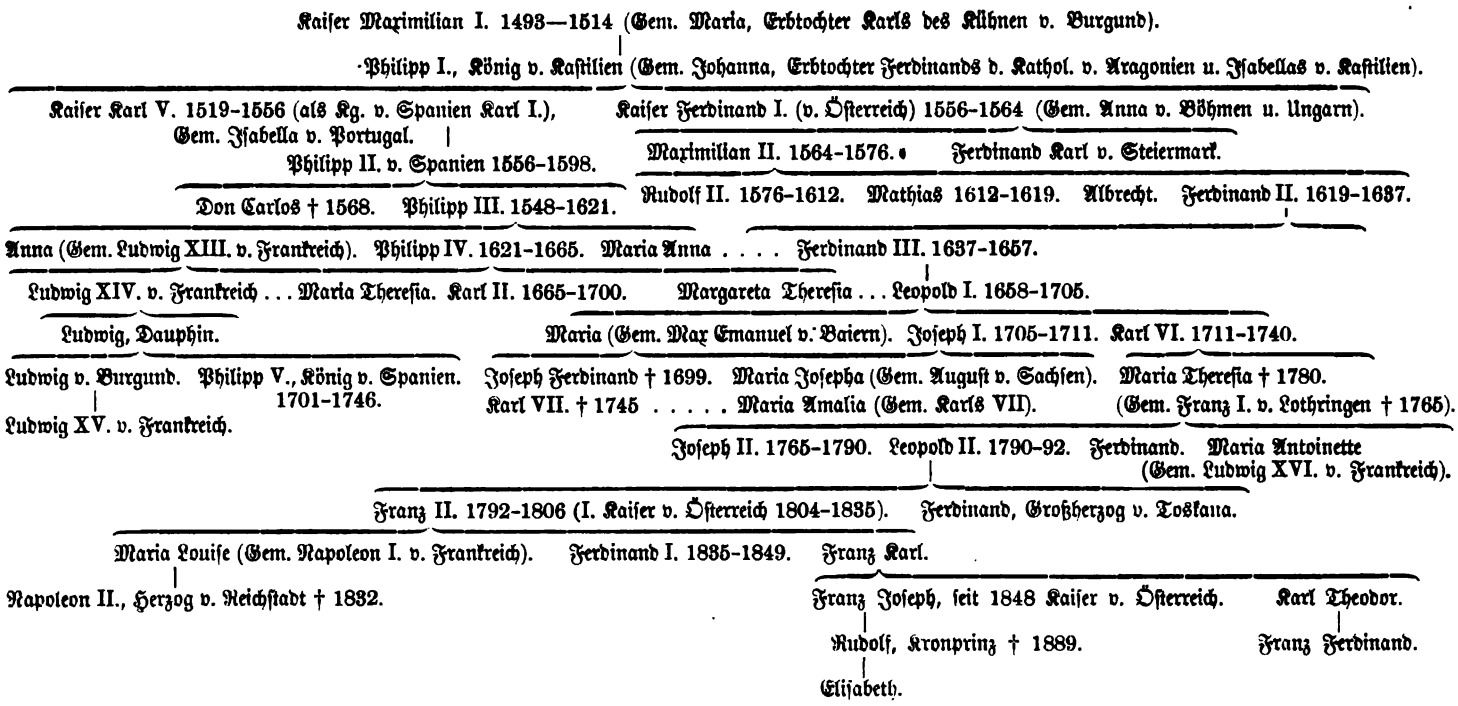
Albrecht IV. † 1404. — Wilhelm † 1406. — Leopold † 1411. — Ernst † 1424. — Friedrich † 1439.

Albrecht V., als König **Albrecht II.** † 1439. Gem. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigmunds. — **Kaiser Friedrich III.** † 1493. — Albrecht VI. † 1463. — Sigmund v. Tirol † 1496.

Ladislaus Postumus † 1457. — **Kaiser Maximilian I.** † 1519.

Stimmen von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg für sicher. Für Böhmen versprach der polnische König Sigmund als Mitvormund für den minderjährigen König Ludwig die Wahl Karls. Trier stand insgeheim zu Frankreich. Friedrich der Weise wahrte sich in ehrlich deutscher Weise die Freiheit seines Wahlrechts. Kaum hatte Maximilian die Augen geschlossen, da ließen die „Praktiken" Franz' I. die bezahlten Kurfürsten aller gegebenen Versprechungen vergessen. Gegen alle Thronkandidaten Franz I., Heinrich VIII. von England, Kurfürst Joachim von Brandenburg und Friedrich den Weisen, der allein allen Lockungen unzugänglich war, siegte doch am Ende Karl, welchen die Anhänglichkeit des deutschen Volkes an das Haus Habsburg forderte und wie seinen Vetter aus der Not begrüßte, den die Macht seiner Mittel empfahl, dessen Kraft und Willen aber, so fest sie sein mochten, in der Vielheit und dem Widerstreit der Interessen sich zersplitterte, im Kampfe gegen die unaufhaltsam wirkende und fortschreitende Zersetzung mächtig

Das Habsburger Haus seit Maximilian I. (Tafel 2.)



los war. Während Frankreich sich langsam zu einem Einheitsstaate erhoben hatte, war Deutschland zu einem Staatenbunde hinabgesunken. Es war aus seiner führenden Stellung in Europa herausgedrängt und mußte diese an den Nebenbuhler überlassen. Aber neben Frankreich trat bald der Inselstaat England und sorgte für Erhaltung des europäischen Gleichgewichts. Der deutsche Kaiser aber befand sich gegenüber den Königen von England und Frankreich in schmählicher Abhängigkeit von den deutschen Fürsten. Mit der später erst mit dem Fremdworte „Kapitulation" bezeichneten „Verschreibung", welche die Kurfürsten Karl abdrangen, war dem Kaiser kaum mehr freies Handeln möglich. Statt eines Hauptes hatte das Reich mehrere.

5. Umgestaltung des Mittelalters.

Gerne hatte man sich in den Gedanken versenkt, daß mit einem Male die Nacht des Mittelalters dem strahlenden Morgenlichte einer neuen Zeit gewichen sei. Aber wenn selbst das Mittelalter einer Nacht verglichen werden könnte, sie würde in ihrer Sternenpracht dem Gemüte trauter sein, als der trübe Tag, der ihr folgte. Das neue Licht war nicht der Sonne belebende und erwärmende Glut, welche den Frost der Nacht verzehrt, sondern die Lohe flammenden Brandes, der nur zerstörend und sengend wirkt und neben die glühende Helle die schwärzesten Schatten wirft. Die Geschichte verläuft nicht im regelmäßigen Wechsel von Nacht und Tag. So gleichen auch mächtig einschneidende Ereignisse nicht dem stets sich wiederholenden Auftauchen des Tagesgestirns; sie erinnern vielmehr zuweilen an die gewaltige Thätigkeit eines Vulkans, der lange in stolzer Ruhe daliegt, höchstens die ewig dräuende Rauchwolke in die heitere Bläue des Himmels emporsendet, bis in gewaltigem Ausbruche die Kräfte seines Inneren ihr Leben und Wirken äußern. Dann freilich entsinnt man sich der mißachteten Vorboten, des oft gehörten unterirdischen Grollens, der leichten oder stärkeren Erdstöße, welche auf bedeutende Bewegungen und Wandelungen im Inneren hinwiesen. Die neue Zeit war längst vorbereitet und angedeutet durch Umgestaltungen auf allen Gebieten des Lebens der europäischen Völker, durch Verschiebung in der Machtstellung der Staaten wie der Stände, durch Änderung der materiellen Lage wie der geistigen Bildung, durch Verbindung sozialer und religiöser Reformbestrebungen. Wenn man sonst die Neuzeit von der Entdeckung des neuen Erdteils durch Christophero Colon glaubte datieren zu müssen, so hat man außer acht gelassen, daß die Einwirkung derselben auf die Verlegung der Handelswege keineswegs unmittelbar und plötzlich erfolgte. Das Zusammenwirken der mannigfachsten Umstände hat allmählich an die Stelle des Alten Neues gesetzt. Zu diesen Umständen gehören allerdings in erster Linie die Entdeckungen und Erfindungen, welche das scheidende Mittelalter der folgenden Zeit zu weiterer Ausbeute vererbte.

Die Anwendung der schon lange den Chinesen bekannten Magnetnadel, welche seit dem 13. Jahrhundert von Italien aus weitere Verbreitung fand, gab mit der größeren Sicherheit, auch fern von der Küste die Richtung zu finden, Mut zu größeren Fahrten. Die Portugiesen, von ihrem wißbegierigen und thatkräftigen Infanten Heinrich dem Seefahrer († 1460) angetrieben, wagten sich zuerst hinaus in das seither ängstlich gemiedene afrikanische Meer und gelangten bis etwa zum grünen Vorgebirge. Unter Johann II. erreichte Bartholomäus Diaz 1486 das „Kap der Stürme", welches mit Recht vom König in der frohen Aussicht auf weitere Entdeckungen den Namen der „guten Hoffnung" erhielt. Im Jahre 1498 entdeckte Vasco da Gama den lang ersehnten Seeweg nach Ostindien. In seiner Begleitung befand sich ein Deutscher. Bereits 6 Jahre früher aber hatte schon der Nürnberger Martin Behaim, der treffliche Schüler seines großen Lehrers, des Mathematikers und Astronomen Johann Müller von Königsberg, des „Regiomontanus", auf seinem Erdglobus den gesuchten Weg angegeben, wie er auch den später von Magelhaens gefundenen Weg um Südamerika herum schon auf einer Karte angedeutet hatte.

Der Genuese Christoph Columbus entdeckte am 12. Oktober 1492, gleichfalls nach Indien strebend, nach dreimonatlicher Fahrt mit drei spanischen Schiffen die Insel Guanahani (Watlings-Island) in der Bahamagruppe, auf seiner zweiten und dritten Reise (1493—96, 1498—1500) die Antillen und die Nordküste von Südamerika. Ein Freiburger, Martin Waldseemüller (eigentl. Walzemüller), nannte das nun entdeckte Land nach den Reisen des Florentiners Amerigo Vespucci „das Land des Amerigo" und soll damit den Namen „Amerika" aufgebracht haben (1507). Nach anderen ist der Namen „Americ", welchen die Bewohner von Nicaragua von einem Gebirge ihres Landes gebrauchten, auf das ganze Festland übertragen worden. Die neuen Entdeckungen verschoben den Schwerpunkt des Handels nach dem Westen, aber erst ganz allmählich. Im Anfang des Entdeckungszeitalters wahrten die deutschen Handelsstädte, besonders Augsburg und Nürnberg, noch durchaus ihre Bedeutung. Aber die Lockerung des Verhältnisses zu Italien und die Zersplitterung der deutschen Kraft ließ dem Westen Europas die Vorteile der Entdeckungen am meisten zu gut kommen. An den allgemeinen Einwirkungen derselben nahm auch Deutschland teil, sie mochten wohl oder übel sein.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung war zweitens der Gebrauch des Schießpulvers, dessen Kenntnis die Kreuzzüge vermittelt hatten. Das Verdienst seiner Erfindung kommt den Chinesen zu. Längst bevor der Franziskaner Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau die gewaltige Wirkung der Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle erkannte (1340 ?), war die Zusammensetzung dieser Stoffe im Betriebe der Gewerbe zur Verwertung gekommen. Aber erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts wendete man die Feuerwaffen an, anfangs

mehr schreckende als gefährliche Bombarden und Feldschlangen. Erst allmählich bürgerte sich neben der noch lange gebrauchten Armbrust die Handbüchse ein. Vor den Fürsten hatten die Städte Geschütze in Besitz und Gebrauch; aber den Hauptnutzen zogen doch erstere aus der Umgestaltung des ganzen Kriegswesens. Das Ritterheer, im Kampfe längst dem Fußvolk unterlegen, wich nun gänzlich dem aufkommenden Söldnerwesen, wie es zuerst in Italien ins Leben getreten war, in dem Armagnakenkrieg sich furchtbar gemacht hatte, von Maximilian I. durch eine besondere Ordnung und Einrichtung zu wirklicher Bedeutung und Macht gelangte. Die geworbenen „Landsknechte" bildeten eine durch Fahneneid und feste Satzung gebundene Gemeinschaft deutscher Berufssoldaten. Das unter dem „Feldobristen" stehende Regiment zerfiel in mehrere „Fähnlein", die etwa je 400 Mann stark je ein Hauptmann führte. Sein „Stellvertreter" war der Leutnant, dann folgten der Fähnrich, der Waibel, der Drillmeister. Die Gerichtsbarkeit übte der Schultheiß und der gefürchtete Profos. Aber als echtes Kriegsvolk traten die „frummen" Landsknechte auch zu eigenmächtiger Beratung und Entscheidung zusammen, war es, daß sie dem Obristen wegen mangelnder Soldzahlung den Dienst kündigen wollten, oder um über ein schweres Vergehen eines der Brüder zu richten und an ihm das „Recht der langen Spieße" zu vollziehen, d. h. um dem Verurteilten mit ihren Spießen den Gnadenstoß zu geben. Neben der Muskete und der kürzeren Schießwaffe, der Arkebuse, waren nämlich der c. 5 m lange Spieß und das Schlachtschwert immer noch die Hauptwaffe. Ihre deutsche Herkunft verleugneten die Gesellen nicht, aber sie gaben sie kund weniger durch Liebe und Treue zur Heimat, als in der todesmutigen Tapferkeit, mit welcher sie kämpften. In der Wucht ihres Angriffs lag ihre Stärke. Das Gefecht eröffnete der „verlorene Haufen", der meist aus Freiwilligen bestand. Dann rückte in Geviertordnung aufgestellt der „helle Haufen" heran, in den vordersten Reihen die starrenden „Spieße", vor der Fahne die „Schlachtschwerter", zur Seite die Schützen. In furchtbarem Handgemenge rangen die reckenhaften Reisigen miteinander; der Waffenlärm, das Getose der mächtigen Trommeln, das durcheinander tobende Geschrei Bedrängter und Siegender, hie Klagen, dort Jauchzen, entfesselten wildeste Kampfeslust, rasende Wut, sinnlose Rachgier. Nicht selten endete das Ringen erst mit der Vernichtung des Gegners.

Im Lager, auf dem Marsche, bei Parade bot ein Heer von Landsknechten ein überaus farbenreiches Bild; denn, da jeder seine Ausrüstung und Bekleidung selbst zu besorgen hatte, herrschte je nach Vermögen und Geschmack der bunteste Wechsel in Schnitt und Farbe der Tracht. Der folgende zahlreiche Troß von Knechten, Weibern und Kindern der Soldaten, der mitgeschleppte Wirrwarr von Hausrat und Beute gab dem Zuge das Gepräge eines wandernden Volkes, dem gemeinsam war der unruhige Sinn, die Lust am ungebundenen Leben, die Freude am Raufen und Rauben. Und doch fehlte es auch diesen

feilen Kriegern nicht an anziehenden Zügen treuen brüderlichen Zusammenhaltens und echt soldatischen Ehrgefühls, auch ihnen nicht an dem Grundzuge des deutschen Gemütes, der Liebe zum frohen Sange.

Weit rascher und viel gewaltiger als die das materielle Leben der Völker beeinflussenden Entdeckungen des 15. Jahrhunderts und die Umgestaltung des Kriegswesens war die Einwirkung der Erfindung der Typographie für das geistige Gebiet. Länger schon druckte man Bilder und Worte mit Holztafeln und Metallplatten. Da erfand Johann Gensfleisch zum Gutenberg in Mainz gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts den Druck mit beweglichen gegossenen Lettern, nach den Worten des Karthäusers Werner Rolewinck „die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit bereichert und erleuchtet worden ist.“ Die Eroberung von Mainz durch den Erzbischof Adolf von Nassau (1462) veranlaßte den Erfinder und seine Gesellen zum Verlassen der Stadt. So ward das „Geheimnis“ rasch Gemeingut aller Lande. Doch waren es lange noch Deutsche, die in den fremden Ländern die Kunst allein übten. Gleichzeitig trat der deutsche Buchhandel seine Weltherrschaft an, deren Mittelpunkt etwa mit dem zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts die Frankfurter Messe wurde. Mit gerechtem Stolze rühmte Jakob Wimpheling im Jahre 1507: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas.“ Und wie vor allem der Klerus die Druckkunst förderte, so waren es zunächst die religiösen Schriftwerke, welche vervielfältigt wurden, die Vulgata, die bis zum Jahre 1500 in beinahe 100 Auflagen erschien, etwa 20 deutsche Bibeln, zahlreiche Predigten, katechetische Unterweisungen und Erbauungsbücher, Sammlungen geistlicher Lieder; zugleich trat die Kunst in den Dienst der weltlichen Litteratur, welche durch den Humanismus einen neuen, mächtigen Aufschwung genommen hatte.

Auf dem klassischen Boden Italiens erwachte in dem 14. Jahrhundert wieder das Verständnis und die Begeisterung für die antike Wissenschaft und Kunst nach Geist und Form. Man bewunderte und ahmte den reinen Stil der römischen Schriftsteller nach und erglühte von feuriger Liebe zu der nun erst bekannt werdenden griechischen Litteratur. Das Eindringen der Türken in Europa näherte das griechische Kaisertum wieder dem Westen und veranlaßte gar manchen byzantinischen Gelehrten, die bedrohte Heimat zu verlassen. Nach dem Falle von Konstantinopel suchten und fanden noch mehr Griechen ihre Zuflucht in Italien und verpflanzten hieher — zum zweitenmale im Laufe der Geschichte — griechische Geistesbildung. Aber schon im Ausgange des 14. Jahrhunderts kam Manuel Chrysoloras nach Florenz, welches bald durch Cosimo Medici († 1464), mehr noch durch dessen Enkel Lorenzo der Sammelplatz der bedeutendsten Gelehrten und Künstler und wißbegieriger Schüler, zugleich die Kammer des Humanismus für Handschriften, Werke der Skulptur, Gemmen u. s. w. wurde.

Hier fanden die Jünger der Renaissance Anregung und Förderung zugleich. Die Dichter Dante Alighieri, Giovanni Boccaccio, Michelangelo Buonarotti, Maler, Baumeister, Bildhauer, Dichter zugleich, Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli, der Lehrer der neuen Politik des selbstsüchtigen Absolutismus, waren Florentiner. Auch der Hof Alfons' I. von Neapel, selbst die kleineren Höfe von Ferrara und Mantua begünstigten die Humanisten. Die Päpste Nikolaus V., Pius II., als Aeneas Sylvius selbst einer der Humanisten, und der kunstsinnige Mediceer Leo X. waren ihre Freunde und Gönner.

Von Italien drang der neue Geist nach Deutschland. Der berühmte Handschriftenfinder Poggio Bracciolini war als päpstlicher Sekretär bei dem Konstanzer Konzil thätig: griechische Theologen verkehrten auf dem Konzil zu Basel; Enea Silvio trat in die Dienste Friedrichs III., der ihn zum Meister der Poesie und Geschichte gekrönt hatte. Und wie die gewandten Italiener in Deutschland ob ihrer Gelehrsamkeit angestaunt und gefeiert wurden, so trieb jetzt die Sehnsucht nach der Heimstätte der klassischen Bildung zahlreiche Deutsche über die Alpen.

Anfangs standen die Vorkämpfer der klassischen Bildung noch ganz auf dem Boden der Kirche. Der Reiz antiker Schönheit verschloß ihr Auge und Herz nicht der erhabenen Wahrheit. Der Kardinal Nikolaus von Cues, der Friese Rudolf Agricola (1442—1485), welchen man als den Vater des deutschen Humanismus bezeichnen könnte, die Westfalen Alexander Hegius, Rudolf von Langen und Ludwig Dringenberg und andere Schüler der „Brüder vom gemeinsamen Leben", auch der „Erzieher Deutschlands" Jakob Wimpheling, Gabriel Biel, Johannes Trithemius waren bei aller Liebe zum Altertum von echt christlichem Geiste durchdrungen und sorgten neben reinem Eifer für die Wissenschaft auch durch Schulen für das Bedürfnis des Volkes. Erst der jüngere Humanismus, angesteckt von der Frivolität und sittlichen Fäulnis der Italiener, trat in scharfen Gegensatz scheinbar zu der beschränkten und beschränkenden Scholastik und dem unwissenden Mönchtum, in Wahrheit gegen das einengende Sittengesetz des Christentums. Schon Konrad Celtes (Pickel, 1459—1508), welchen Kaiser Maximilian im Jahre 1497 nach Wien als Professor berief, huldigte einer ganz naturalistischen Weltanschauung und epikureischen Lebensweise; aber er versank nicht in Roheit und erwarb sich großartige Verdienste um die Rettung von Schätzen nicht nur des Altertums, sondern auch der deutschen Vergangenheit, welche er auf seinen unablässigen und weiten Reisen aufstöberte. Seinem Freunde, dem hochgelehrten Konrad Peutinger, Ratschreiber von Augsburg, hinterließ er die nach diesem genannte Weltkarte. Er hat die Dichtungen der Roswitha von Gandersheim und den sogenannten Ligurinus der Vergessenheit entrissen, er zuerst über Universalgeschichte Kollegien gehalten, wie Wimpheling die erste allgemeine deutsche Geschichte schrieb. Der deutsche Mediceer war

Willibald Pirkheimer (1470—1530), der Freund Albrecht Dürers. Selbst allseitig und tief gebildet, Philolog, Jurist, Staatsmann, Geschichtschreiber und Heerführer in einer Person, machte er sein Haus in Nürnberg zu einer weitgerühmten „Herberge der Gelehrten". Auch er zeigte sich als Gegner der kirchlichen Wissenschaft des Mittelalters; sein Wandel war nicht makellos, wie sein Charakter nicht lauter; doch Gemüt und Verstand ließen ihn trotz arger Verirrung[1] nie sich ganz von der Kirche entfremden. An Seelenadel übertrafen ihn seine beiden gelehrten Schwestern, die Äbtissin Charitas und die Nonne Clara Pirkheimer. Den schlimmsten Einfluß auf die jüngeren Anhänger des Humanismus übte der kalte, selbsüchtige und selbstgefällige Spötter Desiderius Erasmus von Rotterdam, der bald der Abgott aller Feinde der „Barbaren", aller Verehrer der schlüpfrigen Litteratur und Moral des Altertums wurde. Die sittliche Verkommenheit gar vieler Humanisten sprach sich nicht nur in wohlgelungener und überbietender Nachahmung der schamlosesten Erotik aus, sondern bethätigte sich in ungebundenem Lasterleben. Die gröbsten sittlichen Ausschweifungen und unflätigste Beschönigung derselben, gemeinste Lust am Trunk, niedrigste Schmähsucht und Wonne am Streit kennzeichneten bald den Geist des jüngeren Humanismus. Der „Poeten"-kreis, welcher sich in Erfurt um den platonischen „Tugendlehrer", den geistlichen Konrad Mutianus aus Gotha, gruppierte, reizte zum erbitterten Kampf gegen die „Finsternis" der Scholastik. Zu diesem erleuchteten Kreise zählten Eobanus Hessus, Crotus Rubianus, Petrejus Eberbach, Georg Spalatin, kurze Zeit auch Ulrich von Hutten. Sie haben redlich das Ihrige gethan, um die Sitten- wie die Heilslehre der Kirche in den Kot zu treten, für Schule und Wissenschaft im Grunde nichts geleistet, gewiß hundertmal weniger, als die als Scholastiker verlästerten Männer; selbst religiöser Überzeugung und sittlichen Gefühles bar, haben sie jeden Anlaß benutzt, um im Kleide der Sittenprediger loszuziehen gegen die kirchliche Autorität. Das ist der große Gegensatz zwischen dem älteren und dem jüngeren Humanismus: jener bekämpft die unleugbaren Mißstände auf kirchlichem Gebiete und fängt bei sich selbst mit der Reformation an, dieser will das alte Gebäude niederreißen, ohne im stand zu sein, auch nur Stoff zu einem neuen zu liefern. Auch an dem Reuchlinischen Streit nahmen sie thätigen Anteil, nicht um der Sache willen, sondern weil er ihnen willkommene Gelegenheit bot, an dem Stuhle Petri zu rütteln. Die von den Erfurtern, besonders Crotus Rubianus und Hutten, verfaßten „Briefe unberühmter Männer", oder wie sie falsch genannt werden, „der Dunkelmänner" (1515—1517), als Satire schlimmer wie der offene Geifer des Hasses, richteten ihre Spitze nicht so sehr gegen die Kölner Theologen, als gegen die Kirche und das Papsttum als solches.

[1] Er ist der Hauptverfasser eines an Geist und Schmutz wahrhaft aristophaneischen Pamphlets gegen Dr. Eck (1520).

Daß Leo X. selbst Gönner der Humanisten war, verschlug dabei nichts. Das Bedauerliche ist, daß ein so ernster Gelehrter und sittlich reiner Mann, wie Johann Reuchlin, sich von den „Poeten" zu unwürdigem Benehmen und gehässiger Sprache verleiten ließ. Seine Begeisterung für die hebräische Sprache, deren wissenschaftliches Studium er in Deutschland begründete, sein Hang zur Mystik verführten ihn zu einer ganz einseitigen Wertschätzung der jüdischen Geheimlehre und der kabbalistischen Schriften. Gegen ihn wandte sich der Dominikaner Jakob Hochstraten zu Köln, Glaubensinquisitor für die rheinischen Erzbistümer, und der getaufte Jude Johann Pfefferkorn, der im Auftrage Maximilians 1509 die Einziehung der gegen den christlichen Glauben feindlichen Judenbücher vornehmen wollte und deshalb in einem Gutachten von Reuchlin angegriffen war. Dem leidenschaftlichen Ton Pfefferkorns begegnete Reuchlin noch heftiger. Als ihm wegen seiner Schrift „Augenspiegel", die von den theologischen Fakultäten zu Löwen, Köln, Mainz, Erfurt und Paris verworfen worden war, durch Hochstraten der Prozeß gemacht wurde, legte er Berufung an den Papst ein und hatte dadurch gewonnen Spiel. Denn in Rom zog sich die Entscheidung über den Handel hin. Das Übergewicht der Humanisten am Hofe des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, der sogar den sittlich ganz verkommenen, aber geistvollen Hutten in seinen Schutz genommen, verschaffte Reuchlein anfänglich ohne Urteil den Sieg. Das war, was er selbst nicht geahnt und gewollt hatte, ein „Triumph" für die religiöse Revolution. Als 1519 der Prozeß vom Papste zu seinen Ungunsten entschieden ward, unterwarf sich Reuchlin und brach mit den Revolutionären, welche zu offener Gewalt bereit waren.

Die kirchlichen und wirtschaftlichen, wie die rechtlichen und sozialen Verhältnisse hatten sich allmählich so gestaltet, daß ein gewaltsamer Zusammensturz alles Bestehenden fast unausbleiblich war.

Zunächst befand sich der Klerus in ganz unhaltbarem Zustande. Während alle Bistümer und einträglichen Pfründen in die Hände des geistlichen Adels gerieten, darbte die niedere Geistlichkeit. Dem Wohlleben, der Verschwendungssucht, der Unwissenheit und Sittenlosigkeit der einen, gleichgiltig ob Pfaffen oder Mönche, stand auf der anderen Seite niedrigste Begehrlichkeit, schmutziger Geiz entgegen. Hier Mißachtung, dort Mißbrauch des Heiligen. Das eine wie das andere ärgerliche Leben mußte in dem Volke das Ansehen des Standes untergraben und, wie denn der Mensch stets geneigt ist die Sache mit der Person zusammenzuwerfen, die Achtung vor der kirchlichen Lehre, den Glauben selbst ins Wanken bringen. Die bitteren Klagen über die schnöde Gewinnsucht der Geistlichkeit, über die drückenden Abgaben, welche der römische Hof in der Form der Annaten und Palliengelder, d. h. der Jahres- oder Halbjahres-Erträge einer Pfründe beim Amtsantritt eines Inhabers derselben, und der Sporteln für die Verleihung des Palliums an Erzbischöfe, die Beschwerden über Verhängung kirch-

licher Strafen in Fällen, welche mehr oder weniger nicht kirchlicher Natur waren, deckten schlimme, unheilvolle Schäden der kirchlichen Verwaltung bloß. Der mit den Reliquien vielfach geübte Betrug, er mochte aus religiöser Schwärmerei hervorgehen oder auf Ausbeutung der leichtgläubigen Menge hinauslaufen, mußte den Widerspruch Ehrlichdenkender und Wohlmeinender, den Spott Feindlichgesinnter, den Zweifel der Harmlosen wecken. Die Zuchtlosigkeit vieler sich über die klösterlichen Regeln hinwegsetzender Mönche und Nonnen warf ihre Schatten auf das ganze Ordensleben. Solche Zeiten fördern stets die Verneinung und die Schwärmerei zugleich. Darum fanden die „böhmischen Brüder", der Hirt Johannes Böhm, genannt der „Pauker" von Niklashausen an der Tauber (1476), Johannes Rucherath von Oberwesel, der eine Zeitlang auch in Erfurt als Professor wirkte und nach geleistetem Widerruf seiner Irrlehren (1479)[1] bei den Augustinern in Mainz starb (c. 1481), Johannes Wessel aus Groningen († 1489) und andere sogenannte Vorläufer Luthers leicht Anhang. Der größte Teil des deutschen Volkes bewährte seinen kindlich frommen und gläubigen Sinn noch in eifriger Andacht, reichen Stiftungen und Spenden für Arme, Kranke, Klöster und Kirchen. Echt christliche Opferwilligkeit bot den Künsten das edelste Feld zu herrlicher Entfaltung: Baumeister, Bildner, Maler, Erzgießer, Goldschmiede, Schnitzer, Tonsetzer, sie alle fanden lohnende Thätigkeit vornehmlich im Dienste zu Gottes Ehre. Soviel auch an Kunstwerken in den folgenden Stürmen zu Grunde gegangen, die noch erhaltenen Denkmäler reden nicht bloß von dem Reichtum und der Prachtliebe ihrer Entstehungszeit, sie sind auch ein getreuer Spiegel des tiefen, lauteren Gemütes und des hohen Geistes, welchen das ganze Volksleben atmete. Der einzigen Stadt Nürnberg gehören Meister an wie der Erzgießer Peter Vischer, der Steinmetz Adam Kraft, der Kupferschmied Sebastian Lindenast, durch Kunst und Freundschaft innig verbunden, Veit Stoß, Holzschnitzer, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Mechaniker und Bautechniker zugleich; der Glasmaler Veit Hirschvogel, der Holzschneider Michael Wohlgemuth und endlich der Fürst der Künstler Albrecht Dürer (1471—1529), der mit gleicher Meisterschaft den Pinsel, wie den Stichel und den Zirkel führte.

Das stumme Gotteshaus erhob das fromme Gemüt zu andachtsvoller Stimmung; die Werke der Malerei und Bildhauerei führten die Leidensgeschichte des Heilands, das Leben der Seligen Gottes, die Lehren der Kirche in schlichten Allegorieen vor Augen, predigten Verachtung der Welt und wiesen hin auf das Jenseits. Die bildlichen Darstellungen des Kreuzwegs luden ein zu stiller Betrachtung und

[1] Man warf ihm z. B. vor, er habe in Wiesbaden oder sonstwo gepredigt, wer das hl. Sakrament sehe, der sehe den Teufel. Das stellte er indes in Abrede. Sicher bekämpfte er die Lehre vom hl. Abendmahl, von der Beichte, der hl. Ölung, dem Fegefeuer, dem Ablaß, der Heiligenverehrung, dem Fastengebot.

lehrten Troſt und Ergebung; die Totentänze mahnten den Beſchauer zur Einkehr in ſich ſelbſt; die Armenbibeln und Bilderkatechismen verkündeten dem Ungelehrten in verſtändlicher Sprache die Glaubenslehre. Zahlreiche Poſtillen, Gebet-, Erbauungs- und Unterrichtsbücher, in der Sprache des Volkes geſchrieben, gaben klare und untrügliche Unterweiſung über die Gebote, die Sünde, die Gebräuche und Heilsmittel der Kirche. Gehört doch jener Zeit an z. B. das unvergleichlich ſchöne Buch von der „Nachfolge Chriſti".

Der Gottesdienſt ſelbſt aber mußte die Gläubigen erheben. Neben der Liturgie erklangen während der hl. Meſſe, vor und nach der Predigt, ſowie bei den Veſperandachten und kirchlichen Umzügen deutſche Kirchenlieder, deren Zahl ſich gerade im fünfzehnten Jahrhundert ganz bedeutend vermehrte. Allein die Zahl der in dem Weihnachtskreiſe geſungenen Lieder, von denen viele wie »Es iſt ein ros entsprungen« noch jetzt des Volkes Gemüt wie mit Himmelsgewalt fortreißen, belief ſich auf nahezu 100. In Chriſtenlehre und Predigt, welche deutſch, nicht — wie man lange irrig glaubte, lateiniſch — gehalten wurde, verkündeten die Prieſter alle Sonn- und Feiertage, während der Faſtenzeit auch ein oder mehrere Male in der Woche das Wort Gottes. Strenge kirchliche und weltliche Verordnungen verpflichteten zum Beſuche der Predigt, und zahlreiche Stiftungen begünſtigten die Frühmeſſer, welche den erſten Gottesdienſt zu halten hatten, und die Prediger. Von hervorragenden Kanzelrednern der Zeit ſeien nur der Ulmer Ulrich Kraft, Gabriel Biel, Domprediger in Mainz und ſpäter Profeſſor in Tübingen, und der gewaltige und doch ſo demütige Geiler von Kaiſersberg († 1510), Domprediger von Straßburg, genannt. Wenn deſſen Freund, der Stadtſyndikus und kaiſerliche Rat, Sebaſtian Brant, in ſeinem „Narrenſchiff" (1494 1. Aufl., 1512 9. Aufl.) die Gebrechen der Zeit in ſatiriſcher Form zeichnete und an den Pranger ſtellte, mit männlichem Freimute und in packender Sprache geißelte der echte Volksmann ſchonungslos hoch und niedrig, geiſtlich und weltlich ob ihrer Verkehrtheiten, böſen Neigungen und Laſter und gab ſelbſt durch ſein ſegensreiches Wirken und ſeinen makelloſen Wandel das ſchönſte Vorbild würdigen Lebens und Strebens. Brant und Geiler vornehmlich decken die tiefen ſozialen Schäden bloß, an denen ihre Zeit krankte.

Dieſe gingen aber auf die wirtſchaftlichen Verhältniſſe zurück. Nach allen zeitgenöſſiſchen Berichten befand Deutſchland ſich im 15. Jahrhundert in einem blühenden Zuſtande. „Überall ſehen wir" — ſchrieb im Jahre 1458 Aeneas Sylvius — „angebaute Fluren, Getreidefelder, Weinberge, ländliche und vorſtädtiſche Blumengärten und Obſtpflanzungen, überall ſchöne Gebäude, anmutige Landhäuſer, Schlöſſer auf den Bergen, ummauerte Städte." War auch der größte Teil des Grundes und Bodens im Beſitze des geiſtlichen und weltlichen Adels, von Stiftern, Klöſtern und Städten, auch der freie Bauer, der zins-

pflichtige Hofhörige und Pächter hatte als Eigentum oder erbliches Lehen ausreichendes Gut zu bewirtschaften, die Dorfgemeinschaft hatte in ihrer gemeinen Mark einen festen und einträglichen Besitz. Das Verhältnis zwischen dem Herrn des Bodens und dienst- und zinspflichtigen Hörigen war im allgemeinen dem alten Rechte entsprechend ein gesundes. In den echt deutschen Gebieten war die drückende Leibeigenschaft unbekannt. Sie entwickelte sich erst im sechzehnten Jahrhundert als üble Pockennarbe des eingeimpften römischen Rechts, das weder freie Bauern, noch Erbpächter, noch Hörige in der deutschen Bedeutung des Wortes kannte. Bei der günstigen Lage, deren sich der Bauernstand erfreute, konnte er auch trotz der einfachen althergebrachten Dreifelderwirtschaft zu hohem Wohlstande gelangen. Wo die Natur des Landes, wie in den Alpenländern und den norddeutschen Marschen, auf Viehzucht hinwies, herrschte die Feldgraswirtschaft vor. Langsam erst drang, wohl von Flandern her, die weisere Fruchtwechselwirtschaft ein. Auch von den Städtern trieb ein großer Teil einträglichen Land- und Gartenbau, sowie Viehzucht. Wenn heute noch vielfach der Besitzstand einer deutschen Bauersfrau nach dem mitgebrachten Linnengeräte taxiert wird, so konnte im Ausgange des Mittelalters Deutschland allein nach seinem Flachsbau für das reichste Land der Welt gelten.

Solange Landwirtschaft, Gewerbe und Handel in ihrer Entwicklung gleichen Schritt hielten, bestand eine gesunde Wechselbeziehung zwischen den Erwerbszweigen. Als aber der Handel sich mächtig gegenüber der wirtschaftlichen Thätigkeit hob, da traten auch bald die übeln Folgen dieses Übergewichts zu Tage. „Übertriebener Handel ist allerdings," wie Wimpheling richtig urteilte, „ein zweifelhaftes Gut, da er „allzu großen und leichten Gewinn abwirft und immer neue Bedürfnisse im Volke anstachelt und befriedigt". Bald fühlte der mittlere Bürger und das niedere Volk den schweren Druck der Herrschaft des Kapitals. Was der Geldwechsler und der Geldverleiher im kleinen durch Zins und Wucher von Bürger und Bauer heraus„schindet", das raubten im großen die Handelsgesellschaften durch den Aufkauf der Waren und deren Preissteigerung. Die Fürsten vom Geldsack hatten den ganzen Kleinhandel in ihrer Gewalt und machten den kleinen Mann ganz von sich abhängig. Die schlimmsten „Blutsauger" und „Beutelschneider" waren die verhaßten „Rechtsbieger", die mit dem fremden Recht das Volk „um Geld, Ehr und Recht" betrogen, indem sie die Prozesse vermehrten und möglichst in die Länge zogen. Die Juristen waren die feilen Helfershelfer der Fürsten, wenn es galt, das Volk in seinen Freiheiten zu beschränken, durch neue Steuern zu drücken, ein absolutistisches Regiment einzuführen. Gegen sie und die Wucherer richtete sich die Erbitterung der Bauern zuerst und vornehmlich, wie sie sich kundgab in den Aufständen des „Bundschuchs" im Elsaß, im Oberrheinthal, in Baiern, und des „armen Konrad" gegen den tyrannischen Herzog Ulrich von Württem-

berg (1514). Die sozialistischen Lehren des Hussitismus hatten längst auch in Deutschland Verbreitung gefunden und erhielten neue Unterstützung durch die im Jahre 1476 zum erstenmal erschienene ganz radikale Schrift „Reformation Kaiser Sigmunds“. Gleichzeitig und unmittelbar danach erheben sich die neuen Bauernunruhen, welche die Fürsten zur Klugheit mahnten, aber nicht zur Umkehr brachten. So fraß das soziale Übel weiter, genährt durch die mit der wachsenden Neigung zu Wohlleben und Üppigkeit allenthalben einreißende Sittenverderbnis und Zuchtlosigkeit. Der zunehmende Reichtum der Städte erzeugte einen übermäßigen Luxus in Lebensweise und Kleidung. Mit bitterem Hohne tadelt Geiler die närrische Putzsucht der Männer und Weiber, wie das geckenhafte und unsittliche Leben der jungen Kaufmannssöhne. Das üble Beispiel ahmten die armen Adligen nach zu ihrem eigenen finanziellen Ruin. Der Bauer wollte auch nicht zurückbleiben, und die Geistlichkeit, deren besser dotierte Stellen ja meist die jüngeren Söhne von Fürsten und Adligen innehatten, gab das schlimmste Ärgernis durch das ungeistliche, oft geradezu lasterhafte Treiben ihrer Standesgenossen. Was half alles Predigen einzelner wahren Diener Gottes wider Schwelgerei und Sittenlosigkeit, wenn gerade die Höfe der Bischöfe, die Wohnungen der Prälaten, der Müßiggang der Kanoniker, das Vagabundieren zuchtloser Mönche widersprechende Illustrationen zum warnenden und belehrenden Worte lieferten? Verachtung der kirchlichen Lehre, eigenmächtige Auslegung, Deutung und Verkehrung des göttlichen Gebotes mußte die notwendige Folge sein. Wo die Achtung vor der Autorität endet, da fängt die Herrschaft der Willkür an. Und schon waren es nicht mehr die Bauern allein, welche sich empörten; auch der Adel begann schon den offenen Kampf gegen die bestehende Ordnung. Was scherten sich die Ritter Götz von Berlichingen, sein Spießgeselle Hans von Selbitz, Mangold von Eberstein und der „edle“ Franz von Sickingen an den gebotenen ewigen Landfrieden, was an Acht und Aberacht? Ihre Fehden und Raubzüge, ihr Sengen und Brennen gegen Städte und Dörfer, Stifter und Fürsten blieben ungerächt. Soweit war es gekommen, daß ein Reichsritter, Sickingen, im Bunde mit hochverräterischen Fürsten, wie Ulrich von Württemberg, für den französischen König gegen den eigenen Kaiser thätig sein konnte, daß er ungestraft die Reichsstadt Metz und den Landgrafen Philipp von Hessen mit Krieg überziehen durfte (1517). Da konnte wohl Maximilian klagen: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr. Armes deutsches Land!“ Da war die trübe Ahnung Sebastian Brants wohl begründet:

„Es wird solch Wirrwarr überall,
So gruselig Zufall ufferstan,
Als ob die Welt solt untergan.
Gott helf der heilgen Christenheit!“

Die Neuzeit.

Erste Periode.

Vom Beginn der Reformation bis zum westfälischen Frieden.

(1517—1648.)

I. Erste Phase der Reformation.

(1517—1555.)

1. Die Anfänge der Reformation.

Wenn man die zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sich vollziehende Umwälzung als Reformation bezeichnet, so folgt man dabei mehr der herrschend gewordenen Überlieferung als dem nüchternen Urteil der strengen Forschung. Die Auflösung der mittelalterlichen Verhältnisse hat nicht die Bedeutung einer geistigen, sittlich-religiösen, politischen, nationalen Wiedergeburt. Mag man in der Reformation die siegreiche Erhebung des Geistes über die Geistlichkeit, der Religion über die Kirche, der Freiheit über die beengende und drückende Gewalt, des Deutschtums über Rom erblicken, sie trägt an sich das Gepräge der Revolution, das Brandmal der ungesetzlichen Auflehnung gegen die Autorität, die Kennzeichen unheilvoller Zersetzung. So unrichtig es ist, den Mann, nach welchem die ganze Bewegung den Namen erhalten hat, zum sittlich hohen, geistig mächtigen, weitschauenden, zielbewußten Reformator zu stempeln, so irrig würde es sein, ihm allein die Verantwortung für die allezeit beklagenswerten Folgen jener Revolution aufzubürden. Er sah zwar voraus, daß „die Sache des Evangeliums nicht ohne Tumult, Ärgernis und Aufruhr abginge“ und forderte Könige und Fürsten zum Kampf gegen „den ganzen Unrat des römischen Sodoma“ auf, aber das Wort war wohl nicht in voller Erkenntnis dessen gesprochen, was es forderte, sondern ein Ausdruck der maßlosen Leidenschaftlichkeit, die Reden und Handeln des Mannes fortriß. Wie bei der französischen Staatsumwälzung des vorigen Jahrhunderts, so waren auch im Anfang

des 16. Jahrhunderts alle Vorbedingungen zu einem Umsturz alles Bestehenden vorhanden: überhandnehmende Üppigkeit, weitverbreitete Sittenlosigkeit, wirtschaftliche Not einzelner Stände, des niederen Adels und der Bauern, und wachsende Unzufriedenheit, kirchenfeindliche Haltung der neuen Wissenschaft. Aber gleichwie der ins Wasser geworfene Stein, wenn auch selbst versinkend, Kreise um Kreise immer weiter über die Oberfläche hinzieht, ja, wie die Sage erzählt, den Mummelsee in gewaltigen Aufruhr versetzt, so hat Luthers Angriff auf die Autorität der Kirche bei der engen Verknüpfung der politischen und religiösen Verhältnisse des Mittelalters den Glauben an alle Autorität aufs tiefste erschüttert, die Achtung vor jeglicher Überlieferung, die Scheu vor Empörung und Gewaltthat vernichtet. Die entfesselte Menge zieht rasch Folgerungen, an welche der Urheber einer Bewegung meist nicht denkt, und schreitet rascher zur That, als sie davor gewarnt werden kann. Auch entschiedene Bewunderer Luthers haben unumwunden bekannt, daß die politische Reform des deutschen Reiches scheitern mußte, weil die religiöse es tiefer als je zerriß und zerklüftete. In kirchlicher Hinsicht wirkte die Reformation zunächst nur verneinend. Der positive Rest, welcher unversehrt blieb, glich doch nur den wenig wohnlichen Ruinen eines herrlich stolzen Bauwerks.

Gewöhnlich bezeichnet man den **Ablaßstreit** als den äußeren Anlaß der Reformation. Diese Bezeichnung ist nur mit der Beschränkung zutreffend, daß durch denselben die Lehre Luthers weitere Verbreitung gewann.

Am 31. Okt. 1517 mittags 12 Uhr schlug Dr. **Martin Luther**, Professor der Universität Wittenberg, an die Schloßkirche dieser Stadt handschriftlich[1] 95 Thesen über den Ablaß an — wie es schien — zu dem Zwecke, unter seinem Vorsitze über dieselben eine mündliche und schriftliche Disputation zu veranlassen. Dieses Vorgehen hatte an sich weder etwas Absonderliches, denn es entsprach dem allgemein an Hochschulen üblichen Gebrauche, noch die Bedeutung einer kühnen That. Ausdrücklich verwahrte sich der Verfasser gegen den etwaigen Vorwurf ketzerischer Absicht. Mit keinem Worte war dessen gedacht, welchem stets die Schuld des ganzen heraufbeschworenen Unheils zugeschoben wird, des **Dominikaners Johann Tetzel**. Erst der Übersetzer der Thesen, Justus Jonas, hat dessen Namen eingesetzt, nachdem derselbe einige Wochen später zu Frankfurt a. d. O. 106 Antithesen zum Zwecke der Promotion angeschlagen hatte. Und doch zielten die Thesen gegen Tetzel, aber nicht, weil dessen Predigt Anstoß erregt hätte. Auch war die Lehre vom Ablaß weder eine strittige, noch eine vielbesprochene Tagesfrage, welche durch diese Disputation vor dem Forum der theologischen Wissenschaft zur Entscheidung kommen sollte. Die Verkündigung eines vom Papste Julius II.

[1] Alsbald nach dem Anschlage wurden die Thesen in Plakatform als Einblattdruck in Folio hergestellt und kamen so ins weitere Publikum.

aus Anlaß des Neubaus der St. Peterskirche ausgeschriebenen, von Leo X. 1514 erneuerten Ablasses hatte einzelne Kommissarien zu Mißbräuchen verleitet, die höchst bedenkliche Mißverständnisse im Volke hervorrufen und verbreiten mußten. Davon hat Luther — wie er selbst in einem noch am Tage des Anschlags der Thesen an den Mainzer Erzbischof gerichteten Briefe gesteht — nur durch Hörensagen Kunde erlangt; denn der Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte für sein Land Tetzel die Verkündiguug des Ablasses verweigert, weil durch päpstlichen Erlaß alle Lokalabläße aufgehoben waren und folglich auch der auf Allerheiligen bei der Schloßkirche zu Wittenberg zu erlangende. Dieser Ausfall hinderte den begonnenen Weiterbau des Augustinerklosters, eine Sache, welche den Wittenbergern wie der kurfürstlichen Regierung unangenehm war. Der Form nach enthielt der verkündigte Ablaß nichts Anstößiges. Der Papst gestattete, wie dies bei kirchlichen Jubiläen oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten öfters geschah, den Gläubigen die freie Wahl eines Beichtvaters und gab diesem die Vollmacht, dem Sünder auch in sogenannten Reservatfällen, welche Exkommunikation oder Interdikt veranlaßt hatten, nach vorausgegangener reumütiger, sorgfältiger Beicht Lossprechung und Ablaß d. i. Nachlaß der durch die Sünde verwirkten zeitlichen Strafen zu erteilen. An Stelle der Strafe tritt die Buße in Gebet und eine sonstige fromme Leistung, wie Wallfahrt oder Wohlthätigkeit. Der Arme ist bei vorgeschriebenem Almosen selbstverständlich von der Spendung desselben entbunden, ohne durch sein Unvermögen des Gnadengenusses verlustig zu gehen. Der Ertrag der Spenden sollte damals zum Ausbau der Peterskirche dienen.

Der Oberkommissar für das nördliche Deutschland aber, der ganz charakterlose und unwürdige Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg, hatte auf sein Ansuchen die Erlaubnis erhalten, die Hälfte der Beiträge zur Deckung der für die Palliengelder bei dem Augsburger Bankhaus Fugger aufgenommenen Geldsumme zu verwenden. Das war ein durchaus verwerflicher, im höchsten Grade anstößiger Mißbrauch, der mit vollem Rechte den Unmut der Wohlmeinenden erregen konnte. Der Unterkommissar, Johann Tetzel, ein ebenso sittenreiner, als wohlunterrichteter Priester, predigte mit großem Erfolge, ohne marktschreierisch den Ablaß anzupreisen oder etwa, wie ihm ungerechterweise zum Vorwurf gemacht wird, irrige Meinungen über die Erteilung und Erlangung des Ablasses im Volke zu erwecken. Luther selbst hat den vielgeschmähten und verleumdeten Mann später getröstet mit den Worten, „er solle sich unbekümmert lassen, denn die Sache sei von seinetwegen nicht angefangen, sondern das Kind habe viel einen anderen Vater". Wohl aber machten sich andere gewissenlose Prediger ärgernisgebender Mißbräuche schuldig, indem sie zum Teil in eigennütziger Absicht mehr auf die Entrichtung eines Geldbeitrages als auf Reue und Beicht den Nachdruck legten. Würde Luther gegen diese Frevler bei der kirchlichen Behörde Anzeige

erstattet haben, er hätte den richtigen Weg betreten und gewiß Abstellung dieser Ungehörigkeiten erzielt. Aber der Ablaßhandel bot ihm einen willkommenen Punkt zum Angriff gegen die kirchliche Schlüsselgewalt, überhaupt gegen die Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes, wie dies sein Gegner Tetzel richtig erkannte und auch Kaiser Maximilian in einem Schreiben an den Papst betonte. Nicht mit Widerstreben folgte er dem Rate der Gesinnungsgenossen in und außerhalb Wittenberg, um loszuziehen gegen „die dicken Irrtümer der Abläße", gegen die scholastische Theologie und die Dominikaner einen Vorstoß zu wagen und damit zugleich seine der kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung und der Freiheit des menschlichen Willens widerstreitenden Anschauungen zum Ausdrucke zu bringen. Nicht erst im Verlaufe des vom Zaune gebrochenen Streites ist der Wittenberger Professor auf die schiefe Bahn gedrängt worden. In den Grundzügen hatte er seine Lehre bereits in seinen Kollegien und Predigten, wie im Privatverkehr oft genug ausgesprochen. Er hielt sich von der Vorsehung für berufen, das wahre Evangelium wiederherzustellen. Da er in der „anmaßlichen" Selbstgerechtigkeit, der er sich im Anfange seines Klosterlebens hingegeben, keinen inneren Frieden gefunden hatte, war er in das entgegengesetzte Extrem verfallen und hielt nun an diesem vermeintlichen Rettungsanker fest mit der ganzen Zähigkeit einer Seele, welcher die unentbehrlichste Tugend des Christen fehlt, die Demut. Bei der Beurteilung des Mannes darf seine ganze Erziehung und Entwickelung nicht außer acht gelassen werden. Sein Vater Hans, ein nicht unbegüterter Bauer aus Möhra in Thüringen, besaß einen leidenschaftlichen, harten Sinn und vererbte diesen seinem Sohne. In Eisleben wahrscheinlich am 10. Nov. 1483 geboren, verlebte Martin eine freudlose Kindheit. Mit dem 14. Jahre auf die Lateinschule nach Magdeburg gebracht, schlug er sich kümmerlich als armer Kurrendaner oder Singschüler durch. Erst in Eisenach im Hause einer vermögenden jungen Frau Cotta lernte er bessere Tage kennen. Die lebenslustige Stimmung, welche er hier gewann, begleitete ihn auch auf die Hochschule Erfurt, die er 1501 bezog, um die Rechte zu studieren. Selbst begeistert von Liebe zu den klassischen Studien, trat er hier in engen Verkehr mit den Humanisten, besonders Crotus Rubianus und Johannes Lange. Das jähe Ende eines im Zweikampfe gefallenen Freundes und die bei einem schrecklichen Gewitter ausgestandene Todesangst veranlaßte ihn im Jahre 1505 zum übereilten Eintritt in das Augustinerkloster zu Erfurt, in welchem er nach zwei Jahren die Priesterweihe empfing. Stete Gewissensskrupel und übermäßige Selbstquälerei bei mangelndem Gehorsam ließen sein krankhaftes Gemüt auch hier nicht zur Ruhe kommen. Auf Empfehlung seines Ordensprovinzials Johann von Staupitz erhielt er im Jahre 1508 eine Professur der Philosophie an der 1502 gegründeten Universität Wittenberg und erwarb sich sowohl durch seine Vorlesungen wie seine Predigten einen bedeutenden Ruf. In dieser Thätigkeit

bildete sich allmählich seine von der Kirche abweichende Lehrmeinung heraus. Doch stand er noch 1511 ganz auf dem Boden der Rechtgläubigkeit. Mag auch der unter einem großen Teil der italienischen Geistlichkeit herrschende Ton ihn bei der in diesem Jahre unternommenen Romreise abgestoßen haben, auf seine kirchliche Stellung konnten die dort empfangenen Eindrücke keine Nachwirkung haben; denn Verweltlichung der Geistlichkeit konnte er auch diesseits der Alpen kennen lernen. Im Jahre 1512 erhielt er die theologische Doktorwürde, auf welche er sich nicht wenig zu gut that, als er sein Evangelium der Welt verkündigte. Mit einem Manne, der innerlich längst, bevor er offen mit der Kirche brach, mit seiner Pflicht als Diener derselben wie mit seinem Mönchtum zerfallen war, der von der Lauterkeit und Unfehlbarkeit seiner Auffassung wie von der Göttlichkeit seiner Sendung so überzeugt war, wie Luther, mußten alle Verhandlungen und Vermittlungsversuche scheitern. Die auf seine Thesen folgenden Streitschriften vermochten ihn so wenig umzustimmen, wie die mündliche Auseinandersetzung mit dem ebenso milden als gelehrten Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaeta, daher Cajetanus genannt, zu Augsburg (1518). Weder das unwürdige Benehmen des sächsischen Edelmannes Karl von Miltitz, der diesen zum Schweigen bereden wollte, noch die von der kirchlichen Behörde mißbilligte öffentliche Disputation des Ingolstädter Doktors Johann Eck[1], so genannt von seinem Geburtsort im Allgäu, mit Luthers Parteigänger Andreas Bodenstein aus Karlstadt und dem Reformator selbst in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen auf der Pleißenburg zu Leipzig (1519) konnten den Brand mehr löschen. Im Gegenteil, jedes Wort, mochte es eine noch so treu gemeinte Mahnung oder Warnung aus edelm Freundesherzen oder ein ehrliches Wort der Wahrheit und Entgegnung sein, goß Öl in das Feuer. Hatte er noch bei der Leipziger Disputation den Vorwurf Ecks, er hege über den Primat des Papstes hussitische Ansichten, zurückgewiesen, wenige Monate später bekannte er sich offen als Hussiten und hatte an den Humanisten eine mächtige und treibende Bundesgenossenschaft gewonnen. Reuchlin zwar verhielt sich gegen die Schmeicheleien Luthers kühl ablehnend; aber sein Neffe Philipp Melanchthon (eig. Schwarzert, nicht Schwarzerd, aus Bretten) trat offen für Luther ein, Mutian und die Erfurter Poeten, selbst besonnene Männer wie Christoph Scheurl, Pirkheimer, Dürer gaben in Wort und Schrift ihrer Freude über das kühne Vorgehen des „Herolds der Wahrheit" Ausdruck und begrüßten die tagende bessere Zeit, bis sie vor ihren Augen den dunklen Abgrund erblickten, an dessen Rand sie das trügende Dämmerlicht geführt hatte. Für

[1] Derselbe hatte zu Luthers Thesen oberflächliche kritische Bemerkungen (Obelisken) entworfen und als Manuskript für den Bischof von Eichstädt drucken lassen. Obwohl nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, waren sie in die Hände Luthers gekommen, der nun seine giftigen „Asterisken" herausgab.

berg (1514). Die sozialistischen Lehren des Hussitismus hatten längst auch in Deutschland Verbreitung gefunden und erhielten neue Unterstützung durch die im Jahre 1476 zum erstenmal erschienene ganz radikale Schrift „Reformation Kaiser Sigmunds“. Gleichzeitig und unmittelbar danach erheben sich die neuen Bauernunruhen, welche die Fürsten zur Klugheit mahnten, aber nicht zur Umkehr brachten. So fraß das soziale Übel weiter, genährt durch die mit der wachsenden Neigung zu Wohlleben und Üppigkeit allenthalben einreißende Sittenverderbnis und Zuchtlosigkeit. Der zunehmende Reichtum der Städte erzeugte einen übermäßigen Luxus in Lebensweise und Kleidung. Mit bitterem Hohne tadelt Geiler die närrische Putzsucht der Männer und Weiber, wie das geckenhafte und unsittliche Leben der jungen Kaufmannssöhne. Das üble Beispiel ahmten die armen Adligen nach zu ihrem eigenen finanziellen Ruin. Der Bauer wollte auch nicht zurückbleiben, und die Geistlichkeit, deren besser dotierte Stellen ja meist die jüngeren Söhne von Fürsten und Adligen innehatten, gab das schlimmste Ärgernis durch das ungeistliche, oft geradezu lasterhafte Treiben ihrer Standesgenossen. Was half alles Predigen einzelner wahren Diener Gottes wider Schwelgerei und Sittenlosigkeit, wenn gerade die Höfe der Bischöfe, die Wohnungen der Prälaten, der Müßiggang der Kanoniker, das Vagabundieren zuchtloser Mönche widersprechende Illustrationen zum warnenden und belehrenden Worte lieferten? Verachtung der kirchlichen Lehre, eigenmächtige Auslegung, Deutung und Verkehrung des göttlichen Gebotes mußte die notwendige Folge sein. Wo die Achtung vor der Autorität endet, da fängt die Herrschaft der Willkür an. Und schon waren es nicht mehr die Bauern allein, welche sich empörten; auch der Adel begann schon den offenen Kampf gegen die bestehende Ordnung. Was scherten sich die Ritter Götz von Berlichingen, sein Spießgeselle Hans von Selbitz, Mangold von Eberstein und der „edle“ Franz von Sickingen an den gebotenen ewigen Landfrieden, was an Acht und Aberacht? Ihre Fehden und Raubzüge, ihr Sengen und Brennen gegen Städte und Dörfer, Stifter und Fürsten blieben ungeracht. Soweit war es gekommen, daß ein Reichsritter, Sickingen, im Bunde mit hochverräterischen Fürsten, wie Ulrich von Württemberg, für den französischen König gegen den eigenen Kaiser thätig sein konnte, daß er ungestraft die Reichsstadt Metz und den Landgrafen Philipp von Hessen mit Krieg überziehen durfte (1517). Da konnte wohl Maximilian klagen: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr. Armes deutsches Land!“ Da war die trübe Ahnung Sebastian Brants wohl begründet:

„Es wird solch Wirrwarr überall,
So gruselig Zufall ufferstan,
Als ob die Welt solt untergan.
Gott helf der heilgen Christenheit!“

Die Neuzeit.

mehr schreckende als gefährliche Bombarden und Feldschlangen. Erst allmählich bürgerte sich neben der noch lange gebrauchten Armbrust die Handbüchse ein. Vor den Fürsten hatten die Städte Geschütze in Besitz und Gebrauch; aber den Hauptnutzen zogen doch erstere aus der Umgestaltung des ganzen Kriegswesens. Das Ritterheer, im Kampfe längst dem Fußvolk unterlegen, wich nun gänzlich dem aufkommenden Söldnerwesen, wie es zuerst in Italien ins Leben getreten war, in dem Armagnakenkrieg sich furchtbar gemacht hatte, von Maximilian I. durch eine besondere Ordnung und Einrichtung zu wirklicher Bedeutung und Macht gelangte. Die geworbenen „Landsknechte" bildeten eine durch Fahneneid und feste Satzung gebundene Gemeinschaft deutscher Berufssoldaten. Das unter dem „Feldobristen" stehende Regiment zerfiel in mehrere „Fähnlein", die etwa je 400 Mann stark je ein Hauptmann führte. Sein „Stellvertreter" war der Leutnant, dann folgten der Fähnrich, der Waibel, der Drillmeister. Die Gerichtsbarkeit übte der Schultheiß und der gefürchtete Profos. Aber als echtes Kriegsvolk traten die „frummen" Landsknechte auch zu eigenmächtiger Beratung und Entscheidung zusammen, war es, daß sie dem Obristen wegen mangelnder Soldzahlung den Dienst kündigen wollten, oder um über ein schweres Vergehen eines der Brüder zu richten und an ihm das „Recht der langen Spieße" zu vollziehen, d. h. um dem Verurteilten mit ihren Spießen den Gnadenstoß zu geben. Neben der Muskete und der kürzeren Schießwaffe, der Arkebuse, waren nämlich der c. 5 m lange Spieß und das Schlachtschwert immer noch die Hauptwaffe. Ihre deutsche Herkunft verleugneten die Gesellen nicht, aber sie gaben sie kund weniger durch Liebe und Treue zur Heimat, als in der todesmutigen Tapferkeit, mit welcher sie kämpften. In der Wucht ihres Angriffs lag ihre Stärke. Das Gefecht eröffnete der „verlorene Haufen", der meist aus Freiwilligen bestand. Dann rückte in Geviertordnung aufgestellt der „helle Haufen" heran, in den vordersten Reihen die starrenden „Spieße", vor der Fahne die „Schlachtschwerter", zur Seite die Schützen. In furchtbarem Handgemenge rangen die reckenhaften Reisigen miteinander; der Waffenlärm, das Getose der mächtigen Trommeln, das durcheinander tobende Geschrei Bedrängter und Siegender, hie Klagen, dort Jauchzen, entfesselten wildeste Kampfeslust, rasende Wut, sinnlose Rachgier. Nicht selten endete das Ringen erst mit der Vernichtung des Gegners.

Im Lager, auf dem Marsche, bei Parade bot ein Heer von Landsknechten ein überaus farbenreiches Bild; denn, da jeder seine Ausrüstung und Bekleidung selbst zu besorgen hatte, herrschte je nach Vermögen und Geschmack der bunteste Wechsel in Schnitt und Farbe der Tracht. Der folgende zahlreiche Troß von Knechten, Weibern und Kindern der Soldaten, der mitgeschleppte Wirrwarr von Hausrat und Beute gab dem Zuge das Gepräge eines wandernden Volkes, dem gemeinsam war der unruhige Sinn, die Luft am ungebundenen Leben, die Freude am Raufen und Rauben. Und doch fehlte es auch diesen

feilen Kriegern nicht an anziehenden Zügen treuen brüderlichen Zusammenhaltens und echt soldatischen Ehrgefühls, auch ihnen nicht an dem Grundzuge des deutschen Gemütes, der Liebe zum frohen Sange.

Weit rascher und viel gewaltiger als die das materielle Leben der Völker beeinflussenden Entdeckungen des 15. Jahrhunderts und die Umgestaltung des Kriegswesens war die Einwirkung der Erfindung der Typographie für das geistige Gebiet. Länger schon druckte man Bilder und Worte mit Holztafeln und Metallplatten. Da erfand Johann Gensfleisch zum Gutenberg in Mainz gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts den Druck mit beweglichen gegossenen Lettern, nach den Worten des Karthäusers Werner Rolewinck „die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit bereichert und erleuchtet worden ist.“ Die Eroberung von Mainz durch den Erzbischof Adolf von Nassau (1462) veranlaßte den Erfinder und seine Gesellen zum Verlassen der Stadt. So ward das „Geheimnis“ rasch Gemeingut aller Lande. Doch waren es lange noch Deutsche, die in den fremden Ländern die Kunst allein übten. Gleichzeitig trat der deutsche Buchhandel seine Weltherrschaft an, deren Mittelpunkt etwa mit dem zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts die Frankfurter Messe wurde. Mit gerechtem Stolze rühmte Jakob Wimpheling im Jahre 1507: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas.“ Und wie vor allem der Klerus die Druckkunst förderte, so waren es zunächst die religiösen Schriftwerke, welche vervielfältigt wurden, die Vulgata, die bis zum Jahre 1500 in beinahe 100 Auflagen erschien, etwa 20 deutsche Bibeln, zahlreiche Predigten, katechetische Unterweisungen und Erbauungsbücher, Sammlungen geistlicher Lieder; zugleich trat die Kunst in den Dienst der weltlichen Litteratur, welche durch den Humanismus einen neuen, mächtigen Aufschwung genommen hatte.

Auf dem klassischen Boden Italiens erwachte in dem 14. Jahrhundert wieder das Verständnis und die Begeisterung für die antike Wissenschaft und Kunst nach Geist und Form. Man bewunderte und ahmte den reinen Stil der römischen Schriftsteller nach und erglühte von feuriger Liebe zu der nun erst bekannt werdenden griechischen Litteratur. Das Eindringen der Türken in Europa näherte das griechische Kaisertum wieder dem Westen und veranlaßte gar manchen byzantinischen Gelehrten, die bedrohte Heimat zu verlassen. Nach dem Falle von Konstantinopel suchten und fanden noch mehr Griechen ihre Zuflucht in Italien und verpflanzten hieher — zum zweitenmale im Laufe der Geschichte — griechische Geistesbildung. Aber schon im Ausgange des 14. Jahrhunderts kam Manuel Chrysoloras nach Florenz, welches bald durch Cosimo Medici († 1464), mehr noch durch dessen Enkel Lorenzo der Sammelplatz der bedeutendsten Gelehrten und Künstler und wißbegieriger Schüler, zugleich die Kammer des Humanismus für Handschriften, Werke der Skulptur, Gemmen u. s. w. wurde.

Hier fanden die Jünger der Renaissance Anregung und Förderung zugleich. Die Dichter Dante Alighieri, Giovanni Boccaccio, Michelangelo Buonarotti, Maler, Baumeister, Bildhauer, Dichter zugleich, Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli, der Lehrer der neuen Politik des selbstsüchtigen Absolutismus, waren Florentiner. Auch der Hof Alfons' I. von Neapel, selbst die kleineren Höfe von Ferrara und Mantua begünstigten die Humanisten. Die Päpste Nikolaus V., Pius II., als Aeneas Sylvius selbst einer der Humanisten, und der kunstsinnige Mediceer Leo X. waren ihre Freunde und Gönner.

Von Italien drang der neue Geist nach Deutschland. Der berühmte Handschriftenfinder Poggio Bracciolini war als päpstlicher Sekretär bei dem Konstanzer Konzil thätig; griechische Theologen verkehrten auf dem Konzil zu Basel; Enea Silvio trat in die Dienste Friedrichs III., der ihn zum Meister der Poesie und Geschichte gekrönt hatte. Und wie die gewandten Italiener in Deutschland ob ihrer Gelehrsamkeit angestaunt und gefeiert wurden, so trieb jetzt die Sehnsucht nach der Heimstätte der klassischen Bildung zahlreiche Deutsche über die Alpen.

Anfangs standen die Vorkämpfer der klassischen Bildung noch ganz auf dem Boden der Kirche. Der Reiz antiker Schönheit verschloß ihr Auge und Herz nicht der erhabenen Wahrheit. Der Kardinal Nikolaus von Cues, der Friese Rudolf Agricola (1442—1485), welchen man als den Vater des deutschen Humanismus bezeichnen könnte, die Westfalen Alexander Hegius, Rudolf von Langen und Ludwig Dringenberg und andere Schüler der „Brüder vom gemeinsamen Leben", auch der „Erzieher Deutschlands" Jakob Wimpheling, Gabriel Biel, Johannes Trithemius waren bei aller Liebe zum Altertum von echt christlichem Geiste durchdrungen und sorgten neben reinem Eifer für die Wissenschaft auch durch Schulen für das Bedürfnis des Volkes. Erst der jüngere Humanismus, angesteckt von der Frivolität und sittlichen Fäulnis der Italiener, trat in scharfen Gegensatz scheinbar zu der beschränkten und beschränkenden Scholastik und dem unwissenden Mönchtum, in Wahrheit gegen das einengende Sittengesetz des Christentums. Schon Konrad Celtes (Pickel, 1459—1508), welchen Kaiser Maximilian im Jahre 1497 nach Wien als Professor berief, huldigte einer ganz naturalistischen Weltanschauung und epikureischen Lebensweise; aber er versank nicht in Roheit und erwarb sich großartige Verdienste um die Rettung von Schätzen nicht nur des Altertums, sondern auch der deutschen Vergangenheit, welche er auf seinen unablässigen und weiten Reisen aufstöberte. Seinem Freunde, dem hochgelehrten Konrad Peutinger, Ratschreiber von Augsburg, hinterließ er die nach diesem genannte Weltkarte. Er hat die Dichtungen der Roswitha von Gandersheim und den sogenannten Ligurinus der Vergessenheit entrissen, er zuerst über Universalgeschichte Kollegien gehalten, wie Wimpheling die erste allgemeine deutsche Geschichte schrieb. Der deutsche Mediceer war

Willibald Pirkheimer (1470—1530), der Freund Albrecht Dürers. Selbst allseitig und tief gebildet, Philolog, Jurist, Staatsmann, Geschichtschreiber und Heerführer in einer Person, machte er sein Haus in Nürnberg zu einer weitgerühmten „Herberge der Gelehrten". Auch er zeigte sich als Gegner der kirchlichen Wissenschaft des Mittelalters; sein Wandel war nicht makellos, wie sein Charakter nicht lauter; doch Gemüt und Verstand ließen ihn trotz arger Verirrung[1] nie sich ganz von der Kirche entfremden. An Seelenadel übertrafen ihn seine beiden gelehrten Schwestern, die Äbtissin Charitas und die Nonne Clara Pirkheimer. Den schlimmsten Einfluß auf die jüngeren Anhänger des Humanismus übte der kalte, selbsüchtige und selbstgefällige Spötter Desiderius Erasmus von Rotterdam, der bald der Abgott aller Feinde der „Barbaren", aller Verehrer der schlüpfrigen Litteratur und Moral des Altertums wurde. Die sittliche Verkommenheit gar vieler Humanisten sprach sich nicht nur in wohlgelungener und überbietender Nachahmung der schamlosesten Erotik aus, sondern bethätigte sich in ungebundenem Lasterleben. Die gröbsten sittlichen Ausschweifungen und unflätigste Beschönigung derselben, gemeinste Lust am Trunk, niedrigste Schmähsucht und Wonne am Streit kennzeichneten bald den Geist des jüngeren Humanismus. Der „Poeten"-kreis, welcher sich in Erfurt um den platonischen „Tugendlehrer", den geistlichen Konrad Mutianus aus Gotha, gruppierte, reizte zum erbitterten Kampf gegen die „Finsternis" der Scholastik. Zu diesem erleuchteten Kreise zählten Eobanus Hessus, Crotus Rubianus, Petrejus Eberbach, Georg Spalatin, kurze Zeit auch Ulrich von Hutten. Sie haben redlich das Ihrige gethan, um die Sitten- wie die Heilslehre der Kirche in den Kot zu treten, für Schule und Wissenschaft im Grunde nichts geleistet, gewiß hundertmal weniger, als die als Scholastiker verlästerten Männer; selbst religiöser Überzeugung und sittlichen Gefühles bar, haben sie jeden Anlaß benutzt, um im Kleide der Sittenprediger loszuziehen gegen die kirchliche Autorität. Das ist der große Gegensatz zwischen dem älteren und dem jüngeren Humanismus: jener bekämpft die unleugbaren Mißstände auf kirchlichem Gebiete und fängt bei sich selbst mit der Reformation an, dieser will das alte Gebäude niederreißen, ohne im stand zu sein, auch nur Stoff zu einem neuen zu liefern. Auch an dem Reuchlinischen Streit nahmen sie thätigen Anteil, nicht um der Sache willen, sondern weil er ihnen willkommene Gelegenheit bot, an dem Stuhle Petri zu rütteln. Die von den Erfurtern, besonders Crotus Rubianus und Hutten, verfaßten „Briefe unberühmter Männer", oder wie sie falsch genannt werden, „der Dunkelmänner" (1515—1517), als Satire schlimmer wie der offene Geifer des Hasses, richteten ihre Spitze nicht so sehr gegen die Kölner Theologen, als gegen die Kirche und das Papsttum als solches.

[1] Er ist der Hauptverfasser eines an Geist und Schmutz wahrhaft aristophaneischen Pamphlets gegen Dr. Eck (1520).

Daß Leo X. selbst Gönner der Humanisten war, verschlug dabei nichts. Das Bedauerliche ist, daß ein so ernster Gelehrter und sittlich reiner Mann, wie Johann Reuchlin, sich von den „Poeten" zu unwürdigem Benehmen und gehässiger Sprache verleiten ließ. Seine Begeisterung für die hebräische Sprache, deren wissenschaftliches Studium er in Deutschland begründete, sein Hang zur Mystik verführten ihn zu einer ganz einseitigen Wertschätzung der jüdischen Geheimlehre und der kabbalistischen Schriften. Gegen ihn wandte sich der Dominikaner Jakob Hochstraten zu Köln, Glaubensinquisitor für die rheinischen Erzbistümer, und der getaufte Jude Johann Pfefferkorn, der im Auftrage Maximilians 1509 die Einziehung der gegen den christlichen Glauben feindlichen Judenbücher vornehmen wollte und deshalb in einem Gutachten von Reuchlin angegriffen war. Dem leidenschaftlichen Ton Pfefferkorns begegnete Reuchlin noch heftiger. Als ihm wegen seiner Schrift „Augenspiegel", die von den theologischen Fakultäten zu Löwen, Köln, Mainz, Erfurt und Paris verworfen worden war, durch Hochstraten der Prozeß gemacht wurde, legte er Berufung an den Papst ein und hatte dadurch gewonnen Spiel. Denn in Rom zog sich die Entscheidung über den Handel hin. Das Übergewicht der Humanisten am Hofe des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, der sogar den sittlich ganz verkommenen, aber geistvollen Hutten in seinen Schutz genommen, verschaffte Reuchlein anfänglich ohne Urteil den Sieg. Das war, was er selbst nicht geahnt und gewollt hatte, ein „Triumph" für die religiöse Revolution. Als 1519 der Prozeß vom Papste zu seinen Ungunsten entschieden ward, unterwarf sich Reuchlin und brach mit den Revolutionären, welche zu offener Gewalt bereit waren.

Die kirchlichen und wirtschaftlichen, wie die rechtlichen und sozialen Verhältnisse hatten sich allmählich so gestaltet, daß ein gewaltsamer Zusammensturz alles Bestehenden fast unausbleiblich war.

Zunächst befand sich der Klerus in ganz unhaltbarem Zustande. Während alle Bistümer und einträglichen Pfründen in die Hände des geistlichen Adels gerieten, darbte die niedere Geistlichkeit. Dem Wohlleben, der Verschwendungssucht, der Unwissenheit und Sittenlosigkeit der einen, gleichgiltig ob Pfaffen oder Mönche, stand auf der anderen Seite niedrigste Begehrlichkeit, schmutziger Geiz entgegen. Hier Mißachtung, dort Mißbrauch des Heiligen. Das eine wie das andere ärgerliche Leben mußte in dem Volke das Ansehen des Standes untergraben und, wie denn der Mensch stets geneigt ist die Sache mit der Person zusammenzuwerfen, die Achtung vor der kirchlichen Lehre, den Glauben selbst ins Wanken bringen. Die bitteren Klagen über die schnöde Gewinnsucht der Geistlichkeit, über die drückenden Abgaben, welche der römische Hof in der Form der Annaten und Palliengelder, d. h. der Jahres- oder Halbjahres-Erträge einer Pfründe beim Amtsantritt eines Inhabers derselben, und der Sporteln für die Verleihung des Palliums an Erzbischöfe, die Beschwerden über Verhängung kirch-

licher Strafen in Fällen, welche mehr oder weniger nicht kirchlicher Natur waren, deckten schlimme, unheilvolle Schäden der kirchlichen Verwaltung bloß. Der mit den Reliquien vielfach geübte Betrug, er mochte aus religiöser Schwärmerei hervorgehen oder auf Ausbeutung der leichtgläubigen Menge hinauslaufen, mußte den Widerspruch Ehrlichdenkender und Wohlmeinender, den Spott Feindlichgesinnter, den Zweifel der Harmlosen wecken. Die Zuchtlosigkeit vieler sich über die klösterlichen Regeln hinwegsetzender Mönche und Nonnen warf ihre Schatten auf das ganze Ordensleben. Solche Zeiten fördern stets die Verneinung und die Schwärmerei zugleich. Darum fanden die „böhmischen Brüder", der Hirt Johannes Böhm, genannt der „Pauker" von Niklashausen an der Tauber (1476), Johannes Rucherath von Oberwesel, der eine Zeitlang auch in Erfurt als Professor wirkte und nach geleistetem Widerruf seiner Irrlehren (1479)[1] bei den Augustinern in Mainz starb (c. 1481), Johannes Wessel aus Groningen († 1489) und andere sogenannte Vorläufer Luthers leicht Anhang. Der größte Teil des deutschen Volkes bewährte seinen kindlich frommen und gläubigen Sinn noch in eifriger Andacht, reichen Stiftungen und Spenden für Arme, Kranke, Klöster und Kirchen. Echt christliche Opferwilligkeit bot den Künsten das edelste Feld zu herrlicher Entfaltung: Baumeister, Bildner, Maler, Erzgießer, Goldschmiede, Schnitzer, Tonsetzer, sie alle fanden lohnende Thätigkeit vornehmlich im Dienste zu Gottes Ehre. Soviel auch an Kunstwerken in den folgenden Stürmen zu Grunde gegangen, die noch erhaltenen Denkmäler reden nicht bloß von dem Reichtum und der Prachtliebe ihrer Entstehungszeit, sie sind auch ein getreuer Spiegel des tiefen, lauteren Gemütes und des hohen Geistes, welchen das ganze Volksleben atmete. Der einzigen Stadt Nürnberg gehören Meister an wie der Erzgießer Peter Vischer, der Steinmetz Adam Kraft, der Kupferschmied Sebastian Lindenast, durch Kunst und Freundschaft innig verbunden, Veit Stoß, Holzschnitzer, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Mechaniker und Bautechniker zugleich; der Glasmaler Veit Hirschvogel, der Holzschneider Michael Wohlgemuth und endlich der Fürst der Künstler Albrecht Dürer (1471—1529), der mit gleicher Meisterschaft den Pinsel, wie den Stichel und den Zirkel führte.

Das stumme Gotteshaus erhob das fromme Gemüt zu andachtsvoller Stimmung; die Werke der Malerei und Bildhauerei führten die Leidensgeschichte des Heilands, das Leben der Seligen Gottes, die Lehren der Kirche in schlichten Allegorieen vor Augen, predigten Verachtung der Welt und wiesen hin auf das Jenseits. Die bildlichen Darstellungen des Kreuzwegs luden ein zu stiller Betrachtung und

[1] Man warf ihm z. B. vor, er habe in Wiesbaden oder sonstwo gepredigt, wer das hl. Sakrament sehe, der sehe den Teufel. Das stellte er indes in Abrede. Sicher bekämpfte er die Lehre vom hl. Abendmahl, von der Beichte, der hl. Ölung, dem Fegefeuer, dem Ablaß, der Heiligenverehrung, dem Fastengebot.

lehrten Troſt und Ergebung; die Totentänze mahnten den Beſchauer zur Einkehr in ſich ſelbſt; die Armenbibeln und Bilderkatechismen verkündeten dem Ungelehrten in verſtändlicher Sprache die Glaubenslehre. Zahlreiche Poſtillen, Gebet-, Erbauungs- und Unterrichtsbücher, in der Sprache des Volkes geſchrieben, gaben klare und untrügliche Unterweiſung über die Gebote, die Sünde, die Gebräuche und Heilsmittel der Kirche. Gehört doch jener Zeit an z. B. das unvergleichlich ſchöne Buch von der „Nachfolge Chriſti".

Der Gottesdienſt ſelbſt aber mußte die Gläubigen erheben. Neben der Liturgie erklangen während der hl. Meſſe, vor und nach der Predigt, ſowie bei den Veſperandachten und kirchlichen Umzügen deutſche Kirchenlieder, deren Zahl ſich gerade im fünfzehnten Jahrhundert ganz bedeutend vermehrte. Allein die Zahl der in dem Weihnachtskreiſe geſungenen Lieder, von denen viele wie »Es iſt ein ros entsprungen« noch jetzt des Volkes Gemüt wie mit Himmelsgewalt fortreißen, belief ſich auf nahezu 100. In Chriſtenlehre und Predigt, welche deutſch, nicht — wie man lange irrig glaubte, lateiniſch — gehalten wurde, verkündeten die Prieſter alle Sonn- und Feiertage, während der Faſtenzeit auch ein oder mehrere Male in der Woche das Wort Gottes. Strenge kirchliche und weltliche Verordnungen verpflichteten zum Beſuche der Predigt, und zahlreiche Stiftungen begünſtigten die Frühmeſſer, welche den erſten Gottesdienſt zu halten hatten, und die Prediger. Von hervorragenden Kanzelrednern der Zeit ſeien nur der Ulmer Ulrich Kraft, Gabriel Biel, Domprediger in Mainz und ſpäter Profeſſor in Tübingen, und der gewaltige und doch ſo demütige Geiler von Kaiſersberg († 1510), Domprediger von Straßburg, genannt. Wenn deſſen Freund, der Stadtſyndikus und kaiſerliche Rat, Sebaſtian Brant, in ſeinem „Narrenſchiff" (1494 1. Aufl., 1512 9. Aufl.) die Gebrechen der Zeit in ſatiriſcher Form zeichnete und an den Pranger ſtellte, mit männlichem Freimute und in packender Sprache geißelte der echte Volksmann ſchonungslos hoch und niedrig, geiſtlich und weltlich ob ihrer Verkehrtheiten, böſen Neigungen und Laſter und gab ſelbſt durch ſein ſegensreiches Wirken und ſeinen makelloſen Wandel das ſchönſte Vorbild würdigen Lebens und Strebens. Brant und Geiler vornehmlich decken die tiefen ſozialen Schäden bloß, an denen ihre Zeit krankte.

Dieſe gingen aber auf die wirtſchaftlichen Verhältniſſe zurück. Nach allen zeitgenöſſiſchen Berichten befand Deutſchland ſich im 15. Jahrhundert in einem blühenden Zuſtande. „Überall ſehen wir" — ſchrieb im Jahre 1458 Aeneas Sylvius — „angebaute Fluren, Getreidefelder, Weinberge, ländliche und vorſtädtiſche Blumengärten und Obſtpflanzungen, überall ſchöne Gebäude, anmutige Landhäuſer, Schlöſſer auf den Bergen, ummauerte Städte." War auch der größte Teil des Grundes und Bodens im Beſitze des geiſtlichen und weltlichen Adels, von Stiftern, Klöſtern und Städten, auch der freie Bauer, der zins-

pflichtige Hofhörige und Pächter hatte als Eigentum oder erbliches Lehen ausreichendes Gut zu bewirtschaften, die Dorfgemeinschaft hatte in ihrer gemeinen Mark einen festen und einträglichen Besitz. Das Verhältnis zwischen dem Herrn des Bodens und dienst- und zinspflichtigen Hörigen war im allgemeinen dem alten Rechte entsprechend ein gesundes. In den echt deutschen Gebieten war die drückende Leibeigenschaft unbekannt. Sie entwickelte sich erst im sechzehnten Jahrhundert als üble Pockennarbe des eingeimpften römischen Rechts, das weder freie Bauern, noch Erbpächter, noch Hörige in der deutschen Bedeutung des Wortes kannte. Bei der günstigen Lage, deren sich der Bauernstand erfreute, konnte er auch trotz der einfachen althergebrachten Dreifelderwirtschaft zu hohem Wohlstande gelangen. Wo die Natur des Landes, wie in den Alpenländern und den norddeutschen Marschen, auf Viehzucht hinwies, herrschte die Feldgraswirtschaft vor. Langsam erst drang, wohl von Flandern her, die weisere Fruchtwechselwirtschaft ein. Auch von den Städtern trieb ein großer Teil einträglichen Land- und Gartenbau, sowie Viehzucht. Wenn heute noch vielfach der Besitzstand einer deutschen Bauersfrau nach dem mitgebrachten Linnengeräte taxiert wird, so konnte im Ausgange des Mittelalters Deutschland allein nach seinem Flachsbau für das reichste Land der Welt gelten.

Solange Landwirtschaft, Gewerbe und Handel in ihrer Entwicklung gleichen Schritt hielten, bestand eine gesunde Wechselbeziehung zwischen den Erwerbszweigen. Als aber der Handel sich mächtig gegenüber der wirtschaftlichen Thätigkeit hob, da traten auch bald die übeln Folgen dieses Übergewichts zu Tage. „Übertriebener Handel ist allerdings," wie Wimpheling richtig urteilte, „ein zweifelhaftes Gut, da er „allzu großen und leichten Gewinn abwirft und immer neue Bedürfnisse im Volke anstachelt und befriedigt". Bald fühlte der mittlere Bürger und das niedere Volk den schweren Druck der Herrschaft des Kapitals. Was der Geldwechsler und der Geldverleiher im kleinen durch Zins und Wucher von Bürger und Bauer heraus„schindet", das raubten im großen die Handelsgesellschaften durch den Aufkauf der Waren und deren Preissteigerung. Die Fürsten vom Geldsack hatten den ganzen Kleinhandel in ihrer Gewalt und machten den kleinen Mann ganz von sich abhängig. Die schlimmsten „Blutsauger" und „Beutelschneider" waren die verhaßten „Rechtsbieger", die mit dem fremden Recht das Volk „um Geld, Ehr und Recht" betrogen, indem sie die Prozesse vermehrten und möglichst in die Länge zogen. Die Juristen waren die feilen Helfershelfer der Fürsten, wenn es galt, das Volk in seinen Freiheiten zu beschränken, durch neue Steuern zu drücken, ein absolutistisches Regiment einzuführen. Gegen sie und die Wucherer richtete sich die Erbitterung der Bauern zuerst und vornehmlich, wie sie sich kundgab in den Aufständen des „Bundschuhs" im Elsaß, im Oberrheinthal, in Baiern, und des „armen Konrad" gegen den tyrannischen Herzog Ulrich von Württem-

berg (1514). Die sozialistischen Lehren des Hussitismus hatten längst auch in Deutschland Verbreitung gefunden und erhielten neue Unterstützung durch die im Jahre 1476 zum erstenmal erschienene ganz radikale Schrift „Reformation Kaiser Sigmunds". Gleichzeitig und unmittelbar danach erheben sich die neuen Bauernunruhen, welche die Fürsten zur Klugheit mahnten, aber nicht zur Umkehr brachten. So fraß das soziale Übel weiter, genährt durch die mit der wachsenden Neigung zu Wohlleben und Üppigkeit allenthalben einreißende Sittenverderbnis und Zuchtlosigkeit. Der zunehmende Reichtum der Städte erzeugte einen übermäßigen Luxus in Lebensweise und Kleidung. Mit bitterem Hohne tadelt Geiler die närrische Putzsucht der Männer und Weiber, wie das geckenhafte und unsittliche Leben der jungen Kaufmannssöhne. Das üble Beispiel ahmten die armen Adligen nach zu ihrem eigenen finanziellen Ruin. Der Bauer wollte auch nicht zurückbleiben, und die Geistlichkeit, deren besser dotierte Stellen ja meist die jüngeren Söhne von Fürsten und Adligen innehatten, gab das schlimmste Ärgernis durch das ungeistliche, oft geradezu lasterhafte Treiben ihrer Standesgenossen. Was half alles Predigen einzelner wahren Diener Gottes wider Schwelgerei und Sittenlosigkeit, wenn gerade die Höfe der Bischöfe, die Wohnungen der Prälaten, der Müßiggang der Kanoniker, das Vagabundieren zuchtloser Mönche widersprechende Illustrationen zum warnenden und belehrenden Worte lieferten? Verachtung der kirchlichen Lehre, eigenmächtige Auslegung, Deutung und Verkehrung des göttlichen Gebotes mußte die notwendige Folge sein. Wo die Achtung vor der Autorität endet, da fängt die Herrschaft der Willkür an. Und schon waren es nicht mehr die Bauern allein, welche sich empörten; auch der Adel begann schon den offenen Kampf gegen die bestehende Ordnung. Was scherten sich die Ritter Götz von Berlichingen, sein Spießgeselle Hans von Selbitz, Mangold von Eberstein und der „edle" Franz von Sickingen an den gebotenen ewigen Landfrieden, was an Acht und Aberacht? Ihre Fehden und Raubzüge, ihr Sengen und Brennen gegen Städte und Dörfer, Stifter und Fürsten blieben ungerächt. Soweit war es gekommen, daß ein Reichsritter, Sickingen, im Bunde mit hochverräterischen Fürsten, wie Ulrich von Württemberg, für den französischen König gegen den eigenen Kaiser thätig sein konnte, daß er ungestraft die Reichsstadt Metz und den Landgrafen Philipp von Hessen mit Krieg überziehen durfte (1517). Da konnte wohl Maximilian klagen: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr. Armes deutsches Land!" Da war die trübe Ahnung Sebastian Brants wohl begründet:

„Es wird solch Wirrwarr überall,
So gruselig Zufall ufferstan,
Als ob die Welt solt untergan.
Gott helf der heilgen Christenheit!"

Die Neuzeit.

Erſte Periode.

Vom Beginn der Reformation bis zum weſtfäliſchen Frieden.

(1517—1648.)

I. Erſte Phaſe der Reformation.

(1517—1555.)

1. Die Anfänge der Reformation.

Wenn man die zu Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts ſich vollziehende Umwälzung als Reformation bezeichnet, ſo folgt man dabei mehr der herrſchend gewordenen Überlieferung als dem nüchternen Urteil der ſtrengen Forſchung. Die Auflöſung der mittelalterlichen Verhältniſſe hat nicht die Bedeutung einer geiſtigen, ſittlich-religiöſen, politiſchen, nationalen Wiedergeburt. Mag man in der Reformation die ſiegreiche Erhebung des Geiſtes über die Geiſtlichkeit, der Religion über die Kirche, der Freiheit über die beengende und drückende Gewalt, des Deutſchtums über Rom erblicken, ſie trägt an ſich das Gepräge der Revolution, das Brandmal der ungeſetzlichen Auflehnung gegen die Autorität, die Kennzeichen unheilvoller Zerſetzung. So unrichtig es iſt, den Mann, nach welchem die ganze Bewegung den Namen erhalten hat, zum ſittlich hohen, geiſtig mächtigen, weitſchauenden, zielbewußten Reformator zu ſtempeln, ſo irrig würde es ſein, ihm allein die Verantwortung für die allezeit beklagenswerten Folgen jener Revolution aufzubürden. Er ſah zwar voraus, daß „die Sache des Evangeliums nicht ohne Tumult, Ärgernis und Aufruhr abginge“ und forderte Könige und Fürſten zum Kampf gegen „den ganzen Unrat des römiſchen Sodoma“ auf, aber das Wort war wohl nicht in voller Erkenntnis deſſen geſprochen, was es forderte, ſondern ein Ausdruck der maßloſen Leidenſchaftlichkeit, die Reden und Handeln des Mannes fortriß. Wie bei der franzöſiſchen Staatsumwälzung des vorigen Jahrhunderts, ſo waren auch im Anfang

des 16. Jahrhunderts alle Vorbedingungen zu einem Umsturz alles Bestehenden vorhanden: überhandnehmende Üppigkeit, weitverbreitete Sittenlosigkeit, wirtschaftliche Not einzelner Stände, des niederen Adels und der Bauern, und wachsende Unzufriedenheit, kirchenfeindliche Haltung der neuen Wissenschaft. Aber gleichwie der ins Wasser geworfene Stein, wenn auch selbst versinkend, Kreise um Kreise immer weiter über die Oberfläche hinzieht, ja, wie die Sage erzählt, den Mummelsee in gewaltigen Aufruhr versetzt, so hat Luthers Angriff auf die Autorität der Kirche bei der engen Verknüpfung der politischen und religiösen Verhältnisse des Mittelalters den Glauben an alle Autorität aufs tiefste erschüttert, die Achtung vor jeglicher Überlieferung, die Scheu vor Empörung und Gewaltthat vernichtet. Die entfesselte Menge zieht rasch Folgerungen, an welche der Urheber einer Bewegung meist nicht denkt, und schreitet rascher zur That, als sie davor gewarnt werden kann. Auch entschiedene Bewunderer Luthers haben unumwunden bekannt, daß die politische Reform des deutschen Reiches scheitern mußte, weil die religiöse es tiefer als je zerriß und zerklüftete. In kirchlicher Hinsicht wirkte die Reformation zunächst nur verneinend. Der positive Rest, welcher unversehrt blieb, glich doch nur den wenig wohnlichen Ruinen eines herrlich stolzen Bauwerks.

Gewöhnlich bezeichnet man den Ablaßstreit als den äußeren Anlaß der Reformation. Diese Bezeichnung ist nur mit der Beschränkung zutreffend, daß durch denselben die Lehre Luthers weitere Verbreitung gewann.

Am 31. Okt. 1517 mittags 12 Uhr schlug Dr. Martin Luther, Professor der Universität Wittenberg, an die Schloßkirche dieser Stadt handschriftlich[1] 95 Thesen über den Ablaß an — wie es schien — zu dem Zwecke, unter seinem Vorsitze über dieselben eine mündliche und schriftliche Disputation zu veranlassen. Dieses Vorgehen hatte an sich weder etwas Absonderliches, denn es entsprach dem allgemein an Hochschulen üblichen Gebrauche, noch die Bedeutung einer kühnen That. Ausdrücklich verwahrte sich der Verfasser gegen den etwaigen Vorwurf ketzerischer Absicht. Mit keinem Worte war dessen gedacht, welchem stets die Schuld des ganzen heraufbeschworenen Unheils zugeschoben wird, des Dominikaners Johann Tetzel. Erst der Übersetzer der Thesen, Justus Jonas, hat dessen Namen eingesetzt, nachdem derselbe einige Wochen später zu Frankfurt a. d. O. 106 Antithesen zum Zwecke der Promotion angeschlagen hatte. Und doch zielten die Thesen gegen Tetzel, aber nicht, weil dessen Predigt Anstoß erregt hätte. Auch war die Lehre vom Ablaß weder eine strittige, noch eine vielbesprochene Tagesfrage, welche durch diese Disputation vor dem Forum der theologischen Wissenschaft zur Entscheidung kommen sollte. Die Verkündigung eines vom Papste Julius II.

[1] Alsbald nach dem Anschlage wurden die Thesen in Plakatform als Einblattdruck in Folio hergestellt und kamen so ins weitere Publikum.

aus Anlaß des Neubaus der St. Peterskirche ausgeschriebenen, von Leo X. 1514 erneuerten Ablasses hatte einzelne Kommissarien zu Mißbräuchen verleitet, die höchst bedenkliche Mißverständnisse im Volke hervorrufen und verbreiten mußten. Davon hat Luther — wie er selbst in einem noch am Tage des Anschlags der Thesen an den Mainzer Erzbischof gerichteten Briefe gesteht — nur durch Hörensagen Kunde erlangt; denn der Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte für sein Land Tetzel die Verkündigung des Ablasses verweigert, weil durch päpstlichen Erlaß alle Lokalabläße aufgehoben waren und folglich auch der auf Allerheiligen bei der Schloßkirche zu Wittenberg zu erlangende. Dieser Ausfall hinderte den begonnenen Weiterbau des Augustinerklosters, eine Sache, welche den Wittenbergern wie der kurfürstlichen Regierung unangenehm war. Der Form nach enthielt der verkündigte Ablaß nichts Anstößiges. Der Papst gestattete, wie dies bei kirchlichen Jubiläen oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten öfters geschah, den Gläubigen die freie Wahl eines Beichtvaters und gab diesem die Vollmacht, dem Sünder auch in sogenannten Reservatfällen, welche Exkommunikation oder Interdikt veranlaßt hatten, nach vorausgegangener reumütiger, sorgfältiger Beicht Lossprechung und Ablaß d. i. Nachlaß der durch die Sünde verwirkten zeitlichen Strafen zu erteilen. An Stelle der Strafe tritt die Buße in Gebet und eine sonstige fromme Leistung, wie Wallfahrt oder Wohlthätigkeit. Der Arme ist bei vorgeschriebenem Almosen selbstverständlich von der Spendung desselben entbunden, ohne durch sein Unvermögen des Gnadengenusses verlustig zu gehen. Der Ertrag der Spenden sollte damals zum Ausbau der Peterskirche dienen.

Der Oberkommissar für das nördliche Deutschland aber, der ganz charakterlose und unwürdige Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg, hatte auf sein Ansuchen die Erlaubnis erhalten, die Hälfte der Beiträge zur Deckung der für die Palliengelder bei dem Augsburger Bankhaus Fugger aufgenommenen Geldsumme zu verwenden. Das war ein durchaus verwerflicher, im höchsten Grade anstößiger Mißbrauch, der mit vollem Rechte den Unmut der Wohlmeinenden erregen konnte. Der Unterkommissar, Johann Tetzel, ein ebenso sittenreiner, als wohlunterrichteter Priester, predigte mit großem Erfolge, ohne marktschreierisch den Ablaß anzupreisen oder etwa, wie ihm ungerechterweise zum Vorwurf gemacht wird, irrige Meinungen über die Erteilung und Erlangung des Ablasses im Volke zu erwecken. Luther selbst hat den vielgeschmähten und verleumdeten Mann später getröstet mit den Worten, „er solle sich unbekümmert lassen, denn die Sache sei von seinetwegen nicht angefangen, sondern das Kind habe viel einen anderen Vater“. Wohl aber machten sich andere gewissenlose Prediger ärgernisgebender Mißbräuche schuldig, indem sie zum Teil in eigennütziger Absicht mehr auf die Entrichtung eines Geldbeitrages als auf Reue und Beicht den Nachdruck legten. Würde Luther gegen diese Frevler bei der kirchlichen Behörde Anzeige

erstattet haben, er hätte den richtigen Weg betreten und gewiß Abstellung dieser Ungehörigkeiten erzielt. Aber der Ablaßhandel bot ihm einen willkommenen Punkt zum Angriff gegen die kirchliche Schlüsselgewalt, überhaupt gegen die Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes, wie dies sein Gegner Tetzel richtig erkannte und auch Kaiser Maximilian in einem Schreiben an den Papst betonte. Nicht mit Widerstreben folgte er dem Rate der Gesinnungsgenossen in und außerhalb Wittenberg, um loszuziehen gegen „die dicken Irrtümer der Abläße", gegen die scholastische Theologie und die Dominikaner einen Vorstoß zu wagen und damit zugleich seine der kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung und der Freiheit des menschlichen Willens widerstreitenden Anschauungen zum Ausdrucke zu bringen. Nicht erst im Verlaufe des vom Zaune gebrochenen Streites ist der Wittenberger Professor auf die schiefe Bahn gedrängt worden. In den Grundzügen hatte er seine Lehre bereits in seinen Kollegien und Predigten, wie im Privatverkehr oft genug ausgesprochen. Er hielt sich von der Vorsehung für berufen, das wahre Evangelium wiederherzustellen. Da er in der „anmaßlichen" Selbstgerechtigkeit, der er sich im Anfange seines Klosterlebens hingegeben, keinen inneren Frieden gefunden hatte, war er in das entgegengesetzte Extrem verfallen und hielt nun an diesem vermeintlichen Rettungsanker fest mit der ganzen Zähigkeit einer Seele, welcher die unentbehrlichste Tugend des Christen fehlt, die Demut. Bei der Beurteilung des Mannes darf seine ganze Erziehung und Entwickelung nicht außer acht gelassen werden. Sein Vater Hans, ein nicht unbegüterter Bauer aus Möhra in Thüringen, besaß einen leidenschaftlichen, harten Sinn und vererbte diesen seinem Sohne. In Eisleben wahrscheinlich am 10. Nov. 1483 geboren, verlebte Martin eine freudlose Kindheit. Mit dem 14. Jahre auf die Lateinschule nach Magdeburg gebracht, schlug er sich kümmerlich als armer Kurrendaner oder Singschüler durch. Erst in Eisenach im Hause einer vermögenden jungen Frau Cotta lernte er bessere Tage kennen. Die lebenslustige Stimmung, welche er hier gewann, begleitete ihn auch auf die Hochschule Erfurt, die er 1501 bezog, um die Rechte zu studieren. Selbst begeistert von Liebe zu den klassischen Studien, trat er hier in engen Verkehr mit den Humanisten, besonders Crotus Rubianus und Johannes Lange. Das jähe Ende eines im Zweikampfe gefallenen Freundes und die bei einem schrecklichen Gewitter ausgestandene Todesangst veranlaßte ihn im Jahre 1505 zum übereilten Eintritt in das Augustinerkloster zu Erfurt, in welchem er nach zwei Jahren die Priesterweihe empfing. Stete Gewissensskrupel und übermäßige Selbstquälerei bei mangelndem Gehorsam ließen sein krankhaftes Gemüt auch hier nicht zur Ruhe kommen. Auf Empfehlung seines Ordensprovinzials Johann von Staupitz erhielt er im Jahre 1508 eine Professur der Philosophie an der 1502 gegründeten Universität Wittenberg und erwarb sich sowohl durch seine Vorlesungen wie seine Predigten einen bedeutenden Ruf. In dieser Thätigkeit

bildete sich allmählich seine von der Kirche abweichende Lehrmeinung heraus. Doch stand er noch 1511 ganz auf dem Boden der Rechtgläubigkeit. Mag auch der unter einem großen Teil der italienischen Geistlichkeit herrschende Ton ihn bei der in diesem Jahre unternommenen Romreise abgestoßen haben, auf seine kirchliche Stellung konnten die dort empfangenen Eindrücke keine Nachwirkung haben; denn Verweltlichung der Geistlichkeit konnte er auch diesseits der Alpen kennen lernen. Im Jahre 1512 erhielt er die theologische Doktorwürde, auf welche er sich nicht wenig zu gut that, als er sein Evangelium der Welt verkündigte. Mit einem Manne, der innerlich längst, bevor er offen mit der Kirche brach, mit seiner Pflicht als Diener derselben wie mit seinem Mönchtum zerfallen war, der von der Lauterkeit und Unfehlbarkeit seiner Auffassung wie von der Göttlichkeit seiner Sendung so überzeugt war, wie Luther, mußten alle Verhandlungen und Vermittlungsversuche scheitern. Die auf seine Thesen folgenden Streitschriften vermochten ihn so wenig umzustimmen, wie die mündliche Auseinandersetzung mit dem ebenso milden als gelehrten Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaeta, daher Cajetanus genannt, zu Augsburg (1518). Weder das unwürdige Benehmen des sächsischen Edelmannes Karl von Miltitz, der diesen zum Schweigen bereden wollte, noch die von der kirchlichen Behörde mißbilligte öffentliche Disputation des Ingolstädter Doktors Johann Eck[1], so genannt von seinem Geburtsort im Allgäu, mit Luthers Parteigänger Andreas Bodenstein aus Karlstadt und dem Reformator selbst in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen auf der Pleißenburg zu Leipzig (1519) konnten den Brand mehr löschen. Im Gegenteil, jedes Wort, mochte es eine noch so treu gemeinte Mahnung oder Warnung aus edelm Freundesherzen oder ein ehrliches Wort der Wahrheit und Entgegnung sein, goß Öl in das Feuer. Hatte er noch bei der Leipziger Disputation den Vorwurf Ecks, er hege über den Primat des Papstes hussitische Ansichten, zurückgewiesen, wenige Monate später bekannte er sich offen als Hussiten und hatte an den Humanisten eine mächtige und treibende Bundesgenossenschaft gewonnen. Reuchlin zwar verhielt sich gegen die Schmeicheleien Luthers kühl ablehnend; aber sein Neffe Philipp Melanchthon (eig. Schwarzert, nicht Schwarzerd, aus Bretten) trat offen für Luther ein, Mutian und die Erfurter Poeten, selbst besonnene Männer wie Christoph Scheurl, Pirkheimer, Dürer gaben in Wort und Schrift ihrer Freude über das kühne Vorgehen des „Herolds der Wahrheit" Ausdruck und begrüßten die tagende bessere Zeit, bis sie vor ihren Augen den dunklen Abgrund erblickten, an dessen Rand sie das trügende Dämmerlicht geführt hatte. Für

[1] Derselbe hatte zu Luthers Thesen oberflächliche kritische Bemerkungen (Obelisken) entworfen und als Manuskript für den Bischof von Eichstädt drucken lassen. Obwohl nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, waren sie in die Hände Luthers gekommen, der nun seine giftigen „Asterisken" herausgab.

den kirchlichen Revolutionär gab es kein Zurück mehr von dem Augenblicke an, da er als Apostel der „Freiheit“ den Männern des politischen Umsturzes die Hand reichte und dadurch zum Werkzeug ihrer Pläne sich machen ließ. Melanchthon vermittelte die Freundschaft mit Ulrich von Hutten, dem grimmigsten Feinde der Geistlichkeit, welchem trotz dieses Hasses und seines Lasterlebens sein Gönner Albrecht von Mainz weder Huld noch Gehalt entzog. Anscheinend von seiner Stammburg Steckelberg (bei Fulda), in Wahrheit von Mainz aus der Presse des Buchdruckers Johann Schöffer, überschwemmte er das Land mit seinen Flugblättern und Brandschriften gegen „die Kirche der Boshaften“, „der Churtisanen Buberei“, die „Barbaren“ und „Romanisten“, wider die „Tyrannei“ des Papstes. Hatte er jüngst noch im Dienste Albrechts dem französischen Könige Franz I. dessen Stimme bei der Kaiserwahl zugesagt, jetzt forderte er den jungen König Karl zum Kampfe gegen das neue Babel auf und suchte auch dessen Bruder Ferdinand für die „große Sache“ der „christlichen Freiheit“ zu gewinnen. Größeres Vertrauen aber als die gehoffte Hilfe der mächtigsten Fürsten flößte den beiden „untrennbaren Rüstzeugen Gottes“ der verheißene Schutz Franzens von Sickingen, „des großen Führers des deutschen Adels“, ein. So erhob sich gegen „die lernäische Hydra der Ketzereien“, wie sie nach Luthers Ausspruch im Papsttum lebte, die Hydra der Revolution mit dem Dreihaupt von Galle, Gift und Gewalt. Trotz der Abmahnungen seiner Freunde ließ er, durch Sickingens Beistand „von der Menschenfurcht befreit“, in dem Sendschreiben an den „christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ (1520) wider die „strohernen und papiernen Mauern“ der Romanisten und den „Antichrist“ die „Kriegstrompete“ erschallen, auf deren wilde Töne rasch die Klänge eines anderen nicht minder grimmen „Liedleins von Rom“ in der Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ folgten. Als nach unsäglicher Langmut die Kurie endlich durch eine Bulle 41 Lehrsätze Luthers verurteilte und gegen diesen, falls er sich nicht binnen sechzig Tagen unterwarf, den Bann aussprach (1520), war der Agitator so sehr Herr der öffentlichen Meinung, daß er in Wittenberg, Erfurt, Leipzig und an anderen Orten sogar die Verkündigung derselben verhindern konnte. Jetzt zeigten sich die übeln Folgen der unzeitigen Milde und Saumseligkeit. Aus dem unverzeihlichen Mißgriff der Kurie, den persönlichen Gegner Luthers, Eck, zum Vollstrecker des Bannes zu ernennen, schlug man reiches Kapital. Man bestritt die Echtheit der Bulle. Den Verkünder bedrohte der Pöbel unter Führung der Studentenschaft mit dem Tode. Schon kam es zu bedenklichen Ruhestörungen, Unruhen und rohen Ausschreitungen, gegen welche die weltliche Macht hätte einschreiten müssen. Luther aber, der seither durch den verschmitzten Hofsekretär Spalatin sich stets über alle gegen ihn geplanten Schritte aufs genaueste unterrichtet hatte, wußte durch denselben gewissenlosen Ränkeschmied den alternden

und kranken Kurfürsten völlig zu täuschen und zu beherrschen, so daß er ganz unbehelligt blieb und nicht bloß in neuen Streitschriften „von der Freiheit eines Christenmenschen“ und „wider die Bulle des Endchrists“ von seiner friedfertigen und zur Demut geneigten Stimmung Zeugnis ablegte, sondern nach öffentlicher Ankündigung am 10. Dez. 1520 zum Jubel der „ganzen scholastischen Jugend Wittembergs“ vor dem Elsterthore hinter dem Armenhause die Bulle nebst den „gottlosen Büchern der päpstlichen Constitutionen und der scholastischen Theologie“ mit den Worten verbrannte: „Weil du den Heiligen des Herrn verstört hast, so soll auch dich das ewige Feuer zerstören“.[1]

Inzwischen war Karl V. in Deutschland erschienen und hatte nach seiner Krönung zu Aachen den Reichstag zu Worms (Jan. 1521) eröffnet. Mit redlichem Eifer machte er sich daran, Friede, Recht, Ordnung im Reiche wiederaufzurichten, und ließ sich daher auch die Einsetzung eines Regiments gefallen, welches in Abwesenheit des Kaisers alle inneren Angelegenheiten leiten und handhaben sollte. Durch die päpstlichen Legaten Marino Caraccioli und Hieronymus Aleander bewogen, brachte der Kaiser nun auch die Verhängung der Reichsacht gegen Luther zur Verhandlung. Kurfürst Friedrich, geleitet von Spalatin und durch den ganz zweideutigen Erasmus in der Begünstigung seines Schützlings bestärkt, verhinderte trotz der unausgesetzten Ausfälle desselben gegen Papst und Kirche jedes entschiedene Vorgehen. In großer Nachsicht erließ endlich am 6. März der Kaiser eine Vorladung an Luther mit der Zusicherung freien Geleits. Es hätte desselben mehr für Aleander, als für den Citierten bedurft; denn während dieser im Triumph erschien, war jener unter den Augen des Kaisers selbst kaum seines Lebens sicher, so bedrohten Hutten und seine Gesellen diesen, wie die übrigen Kirchenfürsten und Prälaten. Bei dem ersten Verhöre am 17. April zeigte Luther keineswegs den von ihm früher in Aussicht gestellten und von seinen Anhängern erwarteten Mut des „unüberwindlichen Evangelisten“, indem er in seiner Verzagtheit Bedenkzeit für den schon vor Wochen geforderten Widerruf sich erbat. Dank der Ermunterung seiner Getreuen fand er beim zweiten Verhöre am folgenden Tag sein altes Selbstbewußtsein wieder und lehnte nach einer mit heftigen Schmähungen gewürzten Klassifizierung seiner Schriften den Widerruf mit den Worten ab: „Wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift oder augenscheinlichen Vernunftbeweis (denn weder glaube ich dem Papste noch den Konzilien allein, da es feststeht, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben) überführt und durch die von mir angezogenen Schriften und das in den Worten Gottes gebundene Gewissen besiegt bin, so kann ich weder noch will ich irgend etwas widerrufen, da gegen das Gewissen zu handeln weder sicher noch lauter ist. Gott

[1] Diese Übersetzung kommt wohl dem Sinne der lateinischen Worte am nächsten: »Quia tu conturbasti sanctum Domini, ideoque te conturbet ignis aeternus«.

helf mir. Amen." Die weitere Disputation, die sich zwischen dem Official und ihm über die Konzilien eben entspinnen wollte, schnitt der Kaiser als doch aussichtslos ab. Auch dem Versuche der Fürsten, die Entscheidung wieder hinauszuziehen, machte derselbe schon anderntags durch die unzweideutige Willenserklärung ein Ende, daß er Luther zwar das Geleit halte, die Verbreitung der unruheerregenden Lehre aber verbiete und den Prozeß gegen den Irrlehrer durchführen werde. Das Einzige, was er den durch Drohplakate geängstigten und wohl von den sächsischen Diplomaten beeinflußten Ständen zugestand, war die Erlaubnis, den Versuch zu machen, den Hartnäckigen nochmals durch eine Kommission zum Gehorsam zu bewegen. Da auch dieses erneute Entgegenkommen, wie kaum anders zu erwarten war, erfolglos blieb, befahl der Kaiser Luther, am 26. April abzureisen. Das am 8. Mai erlassene Edikt verhängte über ihn und seine Anhänger die Acht und Aberacht, wurde aber erst nach Ablauf der zwanzigtägigen Geleitsfrist verkündigt, als der Geächtete schon auf Befehl des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der sich selbst der Ausführung des Edikts entziehen wollte, durch den Ritter Hans von Berlepsch auf die Wartburg bei Eisenach in Sicherheit gebracht war. Luther selbst war schon am 28. April von diesem Plan verständigt, sollte aber den Ort seiner Verwahrung nicht vorher erfahren, wie ihn der Kurfürst ebenfalls nicht wissen wollte, um unbefangen seine Unkenntnis beschwören zu können. Im Reiche streute man geflissentlich die Märe aus, als ob der Unglückliche von seinen Feinden aus dem Wege geräumt worden sei, und säete damit neuen Samen des Aufruhrs. Merkwürdigerweise erhob sich aber keiner der Bundesgenossen. Sickingen zog es einstweilen vor, im Dienste des Kaisers zu streiten, und auch Hutten nahm zunächst lieber einen Jahrgehalt von 200 Goldgulden entgegen als daß er die „großen und überaus wichtigen Pläne" nun zur Ausführung brachte. Die besonneneren Elemente kamen allmählich zur richtigen Erkenntnis zurück und wandten sich mehr und mehr von dem „Hause Israel" ab. Es dauerte nicht lange, da zeigten neue heftige Flugschriften, daß der Totgeglaubte noch lebte und wirkte. Was er gegen Cölibat und Messe schrieb, brachten seine Anhänger unter Leitung des fanatischen Karlstadt und des ausgesprungenen Mönches Zwilling oder Didymus zu Wittenberg in weitem Maße zur Ausführung. Sie fanden mehr als gewünschte Hilfe an den von einem halbverrückten Schwärmer Namens Thomas Münzer geführten „Zwickauer Propheten", die schon Gütergemeinschaft lehrten und forderten. Unter großen Unruhen schafften die Stürmer die hl. Messe, die Beichte, die Fasttage, die letzte Ölung, den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, der Meßgewänder u. a. ab, zerschlugen die Bilder, die Altäre, selbst die Kruzifixe, führten das Abendmahl unter beiderlei Gestalten ein. Abtrünnige Weltgeistliche und Mönche begaben sich in den Ehestand. Treue Priester waren schutzlos der Verhöhnung und rohen Ausbrüchen der Gewalt ausgesetzt. Schon

begann auch der Krieg gegen die wissenschaftlichen Studien und die Stätten ihrer Pflege, die Hochschulen. Eine trostlose Verwilderung riß allenthalben ein.

„Es ist vil wunders in der welt",
lautet die Klage in einem gleichzeitigen Volkslied,

„groß übermut und falsches geld
hat überhand genommen;
christliche lieb ist fast dahin,
der glaub ist schier verschwunden. —
Man schreit und tobet bei dem wein —
ieder wil evangelisch sein. —
ja mit fluchen und schelten."

Vergebens warnte und beschwerte sich der Herzog Georg von Sachsen bei seinem kurfürstlichen Vetter, vergebens wandte er sich an das Reichsregiment. Ungehindert nahm die Revolution ihren Fortgang. Die maßlosen Ausschreitungen der Aufrührer, die radikalen Neuerungen, mit welchen der größte Teil selbst des niederen Volkes keineswegs einverstanden war, brachten der Sache Luthers größere Gefahr, als Bann, Acht und Fürstengewalt. Sie konnten sein ganzes Ansehen erschüttern, seine ganze Sache in Frage stellen. Hatte er schon vorher insgeheim Wittenberg wieder besucht, so begab er sich jetzt offen wieder dorthin zurück, um der Herrschaft Karlstadts entgegenzuwirken und zugleich die auf seinem „Patmos" begonnene Übersetzung des neuen Testaments mit den Hilfsmitteln der Wittenberger Bibliothek und mit Unterstützung des sprachkundigeren Melanchthon weiterzuführen (1522). Das hinderte nicht, daß er mit den Führern der adligen Umsturzpartei, Hutten, Sickingen und dessen Schwiegersohne Hartmut von Kronberg (im Taunus) weiteren Verkehr unterhielt und in Lästerschriften eine derartig aufhetzende Sprache führte, daß er von der öffentlichen Meinung als Mitschuldiger, ja als Rädelsführer des inzwischen losgebrochenen Aufstandes der Reichsritterschaft betrachtet wurde.

Der Kaiser war nach Spanien gereist, das in Nürnberg tagende Reichsregiment besaß weder ausreichend festen Willen noch Macht und Ansehen, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Da schien dem verarmten und von den Fürsten gedrückten Adel die Zeit gekommen, in welcher er sich eine bessere Lage verschaffen könnte zumal auf Kosten der „antichristlichen" geistlichen Güter. Nachdem Sickingen auf einer Versammlung des rheinischen Adels zu Landau (13. Aug. 1522) zum Hauptmann gewählt war, begann dieser mit einem starken Heere den Krieg gegen den Erzbischof von Trier, Richard Greifenklau von Vollraths, unter dem Vorwand, daß derselbe „wider Gott, kaiserliche Majestät und des Reichs Ordnung gehandelt" habe. Dem „Worte Gottes" sollte „die Thüre geöffnet" werden. Aber wie der widerspenstige Bischof diese „auf das härteste geschlossen" hatte, so wies er auch die rohe Gewalt mit Kraft zurück. Sickingen sah sich

genötigt von dem festen und mutig verteidigten Trier abzuziehen und ließ nun zur Ehre Christi und zum Besten des Evangeliums die armen Unterthanen des Kurfürsten und des ihm verbündeten Pfälzers seine Rache fühlen. Klarsehende Fürsten wie Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg drangen beim Reichsregiment auf entschiedenes Einschreiten gegen den „Türk im Reich". Als dieses zögerte, griffen ihn die Fürsten von Trier, Hessen und der Pfalz in seiner Feste Landstuhl (bei Speier) an. Bei der Verteidigung erlitt der Afterkaiser eine schwere Verwundung, die seinen Tod herbeiführte (7. Mai 1523). Die Burgen des Empörers wurden gebrochen. Sein Freund Hutten, der schon vor der Katastrophe geflüchtet war, fand nach elendem Herumschweifen zuletzt bei dem Schweizer Reformator Ulrich Zwingli in Zürich Aufnahme, starb aber schon im August desselben Jahres auf der Insel Ufnau an den Folgen der Lustseuche. In Sickingen und Hutten hatte das revolutionäre Rittertum seine Häupter verloren. Die fränkische Ritterschaft erlag dem schwäbischen Bund. Die Sendboten des Evangeliums aber, vielfach zuchtlose Laienprädikanten, wie der Arzt Johann Murer aus Freiburg, welcher sich nach einer c. 1521 erschienenen Flugschrift den Namen Karsthans beilegte, der Urtypus der Volksaufwiegler, und Dr. Balthasar Hubmaier, geächtete Ritter und anderes Gesindel hetzten den gemeinen Mann auf gegen die Geistlichkeit und „wider alle Oberkeit und Gesetz", legten „das göttliche Wort" nach ihrem Sinne aus und benutzten es als „Deckmantel für ihr schentlich verfürisch Aufreitzen". Wie die Pilze schossen religiöse Sekten empor, die Luft vergiftend mit dem Pesthauche sozialer Irrlehren. Trieben in Sachsen und Thüringen Münzer, der ehemalige Cisterzienser Heinrich Pfeiffer und andere Rädelsführer des Umsturzes ihr tolles Unwesen, so gewann Karlstadt in Süddeutschland mit seinen religiösen und sozialen Verbesserungen großen Anklang. Seiner Lehre vom Abendmahle pflichteten auch der Schweizer Reformator Ulrich Zwingli von Einsiedeln und Ökolampadius bei. Bald sah der große Haufe das „wahre Evangelium" in der Freiheit von allen Lasten und Schranken der bürgerlichen und sittlichen Gesetzesordnung, in der Gleichheit der Stände und der Gütergemeinschaft. Die seit dem Jahre 1522 bald hier bald dort ausbrechenden Aufstände waren nur die Vorboten der Massenerhebung, welche als Bauernkrieg fast ganz Süddeutschland wie ein Lauffeuer durchzog (1524 u. 1525). Wer keine Neigung zeigte, sich der „christlichen Bruderschaft" des verkommenen Gesindels anzuschließen, den zwang man durch Schrecken und Gewalt zur Teilnahme an der Empörung. Die Bewegung nahm ihren Ausgang von dem oberen Schwaben, verbreitete sich aber rasch einerseits nach Süden über Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain, anderseits nach Osten und Norden den Rhein entlang über den Elsaß, die Pfalz, den Rheingau, Franken und Hessen, um in Thüringen in erschütterndem Sturm auszutoben. Von Schwaben

gingen die sogenannten zwölf Artikel aus, in welchen die Bauern ihre Beschwerden und Forderungen zusammenfaßten. Religiöser Art war nur der erste und der letzte Artikel; jener verlangte freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde und Verkündigung des lauteren Evangeliums, dieser machte die hl. Schrift zum Quell aller noch etwa zu stellenden Forderungen. Wenn die Bauern Aufhebung der Leibeigenschaft, die übrigens nur in sehr beschränkter Form bestand, gleichwohl aber je nach dem Wesen des Herrn drückend sein konnte, Abschaffung ungerechter Abgaben wie des Viehzehnten, Beschränkung der Frondienste, Herabsetzung der harten Gülten und Zinsen, Rückgabe der nicht rechtlich erkauften Güter an die Gemeinden, Urteil nach geschriebenem Rechte begehrten, so waren diese Forderungen ebenso mäßig als billig. Sie hätten ohne Zweifel schon damals Berücksichtigung finden müssen. Da sie aber nicht in ruhiger Verhandlung, sondern unter den rohesten Ausbrüchen der Gewalt erstrebt wurden, mußten sie mit den viel bedenklicheren Ansprüchen auf Freiheit der Jagd, Fischerei und Holzung und den weit über das Ziel hinausschießenden Reformen der von Michael Geismayr geplanten Tiroler „Landesordnung" und des Heilbronner Entwurfs, der auf die Umgestaltung der Reichsverfassung in demokratisch-sozialistischem Sinne hinauslief, auf Widerstand stoßen und gänzlich scheitern. Trotz der drohenden Flugschriften, welche zur blutigen Vertilgung der „Tyrannen und Wüteriche" aufstachelten, trotz der grauenvollen Gewaltthaten der Anarchisten, schritten weder das Reichsregiment, noch die Fürsten und Herren, noch die Obrigkeiten der Städte gegen die Aufrührer ein, „dyweil es nur über Pfaffen und Klöster ging". Nur der schwäbische Bund und der Herzog von Baiern traten den hellen Haufen der Aufständischen mit Entschiedenheit entgegen. Der elende „Herzog und Henker" Ulrich von Württemberg, von dem französischen König Franz I. unterstützt, und mit ihm eine ganze Anzahl „verlorener Edelleute" machte sogar gemeinsame Sache mit den Brandstiftern und Raubmördern, bis ihn die Kunde von der Niederlage seines Gönners bei Pavia am 24. Februar 1525 zur schmählichen Flucht zwang. An demselben Tag aber erhob sich der ganze Allgäu und gab mit der wahrhaft greulichen Verwüstung des Klosters Kempten das Signal zum allgemeinen Raub und Brand, zu Kirchenschändung, Verheerung, Grausamkeit und Mord. Voll Schrecken erkannte Luther, wie die „Mordpropheten" seine in ungezügelter Leidenschaft gesprochenen und geschriebenen Worte in Thaten umsetzten. Jetzt erhob er seine mächtige Stimme in der ernstlichen Absicht, dem Unheil Einhalt zu gebieten. Es war zu spät, und die Form, in welcher er Fürsten und Bauern zum Frieden mahnte, schürte noch eher das Feuer. Während die Mordbrenner in Rotenburg an der Tauber, in Bamberg, Weinsberg, Heilbronn und an anderen Orten zum Teil unter der Führung des Wirtes Georg Metzler, des ehemaligen hohenlohischen Kanzlers Wendel Hipler und des „kühnen, mannhaften" Raubritters Götz von Berlichingen ärger als die Türken, ja „wie wilde Bestien"

hausten und in wahnsinniger Zerstörungswut die kostbarsten Schätze der Kunst, die heiligen Geräte der Kirchen, die Kruzifixe, wertvolle Gemälde und herrliche Werke der Bildhauerei oder Bildschnitzerei vernichteten, bezeichneten die wildesten Bilderstürme, die rohesten Plünderungen und Verwüstungen, gemeinste Verhöhnung des Heiligen und Verehrungswürdigen, tyrannische Mißhandlung der Pfaffen, Mönche und Nonnen den Untergang der Abgötterei und den Sieg des von Thomas Münzer und seinen Gesellen begründeten Gottesreiches in Thüringen und Sachsen. Mühlhausen war der Mittelpunkt des „christlichen Regiments"; aber auch Langensalza, Gotha, Erfurt und andere Städte wurden der Segnungen desselben teilhaftig. Nach langer Unthätigkeit ermannten sich endlich die Fürsten zum Einschreiten gegen das heillose Unwesen und unterdrückten den Aufruhr fast gleichzeitig in Schwaben und Thüringen. Die zuchtlosen und schlecht geführten Horden vermochten trotz ihrer Übermacht den geordneten Heeren der fürstlichen Landsknechte keinen starken Widerstand zu bieten. Am 12. Mai 1525 warf Georg Truchseß von Waldburg mit den Truppen des schwäbischen Bundes die schwäbischen Empörer nieder. An demselben Tage noch hatte Thomas Münzer „mit dem Schwerte Gideonis" die Grafen von Mansfeld unter Schmäh- und Drohworten vor seinen Stuhl nach Frankenhausen i. Th. geladen. Drei Tage später erlagen seine Scharen trotz der zuversichtlichen Siegesgewißheit, mit welcher der Prophet sie zum Kampfe begeistert hatte, den vereinigten Heeren des Landgrafen Philipp von Hessen, der Herzöge Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und ihrer Verbündeten. Wie einst in der Schlacht bei Hohenburg a. d. Unstrut mähte jetzt das Schwert der Fürsten die bethörten Bauern schonungslos nieder: an 6000 wurden „ganz jämmerlich gemordet". Münzer und Pfeiffer, die sich versteckt hatten, aber entdeckt worden waren, erlitten den martervollen Tod durch Henkershand, jener, nachdem er seinen schrecklichen Irrtümern abgeschworen und seinen Frevel bereut hatte, dieser ungebeugten, trotzigen Sinnes, unbekehrt. Am 2. Juni kam es auch zur blutigen Entscheidung über die fränkischen Bauern bei Königshofen an der Tauber. Die von ihren Führern Götz von Berlichingen und Georg Metzler schmählich im Stiche gelassenen Bauern wagten kaum einen Widerstand, warfen meist die Wehre von sich und wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Es wurde mit ihnen wie „mit einer Schweinhatz gehalten". So unmenschlich sie selbst gewütet hatten, so grausenerregend war das Strafgericht, welches über die Geschlagenen verhängt wurde. Es hätte nicht der Schrift Luthers „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" bedurft, nicht der Ermahnung, sie wie „tolle Hunde totzuschlagen", die Sieger kühlten ohnehin schon ihre glühende Rache im Blute der „christlichen Brüder". Statt der gehofften Freiheit ward den Bauern jetzt erst recht das Los drückender Unterthänigkeit. Den Vorteil von der ganzen fehlgeschlagenen Erhebung ernteten die Fürsten, denen jetzt nicht mehr wie

im Mittelalter die eine mächtige Kirche als Hort der Armen und Bedrängten Halt gebieten konnte. Man hatte die Herrschaft der Kirche vernichten wollen. Wo das gelungen war, da traten jetzt die weltlichen Fürsten die Herrschaft in kirchlichen Dingen an. Der Landesherr beanspruchte nunmehr die unumschränkte obrigkeitliche Gewalt über die Unterthanen nicht nur im Staatswesen, sondern auch in Glaubenssachen; er ward zum Oberhaupt der sich allmählich bildenden Landeskirchen und verfügte als solcher über das Kirchengut. Hatte der Pöbel Kirchen und Klöster geplündert, so zog die weltliche Obrigkeit die liegenden Güter samt den beweglichen Schätzen ein. Mag man das Verfahren als Säkularisation bezeichnen; die Sache war dieselbe, nur der Name verschieden. In jedem Falle erlitt die Achtung vor dem Eigentumsrecht einen höchst bedenklichen Stoß. Nicht die innere Überzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre, sondern schnöde Selbstsucht gewann ihr unter den Fürsten und städtischen Obrigkeiten mehr und mehr Anhang. Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg u. a. führten in ihren Landen das „Evangelium“ durch und beriefen sich dabei gerade auf den Abschied des Speierer Reichstags von 1526, nach welchem die Stände bis zur Abhaltung eines Konzils „mit ihren Unterthanen also zu leben, zu regieren und zu halten“ ausgemacht hatten, „wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue.“ Hatte die kaiserliche Instruktion auch ausdrücklich jede Neuerung untersagt, man deutete die Worte, wie man es für zweckmäßig hielt, und begründete damit die Berechtigung des Landeskirchentums. Auf den Rat Luthers verwandelte der Hochmeister Albrecht von Brandenburg, der schon 1523 durch Osiander „zur wahren Erkenntnis gebracht“ worden war, das Deutsch-Ordensland Preußen 1525 in ein weltliches, von der polnischen Krone abhängiges Herzogtum, führte die neue Lehre mit Gewalt ein und verehlichte sich im folgenden Jahre nach dem Vorgange Luthers, der schon während des Bauernkrieges die frühere Nonne Katharina von Bora geheiratet hatte. Philipp von Hessen, eine überaus sinnlich angelegte Natur, ging schon bei Annahme des Evangeliums mit dem Plane einer Doppelehe um, führte diesen aber erst 1539 aus.

Die überhand nehmende Unordnung des kirchlichen Wesens nötigte endlich die Urheber der Neuerungen selbst zur Feststellung einer Kirchenordnung. Während in der Schweiz die Zwinglianer den Bruch mit der alten Kirche auch in der äußeren Form des Gottesdienstes durch gründliche Säuberung der Kirche von aller „Abgötterei“ und allem „Götzenwerk“ zur Schau trug, wahrte die von Luther entworfene und in Sachsen eingeführte neue Gottesdienstordnung in Berücksichtigung der zähen Anhänglichkeit des Volkes an die alten Gebräuche noch viel von dem katholischen Ritus. Erst allmählich schwand auch in der lutherischen Kirche eine alte Ceremonie nach der anderen.

2. Die ersten Kriege Karls V. mit Franz I. von Frankreich (1521—1526 und 1527—1529). Türkenkrieg (1526—1532).

Die religiöse Bewegung würde schwerlich eine so gefährliche Ausdehnung gewonnen und die staatliche und gesellschaftliche Ordnung so gewaltig erschüttert haben, wenn eine starke Reichsgewalt die erhaltenden Kräfte gegen die zerstörenden gesammelt hätte. Zum Unheil für unser Vaterland nahmen die auswärtigen Angelegenheiten die Thätigkeit des Kaisers ganz in Anspruch. Franz I. von Frankreich, der es nicht verwinden konnte, daß er die deutsche Krone nicht erhalten hatte, nötigte durch seine geheimen Wühlereien und offenen Feindseligkeiten Karl V. zur Rückkehr in seine Stammlande und ward durch seine Streitsucht und Treulosigkeit zum „rechten Störenfried der Christenheit."

Als Reichsoberhaupt mußte Karl das von Franz in Besitz genommene Mailand, Reichslehen der Familie Sforza, zurückfordern; als Enkel der Maria von Burgund verlangte er die Herausgabe der ihm entzogenen Teile seines Erbes. Der Übermut des Franzosen zwang ihn zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Papste Leo X. und dem englischen Könige Heinrich VIII. (1521) zur Erhaltung der Freiheit Italiens. Als Franz die Stadt Reggio angriff, begann der Krieg, der aber zunächst für Frankreich unglücklich verlief. Der Verlust Mailands, die Niederlage bei Bicocca (1522), die Eroberung Genuas durch die Kaiserlichen, der Anschluß Venedigs und anderer Städte an die Liga, der Abfall des von Franz I. beleidigten Herzogs Karl von Bourbon, des Connetables von Frankreich, zum Kaiser waren harte Schläge für den unruhigen Gegner, aber sie brachen weder seine Kraft noch seine Kriegslust. Die in Frankreich einrückenden englisch-niederländischen und spanischen Heere nötigte er zum Abzug. Die Friedensversuche des Kaisers beantwortete er mit „geheimen Praktiken". Da erlitt er bei der Belagerung der Stadt Pavia am 24. Februar 1525 durch Pescara und Georg von Fundsberg, den Führer der deutschen Landsknechte, eine schwere Niederlage und geriet selbst in Gefangenschaft. Die Freunde des Vaterlandes jubelten, und die deutschen Landsknechte besangen ihre Waffenthat in dem berühmten Pavierlied, dessen echt volkstümlicher Schluß lautet:

„Der uns das liedlein newes sang,
von newem hat gesungen,
Das hat getan ein landsknecht gut,
den reien hat er gesprungen;
Wann er ist auf der kirchweih gewest,
der pfeffer ward versalzen,
man richt in mit langen spießen an,
mit helleparten geschmalzen."

Der Sieger aber, in der glücklichsten Stunde seines Lebens durch Demut wahrhaft groß, wollte seinen Erfolg nicht zur Vernichtung des Feindes ausnutzen, sondern begehrte nur den Frieden, um seine ganze Kraft gegen die Türken wenden zu können. Im Vertrage zu Madrid (14. Jan. 1526) verzichtete Franz auf Burgund, entsagte seinen Ansprüchen auf Artois und Flandern sowie auf Italien und schwur feierlich, die abtrünnigen Herzöge von Geldern und Württemberg und den Grafen Robert von der Mark nicht mehr zu unterstützen, ja gemeinsam mit den christlichen Fürsten einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Kaum aber war er, seiner Haft ledig, in die Heimat zurückgekehrt, da trat er wortbrüchig mit allen Feinden des Kaisers wieder in Verbindung, widerrief alle Zusagen und brachte sogar den die kaiserliche Übermacht fürchtenden Papst Clemens VII. auf seine Seite. In der Liga zu Cognac (22. Mai 1526) verbanden sich Clemens, Franz, Venedig, Florenz und der Herzog Franz Sforza von Mailand im Einverständnis mit England zur Wiederherstellung der Freiheit Italiens. Statt aber den Krieg (1527—1529) energisch zu führen oder entschieden die aufgenommenen Friedensverhandlungen zu Ende zu bringen, schwankte der Papst fortwährend in seinen Entschlüssen, obwohl ihn Franz fast ganz im Stiche ließ, und führte durch diesen Wankelmut für Rom das beklagenswerte Schicksal der Erstürmung und Plünderung herbei. Durch den eingegangenen Waffenstillstand sahen sich die kaiserlichen Landsknechte zur Unthätigkeit verurteilt. Als sich die Soldzahlung länger hinauszog, meuterten sie gegen ihren sonst geliebten Führer, Georg von Frundsberg, den dieser jähe Schrecken so berührte, daß ihn der Schlag traf. Sein Nachfolger Karl von Bourbon führte die Truppen, um sie befriedigen zu können, gegen Rom. Am 6. Mai 1527 ward die ewige Stadt erstürmt und von den rohen Söldnerscharen schonungslos behandelt. Den Feldherrn, der den Ausschreitungen hätte Einhalt thun können, hatte beim Sturme eine Kugel tödlich getroffen. So hausten die Eroberer ohne Schranken und Erbarmen, ärger als die Vandalen, die Goten und die sächsischen Barbaren, selbst gegen wehrlose Weiber und Kinder, gegen Greise und Kranke. Die vielen Lutherischen, welche im Heere waren, ließen besonders die Priester ihren Groll entgelten. Alle Leidenschaften, unersättliche Habgier, tierischer Blutdurst, zügellosefte Unzucht rasten über acht Tage entfesselt in der unschuldigen Bevölkerung. An 6000 Menschen fanden elenden Tod. Herrliche Denkmäler der Kunst sanken in Trümmer, unersetzliche Schätze der Archive und Büchereien fielen der Vernichtung anheim. Der Papst, welcher sich nach kurzer Verteidigung der Engelsburg ergeben mußte, sah sich mit den Kardinälen in der Gefangenschaft dem Hohne der Sieger ausgesetzt. Mit aufrichtiger Teilnahme und ungeheucheltem Mitleid nahm der Kaiser die Kunde von dem betrübenden Ausgang des von ihm weder befohlenen noch gut geheißenen Unternehmens entgegen und suchte seinen Sieg nur auszunutzen zur Wiederherstellung

des Friedens und zur Durchführung kirchlicher Reformen durch ein zu berufendes Konzil. Aber seine Bemühungen scheiterten an dem Starrsinn des französischen Königs, der auf die Herrschaft in der Lombardei und den Besitz Neapels nicht verzichten mochte. Schon belagerte sein Feldherr Lautrec Neapel zu Land, eine genuesische Flotte unter dem Dogen Andreas Doria schloß die Stadt von der Seeseite ein, da trat plötzlich für die Kaiserlichen ein Umschwung ein, dadurch, daß letzterer von Franz abfiel und die Belagerten mit Lebensmitteln versorgte, während unter dem französischen Landheer in der Lagerpest ein ungeahnter, gewaltiger Bundesgenosse erstand. Ein Ausfall der schwachen Besatzung befreite die Stadt von der Belagerung, ein Sieg bei Aversa das Land von der französischen Herrschaft. „In Summa", berichtet der Landsknechtführer Schärtlin von Burtenbach, „was nicht zu todt geschlagen, starb sonst. Also nahmen wir dieß Land wiederum kaiserlicher Majestät ein." Auch Genua erhielt seine Freiheit zurück. (1528.) Aber durch die Umtriebe Franzens zog sich auch jetzt noch der Friede hinaus. Erst nachdem der Kaiser und Papst durch die Türkengefahr zu Barcelona sich geeinigt hatten, führte die Vermittlung der Tante Karls, Margarete, Statthalterin der Niederlande, und der Mutter seines Gegners, Luise von Savoyen, den „Damenfrieden" von Cambray herbei (1529, 5. Aug.), welcher Franz im Besitz Burgunds beließ, aber zur Entsagung seiner Ansprüche auf Italien verpflichtete. Der feierliche Eidschwur hinderte den Gewissenlosen jetzt so wenig als früher, insgeheim die Türken und „wohlgesinnte Fürsten" des deutschen Reichs, wie die von Hessen, Württemberg und Baiern, wider den Kaiser aufzuhetzen, und beides gelang ihm nur zu gut. Die Aussöhnung Karls mit dem Papste ward besiegelt durch die Krönung des Kaisers zu Bologna (1530). Es war das letzte Mal, daß ein römischer Kaiser von der Hand des Papstes gekrönt wurde.

Während der Kämpfe zwischen den Häuptern der Christenheit hatte die allerchristlichste Majestät von Frankreich im Bunde mit den „christlichen Türken" von Venedig die Türkennot möglichst zu seinem Vorteil ausgebeutet. Von den Venetianern im Stiche gelassen, hatten die Johanniter nach tapferster Gegenwehr gegen freien Abzug die Insel Rhodus den Ungläubigen überliefern müssen (23. Dez. 1522). Erst 1530 nahmen sie von den ihnen durch Karl überwiesenen Inseln Malta und Gozzo Besitz. Von Franz I. angetrieben, begann „der Beherrscher der Beherrscher, der Verteiler der Kronen an die Monarchen des Erdkreises, der Schatten Gottes über die Welt", Suleiman II. der Prächtige, den Krieg gegen den Kaiser und warf sich, durch hochverräterische Adlige Ungarns begrüßt, mit einem Heere von etwa 200 000 Mann zunächst auf die zehnmal schwächere Schar des jungen Königs Ludwig II., der die Schwester Karls zur Gemahlin hatte. Der Verrat seiner eigenen Landsleute, vor allem des Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya, machte allen Heldenmut zu

nichte. Bei Mohacs erlagen die Getreuen Ludwigs; er selbst fiel „gleich als auf der Fleischbank geopfert“ (29. Aug. 1526), sein Verräter küßte dem „Helfer der Welt“ auf dem Schlachtfelde die Hand. Ofen sank zum größten Teil in Asche. Auf dem Rückzuge verwandelten die türkischen „Renner und Brenner“ das unglückliche Land weit und breit in eine Wüstenei. Kaum hatte Suleiman Ungarn verlassen, da ließ sich Zapolya gegen den Erben der Krone, Ferdinand von Österreich, von seinen Anhängern zum Könige von Ungarn ausrufen und fand nun, da er den Großtürken als seinen Oberherrn anerkannte, dessen Unterstützung, zugleich den Beistand aller Gegner des Hauses Habsburg. Selbst die Herzöge von Baiern, welche bei der Bewerbung um die böhmische Krone Ferdinand unterlagen, entblödeten sich nicht, als „getreue Vettern“ mit dem Woiwoden sich in ein Bündnis gegen Ferdinand einzulassen, und versuchten diesen mit Hilfe des französischen Königs um die römische Königskrone zu bringen.

Ferdinand drängte Zapolya nach Siebenbürgen zurück. Diesem aber kam Suleiman, von dem Polen Hieronymus Lasky angereizt, im Jahre 1529 mit gewaltiger Macht zu Hilfe. Ofen fiel nach kurzer Verteidigung. Am 21. September standen die Mordbrenner vor Wien, welches von einer kaum 20000 Mann starken Besatzung verteidigt war. An dritthalbhunderttausend Mann umschlossen das letzte Bollwerk Deutschlands gegen Osten und suchten den hartnäckigen Widerstand der „Götzendiener“ durch Minen und gewaltige Stürme, ihren Mut durch grauenvolles Martern der unglücklichen Gefangenen zu brechen. Der klägliche Ruf um Hilfe verhallte in dem Lärm des Religionshaders. Nur einige Reichstruppen verstärkten die kleine Schar der heldenmütigen Verteidiger, denen die Wiener Bürgerschaft wacker zur Seite stand. Nachdem auch ein vierter Sturm siegreich abgeschlagen war, hob der Sultan am 16. Oktober die erfolglose Belagerung auf und begnügte sich, seinen Rückweg durch Blut und Brand zu bezeichnen.

Als er im Jahre 1532 abermals erschien, fand er auf dem Tulmerfelde bei Wien eine starke Macht kampfbereit. Daher zog er es vor, derselben auszuweichen und die kleine Festung Günz zu bestürmen. Die schwache Besatzung wies unter der Führung des tapferen Niklas Jurischitsch zwölf Stürme zurück. Da wich Suleiman dem heldenmütigen Gegner, der einem neuen Angriff nicht hätte stand halten können. Als er auch die Festung Graz nicht zu erobern vermochte, trat er abermals den Rückzug an, ohne von den deutschen Reichstruppen verfolgt zu werden. Die Fürsten, welche Hilfe geschickt hatten, glaubten ihr Versprechen erfüllt zu haben, wenn der Türke abzog; Ungarn für Ferdinand zu erobern und damit dem Osten Ruhe zu verschaffen, das lag nicht in ihrer Absicht. Das Reichsheer löste sich auf; auch der Kaiser entließ die meisten seiner Söldner, da er die Gefahr für abgewendet hielt.

3. Verschärfung der Parteigegensätze unter den Ständen.

Wie in Perioden epidemischer Krankheiten jeder krankhafte Organismus mehr der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt ist, als ein gesunder Körper, und aufregende Einbildung den Zustand verschlimmert, so genügt in der Zeit religiöser und politischer Gärung der geringste Anlaß, um gefährliche Bewegungen hervorzurufen und weite Kreise in Unruhe und Erschütterung zu bringen. Jetzt hatten alle Hetzer und Wühler leichte und fruchtbare Arbeit. Sie haben redlich das Ihrige gethan, um Mißtrauen und Hader zu säen und die Gegensätze zu verschärfen. Nachdem die Ritter und der „gemeine Mann" mit Eisenfaust und Dreschflegel wider die Pforten der Ordnung gewaltig gepocht hatten, rüttelten selbst die bestellten Wächter an den verrosteten Schlössern und Riegeln. Keiner traute dem andern. Allenthalben schwirrten dunkle Gerüchte von schweren Kriegsrüstungen durch die Luft und beengten die Gemüter. König Ferdinand sollte sich mit vielen Fürsten zur Vernichtung der dem Evangelium anhangenden Reichsstände verschworen haben. Von diesem Bündnisse gab zuerst Philipp von Hessen dem Kurfürsten Johann von Sachsen im Jahre 1528 Kunde, indem er sich auf das Zeugnis eines ganz unsauberen Betrügers, des Doktors Otto Pack, berief, der vordem Kanzleiverweser von Philipps Schwiegervater, des Herzogs Georg von Sachsen, gewesen war. Die ganze Behauptung beruhte auf einem gefälschten Dokumente und entbehrte jedes thatsächlichen Grundes. Obwohl sich die „Lügenmäre" alsbald zweifellos herausstellte, brach Philipp, während die besonneneren Fürsten sich beruhigten, durch einen Einfall in das Bistum Würzburg den Landfrieden, offenbar um im Bunde mit Frankreich seinem Schützling Ulrich wieder sein Herzogtum Württemberg zu verschaffen. Er ließ sich schließlich großmütig gegen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme von den schwachen Bischöfen von Würzburg, Bamberg und Mainz zum Frieden bestimmen und blieb für seinen Landfriedensbruch unbehelligt. Pack ereilte erst 1537 die verdiente Strafe: er ward enthauptet. Ulrich kehrte mit Hilfe des französischen Königs und des inzwischen gestifteten Bundes protestantischer Fürsten im Jahre 1534 in sein Herzogtum zurück und führte in diesem jetzt die Reformation durch.

Da die entstandenen Unruhen nicht ohne Grund auf die willkürliche Deutung des Speierer Reichsabschieds von 1526 zurückgeführt wurden, hob die Mehrheit der Stände auf dem Speierer Reichstag von 1529 den früheren Beschluß auf und bestimmte, die Weisung des Kaisers mildernd, daß bis zum Zusammentritt eines Konzils „alle weitere Neuerung so viel möglich und menschlich verhütet", insbesondere kein geistlicher und weltlicher Stand mit Entziehung und Entwehrung der Obrigkeit und Einnahmen „vergewaltigt" werden solle. Obwohl auch diese Fassung noch gemildert wurde, so daß den Katholiken nur Duldung gesichert, den Neugläubigen die Beibehaltung ihres Kirchenwesens unverkümmert blieb, erhoben doch die Anhänger der

neuen Lehre Beschwerde gegen diesen Abschied. Von diesem Proteste erhielten sie in der Folge den Namen „Protestanten“. Insgeheim verbanden sich bereits Hessen, Kursachsen und die drei Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg zu gemeinsamer Abwehr gegen einen etwa beabsichtigten Angriff. Mit schwerem Herzen erkannten Luther und Melanchthon, welche übeln Folgen dieses Bündnis haben mußte. Aber ihre Warnungen verhallten ungehört. Die Speierer Protestation hatte die Neugläubigen zu einer politischen Partei zusammengeschlossen. Seit jenem Tage war die deutsche Nation gespalten.

Als der Kaiser endlich nach 8jähriger Abwesenheit im Jahre 1530 wieder nach Deutschland kam und zur Erwirkung einer kräftigen Reichshilfe gegen die Türken sowie zur Wiederherstellung des religiösen Friedens persönlich den Reichstag zu Augsburg abhielt, überreichten ihm die protestierenden Stände eine von Melanchthon verfaßte Bekenntnisschrift, die später sogenannte Confessio Augustana, in welcher der ganze Lehrbegriff und die verworfenen Gesetze und Gebräuche der alten Kirche dargelegt waren. Diese Schrift prüften zwanzig namhafte katholische Theologen und faßten eine Widerlegungsschrift, die Confutatio, ab. Die heimliche Abreise des Landgrafen Philipp von Augsburg erregte große Unruhe und gewaltige Befürchtung. Er bekundete mit diesem Verfahren seine Überzeugung, daß ein Ausgleich zwischen den beiden Parteien unmöglich sei. Und daß er darin recht sah, zeigten die vergeblichen weiteren Verhandlungen. In dem ganzen Streite handelte es sich nicht um verschiedene Auffassung einzelner Lehren oder Abänderung einzelner Gebräuche, sondern um die Grundprinzipien der Kirche, die Autorität des unfehlbaren Lehramts und die Mittlerschaft des Priestertums. Die maßvollen protestantischen Theologen ernteten für ihre versöhnliche Haltung seitens der Stände schlechten Dank, denn diese waren nicht gewillt, Verzicht zu leisten auf die angemaßten Rechte in kirchlichen Dingen. Als sich alle Ausgleichsversuche zerschlugen, erließ der Kaiser im Reichstagsabschied die Erklärung, daß die protestierenden Stände bis zum 15. April des folgenden Jahres Bedenkzeit erhalten sollten, ob sie sich wegen der strittigen Artikel nicht mit der Kirche wiedervereinigen wollten bis zur Erörterung durch das künftige Konzil, daß sie sich aber inzwischen jeder Neuerung und der Bedrückung der Altgläubigen in ihren Gebieten enthalten sollten. Die Protestierenden aber verweigerten die Annahme dieses Abschiedes und reichten in der von Melanchthon abgefaßten Apologie eine Verteidigung ihres Bekenntnisses ein, die der Kaiser nun seinerseits ablehnte. Während die Unzuverlässigkeit einzelner katholischen Fürsten und die auf dieser Seite herrschende Uneinigkeit den Kaiser an entschiedenem Auftreten hinderte, schlossen schon gegen Ende des Jahres 1530 die protestierenden Stände, im ganzen 6 Fürsten, 2 Grafen und 11 Reichsstädte, zur Abwehr gegen Angriffe „um das Wort Gottes“ den Schmalkaldener Bund und wandten sich um Unterstützung an die Könige von Frankreich und

England. Doch nur Philipp von Hessen dachte ernstlich an einen Krieg und suchte gegen den Willen des Kurfürsten von Sachsen Einung mit den Zwinglianern in der Schweiz. Dieser hinwiederum war der einzige unter den Kurfürsten, welcher gegen die Erwählung Ferdinands zum römischen Könige (1531) Einspruch erhob, obgleich Luther ihn zur Beteiligung an der Wahl aufgefordert hatte, damit nicht das Reich zerrissen werde. Philipps heiße Thatenlust aber erhielt eine starke Abkühlung durch die Niederlage, welche die schweizerischen Reformierten von den katholischen Urkantonen und Zug und Luzern bei Kappel (11. Okt. 1531) erlitten. Ulrich Zwingli, weit radikaler in seinen religiösen Ansichten als Luther und darum auch seit dem vergeblichen Religionsgespräch zu Marburg 1529 mit diesem gänzlich zerfallen, suchte die Widerspenstigen mit Gewalt zu bekehren und nötigte dadurch die katholischen Kantone, ihren Glauben und ihr Recht gegen Vergewaltigung zu verteidigen. In der Schlacht fand Zwingli selbst seinen Tod, und Luther erkannte in dem elenden Ende des Gegners die strafende Hand Gottes. Die Katholiken begnügten sich mit dem Siege und gestatteten den Zwinglianern im Frieden zu Kappel großmütig freie Religionsübung. Die oberdeutschen Städte aber, welche bereits mit den übermütigen Zürichern ein Bündnis eingegangen waren, ließen von diesem ab und schlossen sich den Schmalkaldenern an. Dem versöhnlichen Entgegenkommen des Kaisers, welcher bei der drohenden Türkengefahr die Hilfe der protestierenden Stände nicht missen konnte, einerseits und den Friedensmahnungen Luthers, der nimmer die undeutschen Bündnisse und kriegerischen Absichten des reformierten Philipp und des katholischen Baiern billigte, anderseits war es zu danken, daß zu Nürnberg im Jahre 1532 zwischen dem Kaiser und den Bekennern der Augsburgischen Konfession ein Landfriede zu stande kam, der bis zu einem allgemeinen Konzil beiden Religionsparteien jede Beschwerung in Sachen des Glaubens verbot. Durch den Hochverrat der baierischen Herzöge, die mit Philipp, Zapolya und dem französischen Könige im geheimen Einverständnis lagen, zerging der schwäbische Bund, die stärkste Stütze der Ordnung in Oberdeutschland; Ferdinand mußte im Frieden zu Cadan in Böhmen den von Philipp zurückgeführten Ulrich von Württemberg anerkennen. Nicht aus Überzeugung, sondern aus Rache gegen Österreich und aus Begierde nach den reichen Klostergütern seines Landes „versetzte“ Ulrich „sein Volk in den neuen Glaubensstand“. Selbst die Protestanten führten bittere Klage über das unchristliche Leben des Herzogs, die schändliche Verschleuderung des Kirchengutes und die Auflösung aller Zucht und Ordnung in Württemberg. Trotz aller Friedensschlüsse und Versprechungen unterhielten die Vaterlandsverräter von Baiern, Hessen und Württemberg ihre Verbindung mit dem König von Frankreich, der seinerseits die Türken weidlich zum Kriege hetzte.

4. Weitere religiös-politische Unruhen. Karls Feldzüge nach Afrika und die letzten Kriege gegen Franz I.

Der herrschende Zwiespalt und die unselige Verwirrung, die fast allenthalben eingerissen war, steigerte sich noch mehr durch die wie Pilze aufschießenden Sekten, ganz besonders die religiös-politisch-radikale Partei der Wiedertäufer, die mit ihrem Gottesreich eine völlige Umgestaltung des kirchlichen wie des bürgerlichen Lebens herbeizuführen strebten und die Segnungen ihrer Lehre in religiösem Wahnsinn, den widerlichsten Ausschweifungen und den gröbsten Verbrechen bethätigten. Waren gegen Ende der zwanziger Jahre die oberdeutschen Reichsstädte Sammelplätze der „schwärmerischen Unholde“ und Schauplätze ihrer Ausschreitungen, aber auch ihrer Verfolgung gewesen, so wurde gegen die Mitte des folgenden Jahrzehnts Niederdeutschland die Feuerstätte der sozialen Revolution. Den gefährlichsten Grad erreichte die Bewegung in Münster und Lübeck.

Gleichgiltigkeit des Bischofs und Unterstützung durch Philipp von Hessen hatte den Anhängern des Evangeliums in Münster, dem fanatischen Kaplan Rothmann und dem Tuchhändler Knipperdolling, die unumschränkte Gewalt verschafft. Während die in ihrem Glauben wie in ihrer Habe und am Leben bedrohten Bürger, Katholiken wie gemäßigte Neugläubige, scharenweise flüchteten, strömten auf den Ruf der neuen Bürgermeister Knipperdolling und seines Anhängers Kippenbroick sowie des aus Holland eingewanderten „Propheten“ Jan Mathys, eines Bäckers aus Harlem, und des Apostels Jan Bockelson, eines Schneiders aus Leyden, zahlreiche „Gotteskinder“ nach dem „neuen Jerusalem“ (1534). Unbekümmert um die Belagerung der heiligen Stadt durch die „Gottlosen“, richtete Jan von Leyden, der nach dem Tode des Propheten König des auserwählten Volkes geworden war, das Gottesreich ein. Mit Plünderung und Entweihung der Kirchen hatte die neue Herrlichkeit begonnen. Gütergemeinschaft, Vielweiberei, grausame Schreckensherrschaft bezeichneten die weiteren Wohlthaten des Reiches in Münster. Um der Welt die beglückende Lehre zu bringen und die Brüder zum Kampfe zu sammeln, sandte Jan 28 Lehrer des Wortes nach den vier Weltgegenden aus, aber sie fanden bei den „Babylonischen“ üble Aufnahme. Und doch nahm in ganz Westfalen, am Niederrhein und in den Niederlanden das Wiedertäuferwesen mehr und mehr zu und war um so gefährlicher, weil zwischen den einzelnen Gemeinden eine geheime Abmachung zur Erhebung gegen Geistlichkeit, Adel und die besitzende Klasse bestand. Da der neue Bischof Franz von Waldeck, der übrigens nicht einmal die Diakonatsweihe empfangen hatte und als ein recht „weltlicher Herr“ ein wenig geistliches Leben führte, die Stadt nicht einzunehmen vermochte, rief er den Beistand des Reiches an. Aber die geleistete Hilfe war zu schwach, als daß er einen Sturm wagen konnte. So hungerte er die Stadt aus. Während der König mit seinem

Hof und Harem in Üppigkeit schwelgte, litt das gemeine Volk den schrecklichsten Hunger und fristete sein Leben auf die elendeste Weise. Schon war die Not aufs äußerste gestiegen, und doch durfte keiner von Ergebung reden, da fiel die Stadt durch Verrat zweier Überläufer in die Hände der Belagerer. Rothmann suchte und fand im Kampfe den Tod. Der König „Johann der Gerechte", sein Stellvertreter Knipperdolling und der Kaplan Krechting gerieten in Gefangenschaft. Sie wurden zum Spott und zur Verhöhnung bei den Fürsten herumgeführt und nach qualvoller Haft unter Martern hingerichtet; ihre Leichen hingen lange in eisernen Käfigen am Lambertiturme zum warnenden Beispiel für alle Unruhgeister. Die Stadt verlor ihre bürgerliche Freiheit (1535).

In Lübeck war durch Jürgen Wullenweber, einen zugezogenen Kaufmann, einen „bösen spitzigen Mann", die demokratische Partei ans Ruder gekommen. Im Bunde mit dem wiedertäuferisch gesinnten Stadtsyndikus Dr. Oldendorp und dem Bandenführer Markus Meyer plante er eine sozial-politische Umgestaltung der nordischen Verhältnisse. Als Friedrich I. von Dänemark starb (10. April 1533), und Herzog Christian (III.) von Holstein sich um die Krone bewarb, begannen die Lübecker den Krieg, um mit Hilfe des zur Empörung angestachelten niederen Volkes die Macht des Adels zu brechen und selbst die Herrschaft im Geiste der Revolution zu üben. Aber das kühne Unternehmen mißlang. Die jütischen Bauern unterlagen (1534) dem Führer des holsteinischen Adels Johann Rantzau, die Lübecker erlitten bei Assens auf Fünen eine völlige Niederlage und schlossen durch Vermittelung des Schmalkaldischen Bundes am 14. Febr. 1536 zu Hamburg mit Dänemark Frieden. Die Macht der Hansa war dahin. Markus Meyer und Jürgen Wullenweber fanden als Rebellen den Tod durch Henkershand.

Der neue König von Dänemark schloß sich dem Schmalkaldischen Bunde an, der durch seine Verbindung mit außerdeutschen Mächten eine wesentliche Stärkung erfuhr, aber zugleich auch mehr und mehr den Charakter einer religiösen Verteidigungsgenossenschaft mit dem eines politischen Angriffsbündnisses vertauschte. Alle Bemühungen um einen Ausgleich, die der Kaiser und der Papst versuchten, blieben ohne Erfolg. Die Getrennten konnten nicht zur Wiedervereinigung gebracht werden. Die Vergewaltigungen, welche sie sich gegenüber dem alten Glauben gestatteten, ihre fortwährenden drohenden Rüstungen nötigten auch die katholischen Fürsten zum Zusammenschluß. Schon 1533 hatten sich Joachim von Brandenburg, Georg von Sachsen mit den Herzögen Heinrich von Braunschweig und Erich von Hannover verbunden. Am 10. Juni 1538 schlossen der Kaiser Ferdinand mit diesen, den Herzögen von Baiern und den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg die Nürnberger Einigung zu gegenseitigem Schutz wider Angriffe. Um einen kaum zu vermeidenden Krieg zwischen den beiden Gegenbünden zu verhüten, gestand

der Kaiser den protestierenden Ständen im Frankfurter Anstand (1539) einen Aufschub der schwebenden Kammergerichtsprozesse auf fünfzehn Monate zu.

Gerade in den Tagen des Frankfurter Stillstands erhielt der Katholizismus Norddeutschlands einen schweren Schlag. Der Tod des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg († 1535) und des Herzogs Georg von Sachsen († 1539), welche der alten Kirche treu zugethan waren, eröffnete ihre Länder der neuen Lehre. In Sachsen führte Georgs jüngerer, ihm in jeder Beziehung unähnlicher Bruder Heinrich, der schon länger dem Protestantismus und dem Schmalkaldener Bunde sich zugewandt hatte, alles Widerstandes ungeachtet, das kurfürstlich sächsische Kirchentum durch, welches nicht nur gegen die Anhänger des alten Glaubens „die gesammlet Papstshefe und Grundsuppe" allerhand Härten und Unbilden mit sich brachte, sondern den Stadtgemeinden bedeutende Lasten auferlegte. Am empfindlichsten ward Leipzig getroffen durch die gegen den katholischen Buchhandel geübte Censur. Noch schärfer als Heinrich, der schon 1541 starb, schritt sein Sohn Moritz (1541—1553) gegen die Papisterei ein; aber er erwarb sich durch Gründung der Fürstenschulen zu Meißen, Merseburg (1550 nach Grimma verlegt) und Pforta um das Schulwesen ein unleugbares Verdienst.

In Brandenburg hatte der Protestantismus trotz der entschiedenen Abneigung Joachims I. gegen denselben Eingang gefunden. Ja, die eigene Gemahlin des strengkatholischen Fürsten, Elisabeth, die Schwester Christians II. von Dänemark, hatte sich am Osterfest 1527 im Schlosse zu Kölln durch einen Prädikanten das Abendmahl nach protestantischem Ritus reichen lassen und war dann im Oktober des Jahres nach Sachsen geflohen. Obwohl sie ihre Söhne insgeheim in der lutherischen Lehre unterrichtete, wagten diese bei Lebzeiten des Vaters keinen Abfall und versprachen demselben auf seinem Sterbebette treues Verharren im alten Glauben. Alsbald nach dem Tode Joachims I. aber führte sein jüngerer Sohn Johann von Küstrin das Evangelium in der Neumark ein. Joachim II. folgte seinem Beispiele vier Jahre später, indem er am 1. November 1539 in der Nikolaikirche zu Spandau das Abendmahl unter beiden Gestalten aus der Hand des schon früher zum Protestantismus übergetretenen Brandenburger Bischofs Mathias von Jagow nahm. Die „christliche Ordnung", welche der Kurfürst in seinem Lande aufrichtete, behielt soviel von den äußeren Ceremonien der alten Kirche bei, daß das Volk im Gottesdienste kaum die bedeutende innere Umwandlung wahrnehmen konnte. Luther spottete zwar über den Fürsten und seinen „Priester", den Domprediger Johann Agricola von Eisleben, mit den Worten „Große Narren müssen große Schellen haben", aber er stieß sich nicht, wie die beschränkten Prädikanten, an dieser Beibehaltung äußerer Formen. „Wenn der Kurfürst das Evangelium lauter, klar und rein, ohne menschlichen Zusatz will predigen lassen", riet er den beängstigten

Seelen, „so gehet in Gottes Namen mit herum (nämlich in der Prozession) und traget ein silbern oder gulden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Samet, Seiden oder Leinwand". Genüge dem Kurfürsten nicht eine Chorkappe, so solle er drei übereinanderziehen wie Aaron; sei er nicht mit einer Prozession zufrieden, so solle er wie Josua mit den Kindern Israels siebenmal herumziehen und springen und tanzen, wie David vor der Bundeslade. Das Wesen der neuen Kirche hatte Joachim erfaßt. Dies zeigten die Kirchenvisitationen, die Einziehung der Klostergüter, deren er zur Deckung seiner großen Schulden bedurfte, und die allmähliche Einverleibung der Bistümer Havelberg, Brandenburg und Lebus. Da aber weder die Einkünfte der säkularisierten Stiftungen noch die erhobenen Steuern zur Tilgung der Schuldenlast ausreichten, gestattete der Kurfürst den seit 1510 aus der Mark gewiesenen Juden gegen Zahlung eines Schutzgelds die Rückkehr.

Joachims II. Schwester Elisabeth führte im J. 1540 nach dem Tode ihres Gemahls Erich die neue Lehre in Braunschweig-Kalenberg ein. Mecklenburg ward durch den Bischof Magnus von Schwerin, das Erzbistum Riga durch Wilhelm, den Bruder Albrechts von Preußen, gewonnen. Die Jülich-Klevischen Lande bekehrte Herzog Wilhelm III. (1543). Albrecht von Mainz erteilte den Magdeburgern und Halberstädtern gegen Zahlung von 500000 Fl. die Erlaubnis zu reformieren und hinderte auch die Ausbreitung des neuen Kirchenwesens in dem eigenen Bistum nicht. Nach seinem Tode (1545) ging Philipp von Hessen darauf aus, einem evangelisch gesinnten Manne den Kurhut zu verschaffen. Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, trat offen zur evangelischen Lehre über, vermochte aber nicht den Widerstand der Geistlichkeit und des Rates von Köln zu brechen. Für „Erbreiterung des Evangeliums in der Pfalz" sorgte Kurfürst Friedrich (1546). Was die Fürsten vormachten, ahmten die Kleinen gerne nach, denn „jeder Bürgermeister wollte gern" — wie ein Zeitgenosse schreibt — in seiner Stadt selber Kaiser, König, Papst und Bischof sein. So wandten sich auch die kleineren Stifter und die Reichsstädte mehr und mehr dem Protestantismus zu, zumal nach den vergeblichen Wiedervereinigungsversuchen zu Hagenau, Worms (1540) die geheime Deklaration des Reichsabschieds von Regensburg (1541) durch den Kaiser den Protestierenden den erworbenen Besitzstand gewährleistete und gestattete, die Klöster und Stifte „zur christlichen Reformation anzuhalten". Philipp von Hessen, den seine von den Reformatoren entschuldigte Doppelehe mit der Margareta von Saal nicht nur in den offensten Gegensatz zum Sittengesetz, sondern sogar zum Strafrecht gebracht hatte, benahm sich äußerlich jetzt als „getreuer Diener des Kaisers", handelte aber nichtsdestoweniger insgeheim und offen wider die Ordnung des Reiches. Das gute Einvernehmen, welches zwischen ihm und Heinrich von Braunschweig bestand, schlug bald in erbitterte Feindschaft um. Aus der schriftlichen Fehde ent-

wickelte sich ein offener Krieg, als ersterer die geächtete Stadt Goslar hart bedrängte. Selbst Luther wandte sich gegen den Herzog in der Schmähschrift „Wider Hanswurst". Da es zu keinem friedlichen Ausgleich kam, leistete der Schmalkaldische Bund den Städten Goslar und Braunschweig Hilfe. Unter der Führung Philipps von Hessen und Johann Friedrichs von Sachsen eroberten die „christlichen Heerhaufen" fast ohne Schwertstreich das Land und trieben „den Teufel aus" (1542). Als der Herzog nach erfolglosen Versuchen, durch Beschwerden zu seinem Rechte zu kommen, im Jahre 1545 sein Land wiederzuerobern unternahm, wurde er von Philipp zur Ergebung gezwungen und in Gefangenschaft nach Ziegenhain abgeführt. In Deutschland war nicht der Kaiser, nicht der König Herr, sondern der Schmalkaldische Bund. Dieser besaß, was den Katholiken ganz und gar fehlte, Schlauheit, Kühnheit, Thatkraft und Festigkeit. Das Grundübel der Zeit, schnöde Selbstsucht, leitete allein auch die katholischen Fürsten.

Der Kaiser aber, in Deutschland ewig getäuscht, ohne rechte Erkenntnis der wahren Verhältnisse der ganzen religiös-politischen Bewegung, hatte sich zu verderblichen Zugeständnissen herbeigelassen, weil er fortwährend mit äußeren Kriegen zu thun hatte.

Um die Küsten seiner Mittelmeerländer vor den Seeräubern zu schützen, unternahm er im Jahre 1535 einen Zug gegen den von Sultan Soliman und Franz I. unterstützten Korsarenhäuptling Chaireddin Barbarossa, welcher den Beherrscher von Tunis Muley Hassan vertrieben hatte und nun eine wahre Schreckensherrschaft über das Mittelmeer ausübte. Karl landete mit einer Flotte von über 400 Schiffen, welche unter der Leitung des Andreas Doria von Genua stand, in Afrika bei Puerto Farina, dem alten Utika, erstürmte Tunis und befreite die dort gefangen gehaltenen Christensklaven, etwa 20000 an Zahl. Die Hauptstadt gab er dem rechtmäßigen Besitzer zurück, den Hafen Goletta aber behielt er (1535).

Den Dank für die Befreiung und Zurückführung der französischen Sklaven in ihre Heimat stattete der allerchristlichste König ab durch die Erneuerung des Bündnisses mit den Türken und den Wiederbeginn des Kampfes um Mailand, dessen Herzog Sforza den Kaiser zum Erben eingesetzt hatte. Den Einfall der Franzosen in Savoyen erwiderte Karl durch das Einrücken in die von dem Connetable Montmorency selbst verödete Provence. Der Genuß der wässerigen Früchte, die man aus Mangel an besseren Lebensmitteln aß, erzeugte in dem kaiserlichen Heere böse Krankheiten, die zum Rückzuge zwangen. Da auch der Feldzug des folgenden Jahres keine Entscheidung herbeiführte, ließ sich Karl vom Papste Paul III. zu dem Waffenstillstand von Nizza bewegen, welcher den Besitzstand vor dem Kriege wieder herstellte (1538). Bei einer zufälligen Zusammenkunft der beiden Gegner in Aiguesmortes sagte Franz I. dem Kaiser seine Unterstützung zur Beilegung der religiösen Wirren und seinen Beistand gegen die Türken zu.

Als dieser aber im Jahre 1541 in einem Feldzuge gegen den Raubstaat des Hassan Aga in Algier durch Seuchen und Stürme einen schweren Mißerfolg erlitt und Soliman nach dem Tode Zapolyas fast ganz Ungarn mit den Städten Ofen, Gran und Stuhlweißenburg in eine türkische Provinz verwandelte, da „lachte und pfiff" der friedliebende Nachbar „vor Freude", und begann zum vierten Male den Krieg gegen Karl (1542—44), indem er die Tötung zweier nach Konstantinopel geschickten, heimlich durch die Lombardei reisenden französischen Unterhändler, von denen der eine zudem ein spanischer Überläufer war, zum Vorwand nahm. Zur Vernichtung des Hauses Habsburg zahlte er mit den Venetianern den Türken ungeheure Summen und gewann den König Christian von Dänemark, den König Gustav Wasa von Schweden, den Herzog Wilhelm von Kleve, welcher dem Kaiser den Besitz von Geldern streitig machte, ja Chaireddin Barbarossa zu Bundesgenossen. Während die Tartaren im Osten hausten, und Barbarossa die Küste Italiens verheerte, unter Leitung der Franzosen das unglückliche Nizza zerstörte, drangen französische Heere in Artois, Luxemburg und Piemont ein und bereiteten einen Angriff auch auf Spanien. Klevisch-französische Scharen brandschatzten die Niederlande. Vergeblich bewarb sich Karls Minister, der kluge Granvella, selbst unter großen, teilweise unwürdigen Zugeständnissen, bei den katholischen und protestantischen Fürsten Deutschlands um Hilfe. Vergeblich bot Karl selbst dem Empörer die Statthalterschaft von Geldern an. Da schritt er zum Handeln. Mit Heeresmacht erstürmte er Düren und unterwarf in wenigen Tagen das Land, so daß der Herzog demütig zu Venlo um Gnade bat; dann drang er, von König Heinrich VIII. von England unterstützt, in Frankreich ein bis Soissons und nötigte seinen Gegner zum Frieden von Crespy (1544), nach welchem Karl auf Burgund, Franz auf Mailand verzichtete. Alle übrigen Abmachungen und Versprechungen hatten bei der treulosen Gesinnung des letzteren keine Bedeutung. Denn obwohl er sich dem Kaiser gegenüber abermals verpflichtet hatte, zur „Wiedervereinigung der Religion" und damit auch zur Herstellung der Einheit Deutschlands nach Kräften beizutragen, insgeheim wirkte er möglichst gegen das Zustandekommen des von Paul III. auf das Jahr 1545 nach Trient berufenen Konzils und wühlte unabläßig unter den Schmalkaldenern.

Seit mehr denn zwanzig Jahren hatten die Neugläubigen ewig den Ruf „Konzil" erschallen lassen, jetzt, da der Forderung endlich entsprochen war, weigerten sie sich unter allen möglichen Vorwänden und Bedenken, dasselbe zu beschicken. In einem „wütigen Schmähbuch" rief Luther zum Kampfe auf „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestift" und erklärte, „mit Konzilien sei nichts ausgericht", man sollte „den Papst, die Kardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist" „am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln" ein Konzil halten lassen. Es mußte

den Kaiser aufs höchste verletzen, daß der Kurfürst von Sachsen trotz wiederholter besonderer Einladung nicht auf dem Reichstag zu Worms (1545) erschien, dafür aber durch seine Räte diese durch ein unsauberes Titelbild ausgestattete Schrift dort verteilen ließ. Versetzte der bloße Gedanke an die „verfluchte Grundsuppe des Teufels zu Rom" den alternden und siechen Reformator in den grimmigsten Zorn, so erkannte er doch mit Schaudern, daß in seiner Schöpfung mehr und mehr der Geist der Gleichgiltigkeit, der Unwissenheit und der Zuchtlosigkeit sich geltend machte. Von Wittenberg, dem „Sodoma und Babylon", wollte er fortziehen; Leipzig erschien ihm „noch ärger als jedes Sodoma". „Reformieren" — so urteilte Karl V. einmal zu Philipp von Hessen über den Kölner Renegaten — „haist nit ein neuen Glauben annemen". Die traurigen Zustände des neuen Kirchentums, in welchem weltliche Gewalt, Hader und Eigennutz das Regiment führten, bestätigten dies Wort. Luther schaute mit banger Sorge in die Zukunft; stärker als je regten sich in seinem Herzen Gewissensskrupel über sein Vorgehen. „Wer wollte angefangen haben zu predigen" — bekannte er — „wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Ärgernis, Lästerung, Undank und Bosheit darauf folgen sollte." Mit Schrecken sah er: „Dieses Wesen richtest du alles an." Aber gegen alle diese Bedenken und Beängstigungen stand sein Herz „als ein steinern Ufer wider die Wellen und verlachte ihr Dräuen und Stürmen." Das Machtwort der Selbstüberhebung donnerte die schüchterne Stimme des Gewissens wie die freimütigen Vorwürfe und Einwände der Vernunft nieder. Der Sturm, welcher in seinem Innern tobte, machte sich in den maßlosen Ausbrüchen des Zornes Luft, welche Freund und Feind mit Entsetzen erfüllten. Was Hieronymus Emser ihm vorgeworfen: „Dein hochtrabender Geist kann nit erleiden, daß jemand etwas wider ihn rede oder schreibe, will niemand hören, niemand ichtzit (irgend etwas) sein oder wissen lassen, denn ihn selber", das hatten seine Anhänger oft genug bitter empfunden. Sein Starrsinn, seine Heftigkeit, seine Herrschsucht verletzte alle und stieß manchen von sich. Dann klagte er über Unbeständigkeit und Abfall. In sich selbst die Ursache dafür zu suchen, das kam ihm nicht entfernt in den Sinn, da er ebensowohl von der Unfehlbarkeit seiner Ansichten, als von der Rechtmäßigkeit seiner Sache und dem Erfolg seines Wirkens überzeugt war. In diesem Bewußtsein schied er am 18. Febr. 1546 zu Eisleben, wohin er sich zur Beilegung eines Streites zwischen den Grafen von Mansfeld und ihren Unterthanen begeben hatte, nach ganz kurzer Krankheit von der Welt. Am Abend vor seinem Tode soll er an die Wand seines Zimmers den Hexameter geschrieben haben: Pestis eram vivens, moriens ero mors tua, Papa (im Leben war ich deine Pest, o Papst; im Tode werde ich dein Tod sein); es war der letzte Ausdruck der bittersten Gehässigkeit gegen die Autorität, wider die er seine Hand zum Schlage erhoben. Der Tod ersparte ihm herbe Enttäuschung und den schmerzlichen Anblick des Glaubenskrieges. Seine

Verehrer priesen den Propheten Deutschlands; seine Gegner verhielten sich am Grabe des gewaltigen Mannes still. Wohl mancher gedachte in Wehmut, wie viel Gutes derselbe mit seinen Gaben im Dienste der Kirche hätte stiften können. Denn — wie der Wormser Kanonikus Karl von Bodmann schon im Jahre 1524 urteilte — „Luthers Geist hat hohe und edle Züge, aber der Hochmut brachte ihn zum Fall". Mag Charakter, Handlungsweise, Bedeutung des Mannes je nach dem Parteistandpunkt eine abweichende Beurteilung, vielleicht mehr oder minder befangen, erfahren, kalte Prüfung wird stets zu dem Gesamturteil führen: In Luther feiert der Protestantismus mit Recht den Vertreter des allmählich von ihm beanspruchten religiösen Prinzips, des Individualismus,[1] wie der Katholizismus in ihm allezeit die verkörperte Verneinung der Autorität erblicken wird. Damit ist seine Bedeutung gekennzeichnet. Nur Unkenntnis mit den thatsächlichen Verhältnissen kann ihn erheben zum Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache, zum Vater des deutschen Kirchenliedes, zum Begründer der deutschen Volksschule.

Luther wußte das Wort zu gebrauchen und verstand es wohl in kraftvoller, körniger Rede auf die Massen zu wirken; aber er hat nicht die neuhochdeutsche Sprache erschaffen, sondern nur durch seine Bibelübersetzung und seine zahlreichen Schriften der allgemein verständlichen Kanzleisprache weitere Verbreitung verschafft. Er selbst bekennt in seinen Tischreden, Kap. 69: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen Cantzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unsers Fürsten Cantzeley. Darumb ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Friedrich, Hertzog von Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprach zusammengezogen." Freilich schrieben schon die Väter der beiden genannten Fürsten in jener gemeinverständlichen Sprache, in welcher der südliche Dialekt dem mitteldeutschen, wie dieser dem oberdeutschen genähert war; aber gerade diese beiden sorgten für die Ausbreitung derselben angelegentlichst und ernteten so den Ruhm, deren Begründer zu sein. So wenig „die Biblia im Papsttum den Leuten unbekannt" war, ebenso wenig hat Luther zuerst dieselbe ins Deutsche übersetzt. Die späteren katholischen Übersetzer haben seine Ausgabe benutzt; in gleicher Weise hat er die früher erschienenen Übersetzungen berücksichtigt.

Wie Luther die Pflege der Sprache, als „der Scheide, darinnen das Wort Gottes, dieses Messer des Geistes steckt", empfahl, so bewahrte er der Kunst des Gesanges und der Musik seine Zuneigung.

[1] Das Recht der freien Forschung begann erst mit der Auflösung der Territorialkirchentümer im 18. Jahrhundert.

»Musicam« — äußerte er sich — „habe ich allezeit lieb gehabt". Er bezeichnete sie als „eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht". „Singen" nannte er „die beste Kunst und Übung". Darum verlangte er, in Erinnerung an seine eigene Jugend, in welcher er „die christlichen Gesänge fein fleißig und schleunig gelernt", daß man „die Jugend stets zu dieser Kunst gewöhne", da sie „feine, geschickte Leute" mache. „Man muß Musicam von Not wegen in den Schulen behalten; und ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an." Da er das Haus seiner geistigen Mutter, der Kirche, verließ, nahm er doch gar manches liebe Andenken mit und zierte damit das neue Gebäude, welches er gründete. Weitentfernt sich selbst für einen Dichter oder Komponisten zu halten, forderte er im Gegenteil andere auf, „andächtige und geistliche Gesänge zu setzen und einzurichten". Zunächst aber nahm er „die schönen Musica oder Gesänge, so im Bapstumb in Vigilien, Seelenmessen und Begräbnissen gebraucht sind" und andere, da „der Gesang und die Noten" ihm „so köstlich" dünkten, daß „es schade wäre, daß sie sollten untergehen". „Es ist umb Veränderung des Textes und nicht der Noten zu thun." Von den acht Liedern, welche das Wittenberger Gesangbüchlein von 1524 enthält, kann man nur das erste „Nu frewt euch lieben Christen gemein" mit Sicherheit auf ihn zurückführen. Ob er das Lied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort", ja selbst „das Kampflied der Reformation" „Eine feste Burg ist unser Gott" (nach Psalm 46) verfaßt hat, ist zweifelhaft. Sonst hat er alte lateinische Gesänge übersetzt und nachgeahmt, wie Notkers Media in vita „Mitten wir im Leben sind", Veni creator spiritus „Komm Gott Schöpfer, heiliger Geist", Veni sancte spiritus „Komm heiliger Geist", Te Deum laudamus „Herr Gott, dich loben wir" u. a., oder er hat andere „feine Lieder" „geendert und christlich corgyrit", d. h. das ausgeschieden, was seiner Lehre widersprach. Vorreformatorisch, wie die Worte, sind auch die meisten Weisen; wie zu „Gott sei gelobet", „Komm, heiliger Geist", „Mitten wir im Leben", „Jesus Christus, unser Heiland", ja auch „Wir glauben all an einen Gott". Ein so großer Freund und Förderer der edeln Sangeskunst Luther war, in der Kunst des musikalischen Satzes braucht er deshalb nicht erfahren gewesen zu sein. Bei der Einrichtung der alten Kirchenlieder für den Gottesdienst hat er sich zweifellos der Unterstützung bewanderter Fachleute, wie Ludwig Senfls, Johann Walthers, Georg Rhaus u. a. bedient. Und wie überhaupt das Kirchenlied sich an den gregorianischen Gesang anschloß, so blieb dieser bei der Zusammenstellung neuer Melodieen Vorbild. Auch die Weise des Reformationsliedes beruht, wie unwiderleglich nachgewiesen wurde, auf Tonreihen des gregorianischen Gesanges. Aber es bleibt das Verdienst Luthers ungeschmälert, in dem protestantischen Kirchenlied dem neuen Gottesdienst eine würdige Ausstattung gesichert zu haben. Wäre es ihm nachgegangen, er würde auch den lateinischen

Choralgesang für allezeit beibehalten haben. Denn diese Schönheit der katholischen Kirche rechnete er wahrlich nicht unter die Mißbräuche, rühmte er sie doch wiederholt geradezu in ganz besonderer Weise, so in der Ausgabe der Grabgesänge von 1542: „Gleichwie auch in allen anderen Stücken thun sie (die Katholiken) es uns weit zuvor, haben die schönsten Gottesdienste, schöne herrliche Stifte und Klöster." Sie hatten auch, können wir dreist hinzusetzen, schöne, zahlreiche Schulen, Dom-, Stifts-, Kloster-, Stadt-, Dorfschulen.

Die furchtbare Windsbraut, welche über die Kirche hinbrauste, sie riß mit den Klöstern und Stiftern auch die ihnen verbundenen Schulen nieder. „Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studieren lassen wollte," berichtet Enoch Widemanns Städtechronik von Hof, und Luther selbst klagte, während man früher keine größere Sünde gekannt habe, als daß ein Lehrer seine Schüler vernachlässige, lasse man jetzt allenthalben die Schulen zergehen. War gewiß an den früheren Unterrichtsanstalten dies und jenes zu tadeln, der Verfall des Schulwesens, wie er durch die Aufhebung der Klöster und der sonstigen kirchlichen Genossenschaften, durch die Einziehung des Kirchengutes eintrat, zog notwendigerweise nicht nur einen bedauerlichen Rückgang der Volksbildung nach sich, sondern übte auch einen äußerst nachteiligen Einfluß auf die Zucht der Jugend. In der richtigen Erkenntnis, daß mit der Schule auch die Kirche geschädigt sei, wirkte Luther bei fürstlichen und städtischen Obrigkeiten ernstlich auf Wiederherstellung von Schulen und forderte sie auf, die Eltern zwangsweise dazu anzuhalten, daß sie ihre Kinder zur Schule schickten. Der von ihm entworfene Schulplan ist leider verloren gegangen. Wenn derselbe, was wahrscheinlich ist, mit dem sogenannten sächsischen Schulplan, welchen Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands", verfaßte (1528), übereinstimmte, so verlangte er keine Volks-, sondern eine Lateinschule, wie sie auch Valentin Trotzendorf (1490—1556) einrichtete. Erst Wolfgang Ratke oder Ratichius, als „Charlatan unter den Pädagogen" verschrieen, stellte die Forderung: „Alles zuerst in der Muttersprache" (1616).

5. Der Schmalkaldische Krieg (1546—1547) und der Augsburger Religionsfrieden (1555).

Alle Bemühungen des Kaisers, Ordnung in die deutschen Angelegenheiten zu bringen, auf gütlichem Wege den Frieden mit den protestierenden Ständen wiederherzustellen, waren an deren Halsstarrigkeit gescheitert. Ihr übermütiges Verhalten gegen die katholischen Stände, welches sich zu unaufhörlichen Vergewaltigungen derselben steigerte, die offene Verachtung der kaiserlichen Befehle wie der Reichsgewalt, die Ablehnung des Konzils, ihr Fernbleiben von dem zweiten Regensburger Religionsgespräch (1546), die kühle Aufnahme aller erneuten Vorschläge, dabei die neue Forderung „eines gemeinen,

freien, christlichen Konzils in der deutschen Nation, Nationalversammlung oder Reichstag oder durch ein christliches Colloquium" zeigte, daß es ihnen um Beilegung der unseligen Spaltung nicht ernstlich zu thun war, und mußte die bewundernswerte Langmut des Kaisers endlich erschöpfen. Denn der Kaiser hatte sich, wie der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bezeugt, „gegen das Reich deutscher Nation väterlich, friedlich und christlich gezeigt. Die Reichstage sind eine Zeitlang her so gestellt und verfaßt worden, wie es die Schmalkaldischen schier selbst gewollt. Es will aber kein Genüge dabei sein . . . Ich besorge leider, wir spielen's in deutschen Landen jetzt so seltsam, daß sich der Kaiser und auch andere Nationen von uns wenden und die Hände waschen werden." Wollte er nicht die fürstliche Willkürherrschaft über das kaiserliche Ansehen triumphieren lassen, nicht die völlige Vernichtung der alten Kirche in Deutschland dulden, dann blieb ihm nichts anderes übrig, als *Gewalt*, wenigstens — wie Melanchthon selbst als unvermeidlich anerkannte — gegen „die hartnäckigsten Fürsten", den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen.

Es war ein großer politischer Fehler Karls gewesen, daß er seinen Waffenerfolg über den Herzog von Kleve nicht ausnutzte. Wäre er damals entschieden aufgetreten, er hätte später nicht „das Schwert zücken" müssen. Das Gebaren der Schmalkaldener, besonders noch in der Kölner Angelegenheit war derart, daß eine friedliche Einigung kaum mehr zu hoffen war. So entschloß sich Karl, nicht erst den Schlag zu erwarten, sondern ihn selbst zu führen. Die augenblickliche Lage war günstig. „Die Partei der Verirrten" war nach dem Ausdrucke des Kaisers „bereits ermattet, schlaff und ermüdet, ja selbst auch verarmt" durch die im Kriege gegen den Braunschweiger aufgewendeten Kosten. Adel und Unterthanen murrten, weil ihre kriegslustigen Fürsten sie „bis auf die Knochen ausmergelten und sie in größerer Knechtschaft hielten, als sie zuvor waren". Dazu kam der „Neid, die Eifersucht und der Widerwille" von Fürsten und Adligen gegen die Bundeshäupter selbst. Gegen diese „als Störer des gemeinen Friedens und der Gerechtigkeit, als Verächter der Autorität des heiligen Reiches" sollte der Krieg sich richten. Faßten auch die „Verirrten" denselben, wie er es war, als Religionskrieg auf, der politische Vorwand gab wenigstens bedenklicheren Gemütern Veranlassung, die Unterstützung der Bedrohten von sich abzuwälzen und durch Entzweiung die Gegner zu schwächen. Ein Vertrag mit dem Papste sicherte ihm Subsidien und Hilfstruppen; auf die Versprechungen des Herzogs Wilhelm von Baiern konnte er sich bei dessen Zweideutigkeit nicht verlassen. Dagegen zog er, allerdings dem Vertrage mit dem Papste zuwider, durch weitgehende Zugeständnisse den mit seinem Vetter über Meißen und Magdeburg zerfallenen *Herzog Moritz von Sachsen*, den eigennützigsten, aber auch schlauesten Fürsten der Zeit, den Markgrafen Johann von Küstrin und den raufluftigen Albrecht von Kulmbach auf seine Seite. Auch andere Reichsstände, wie die protestantischen Städte Straßburg, Ulm,

Augsburg, Nürnberg und den Herzog von Württemberg suchte er durch Vorschieben der politischen Gründe über seine wahren Absichten zu täuschen. Es gelang ihm nicht. Der Papst bezeichnete ehrlich die Unterwerfung der Protestanten unter den apostolischen Stuhl als Zweck des Krieges. Dasselbe Spiel, welches der Kaiser trieb, führten die Schmalkaldener aus, aber mit mehr Geschick und größerer Thatkraft, indem sie aus allen Kräften rüsteten und um Bundesgenossen warben. Ehe Karl noch ans Losschlagen denken konnte, standen diese schlagfertig und begannen im Oberlande ohne Kriegserklärung den Kampf. Der Feldhauptmann der Augsburger, Schärtlin von Burtenbach, nahm in raschem Überfall mehrere Klöster und geistliche Besitzungen, die Städte Füssen, Dillingen, Donauwörth und das Schloß Ehrenberg, den Eingang zu Tirol. Schon gedachte er, das „Konzil zu Trient heimzusuchen", da rief ihn Augsburg, aus Angst vor einem Angriff der Baiern, zurück. Da sich die Bundeshäupter unterdessen der Hilfe „auswärtiger Potentaten", der Könige von England, Frankreich und Dänemark, versichert hielten, auch selbst „allerwärts schon so herrliches und großes Kriegsvolk beisammen gebracht" hatten, erließen sie ein Verteidigungsschreiben, in welchem sie dem Kaiser unverhohlen vorwarfen, er beabsichtige „die Vertilgung der wahren christlichen Religion und des göttlichen Wortes, auch die Unterdrückung der Freiheit und Libertät deutscher Nation." Aber anstatt den ziemlich unvorbereiteten Kaiser sofort in Verbindung mit den Oberländern in Regensburg anzugreifen, zögerten sie und beantworteten den nunmehr gegen sie, als „ungehorsame, untreue, pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verächter und Verletzer der Majestät, auch als Verbrecher des gemeinen Landfriedens" erlassenen Achtbrief mit einer neuen, in Zurückweisung der Anschuldigungen nicht ungeschickten, aber in der Form sehr fehlgreifenden Anklageschrift. Selbst als die beiden Häupter des Bundes ihre Truppen mit denen der oberländischen Genossen verbunden hatten, unternahmen sie trotz ihrer entschiedenen Übermacht — ihr Heer zählte etwa 50 000 Mann, darunter gegen 8000 Reiter — gegen den Kaiser keinen Schlag. Uneinigkeit unter den Bundesmitgliedern, Mangel an Geld und Opferfreudigkeit, vor allem aber der zwischen den beiden Oberfeldherrn Philipp und Johann Friedrich herrschende Gegensatz lähmte die Kraft. Vergeblich drängte Schärtlin zum Handeln. Man ließ dem Kaiser volle Zeit, seine Truppen zu sammeln und bei Ingolstadt ein festes Lager zu beziehen. Die Schmalkaldener verloren in planlosem Hin- und Herziehen einen Vorteil nach dem anderen; von den Inländischen und den Auswärtigen im Stiche gelassen, zogen die Sachsen und Hessen ab und überantworteten Süddeutschland ohne Schlacht dem Gegner. Plünderungen und Kriegssteuern in Feindes- und Freundesland waren die einzigen Kriegsthaten der löblichen Helden.

Nach dem Abzug derselben unterwarfen sich die oberdeutschen Fürsten und Städte verzagt dem Kaiser und waren froh, so glimpflich

mit Zahlung von Bußgeldern und ungekränkt in ihrer „habenden Religion“ wieder Gnade zu finden, Ulm, Frankfurt, Augsburg, dessen Feldhauptmann sich mit seinen „eroberten“ 30000 Gulden fortmachte, auch Straßburg, dessen Rat „wollt gern französisch sein“, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und Ulrich von Württemberg. Auch der protestantische Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, mußte sich fügen; er leistete Verzicht auf seine Würde. Mit seinem Nachfolger, dem Grafen Adolf von Schaumburg, trat der Katholizismus in der Kölner Diöcese wieder in seine alten Rechte.

Inzwischen hatte Moritz von Sachsen gegen Übertragung der Kurwürde sich bereit gefunden, die Acht gegen seinen Vetter zu vollstrecken. Aber Johann Friedrich gewann gegen Moritz und die Kaiserlichen unter Albrecht von Kulmbach das entschiedene Übergewicht, wartete dann aber unthätig, „unschlüssig, sorglos und lahm“ auf die französische Unterstützung. Hatte Karl in Oberdeutschland auf den klugen Rat seines Generalissimus, des Herzogs von Alba, jede Feldschlacht vermieden und durch Hinziehen des Krieges obgesiegt, so beobachtete er nun das entgegengesetzte Verfahren. In raschem Zuge brach er im Frühjahre 1547 durch Böhmen, welches dem Kurfürsten Hilfe zugesagt hatte, aber nicht sandte, in Sachsen ein. Ohne Widerstand zog er über Plauen und Altenburg am linken Ufer der Elbe hin und überschritt dieselbe am 24. April, am zweiten Sonntag nach Ostern, bei Mühlberg. Johann Friedrich hinderte den Übergang nicht, wagte keinen Kampf, und verzögerte noch angesichts der spanischen Truppen, in unbegreiflicher Saumseligkeit, seinen Rückzug, so daß sein Heer eher geschlagen war, als sich eine ordentliche Schlacht entwickeln konnte, und in wilder Flucht sich über die Lochauer Heide ergoß. Der leichte Sieg entlockte dem Kaiser das Wort: Vine, y vi, y Dios vencio (ich kam, sah, Gott siegte). Während die Seinigen im ganzen nur 50 Mann einbüßten, belief sich der Verlust der Sachsen auf 2500 Mann; 21 Geschütze, 600 Munitionswagen und alle Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Der Kurfürst selbst geriet in Gefangenschaft. Als er vor den Kaiser geführt wurde und demütig wegen seiner Empörung um Vergebung bat, erhielt er den wenig tröstlichen Bescheid: „Wir werden Euch behandeln nach Eurem Verdienen.“ Den anfänglichen Plan, den Gefangenen als Rebellen „durch das Schwert vom Leben zum Tode führen zu lassen“, gab Karl auf. Aber in der Kapitulation von Wittenberg nötigte er Johann Friedrich zur Überlieferung der Landesfestungen, zum Verzicht auf die Kurwürde und zu dem Versprechen, am Hofe des Kaisers zu bleiben, so lange es demselben beliebe. Die Länder der kurfürstlichen (Ernestinischen) Linie des Hauses Wettin fielen zum größten Teil an die jüngere, Albertinische oder herzogliche. Nur die thüringischen Besitzungen mit Gotha, Eisenach, Weimar und Jena sollten der ersteren bleiben.

Die Niederlage bei Mühlberg entmutigte, trotz eines Sieges bei Drakenburg über die kaiserlichen Truppen, die übrigen Mitglieder des

Schmalkaldischen Bundes so, daß sich fast alle unterwarfen. Übel oder wohl ergab sich auch Philipp von Hessen zu Halle dem Kaiser auf Gnade und Ungnade, nachdem ihm sein Schwiegersohn Moritz und Joachim II. von Brandenburg „auf eigenen Rat und Bewegnuß" zugesichert hatten, daß er nicht „mit Gefängnis oder Bestrickung" beschwert werden solle. In dem von den Vermittlern an den Kaiser eingereichten Unterwerfungsvertrag hieß es dagegen nur, daß diese bedingungslose Ergebung „nicht zu Strafe an Leib und Leben oder zu beständigem Gefängnis sich wenden werde" (que celle condition ne tournera a paine corporelle ou perpetuel emprisonnement). Da der Kaiser dem Landgrafen nicht traute — und daß er denselben richtig durchschaut hatte, dafür dient dessen ununterbrochener Briefwechsel mit dem französischen König —, schrieb er schon vor dessen Ankunft seinem Bruder, er werde denselben wenigstens eine Zeitlang in Haft halten. Philipp hatte das nicht erwartet, konnte es auch nach den Worten der Vermittler nicht denken. Er betrachtete im Gegenteil die ganze Abbitte als eine reine Komödie, so daß er beim üblichen Fußfall den Mund zum Lachen verzog, was den Kaiser zu der finsteren Bemerkung veranlaßte: »Wel, ik sal u leeren lachen.« Daß ihm nicht volle Verzeihung gewährt werden sollte, konnte und mußte er schon daraus schließen, daß ihm der Kaiser, wie er es auch ausdrücklich den Unterhändlern erklärte, die Hand nicht reichte. Die landläufige Erzählung, daß der Kanzler Granvella die Mittler durch Fälschung der Worte »in einiger Gefängnis« zu »in ewiger Gefängnis« aufs niederträchtigste hintergangen habe, ist eine so plumpe Erfindung, daß sie keiner Widerlegung bedarf. Der Kaiser hat weder mit der That noch mit den Buchstaben trügerisches Spiel getrieben. Er hielt, wie es die beiden Fürsten zugestanden hatten, den Landgrafen in Haft. Erst auf dessen Betreiben versuchten diese es, von Mißverständnis zu reden, mußten aber, da sie selbst die Abmachung verfaßt hatten, das Verfahren des Kaisers als vertragsmäßig anerkennen. Diesen empörte der ihm gemachte Vorwurf des Treubruchs so, daß er sich erbot, die ganze Unterhandlung als nicht geschehen betrachten zu wollen, den Landgrafen unter Geleit wieder frei in sein Land zurückkehren zu lassen und den Krieg wieder aufzunehmen. Lag Schuld vor, so trugen sie diejenigen, welche eigenmächtig Versprechungen geleistet hatten. Der Religionssache geschah weder Johann Friedrich noch Philipp gegenüber Erwähnung. Während ersterer am Hofe des Kaisers weilte, ward letzterer nach den Niederlanden abgeführt. Auch in der Haft leitete er im wesentlichen die Regierung seines Landes. Erst nach einem mißglückten Fluchtversuch trat strengere Bewachung ein. Genoß der Fürst auch keine Achtung im Volke, die unwürdige Art seiner Behandlung durch seine spanischen Wächter erweckte ihm Mitleid und dem Kaiser viele Erbitterung.

Wider aller Erwarten, und dem Abkommen mit dem Papste entgegen, benutzte der Kaiser die gewonnene Machtstellung nicht dazu, die

protestierenden Reichsstände zur Anerkennung des Konzils und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu bringen. Er behandelte sie mit so großer Mäßigung, daß diese sich rasch von ihrem Kleinmut erholten und sich damit begnügten, ihre unversöhnliche Gesinnung mit sanften Worten zu verhüllen. Am entschiedensten lehnte der gefangene Kurfürst jede Nachgiebigkeit ab.

Das Verfahren Karls im Schmalkaldischen Kriege erregte in Rom Mißstimmung, seine italienische Politik[1] Argwohn, seine gesteigerten Forderungen um Unterstützung aus den spanischen Kirchenschätzen gegründetes Bedenken. Die Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna verschärfte den Gegensatz zwischen den Häuptern der Christenheit. Und der neue König von Frankreich, Heinrich II., ganz in den althergebrachten Bahnen wandelnd, that redlich das Seine, um das für die Kirche wie für Deutschland verhängnisvolle Zerwürfnis auf die Spitze zu treiben. Als der Papst die Forderung des Kaisers, daß die nach Bologna übergesiedelten Konzilsmitglieder sich wieder zu der in Trient zurückgebliebenen Minderheit begeben sollten, zurückwies, protestierte dieser, freilich ohne berechtigten Grund (1548, 16. Jan.), gegen das Konzil und nahm, er, der weltliche Herr, die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten selbst in die Hand.

Nach einem fehlgeschlagenen Versuche, dieselbe durch einen Religionsausschuß herbeizuführen, übertrug er auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 einer Kommission von drei Theologen die Ausarbeitung einer Vereinigungsformel für beide Konfessionen. Diese, bestehend aus dem milden Julius Pflug, dem Bischofe von Naumburg, dem als Kanzelredner und Katecheten berühmten Mainzer Weihbischof Michael Helding, Bischof i. p. i. von Sidon, daher gewöhnlich kurz Sidonius genannt, und dem ebenso eingebildeten als charakterlosen Hofprediger Joachims II., Johann Agricola, entwarf eine Religionsordnung, welche bis zur endgiltigen Einigung binden sollte und daher als „Augsburger Interim" bezeichnet wurde. Im wesentlichen enthielt dasselbe „der Römisch-Kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halber im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll", die Lehre der katholischen Kirche in abgeschwächter Form mit dem Zugeständnis der Priesterehe und der Spendung des Abendmahls unter beiden Gestalten an die Protestanten. Am 15. Mai 1548 erfolgte die Verkündigung des Dekrets. Aber die Katholiken sahen es für sich als überhaupt nicht geltend an; die meisten Protestanten lehnten es ab als einen heimtückischen Anschlag wider den rechten Glauben. Die Abneigung gegen dasselbe machte sich in einer Flut von Schmähschriften, Schandbildern und Spottliedern Luft. Von Mund zu Mund ging die Warnung

[1] Der Mailänder Statthalter Ferrante Gonzaga hatte mit Zustimmung des Kaisers Piacenza besetzt und die Ermordung des Herzog Pietro Luigi Farnese, des Sohnes Pauls III., diese wider Karls Willen, besorgt. Die Herausgabe der Stadt verweigerte Karl.

Hütet Euch vor dem Interim,
Es hat den Schalk hinter ihm (sich).

Und der Unmut traf ebenso den Kaiser, der sein Bestes gethan zu haben glaubte und mit bedauernswerter Zähigkeit an seinem Werke festhielt, als alle, die ihm geholfen, das „Kind Luzifers“ zur Welt zu bringen. In Magdeburg belegte man Hunde und Katzen mit dem verhaßten Namen. Interimsthaler trugen das Gepräge: „Interim, hebe dich von mir, Satan.“

So wenig dieser letzte Einigungsversuch des Kaisers Erfolg haben konnte, ebenso wirkungslos blieb die von ihm angeregte kirchliche Reformationsordnung. Der Plan, zur Aufrechthaltung der Ordnung, nach dem Vorbilde des verwichenen schwäbischen Bundes, wieder eine allgemeine Vereinigung ins Leben zu rufen, mißlang. Das einzige, was er erreichte, war die Gründung einer gemeinen Reichskriegskasse zu dem Zwecke, gegen Friedensstörer rascher die Mittel zur Hand zu haben, einer Kasse, die leer blieb, und die Einverleibung seiner niederländischen Erblande unter dem Namen des burgundischen Kreises in das Reich, die indes auch nur auf dem Papier stand, da die Lande den Reichsgesetzen nicht unterworfen waren. Die Freilassung des Landgrafen, welche Joachim und Moritz angeregt hatten, kam nicht zur Verhandlung, da beide Bittsteller in unverantwortlicher Gleichgiltigkeit am angesetzten Tage gar nicht beim Kaiser zum Vortrage erschienen. Die scheinbare Bereitwilligkeit Philipps, das Interim anzunehmen, verfing nicht: er blieb gefangen. Johann Friedrich, würdevoller im Unglück, als im Glück, beharrte unerschütterlich bei seinem Widerspruch.

Unter den Fürsten fügten sich nur der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach scheinbar aus Überzeugung, Ulrich von Württemberg unter dem Druck der Not. Joachim von Brandenburg gab sich den Anschein, als ob er das Reichsgesetz durchführe, ließ aber im wesentlichen alles beim alten. Auch in Sachsen, wo Moritz die neue Ordnung in der abgeschwächten Form des sogenannten Leipziger Interim, jedoch ohne ernstlichen Willen, einführte, „dachte“ in Wahrheit „niemand an eine Änderung“.

Der Kaiser selbst aber suchte seinem Werke mit Gewalt Anerkennung zu verschaffen und setzte dessen Einführung in Ulm, Konstanz, Straßburg, Lindau, Regensburg und Frankfurt durch. Konstanz kam unter österreichische Herrschaft und mußte seinen Bischof wieder aufnehmen. Aber der Vollzug des Gesetzes ging nicht ohne arge Ruhestörungen seitens des widersetzlichen Volkes und schlimme Ausschreitungen der rohen spanischen Soldateska ab. Dem Kaiser trug die Härte, mit welcher er vorging, viel Feindschaft und bitteren Haß ein.

Am entschiedensten widersetzte sich Magdeburg, in dem Schmalkaldischen Kriege nicht gedemütigt und als „Gottes und Christi Kanzlei“ der Hauptausgangspunkt des litterarischen Widerstands gegen das Interim, dem kaiserlichen Willen. Im Jahre 1550 ließ sich Moritz die

Vollstreckung der Acht gegen die widerspenstige Stadt übertragen, aber aus rein selbstsüchtigen Beweggründen. Denn mittlerweile hatte sich die Lage der Dinge vollständig geändert.

Rascher, als man hätte denken sollen, erfolgte eine Annäherung zwischen Papst und Kaiser, ja nach dem Tode Pauls III. († 10. Nov. 1549) eine völlige Aussöhnung mit dessen Nachfolger Julius III. Auf das Jahr 1551 wurde das Konzil wieder nach Trient berufen. Karl setzte dafür auf dem Augsburger Reichstag 1550 den Beschluß durch, daß dieses die streitigen Religionslehren erörtern sollte. Ausdrücklich sicherte er den Protestanten volle Freiheit der Verteidigung und uneingeschränkten Schutz für den Besuch desselben zu. Aber von weltlichen Fürsten hatten sich auf dem Reichstag nur Albrecht von Baiern und Heinrich der Jüngere von Braunschweig eingefunden. Moritz von Sachsen erhob durch seinen Gesandten entschiedenen Einspruch gegen die Beschickung des Konzils. Damit sprach er nur das aus, wovon auch weitaus die meisten seiner Glaubensgenossen überzeugt waren, die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung, und seinen unzweideutigen Widerwillen gegen jeden weiteren dahinzielenden Versuch. Dieselbe feindselige Haltung gegen das Konzil beobachtete der König von Frankreich, Heinrich II., der zwar in dem eigenen Lande die Protestanten aufs grausamste verfolgte, aber gerne mit denen Deutschlands sich verbrüderte, wenn sich die Aussicht bot, den grimmigen Haß, welchen er gegen Karl hegte, in That umzusetzen. Daher hatte er schon im Jahre 1548 zu einer Verschwörung unzufriedener Fürsten die Hand geboten.

Der Groll, welchen man gegen die spanische Herrschaft empfand, steigerte sich, je mehr Karl strebte, seinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Kaiserwürde zu sichern. Verbanden sich die unzufriedenen Elemente, dann mußte das „neue, große Feuer in Deutschland" ausbrechen, welches Heinrich II. sehnlichst wünschte. Und dies trat ein.

Schon im Oktober des Jahres 1548 brachte der seither wenigstens äußerlich die Treue bewahrende Markgraf Hans von Brandenburg-Küstrin in Torgau einen norddeutschen Bund wider den Kaiser und die „Pfaffheit" zustande. Die Hauptteilnehmer desselben waren Albrecht von Preußen und Johann Albrecht von Mecklenburg. Aber bald gewann die Verschwörung größere Ausdehnung und belebende Kraft durch die Verbindung mit dem seither als „Judas" gebrandmarkten Moritz. Seit demselben der Plan mißlungen war, die ganze ernestinische Herrschaft zu erhalten, war er ein abgesagter Feind des Kaisers. Nicht so sehr Reue über seinen Verrat der gemeinsamen Sache der Religion, als vielmehr schnöde Selbstsucht trieb ihn dazu, sich den Glaubensgenossen zu nähern. Mit deren Hilfe hoffte er seine Ziele zu erreichen. Darum söhnte er sich zunächst mit seinem Bruder August aus, verglich sich dann mit dem vom Kaiser nicht genug belohnten und darüber erbitterten, stets zu Händeln geneigten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und angelte auch nach

französischer Gunst, während er den Kaiser durch scheinbare Ergebenheit völlig täuschte. Der Franzose, selbst ein Meister der Ränke, traute Moritz anfänglich nicht. Als Moritz aber einen bei Celle hausenden „christlichen Haufen" unter dem von Frankreich besoldeten Hans von Heideck nach etlichen Scheingefechten in seine Dienste nahm und durch diesen Unterhändler eine Zusammenkunft mit Hans von Küstrin in Dresden vermittelt wurde, da konnte über die Zuverlässigkeit des Kurfürsten kein Zweifel mehr obwalten. Der Verabredung entsprechend schlossen Moritz und Hans mit Johann Albrecht von Mecklenburg und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zu Torgau 22. Mai 1551 ein förmliches Bündnis zur Erhaltung der „deutschen Libertät" und der Augsburger Konfession, sowie zur Befreiung der beiden gefangen gehaltenen Fürsten. Moritz versprach, der ernestinischen Linie für den Verlust ihrer Lande eine Entschädigung aus den Gütern geistlicher Fürsten zu verschaffen. Frankreich und England sollten um Hilfe gegen das „tyrannische Joch viehischen Servituts", welches der Kaiser über die deutsche Nation zu bringen trachte, angegangen werden. Auf Schloß Lochau vereinbarten am 5. Oktober 1551 Moritz, Johann Albrecht und Wilhelm von Hessen — Johann von Küstrin hatte sich mit Moritz wieder entzweit und war „ausgerissen" — mit dem französischen Geschäftsträger Johann de Fresse, Bischof von Bayonne, der als „Faktor des Herrn Hildebrand" (Heinrichs) reiste, jenen schmachvollen Vertrag, welcher gegen Entrichtung eines monatlichen Hilfsgeldes von 60 000 Goldthalern dem französischen Könige als einem „Freund und liebreichen Vater" deutsches Gebiet und mit diesem die Pforte des Vaterlandes preisgab. Der wilde Markgraf Albrecht erlangte zu Chambord bei Blois an der Loire am 15. Febr. 1552 die Zustimmung Frankreichs zu diesem Abkommen. Dasselbe gab dem König Heinrich als „Vicarius des heiligen Reiches" das Recht, sich der Städte Cambrai (Cammerich), Metz, Toul, Verdun und anderer zu bemächtigen, „welche von altersher zum deutschen Reiche gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind." Zugleich versprachen die Verbündeten ihm „mit allem Vermögen zur Wiedererlangung der ihm entzogenen Erbstücke", der Franche-Comté und der Grafschaften Artois und Flandern zu helfen, auch bei einer künftigen Kaiserwahl nur einem diesem genehmen Bewerber oder ihm selbst die Krone zu verschaffen. Für zweckmäßig hielt man es, „daß der König ein Feuer in den Niederlanden entzünde, damit der Feind an mehreren Orten zu thun hätte und gezwungen werde, seine Kräfte zu teilen."

An Vorwänden, mit denen der Hochverrat beschönigt werden konnte, fehlte es nicht. Zunächst mußte die Religion herhalten, das Verfahren zu rechtfertigen. Dann gab das Bestreben des Kaisers, die Fürsten und Unterthanen des „geliebten deutschen Vaterlandes aus ihrer alten Freiheit und Libertät in eine bestialische, unerträgliche und immerwährende Knechtschaft zu versetzen, wie er in Spanien und anderen Orten gethan hat", die Befugnis, ins Einverständnis zu treten

mit dem „besonders werten Herrn und Freunde", „dessen Vorfahren der deutschen Nation viel Liebes und Gutes gethan". Endlich bot die fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen, deren „große Schmach" man jetzt erst entdeckte, ein willkommenes Aushängeschild des scheinbaren Edelmuts dem Volke gegenüber. Von der Freilassung Johann Friedrichs hatte Moritz eher zu fürchten, als zu hoffen. Daher wurde diese nur bedingungsweise in das Programm aufgenommen. Die Söhne des Gefangenen mußten vorher durch ihre Landschaften Bürgschaft leisten, daß sie nichts wider Moritz unternehmen wollten. Auch Johann Friedrich selbst sollte, wenn „er aus den Händen des Kaisers kommt, nicht eher in Freiheit gesetzt werden und zur Regierung seiner Lande gelangen", als bis er sich so gegen die Verschwörer, d. h. so gegen Moritz, verpflichtet hätte, „wie das Wohl der gemeinen Sache es erfordert". Das wirft ein trübes Licht auf das ganze Verhalten des Albertiners gegenüber den beiden ihm verwandten Gefangenen.

Mit großer Schlauheit wußte er, ein Meister der Verstellung, den vertrauensseligen Kaiser über seine feindlichen Absichten zu täuschen und alle gegen ihn vorgebrachten Verdächtigungen zu zerstreuen. Zu dem Verrat an seinem Hause und an seinen Glaubensgenossen fügte er noch den Hochverrat wider sein Vaterland und den schnödesten Undank gegen seinen väterlichen Wohlthäter. „Wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden", glaubte der Kaiser sich „billig anders nicht, denn allen Gehorsam und alles Gute" von „Seiner kurfürstlichen Liebden" versehen zu sollen, da, „wo Seine Liebden etwas anderes im Gemüt und Herzen hätten, solches bei einem deutschen Fürsten vielleicht nie erhört worden." „Da Wir selbst deutschen Stammes und Herkommens sind" — meinte er —, „so können Wir uns nimmermehr überreden lassen, daß Seine Liebden mit dergleichen Anschlägen umgehen." Dieses unbedingte Vertrauen mußte er schwer büßen.

Im November des Jahres 1551 hatte Magdeburg sich zum Schein dem Kaiser unterworfen, in Wahrheit dem Kurfürsten als ihrem Herrn gehuldigt und demselben seine Mannschaft übergeben. Vergebens suchten Melanchthon und die sächsischen Landstände den Kurfürsten von seinem gefährlichen und schmachvollen Beginnen abzuhalten. Der Kaiser harrte in Innsbruck, schwer von Gicht geplagt, von Sorgen für die Erhaltung des „gemeinen Friedens" erfüllt, der Ankunft der zum Konzil reisenden protestantischen Theologen und des angekündigten Besuchs seines Verräters, da brachen im März des Jahres 1552 zu gleicher Zeit der Türke, der französische „Rächer der deutschen Freiheit" und die verschworenen Fürsten los. Das von den letzteren erlassene Manifest suchte mit den bekannten Vorwänden die Empörung in den Augen des Volkes als Akt der Notwehr und edler Uneigennützigkeit erscheinen zu lassen. Aber das Volk hatte keineswegs Verständnis für die Art der Befreiung von der „viehischen Knechtschaft", wie sie die „hochlöblichen christlichen Potentaten" durch-

führten, vor allem der „Raubfürst“ Albrecht, welcher „in diesem Kriege gewütet hat gleich einem unsinnigen Tiere“ und ärgere Greuel in Mordbrennereien, Martern des armen, unschuldigen Volkes und Erpressungen verübte, als je zuvor erhört worden war. Augsburg ergab sich, Nürnberg erkaufte sich unter schweren Opfern eine zweifelhafte Schonung, die Frankfurter und die Ulmer aber, gut kaiserlich gesinnt, wiesen die Befreier zurück. In raschem Zuge war Moritz nach dem Süden vorgedrungen und überraschte den ganz unvorbereiteten und hilflosen Kaiser vollständig. Da er von den übrigen Reichsfürsten, die „den Hasen im Busen“ hatten, keinen Beistand erhoffen konnte — benahmen sich doch auch die rheinischen Kurfürsten „schwach und elend über die Maßen“ —, so versuchte er durch Vermittelung seines Bruders Ferdinand in Linz den Frieden wiederherzustellen, aber ohne weiteren Erfolg, als daß gegen Niederlegung der Waffen die Freilassung des Landgrafen und eine Versammlung zu Passau verabredet wurde. Am 18. Mai erstürmte Moritz, nach einem Sieg über die geringe kaiserliche Mannschaft bei Reutte, die Ehrenberger Klause und stand bereit, nach Innsbruck aufzubrechen, um „den Fuchs in seiner Spelunke zu suchen“, da verzögerte eine Meuterei der Landsknechte[1] den Abmarsch des Kurfürsten und gab dem Kaiser Zeit zur Flucht. Gichtkrank, wurde der Verratene in einer Sänfte über den Brenner getragen. Zum großen Mißvergnügen des Kurfürsten war Johann Friedrich, dessen Freilassung Karl sofort verfügt hatte, gleichfalls entkommen und hatte sich zu Villach in Kärnthen wieder beim Kaiser eingefunden. Das Konzil zu Trient war schon durch die Nachricht von dem Heranzuge der Verbündeten auseinandergeflohen. Daher zogen diese schon am 25. Mai von Innsbruck unter Plünderung und Verwüstung wieder ab. Nach langen Verhandlungen kam endlich am 16. Juli 1552 zu Passau ein Vertrag zustande, welcher dem Landgrafen die Freiheit wiedergab, den Ruhestörern Amnestie gewährte und den Bekennern der Augsburger Konfession freie Religionsübung zusicherte. Doch wurde abermals die Hoffnung ausgesprochen, daß ein General- oder National-Konzil oder ein Colloquium oder eine Reichsversammlung „dem Zwiespalt der Religion abhelfen“ werde. Durch diesen Friedensentwurf war zum erstenmal die Scheidung der deutschen Nation in zwei religiöse Parteien ausgesprochen, ein Ergebnis, gegen welches sich Karl mit aller Macht gesträubt hatte. Aber auch Moritz wäre nicht so leicht auf die Annahme des Friedens eingegangen, hätte der französische König seinem Worte getreu den Rhein überschritten, hätte er selbst nicht gegründete Ursache gehabt, „von den eigenen Unterthanen zu fürchten“, und würde er samt seinem Verbündeten Albrecht von Brandenburg nicht gerade in jenen Tagen von den Frankfurter Bürgern eine

[1] Man verweigerte den Soldaten des Obersten von Reisenberg den Sturmsold. Als nun Moritz „einen Schreier unter dem Haufen anzugreifen befahl“, bedrohten sie sein Leben und schimpften ihn „Gehl Hut (gelber Hut, das Zeichen der Juden), Verräter“.

schwere Niederlage erlitten haben. Er fügte sich dem Drange der Umstände, unterhielt aber dessen ungeachtet weiter Verbindung mit „Freund Hildebrand", in dessen Dienst Markgraf Albrecht „für die heilige Libertät" halb Deutschland „sengend, brennend und mordend" durchzog. Über den Passauer Vertrag hatte er sich mit dem „Judas" überworfen. Als Moritz seinem Versprechen gemäß von Frankfurt nach dem Süden abziehen wollte, um Ferdinand gegen die Türken zu unterstützen, meuterten seine Truppen unter Reifenberg abermals, gingen zu Albrecht von Brandenburg über und hausten nun unter dessen Führung auf das schändlichste in den Gebieten von Mainz und Trier.

Inzwischen hatte Heinrich II. „aus freiem königlichem Gemüte" sein Befreiungswerk mit der Besetzung von Toul, Verdun und Nanzig begonnen. Metz brachte sein Feldherr, der Connetable Montmorency, durch List in seine Gewalt. Während der Bischof Lenancourt und einige Ratsherren französisch gesinnt waren, hielt die Mehrzahl des Rates treu zu Kaiser und Reich. Um größerer Gefahr zu entgehen, gestattete der Rat auf das Drängen Montmorencys einem Fähnlein seiner Garde den Durchzug. Statt des einen Fähnleins aber rückte die ganze Armee ein. Um die franzosenfeindlichen Ratsherren zu beseitigen, griff Montmorency zu der niederträchtigsten Gewalt. Er stellte sich krank und lockte unter dem Vorwande, sein Testament machen zu wollen, die mißliebigen Personen als Zeugen in sein Gemach und ließ sie in demselben ermorden. Am 18. April 1552 hielt der „Schützer des heiligen römischen Reiches" selbst seinen Einzug, zwang die entwaffnete Bürgerschaft, ihm zu huldigen, setzte die widerstrebende Obrigkeit ab und schaltete als Herr der deutschen Stadt. Als er auch das Elsaß beglücken wollte, erhoben sich dessen Bewohner. Die wackeren Straßburger, durch das Unglück der Metzer gewitzigt, zeigten sich weder Lockungen zugänglich, noch Drohungen gegenüber ängstlich. Sie rüsteten sich so ernstlich zum Kampfe, daß die Befreier lieber abzogen und sich auf die Nachricht von dem Abschlusse des Passauer Vertrags mit dem Gewonnenen begnügten. Unter dem Zeichen der Lilien wütete Markgraf Albrecht noch eine Zeitlang mit Feuer und Schwert. Da die beiden Spießgesellen Heinrich II. und Albrecht über den Lohn für das Mordbrennen in Hader gerieten, und ersterer gegen diesen seine Landsknechte aufhetzte, ließ er sich gerne bereit finden, mit seiner Rotte in den Dienst des Kaisers gegen das ungetreue Frankreich zu treten. Der Kaiser hätte seinem Ansehen durch nichts größeren Abbruch thun können, als dadurch, daß er zu dem Abkommen zwischen dem Herzog Alba und diesem „Monstrum und Scheusal, das den Fluch von so viel tausend unschuldiger Männer, Weiber und Kinder auf sein Haupt geladen und Gott und alle Welt verraten hatte" seine Zustimmung erteilte und sogar die erzwungenen Verträge mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg bestätigte. Vor Metz aber büßte er auch seinen Kriegsruhm ein. Obwohl er die Stadt mit

einem starken Heere belagerte und selbst allen an Mut und Tapferkeit voranleuchtete, vermochte er sie bei der vorzüglichen Verteidigung durch den Herzog Franz von Guise nicht zurückzugewinnen. Mangel an Lebensmitteln und ausbrechende Seuchen zwangen ihn im Anfang des Januar 1553, sein zerrüttetes Heer nach Diedenhofen zurückzuführen und zum größten Teil zu entlassen. Deutschlands Westgrenze hatte in Metz sein festestes Bollwerk verloren. Der Waffenstillstand von Vaucelles (bei Cambrai) ließ die Eroberungen vorläufig in den Händen der Franzosen. Gleichzeitig schwächte der Moskowiter Czar Iwan der Schreckliche die Ostgrenze durch Wegnahme von Livland. Der Heermeister des deutschen Ordens in Kurland, Gotthard Ketteler, von den Reichsständen im Stich gelassen, trat zur Augsburgischen Konfession über und überlieferte die Provinz dem Reiche Polen. Albrecht, des kaiserlichen Dienstes wieder ledig, rechnete jetzt zunächst mit dem „Geschmeiß" von Bamberg und Würzburg ab und ließ „die Kriegsfurie spielen mit aller Ergetzlichkeit", dann fiel er seinem alten Verbündeten Moritz ins Land. Dieser, verstärkt durch Hilfstruppen Ferdinands, welcher — thöricht genug — durch diesen Verräter seinem Sohne Maximilian die römische Krone zu sichern wähnte, brachte ihm bei dem Dorfe Sieversshausen im Hannöverschen eine völlige Niederlage bei (9. Juli 1553), starb aber selbst an der im Kampfe empfangenen Wunde zwei Tage nach der Schlacht, erst 32 Jahre alt. Sein Tod befreite den Kaiser von einer über seinem Haupte schwebenden großen Gefahr. „Hildebrand" aber klagte, „als wäre ihm sein Bruder gestorben". Weder Philipp von Hessen noch der neue Kurfürst August hatten mehr Lust auf den welschen „Köder anzubeißen". Der zügellose Markgraf Albrecht dagegen knüpfte neue Unterhandlungen mit Frankreich an. Endlich geächtet und verjagt, fand er dort eine Zufluchtsstätte und endete nach einem letzten Versuche elend (1557).

Zur Beruhigung Deutschlands und der Christenheit trat unter dem Vorsitze des Königs Ferdinand im Februar des Jahres 1555 der im Passauer Vertrag bestimmte Reichstag zusammen. Mit eindringlichen Worten wies Ferdinand im Sinne seines Bruders darauf hin, wie „beschwerlich und verderblich" es sei, „daß die, so einer Taufe, eines Namens und Glaubens, ja einer Zunge und Nation, eines Reiches und Gehorsams" seien, „sich in der Einigkeit desselben Glaubens, den sie von ihren Eltern, von soviel hundert Jahren her getragen, so gar jämmerlich von einander absondern und scheiden sollen." Aber die Spaltung siegte. Noch ganz unter dem Eindrucke der durchgemachten Heimsuchungen stehend und durch den Gedanken an einen neuen Krieg aufs höchste beängstigt, gaben die meisten katholischen Stände den Forderungen der Protestierenden nach: Anerkennung der geschehenen Säkularisation geistlicher Güter, Aufhebung der bischöflichen Jurisdiktion über die Gebiete der Stände Augsburgischer Konfession und Bestätigung des Grundsatzes des Landeskirchentums. Den Landes-

herren wurde die Freiheit der Religionsbestimmung zugesichert. Hatten die protestierenden Fürsten ihrerseits seither den Altgläubigen die Beibehaltung ihres Gottesdienstes in ihren Gebieten versagt, jetzt verlangten sie Religionsfreiheit auch für die Unterthanen, weil sie wohl wußten, daß auch in den Ländern katholischer Fürsten viele Anhänger ihres Glaubens sich befanden. Dieses Verlangen lehnten die katholischen Stände ab und hielten daran fest, daß das Recht, nach welchem die Protestierenden seit Jahren keine zwiespältige Religion in ihren Landen geduldet hatten, auch für die katholischen Gebiete Geltung haben müsse. So erhielt der weltliche Absolutismus auf dem kirchlichen Gebiet in dem alle Gewissensfreiheit vernichtenden Grundsatz »cuius regio eius religio« (wessen Gebiet, dessen Glauben) Rechtskraft. Wer sich diesem Glaubenszwang nicht fügen wollte, dem stand als einziger Ausweg die gestattete Auswanderung offen. Um den ganzen traurigen Ausgleich nicht in Frage zu stellen, gab Ferdinand schließlich der Forderung der Protestanten nach, daß die zu Bistümern und Stiften gehörigen Ritterschaften, Städte und Kommunen, welche seit längerer Zeit der Augsburgischen Konfession „anhängig gewesen" seien, von derselben „hinführo durch jemand nicht gedrungen werden" sollten. Dagegen wurde den noch katholischen geistlichen Ständen das Recht zu reformieren (ius reformandi) von den Katholiken nicht zugestanden. Die Protestanten ließen nach langem Streiten schließlich zu, daß in die Friedensurkunde der sogenannte „geistliche Vorbehalt" (das Reservatum ecclesiasticum) in der Form einer kaiserlichen, von ihnen später nicht als bindend erachteten Erklärung Aufnahme fand: „daß jeder Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer Geistlicher, der die Augsburgische Konfession annehme, seine Ämter, Würden und Einkommen verlieren solle, jedoch unbeschadet seiner Ehren; den Kapiteln, oder denen es sonst von Rechts oder Gewohnheit wegen zustehe, solle es erlaubt sein, eine Person der alten Religion an Stelle des Abtretenden zu wählen." Da der Augsburger Religionsfriede nur die beiden Parteien der Katholiken und der Anhänger der Augsburger Konfession anging, die Zwinglianer und Calvinisten gar nicht berücksichtigte, und die übrigen evangelischen Stände trotz Unterzeichnung des Friedensinstruments gegen den geistlichen Vorbehalt fortwährend eiferten, so barg er in sich den verderblichen Keim des „immerwährenden" Unfriedens. Die ganze Wiedervereinigungsbestrebung, welcher Karl seine ganze Kraft gewidmet hatte, war gescheitert; die Hoffnung der Stände auf „endliche christliche Vergleichung" in der Religionssache fand zwar noch den herkömmlichen Platz in dem Friedensinstrument, aber sie sollte nie in Erfüllung gehen. Mit dem Augsburger Religionsfrieden ist der Einheitsgedanke, welcher Kirche und Staat des Mittelalters beherrschte, und dessen Erhaltung Karl als seine höchste Aufgabe angesehen hatte, zu Grabe getragen; in dem Augsburger Religionsfrieden liegt der Ursprung des dreißigjährigen Krieges.

Zwei Stunden nach der Veröffentlichung des Augsburger Reichstagsabschieds traf die Nachricht ein, daß Karl sich entschlossen habe, die Krone niederzulegen. Sein körperliches Leiden, der Tod seiner lange Jahre geistesumnachteten Mutter Johanna, der gänzliche Mißerfolg seines ganzen politisch-religiösen Strebens und Wirkens brachten in ihm den Gedanken, sich von der Welt zurückzuziehen, zur Reife. Nachdem er schon 1554 Neapel, Sicilien und die Niederlande seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, verzichtete er zu dessen Gunsten im Jahre 1556 auch auf Spanien mit seinen außereuropäischen Besitzungen und überließ die deutsche und römische Krone seinem Bruder Ferdinand I. Er zog sich in die Einsamkeit des Klosters San Yuste (in Estremadura) zurück, lebte dort bis 1558, seine Zeit teilend in rege Beobachtung und Beurteilung der Weltereignisse, in Lesen und technische Arbeiten, wie in Übungen der Frömmigkeit. Mönch war er nicht, hat auch nie die vielbesprochene Leichenfeier veranstaltet. Am 21. Sept. 1558 starb er, ein Mann, der stets das Beste gewollt, aber oft das Unrichtige gewählt. Je schwerer er zu einem Entschlusse kam, desto zäher hielt er an dem einmal Beschlossenen fest, und führte es aus, oft nach jahrelangem Harren, wenn andere es am wenigsten dachten. Was also ein Ausfluß seiner Hartnäckigkeit war, schien anderen leicht als Überraschung und Hinterlist. Seine Regierung zeigt politische Heuchelei. Aber er persönlich ist mehr verkannt, als erkannt worden. Schilt man ihn einen verschlagenen Spanier, so vergesse man nicht, daß er mehr deutsch dachte, sich fühlte und handelte, als die meisten seiner deutschen Gegner. An die Untreue eines Moritz von Sachsen mochte er nicht glauben; auf Wilhelm von Oranien baute er ebenso sicher; er war weit offener und zuverlässiger, tapferer und ritterlicher als der mit Unrecht gerühmte Franz I. Alles Ernstes gedachte er den Streit mit demselben durch einen Zweikampf zu entscheiden. Auch in anderer Beziehung unterschied er sich von seinem Gegner vorteilhaft: Der „Vater der Wissenschaft" zog stets das Vergnügen der ernsten Thätigkeit vor, Karl war von rastloser Arbeitsamkeit im Dienste des Staates; jener verfolgte grausam die Protestanten des eigenen Landes, dieser übte bei entschieden katholischer Gesinnung doch Duldsamkeit gegen die deutschen Protestanten. Obwohl leutselig und herablassend, vermochte Karl, da er zu häufig von Deutschland abwesend war, bei der ewigen Anfeindung seitens der Gegner, keine Volkstümlichkeit zu erlangen. Deutschland hat sich selbst seinem Herzen entfremdet. Daß er seinem Eide treu die Kirche zu schützen, ihre Einheit zu retten versuchte, war in den Augen seiner Gegner seine Schuld.

6. Folgen der Reformation.

Mit aller Macht hatte Karl sich dagegen gesträubt, die kirchliche Spaltung anzuerkennen, weil er mit klarem Blicke voraussah, was sie nach sich zog: die politische Zerspaltung des Reiches. Im

Religionsfrieden haben nicht Protestanten und Katholiken sich die Hand gereicht und einander Duldung und Gewissensfreiheit gelobt, sondern die Reichsstände des katholischen Glaubens und des Augsburger Bekenntnisses verpflichteten sich gegenseitig, sich wegen der Religion nicht zu bedrängen. Da aber die ganze Reformation, seit die fürstlichen und städtischen Obrigkeiten sich ihrer angenommen hatten, weniger eine Frage des Glaubens, als der Herrschaft und des Besitzes geworden war, so gab das noch nicht säkularisierte Kirchengut genügenden Stoff zu Hader und Kampf. Fiel dessen letzte Schutzwehr, der geistliche Vorbehalt, dann war der Sieg völlig auf der Seite der Neugläubigen. So erklärt es sich, daß auf den Religionsfrieden der Krieg um den Vorbehalt folgt, der erst mit der Feder, bald auch mit dem Schwerte geführt wurde. Aber der Ansturm ging nicht aus von den lutherischen Fürsten, sondern von den Anhängern des weit radikaleren Calvinismus, welche, von dem Augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen, nach Gleichberechtigung mit den Lutheranern strebten und vornehmlich nach dem Besitze der Kirchengüter starkes Verlangen trugen. Der Zuwachs an geistlichem Besitz, die allmähliche Einziehung der Bistümer und Stifter vermehrte die Einkünfte der Landesherren, wie die Schöpfung des Territorialkirchentums ihre Gewalt stärkte. In demselben Maße, wie die landesherrliche Macht des Fürstentums stieg, sank die Centralgewalt des Kaisertums. Es büßte seine universelle Bedeutung ein. Damit verlor auch das Reich die Führung im Rate der europäischen Staaten. Das Ausland übte durch die Beziehungen der einzelnen Fürstentümer zu demselben einen wachsend unheilvollen Einfluß auch auf die inneren Angelegenheiten aus.

Auch in materieller Hinsicht hatte Deutschland großen Schaden. Der Erwerb geistlicher Güter kam nur einzelnen, nicht der Gesamtheit zugute. Die herrschenden Wirren, die überhandnehmende Unsicherheit benachteiligten den Nationalwohlstand in hohem Grade. Landwirtschaft und Gewerbe, Handel und Verkehr gingen bedeutend zurück. Trotz der steigenden Steuern nahm allenthalben die Geldnot zu, der Hang zu Üppigkeit aber nicht ab. Mit dem wirtschaftlichen Verfall trat auch ein Rückgang in geistiger Beziehung ein. Die widerlichen Zänkereien der Theologen, zuerst der katholischen und protestantischen, dann die viel leidenschaftlicheren und noch gehässigeren Händel der lutherischen und calvinischen Prädikanten untereinander ließen dem Geiste kaum Muße, sich rein wissenschaftlichen Fragen mit voller Kraft zuzuwenden. Die Geschichtschreibung läßt auch in den großen, umfassenden Werken der Zeit, in den Schriften des Johann Philippson aus Schleiden, Sleidanus, wie des ganz willkürlichen Johann Thurmayr, Aventinus, u. a. ihre Tendenz nicht verkennen und malt das politische Bild mit den Farben religiösen Parteistandpunktes. In den „Magdeburger Centurien“ begründete Mathias Flacius Illyricus (1559) die Rüstkammer protestantischer Polemik und Geschichtsfälschung. Lieber schöpft daher der neue Historiker aus den

unmittelbaren Quellen, als aus dem trüben Kanalwasser. Urkunden, Korrespondenzen, Memoiren, wie z. B. die Selbstbiographie Schärtlins von Burtenbach, Streitschriften, schlichte Chroniken ermöglichen eine weit sachlichere Erkenntnis des wahren Zustandes, als jene von subjektiver Auffassung beeinflußten Gesamtdarstellungen. Erfreulicher sind die Fortschritte auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften. In der Astronomie brachte der Frauenburger Kanoniker Nikolaus Copernicus (geb. 1473 zu Thorn, † 1543) durch sein Himmelssystem eine vollständige Umwälzung hervor, die nicht nur die seitherige Anschauung von der Stellung und Bewegung der Weltkörper über den Haufen warf, sondern mit der Erde die Grundfeste alles Wissens und Glaubens zu erschüttern schien. Auf seiner Bahn schritt kühn vorwärts der unsterbliche Gesetzgeber der Planetenbewegung, Johannes Kepler (geb. 1571 zu Weilderstadt in Württemberg, † 1630). Er gehörte zu den wenigen vorurteilsfreien Geistern, welche sich für Annahme des vom Papste Gregor XIII. 1582 verbesserten Kalenders unbedingt aussprachen. Aber auch er, wie sein Zeitgenosse Tycho de Brahe (geb. 1546, † 1601), beide am Hofe Rudolfs II., verbanden, dem Zuge der Zeit folgend, mit der Sternkunde die Sterndeuterei. Petrus Apianus (Bienewitz, 1495—1551), Sebastian Frank durch sein „Weltbuch: Spiegel und Bildniß des gantzen Erdbodens" (1534) und der neue Strabo, Sebastian Münster, durch seine „Cosmographey" förderten trotz vieler abenteuerlicher Fabeln und Märchen doch das Interesse für die Erdkunde. Gerhard Mercator (Kremer, 1512—1595) machte sich um die Kartographie verdient, indem er zuerst die gesamte Erdoberfläche durch die cylindrische Projektion in einer Karte darstellte (1569). Konrad Gesner (1516—1565) beschrieb das Tierreich auf Grund eigener Beobachtungen und schilderte es in seinen Beziehungen zur Kulturgeschichte und zur Heilkunde. In Theophrastus Paracelsus von Hohenheim (1493—1541) und Andreas Vesalius (1513—1563) erstanden der Medizin und Anatomie zwei bahnbrechende Größen.

Die Dichtung stand fast ganz unter dem Einfluß der religiös-politischen Umsturzbewegung. In deutscher und lateinischer Sprache befehdeten sich die Parteien in eigentlich politischen Liedern, wie in Satiren, Pasquillen, Spruchgedichten, Fabeln, Dramen. Sind diese auch nicht erquicklich zu lesen, so haben sie doch als Ausdruck der Anschauungen, Empfindungen, Hoffnungen und Wünsche, welche den Zeitgeist erfüllten, Wert, wie die bildlichen Darstellungen, mit welchen die Meister des Pinsels, des Grabstichels und Schnitzmessers ihre Gesinnung aussprachen. Auch der Reichtum an geistlichen Liedern, welchen die Zeit hervorgebracht hat, ist nicht frei von religiös-politischer Tendenz. Der fruchtbarste Dichter der Zeit, Hans Sachs von Nürnberg (1494—1576), hat seine dichterische Anlage zu sehr über den Leisten des Meistergesangs geschlagen. Weit geistreicher dichtete Johann Fischart, in Straßburg lebend, aber wohl von

Mainz gebürtig († 1589). In beißendem Spott überschüttete sein Haß die Kirche, namentlich die Mönche und die „Jesuwider" samt ihrem Stifter „Feurart Lugevoll" (Ignaz Loyola) mit den schmutzigsten Verleumdungen.

Die Kunst ging, soweit sie im Dienste der Kirche stand, zurück, da die Bilder und „Ölgötzen" vielfach als Gegenstände der papistischen Abgötterei blindem Fanatismus zum Opfer fielen, den Künstlern also gewiß keine Gelegenheit gegeben wurde, neue Werke zu schaffen. Es ist zu beklagen, daß ein so herrlich begabter Maler, wie Hans Holbein der Jüngere von Augsburg (1497—1543), der Schöpfer der wunderlieblichen „Madonna des Bürgermeisters Meier von Basel" und der ergreifenden acht Passionsbilder, sich genötigt sah, durch Porträtmalerei sein Brot zu erwerben. Bedeutendes leistete im Geiste der Reformation Lukas Cranach (1472—1558), der Stifter der sächsischen Malerschule, die aber nach dem Meister rasch zerfiel. Das Kunstgewerbe fand wenigstens noch Beschäftigung für das Privathaus. Fürsten, Herren und Bürger zierten noch gerne ihre Wohnungen. Aber selbst Johannes Sleidanus klagt in der Vorrede zu seiner „Wahrhaftigen Beschreibung aller Händel, so sich in Glaubens Sachen und weltlichem Regiment vnder dem Großmechtigsten Keyser Carln dem Fünfften zugetragen und verlaufen haben" (1561), daß „alle andere Studia und gute Künste verhindert" worden und „eine jämmerliche Zeit im Teutschland" eingefallen sei.

Der wüste Ton, welchen die Flugschriften der Zeit anschlagen, entspricht der sittlichen Verwilderung und Roheit, die in alle Schichten des Volkes eingedrungen war. Genußsucht bis zu tierischer Gier, gemeine Unsittlichkeit, wollüstiger Hang zu Grausamkeit zeigen die sittliche Verkommenheit der Zeit. Die Fürsten, als Landesbischöfe verpflichtet, dem Volke ein gutes Beispiel zu geben, schienen ihre Aufgabe zu finden in willkürlicher Hinwegsetzung über alle gute Sitte und suchten ihre Stärke in unmäßigen Trinkgelagen und wilden Jagdvergnügungen. Sterndeuter, Goldmacher, Abenteurer aller Art, Buhlerinnen halfen den Höfen verschwenden, was die geistlichen Güter, die neuen drückenden Steuern und die Juden geliefert hatten. Die Prädikanten aber übten einen ärgeren Gewissenszwang aus, als je zuvor in der Kirche erhört worden. Auch der zur Mäßigung geneigte Melanchthon wurde im Laufe der ewigen Anfeindungen, Verdächtigungen und Kümmernisse, denen er sich ausgesetzt sah, schroffer und härter. Mit Entrüstung und Schmerz erkannte er, daß „das sittliche Verderben immer tiefer einfraß" und „dieser furchtbaren Verkommenheit, entsetzlichen Frechheit und cyclopischen Wildheit traurige und schreckliche Strafen folgen" würden. Der Tod war ihm eine Erlösung „aus diesem sophistischen Säculum". Tiefgebeugt starb er am 19. April 1560. Andreas Musculus, Generalsuperintendent der Mark Brandenburg, gestand ein, daß die Leute „in solch hochbegnadigter Zeit" weit, weit schlechter als zu Zeiten des Papsttums, ja „ärger als die Teufel

selber" seien. „Junker Edelmann" — polterte er — „ist nunmehr gar epicureisch und säuisch; der Bürger läßt predigen, Sacrament reichen, beichten und büßen, wer da will, geht allein der Nahrung nach, schindet, schabt, betrügt und übervorteilt seinen Nächsten ohne alles Gewissen; der Bauer hat der alten Religion schier ganz und gar vergessen, der Krug ist ihm lieber als die Kirche; hat Gott noch eine kleine Zeit Geduld mit Deutschland, so wird man in kurzer Zeit mehr Pfeiler als Menschen in den Kirchen zählen . . . Kirchen, Schulen, Hospitäler sind zerrissen, geplündert und beraubt, die Jugend wird jämmerlich versäumt, den Kindern armer Eltern der Weg zu den Studien verschlossen, die liebe Armut wird verlassen." Alle ehrlichen Männer mußten einsehen, daß die „reine Lehre des Evangeliums" wenig gute Früchte getragen hatte. Friedrich III. von der Pfalz, der in seinem calvinistischen Glaubenseifer als „neuer Josias" einen von lutherischen Fürsten im höchsten Grade mißbilligten Vernichtungskampf gegen alle noch bestehenden katholischen Anstalten und Einrichtungen, besonders die „Abgötterei" der Altäre, Bilder und jeder Kirchenzierate begann, erklärte offen, man gebrauche die „Konfession" zum „Deckmantel" für alle Laster, denen man ungescheut fröne und in denen die Anhänger der Konfession den Papisten überlegen seien, wie im „Übereffen, Übertrinken, Spielen, Geizen, Unzucht treiben, Haß und Neidtragen." Das Traurigste war, daß viele Theologen die niedrigste Gefügigkeit auch in den Glaubenslehren gegenüber der fürstlichen Willkür bewiesen. Sie wechselten auf Befehl die Lehrmeinung wie den Rock. Das arme Volk aber wurde überhaupt nicht gefragt, was es glauben wollte und ob es das Gelehrte glauben konnte; es hatte einfach zu gehorchen, wenn es dem Fürsten gefiel, einen anderen Glauben anzunehmen. Hatte der Kurfürst Otto Heinrich durch besondere Verfügung im Jahre 1556 die Augsburger Konfession in der Pfalz eingeführt, allerdings schon mit etlichen „Spuren zwinglischen Geistes", so machte Friedrich III. (1559—1576) der widerlichen Zänkerei der Hoftheologen, besonders des lutherischen Heßhus und des calvinischen Klebitz, in Heidelberg ein Ende, indem er 1563 durch den von Ursinus und Olevian verfaßten Heidelberger Katechismus sich zum calvinischen Glauben bekannte. Obwohl dieser Katechismus die entschiedenste Verurteilung der lutherischen Lehre enthielt, welche sich denken ließ, und im stärksten Widerspruch zur Augsburgischen Konfession, vor allem zu dem streng lutherischen von Johann Friedrich dem Mittleren von Sachsen begründeten Confutationsbuch (1559) stand, so daß die Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Württemberg alles Ernstes über die wider das „pfälzische Gift" einzuschlagenden Maßregeln berieten, benahm sich doch der Kurfürst dem Kaiser gegenüber als Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses, um nicht von dem Religionsfrieden ausgeschlossen zu werden. Die lutherischen Stände aber, welche selbst gegen die Unterdrückung ihrer Lehre durch Friedrich Beschwerde führten, sahen nach allem Toben über die „ketzerische Lehre"

vom Einſchreiten gegen den Abtrünnigen ab. Nachdem der Calvinismus dreizehn Jahre mit Gewalt geherrſcht hatte, führte der Nachfolger Friedrichs, Pfalzgraf Ludwig, im Jahre 1576 wieder die lutheriſche Lehre ein, und ſechs Jahre danach machte ſein Bruder Johann Kaſimir als Vormund für den minderjährigen Friedrich IV. die Pfalz wieder calviniſch. Bei ſolchen Verhältniſſen darf es kein Wunder nehmen, daß das Volk alle Wärme für Glauben und kirchliches Leben verlor und höchſtens ſeine religiöſe Geſinnung in der eingelernten Unduldſamkeit gegen Andersgläubige bethätigte. »Also wirdt« — ſeufzt 1562 der Jeſuit Peter Caniſius in ſeinem Martyrologium — »nu die jetzige welt von Gott gestrafft, daſs sie durch jhren aignen fürwitz sich selbs zu schanden macht, fellt von einer vnordnung in die ander, ist ihr reformiren nur deformiren, verwundet mehr die krancken dann sie hailet, verdirbt im zeitlichen vnnd gaistlichen von tag zu tag augenscheinlich, verlaſst das alt hauſs der kirchen, vnnd leufft den newen Rotten vnd Secten nach, bey denen alle tag ein newes, wissen also nit wo an oder wo hinauſs, vnnd bleiben also jrrig, gewüſslich zu grossem ewigen verderben jr selbst, vnd zu gemainem schaden der armen Christenheit. Herr Gott biſs vns allen gnedig.« Die Leute wußten in der That, wie Michael Lindener in ſeinem damals erſchienenen Büchlein von „des Köhlers Glauben“ beſtätigt,

»nit, wem sie schier sollen glauben ye,
Glauben jetzund dem, vnd doch darnach
Thun sie glauben einem andern auch;«

»so manicherly Glauben ist
Under den, die sich Christen nennen,
Es muſs mir doch ein jeder bekennen,
Daſs in einer Stat, in einem Landt,
Im einem Hawſs — O wee der schandt!
nicht zwei zu finden ſind die, einen Glauben haben.
Ja wol, welches noch vil grösser ist,
So findt man yetztund zu diser frist
In ainem Kopffe zwen, dreierley
Glauben; ob es nit klägelich sey?«

Der einfache Köhler mit ſeinem ſchlichten Verſtand findet ſchließlich doch, daß eine geiſtliche Obrigkeit von nöten iſt und meint

»wa man auch die verachten thut,
fürwar so kompt darauſs kain gut.«

Der Papſt iſt dem Dichter doch noch »der oberste Hirt in dieser welt.« Aber freilich hat der anſtößige Wandel gar mancher Prieſter großes Ärgernis erregt:

»Nachdem aber die finstr Nacht her kam
Und die Leüt entschlieffen allesam,
Verstehe: die Bischöff vnd Prelaten,
Die Seelsorger vnd Potentaten

In Geize, hochfart vnd vnkeuschhait,
In Simoneyen, nachlässigkait
Entschlaffen seind, do kam der arg Feind
Vnd seet vnkraut, welches da seind
Verkerte Lehrer vnd Kätzerey.
Doch, frommer Christ, mercke du hiebey:
Laſs du dir kain ärgernuſs geben
Etlicher Gaistlichen böses leben,
Sonder nach der guten Lehr thue!
So wirdstu haben imm gwissen rhue.«

Schlägt auch der Seelsorger, so unterweist er nach einem alten Gleichnis, einen schmutzigen Weg ein, so wird doch jeder Kluge den sauberen Pfad wählen. Die Lehre ist gut; aber im gewöhnlichen Leben wirkt das Beispiel eben mehr als die Lehre. Und so war auch nichts schlimmer für die alte Kirche, als das „schlechte, ärgerliche Leben der Geistlichen", namentlich der höheren an den Domkapiteln, wie in den Klöstern und auf der armseligen Pfarrei. Die Hauptschuld an der Ausbreitung der neuen Lehre, richtiger gesagt, an der gänzlichen Zerrüttung aller kirchlichen und sittlichen Ordnung auch in den seither noch katholischen Ländern Österreich, Baiern und den Bistümern fällt dem liederlichen hohen Klerus zur Last, der, sich meist aus ungebildeten, adligen Lebemännern rekrutierend, samt dem Adel die Kirche nur als Einnahmequelle für sein üppiges Lasterleben betrachtete. Für diese, wie alle, welchen die Fesseln des Glaubens und der Sittenlehre lästig waren, bot die evangelische Freiheit nach dem Ausdruck des Königs Ferdinand „ein gar sanftes Ruhekissen". „So lange in den Sitten des Klerus keine strenge Besserung" eintrat, war — wie ein katholisches Gutachten lautete — „der Sekten wahrlich kein Ende" zu hoffen.

Diese Besserung trat ein, und daß sie eintrat, ist ein Verdienst des im Jahre 1563 aufgelösten Tridentiner Konzils und besonders auch des im Jahre 1540 bestätigten Jesuitenordens.

Ein verheerendes Gewitter war über die christliche Welt dahingebraust; aber es hatte auch reinigend gewirkt. Die traurigen Spuren seiner tobenden Gewalt ließen sich nicht mehr allerorten verwischen. Aber manches niedergeschlagene Saatfeld erhob sich doch langsam wieder unter dem milden Glanz der allzeit wärmenden und befruchtenden Sonne. Trotz aller äußeren Hemmnisse hatte das Konzil, wenn auch nicht die Wiedervereinigung aller Getrennten erreicht, so doch seine dogmatische und disciplinare Aufgabe durch abermalige Feststellung der unveränderlichen Glaubenssatzungen und Verbesserung der Kirchenzucht gelöst.

Unter den hintereinander folgenden trefflichen Päpsten Pius IV. (1560—1565), hl. Pius V. (1566—1572), Gregor XIII. (1572—1585) und Sixtus V. (1585—1590) wurde das von neuem festgestellte Gesetzbuch der Kirche durchgeführt, und mit der Reform des Lebens an dem Vatikan selbst begonnen. Der großartige Gedanke

des hl. Ignatius von Loyola, durch Erziehung eines würdigeren Klerus in besonderen geistlichen Seminarien die verfallene Kirchenzucht wieder aufzurichten, fand in dessen Nachfolgern, dem Jesuitengeneral Jakob Lainez, dem Legaten Morone und dem hl. Kardinal Karl Borromeo, dem Erzbischof von Mailand, die eifrigsten Vertreter bei dem Konzil. Jene Anstalten wurden Pflanzschulen eines neuen gründlich wissenschaftlich gebildeten, seeleneifrigen und — was wichtiger als beides war — eines sittlich untadelhaften Priesterstandes, der zu seinem Vorteil vielfach aus den Schichten des niederen Volkes hervorging. Schon 1552 war in Rom für deutsche Theologen das Collegium Germanicum gestiftet worden. Scharfe Vorschriften über Weihe, Residenzpflicht, Aufsicht, Predigtamt zielten auf die Reform des arg zerrütteten Episkopats. Besondere Anordnungen regelten das Klosterleben. Als Handbuch für die Seelsorger erschien 1566 der römische Katechismus, der, weitentfernt irgend welche Polemik zu enthalten, gleichwohl als das „listigste Buch" den Zorn der andersgläubigen Streittheologen in hohem Grade erregte und wie die ganze Reformthätigkeit der Kirche als Angriff gegen den Protestantismus dargestellt wurde. Und wie schon der kleine Katechismus des Merseburger Bischofs Michael Helding 1549 den fanatischen Mathias Flacius Illyricus in gewaltige Entrüstung über die „Hohlhiperei des Larvenbischofs" versetzte, so geriet der Vorkämpfer des reinen Luthertums und mit ihm eine ganze Anzahl von Führern der Andersgläubigen fast in den Zustand der Tobsucht über den Katechismus des „hündischen Canisius", der, wie die Jesuiten überhaupt, durch den großartigen Erfolg seiner bei allem Eifer doch ungemein sanften Wirksamkeit sich den erbittertsten Haß, die schmählichsten Angriffe, die giftigste Verlästerung zuzog. Petrus Faber, Claudius Jajus, Nikolaus Bobadilla und Petrus Canisius (geb. 1521, 8. Mai zu Nymwegen) haben sich vom Jahre 1540 an um die Wiederherstellung eines wahrhaft christlichen Lebens in Deutschland, und zwar nicht durch leidenschaftliche Polemik, sondern durch stille, vom Geiste wahrer Liebe getragene Arbeit im Weinberge des Herrn unvergängliches Verdienst erworben. Vor allem richtete sich ihre Thätigkeit auf die Jugenderziehung. Dieser in erster Linie galten die Kollegien, welche sie ins Leben riefen: in Köln 1544 (56), Wien 1552, Prag 1555, Ingolstadt 1556, München 1559, Trier 1560, Mainz und Würzburg 1561, Innsbruck 1562, Dillingen 1564 u. s. w. Als Lehrer, als Kanzelredner, als Schriftsteller, als Beichtväter, als opferbereite Pfleger der Kranken und Armen, vor allem aber als „Leuchten priesterlichen Lebens" führten sie die Verirrten wieder auf den rechten Weg, stärkten sie die Schwachen, festigten und ermutigten sie die Treuen. Was immer an Verbrechen ingrimmiger Haß und unsinnigster Aberwitz erdenken konnte, das hat man dem Jesuitenorden schon in dem ersten Halbjahrhundert seines Bestehens angedichtet. Unbefangenes Urteil hat ihn längst von den zum Teil lächerlichen Beschuldigungen

freigesprochen, welche verbissene Todfeindschaft ersann und bedauernswerte Todesangst gläubig nachredete. Was einzelne Mitglieder durch Übereifer, Ehrgeiz, Unklugheit verschuldet haben mögen, das hat man aufs ärgste ausgebeutet, um den gefährlichsten Feind des Protestantismus anzuschwärzen. Nicht umsonst hatte sich Canisius und im vollen Einverständnis mit dessen wohlbegründeter Besorgnis der Ordensgeneral und die fünfte Generalversammlung des Ordens aufs entschiedenste gegen die Beteiligung der Mitglieder an Staatsgeschäften, selbst wider die Verwendung von Patres als Beichtväter geistlicher und weltlicher Fürsten ausgesprochen. Sie mußten an allem Übel schuld sein: sie haben die Kriege angezettelt, die Blutbäder angerichtet, sie die Scheiterhaufen für Ketzer und Hexen angezündet, sie mit Dolch und Gift gemordet u. s. w. Das hat man ihnen nie vergeben können, daß sie im Südosten und Nordwesten Deutschlands den Katholizismus gerettet haben. Ihnen schreibt man mit Recht die Wiedererstarkung desselben, zunächst in Baiern, zu, welche unberechtigterweise gewöhnlich als Gegenreformation bezeichnet wird.

II. Cuius regio, eius religio.

Die Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Beginn des großen Krieges (1555—1618).

»Cuius regio, eius religio«, der traurige Grundsatz, daß der Landesherr auch der Gebieter über das Gewissen der Unterthanen sei, mußte eine unversiegbare Quelle der Zwietracht unter den deutschen Ständen werden. Und wären nicht die Protestanten selbst unter sich uneins gewesen, so hätte schon bald nach dem abgeschlossenen Frieden das Schwert die Frage gelöst, ob derselbe auch in den geistlichen Territorien Geltung haben sollte oder nicht. Denn die Protestanten stürmten mächtig gegen das Bollwerk des Katholizismus in diesen Gebieten, den geistlichen Vorbehalt, an. Wenn die Fürsten gehofft hatten, daß Ferdinand I., weil der Papst die Abdankung Karls und dessen Wahl zum römischen Kaiser (24. März 1558) anfangs nicht anerkannte, nun ihrem Begehren sich geneigter zeigen würde, so sahen sie sich getäuscht. Ferdinand hielt an der gegebenen Bestimmung aus „guten beweglichen Gründen" fest, vermochte aber nicht das Vordringen des Protestantismus auch in die seither äußerlich noch katholischen Bistümer und Stifter zu verhindern. Ganz abgesehen von den vielen säkularisierten Stiftungen, allein in der Kurpfalz bis zum Jahre 1600 dreihundert, wurden die Bistümer Meißen, Naumburg und Merseburg unter sächsischem Schutz protestantisiert; Havelberg-Brandenburg, Lebus kamen an Brandenburg; Cammin, Schwerin, Verden, Lübeck, Osnabrück, Ratzeburg, Halberstadt, Minden, schließlich auch die Abtei Hersfeld

gingen dem Katholizismus verloren durch den Übertritt der Inhaber oder Postulation protestantisch gesinnter Administration. Auf diese Weise entzog man auch die Erzbistümer Magdeburg und Bremen der katholischen Kirche. Hier gewann der Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg (1567), dort Joachim Friedrich von Brandenburg (1570), beide verheiratet und doch dem Papste gegenüber scheinbar ergeben, die Herrschaft über Gebiet und Glauben. In der Mainzer Erzdiöcese, in Bamberg, Würzburg, Fulda, Salzburg mußten die geistlichen Fürsten ruhig zusehen, wie liederliche Domherren, kühne Prädikanten, begehrende Ritter trotz des Gesetzes »cuius regio, eius religio« unter Bedrohung der Obrigkeit die Freiheit brachten. Der „aufgerichtete Friede" diente in der That, wie schon 1559 die katholischen Stände auf dem Augsburger Reichstag aussprachen, nur „zur völligen Auslöschung" des Katholizismus. Sie selbst trugen große Schuld, indem sie über die Kirchengüter ihrer Länder wie über ihr Eigentum schalteten und die einträglichen Pfründen als gute Versorgungsstellen für ihre Familienglieder und Hofleute ausnutzten. Während Ferdinand diese Willkür und die Bedrückungen der Stifter und Klöster durch Räte, Vögte und Bedienstete durchaus mißbilligte, machte sein ganz protestantisch gesinnter Sohn Maximilian II. (1564—1576) sich kein Gewissen daraus, die geistlichen Benefizien nach Gutdünken zu seinem oder seiner Berater Vorteil zu verwenden. Es war ein kühnes, aber zutreffendes Urteil, was der streng katholische Kardinalbischof Otto von Augsburg im Jahre 1563 aussprach, daß die kirchliche Reform keinen Erfolg haben werde, wenn nicht zugleich eine Reform der Fürsten und ihrer Regierungen eintrete und die Kirche von den drückenden Fesseln des Staates befreit werde. Jeglicher dahin zielende Reformversuch stieß, wie erklärlich, auf den hartnäckigsten Widerstand. „Die zornigen Junkerlein, die Fürsten" waren nach dem richtigen Urteil Luthers „die allerbesten Lutherischen", weil sie sich an den geistlichen Gütern bereichern konnten. Besonderen Eifer entwickelten für „das neue Evangelium" die österreichischen Adligen, welche sich auf „ihren Gütern als Herren und Bischöfe zugleich" betrachteten. Trotz der treu-katholischen Gesinnung des Landesherrn, Ferdinands, hatte der Protestantismus in Stadt und Land, in Schlössern, Stiftern und Klöstern Österreichs, Steiermarks, Kärnthens und Krains sich festgesetzt und selbst in der Wiener Hofburg Eingang gefunden. Auch in Baiern, dessen Geistlichkeit zum großen Teil ganz in Zuchtlosigkeit verfallen war, kam besonders durch die vermittelnde Stellung des Herzogs Albrecht V. (1528—1579) die „Lutherei in Schwang". Derselbe gestattete sogar 1556 den Laienkelch und das Fleischessen an Fasttagen. In der Hoffnung, „durch statthafte Verwilligungen" dem überhandnehmenden Abfall und der Sittenlosigkeit des Klerus Einhalt zu thun, arbeiteten Albrecht und Ferdinand beim Konzil auf Gestattung der Priesterehe und des Laienkelches hin. Der Papst bewies den Neugläubigen solches Entgegenkommen, daß er sogar seine Legaten auf die von den protestan-

tischen Fürsten veranstaltete Zusammenkunft zu Naumburg (1561) beorderte. Die Unversöhnlichen behandelten die Abgesandten trotz ihrer ebenso nachgiebigen als würdevollen Haltung wahrhaft schmählich. Selbst dem Friedfertigsten mußten die Augen endlich aufgehen. Denn die Nachgiebigkeit reizte nur zu weiteren Forderungen und vermehrte die Verwirrung. Als gar der Graf von Ortenburg mit anderen Adligen im Jahre 1563 sich herausnahm, in Baiern mit Gewalt die Augsburgische Konfession einführen zu wollen, da sah sich der Herzog, wollte er nicht nur die Einheit des Glaubens in seinem Lande, sondern auch sein Recht und seine Macht preisgeben, zu strengeren Maßregeln gezwungen. Das kleine Baiern ward jetzt der Mittelpunkt der katholischen Restauration. Der Herzog, unter dem Einflusse des tieffrommen, unermüdlichen Canisius,[1] selbst religiös eifriger geworden, schritt gegen das Unwesen scharf ein, welches die Sektierer in Predigten und Schriften seither ungehindert getrieben hatten, nahm seine Zugeständnisse allmählich zurück und sorgte durch Verordnungen und Einrichtung katholischer Schulen für die Wiederherstellung des alten Glaubens und der alten Sitte. Aber es dauerte noch lange, bis beides wieder in Fleisch und Blut des lange irregeleiteten Volkes übergegangen war.

Unterdessen gestalteten sich die kirchlich-politischen Zustände in Österreich, besonders in Niederösterreich, immer jammervoller. Maximilian, als Prinz durch seine Lehrer der Augsburgischen Konfession gewonnen und derselben von Herzen zugethan, hatte vor seiner Wahl im Jahre 1562 seinem Vater, seinen Brüdern und den geistlichen Kurfürsten zwar die Versicherung gegeben, im Glauben seiner Väter zu leben und zu sterben, auch bei der Krönung in feierlichem Eide Treue gegen Papst und Kirche gelobt; aber, ohne sich offen vom Katholizismus loszusagen, schädigte er denselben doch durch seine willkürlichen Eingriffe in rein geistliche Angelegenheiten und förderte thatsächlich den Protestantismus und, was viel schlimmer war, die Verwirrung in seinen Landen. Dem Adel unter und ob der Enns gestattete er 1568 bezw. 1571 die freie Ausübung der Augsburgischen Konfession und gab damit das Gewissen der Unterthanen der Willkür ihrer nächsten Herren preis. Bald gab es nun soviel Lokalkirchentümer als Gebieter oder Prädikanten. Der zur Aufstellung einer Agende berufene David Chyträus von Rostock konnte die eingerissene Unordnung nicht beseitigen. „Ist also im Lande", teilte ihm im Jahre 1572 der Prädikant Christoph Reuter mit, „eitel Völlerei, Phrahlerei und Zänkerei." Die schwankende Haltung, welche der Kaiser in religiösen Dingen beobachtete, machte ihn auch den Protestanten verdächtig und verächtlich. Entschiedenheit bekundete er nur in seiner Abneigung gegen den Calvinismus, aber zu kraftvollem Handeln fehlte ihm auch

[1] Die Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Redlichkeit desselben erkannten selbst protestantische Zeitgenossen an.

in dieser Beziehung die Festigkeit. Er hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß „kaiserliche Befehle und Bitten noch kaum einen Pfifferling“ galten, daß „alles in Zerrüttung und Inobedienz“ lag.

Da es an einer starken Centralgewalt mangelte, konnte die Revolution wieder kühn ihr Haupt erheben. Schon in den Tagen Ferdinands bereitete sich ein neuer „Sickingscher Edelmannskrieg“ vor. Der Spießgeselle des schlimmen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, der Ritter Wilhelm von Grumbach, welcher wegen der Ermordung seines Gegners, des Bischofs Melchior Zobel von Würzburg (1558), geächtet war, wußte den Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen für sich zu gewinnen und mit der Aussicht auf Wiedererlangung der kurfürstlichen Länder, ja auf Erwerbung der Kaiserkrone zu bethören, daß derselbe trotz aller Vorstellungen und Warnungen seiner Brüder und der Reichsstände sich dem kaiserlichen Gebot, den geächteten Friedensbrecher auszuliefern, widersetzte und selbst die Acht sich zuzog (12. Dez. 1566). Mit der Vollstreckung derselben wurde sein Vetter, Kurfürst August, Kriegsoberster des obersächsischen Kreises, betraut, der eigene Bruder des Geächteten, Herzog Johann Wilhelm, zur Hilfeleistung angewiesen. Ehe die erwartete Truppenmacht, auf welche die Verschworenen gebaut hatten, zusammenkam, umschloß die Exekutionsarmee die Stadt Gotha, in welche Johann Friedrich und Grumbach sich geworfen hatten. Anfangs leisteten die Bürger den Belagerern tapferen Widerstand. Als aber kein Entsatz kam, und der Herzog mit Grumbach den verzweifelten Entschluß faßte, die Stadt in Brand zu stecken und in der Burg den Widerstand fortzusetzen, empörten sich die verratenen Bürger, nahmen Grumbach und seine Mitschuldigen, den Kanzler Brück, Wilhelm von Stein, Hans Beyer u. a., gefangen und überlieferten die Stadt dem Kurfürsten. Die Gefangenen erlitten, dem rohen Zuge der Zeit entsprechend, nach „greulicher Tortur“ auf grausamste Weise die Todesstrafe. Der herzogliche Landfriedensbrecher wurde nach Wien in Gefangenschaft abgeführt.

Zunächst triumphierten im Lande Augusts die Gegner des Flacius. Als diese aber offen des Kryptocalvinismus, des heimlichen Calvinismus, beschuldigt wurden, schaffte der Landesherr „einmal Friede durch fürstliches Dictum“, indem er die aus dem Torgauischen Eintrachtsbuch (v. 1576) herausgearbeitete „Konkordienformel“ (im Kloster Bergen bei Magdeburg festgestellt 1577) als theologisches Gesetzbuch annahm und mit Gewalt in seinem Lande durchführte. Die Melanchthonianer, auch der Schwiegersohn Philipp Melanchthons, der langjährige Leibarzt und Vertraute des Kurfürsten, Kaspar Peucer, die sich „nicht bekehren“ wollten, wurden in Haft genommen und durch Mißhandlungen zum Tode gebracht. In einem Teile der lutherischen Länder fand die neue Glaubensformel, „an gar manchen Orten durch sonderliche Gewalt“ Anerkennung; andere Fürsten und Städte lehnten die Unterschrift der Konfession „schlecht und recht“ ab. Wie das Bergische Buch selbst wieder die ganze Streitsucht im protestantischen

Lager zu heller Lohe entfachte, so wandte sich die Erbitterung der Antikonkordisten aufs heftigste gegen den „Baland Jakob" Andreä, den „Vater der Konkordie". Die Kluft zwischen den evangelischen Parteien war größer als je geworden.

Der Gegensatz zwischen Lutheranern und Calvinisten trat auch deutlich in dem verschiedenen Standpunkt gegen das Ausland hervor. Während erstere eher dem französischen Hof ihre Freundschaft bewahrten, unterstützten diese die Hugenotten mit Geldmitteln und Truppen. Man kann sich des Gefühls tiefster Beschämung nicht erwehren bei dem Anblick der Schmach, welche zahlreiche deutsche Fürsten durch Annahme französischer und spanischer Jahrgehälter und ihre Verbindungen mit den auswärtigen Höfen auf sich luden. Während der Pfalzgraf Johann Casimir im Dienste des Prinzen von Condé seine „deutschen Barbaren" für die Hugenotten hausen ließ, führte sein streng lutherischer Schwiegersohn, Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, dem „papistischen Könige" Karl IX. „Lansquenets" und „Rettres" zu (1567). Offen erklärten hugenottische Abgesandte auf dem Reichstage zu Speier den protestantischen Ständen, daß sie den Frieden von St. Germain en Laye (1570), der den Reformierten Amnestie und volle Gleichberechtigung mit den Katholiken gewährte, dem Beistand des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken, sowie „dem Favor und Fürschub" anderer protestantischer Fürsten verdankten. Fast hätte man den Kaiser zu einem Kriegszug gegen den „frechen Bischof von Rom" bewogen, wäre er nicht allwege unzuverlässig und wankelmütig gewesen. Als die internationale Revolution, von hugenottischen und englischen Agenten angestachelt, unter der Führung des ebenso verschlagenen und doppelzüngigen, als ehrgeizigen und eigennützigen Wilhelm von Nassau-Oranien in den Niederlanden ihr Haupt erhoben hatte (1566), und Philipp II. von Spanien in unbeugsamer Härte, allen wohlgemeinten Mahnungen Gutgesinnter zum Trotz, den blutigen Herzog Alba seine Schreckensherrschaft üben ließ, als selbst deutsches Gebiet von diesem wie von den Rebellen, den sogen. Geusen, frech verletzt wurde, verstand sich Maximilian zwar auf das Drängen der wirklich deutsch fühlenden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen dazu, durch seinen Bruder, den Erzherzog Karl von Steiermark, Philipp scheinbar ein Ultimatum wegen der niederländischen Angelegenheiten und der Gebietsverletzung zu stellen, schluckte aber ganz geduldig die ihm von Spanien zurückgesandte „harte Pille" (1568). Allmählich kam es zwischen den Calvinisten in den Niederlanden, in Frankreich und England zu dem Plan einer „großen Aktion" wider Spanien, in welchen auch der Pfälzer eingeweiht war. Da aber England und die deutschen Verbündeten zögerten, schreckte die Mutter des französischen Königs Karl IX., die wahre Regentin Frankreichs, Katharina von Medici, ein satanisches Weib, vor der Ausführung zurück und faßte den verruchten Gedanken, sich der lästigen Dränger unter den Hugenotten, vor allem des Admirals Coligny, zu entledigen.

Als der Meuchelmord nicht gelang, stiftete sie bei Gelegenheit der Hochzeit ihrer Tochter Margarete mit dem calvinischen König Heinrich von Navarra, dem späteren Heinrich IV. von Frankreich, das scheußliche Blutbad an, welches unter dem Namen der Bartholomäusnacht (24. August 1572) oder der Pariser Bluthochzeit für alle Zeiten gebrandmarkt ist. Die Greuelthat ließ zwischen dem französischen Hofe und der Pfalz eine Zeitlang Entfremdung eintreten; aber schon ein Jahr später waren zwischen den Häusern Valois, Pfalz und Oranien die Unterhandlungen über gegenseitige Unterstützung lebhaft im Gang. Die Söhne des Pfälzers, Johann Casimir und Christoph, steckten selbst einen ihrem Schutze empfohlenen, vom Kaiser an den König von Spanien geschickten Pulvertransport in Brand. Pfalzgraf Christoph führte dem Oranier sogar „hintangesetzt der kaiserlichen Majestät" Hilfstruppen zu. Als er mit den Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, den Brüdern des Oraniers, in der Schlacht auf der Mooker Heide bei Nymwegen (14. April 1574) den Tod gefunden hatte und der erbärmliche Karl IX. kurz darauf gestorben war, nahm Johann Casimir wieder seine Praktiken mit den französischen Hugenotten auf, so daß sich sein Schwiegervater August von Sachsen entschieden von ihm lossagte. Der „heilige Kreuzzug" des Pfalzgrafen in Frankreich (1575) war ein roher Raubzug, unter dem auch Lothringen schwer litt. Und sein Hilfszug nach den Niederlanden (1579) entzweite ihn sogar mit Wilhelm von Oranien. Der Calvinismus schien in der That, wie Christoph von Württemberg ihn schon 1562 bezeichnete, der „Spiritus seditiosus" für Europa, insbesondere auch für Deutschland zu sein. Nach außen wie im Inneren war dessen Lage kläglich. Der Moskowiter, der Franzose — daß Karl IX. Maximilians Eidam war, verschlug nichts — blieben für ihre Übergriffe ungestraft. Die Niederlande, deren sieben nördliche, protestantische Provinzen sich in der Utrechter Union (1579) zu gemeinsamer Verteidigung gegen Spanien verbunden und 1581 Wilhelm von Oranien zu ihrem Erbstatthalter ernannt hatten, lösten sich, vom Reiche im Stich gelassen, von demselben allmählich los. In den südlichen Landen suchte sich der Herzog von Alençon festzusetzen. Das Reich war in Wahrheit jämmerlich eingeklemmt zwischen der französisch-niederländischen Macht und den Türken.

Gegen den Sultan Soliman II., welcher im Jahre 1566 nach dem vergeblichen Angriff auf das von Jean de Valette tapfer verteidigte Malta selbst noch einmal an der Spitze eines gewaltigen Heeres in Ungarn erschien, brachte Maximilian zwar eine starke Truppenmacht zusammen; aber er vermochte nicht die Festung Szigeth zu entsetzen. Nach dem Tode ihres heldenmütigen Verteidigers Niklas Zriny fiel die Feste (8. Sept. 1566). Zwei Tage vor ihrem Falle hatte der Sultan das Zeitliche gesegnet. Mit dessen Nachfolger Selim II. schloß der Kaiser unrühmlichen Frieden, indem er die Türken im Besitz des größten Teils von Ungarn ließ und für

den Rest einen Tribut von 30000 Dukaten jährlich entrichtete (1568). An der heiligen Liga, welche Papst Pius V. mit unsäglicher Mühe mit Spanien und Venedig endlich im Jahre 1571 zu stande gebracht hatte, nahm der Kaiser keinen Teil. Der französische König arbeitete sogar gegen dieselbe. Der herrliche Sieg aber, welchen die Flotte der Liga unter dem Befehl Don Juans von Österreich am 7. Oktober 1571 bei Lepanto erfocht, blieb durch Karls IX. Verräterei und den Abfall Venedigs unfruchtbar, und Maximilian erntete die Strafe für seine Gleichgiltigkeit. Es dauerte nicht lange, so mußte er von neuem bei den Ständen um Hilfe gegen die Türken betteln. Dank der anerkennenswerten Haltung der beiden lutherischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen erlebte er noch die Freude, daß die „hochnötige Türkenhilfe" vom Reichstag zu Regensburg 1576 bewilligt wurde. Er benötigte ihrer nicht mehr: er starb vor Schluß desselben am 11. Oktober 1576 zu Wien, noch im Tode unentschlossen, zu welcher Konfession er sich bekennen sollte.

Das Reich, ärger zerrüttet als je, ging über auf seinen im Jahre 1575 gewählten Sohn Rudolf II., der bei all seiner Gelehrsamkeit durchaus „unfähig" war, „die so schwere Last der Regierung zu tragen". Mit Sprachtalent, Sinn für Kunst, Hang zu Astrologie und Alchymie, Freude an Prachtpferden, Lust an Gartenanlagen, mit spanischen Ideeen von Herrschergewalt bei völliger Abhängigkeit vom Rate und Einfluß anderer, oft bloßer Kammerdiener oder gar abgefeimter Günstlinge,[1] mit Unentschlossenheit und krankhafter Unthätigkeit ließ sich ein so verwirrtes Staatswesen, wie Deutschland es im Ausgang des Jahrhunderts aufwies, schlechterdings nicht in Ordnung bringen. Obwohl persönlich streng katholisch erzogen, ließ er in Sachen des Glaubens anfangs „alles beim Alten" in seinen Erblanden, bis Ausschreitungen des von einzelnen Prädikanten aufgehetzten Volkes zu strengeren Maßregeln zwangen. In Steiermark, Kärnthen und Krain aber führte sein Vetter Erzherzog Ferdinand, der mit dem Herzog Maximilian von Baiern zu Ingolstadt eine streng kirchliche Erziehung genossen hatte, vom Jahre 1598 an die Wiederherstellung der katholischen Kirche mit Entschiedenheit durch. Er verfuhr dabei nicht anders, als die protestantischen Fürsten bei der Ausrottung der „papistischen Abgötterei"; so ging die „heilsame Reformation", trotz der gewollten „Sanftmütigkeit und linden Mittel", leider nicht ohne Schärfe und zu beklagende Härte ab. Inzwischen war auch, nicht zum wenigsten durch die Wirksamkeit der Jesuiten, in anderen Ländern die katholische Reaktion eingetreten. In dem Herzogtum Jülich-Kleve-Berg hatte sich Wilhelm IV. nach langem Schwanken, besonders unter dem Einflusse des päpstlichen Nuntius Kaspar Gropper, seit 1573 wieder der alten

[1] In den letzten Jahren führte ein ehemaliger Jude, Philipp Lang, ein unerträgliches Willkürregiment. „Neben dem Kaiser" — hieß es — „regiert im Reich der König der Juden."

Kirche zugewandt und gewährte den Ständen die verlangte Religionsfreiheit nicht. Nichtsdestoweniger verbreitete sich mit Unterstützung der Holländer der Calvinismus mehr und mehr unter dem Volke. Diese hinderten den Herzog auch, die ihm übertragene Verwaltung des evangelisierten Stiftes Münster zu übernehmen. In Paderborn verschafften die Jesuiten unter dem Fürstbischof Theodor von Fürstenberg dem alten Glauben wieder das Übergewicht (1585). Julius Echter von Mespelbrunn (1573—1617), Fürstbischof von Würzburg, voll Eifers für die Hebung seiner Diöcese, reformierte durch Beförderung des Volksschulunterrichts, Neugründung der Würzburger Universität (1582), Stiftung neuer Kollegien für Studenten, eingehende Kirchenvisitationen und Ausübung der christlichen Barmherzigkeit. Das von ihm gegründete (1579) Julius-Hospital ist der würdige Ausdruck seines hochherzigen Gedankens, „durch barmherzige Liebe das Gemüt des Volkes für den Glauben zu erwärmen". Für den Protestantismus im Bistum Augsburg waren unstreitig die Dillinger Jesuiten „die allergefährlichsten". In Bamberg bemühte sich Bischof Neithard von Thüngen vergeblich für die katholische Restauration. Salzburg erhielt nach dem Tode des Heuchlers Wolf Dietrich, der selbst das ärgerlichste Leben führte, in Marx Sittich, Graf von Hohenems, einen zwar entschiedenen, ja unduldsamen Katholiken, aber mehr einen weltlichen Fürsten, denn ein würdiges geistliches Oberhaupt.

Im Fürstenrate hatte das Erzbistum Salzburg an Stelle des Kurfürsten von Mainz und Erzbischofs von Magdeburg den Vorsitz erhalten. Als nun auf dem Augsburger Reichstag 1582 der zum Administrator von Magdeburg erwählte Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg diesen beanspruchte, stieß diese Forderung, deren Annahme den geistlichen Vorbehalt „völlig durchlöchert" hätte, bei den meisten katholischen Ständen auf hartnäckigen Widerstand. Was auf dem Wege der Verhandlungen nicht durchzusetzen war, das versuchten die Unruhgeister im Reiche mit Gewalt zu erreichen.

Die günstige Gelegenheit hierzu bot die „Kölnische Sache". Nach der Resignation des Erzbischofs Salentin von Isenburg (1576) war auf Betreiben calvinischer Domkapitulare der ganze haltlose, durchaus unwürdige Gebhard Truchseß von Waldburg gewählt worden. Nachdem er eine Zeitlang mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld, einer Stiftsdame von Gerresheim, ein Liebesverhältnis unterhalten hatte, drangen deren Brüder auf Heirat mit derselben. Diese war aber nicht zufrieden, daß Gebhard unter Verzicht auf seine Würde die Ehe mit ihr einging, sondern wünschte Kurfürstin zu werden. Von seinen Beratern, namentlich dem Grafen Hermann von Neuenar, bearbeitet, vom Pfalzgrafen Johann Casimir der thätigen Hilfe versichert, zugleich in der frohen Hoffnung, daß sowohl der Oranier, als König Heinrich von Navarra und Elisabeth von England das „gottselige Werk" nach Kräften fördern würden, trat Gebhard am 19. Dez. 1582 offen zum protestantischen Glauben über, lavierte aber noch zwischen

Augsburger Konfession und Calvinismus, um es mit keiner Partei zu verderben. Behauptete sich Gebhard in seinem Amte, dann war 1. der geistliche Vorbehalt durchbrochen, 2. die Freistellung der Religion für eins der wichtigsten Stifte „und somit leichtlich für das ganze Reich" durchgesetzt, 3. im Kurfürstenkollegium das Übergewicht den Protestanten verschafft, und so endlich 4. die Möglichkeit eines protestantischen Reichsoberhaupts in Aussicht gestellt. Die Mehrheit des Domkapitels aber, die Kölner Bürgerschaft, die Stände des Herzogtums Westfalen, der Kaiser, ja zumteil die lutherischen Fürsten mißbilligten das Vorgehen Gebhards. Am Tage seiner Hochzeit, welche unter üppiger Festlichkeit in Bonn stattfand (2. Febr. 1582), besetzte der Chorbischof Friedrich von Sachsen-Lauenburg Kaiserswert. Gebhard hatte inzwischen seine Erkenntnis „des heiligen und heilsamen Wortes" in wüsten Gelagen und rohen Bilderstürmereien an den Tag gelegt. Als sein Nachfolger Ernst von Baiern, auch keine würdige Persönlichkeit, von seinem Bruder Wilhelm, von Spanien und einigen katholischen Ständen unterstützt, in den Rheinlanden erschien, begann der Krieg, in welchem sich namentlich die Spanier und die zuchtlosen Söldner Johann Casimirs in Gewaltthätigkeiten aller Art gegenseitig überboten. Das Kriegsglück entschied für Ernst. Die Burg Godesberg, auf welcher Gebhard mit Agnes gerne Hof gehalten, ward in die Luft gesprengt (1585). Bonn, seine Hauptstadt, war bereits von Meuterern (1584) überliefert. Eine schwere Niederlage bei Burg a. d. Yssel zwang ihn zur Flucht nach den Niederlanden. Ein Versuch der schönen Agnes, durch Vermittelung des Grafen Essex die Hilfe Elisabeths von England zu erlangen, mißglückte. Die jungfräuliche Königin wies den Hilfesuchenden mit der höhnischen Bemerkung ab, mehr als der Geist des Glaubens habe ihn weltliche Sinneslust zu seinem Abfall getrieben, und befahl Agnes, sofort das Land zu räumen. So war eingetroffen, was Wilhelm von Hessen schon im Anfang der Unternehmung geurteilt hatte: „Es gehört mehr zum Tanz, als ein Paar Schuhe." Gebhards Anhänger setzten im Dienste der Generalstaaten den kleinen Krieg noch Jahre lang zum Schaden des Erzstifts fort. Er selbst verpflanzte den Kampf nach Straßburg, wo auf sein Betreiben die protestantischen Domherren den fünfzehnjährigen Johann Georg von Brandenburg zum Administrator wählten (1592), während die katholische Partei den Bischof von Metz, Kardinal Karl von Lothringen, zum Bischof erkor. Nach acht monatelangem, grausam geführtem Kriege ward das Bistum geteilt. Truchseß, der Urheber unsäglichen Jammers am Nieder- und Oberrhein, starb in halb verrücktem Zustand, allgemein verachtet 1601. Der Kaiser hatte so wenig Thatkraft bewiesen, daß er den Friedensbrecher nicht einmal mit der Acht belegte. Unbekümmert um Klagen und Drohungen schlugen sich Holländer und Spanier am Niederrhein und in Westfalen herum und hausten greulich. Einzelne Ständte verharrten in offenem Ungehorsam gegen die kaiserlichen Befehle. Aachen z. B., wo eingewanderte Protestanten durch einen Aufruhr gegen die gesetzmäßige

Obrigkeit die Herrschaft in Besitz genommen hatten (1581), befand sich unter dem Schutze anderer protestantischer Reichsstädte im erklärten Widerstande gegen den Kaiser und mußte zweimal geächtet werden, 1597 und 1614. In dem Streit zwischen Liga und Hugenotten in Frankreich suchten die deutschen Calvinisten durch Bündnis mit Heinrich von Navarra einen schweren Schlag gegen Papst, Kaiser und Spanien zugleich führen zu können, zumal letzteres seit dem Untergang der großen Armada (1588) arg erschöpft war. Selbst der Kurfürst von Sachsen, Christian I. (1586), ließ sich durch seinen Kanzler Krell zu Verhandlungen über einen protestantischen Sonderbund bestimmen. Als aber nach dem plötzlichen Tode Christians I. (1591) der Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg für dessen Sohn die vormundschaftliche Regierung übernahm, und kurz danach auch Johann Casimir von der Pfalz und Wilhelm von Hessen starben, trat eine Wendung zu Gunsten des Luthertums und zugleich der deutsch-nationalen Politik ein. Die reichstreuen Stände zeigten sich ernstlich bereit, dem schwer bedrängten Kaiser wider die Türken zu helfen. Andere aber, an der Spitze der genußsüchtige Friedrich IV. von der Pfalz, sahen in der Not desselben nur ein willkommenes Hilfsmittel zur Förderung ihrer gegen die kaiserliche Macht gerichteten Pläne. Und schon war diese „schier eine Nullität".

Rudolfs II. Geisteszustand hatte sich unterdessen immer bedenklicher entwickelt. Seine seltsamen Schrullen für Kuriositäten, seine Neigung zur Einsamkeit artete bald in Hang zu völliger Unthätigkeit, Trübsinn, Verfolgungswahn, bald gar in Anfälle der Tobsucht aus. Da er nicht verheiratet war, erwogen die übrigen Mitglieder des Hauses Habsburg, um demselben die Krone zu erhalten, die Frage der Nachfolge und einigten sich im Jahre 1606 auf Betreiben des Erzherzogs Mathias und des Bischofs Klesel von Wien wegen der bei dem Kaiser „zu Zeiten sich erzeigenden gefährlichen Gemüts-Blödigkeiten" den ersteren zum Haupte und zur Säule des Hauses zu erwählen. Alle Vorschläge treugesinnter Fürsten zur Erhaltung der Einigkeit in Deutschland blieben bei der gänzlichen Gleichgiltigkeit Rudolfs erfolglos. Ja, als der ungarische Adel sich im Bunde mit dem Magnaten Bocskay von Siebenbürgen gegen ihn erhob, und die Erzherzöge, besonders Mathias, auf Herstellung der Ordnung durch einen Frieden und feste Verwaltung drangen, argwöhnte der Kaiser nur heimtückische Absichten des letzteren und veranlaßte denselben durch seine Behandlung dazu, in den Rebellen eine faule Stütze zu suchen für den Plan, den Kaiser seiner Erblande zu berauben (1607). Schließlich reichte Mathias den Feinden seines Hauses, die im Westen wühlten, die Hand. Durch Waffengewalt zwang er 1608 seinen Bruder zur Abtretung von Ungarn, Österreich und Mähren. Böhmen erhielt sich der Kaiser nur durch Verwilligung der von den Ständen aufgestellten Forderungen. In dem sogen. Majestätsbrief vom 9. Juli 1609 gestattete er seinen böhmischen Unterthanen die Annahme der „böhmischen

(utraquistischen) Konfession", also Religionsfreiheit, und gab zugleich den Ständen der Herren, Ritter und königlichen Städte das Recht, Kirchen zu bauen. Mit Zustimmung des Kaisers dehnte ein an demselben Tag zwischen den katholischen und protestantischen Ständen Böhmens geschlossener „Vergleich" diese Erlaubnis aus auf die Unterthanen der „königlichen Güter". Da man auch häufig in Böhmen die geistlichen Güter zu den königlichen Besitzungen rechnete, weil die Könige öfters freie Verfügung über dieselben beansprucht und ausgeübt hatten, so forderten die Bewohner derselben das gleiche Recht. Bei dem entgegengesetzten Standpunkt der geistlichen Grundherren konnten Streitigkeiten nicht ausbleiben. Sie brachen auch sofort aus und bildeten nach jahrelanger Verhandlung der Rechtsfrage einen Nebenanlaß für den böhmischen Aufstand. Auch Schlesien erhielt Religionsfreiheit. Mathias sah sich, wollte er die erst errungenen Länder behaupten, zu bedeutenden Zugeständnissen an die protestantischen Stände Österreichs genötigt, büßte aber durch sein ganzes Verhalten allenthalben sehr an Ansehen ein. Die Feinde des habsburgischen Hauses zogen aus dem traurigen Bruderzwist den Nutzen: Frankreich und die Umsturzpartei im Reiche. Vergeblich hatten die geistlichen Kurfürsten schon im Jahre 1603 beim Kaiser auf den Abschluß eines Bündnisses der reichstreuen katholischen und protestantischen Stände zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung gedrängt. Aber auch die Bemühungen Heinrichs IV. von Frankreich und seiner Unterhändler, des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und des Fürsten Christian von Anhalt, zur Gründung eines protestantischen Sonderbunds, scheiterten anfangs an dem noch allzu deutschen Gewissen der meisten Fürsten und Städte. Wie ehrlich der französische König es mit der „deutschen Freiheit" meinte, bekundete er durch sein Anerbieten, zu dieser Bundeskasse einen Beitrag zu leisten, und zwar in der Höhe, wie alle übrigen Mitglieder zusammen. Noch im Jahre 1603 hatte Kurfürst Joachim Friedrich alle Beteiligung an solchen Vereinigungen abgelehnt mit dem Bemerken: „Nach dem Beispiele seines Vaters sei er geneigt, das baufällige Wesen im Reich, so lange es sein könne, vielmehr zu schützen, als es gar zu ruinieren." Jetzt brachte man es durch Schreckensberichte über drohende Anschläge des Papstes und „päpstlicher Henkersknechte" dahin, daß auch er, wie andre friedliebende Fürsten, sich bethören ließ. Wie die maßlosen Hetzereien alle Gemüter gegeneinander mit Mißtrauen und Gehässigkeit erfüllt, die Erbitterung aufs höchste gesteigert hatten, so beutete niederträchtige Bosheit die Leichtgläubigkeit der Ehrlichdenkenden aus und steigerte den unbegründeten Argwohn, die Panik vor eingebildeten Gefahren durch Verbreitung der ungeheuerlichsten Gerüchte und Übertreibung einzelner Vorkommnisse. Kein Ereignis konnte den Plänen der kurpfälzischen Politik gelegener kommen, als die Achtsvollstreckung gegen die Reichsstadt Donauwörth durch Herzog Maximilian von Baiern (1607).

Wie in Aachen, so war auch in der kleinen Stadt Donauwörth

der Protestantismus allmählich in den Besitz aller Macht gelangt und ließ die katholische Minderheit den Bestimmungen des Religionsfriedens zuwider diese fühlen. Als der rohe Pöbel im Jahre 1606 die Bittprozession, welche vom Kloster zum hl. Kreuz ausging, mit Gewalt verhinderte, und der Rat in Verachtung kaiserlicher Befehle im folgenden Jahre gegen die fanatisierten Bürger nicht einschritt, ja die im Namen des Kaisers in dem Kloster weilenden Kommissare des Herzogs Maximilian verhöhnen und bedrohen ließ, erwirkte dieser, über die „nicht geringe Verschimpfung“ höchlich erbittert, endlich die Ächtung der trotzigen Stadt, die im Vertrauen auf den Schutz des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und anderer lutherischer Stände bereits Verwahrung gegen die Einmischung Maximilians eingelegt hatte. Die zugesagte Hilfe blieb aus. Am 17. Dezember ergab sich die Stadt dem Herzog, der auf den Entscheid seiner Räte den Befehl gab, in den religiösen Dingen keine Änderung des Bestehenden vorzunehmen, und in der That mit Schonung vorging, mit weit größerer Duldung, als beispielsweise kurz vorher Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach gegen die Katholiken des Ländchens Baden-Hochberg verfahren hatte und gegen das lutherische Pforzheim zu verfahren gedachte (1604). Gleichwohl verbreiteten sich die schrecklichsten Gerüchte über verübte Zwangsmaßregeln und fanden, wie erklärlich bei der obwaltenden Spannung der Geister, nur zu leicht Glauben. Die nächste Folge war ein hitziger Streit der Stände über die Ausdehnung der Religionsfreiheit auf die Städte und die Sprengung des Regensburger Reichstags von 1608, wiewohl die Donauwörther Angelegenheit kaum berührt wurde. Man benutzte sie, um eine Vorstellung an den Kaiser zu richten über gesetzwidriges Verfahren. Es rächte sich schwer, daß derselbe einen nicht zum Kreise gehörigen Fürsten mit der Exekution betraut hatte. Böswillige Agitation nährte die unbegründete Angst Friedliebender. So kam am 16. Mai im Dorfe Ahausen (im Anspachischen) die von Paris aus eifrigst betriebene Union protestantischer Fürsten zu stand, dem Namen nach zu gegenseitigem Schutz, in Wahrheit zum Sturze des Hauses Habsburg und zur Umgestaltung Deutschlands im Sinne Frankreichs. An dem Bunde nahmen teil namentlich der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, welcher Bundesdirektor wurde, der ränkevolle Christian von Anhalt, dessen Schlauheit es gelang, den kranken Kaiser von der reichstreuen Bestimmung der Union zu überzeugen und gegen Maximilian einzunehmen, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Württemberg und die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg. Die Reichsstädte trauten zunächst dem Werke nicht und besorgten „gemeinen Aufruhr und Zerrüttung des Friedens“. Wie begründet diese Besorgnis war, das sollte sich bald zeigen. Denn gegen die Union gründete der Herzog Maximilian von Baiern zu München am 10. Juli 1609 einen „Schirmverein“ katholischer Fürsten, die später sogen. „Liga“.

Weniger aus Eifersucht gegen das Haus Habsburg als in der richtigen Erwägung, daß dessen Beteiligung die Macht des Bundes eher schwächen als stärken würde, schloß man dieses von vornherein aus. Die ersten Teilnehmer waren die wenig mächtigen Bischöfe von Passau, Konstanz, Augsburg, Regensburg, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten. Die beschränkte Stellung des Bundeshauptes und die ganze innere Ordnung ließen die Schwäche der Vereinigung erkennen. Aber, wie die Union durch den Beitritt des Landgrafen von Hessen und anderer Fürsten, sowie den Anschluß von 16 oberdeutschen Städten, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg im Jahre 1610 wuchs, so gewann die Liga durch die Beteiligung der geistlichen Kurfürsten an Ausdehnung, keineswegs aber an innerer Kraft und Neigung zu entschiedenem Handeln. Und trotzdem kam es beinahe jetzt schon zu dem gewaltigen Zusammenstoße der Gegensätze, zu dem verderblichen Bruderkriege, der seit langer Zeit in der Luft schwebte, aber erst durch die Verbindung der pfälzischen und böhmischen Rebellion zum Ausbruch kommen sollte. Die Führer der beiden feindlichen Parteien gehörten dem Hause Wittelsbach an, welches somit in seinen beiden Linien die Spaltung Deutschlands darstellte. Den neuen Anlaß zur Verschärfung der Zwietracht bot der Jülich-Klevische Erbfolgestreit, Heinrich dem Vierten der willkommenste Vorwand zum längst ersehnten Kriege. Ganz besondere Bedeutung hatte derselbe für die Machterweiterung des Hauses Brandenburg, welches jetzt festen Fuß am Rhein faßte.

Auf die schönen Länder des geisteskranken Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg warfen schon bei Lebzeiten desselben mehrere Fürsten das Auge. Seine Gemahlin, die ebenso schöne als tugendhafte Jakobea von Baden, fiel der Eifersucht seiner Schwester Sibylle zum Opfer (1597). Aber ihre Hoffnung, selbst das reiche Erbe anzutreten, zerrann. Als der kinderlose Herzog im Jahre 1609 starb, traten nach der von Karl V. seinem Vater zugesicherten Erbfolgeordnung (1546), nach welcher die Länder ungeteilt auf die weibliche Linie übergehen durften, zwei Hauptbewerber mit ihren Ansprüchen hervor: der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg. Die Gemahlin des ersteren, Anna, war die älteste Tochter der ältesten Schwester des Erblassers, Maria Eleonore, welche bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen (1573) sich ihr Erbrecht ausdrücklich gewahrt hatte. Erst nach ihr und, da sie gestorben war, nach ihrer Tochter konnte die jüngere Schwester Johann Wilhelms, Anna, seit 1574 mit dem genannten Pfalzgrafen vermählt, Ansprüche erheben. Außer diesen aber machten noch zwei Schwestern der Genannten ihre Erbrechte geltend, Magdalena, Gemahlin des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, und die erwähnte Sibylla, welche den Markgrafen Karl von Burgau geheiratet hatte. Auch Sachsen erneuerte alte und nicht unbegründete Anforderungen an die Erbschaft und fand in diesen die Unterstützung des Kaisers. Ehe Erzherzog Leopold, Fürst-

bischof von Passau, ein Bruder Ferdinands von Steiermark, im Auftrage Rudolfs II. Beschlag auf die Länder legen konnte, hatten Johann Sigismund und der Pfalzgraf schon von dem größten Teil Besitz ergriffen. Leopold vermochte nicht die „Possidierenden", welche sich in dem Vertrag zu Dortmund 1609 zu gemeinsamer Verwaltung verglichen, aus den besetzten Gebieten zu verdrängen. Anstatt die Bewohner des schönen Landes durch den Segen einer geordneten Regierung zu gewinnen, behandelten ihre zuchtlosen Soldaten sie wie Feinde. Und, um das Maß des Unglücks voll zum machen, rief man die Hilfe des Auslands an. England und die Niederlande verhießen ihre Unterstützung. Heinrich IV. sah jetzt den Augenblick gekommen, seine Pläne gegen das Haus Habsburg zu verwirklichen. In einem Bündnis zu Schwäbisch-Hall versicherte er sich der Hilfe der Union zu dem Kampfe, welcher zugleich gegen die Herrschaft der Habsburger in Spanien und in Deutschland sich richtete. Zu gleicher Zeit sollte der Krieg am Rhein, in Flandern, Spanien und Italien geführt werden, zum Zwecke einer politischen Umgestaltung Mitteleuropas, jedenfalls zur Erweiterung der Macht und des Gebiets von Frankreich. Einen Vorwand zum Kriege gegen Spanien bot der Schutz, welchen dieses der vom Könige begehrten 16jährigen Prinzessin Condé[1] in

Genealogische Tafel zum Jülich-Klevischen Erbfolgestreit.

Johann III. der Friedfertige v. Kleve, Mark u. Ravenstein 1511.

Maria v. Jülich, Berg, Ravensberg.

Wilhelm 1539—1592, Gem. Maria v. Österreich † 1584.

Maria Eleonore † 1608. Gem. v. Albrecht Friedrich v. Preußen † 1618.

Anna † 1632. Gem. v. Philipp Ludwig v. Pfalz-Neuburg.

Magdalena † 1633, Gem. v. Johannes zu Zweibrücken.

Johann Wilhelm, letzter Herzog v. Jülich ꝛc. † 1609.

Anna † 1630. Gem. v. Johann Sigismund Kurfürsten v. Brandenburg 1608—1619.

Eleonore, 2. Gem. v. Joachim Friedrich v. Br. 1698—1608.

Magdalena Sibylla, Gem. v. Georg I. v. Sachsen.

Wolfgang Wilhelm v. Pfalz-Neuburg † 1653.

[1] Die Prinzessin selbst würde schon zurückgekehrt sein. Aber Spanien hatte in der That ein Interesse daran, für den Fall, daß die Ehe Heinrichs mit Maria von Medici angefochten würde und die Legitimität des Dauphin in Frage käme, den ältesten Prinzen von Geblüt in seiner Hand zu haben.

Brüssel gewährte. Schon waren die Heeresmassen in Bewegung, da machte der Mordstahl des Fanatikers Franz Ravaillac[1] dem Leben und den Entwürfen Heinrichs ein jähes Ende (14. Mai 1610). Der „große Krieg", welcher die Vorherrschaft Frankreichs herbeiführen sollte, unterblieb; dafür war der kleine Krieg zum Jammer der armen, unschuldigen Bewohner im Gange. Während Friedrich IV. die Bistümer Speier und Worms aus keinem anderen Grunde, als weil sie geistliche Fürstentümer waren, brandschatzte, hausten die Markgrafen von Anspach und Baden in Bamberg, Würzburg und Straßburg. Jülich litt so kläglich, daß es „auch Steine hätte erbarmen mögen". Den Abmahnungen der lutherischen Fürsten von Sachsen, Hessen-Darmstadt und Braunschweig gegenüber stellte man diese „gründlichen Lektionen" als Akte der Notwehr hin. Nachdem die Unionisten mit Hilfe des Prinzen Moritz von Oranien und französisch-englischer Truppen Jülich zur Übergabe gezwungen hatten, überlegten sie weitere Verwendung der Heeresmacht zur Abstellung der „Beschwerden" und zur Begründung eines „beständigen Friedens". Der Tod des Kurfürsten Friedrich IV. (19. Sept. 1610) hinderte die Ausführung der weiteren Absichten. Es trat wenigstens für eine kurze Zeit Waffenruhe ein. Wäre der Gedanke des Kurfürsten Johann Schweickard von Mainz, die katholischen und lutherischen Stände zu einem Bunde zu vereinigen, zur Verwirklichung gekommen, Deutschland wäre vielleicht vor dem „großen Kriege" bewahrt geblieben. Denn nach dem ehrlichen Zeugnisse Johann Sigismunds selbst verurteilte die öffentliche Meinung die Union ganz unverhohlen. Die Unbeständigkeit der einzelnen, der Grundzug der Zeit, machte auch diesen Plan zunichte.

Der Jülich-Klevische Erbfolgestreit schien gütlich beigelegt zu werden, als Johann Sigismund auch Sachsens Mitbesitz anerkannte (1611). Die verabredete Vermählung des jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg mit Anna Sophia, der ältesten Tochter des Kurfürsten, scheiterte an der Frage der Mitgift. Anstatt der gehofften Vereinigung trat ein förmlicher Bruch zwischen den „possidierenden" Fürsten ein. Das Schlimmste aber war, daß der Streit nun auch konfessionelles Gepräge erhielt. Wolfgang Wilhelm heiratete 1613 Magdalena, die Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern, und eröffnete sich durch seinen Übertritt zum katholischen Glauben die Aussicht auf die Hilfe der katholischen Stände. Er besetzte im folgenden Jahre Düsseldorf und erhielt unter dem Feldherrn Spinola spanische Unterstützung. Auf der anderen Seite gewann der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg den Beistand der Holländer und der reformierten Reichsfürsten, als er seinen Sohn mit einer pfälzischen

[1] Die gewöhnliche Angabe, daß Ravaillac als Werkzeug der Jesuiten oder der adligen Gegner Heinrichs gehandelt, beruht rein auf Vermutung und ist nicht im entferntesten zu begründen. Ravaillac hat unter allen Martern stets sich allein als schuldig bekannt. „Seine einzigen Berater waren", nach dem Urteil des Kardinals Richelieu, „seine eigene Thorheit und der Teufel".

Prinzessin vermählte und selbst (25. Dez. 1613) sich zum Calvinismus bekannte. Er erklärte — und diese Erklärung verdient im Vergleich zum Verfahren seiner Zeitgenossen rühmend hervorgehoben zu werden — er wolle „keinen Unterthanen wider seinen Willen" zur Annahme seines Glaubensbekenntnisses nötigen, wies aber auch die Erinnerung der lutherischen Geistlichen und Landstände an seinen Eid auf die lutherische Lehre mit den Worten zurück: „In Gottes Sachen gelten keine Reverse" und berief sich auf das Beispiel Joachims II. Obwohl er alles Streiten und Schelten auf der Kanzel ernstlich untersagte, rief der Religionswechsel eine heftige Polemik unter den Geistlichen, ja sogar bedenkliche Unruhen in dem Volke hervor. Dieselben zeigen, wie tief in demselben noch die Liebe zu dem alten Glauben wurzelte, dessen Form, wenn auch ohne die Seele, ihm noch bisher geblieben schien. Zu bedeutenden Kämpfen kam es trotz der den beiden kriegführenden Parteien von ihren Konfessionsverwandten gewährten Hilfe nicht. Im Vertrag zu Xanten (14. Nov. 1614) verglichen sich die Gegner unter Vorbehalt ihrer Rechte zur Teilung der Erbschaft. Die Pfalz nahm Jülich und Berg, Brandenburg erhielt Kleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg, sowie die Herrschaft Ravenstein (an der Maas). Da aber weder die Holländer Jülich, noch die Spanier Wesel räumten, trat der Vergleich nicht völlig in Kraft. Erst der Vertrag zu Kleve 1666 entschied den Streit endgiltig. Auf Ravenstein leistete der große Kurfürst damals gegen Zahlung einer Abstandssumme Verzicht. Sachsen ging leer aus.

Das Feuer, welches in den Rheinlanden ausgebrochen war und gedroht hatte zu einem schrecklichen Brande für Deutschland zu werden, war rascher erloschen, als man hätte denken können. Auch das Haus Habsburg war vor drohender Gefahr bewahrt geblieben. Wäre jetzt in diesem und in den erhaltenden Elementen des Reiches Einheit gewesen, so konnte die Ruhe gesichert werden. Aber aus dem Zerwürfnis der beiden Brüder, Rudolf und Mathias, loderte es mit erneuter Heftigkeit empor. Böhmen ward, wie zwei Jahrhunderte früher, der Ausgangspunkt des Unheils. Was der Erzherzog Leopold über die von Mathias (1609) den österreichischen Ständen bewilligte „Kapitulations-Resolution" klagend geurteilt: „O Mathias, Mathias, Ihr seid Ursache Eures und Unseres Hauses Ruin", das traf jetzt ein. Aber Mathias, wenn auch ein bedauernswertes Werkzeug der mit der Union in Verbindung stehenden calvinistischen Führer Ungarns, Österreichs und Böhmens, Illeshazy, Tschernembl und des an sich ehrlichen Zierotin, trug nicht allein Schuld an den neuen Wirren in den österreichischen Erblanden, sondern gerade der ehrgeizige Leopold, Fürstbischof von Passau, hat die „lange Tragödie" eingeleitet. Die Zwietracht im kaiserlichen Hause war, wie der Kurfürst Ernst von Köln dem Kaiser vorstellte, die Wurzel alles Übels, der trotzigen Haltung, welche die Stände von Österreich, Ungarn und Böhmen wider ihn bewiesen. Wie es in deren Interesse lag, den Zwist zu erhalten und

zu nähren, so arbeiteten alle, die es mit dem Kaiser, dem Hause Habsburg und der Ordnung wohl meinten, auf Wiederherstellung der Einigkeit unter den Brüdern hin. Durch mühselige Beratungen und Unterhandlungen brachten es einzelne Fürsten, ganz besonders der seinem Kaiser wahrhaft treu ergebene Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, ein bei all seinen Fehlern hochzuachtender Charakter, zum Beschluß einer Aussöhnung. Beide Brüder hatten nicht den ernstlichen Willen, denn sonst würden sie nicht, jeder für sich, um die Unterstützung der Union geworben haben. Mathias, ganz von dem herrschsüchtigen Bischof Klesel von Wien geleitet, dachte immer noch auf eine gelegentliche Offensive. Rudolf sann auf Rache. Daher entließ er die durch Leopold geworbenen Söldner, welche 12000 Mann stark in Passau lagen und die ganze Gegend aussogen, nicht, sondern beorderte sie nach Krumau in Böhmen. Da Mathias den „Passauern" den Durchzug durch Oberösterreich versagte, brachen sie mit Gewalt ein und verübten, wie Heinrich Julius berichtet, „solche Insolenzen, daß männiglich sagt, der Türke und die Haiducken haben es so schändlich nicht gemacht." Zum Abzug genötigt, wandten sie sich nach Böhmen und rückten über Krumau, Budweis und Tabor nach Prag, wo Erzherzog Leopold, trotz aller Abmahnungen des päpstlichen Nuntius, in der Absicht, sich die Nachfolge zu sichern, den Oberbefehl und damit die Mitschuld für das Verfahren der Mordbrenner gegen Oberösterreich übernahm. Im Kampf mit den Truppen der böhmischen Stände eroberten sie die Kleinseite von Prag am linken Ufer der Moldau, vermochten aber nicht die Altstadt und die Neustadt einzunehmen. Während die Passauer dort schreckliche Greuelthaten verübten, ließ hier der Pöbel seine Wut aus an den wehrlosen Geistlichen und Klosterfrauen. Die Führer der protestantischen Stände, selbst der Erzfeind des Kaisers, Wenzel von Kinsky, nahmen sich der ganz unschuldigen Jesuiten an und schützten sie. Als endlich Rudolf, dem Drängen der böhmischen Stände nachgebend, die Passauer ablohnte, war es zu spät: Mathias war im Einverständnis mit der Union und den Böhmen wider besseren Rat unter dem Vorgeben, dem Bruder zu Hilfe zu kommen, am 8. März 1611 von Wien aufgebrochen. Rudolf, aller Hilfe beraubt, mußte ihn übel oder wohl in Prag einziehen lassen und machtlos zusehen, wie die Gewalthaber ihm die böhmische Krone übertrugen. Als man alle seine entgegenkommenden Anerbietungen hartnäckig zurückwies, soll er die Feder zerbissen haben, mit welcher er die Abdankungsurkunde unterzeichnet hatte, und in den Fluch ausgebrochen sein: „Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöhet worden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir. Die Rache Gottes soll dich verfolgen, und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen." Und er kam über das Land und zog ganz Deutschland in Mitleidenschaft. Von Rachsucht getrieben, suchte Rudolf eine Stütze an der Union, welche anderseits auch Mathias für sich zu gewinnen trachtete. Schon konnten die Meutemacher hoffen, unter kaiserlicher Fahne „gegen die katholischen

Mitstände losschlagen" zu dürfen, da machte eine Krankheit dem Leben des bedauernswerten Fürsten ein Ende. Nur ein Reichsfürst begleitete die Leiche des Hingeschiedenen zur letzten Ruhestätte, der getreue Herzog von Braunschweig. Der Tod Rudolfs war, wie der Mainzer Vizedom Brömser richtig urteilte, „ein großes Glück für das Reich". Noch einmal war die Gefahr des Bürgerkrieges wieder hinausgeschoben. „Auf wie lange", das hing von den Friedliebenden ab. „Raffen sie sich nicht zu gemeinsamer Verteidigung auf", schreibt der Genannte, „so wird mit Hilfe auswärtiger Mächte eines Tages unerwartet die Kriegsfurie losbrechen. Und dann: Finis Germaniae."

Die in Frankfurt nicht zum wenigsten durch das Zusammenhalten der österreichischen Erzherzöge erfolgte einstimmige Wahl des Königs Mathias (1612, 13. Juni) konnte über die bestehende und zunehmende Spaltung im Reiche nicht täuschen. Der neue Kaiser aber, welcher die Aufgabe seiner Stellung fast nur in Entfaltung unbezahlter Pracht zu erblicken schien, ein ebenso unthätiger als unfähiger und unfester Mann, besaß nicht die Kraft und die Mittel, die Unordnung im Reiche, sowenig wie in seinen Kassen, abzustellen. An seiner Statt regierte sein „Faktotum", der zum Ministerpräsident ernannte Bischof, Kardinal Melchior Klesel (geb. 1552), dessen haltlose Politik alles verdarb. Sein Streben, mit allen Parteien gutes Einvernehmen zu halten, entzog ihm das Vertrauen aller. Während er mit den Mitgliedern der Union liebäugelte, verschafften sich diese die Zusicherung einer Unterstützung von dem gekrönten Prädikanten Jakob I. von England und den Generalstaaten. Der Reichstag in Regensburg (1613) — der letzte für lange Zeit — gab Anlaß, die alten Beschwerden wegen der Nichtanerkennung des Administrators von Magdeburg und wegen der Stadt Donauwörth zu erneuen, vermehrte aber nur die „Konfusion". In seinen Erblanden besaß der Kaiser thatsächlich keine Macht. Er selbst klagte seinem Vetter Ferdinand von Steiermark über seine traurige Lage: Nach seinem Tode werde alles aus den Fugen gehen; in Ober- und Niederösterreich sinne man stets auf Empörung und konspiriere deshalb mit der Union und mit Ungarn. Da aber kümmere man sich um ihn gar nicht mehr. In Böhmen stelle man seine Forderungen immer höher; in Schlesien zettele der Fürst von Jägerndorf allerlei Umtriebe wider das Haus an; über Mähren gebiete der Landeshauptmann Karl von Zierotin wie der rechtmäßige Herrscher und knüpfe nach seinem Belieben Verbindungen mit dem Auslande an. In allen Erblanden also verbanden sich die Stände zur Durchführung einer Adelsherrschaft. Aber der Hochmut der Böhmen verhinderte eine Konföderation mit den Österreichern (1615), welche über den Bestand der Dynastie entschieden hätte. In Ungarn herrschte unangefochten der Siebenbürger Bethlen Gabor. Der Kaiser war froh, durch einen 50jährigen Frieden Ruhe vor den Türken zu bekommen (1615). Im Westen stritten Spanier und Holländer um die Gewalt. Hatten auch erstere Aachen und Wesel in ihre Hand bekommen, die Generalstaaten

rühmten sich nicht ohne Grund, am Rheine und im Norden des Reiches, das sie als „große Pastete“ bezeichneten, „so gut wie prinzipale Gebietiger und Meister“ zu sein. Die Republik war zu einer ganz außerordentlichen Blüte des Handels und bei ihrer guten Staatshaushaltung zu großem Reichtum gelangt. Schon im Jahre 1603 hatte der ostfriesische Kanzler Franzius darauf hingewiesen, daß das niederländische Kriegswesen ganz Niederdeutschland tributär gemacht habe. Ein neues Bündnis mit der Hansa (1615) gab den „Herren Staaten“ Gelegenheit, nach Besetzung aller Flußmündungen „unter dem Scheine des Succurses für die Stadt Braunschweig“ „sich nunmehr allgemach dem Herzen des hl. Reiches zu nähern“. Diese Eingriffe in die Rechte des Reiches aber hießen „Abwehr der Gewalt von den Bedrängten“. Mehr als je wäre ein Zusammengehen der reichstreuen Elemente am Platze gewesen. Dem Kaiser schien Auflösung der Bünde die sicherste Gewähr für den Frieden. Aber die Union lehnte eine derartige Aufforderung mit dem Hinweis auf ihre Anerkennung des Kaisers als alleinigen Oberhauptes ab; die Liga zerging, und erst 1617 bildete sich durch den erneuten Anschluß der Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Eichstädt und des Propstes von Ellwangen an den Herzog Maximilian der Keim zu einer neuen Liga.

Da auch Mathias kinderlos war, lag bei dem Alter desselben dem Hause Habsburg die Frage der Nachfolge, zumal bei den schwankenden Zuständen, ganz besonders am Herzen. Aber der „Direktor des Kaisers“, Klesel, zeigte wenig Geneigtheit, die Wahl eines Nachfolgers zu betreiben, weil er selbst nicht gern auf seine Stellung als „Vizekaiser“ Verzicht leisten mochte. Nach der einen Seite gab er sich als eifriger Beförderer der Successionsangelegenheit aus; mit der Union wirkte er gegen die Wahl; namentlich da sie sich richtete auf den thatkräftigen, selbständigen Erzherzog Ferdinand von Steiermark. Mit diesem doppelten Spiel aber schadete Klesel dem Erzhause wie dem Reiche. Erzherzog Maximilian hätte denselben, der schon längst allerorten „in schlechtes Konzept gekommen“ war, diese „Pest des Hauses Österreich“, am liebsten aus dem Wege geräumt. Obwohl offenkundig war, daß Friedrich V. von der Pfalz darauf ausging, dem Hause Habsburg die deutsche Krone zu entziehen, hemmte dennoch Klesel aus reiner Herrschsucht den Fortgang der Successionsfrage. Da aber der spanische König Philipp III. sein Erbrecht aufgab, gegen Verzichtleistung auf die erledigten Reichslehen in Italien und die übrigens nie verwirklichte Abtretung des Sundgaues, so kam es trotz aller von dem Pfälzer im Bunde mit Mathias von Thurn angestellten Gegenversuche 1617 zunächst zur Wahl eines Nachfolgers für Böhmen. Selbst Thurn leistete Ferdinand bei der feierlichen Krönung im Prager Dom (am St. Peter- und Paulstage 1617) den Eid der Treue. Den Majestätsbrief erkannte der Gewählte an. Im Mai 1618 erfolgte auch die Wahl Ferdinands zum König von Ungarn trotz der Schwierigkeiten, die Klesel gemacht hatte. Erzherzog Max

beschuldigte ihn geradezu des Verrates, und wohl mit Recht, denn ein geheimes Gutachten desselben über die Succession konnte nur durch diesen „schädlichen Mann" an den pfälzischen Hof gelangt sein; und von „bösen Praktiken mit den Ungarn" konnte er sich selbst kaum freisprechen. Es war ein hartes, aber nicht ungerechtes Urteil, welches Max in einer draftischen Bemerkung über ihn fällte. In einem Briefe hatte der selbstbewußte Mann geäußert: „Ungnad hab ich nit verdient." — „Aber den Galgen gar wohl", setzte die Hand des Deutschmeisters hinzu. In Preßburg bei der Proklamierung der Wahl Ferdinands (16. Mai 1618) ward ein Attentat auf Klesel verübt. Acht Tage darauf (23. Mai) leitete der Frevel des Prager Fenstersturzes das schreckliche Weh ein, welches so lange in der Luft geschwebt hatte.

III. Der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648.)

„Ich sehe", — schrieb der Kardinal Klesel im Jahre der hundertjährigen Gedenkfeier der Reformation, — „daß Venedig, Ketzer im Reich, England, Holland, alle Teufel in der Hölle wider dieses Haus (nämlich Habsburg) Ein Herz sein." Vernichtung der habsburgischen Macht, das ist der Grund und das Endziel des großen Kriegs, welchen man so oft in gutem Glauben, öfter in böswilliger Absicht hat zum Religionskrieg stempeln wollen. So scharfe Worte die Jubelfeier der Reformation den Polemikern der alten und neuen Kirche in den Mund gelegt, vom Worte bis zur That fehlte noch viel. Und gerade im Beginn des Jahres 1618 schien der Zustand in Europa friedlicher als seither. Aber es war eine Lage ähnlich wie in Athen zur Zeit der Pest, wie sie Thukydides mit den Worten kennzeichnet: „Anerkanntermaßen war jenes Jahr gerade besonders frei von den sonstigen Krankheiten; wenn aber je einer vorher an etwas litt, so ging alles in diese Krankheit aus." Die Lutheraner wie die Katholiken hatten gar keine Neigung, um des Glaubens willen sich mit dem Schwerte zu bekämpfen. Aber je mehr die Führer der ersteren einem Kriege und den Bündnissen mit fremden Völkern abhold waren, desto größere Streitlust zeigten die Häupter der Reformierten. Wenn im Jahre 1603 die sächsischen Gesandten den pfälzischen offen vorwerfen durften, die „Pfalz werde noch einmal das heilige Reich in ein Blutmeer stoßen", jetzt fühlten sich die Gegner des Hauses Habsburg im Reiche so stark, daß einer es aussprach: „Wir haben die Mittel, in der Hand, die Welt umzukehren." Denn war auch Heinrich IV. mit seinen weitschichtigen Plänen begraben, die Hauptrichtung der französischen Politik vererbte wie die Krone: der alte Kurs blieb, entsprechend dem Worte Heinrichs: „Je mehr niedergetreten und verworren ich das Haus Österreich sehe, desto lieber wird es mir sein für meine Ruhe." Mochte

auch „für die Religion" ein Fall böser Natur sein, die Gewissensbisse hielten nur kurze Zeit von neuer Schuld ab. Einem Kardinal Richelieu lag es wahrlich nicht am Herzen, den deutschen Protestantismus als solchen zu unterstützen, sondern nur, weil er darin ein Mittel zur Schwächung Deutschlands sah. Darum wurden England und Schweden gewonnen. Daß man mit der Hebung des letzteren dem katholischen Polen einen Schlag gab, erregte sowenig religiöses Bedenken als die Erstarkung der Niederlande auf Kosten Spaniens. An schön klingenden Redensarten vom Krieg gegen drohende Übermacht, den „unleidlichen dominatus absolutus« der spanischen Herrschaft, für deutsche Libertät und das hl. Evangelium fehlte es nicht. Dänemark versuchte auf eigene Faust vom Reiche ein Stück zu erhalten und zog dem Zeitgeiste entsprechend, wie andere, die Maske der Frömmigkeit vor das Gesicht. Aber man merkte trotzdem, »dat et kein Religionskrieg is, sundern dat it dem König umme dat Land tho donde is . . . man will darvan seggen, dat it noch best wehre, wy bleiffen darby, et sy ein Religionskrieg; de Papen fallen uns sunst aff unde alle Lüde.« So gesteht ein höherer schwedischer Offizier. In dem zu Worms 1621 erschienenen Colloquium trium principum ist offen gesagt:

„Die Dölpel könnens nit verstehn,
Die gänzlich dafür halten,
Es treff an die Religion
Und lassen uns drin walten,
Wir haben viel ein ander sinn,
Wir suchen nur Ihr Taschen u. s. w."

Wie schlagend hat der vielverleumdete Tilly alle diese Vorwände entkräftet, wenn er im Jahre 1626 in einem offenen Anschlag zu Alfeld also sich ausläßt: „Und wie kann doch denen die Erhaltung der Teutschen libertet Ernst: und sorgfältiglich angelegen sein, welche sich mit deß Reichs Verdampten, Erklärten und publicierten Feinden und Aechtern, denen nichts mehr zuwider, als ein Friedsamber, einträchtiger Zustand im Reich, und nichts angenehmers, als ein gemeine Zerrüttung und apertur zu beraubung, plünderung und devastirung gantzer Provintzien, dann auch mit außwendigen Potentaten und Respubl., benandtlichen Engelländern und Holländern, welche, mit solchen proscribirten Rebellen unnd Aechtern zum härtisten verknüpfft, in weit außsichtige, dem Vatterland hochschädliche Verbündnussen, Confoederationes, Coniuncturn einvermengen, dardurch andern Völkern Muth unnd Hoffnung erwecken, auch Hülff und Handbiettung erweisen, sich mit deß Röm. Adelers kostbahren Schwingfedern zu der Teutschen ewigen Beschimpffung, Schand und Spott zuerhöhen und groß zumachen?" Durch diese Bündnisse ward der Krieg, welcher seinen Ausgang von der Rebellion der böhmischen Stände, genau genommen nur „etlicher weniger Personen", nahm, zu einem europäischen, als dessen Schauplatz und Mittelpunkt Deutschland allen Schaden erlitt, so daß der Dichter Friedrich von Logau wohl sagen konnte:

„Deutschland bei der alten Zeit
War ein Haus der Redlichkeit;
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand und Schmach,
Die man sonsten ausgefegt,
Andre Völker abgelegt."

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg (1618—1624).

Am 23. Mai 1611 hatte Mathias in Empörung gegen seinen Bruder die böhmische Krone erhalten; am 23. Mai 1618 leitete der Mann durch eine That der Gewalt den Aufstand wider ihn ein, der sieben Jahre früher ihn am dringlichsten eingeladen, Graf Heinrich Mathias von Thurn. Den Vorwand zu der von demselben und einigen Gesinnungsgenossen längst geplanten Erhebung zu dem Zwecke, „einen anderen Herrn" ohne Willen und Macht zu schaffen, boten die schon seit 1611 währenden Streitigkeiten über den Bau nichtkatholischer Kirchen in Braunau, welches unter dem Abte von Braunau stand, und in Klostergrab, dessen Grundherr der Erzbischof von Prag war. „Ich kann nicht finden", bemerkte der Kaiser schon 1616 dem Hauptheter in der Angelegenheit, eben dem Grafen Thurn, „daß den Unterthanen geistlicher Grundherren Kirchen zu bauen erlaubt ist", und verhehlte ihm nicht sein Mißfallen darüber, daß er, als Soldat, solche ihn gar nichts angehende Dinge „so betriebe". Bei seiner Abreise von Böhmen verfügte er die Niederreißung der Kirche in Klostergrab, die Schließung der Braunauer. Um Thurn unschädlich zu machen, beförderte er ihn zum Oberst-Hoflehurichter, nahm ihm aber das ebenso einträgliche, als nach außen hin angesehene Amt eines Burggrafen von Karlstein, welcher die Krone zu hüten hatte, fügte also zu dem richterlichen Entscheid ein persönliches Mißtrauensvotum, welches den Betroffenen erbitterte. Der Groll steigerte sich, als eine von Thurn angeregte Vorstellung eine formell berechtigte, thatsächlich unkluge Beantwortung erfuhr, die, von Klesel verfaßt, mit Unrecht den eifrig katholischen Grafen Martinitz und Slawata, zugeschrieben wurde. Sie gehörten dem Kollegium der zehn Statthalter an, von denen sieben katholisch, drei nichtkatholisch waren. Der Gedanke, durch eine That der Gewalt den Bruch mit dem Königshause herbeizuführen, entsprang dem Geiste Thurns. Mit wenigen Mitgliedern des Herrenstandes beschloß er am 22. Mai 1618, die zwei königlichen Statthalter zu ermorden, und führte diesen Entschluß am folgenden Tage aus, wie es in der späteren Apologie der Stände hieß, „nach altem Gebrauche", indem sie in die Kanzlei auf dem Hradschin drangen und nach kurzem Wortwechsel zuerst Martinitz, dann Slawata, endlich auch den ganz unbeteiligten Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinauswarfen. Obwohl die Unglücklichen aus einer Höhe von 28 Ellen hinabstürzten und noch Schüsse nachgeschickt erhielten, kamen sie ohne schwere Verletzungen davon.

Martinitz und Slawata fanden Zuflucht und Schutz in dem Hause ihres Amtsgenossen Lobkowitz, dessen Gemahlin auch Thurn vor sieben Jahren seine Rettung vor den Passauern zu verdanken hatte. Das entschlossene Auftreten der wehrlosen Frau setzte der Wut der Aufrührer einen Damm.

Unter dem Banne des Schreckens erkannten die an der Unthat ganz unbeteiligten Stände das Geschehene an und setzten eine einstweilige Regierung von dreißig Direktoren, nämlich je zehn aus dem Stande der Herren, der Ritter und der Städte ein. Thurn erhielt durch diese wieder das Burggrafenamt von Karlstein, dann das Kommando über die geworbenen Truppen. Die eigentlichen Gewalthaber waren die Herren, welche „ihre mutwillig gesuchte Rebellion" dem Volke gegenüber mit dem „Mantel" der Religion umhüllten und ihren reinen Eifer zunächst durch Austreibung der Jesuiten bethätigten. Was hatte angesichts dieser Handlungen der Willkür die scheinheilige Beteuerung der Treue wider den „Allergnädigsten König und Herrn" für einen Wert? Städter und Bauern fügten sich dem Druck der Macht, zumteil erst auf Drohungen. Budweis und Pilsen verharrten trotz derselben in Treue gegen den König. Obwohl die Aufständischen schon mit den Ständen von Schlesien, Mähren, Ungarn, ja mit dem Haupte der Union Verbindung anknüpften, wähnte Klesel noch, daß ein Ausgleich möglich sei. Da entschieden die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand durch die eigenmächtige Verhaftung des unzuverlässigen Politikers für thatkräftiges Einschreiten und ließen unter dem Oberbefehl des Grafen Buquoi Truppen in Böhmen einrücken. „Damit Zeit gestattet werde für das Aufraffen der Gutgesinnten und die Reue der Schlechten", war dem Heer langsames Vorrücken befohlen, den Führern Schonung der Unschuldigen ans Herz gelegt. Wie es aber zu gehen pflegt, wenn die Furie des Krieges losgelassen ist, so verfuhren auch jetzt die Söldner ohne Rücksicht und Menschlichkeit, so daß selbst die gut kaiserlich gesinnten und katholischen Unterthanen, wie z. B. das dem Grafen Slawata gehörige Städtchen Neuhaus, schwere Unbill erlitten. Anderseits schritten auch die Aufrührer, von dem Unionstriumvirat Friedrich V., dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, Christian von Anhalt, ferner dem Herzog von Savoyen und den Generalstaaten unterstützt, auf dem betretenen Weg weiter. An der Spitze eines von ihnen gesandten Hilfskorps erstürmte der katholische Graf Ernst von Mansfeld, der seither in österreichischen Diensten gestanden, die Stadt Pilsen. Buquoi sah sich zum Rückzug vor den „mächtigen Feinden" gezwungen und riet dringend zum Frieden. Thurn rückte im Einverständnis mit „vielen treuherzigen evangelischen Patrioten" ohne Kriegserklärung in Niederösterreich ein und nahm Abtei und Stadt Zwetl, hielt aber bei seinen Söldnern musterhaft Mannszucht, um die „längst gewünschte Konföderation" zur Gründung einer Adelsrepublik anzubahnen. Der am 20. Mai 1619 eintretende Tod des Kaisers zeigte klar, wohin das

Streben der Rebellen zielte. Die von König Ferdinand gebotene Hand zum Frieden wiesen sie zurück, indem sie ein wahrhaft väterliches Schreiben desselben „unter dem Vorwand eines unrichtigen Titels“ — es richtete sich, wie allein möglich, an die Stände Böhmens, nicht an die Direktoren — gar nicht annahmen und Thurn damit betrauten, die Stände von Mähren und Niederösterreich zur Konföderation zu bringen. Notgedrungen fügten sich erstere beim Erscheinen desselben: Zierotin, welcher dem Werke hinderlich war, wurde in Verwahrung genommen; die Verwaltung begannen die nach böhmischem Muster eingesetzten Direktoren gleichfalls mit Verjagung der Jesuiten. Am 6. Juni stand der Befreier vor Wien, um, wenn möglich, „auf Passauerisch“ einzurücken. Die entschiedene Haltung der Bewohner, besonders der 400 Studenten, welche unter Führung von Felix Frey sich zur Verteidigung rüsteten, bewahrte die Stadt vor dem ihr zugedachten Schicksale. Gegen die nicht-katholischen Stände, welche in einer drohenden Sturmpetition am 11. Juni auf der Konföderation mit Böhmen bestanden, bewies sich Ferdinand fest und erfocht damit einen bedeutenden Sieg über den Geist der Rebellion. Wenn der Vorgang, welcher sich an jenem Tage in der Hofburg abspielte, von der Legende dramatisch ausgeschmückt worden ist, als ob der Einritt der Dampierreschen Küraſſiere den bedrohten König gerettet hätte, so darf nicht verhehlt werden, daß die sechzehn Herren und Ritter trotz „dieses ungewöhnlichen, zuvor nie erhörten Actus“, angesichts der auf dem Burghofe haltenden Reiter ihr Drängen bis zum Abend fortsetzten. Zwei Tage später — und Thurn zog ab, Wien war gerettet; aber nicht durch Dampierres Küraſſiere, sondern durch Buquoi, welcher am 10. Juni Mansfeld bei Zablat besiegt und zur Flucht nach Prag genötigt hatte. Die Befürchtung der Direktoren, der Sieger möchte sofort auf die Hauptstadt losrücken, veranlaßte sie, Thurn schleunigst zurückzurufen. So konnte Ferdinand die Reise nach Frankfurt zur Königswahl unbesorgt antreten. Obwohl das Dreihaupt der Union aus allen Kräften zu verhindern suchte, daß derselbe gewählt, ja überhaupt zur Ausübung seines Wahlrechts für Böhmen zugelassen würde, erhielt er am 28. August die Stimmen aller Kurfürsten bezw. ihrer Gesandten, auch Friedrichs V. von der Pfalz, »singulari fato Germaniae«, wie der pfälzische Rat Ludwig Camerarius urteilte, aber nur darum zum Unheil, weil derselbe dreiundzwanzigjährige Jüngling, welcher dem Könige von Böhmen und Ungarn seine Stimme gab, an demselben Tage noch (29. August) die Treue brach. Die kläglichen Zustände, unter welchen das unglückliche Land Böhmen seit dem Beginn der Direktorialherrschaft seufzte, forderten die Herstellung einer geordneten Regierung. Daher richteten die Machthaber selbst trotz des Abschlusses der „Konföderation“, welche den Staat in eine Republik verwandelte, ihr Augenmerk auf die Wahl eines neuen Königs; des lästigen Ferdinand entledigten sie sich dadurch, daß sie „durch einhelligen Beschluß die zuvor expraktizierte Krönung“ desselben „kassierten“

(am 19. August), denn die Mehrheit des Volkes, nach dem Ausdrucke des pfälzischen Unterhändlers Achaz von Dohna, „der Pöbel“ hätte sich „in einem Hui bewegen lassen, wiederum der alten Geigen nachzuhängen“, d. h. mit anderen Worten, den rechtmäßigen Herrscher mit Freuden zu empfangen. Am 26. August vereinigte sich in der Generalversammlung der Stände die Mehrheit der Stimmen auf die Person des Pfalzgrafen Friedrich V., der längst mit den Rebellen nahe Beziehungen unterhalten, schon vor Jahren ein Auge auf die böhmische Krone geworfen hatte. Jetzt, da ihm die Frucht, an der er so lange gerüttelt hatte, in den Schoß fiel, schreckte er in seinem Herzen davor zurück, sie zu erfassen. Als in Amberg bei der Abschrift der verhängnisvollen Schreiben einer seiner Sekretäre über eins derselben irrtümlicherweise statt der Sandbüchse das Tintenfaß ausschüttete, erblickte er in dem Zufall eine schlimme Vorbedeutung. Aber sein böser Geist, Christian von Anhalt, warf die Bemerkung leicht hin, das bedeute, „daß dieses Werk ohne Trübsal nicht abgehen“ könne, und beschwichtigte seine Gewissensbedenken. „Prinzessin“ Elisabeth, noch ehrgeiziger und weniger ängstlich und unentschlossen, als ihr Gemahl, war „bereit, dem göttlichen Rufe zu folgen“. Aber die Hälfte der Union fand Ablehnung rätlich. Die kurfürstlichen Räte stellten das Für und Wider nebeneinander, so daß ein erfahrener, nicht verblendeter Mann den rechten Weg wohl sehen konnte. Mit eindringlichen Worten mahnte Luise Juliane von der Pfalz ihren Sohn von dem gefährlichen Beginnen ab. Gram über die Mißachtung ihres aus treuem Mutterherzen und klarem Geiste kommenden Rates warf sie aufs Krankenlager. Jakob I. von England, ohnehin von seinem Schwiegersohne nicht sehr eingenommen, mißbilligte dessen Verhalten im höchsten Grade. Maximilian von Baiern und die Kurfürsten machten dem Unbesonnenen die eindringlichsten Vorstellungen und wiesen auf die gefährlichen Folgen hin, welche die Annahme der Krone nach sich ziehen mußte. Es werde ein allgemeiner Krieg sich erheben, so „daß von dem erschrecklichen Blutvergießen, Land- und Leute-Verderben und dessen Verursachern die Historien zu reden haben werden, so lange die Welt stehet“; ausländische Potentaten würden den Streit zu ihrem Vorteile ausbeuten; das hl. Reich werde ihnen und den Türken „zu einem Raubhause gestellt“, die „uralte teutsche Freiheit in unserem geliebten Vaterlande in eine ewige erbärmliche Dienstbarkeit verändert“ werden. Fast nur das Triumvirat, die Generalstaaten und der Herzog von Bouillon, die ihren Vorteil im Auge hatten, standen dem Handel günstig gegenüber. Ferdinand selbst glaubte so wenig an die Wahrheit der ihm zugegangenen Nachrichten, daß er schon in Frankfurt über die böhmischen Königsmacher äußerte, das seien närrische und aberwitzige Leute, und auf die Meldung, Bethlen Gabor ziehe mit vielem Volke den Böhmen zu Hilfe, in verkehrter Vertrauensseligkeit auf den Vertrag sich damit beruhigte, das Heer ziehe für ihn wider diese. Wie sehr er sich über die wahre Sachlage getäuscht hatte, sollte er nur allzu

rasch erkennen. Am 21. Okt. alten Stils, 1. Nov. neuen Stils, zog Friedrich mit Entfaltung großer Pracht in Prag ein und empfing am 24. Okt./4. Nov. in glänzender Feier aus der Hand dreier weltlicher Herren und zweier in Prunkgewänder gehüllten Prädikanten die hohle Krone, deren Flitterglanz gar schnell verblaßte. „Pfalz wird zu Prag in ein verwirrtes Regiment eintreten", urteilte der scharfblickende Camerarius. Die pfälzischen Gelder zerrannen bald, und das „englische Exorbitieren", das allzufreie Benehmen der „Frauenzimmer" erregte Anstoß, die Bevorzugung der Fremden ärgerte die böhmischen Großen, das üppige Hofleben reizte zu Spott und Verachtung, der fanatische Eifer, mit welchen der Calvinismus nun unter der Leitung des Hofpredigers Scultetus gegen die den Utraquisten noch teueren Bilder und „abgöttischen Ceremonien" stürmte, fachte eine bedenkliche Erbitterung im Volke an. Die lutherischen Geistlichen urteilten, Scultetus, „des calvinischen Molochs Prophet, habe mit teuflischen Künsten dem Evangelio in einem halben Jahre mehr Schaden zugefügt, als alle Jesuiten in fünfzig Jahren." Während der König sich in seinem Glücke sonnte und in den Tag hineinlebte, wankte der Stuhl bereits, auf den er sich in kindlichem Stolze gesetzt. Der Schmeichler, welcher zur Krönungsfeier einen Kupferstich mit der Überschrift verfertigte:

FrIDerICVs I reX hyeMIs
et aestatIs fIt, sIt et erIt etc.

(ein Chronogramm für das Jahr 1619) hat, ohne es zu wollen, richtig prophezeit und dem Gefeierten den Spottnamen „Winterkönig" für alle Zeiten verschafft. Bei dem Uniontag in Nürnberg (Dez. 1619) wurden sogar Medaillen auf den künftigen römischen König und Kaiser Friedrich geprägt. Aber obwohl die Union ihrem Bundeshaupte für den Fall eines Angriffs auf ihn Beistand verhieß, in Wahrheit war der Bund zerklüftet und zu einer kräftigen Unterstützung nicht fähig. Dafür hatte Friedrich einen eifrigen Bundesgenossen an Bethlen Gabor gewonnen. Dieser hielt am 14. Oktober in Preßburg seinen Einzug und gelangte damit in den Besitz der ungarischen Krone. Mit Thurn vereinigt, versuchte er Wien zu erobern. Da er sich durch einen siegreichen Einfall seines Gegners Homonaj in Siebenbürgen selbst bedroht sah, zog er ab, jedoch nicht ohne Verübung der schändlichsten Greuel. Die Rebellen in Ungarn erhoben ihn zu ihrem Fürsten. Übel oder wohl schloß Ferdinand mit ihm auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes am 16. Januar 1620 einen Waffenstillstand, gegen welchen allerdings namens des ungarischen Klerus der Erzbischof von Gran, Peter Pazmany, einen berechtigten Protest einlegte, der aber dem Kaiser doch für einige Zeit im Osten Ruhe verschaffte. Am Tag vor dem Abschluß des Vertrags war der zweideutige Siebenbürger auch mit den Ständen von Böhmen und seinen Nebenländern, sowie der beiden Österreich eine ewige Konföderation eingegangen. Mit den Türken suchte man längst einen engeren Bund zu erreichen. Der Winterkönig entblödete sich nicht, dem „groß-

mächtigen" Sultan zum Beweise seiner Freundschaft „alles, was zum Tribute erforderlich", darzubieten. Unter dem Schutze der Pforte konnte man hoffen, dem Kaiser Widerstand leisten zu können. Auf dem Landtag zu Neusohl erhoben die weltlichen Stände Ungarns den „Fürsten" Bethlen zum „König".

So schlimm die Lage Ferdinands schien, er hatte mittlerweile kräftigere Stützen gefunden, als sie seinen Gegnern zu Gebote standen. Wie die Union, so war auch die Liga zusammengetreten. In Würzburg hatten die Mitglieder derselben sich am 5. Dezember fest geeinigt, unter der Leitung der beiden Häupter, des Herzogs Maximilian von Baiern für den oberländischen Bezirk, des Kurfürsten von Mainz für den rheinischen zur Selbstverteidigung ein Bundesheer von 21 000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern aufzustellen. Der Unterhalt desselben wurde durch Beiträge sicher gestellt. Die Oberleitung legte man in die Hand Maximilians, der dem Kaiser gegen Überlassung eines habsburgischen Erblandes, zum Unterpfand für die Kriegskosten, Hilfe gegen Böhmen versprach. Die Berufung des Kaisers an alle Potentaten, Fürsten und Obrigkeiten wider das Verfahren der Böhmen und des Pfälzers hatte den besten Erfolg. Der Kurfürstentag zu Mühlhausen, abgehalten von Mainz, Köln, Sachsen und dem ebenso eifrig lutherischen als gut kaiserlichen Landgrafen Ludwig von Hessen, stellte sich entschieden auf die Seite des Rechtes und der Ordnung, erließ an den verblendeten Mitfürsten eine würdige Ermahnung und maßvolle Androhung und forderte allenthalben zur Treue gegen den Kaiser auf. Und in der That fand dies Vorgehen in weiten Kreisen, selbst bei der sonst trotzigen Reichsritterschaft und den hochmütigen Städten freudiges Entgegenkommen. Eine abermalige Botschaft des Kaisers an Friedrich wurde von demselben uneröffnet zurückgesandt. Und doch konnte er kaum auf wirksame Hilfe von irgend einer Seite zählen. Die böhmischen Herren, der Miturheber alles Elends an der Spitze, Wenzel von Ruppa, entzogen sich trotz ihres Reichtums möglichst allen Leistungen und überließen es dem König, von Bürgern und Juden die nötigen Gelder für den Sold der Truppen zu erpressen. Prag allein hatte der Aufstand bis jetzt 2 900 000 Thaler gekostet. Die schlecht bezahlten Truppen meuterten öfters und benahmen sich wie in Feindesland. — Die Union besaß keinen rechten Wagemut und hinderte den Spanier Spinola nicht am Einrücken in die Pfalz. Die Generalstaaten gaben den böhmischen Ständen monatlich 50 000 Gulden; englische Bischöfe und Ladies sammelten für ein Regiment. Aber der kriegslustige Schwedenkönig Gustav Adolf, zwar voller Neigung mit seinem Vetter Sigismund III. von Polen den Krieg zu erneuern und sich in die deutschen Wirren zu mischen, sah doch keine Veranlassung, ungebeten einzugreifen, da seine Unterthanen „nicht leicht zum Kriege zu bringen" waren. Einstweilen begnügte er sich mit dem Geschenke von acht Kanonen an die Böhmen und einer Inkognito-Reise durch Deutschland. Im Sommer 1620 warb er um die Hand einer

Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Maria Eleonora. Seine stattliche Erscheinung, die Gewandtheit, mit welcher er sich auch im Deutschen ausdrücken konnte, sein ganzes entschiedenes Wesen konnte auf die, welche von dem Ausland Unterstützung ihrer eigennützigen Wünsche und Pläne hofften, nicht ohne Eindruck bleiben. Schon damals erging sein Rat an seinen Schwager Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken, „die Pfaffen, deren man mächtig werden kann, abzuschaffen". Frankreich, schwankend zwischen der Angst vor Spanien und den Hugenotten, nahm eine vermittelnde Stellung ein. Spanien dagegen war nach langem Drängen dazu bereit, von den Niederlanden aus zu Gunsten des Kaisers eine Diversion gegen die Kurpfalz zu unternehmen.

Am raschesten handelte Maximilian. Durch Verhandlungen mit der Union, welcher er überließ, die Erblande Friedrichs zu schützen, verschaffte er sich freie Hand nach dem Osten. Während die Mehrheit der niederösterreichischen Stände Ferdinand huldigte, verharrten die Oberösterreicher in ihrem Widerstande. Da rückte der Herzog von Baiern mit einem c. 30000 Mann starken Heere am 4. August in Linz ein und nötigte die trotzigen Stände zur Huldigung, indem er „um kein Jota" von seinem Befehl wich, die „Siegel der Konföderationsakte herunterzuschneiden, sie den Böhmen zurückzuschicken und dem Herzoge die Recepisse einzuhändigen". „Ist schwerlich zu discernieren", urteilt ein mit den Verhältnissen vertrauter Zeitgenosse, „ob der Übermut und die Halsstarrigkeit größer sei, oder aber die gegenwärtige Demut und Sanftmütigkeit." Das Land behielt Maximilian nach dem Münchener Vertrag vom 8. Oktober 1619 als Pfand im Besitz.

Während Bethlen Gabor seine Truppen bis in die Gegend von Wien streifen ließ, marschierte der Herzog der Grenze Böhmens entgegen und brachte durch Vereinigung mit Buquoi sein Heer auf 50000 Mann. Christian von Anhalt gab angesichts dieser Macht eine Position nach der anderen auf. Die Böhmen zagten und wären gerne der Aufforderung sich zu unterwerfen gefolgt, hätten sie nicht unter dem Drucke des verblendeten Trotzes der Machthaber gestanden. Friedrich zeigte sich gegen jeden wohlmeinenden Rat, selbst des französischen und englischen Gesandten, völlig unzugänglich und zog förmlich mit wahnsinniger Gewalt das Unheil über sich herein. Welches Los den Widersetzlichen bevorstand, das lehrte das jammervolle Schicksal des kleinen Pisek, welches die kaiserlichen Soldaten während der Kapitulationsverhandlungen erstürmten. Die zuchtlose Soldateska Buquois machte in grauser Blutgier alles nieder, was ihr in die Hände fiel. Kein Alter, kein Geschlecht fand Schonung. Überhaupt verfuhren die kaiserlichen Söldner allerorten mit solcher Zuchtlosigkeit, im großen Gegensatz zu der von ihrem strengen Befehlshaber, dem Wallonen Grafen Johann Tserklas von Tilly, im Gehorsam gehaltenen ligistischen Armee, daß Maximilian persönlich beim Kaiser die bittersten Klagen

führte. Den Marsch auf die Landeshauptstadt hielt Mansfeld einige Wochen auf, indem er, gegen die Feinde wie gegen Friedrich gleich zweideutig, Scheinunterhandlungen in betreff der Übergabe des von ihm besetzten Pilsen anknüpfte, dann seine Entlassung von Friedrich verlangte und Pilsen, unbekümmert um beide Parteien, behielt. Da das Heer Maximilians schwer durch Krankheiten litt, und Christian von Anhalt sich bei Rakonitz auf keinen Kampf einließ, zog man nunmehr auf Prag los und zwang dadurch die Gegner zum Rückzug dorthin. Um 1 Uhr nachts am 8. November besetzte Anhalt den Weißen Berg vor Prag, so daß er auf den Flanken gedeckt war, und der Feind seinen Angriff auf die Front richten mußte. Wider den Willen Buquois, welchen eine Verwundung an der Führung seiner Truppen hinderte, ließ Tilly trotz des sumpfigen Terrains um 12 Uhr stürmen. Der Sohn Christians von Anhalt drang kühn mit seinen Reitern in das Centrum. Die Böhmen aber und ihre ungarischen Hilfstruppen eilten ohne Widerstand zu versuchen in jäher Flucht der Stadt zu. Eine einzige Stunde hatte über das Schicksal Böhmens entschieden. Friedrich saß während des Kampfes ahnungslos zu Tische. Als er nach aufgehobener Tafel zum Thore hinritt, begegneten ihm schon die Unglücksboten. Kopflos flüchtete er sich mit seiner Gemahlin und den vornehmsten Anhängern nach der Altstadt. Jetzt mußte Elisabeth an dem Bilde des Gekreuzigten auf der Moldaubrücke vorüber, welches sie mit einem nackten Baderknecht verglichen haben sollte und dessen Abbruch sie vergeblich vom Rate gefordert hatte. Die Bitte um 24 Stunden Aufschub zu Unterhandlungen erwiderte Maximilian mit der Aufforderung, zuerst die Krone niederzulegen; zum Entschluß gab er ihm 8 Stunden Bedenkzeit. Da Friedrich sich auf seine Truppen nicht verlassen konnte, auch an den längst unzufriedenen Bürgern keinen Rückhalt hatte, begab er sich mit seiner Gemahlin und den Hauptanstiftern des Unglücks, Thurn, Ruppa und anderen auf die Flucht über Breslau, Berlin und Hamburg nach den Niederlanden, die unglücklichen Mitschuldigen und Unschuldigen dem ungewissen Schicksal überlassend. Auch die Krone, auf die er doch nicht verzichten mochte, nahm er nicht mit; ja das ganze ihn selbst belastende und andere aufs ärgste bloßstellende Archiv ließ er in die Hände Maximilians fallen. Es erschien zum Teil alsbald im Druck unter dem Titel „Anhaltische Kanzlei“. Die Stadt ergab sich dem Sieger und ersparte sich dadurch das traurige Los der Plünderung. Die Söldner fügten sich dem Befehle des Abzugs. In den lutherischen wie in den katholischen Kirchen dankte man Gott für die Erlösung. Die Herren und Ritter leisteten demütige Abbitte und flehten kläglich um Gnade. Die Schlacht am weißen Berge zog bedeutende Folgen nach sich. Die Mähren suchten sofort durch den von Thurn einst gefangen gesetzten Herrn von Zierotin um Schonung nach. Auch die Lausitzen, in welche schon die Truppen des Kurfürsten von Sachsen einmarschiert waren, und Schlesien unterwarfen sich und retteten dadurch

ihre Privilegien. Nur der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf setzte auf eigene Faust eine Zeitlang den Widerstand fort und verlor so sein Land, welches der Kaiser dem nunmehrigen Statthalter von Böhmen, dem gefürsteten Grafen Karl Liechtenstein, verlieh. Mansfeld, dessen Söldner nach eigenem Geständnis nur von Raub lebten und dem Vorbilde ihres Führers gemäß mit schrankenloser Leidenschaft und Willkür alles erdenkliche Unwesen trieben, mußte schließlich vor Tilly weichen, verlor auch die Oberpfalz und wandte sich unter Plünderung, Zerstörung und Mißhandlung durch die Bistümer Bamberg und Würzburg nach Elsaß und Lothringen. Bethlen Gabor, von Buquoi zurückgedrängt, verzichtete im Frieden zu Nikolsburg (31. Dez. 1621) gegen Abtretung von sieben ungarischen Gespanschaften und von Ratibor und Liegnitz auf die kaum erworbene Krone. Die Union löste sich freiwillig auf. In Böhmen waltete jetzt die Gerechtigkeit ihres Amtes. Der edle Tilly gab den gefangenen Rädelsführern Gelegenheit zur Flucht. Aber war es Trotz, war es der Wahn, daß ihr Verbrechen straflos bleiben würde, sie benutzten die gebotene Möglichkeit nicht. Von 48 zum Tode verurteilten Rebellen, meist aus dem Stande der Herren und Ritter, wurden 28 enthauptet; über 700 verloren ihre Güter ganz oder zum Teil. Damals erwarb sich der Oberst Albrecht Eusebius Wenzeslaw von Waldstein durch Ankauf ungeheure Güter, darunter die Herrschaft Friedland. Er ließ sich die dem Kaiser bewiesene Treue gut bezahlen. Sein Gesamtbesitz, 70 Quadratmeilen umfassend, ward 1622 in ein Fürstentum verwandelt, dessen Hauptstadt Gitschin war. In Mähren wurde glimpflicher verfahren. Von den 23 ausgesprochenen Todesurteilen kam keines zum Vollzug.

An die Bestrafung schloß sich die kirchliche Reaktion. Der Majestätsbrief ward aufgehoben. Die Hetzprediger des Calvinismus traf Ausweisung aus den königlichen Städten; im folgenden Jahre erfolgte nach dem Grundsatz »cuius regio, eius religio« auch die Verbannung der lutherischen Geistlichen; die Universität Prag ging an die Jesuiten über. Der Kaiser übte einfach sein Recht als Landesherr aus. Seine Untergebenen verfuhren aber oft härter, als ihnen befohlen war; und den kaiserlichen Söldnern war es gleich, ob Katholiken oder Protestanten der Gegenstand ihrer Erpressungen und Vergewaltigungen waren. Die „erneuerte Landesordnung“ vom Jahre 1627 entschied ein für allemal über die Frage, wer in Böhmen und Mähren herrschen sollte, die Willkür der Stände oder die königliche Gewalt. Durch Ernennung seines Sohnes zu seinem künftigen Nachfolger verwandelte Ferdinand Böhmen in ein Erbreich. Die Erhebung des Deutschtums kennzeichnete die Bestimmung, daß die deutsche Sprache für gleichberechtigt mit der böhmischen erklärt ward. Die strengere Durchführung des Reformationsrechtes durch die Einsetzung der „Reformationskommission“ veranlaßte eine Menge von Böhmen und Mähren zur Auswanderung. Da Schlesien durch thörichte Unterstützung des Jägerndorfers die im

Dresdener Accord bewilligte Anerkennung seiner Privilegien verwirkte, begann auch hier die Gegenreformation unter Leitung des konvertierten, innerlich wenig gläubigen Grafen Hannibal von Dohna, dessen rohe „Seligmacher" sich schwere Schandthaten zu schulden kommen ließen. Einen Aufstand, welchen die oberösterreichischen Bauern im Jahre 1626 gegen den bairischen Statthalter, den Grafen von Herbersdorf, machten, warf der tapfere General Heinrich Gottfried von Pappenheim nieder.

Mit Mansfeld wanderte der Krieg von Osten nach dem Westen. Er führte jetzt für den geächteten Winterkönig den Kampf in der Pfalz weiter, wo bereits spanische Truppen unter Spinola, dann unter Cordova gegen holländische unter dem Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien standen. Auch Niederdeutschland ward von dem Brande ergriffen. Nach Verabredung mit dem Oranier warb der rauflustige Christian von Braunschweig, der vom Kaiser nicht anerkannte Bischof von Halberstadt, ein zweiundzwanzigjähriger Wüstling, ein Heer und brandschatzte als „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" die Bistümer Münster und Paderborn. Unerhörte Schandthaten machten dem Westfalen den „Halberstädter" unvergeßlich. Mit geheimer Unterstützung des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel schob er seine wachsenden Raubscharen nach Süden vor, um Mansfeld die Hand zu reichen. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ein eifriges Mitglied des calvinistischen Bundes, trat nunmehr an der Spitze eines mit englischem Gelde geworbenen Heeres von etwa 20000 Mann in den Krieg ein. Um seines Landes nicht verlustig zu gehen, übergab er die Regierung seinem Sohne. In des Mansfelders Heer fochten vier Prinzen von Sachsen-Weimar. Vereinigten sich alle Truppen, welche jetzt scheinbar für den Pfalzgrafen, in Wahrheit für die selbstsüchtigen Absichten ihrer Führer aufgeboten waren, dann mußte Tilly unterliegen. In der That errangen die Soldaten Georg Friedrichs und Mansfelds, in dessen Lager sich auch der geächtete Friedrich eingefunden hatte, am 27. April 1622 bei Wiesloch in Baden einen kleinen Erfolg über Tilly, der sich nach Wimpfen am Neckar in eine feste Stellung zurückzog und sich durch spanische Truppen verstärkte. Hier griff ihn Georg Friedrich, in dessen Heer sich auch der Herzog Magnus von Württemberg und die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar befanden, am 6. Mai 1622 allein an, erlitt aber nach einem mörderischen Kampfe eine schwere Niederlage. Einen weiteren Sieg bei Höchst am Main (20. Juni 1622) erfocht der greise Feldherr der Liga über Christian von Braunschweig, der mit dem Reste seiner Truppen zu Mansfeld stieß. In der Hoffnung, durch die Trennung von den beiden Abenteurern eher Gnade vor dem Kaiser zu finden, entließ Friedrich sie seines Dienstes, that aber keinen entschiedenen Schritt zur Unterwerfung. Da Maximilian das Anerbieten der beiden Söldnerführer, in kaiserliche Dienste treten zu wollen, ablehnte, zogen sie unter Verwüstungen

durch die Champagne nach Holland ab. Mansfeld machte dann das unglückliche Ostfriesland zum Schauplatz seiner Greuelthaten. Ihr Abmarsch überlieferte Tilly die ganze Pfalz. Am 19. September erstürmte er die Hauptstadt Heidelberg, welche einen Monat lang tapfer die Belagerung ausgehalten hatte. Der Sieger behandelte die eroberte Stadt möglichst milde und hinderte, soweit es in seinen Kräften stand, die Soldateska an Ausschreitungen. Als bairische Soldaten die auf Kapitulation abziehende Besatzung des Schlosses überfallen wollten, schützte er diese mit gezogenem Schwerte selbst. Die calvinischen Geistlichen durften ungestört ihren Gottesdienst halten. Erst als sie die Milde mit feindseligen Predigten dankten, wies er sie aus. Zwei Jesuiten, welche als Feldprediger sein Heer begleiteten, gab er die Erlaubnis, ein Kollegium ihrer Gesellschaft zu gründen. Die schöne Universitätsbibliothek machte Maximilian dem Papste zum Geschenk. Nachdem auch Mannheim und Frankenthal sich ergeben hatten, war Maximilian Herr der ganzen Pfalz. Aber er erhielt sie nicht zum Besitz, sondern nur die Oberpfalz als Pfand für die Kriegsauslagen. Dagegen empfing er auf dem Fürstentag zu Regensburg (25. Febr. 1623) die pfälzische Kurwürde auf Lebenszeit. Somit war das eingetroffen, was eine pfälzische Flugschrift schon im Jahre 1585 an die Wand gemalt hatte. Wie in dem Hause Wettin, so war im Hause Wittelsbach die eine Linie über die andere gekommen. Im Kurfürstenkolleg lag also das Übergewicht jetzt auf seiten der Katholiken.

Der Krieg wäre zu Ende gewesen, hätte man den Rat Tillys befolgt und die Generalstaaten für die den beiden Bandenführern gewährte Unterstützung und fortgesetzte Hetzerei gezüchtigt. Als Christian von Braunschweig wieder in Westfalen einfiel, mußte man Tilly doch gegen ihn senden. Dieser durchzog Hessen-Kassel. Da der Landgraf Moritz ihm, trotz Zusicherung strengster Ordnung, den Unterhalt für sein Heer verweigerte und behinderte, sah er sich gezwungen, seinen Soldaten die gewaltsame Besorgung von Lebensmitteln zu gestatten. Und trotzdem kam es dank seiner Menschlichkeit nicht zu so traurigen Ausschreitungen, wie sie bei den Horden des Mansfelders und noch mehr des „tollen“ Braunschweigers ungestrafte Sitte waren. Seine edle Abmahnung und das Ersuchen der niedersächsischen Fürsten, das grause Blutvergießen zu meiden und des Kaisers Begnadigung anzunehmen, wies Christian schroff zurück und suchte sich wieder mit Mansfeld zu vereinigen. Ehe er diesen Plan ausführen konnte, zersprengte Tilly sein Heer in der blutigen Schlacht bei Stadtlohn (Stadt Loo) am 6. August 1623. Christian fand abermals in den Niederlanden Zuflucht, und Tilly drängte bei seinen Kriegsherren wieder darauf, gegen den Herd des Unheils losziehen zu dürfen. Vergeblich! An der Grenze Hollands mußte er umkehren und wandte sich nun gegen Mansfeld in Ostfriesland. Da aber anhaltende Regengüsse den Vormarsch unmöglich machten, führte er sein Heer nach Hessen

in die Winterquartiere zurück. Die gequälten Ostfriesen erhoben sich jetzt selbst gegen Mansfeld, überfielen, von kaiserlichen Truppen unter Anhalt unterstützt, seine Raubscharen und zwangen ihn zum Abzuge. Er hinterließ das schöne Land als eine Stätte des Elends und Jammers und warb in England abermals Truppen zur Fortsetzung des Krieges.

Im Osten hatte Bethlen Gabor von neuem den Frieden gebrochen, aber sich bald wieder verglichen.

Das arme Reich sollte nicht mehr zur Ruhe gelangen. Das Ausland sah mit Ärger die Erhebung der kaiserlichen Macht und bot allen Gegnern derselben gerne die Hand. „Restitution der Pfalz" war die bequeme Handhabe für alle Umtriebe.

2. Der niedersächsisch-dänische Krieg (1625—1629).

Jakob I. von England hatte immer noch gehofft, seinem Schwiegersohne durch Verhandlungen mit dem Kaiser und Spanien die Pfalz wiederzuverschaffen. Friedrich aber, ganz unter dem Einflusse der Generalstaaten stehend, verweigerte die Unterwerfung. Da sich Spanien nicht dazu verstand, die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen vom Kaiser mit Waffengewalt zu erzwingen, hob Jakob den bereits zwischen seinem Sohne Karl und einer spanischen Prinzessin geschlossenen Heiratsvertrag wieder auf und schloß Freundschaft mit Frankreich, wo, seitdem Jean Armand du Plessis, Kardinal und Herzog von Richelieu, allmächtiger Minister geworden war (1624), der dem Hause Habsburg günstige Wind völlig umgeschlagen war. Den Bund gegen Spanien und Österreich besiegelt die Vermählung des englischen Kronprinzen Karl mit der Prinzessin Marie Henriette, der Tochter Heinrichs IV. Die Entfremdung Englands und Spaniens führte unmittelbar eine Annäherung des ersteren an Holland herbei. Mansfeld erhielt jetzt englische Truppen, Braunschweig führte französische Reiter heran. Holland zahlte und erhielt jährlich von Frankreich zu Zwecken der Koalition eine Million Livres. Zur Oberleitung des Krieges für die Verbündeten erbot sich selbst der Schwedenkönig Gustav Adolf, der längst sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen wünschte. Schon 1623 erklärte er sich den Generalstaaten gegenüber bereit, den Krieg, welchen er zur Behauptung seiner Krone gegen seinen Vetter Sigismund von Polen seit 1617 führte, nach Schlesien und Mähren hinüberzuspielen. Auch jetzt bot er seine Dienste an. Aber es gelang dem aufstrebenden Könige Christian IV. von Dänemark (1598—1648) den gefährlichen Nebenbuhler einstweilen noch in den Schatten zu drängen. Sein Streben zielte auf die Erwerbung der Bistümer Bremen und Verden, deren Verwaltung er seinem Sohne bereits verschafft hatte. Denselben ließ er zum Koadjutor von Magdeburg und zum Bischof von Osnabrück wählen. Unter den deutschen Fürsten fand er den Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel seinen Plänen geneigt,

und im März 1625 setzte er, als Herzog von Holstein, bei dem niedersächsischen Kreise den Beschluß der Rüstung und seine Wahl zum Kreisobersten durch. Am 19. Dezember verpflichtete er sich im Haager Vertrage dazu, den Pfalzgrafen wieder einzusetzen.

Da die niedersächsischen Stände die Aufforderung Tillys, die Rüstungen einzustellen, nicht befolgten, überschritt derselbe bei Hameln die Weser und rückte in den niedersächsischen Kreis ein. Christian IV. hatte erreicht, was er gewollt: Tilly stand als der Angreifer da, und in Wort und Schrift sorgte man dafür, daß die evangelische Konfession bedroht, die deutsche Freiheit in Gefahr schien. Es trat ein, was Tilly schon im Februar des Jahres 1625 vorhergesagt: „Ich sehe einen grimmigeren, blutigern Krieg voraus, als jemals seit der böhmischen Rebellion." Der dänische Krieg war begonnen. Aber infolge eines unglücklichen Falles, welchen der König bei Hameln gethan hatte, kam es zunächst zu keinem entscheidenden Zusammenstoß. Die Losung, welche man gegen die „papistischen Bluthunde" ausgegeben hatte, wirkte unterdessen in unheilvollster Weise auf das Verhältnis zwischen Volk und ligistischen Truppen. Die bethörten Einwohner des Landes lieferten nicht nur dem Heere keinen Unterhalt, sondern stellten den Soldaten, wo sie konnten, nach; und diese vergalten jede Feindseligkeit in gleicher Weise. Zum Leidwesen des Feldherrn ereigneten sich Gewaltthaten, wie sie sonst bei den ligistischen Truppen unerhört waren. Inzwischen rückten auch Mansfeld und der Braunschweiger unter schrecklichen Verwüstungen durch das Klevische Land heran und bewerkstelligten ihre Vereinigung mit dem dritten Christian bei Nienburg. Die Macht der Verbündeten mochte sich auf etwa 72000 Mann belaufen. Einem so starken Heere fühlte sich Tilly nicht gewachsen; denn es standen ihm im ganzen kaum 30000 Mann zu Gebote, und auch diese waren nicht einmal vereinigt. Daher bat er den Kaiser dringend um Hilfe.

Dieser hatte unterdessen, um von Maximilian nicht gänzlich abhängig zu sein, ein eigenes Heer aufgestellt. Der schon genannte Oberst Albrecht von Waldstein hatte sich verbindlich gemacht, 15000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde unter seiner Fahne zu versammeln. Die weitere Unterhaltung des Heeres sollte der Kaiser übernehmen. In Wahrheit sollte der Krieg das Heer ernähren. Der Mansfeldische Grundsatz galt von jetzt ab auch für die kaiserlichen Truppen. Am 7. April 1625 erhielt Wallenstein seine Ernennung zum »Capo über alles kaiserliche Volk" und wurde zum Herzog von Friedland erhoben. Seine reichen Mittel, die guten Aussichten auf rasches Emporkommen und große Beute verschafften ihm bedeutenden Zulauf; sein eigenartiges Wesen reizte und blendete die Masse. Mit Wallenstein tritt gleichsam der personificierte Geist der Zeit auf die Schaubühne des Krieges: Der Geist maßloser Herrschsucht, niedriger Habgier und verschwenderischer Prunkliebe, gewaltthätiger Rücksichtslosigkeit, oberflächlicher Religiösität und finsteren Aberglaubens.

Aus einem tschechischen Adelsgeschlechte lutherischen Glaubens stammend, am 14. September 1583 geboren zu Hermanic bei Gitschin, kam er, als zwölfjähriger Knabe verwaist, in die Obhut seines Oheims Albert von Slawata, der ihn dem Jesuitenkollegium zu Olmütz zur Erziehung übergab. Später studierte er auf den Universitäten zu Altorf bei Nürnberg und zu Padua, unternahm große Reisen und trat dann in die militärische Laufbahn ein, in welcher er sich bald durch Tapferkeit und Umsicht hervorthat. Die reichen Güter, welche er im Jahre 1614 von seiner ersten Gemahlin Lukretia Neskowa von Landeck in Mähren erbte, setzten ihn in den Stand, auf eigene Kosten für Ferdinand Truppen gegen die Venetianer ins Feld zu führen (1617). Die gleiche Treue bewies er im böhmisch-mährischen Aufstande und erntete gerne vom Kaiser den verdienten Lohn. In noch engere Beziehungen zum kaiserlichen Hofe brachte ihn seine zweite Vermählung mit der liebenswürdigen Tochter des kaiserlichen geheimen Rates und Kämmerers Grafen Karl von Harrach. Die Besiegung Bethlen Gabors war sein Werk. Sein eiserner Wille, die erbarmungslose Strenge seines kargen Wortes, der unnahbare Stolz seines kalten Wesens machten ihn seinen Untergebenen furchtbar. Wehe dem, der ihn zum Zorn reizte, und doch konnte er ebenso liebenswürdig als fein sein. Durch Freigebigkeit, Anerkennung einer Leistung und Fürsorge für seine Soldaten wußte er die Offiziere wie die Gemeinen an sich zu ketten. Die königliche Pracht seines Auftretens und Lebens, die geheimnisvolle Verschlossenheit seines Wesens fesselte wie ein zauberhafter Bann. Wie er sein Glück in den Sternen las, so knüpfte der Glaube seiner Soldaten das Kriegsglück an seine Fahnen. In ihren Augen galt er für „fest“ gegen Schuß, Hieb und Stich. So lange der kaiserliche Dienst seinem brennenden Ehrgeiz Befriedigung bot, bewahrte er die Treue. Aber sein hochfliegender Geist war stärker als jedes andre Gefühl. Das bereitete ihm den Sturz.

Das Äußere dieses merkwürdigen Mannes mußte eher Grauen, als Vertrauen erwecken. Sein Körper war lang und hager; aus seinem gelben Gesichte sandten die kleinen Augen stechende Blitze; die Stirne war hoch; das schwarze Haar trug er kurz abgeschnitten. Über dem Reiterrock von Elenshaut wallte ein scharlachner Mantel, vom breiten Hute wehte eine rote Feder. So schritt er, der verkörperte Eigennutz, ernst durch die Gassen des Lagers.

Fast in allem war Tilly das Gegenteil: ein einfacher, bescheidener Krieger, tieffromm, bei aller Strenge milde und gütig, durch und durch selbstlos, in seinem Leben überaus mäßig und enthaltsam, die reinste Gestalt der traurigen Zeit. Er war von kleinem, aber kräftigem Wuchse; unter seiner breiten Stirne sprang die Adlernase hervor zwischen blauen Augen, die wie Blicke seines klaren Geistes und seiner edlen Seele leuchteten. Sein spitzes Kinn umschattete der starke Bart.

Die Verschiedenheit der Feldherren wirkte auch auf die Heere. Tillys alte Soldaten waren an strenge Zucht und Ordnung gewöhnt

und sahen sich, da sie regelmäßigen Sold bezogen, nicht so sehr auf das Beutemachen angewiesen. Die Friedländer, vom Kaiser nicht bezahlt, fanden reiche Entschädigung in der hohen Löhnung, die ihnen der Feldherr zusicherte, in den mit rücksichtsloser Gewalt durchgesetzten Kontributionen und der größeren Freiheit des Plünderns.

Die Ernennung Wallensteins zum kaiserlichen Oberfeldherrn würde bei einem anderen Charakter, als Tilly war, Mißstimmung hervorgerufen und auf die einheitliche Leitung der Kriegsunternehmungen einen ungünstigen Einfluß geübt haben. Obwohl Tilly als dem älteren General — und er war kaiserlicher Oberbefehlshaber so gut wie Wallenstein — der Vorrang gebührte, leistete er im Interesse gemeinsamen Handelns auf denselben Verzicht. Trotzdem ließ Wallenstein sein Heer nicht zu dem ligistischen stoßen, sondern legte dasselbe in die Gegend von Magdeburg und Halberstadt in gute Winterquartiere unter dem Vorwande, er müsse Böhmen gegen Mansfeld schützen, der doch an der unteren Elbe hauste. So weit war es gekommen, daß man gegen das befreundete Heer die bittersten Klagen erhob. Aber der Kreisoberste vertröstete, ohne Abhilfe zu schaffen. Die Hand zum Frieden, welche ihm der Kaiser bot und welche die Stände des niedersächsischen Kreises gerne ergriffen, schlug er aus und schloß einen neuen Bund mit den Generalstaaten und dem neuen König von England, Karl I. (1625—1649). In einer besonderen Verteidigungsschrift stellte er die Kriegsrüstung hin als geschehen zum Schutz der „teutschen Freiheit", des evangelischen Glaubens und Abwendung angedrohter Zwangsmaßregeln. Aber Tilly verwahrte sich in einem offenen Anschlag gegen alle vom Zaune gebrochenen Beschuldigungen, als ob er und der Herzog von Friedland, die „Teutsche Libertet undertrucken, die Augspurgische Confession außreutten und allerhand grausame Gewalt: und Thathandlungen verübt haben solle" und forderte alle Geistliche der Augsburgischen Konfession „in gantzem Nider Säxischen Crayß und anderstwo" auf, „künlich" aufzutreten und auszusagen, „ob jemand auß denselben von Hochbestimbten Herrn General vertrieben, oder ihnen sonsten in versehung ihrer Aempter und Kirchendiensten jemals auch die geringste behindernuß, hem- und sperrung begegnet". Mit scharfen Worten geißelte er die scheinheiligen Friedensstörer, die zur Verteidigung der deutschen Freiheit und der Augsburgischen Konfession sich mit auswärtigen „unteutschen Gästen" verbänden, welche selbst in ihren Ländern der genannten Konfession „nicht die geringste Kirchen, Cappellen oder Clause vergünstigen" wollten. Mit dem Worte der deutschen Libertät verdecke man die Begierde nach unumschränkter Herrschaft über Leib und Gut ohne Scheu vor Kaiser und Reichsgericht. Man wolle die Schwächeren unter die Füße treten, Land und Leute, Stifter und Genossenschaften an sich reißen, Adel und Städte um ihre Gerechtigkeit und Privilegien bringen, den Bedrängten den Zugang zum Rechte abstricken, keine Justiz, kein Gesetz, keinen Richter, keine höhere Obrigkeit über sich dulden, in Summa: das Joch der

Dienstbarkeit den Ständen, Kommunen und Privatpersonen über den Hals werfen. Das sei die deutsche Libertät, die Libertät, die man den Deutschen bringen wolle mit Hilfe der Holländer, Engländer und wessen immer sonst. Und dieses Streben umhülle man mit dem Namen der Religion. Da alle Ausgleichversuche an dem Starrsinn des Dänenkönigs scheiterten, begann im Frühjahre 1626 der Krieg von neuem. Aber weder auf der kaiserlichen noch auf der gegnerischen Seite vereinigten sich die Kräfte zu gemeinsamem Schlage. Der Däne wandte sich gegen das durch Krankheit und Not geschwächte Heer Tillys. Mansfeld, durch Holländer und Schotten bedeutend verstärkt, durchstreifte zuerst das hannöversche Land, das Gebiet von Hamburg, Lübeck, Mecklenburg und Brandenburg, und versuchte dann den Sturm auf die starke Stellung Wallensteins an der Dessauer Elbbrücke (1. April 1626), ward aber zurückgeworfen und hätte vernichtet werden müssen, wenn sein Gegner, wohl aus eigennützigen Nebengründen, die Ausnutzung seines Sieges nicht unterlassen hätte. Statt ihn zu verfolgen und die Sammlung der zersprengten Trümmer des Heeres zu verhindern, ließ er ihn ungestört seine Verluste durch neue Werbungen in Brandenburg ersetzen und Johann Ernst von Weimar an sich heranziehen. Erst als Mansfeld durch Schlesien gezogen war und bereits in Mähren stand, zog er ihm nach und nötigte ihn, durch den Jablunkapaß in Ungarn einzurücken. Hier an der Waag lagerten sich beide Gegner, links Mansfeld und Bethlen Gabor, rechts Wallenstein. Obwohl dieser bei weitem die Übermacht hatte, griff er nicht an. Unterdessen richteten Seuchen in beiden Heeren große Verheerungen an. Daher knüpfte Bethlen wieder Unterhandlungen über den Frieden an. Kaum hatte er Waffenstillstand erlangt, so machte er sich in der Nacht davon. In Preßburg schloß er zum zwölften Male Frieden mit dem Kaiser.

Sein Waffengenosse gedachte über Venedig nach England zu reisen. Aber schon in Ofen erkrankte er. Hier ließ er seinen Harem zurück und setzte seine Reise fort. In dem bosnischen Orte Urakowitz in der Nähe von Serajewo verließen ihn die Kräfte. Mit der Kirche ausgesöhnt, erwartete er in seinem Waffenrocke, mit dem Degen umgürtet, von zwei Offizieren gestützt, stehend den Tod (30. Nov. 1626). Seine Leiche wurde zu Spalatro in Dalmatien beigesetzt. Johann Ernst folgte dem Waffengefährten im Tode rasch nach. Der Halberstädter war schon am 16. Juni zu Wolfenbüttel an den Folgen seines „unordentlichen" Wandels aus dem Leben geschieden.

Aber noch stand der mächtigste Gegner des Kaisers in Norddeutschland unbesiegt, Christian IV. Tilly fühlte sich der Macht desselben nicht gewachsen und bat Wallenstein unmittelbar und durch kaiserliche Verwendung um Hilfe, aber ohne Erfolg. Da Moritz von Hessen, trotz des Widerspruchs seiner Stände, mit den Dänen und Franzosen sich in Verbindung einließ, mußte Tilly erst der vom Rücken her drohenden Gefahr begegnen. Die Festung Münden, von 800 Dänen

besetzt, versperrte ihm den Weg und beantwortete seine Aufforderung, sich zu ergeben, mit der Mißhandlung und Ermordung der Unterhändler. Sie ward erstürmt. Die durch die Beteiligung der Bürger am Kampfe erbitterten Soldaten machten 1200 derselben nieder. Der störrige Landgraf sah sich durch die Einschließung Kassels genötigt, sich zu unterwerfen und eine kaiserliche Besatzung in seine Hauptstadt aufzunehmen. Göttingen kapitulierte nach tapferer Verteidigung. Bei dem Städtchen Nordheim stießen die Vorposten Christians und Tillys zusammen. Letzterer zog sich nach dem Eichsfeld zurück, griff aber den König bei Seesen kühn an. Nachdem er in den letzten Tagen des Juni mit Wallenstein in Duderstadt zusammengekommen war, erhielt er von diesem drei Regimenter zur Unterstützung. Mit dieser Verstärkung wagte er am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberge den Entscheidungskampf, der nach langem Schwanken mit einer gänzlichen Niederlage der Dänen endete. Der König selbst entging mit genauer Not dem Tode. 8000 Dänen deckten die Walstatt, 2000 gerieten in Gefangenschaft; der größte Teil der Geschütze und der Bagage fiel dem Sieger in die Hände. Der eine Sieg stellte das kaiserliche Ansehen in ganz Niedersachsen wieder her. Den unter Verheerungen abziehenden Dänenkönig verfolgte Tilly; aber zum Frieden vermochte er ihn nicht zu zwingen, da die Engländer, die Holländer und die Franzosen für Ersatz der Verluste sorgten und die Fortsetzung des Krieges eifrigst betrieben. Die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich.

Am 1. September 1627 endlich stieß Wallenstein, aus den österreichischen Erblanden zurückgekehrt, zu Tilly. Da dieser aber bei der Belagerung von Pinneberg bei Hamburg verwundet wurde, fiel jenem die Ausbeutung des Sieges allein zu. Er drang bis zur Spitze von Jütland vor und besetzte Mecklenburg, welches er sich nach Vertreibung der nicht mehr als die übrigen niedersächsischen Fürsten schuldigen Herzöge selbst vom Kaiser als Pfand für seine Auslagen, dann als Lehen (19. Jan. 1628) übertragen ließ. Tilly sah sich vollständig von seinem nur selbstsüchtige Pläne verfolgenden Nebenbuhler zurückgedrängt und mußte sich für sein Heer mit elenden Winterquartieren in den ausgesogenen Ländern an der Elbe und Weser begnügen, während der Friedländer für die eigenen Truppen in Mecklenburg, Pommern und Brandenburg für gute Verpflegung sorgte. Je mehr Wallenstein erreichte, um so kühner wurde er in seinen Plänen. Seit er selbst in den Reichsfürstenstand getreten war, arbeitete er darauf hin, auf Kosten der übrigen Reichsfürsten scheinbar das kaiserliche Ansehen, in Wahrheit seine eigene Macht zu erhöhen. Den Druck seiner unaufhörlichen Werbungen und der von seinen Obersten auferlegten Kriegslieferungen und Zahlungen, dazu die Bedrängnis durch die ungefüge Soldateska, lastete auf allen deutschen Ländern katholischen wie protestantischen Glaubens, so daß die bittersten Klagen in Wien einliefen, die aber bei dem großen, durch klingende Widerlegungen verstärkten Einfluß des

Emporkömmlings beim kaiserlichen Hofe wirkungslos verhallten. Die Besitznahme der norddeutschen Küsten führten den weitblickenden Geist naturgemäß zu dem Gedanken, die Herrschaft über die beiden deutschen Meere wiederherzustellen. Die Verwirklichung des Planes hätte politisch Dänemarks und Schwedens Bedeutung vernichtet, kommerziell Holland und England einen schweren Schlag zugefügt. In der That lag die Schöpfung einer Seemacht im Interesse Deutschlands; aber sie ließ sich nicht von einem Manne durchführen, bei dessen Handlungen nie recht zu unterscheiden war, ob sie reiner Fürsorge für Kaiser und Reich entsprangen oder aus selbstsüchtigen Absichten hervorgingen. Als „Admiral des oceanischen und baltischen Meeres" nahm er den Bau einer kaiserlichen Flotte in Angriff. Vor allem galt es, die Hansa zu gewinnen. Längst hatten die Holländer dieselbe überflügelt. Es mußte denselben einen empfindlichen Eintrag thun, aus den Ostseeländern verdrängt zu werden. Das trat aber ein, wenn die geplante hanſiſch-ſpaniſche Handelsgeſellſchaft den alleinigen Handel mit Spanien an sich zog und die Städte Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund und Lüneburg zu Hauptstapelplätzen für denselben machte. In diesem Sinne machte der kaiserliche Gesandte Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg dem Rate von Lübeck seine verlockenden Vorschläge: „Was könnte einer so ansehnlichen, volksreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die teutsche ist, verkleinerlicher, schimpf- und spöttlicher seyn, als daß sie ihr von andern gegen derselben in keiner Comparation begriffenen Völkern, auf ihren eygnen maribus et fluminibus iura et leges vorschreiben lassen." England habe die deutschen Hansestädte ihrer „uralten Privilegien de facto spoliirt". Der Sundzoll sei ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien. Das alles sollte sich ändern, wenn die Hansa nur ihre Mitwirkung nicht verweigerte. Die glänzenden Aussichten aber, welche man eröffnete, erregten den Argwohn der hanseatischen Abgeordneten. Auf dem Tage zu Lübeck (Febr. 1628) lehnten sie die Anerbietungen und die Forderung, Kriegsschiffe zu stellen, ab. Daß es Wallenstein vor allem darauf ankam, selbst in den Besitz der wichtigen Hafenplätze zu kommen, zeigte sein Vorgehen gegen Stralſund. Lage und Befestigung verlieh ihr hervorragende Bedeutung. Daher suchte sich Wallenstein ihren Besitz zu sichern und verlangte die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung. Der Rat der Stadt war nicht abgeneigt, durch eine Geldzahlung sich Abstand von dieser Forderung zu erkaufen. Aber über die Höhe des Betrags und den weiteren Befehl, die neu angelegten Bollwerke zu schleifen, zogen sich die Unterhandlungen hin. Während das vielleicht von dänischen oder dänisch gesinnten Hetzern geleitete Volk auf gewaltsame Abwehr drang, besetzte der friedländische Generallieutenant Hans Georg von Arnim, ein geborener Brandenburger, die im Strelasunde vor dem Hafen liegende Insel Dänholm und hielt diese trotz der Zahlung von 30000 Thalern besetzt. Auf Befehl Wallensteins begann er die Belagerung der Stadt, sah sich aber durch

den kräftigen Widerstand der kriegslustigen Bürgerschaft bald zur Aufgabe der Insel und zum Rückzuge nach Rügen genötigt. Auf die Beschwerden des Magistrats erklärte der Kaiser seinen ausdrücklichen Willen, die Stadt „wider Billigkeit und ungehörter Sache“ nicht bedrängen zu lassen. Wallenstein aber, sei es aus strategischen Gründen, sei es geleitet von eigennütziger Absicht — unleugbar fiel hier sein und des Reiches Interesse zusammen —, beharrte darauf, die Stadt in seine Hände zu bekommen. Darum lehnte er auch das Zahlungsangebot der Hansestädte ab mit der Antwort, „es wäre ihm nicht ums Geld zu thun, sondern um die Stadt; wenn sie in ihrer Bestialität verharre, müsse er sie mit Gewalt zwingen. Die Sache hätte er übrigens dem Arnim übergeben. Das wäre ein guter Mann, auch ein Deutscher, kein Wälscher, auch ein Märker, kein Katholischer, sondern lutheranisch; mit dem müßten sie unterhandeln.“ Die ihm sonst in den Mund gelegte vermessene Drohung ist nicht genügend beglaubigt. Wie richtig der Feldherr die Sache beurteilte, zeigte sich alsbald. Nachdem Christian IV. von Dänemark schon im März des Jahres 1628 der Stadt seine Hilfe verheißen und am 10. Mai eine Flotte zum Entsatze gesandt hatte, erschienen am 4. Juli vier Kompagnieen dänischen Fußvolks unter dem Obersten Holk. Nach langem Zögern entschloß sich der Rat zur Aufnahme der dänischen Entsatzmannschaft und erst, als die Kaiserlichen bereits mehrere Schanzen erstürmt hatten. Den ersten dänischen Truppen folgten rasch mehr und mehr nach. Zu spät erkannte der Rat, daß es dem Dänenkönig nicht um Verteidigung der Stadt, sondern um ihren Besitz zu thun war. Von außen bedrängt, von innen durch Holk vergewaltigt, fanden die Bürger an dem Schwedenkönig Gustav Adolf einen bereiten Helfer. Am 20. Juni gingen sie mit demselben ein Schutz- und Trutzbündnis auf 20 Jahre ein. Als Wallenstein selbst die Belagerung in die Hand nahm, schien nochmals die Friedenspartei über die Kriegspartei obzusiegen. Aber Holk schnitt alle, auch durch den Herzog von Pommern warm geförderten Ausgleichversuche durch Bruch des Waffenstillstands ab. Das Eintreten heftiger Regengüsse, welche das kaiserliche Heer mit Seuchen bedrohte, und der Angriff Christians auf Rügen bewogen Wallenstein, die Belagerung aufzugeben, deren Mißerfolg der kaiserliche Befehl verdeckte. Nach dem Abzug der meisten Dänen aus der Stadt, brachte sie Gustav Adolf durch eine allmählich auf 7000 Mann anwachsende Besatzung in völlige Abhängigkeit von Schweden. Die freie Reichs- und Hansestadt war vor dem Schicksal bewahrt, eine kaiserliche Besatzung in ihren Mauern zu sehen, dafür sank sie zur schwedischen Landstadt hinab. Christian IV., von Rügen zurückgeworfen und zu Wolgast von Wallenstein geschlagen, von England und Frankreich, die selbst in Kampf miteinander geraten waren, im Stiche gelassen, nahm jetzt gerne den Frieden an, welcher ihm zu Lübeck am 22. Mai 1629 unter so günstigen Bedingungen gewährt wurde, daß er ausgerufen haben soll: „Wahrlich, der Kaiser

giebt mehr, als ich erwartet." Gegen Verzicht auf die norddeutschen Bistümer und das Versprechen, sich jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu enthalten, empfing er seine Länder zurück. Tillys Bemühungen, wenigstens die Aufhebung der Sundzölle und Entschädigung der durch Christian aufs härteste mißhandelten Landschaft Lüneburg zu erreichen, scheiterten an dem Widerstande Wallensteins, der offenbar darauf ausging, sich durch gnädige Behandlung des Gegners einen befreundeten Nachbar zu sichern, aber auch wohl eine Verbindung der beiden nordischen Reiche glaubte verhindern zu müssen.

Der Kaiser stand jetzt auf dem Höhepunkt der Macht. Wußte er diese gut zu benutzen, so konnte er einerseits für die Zukunft eine starke Centralgewalt begründen, anderseits dem lange beunruhigten deutschen Reiche nach innen Frieden, wie nach außen Sicherheit verschaffen, auch ohne daß er zu dem von Wallenstein empfohlenen Mittel griff, die alten Reichsfürsten allmählich zu entfernen. Fand er aber in seinem zur Bequemlichkeit geneigten, guten Herzen nicht den Trieb zu entschiedenem, selbständigem Auftreten in politischer Hinsicht, dann mußte er vor allem in diesem Augenblicke weise Mäßigung hinsichtlich der religiösen Angelegenheiten bewahren und nicht unklugerweise sich selbst die stärkste Stütze entziehen. Er konnte keine verhängnisvollere Schritte thun, als wenn er sich im Innern neue Gegner verschaffte und gleichzeitig seine gefürchtete „Zuchtrute" aus den Händen gab. Von den geistlichen Fürsten übel beraten, erließ er unter dem 6. März 1629 das berüchtigte Restitutionsedikt; am 13. August 1630 dankte er Wallenstein ab. Beide Maßnahmen rächten sich schwer. Wenn man dem Zeugnisse des kaiserlichen Rates Khevenhiller, der gut unterrichtet war, glauben darf, so hat dabei Richelieu seine Hand im Spiele gehabt. Er gab dem Herzog Maximilian den guten Rat, die „Frömmigkeit des Kaisers zu seinem eigenen Ruin zu verwenden, ihn aufzuhetzen, daß er alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter zurückfordere, sich dadurch die protestantischen Fürsten aufs neue zu Feinden mache und in neue Gefahren gestürzt werde". Er drängte vor allem darauf, daß man „wegen Wallensteins Plünderungen einen gewaltigen Lärm mache und dem Kaiser das Gewissen rühre". „Wenn aber das alles nicht verfange, dann werde Frankreich ein großes Kriegsheer nach Deutschland schicken und Gewalt anwenden. Den Protestanten sollte Glaubensfreiheit einstweilen versprochen; aber die geistlichen Kurfürsten am Rhein vor jeder Säkularisation geschützt werden, Baiern im Besitze der Kurwürde und Oberösterreichs bleiben. Aber das habsburgische Haus sei von der Kaiserwahl ausgeschlossen, die deutsche Krone müsse dem französischen Könige übertragen werden." Die ersten Ratschläge wurden leider nur zu getreu erfüllt.

„Zu würcklicher Handhabung beydes des Religion- und Prophan-Friedens" verfügte der Kaiser unter ausdrücklicher Beschränkung des Augsburger Religionsfriedens auf die Angehörigen des katholischen Glaubens und der Augsburger Konfession, daß alle seit diesem Frieden

von den Protestanten eingezogenen reichsunmittelbaren Stifter und alle seit dem Passauer Vertrage von Reichsfürsten in Besitz genommenen reichsmittelbaren Klöster und geistlichen Stifter „von den unrechtmäßigen Detentatoribus" abgefordert und den Katholiken zurückgegeben werden sollten. Diesem Dekrete zufolge mußten außer den zwei Erzbistümern Magdeburg und Bremen zwölf Bistümer und eine große Menge von Abteien und Klöstern den seitherigen Besitzern entzogen werden. Da aber mittlerweile ein Gut in dritte und vierte Hand gekommen sein konnte, veranlaßte das Gesetz die größten Verwickelungen und erschütterte in bedenklicher Weise den lange Jahre unangetasteten Besitzstand. Das formelle Recht konnte in vielen Fällen zur härtesten Rechtsverletzung werden. Die Verbindung des Reformationsrechts mit dem Rückerstattungsbefehl, wenngleich dem herrschenden Grundsatze des Landeskirchentums, wie es die protestantischen Stände oft unduldsam genug durchgeführt hatten, entsprechend, übte doch einen der katholischen Kirche weit mehr schädlichen, als förderlichen Gewissensdruck auf die Gemüter von Tausenden. Die in ihrem Unterhalt bedrohten Prediger steigerten durch Wort und Schrift die Erbitterung. Am schlimmsten aber war der moralische Eindruck der Verfügung auf das Volk, welches in derselben eine klare Bestätigung des seitherigen Vorwandes für den gegen den Kaiser geführten Krieg, als einen Kampf für die Freiheit des Glaubens, erblicken mußte. Mit der Durchführung des Edikts wurden Kommissäre betraut, welche nötigenfalls militärische Hilfe in Anspruch nehmen konnten. Aus politischen Rücksichten verschonte man zunächst die von Brandenburg und Sachsen säkularisierten Güter, obwohl Wallenstein gerade dem Kurfürsten Georg Wilhelm auffässig war. Hatte er doch schon 1627 geäußert: „Dieser Kurfürst hat lange genug die blinde Katze gegen Seine Majestät gespielt; man muß ihn lehren, wie er Seine kaiserliche Majestät respektieren soll." Von bedeutenderen Stiftern traf die Verfügung zunächst Magdeburg und Halberstadt. Letzteres war erledigt; ersteres hatte das protestantische Domkapitel nach der Absetzung des brandenburgischen Administrators Christian Wilhelm, welcher im dänischen Kriege zu Christian gehalten hatte, dem Sohne des Kurfürsten von Sachsen übertragen. Der Kaiser erkannte die Wahl nicht an, und ließ mit Einwilligung des Papstes beide Bistümer seinem erst 15jährigen Sohne Leopold verleihen, der schon Passau und Straßburg besaß und dazu noch Bremen und Hersfeld erhielt. Die Besetzung Magdeburgs hatte Wallenstein wegen des Unterhalts seines Heeres dem Kaiser schon früher angeraten. Als er jetzt die Aufnahme eines Regiments Fußvolks forderte, widersetzte sich die Stadt und traf entschiedene Vorkehrungen zur Verteidigung. Diese Haltung der Bürgerschaft, sowie die Verwendung der Hansestädte hielt ihn von der beschlossenen Belagerung ab und führte eine völlige Aussöhnung mit dem Feldherrn herbei, der „aus Gnade" sogar die ganze verlangte Abfindungssumme erließ, indem er in unzweideutiger Weise seiner Unzufriedenheit über

das Restitutionsedikt in den Worten Ausdruck verlieh: „Wir vernehmen, die Hanseſtädte bilden ſich ein, man wolle das kaiſerliche Edikt wegen der Reformation der Religion exequieren. Das ſind wir durchaus nicht gemeint. Das Edikt kann nicht Beſtand haben, und wir verſprechen den Hanseſtädten, daß ihnen das geringſte deswegen nicht zugemutet werden ſoll, denn man kann den Religionsfrieden nicht alſo über den Haufen ſtoßen.“ Noch deutlicher ſprach er ſeine Geſinnung gegen einen Geſandten des Kurfürſten von Sachſen aus, dem er erklärte, daß er mit ſeiner Armee ſich nie zur Durchführung des Edikts hergebe und „wenig darnach frage, was der Fürſt von Eggenberg, der Pater Lamormaini (der Berater Ferdinands) und andere ihresgleichen für Opiniones hätten“; „ſeine Abſicht ſei einzig und allein dahin gerichtet, die Reputation Seiner Majeſtät zu erhalten, das Reich zu konſervieren und vor allen ausländiſchen Feinden zu defendieren.“ Aber ſchon die Androhung der Exekution gegen Magdeburg hatte üble Folgen. Wie in Stralſund, ſo benutzte die demokratiſche Partei unter den Bürgern die äußere Gefahr, um die Herrſchaft im Inneren ſelbſt in ihre Hände zu bekommen. Sie war es, welche zwei Jahre ſpäter den Untergang der herrlichen Stadt herbeiführte.

Wallenſteins Stellung zum Reſtitutionsedikt ſtand mit ſeiner politiſchen und kirchlichen Geſinnung im Einklang. Aber daß er ſie ſo unverhohlen kundgab, dabei hatte er unzweifelhaft die wohlberechnete Abſicht, ſein Verhalten im Gegenſatze zu dem der Liga als auf die Erhaltung des inneren Friedens gerichtet zu kennzeichnen und ſich eine Stütze zu verſchaffen an den proteſtantiſchen Ständen gegen die an ſeinem Sturze arbeitenden katholiſchen Fürſten. Dieſer Schachzug mißglückte, da die Proteſtanten ihm nicht trauen konnten, und ſeine Gegner unter den Katholiken, von Richelieu bearbeitet, nicht raſteten, bis der gefährliche Mann beſeitigt war. Schon in dem erſten Jahre hatten die Art ſeiner Werbungen, die Erpreſſungen ſeiner Offiziere und die Gewaltthätigkeiten der Söldner, welche hoch und niedrig ohne Unterſchied der Konfeſſion trafen, von allen Seiten die bitterſten Beſchwerden und Klagen erregt. Kann auch Wallenſtein ſo wenig wie andere Heerführer ſeiner Zeit für alle Ausſchreitungen ſeiner aus aller Herren Ländern zuſammengelaufenen, nur durch die Ausſicht auf Gewinn zuſammengehaltenen Untergebenen verantwortlich gemacht werden, ſo ſteht doch anderſeits feſt, daß er, je nach Gunſt oder Ungunſt, ſchärfer oder gelinder gegen Frevler einſchritt. Es war der Ausdruck der öffentlichen Meinung, wenn ein Sänger der Zeit klagte:

„Das heiſt dem Keiſſer 's Reich vermehrt,
Wann treu Stend werden gantz außzehrt,
Von land und leut verjaget.
Des Keiſſers hertz den frieden liebt,
Der Fridlender das Reich betrübt,
Sein Ehrgeits ihn ſo plaget.“

Selbſt als die ausführliche Darſtellung, welche der Kurfürſtentag von

Mühlhausen (18. Okt. 1627) dem Kaiser über den Druck des Heerwesens gab, brachte keine bedeutende Änderung hervor. Die Armada wurde nicht verringert, aus den Besitzungen der ligistischen Fürsten nicht weggeführt. Die geforderte Entlassung war freilich bei der ewig herrschenden Geldnot des Kaisers, welcher den zu entlassenden Truppen den Sold nicht zahlen konnte, fast unmöglich. So blieb denn auch trotz des aufrichtigen Willens Ferdinands, die thatsächlichen „Enormitäten" abzustellen, alles beim alten, auch nachdem die Kurfürsten, einem zu Bingen (9. Juli 1628) gefaßten Beschlusse gemäß, ihre Überzeugung ausgesprochen hatten, „daß durch das übermäßige Kriegsvolk nach den gefährlichen Anschlägen des Friedländers ein neuer Dominatus zu endlicher Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung solle eingeführt werden." Zur Gewährung der Bitte, „dem Herzog das Schwert, womit er nur des Reichs getreue Stände verfolge, aus der Hand zu nehmen und ihn von der Armee zu entlassen", konnte der Kaiser sich nicht entschließen und geriet dadurch in den Verdacht, als beabsichtige er wirklich die Unterdrückung Deutschlands, vor allem der Reichsfürsten. Der verletzende Hochmut, welchen der Emporkömmling gegen einzelne derselben, besonders den Kurfürsten von Brandenburg, zur Schau trug, mußte den Gedanken erwecken, daß er sich ein höheres Ziel gesteckt habe, wenn auch die Enthüllungen, welche Maximilian von einer „hohen Person" über dessen „Dissegni und Anschläge" erhalten hatte, übertrieben gewesen sein mögen. Ein so berechnender Geist, wie Wallenstein, äußerte sicher nicht ohne Absicht schon 1628: „Man muß die Kurfürsten Mores lehren, die Succession im Reiche gebührt dem Sohne des Kaisers, es bedarf dazu der Wahl nicht"; er hoffe „dem Hause Österreich einen guten Dienst zu thun". Sein Auftreten konnte allerdings den Argwohn erregen, als strebe er selbst nach der Krone. Sein Hofstaat übertraf an Reichtum und Pracht den der Fürstenhöfe. Über 600 Pferde mußten stets zu seiner persönlichen Verwendung, über 400 für sein Gefolge bereit stehen; Begleitung und Dienerschaft, ungerechnet die Leibkompagnie und die zum Hofe gehörigen Handwerker, zählte 225 Personen. Und diese ganze Hofhaltung lebte auf Kosten der Gegend, in welcher der Herzog sein Quartier hatte. So zahlte z. B. das Stift Halberstadt wöchentlich für die Person Wallensteins 7000 Thaler Tafelgelder. Mehr als jeder andre Fürst wollte er seine Würde geachtet wissen und ließ sich gerne als „Hoheit" anreden, mit einem in jener Zeit noch selteneren Titel.

Nachdem die Ligisten nochmals nach einer zu Heidelberg getroffenen Verabredung über die Bedrückung des Gewalthabers Klage erhoben und ihre Forderungen erneut hatten, kam die Angelegenheit auf dem Kurfürstentag zu Regensburg 1630 zum Austrag. Frankreich, welches aus allen Kräften gegen Wallenstein gearbeitet und der Liga für den Fall des offenen Krieges eine Hilfe von 50000 Mann angeboten hatte, setzte durch seine Gesandten Leon de Bruslart und den dem

Kapuzinerorden angehörigen Pater Joſeph alle Hebel in Bewegung, Wallenſtein zu Fall zu bringen. Alles ſchien ſich gegen denſelben verſchworen zu haben. Nur der ſpaniſche Geſandte und wohl der Fürſt von Eggenberg traten für den von allen Angegriffenen ein; der Kurfürſt von Brandenburg verhielt ſich aus Furcht vor deſſen Rache neutral. Nach langem Sträuben gab Ferdinand (am 13. Aug.) dem Drängen nach, aber mit ſchwerem Herzen. Was hätte er anders thun können angeſichts der drohenden Verbindung der deutſchen Fürſten mit Frankreich? Und der Abgedankte? Vom Kaiſer in ſchonender Weiſe von ſeiner Entlaſſung in Kenntnis geſetzt, erwiderte er den Geſandten würdevoll, er habe ſein Schickſal bereits in den Sternen geleſen; der Kurfürſt von Baiern dominiere über den Kaiſer, daher meſſe er demſelben keine Schuld bei, wenn er auch beklage, daß Seine Majeſtät ſich ſeiner ſo wenig angenommen; er wolle aber Gehorſam leiſten. Er wußte wohl, daß man ihn wieder rufen werde. An ſeiner Stelle ernannte der Kaiſer Tilly, der nur mit Widerſtreben die Stelle übernahm. Die Truppen ſollten reduciert werden, blieben aber in weſentlich gleicher Stärke, da in denſelben Tagen ein neuer Feind aufgetreten war in der Perſon des Schwedenkönigs. Wenn der Kaiſer gehofft hatte, durch Nachgiebigkeit in dieſer ganzen Angelegenheit wenigſtens entſprechendes Eingehen auf ſeine eigenen Wünſche zu finden, ſo ſah er ſich ſchwer getäuſcht: die Kurfürſten drängten darauf, daß er mit Frankreich, mit welchem er wegen des Herzogtums Mantua in Krieg lag, Frieden ſchloß und den Herzog von Nevers als den rechtmäßigen Beſitzer anerkannte; damit hatte er eine Niederlage in Italien erlitten; die Wahl ſeines Sohnes zu ſeinem künftigen Nachfolger wurde abgelehnt; auch die Allianz mit Spanien gegen Holland fand Zurückweiſung. Das Fürſtentum hatte einen diplomatiſchen Sieg über den Kaiſer, Frankreich über das Haus Habsburg erfochten, wie lange nicht mehr. Das einzige, was Ferdinand behauptet hatte, war das böſe Reſtitutionsedikt. Und ſchon hatte Frankreich den neuen Krieg angezettelt, der Deutſchlands Mark verzehren ſollte.

3. Der ſchwediſche Krieg (1630—1635).

»Suecus longe nimis Germania abest«, „Der Schwede iſt zu weit von Deutſchland entfernt", ſchrieb noch im Jahre 1630 ein Deutſcher. Wer hätte je geglaubt, daß dieſes nordiſche Reich, welches bis dahin kaum in der allgemeinen Geſchichte eine Rolle geſpielt hatte, dazu berufen ſei, das mächtigſte Wort im Hader der deutſchen Fürſten und im Streite zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon zu ſprechen. Durch die kalmariſche Union hatte Margarete von Dänemark im Jahre 1397 die drei nordiſchen Reiche Dänemark, Schweden, Norwegen geeinigt. Aber nur mit Widerſtreben ertrugen die Schweden den Druck der Dänen. Die Hinrichtung von 94 vornehmen Schweden durch den grauſamen Chriſtian II., das ſogen. Stockholmer Blutbad

(1520), erregte einen Aufstand, welcher den Schweden die Freiheit, dem Befreier Gustav Erichson Wasa die Krone verschaffte (1523—1560). Er führte die Reformation in lutherischer Form ein, behielt aber die bischöfliche Verfassung der Kirche bei. Da sein Enkel, der katholische Sigismund, von den Polen zum König gewählt wurde (1587), bemächtigte sich dessen ehrgeiziger Oheim Karl IX. (1600—1611) des Thrones, verwickelte aber sein Land dadurch in Krieg mit Polen, welchen er auf seinen Sohn Gustav II. Adolf vererbte. Dieser, im Jahre 1594 geboren, zeigte durch seine kriegerischen Erfolge, welche ihm von Rußland die Provinz Ingermanland, von Polen Livland eintrugen, seine hohe Begabung für die Kriegführung. Seinen scharfen politischen Blick beweist die Aufmerksamkeit, die er schon frühe den deutschen Angelegenheiten widmete. In dem kalten, verschlossenen Nordländer glühte ein feuriger Geist; so vereinigten sich in rechtem Maße berechnende Klugheit und Umsicht mit rascher Entschlossenheit, zähes Festhalten an dem gesteckten Ziel mit rücksichtsloser Thatkraft. So langsam, ja schwerfällig er in seinen körperlichen Bewegungen war, da ihn seine starke Leibesbeschaffenheit behinderte, so schnell war er in seinen kriegerischen Bewegungen. Trotz aller Behäbigkeit war er allen Anstrengungen gewachsen und stellte darum auch an seine Untergebenen die gleichen Anforderungen. Fein gebildet, so daß er sieben Sprachen beherrschte, verstand er das Wort und die Feder so meisterhaft zu gebrauchen, wie das Schwert zu führen. Klarheit und Schärfe heben alles, was er sprach und schrieb, weit über die gesucht weitschweifige, dunkle Ausdrucksweise aller seiner Zeitgenossen. Das ganze Wesen des stattlichen, breitschultrigen Mannes mit dem blonden Haar, den blauen Augen in dem hellen Antlitz hatte etwas Gebieterisches, Hoheitsvolles, Fesselndes. Seine Persönlichkeit vermochte bei allem Ernste und aller Strenge, welche er stets bewahrte, die Gemüter zu bezaubern. Von Herzen ein überzeugungstreuer, frommer Mann, hat er doch die Religion vorgeschoben, wo Ehrgeiz die Triebfeder seines Handelns war. Ohne Zweifel ist er der größte Mann seiner Zeit.

Schon im Jahre 1614 hatten die Häupter der Union den jungen Schwedenkönig zum Beitritt eingeladen. Damals versprach er, im Falle er den langwierigen Krieg mit Polen beilegen könnte, ihnen und der evangelischen Sache seinen Beistand zu leihen, zumal — was nicht zutraf — sein Feind, der König Sigismund, ein vornehmes Mitglied der Liga sei. Im Jahre 1619 hätte er gerne gesehen, daß zwischen ihm und Böhmen „eine fleißige Korrespondenz angerichtet würde", und war „ganz perplex" darüber, daß „um die Allianz" mit ihm „so wenig gethan" ward. Nach seinem Dafürhalten wäre es gut, „daß man das Eisen, so auf dieser Stelle (d. i. bei ihm) zum gemeinen Nutzen schon längst warm gewesen, etwas eifriger schmiedete". „Dem gemeinen Besten zu Nutz" machte er sich gefaßt, im Frühling des Jahres 1620 einzugreifen. Es kam nicht zur Ausführung seines Planes. Auch die Verhandlungen, welche der Kurfürst von Brandenburg im Jahre

1624 mit ihm einleitete und vornehmlich Frankreich betrieb, brachten die gewünschte Möglichkeit der Einmischung nicht. Wie rasch und fest er die erste günstige Gelegenheit ergriff, lehrte die Besetzung Stralsunds. Die Pläne Wallensteins und des Kaisers auf die Ostsee boten ihm eine Handhabe, wie sie ihm nicht willkommener sein konnte. Da auch er nach der Herrschaft über die Ostsee strebte und darum den Besitz einiger Häfen an der deutschen Küste begehrte, war es ihm leicht, den Angriff als Verteidigung seines Rechtes und seines Landes darzustellen. Und so hat er auch sein Vorgehen gerechtfertigt. Haben die unerwartet glücklichen Erfolge seinem Ehrgeiz höhere Ziele eröffnet, wie sein Wort sie andeutete: „Das höchste und letzte Ziel ist ein neues, evangelisches Haupt; das vorletzte eine neue Verfassung (Deutschlands) unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte“ — den ersten Grund bildeten seine Eroberungspläne auf die deutsche Ostseeküste, wie dies auch sein vertrauter Kanzler Axel Oxenstierna im Jahre 1644 im schwedischen Reichsrate zu Stockholm aussprach: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion für die Krone Schwedens; darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser; das war die vornehmste Ursache, welche Seine selige Majestät in die Waffen brachte.“ Bereits im Frühjahre 1629 forderte er von den Ständen des Landes zur Sicherheit gegen die feindseligen Absichten der Habsburger und zum Schutze des bedrohten Glaubens die nötigen Mittel zur Ausrüstung eines Heeres und zur Aufstellung einer ausreichenden Flotte. Die sichere Aussicht auf französische und holländische Hilfsgelder ließen den Plan nicht erstehen, sie festigten ihn nur. Mit 42000 Mann wohlgerüsteter, trefflich geschulter einheimischer Soldaten konnte er den Krieg beginnen, auch ohne jede fremde Hilfe. Wer schlagen will, sucht und findet stets mehr Gründe, als notwendig sind. Man schloß seine Gesandten vom Friedenskongreß zu Lübeck aus; darüber führte er Beschwerde bei den Kurfürsten. Man hatte seine Vettern aus Mecklenburg verdrängt. Wallensteinische Truppen unter dem Befehle Arnims traten im April 1629 in polnische Dienste und kämpften gegen ihn: das war Unterstützung des Feindes durch den Kaiser. Und doch hatte er zuerst Stralsund Hilfe geschickt, und seine Truppen waren schon 1627 durch Pommern gezogen und hatten trotz aller Beteuerungen einen Schaden an Hab und Gut der Einwohner angerichtet, der auf fünf Tonnen Gold veranschlagt wurde.

Nachdem der durch den französischen Gesandten Charnacé zwischen ihm und dem König Sigismund vermittelte Frieden (26. Sept. 1629) ihm freie Hand verschafft hatte, trat er kühn gegen den Kaiser auf und stellte bei den Verhandlungen über einen Ausgleich derartige Forderungen nicht nur hinsichtlich der Ostseehäfen, sondern auch bezüglich der ihn ganz und gar nichts angehenden Verhältnisse der kaiserlichen Gewalt zu den Reichsständen, daß auch ein protestantischer Kaiser sie ohne weiteres als anmaßend zurückgewiesen hätte. Im Mai 1630 brach er von der Heimat zum Kriege auf. Beim Abschied von den

Seinen wurde auch der religiösen Bedeutung seines Vorhabens gedacht. Aber deutlichen Ausdruck erhielt seine wahre Absicht in den Worten: „Bin ich Sieger, so sind die Deutschen meine Beute.“ Eine Kriegserklärung ersparte er sich. Die Nichtigkeit der Gründe, durch welche er seinen Einfall in Deutschland zu rechtfertigen suchte, legte eine kaiserliche Gegenschrift dar; schärfer und kürzer hat sie Friedrich der Große beurteilt als ein Meisterstück königlicher Sophisterei.

Eben war der Reichstag in Regensburg eröffnet, da landete der „nordische Löwe“ auf der Insel Usedom mit 13000 Mann, worunter sich freilich schon 40 Kompagnieen Deutsche befanden, am 6. Juli 1630. Im Laufe des Jahres wuchs dieses Heer zur Stärke von 40000 Mann an. Die Kaiserlichen, völlig überrascht und zu schwach, dem Angreifer die Spitze zu bieten, überließen ihm ohne Schwertstreich Wollin und Camin. In der Besetzung Stettins kam Gustav Adolf dem kaiserlichen General Torquato Conti zuvor (10. Juli) und nötigte den alten Herzog Bogislav XIV. zu einem Vertrage, der im Grunde das Land den Schweden auslieferte. Als der Vertrag bekannt wurde, und der in seinem Erbrecht durch denselben geschädigte Kurfürst von Brandenburg dagegen Einsprache erhob, erklärte Gustav Adolf entschieden, er werde, wenn er auch 100 Jahre darüber Krieg führen müßte, Pommern nicht herausgeben, und antwortete den brandenburgischen Gesandten mit den Worten Lukans: »Sceptrorum vis tota perit, dum pendere iusta incipit«, „Mit der Macht der Könige ist es aus, wenn sie nach dem Rechte fragen.“ Während Torquato Conti die Hauptmacht seiner Truppen in einem befestigten Lager bei Garz a. O. und Greifenhagen sammelte, und diese von hier aus, namentlich unter dem unmenschlichen Obersten Götz, die unschuldigen und ohnehin schon hart mitgenommenen Einwohner aufs entsetzlichste, ja zumteil in wahrhaft viehischer Weise mißhandelten, eroberte Gustav Adolf das übrige Land bis auf Kolberg und Greifswald und suchte die Kaiserlichen aus Mecklenburg zu vertreiben. Da aber der Graf Pappenheim den Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg, mit welchem die Schweden Fühlung erstrebten, in Ratzeburg zur Ergebung nötigte, und Conti Stettin angriff, kehrte Gustav Adolf zurück, und warf die Kaiserlichen aus Greifenhagen und Garz hinaus, so daß sich General Schaumburg nach Landsberg und Frankfurt a. O. zurückzog und Tilly aufs dringendste um Hilfe bat. In der That befanden sich seine Truppen in ganz elendem Zustande und waren zu einem Kampfe kaum fähig, während das schwedische Kriegsvolk in allem wohl versorgt war. Damit auch im Winter die Operationen ungehinderten Fortgang nehmen könnten, ließ Gustav Adolf seinen Soldaten aus Schweden Pelze beschaffen und führte Lappländer in den Kampf. Von seinem Hauptquartier in Bärwalde (in der Neumark) aus gab er strenge Verordnungen über das Verhalten der Truppen gegenüber den Einwohnern, die unter dem fremden Regimente förmlich aufatmeten. Die gute Zucht der Schweden schwand leider bald mit dem Eintritt der Berufsplünderer in ihr Heer,

und besonders nach dem Tode ihres Führers trieben sie ärgeren Frevel als die berüchtigten Kroaten.

Obwohl Gustav Adolf als Befreier der deutschen Protestanten erschienen war, fand er bei denselben keine freudige Aufnahme. Pommern war der Gewalt gewichen; Mecklenburg hatte auf seine verheißende und drohende Proklamation geschwiegen; Brandenburg und Sachsen verhielten sich noch gänzlich ablehnend; Lübeck jagte die schwedischen Werber aus der Stadt. Es war ein Glück für den König, daß der endliche Abschluß des Bündnisses mit Frankreich, welches im Januar 1631 zu Bärwalde zu stande kam, ihm durch Zahlung von 300000 Livres für das verflossene Jahr und Zusicherung von jährlich 1000000 Livres Hilfsgelder die Mittel zur Fortsetzung des Krieges beschaffte. Denn schon begannen die Zugelaufenen wegen mangelhafter Soldzahlung Reißaus zu nehmen. Der Vertrag mit den Schweden hinderte den doppelzüngigen Franzosen indes nicht, auch mit dem Kurfürsten Maximilian und der Liga ein Schutzbündnis einzugehen und gleichzeitig sich das Recht zu wahren, auch die Verbindung der in Leipzig versammelten protestantischen Fürsten „zum Schutze der Freiheit" zu fördern. So erfüllte man das Versprechen, welches man im Frieden zu Chierasco gegeben, in allen Kriegen gegen den Kaiser volle Neutralität zu beobachten. Aber alles geschah nur, um nach dem Ausdruck des geriebenen Paters Joseph die deutschen Stände „aus der Knechtschaft des Hauses Österreich zu befreien". Von deutschen Fürsten wandten sich zunächst nur zwei dem Schwedenkönige zu, der abgesetzte Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, der schon gleich nach der Landung Gustav Adolfs dorthin zurückgekehrt war und im Herbst den Obersten Dietrich von Falkenberg, einen Hessen von Geburt, von demselben zur Leitung der notwendig werdenden Verteidigung erhalten hatte, und der Landgraf Wilhelm von Hessen, der insgeheim ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Schweden schloß und von diesem die Zusicherung der Erwerbung mehrerer geistlichen Gebiete erhielt.

Als der kaiserliche Oberfeldherr Tilly sich bei Frankfurt a. O. mit Schaumburg vereinigte (Januar 1631), ließ Gustav Adolf einen Teil seines Heeres unter dem Befehl des Generals Horn zum Schutze der Neumark und Pommerns zurück und wandte sich selbst wieder nach Mecklenburg, wo sich Neu-Brandenburg ohne Widerstand ergab. Die Feste Demmin, den Schlüssel des Landes, überlieferte der Oberst Savelli aus Feigheit, obwohl er sich mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen und den vorhandenen Lebensmitteln hätte halten können. Denn Gustav Adolf zog auf die Kunde vom Heranrücken Tillys nach Stettin zurück. Dieser erstürmte das von Kniphausen tapfer verteidigte Neu-Brandenburg, in welchem die durch den Widerstand erbitterte Soldateska ein schreckliches Blutbad anrichtete (19. März 1631). Zu einem Angriff auf das Lager Gustav Adolfs bei Schwedt war er zu schwach. Als er dann aber, dem Gebote Maximilians folgend,

den Marsch nach Süden lenkte, um Magdeburg anzugreifen, oder seinen Gegner nach sich zu ziehen, warf dieser sich auf Frankfurt, nahm es im Sturm (13. April) und übte schwere Rache für Neu-Brandenburg. Schonungslos metzelten die Soldaten alles nieder, Kaiserliche und wehrlose Einwohner, und plünderten die ganze Stadt. Und doch bestand ein großer Unterschied zwischen dem Verhalten beider Städte darin, daß Neu-Brandenburg die wiederholten Aufforderungen zur Übergabe, aller Warnungen Tillys ungeachtet, zurückgewiesen hatte, während der Sturm auf Frankfurt fast vom Marsche weg begonnen worden war. Dort waren die Einwohner Feinde der Belagerer, hier deren Freunde, so daß sie sogar die eigene Besatzung angriffen. Als der calvinistische Prediger Petargus dem Könige ernste Vorstellungen über die von seinen Soldaten verübten Greuel machte, antwortete er: „Das ist die gerechte Strafe dafür, daß ihr falsche Lehren in die Kirche gebracht habt.“ Um nach Ablauf der üblichen dreistündigen Plünderung dem Unwesen Einhalt zu thun, mußten „der König und seine Obristen mit Prügeln und bloßen Degen“ einschreiten. Tilly, der sofort auf die Nachricht hin, daß Gustav Adolf auf Frankfurt losgehe, umgekehrt war, vernahm bereits auf dem Wege das traurige Schicksal der Stadt. Der Fall Frankfurts und die kurz danach erfolgte Einnahme Landsbergs a. d. Warthe machten Gustav Adolf zum Herrn des ganzen Oderlandes von Stettin bis Glogau.

In Wien erwartete man nicht anders, als daß der Sieger in Schlesien eindringen werde. Die Wallensteinische Partei, namentlich Tiefenbach, der dem Blutbad entronnene Kommandant von Frankfurt, benutzte die Bestürzung am Hofe, um alle Schuld auf Tilly zu schieben und die Wiederberufung Wallensteins als unbedingt notwendig darzustellen. Tilly seinerseits bot alles auf, den Verlust Frankfurts durch den Gewinn von Magdeburg zu decken und diese Stadt zum Hauptwaffenplatz für den ganzen Elbstrom zu machen. Gustav Adolf ließ gegen alles Erwarten den wichtigen Platz, welchem er selbst die Stellung eines unüberwindlichen Bollwerks und Stützpunktes für seine Operationen zugedacht hatte, ohne Unterstützung, fast, wie es den Anschein hatte, mit Absicht, um die schwankenden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen durch die Gefahr zum Anschluß zu nötigen.

In Magdeburg war der alte, kaiserlichgesinnte Rat durch eine demokratische Partei gestürzt (Anfang 1630) und der ehemalige Administrator, der sich seither mittellos umhergetrieben, auch bei Gustav Adolf um Hilfe angeklopft hatte, durch Vermittelung zweifelhafter Persönlichkeiten heimlich in die Stadt zurückgebracht worden. Durch allerhand Vorspiegelungen, welche er und ein gewisser Stalmann unter dem Namen eines schwedischen Geschäftsträgers dem gänzlich verblüfften und vor dem Pöbel bangen Rate machte, setzte er den Abschluß eines Bündnisses zwischen der Stadt und dem König durch (11. August 1630) und erlangte von derselben auch gegen alle möglichen Versprechungen die Anerkennung als Administrator. Die begonnenen

Werbungen und einige kleinen Erfolge gegen die noch im Lande stehenden Soldaten des kaiserlichen Statthalters Wolf von Mansfeld, welche den Schwedenkönig über die Fähigkeit des Abenteurers täuschen mochten, hatten bald ein Ende erreicht, so daß, wenn nicht das Eintreffen Falkenbergs das gemeine Volk im unverständigen Widerstande bestärkt hätte, die besser gesinnten Bürger das drohende Verhängnis durch schleunige Unterwerfung unter den Kaiser wohl abgewendet haben würden. Nachdem Pappenheim schon im Dezember von Hameln aus mit einer geringen Mannschaft von 3000 Fußknechten gegen die Stadt herangerückt war, begann Tilly, nach wiederholter eindringlichster, aber erfolgloser Ermahnung zur Ergebung, die Blockade mit voller Kraft. Trotz tapferer Verteidigung und kühner Ausfälle gerieten die zwanzig Außenwerke nacheinander in die Hände der unermüdlichen Belagerer. Am 1. Mai gab Falkenberg das stärkste Bollwerk, die alte Zollschanze, den Brückenkopf jenseits der Elbe auf, ließ die Brücke zerstören und die Vorstädte niederbrennen. Sofort rückten die Kaiserlichen in die aufgegebenen Positionen ein und schlossen die Belagerten noch enger ein. Pappenheim bereitete alles zum Sturme vor. Tilly aber, der die Gefahr eines solchen für das Heer wie für die nur in ihrer Unversehrtheit wertvolle Stadt gerne vermieden hätte, machte die letzten Versuche, den nutzlosen Widerstand durch „wohlmeinende und treuherzige Ermahnung" zu brechen; aber die Unbeugsamkeit des Kommandanten und die wahnsinnige Halsstarrigkeit verblendeter Rädelsführer trug den Sieg davon über bessere Einsicht und geneigten Willen. So brach das Unglück jäh und mit vernichtender Gewalt über die Stadt herein. Da der zuletzt in dieselbe gesandte Trompeter noch keine Antwort zurückgebracht hatte, war auf das Drängen Pappenheims der Sturm auf die Frühe des 20. Mai festgesetzt worden. Als er aber zur Ausführung kommen sollte, zögerte Tilly von neuem und berief einen neuen Kriegsrat, der sich abermals für den Sturm entschied und zwar gerade, weil es schon spät war, und jedenfalls die ermüdeten Wachen sich dem Schlafe überlassen hätten. In der That war dies der Fall. Seit vier Uhr stritt man auf dem Rathaus für und wider die Kapitulation, da meldet ein Bürger, auf den Feldern wimmle es von Reitern und die Vorstädte ständen voll Truppen. Ruhig erwiderte Falkenberg, er wollte, die Kaiserlichen unterständen es sich zu stürmen, sie sollten übel empfangen werden. Kurz danach erdröhnt das Lärmhorn von der St. Johanniskirche. Auf den Straßen hörte man das Geschrei, die Kaiserlichen seien in der Stadt. Der Ratmann Otto von Guericke eilt hinaus und trifft bereits auf plündernde Kroaten. Die Pappenheimer hatten kurz nach sieben Uhr unter dem Schlachtruf „Jesus, Maria" mit ungestümer Gewalt das „Neuwerk" erstürmt und waren bereits bis zu St. Jakob vorgedrungen, da warf sich ihnen Falkenberg mit einigen Fähnlein schnell zusammengerafften Fußvolks mit heldenmütiger Tapferkeit entgegen und trieb die Eingedrungenen bis über den Wall zurück. Aber neue Sturmsäulen

rücken heran. Um den Wall wogt ein wütendes Ringen. Als die Kaiserlichen auch die „hohe Pforte“ erstürmen, eilt Falkenberg hierhin und findet in tapferem Kampfe seinen Tod. Inzwischen dringen auch die übrigen Truppen ein, und nun entspinnt sich mit den verzweifelten Soldaten und Bürgern ein blutiger Kampf fast um jede Straße, ja um die einzelnen Häuser, aus welchen selbst Weiber und Kinder Steine auf die Kaiserlichen schleudern und siedendes Wasser schütten. Das steigert die Erbitterung zu rasendem Ingrimm, der alles menschliche Gefühl erstickt und in gräßlichen Unthaten gegen Weiber, Kinder und Greise sich austobt. Vor dem grausamen Wüten der Wallonen, Italiener, Spanier, Franzosen und Kroaten schaudert selbst der bessere Teil des Tillyschen Volks. Aber in dem schrecklichen Gewühl des Straßenkampfes verhallt das rührende Flehen um Erbarmen, wie das entrüstete Machtwort edler Offiziere, welche dem Wüten Einhalt thun wollen. Die Stadt war kaum $1^1/_2$ Stunden in den Händen der Kaiserlichen, da lodert an zwölf Stellen zugleich das Feuer empor, welches ein heulender Nordoststurm in rasender Geschwindigkeit nach allen Seiten trägt und um 12 Uhr die Eroberer zwingt, von dem Morden und Plündern abzustehen und die Stadt zu räumen. So sank sie in Schutt und Asche, bis auf den Dom und etwa 50 Häuser. Tilly selbst ritt durch die Straßen und suchte zu retten und zu helfen, soviel er konnte. Den in den Dom und das Prämonstratenserkloster geflüchteten Personen, es waren über anderthalbtausend, gewährte er Schutz. Einen Knaben, welcher an der Brust seiner getöteten Mutter lag, hob er selbst unter Thränen auf und sagte: „Das sei meine Beute!“ Unbefangene Forschung hat längst den Makel abgewaschen, mit welchem man das reine Andenken des edlen Kriegers befleckte. Nicht Tilly hat den Brand Magdeburgs entzündet, sondern die verzweifelte Partei unter den Bürgern, welche die Eroberer in ihren Untergang hineinziehen wollte. Nach aller Wahrscheinlichkeit hat Falkenberg selbst die Anlage der Flatterminen angeordnet, die sich allerdings nur zumteil entzündeten, und zwar hatte er die deutliche Absicht, Magdeburg nur in Trümmern in die Hände der Feinde kommen zu lassen. Er hat seinen Zweck erreicht und damit die Kaiserlichen um den wichtigsten Stützpunkt gegen die Schweden gebracht. Klagend gesteht dies Tilly selbst in seinem amtlichen Bericht an Maximilian ein mit den Worten: „Darauf hat sich aber ein großes vnglück zugetragen, indeme vnder währendem Sturmb in der Statt Ein grosse Feuersbrunst, so der Feindt wegen des hien vnd wieder eingelegten Pulvers, Zue dem intent, wie der gefangenen auffsag insgemein verlautet, daz den vnsrigen solche nit Zue gueten khomme, mit vleiß vnd ex malitia verursachet, entstanden u. s. w.“ Der Administrator wurde beim Kampfe verwundet und geriet in Gefangenschaft. Er trat später, wie er angab, durch die schreckliche Katastrophe in seinem Gemüte aufs tiefste erschüttert, zur katholischen Konfession über und starb 1665 in Böhmen.

Die Protestanten maßen die Schuld des Untergangs der Stadt

dem Zögern des Schwedenkönigs bei, und dieser sah sich zur Verwischung des widrigen Eindrucks, welchen sein Verhalten erregte, veranlaßt, in einer Flugschrift sich zu rechtfertigen, indem er dem Brandenburger vorwarf, daß er die Einräumung Spandaus so lange verweigert habe, dem Sachsen, daß er ihn nicht unterstützt habe. In seinen Proklamationen forderte er zur Rache für Magdeburg auf und entblödete sich nicht, Tilly das schreckliche Schicksal desselben in die Schuhe zu schieben. Und doch hat diesen gerade der Fall Magdeburgs in die äußerste Not gebracht.

Am 10. Juni zwang Gustav Adolf seinen Schwager Georg Wilhelm, der lange hin und her geschwankt, aber unter dem Einflusse des vielverleumdeten, ehrlichen Grafen Adam von Schwarzenberg, eines Katholiken, in der Treue gegen den Kaiser verharrt hatte, zum offenen Anschluß durch Öffnung der Landesfestungen und Zahlung eines monatlichen Beitrags von 30000 Thalern für den Unterhalt des schwedischen Heeres. Die Eroberung Greifswalds (26. Juli) vollendete die Besitzergreifung Pommerns. Pappenheim mußte aus Mecklenburg weichen, in welches Gustav Adolf die vertriebenen Herzöge wieder einführte. Dann bezog er am rechten Elbufer bei Werben ein festes Lager. Die Stelle war so günstig gewählt, daß er die Elbe und das Havelland vollkommen beherrschte und bei der völlig ungehinderten Zufuhr aus dem Brandenburgischen selbst einer langen Belagerung ohne Sorgen hätte entgegensehen können. Als ihn hier Tilly, der nach dem Falle von Magdeburg einen Marsch gegen den rüstenden Landgrafen von Hessen begonnen hatte, angriff, wurde er unter nicht unbedeutenden Verlusten zurückgewiesen. Während er südwärts zog, um sich mit dem aus Italien zurückgekehrten Egon von Fürstenberg zu vereinigen, schloß der Landgraf ein festes Bündnis mit Gustav Adolf. Kurz darauf stellte sich auch der Kurfürst von Sachsen auf seine Seite.

Angeblich zur Vorberatung für die nach Frankfurt a. M. berufene Fürstenversammlung hatten sich bereits im Februar außer dem Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen acht protestantische Reichsfürsten und die Vertreter der nicht Erschienenen, auch von sechs Reichsstädten die Gesandten in Leipzig eingefunden. Auf das unerwartet kühne Vorgehen Georg Wilhelms nahm der Konvent sowohl gegen das Restitutionsedikt als gegen die „Kriegspressuren" entschiedene Stellung und verständigte sich über bewaffnete Neutralität. Wäre die Frankfurter Zusammenkunft nicht durch diesen Parteitag verzögert worden, vielleicht würde zwischen katholischen und protestantischen Fürsten über das unselige Restitutionsedikt eine Vereinbarung erzielt worden, und Gustav Adolf wie der Kaiser würden zu einem Vergleiche genötigt worden sein, vielleicht — vielleicht auch nicht, da einzelne protestantische Fürsten, wie der von Hessen und die von Weimar schon dem fremden Könige sich dienstbar gemacht hatten. Johann Georg von Sachsen, gegen denselben mißtrauisch und zunächst mehr auf sich, als auf die gemeinsame

Sache der protestantischen Stände bedacht, rüstete und verletzte dadurch, wenn er auch den Bund mit Schweden noch hinausschob, dennoch den Kaiser. Das zweideutige Verhalten des Kurfürsten blieb Tilly nicht verborgen. Da ihn die Verweigerung des Durchmarsches von Succurs und das Verbot von Kontributionen in die empfindlichste Not versetzte, forderte er im Namen des Kaisers den Kurfürsten zur Abrüstung und Aufhebung jenes Beschlusses auf, aber ohne Erfolg. Sein Einmarsch in Sachsen, von dem noch unter französischem Einflusse stehenden Maximilian mißbilligt, klärte im Nu die gewitterschwangere Lage. Johann Georg schloß sich jetzt (1. Sept.) Gustav Adolf an, vereinigte sich mit diesem bei Düben a. d. Mulde (15. Sept.), und beide rückten in einer Stärke von 47000 Mann gen Leipzig, welches Tilly besetzt hatte. Dieser, der vor dem Eintreffen der erwarteten Verstärkung sich in keine Schlacht einlassen wollte, nahm auf zwei Anhöhen, die Stadt im Rücken, eine feste Stellung ein. Seine Gegner aber suchten den Kampf, und es gelang ihnen, den heißblütigen Pappenheim zum Angriff zu verlocken. Zum Unglück stieß er gerade auf den linken Flügel des schwedischen Heeres, den Gustav Adolf selbst befehligte, geriet — wie es heißt — „aus Ursache seines blöden Gesichts" — zu weit vordringend in Not und zog den vorsichtigen Feldherrn in den Kampf ein. So entwickelte sich die Schlacht bei Breitenfeld (17. Sept. 1631). Um die Bedrängten nicht preiszugeben, verließ Tilly seine vorteilhafte Stellung und rückte ins offene Feld, dadurch seine eigenen Batterieen verdeckend. Es wird erzählt, er habe die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und über Pappenheim die bitteren Worte geäußert: „Dieser Mensch wird mich noch um Ehr und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute bringen." Seine trübe Ahnung erfüllte sich. Da seine nach alter Ordnung in dichten Reihen ziehenden Truppen den schwedischen Geschützen bloßgestellt waren, ließ er von dem Angriff auf den linken feindlichen Flügel ab und warf mit einer Rechtsschwenkung die Sachsen samt ihrem Kurfürsten in jähe Flucht; nur Arnim, früher General und fortwährend Vertrauter Wallensteins, der jetzt in sächsischen Diensten stand, wich nicht. Nun stürzte sich Gustav Adolf mit voller Kraft auf die allzu hitzigen Verfolger. Die kaiserliche Reiterei zerstob vor dem gewaltigen Stoß; das Fußvolk erlag im tapfersten Kampf. Nur vier wallonische Regimenter schlugen sich in ziemlicher Ordnung durch, wurden aber auch furchtbar mitgenommen. Kaum gelingt es den Veteranen, ihren verwundeten greisen Führer zu retten. Die Nacht deckte die geschlagenen Reste, um deren Sammlung sich Pappenheim, der Urheber des Unglücks, verdient machte. Die Niederlage war eine vollständige. Über 10000 Mann waren gefallen oder verwundet, 7000 gefangen; die ganze Artillerie war verloren. Von den Geretteten besaßen viele gar keine Waffen mehr. Bei der Trauerbotschaft bekundete der Kaiser wahre Seelengröße, indem er im Unglücke das Vertrauen auf Gottes Beistand nicht verlor und selbst dem niedergebeugten Feldherrn wieder Trost und Hoffnung zusprach.

Aber die Schlacht hatte Tilly den Ruf der Unbesiegbarkeit geraubt, und wenn alle Verluste an Mannschaft auch ersetzt werden sollten, diesen schwersten Verlust konnte nichts wieder gut machen. Bei Breitenfeld war nicht allein Tilly besiegt; hier war die alte Kriegskunst einer neuen unterlegen, die tiefgestellte, dichte Kolonne dem dünnen, weit ausgedehnten Haufen, die hergebrachte getrennte Aufstellung von Reiterei und Fußvolk der zweckmäßigeren Verteilung beider Gattungen auf alle Seiten, die schwerfällige Wucht der leichten Beweglichkeit. Der eine Sieg hat Gustav Adolf mehr gewonnen, als alle Proklamationen, daß er als Retter des evangelischen Glaubens käme. Das Volk der Zeit sah in dem Ausgange der Schlacht das Urteil Gottes und erblickte in der Befreiung von dem Druck der kaiserlichen Armada die Erlösung aus allem Jammer des Krieges, um so mehr, als der neue vergötterte Retter denselben aus dem protestantischen Norddeutschland in die katholischen Gebiete verlegte.

Während der Sieger zum großen Erstaunen vieler die Fortführung des Krieges in die kaiserlichen Erblande seinem Bundesgenossen überließ, wandte er sich selbst durch Thüringen nach den reichen geistlichen Bistümern im Main- und Rheinland. Es war kein anderer, als Wallenstein, der, durch Arnim mit Gustav Adolf schon seit dem Frühjahre in hochverräterischer Verbindung stehend, die Besetzung Böhmens durch die Sachsen veranlaßte. Am 15. November zogen dieselben in Prag ein. Ein zweites Heer unter Banér besetzte wieder Magdeburg, ein drittes unter Ake Tott rückte nach Niedersachsen. Nachdem der König Erfurt (27. Sept.) zur geringen Erbauung der meist protestantischen Bürger mit einer Besatzung versehen und zu einem Werbe- und Musterplatz gemacht, den getreuen Herzog Wilhelm von Weimar als Statthalter für Thüringen eingesetzt hatte, brach er am 6. Okt. zur Eroberung des Frankenlandes auf. Vor Königshofen hatte sich ein Bauernhaufe gesammelt, um die Stadt zu schützen. Er ward zusammengehauen. Der Kommandant der Festung versuchte keinen Widerstand; so fiel der „Schlüssel des Würzburgischen Bistums" den Schweden in die Hände; auch Schweinfurt öffnete sofort seine Thore. Und ehe Tilly von Westfalen her durch Hessen herankam, ergab sich auch Würzburg (13. Oktober), dessen Bischof sich vorher geflüchtet hatte. Die auf dem linken Ufer der Stadt gegenüber sich erhebende Feste Marienberg, auf welche Kirchen und Klöster, Prälaten, Adlige und reiche Bürger ihre Schätze in Sicherheit gebracht hatten, wurde nach viertägiger Belagerung erstürmt; die tapfere Besatzung ward schonungslos niedergemetzelt, ja etwa 20 Geistliche in der Kirche, selbst am Altare ermordet. Jetzt zeigte sich, aus welchen Gründen Gustav Adolf sich nach den geistlichen Fürstentümern gewandt hatte, statt sofort die habsburgische Macht zu zertrümmern. Er nahm das Bistum Würzburg in schwedische Verwaltung, verlangte von den Ständen und Bewohnern „seines Herzogtums Franken" den Erbhuldigungseid, zog die Kirchengüter ein und belohnte mit denselben

seine schwedischen Offiziere und deutschen Anhänger. Daß er das Land vorher dem Herzog Bernhard von Weimar zugesagt, berücksichtigte er nicht. Da ihm Tilly mit seinen durch Eilmärsche und Entbehrungen geschwächten und zerrütteten Truppen, obwohl er durch den Zuzug des Herzogs Karl IV. von Lothringen verstärkt war, nicht entgegentreten konnte und nach einem vergeblichen Versuche das mit Schweden verbündete Nürnberg zum Gehorsam zu bringen nach der Donau zurückgewichen war, nahm er ungehindert Aschaffenburg, Hanau, die freie Reichs- und Wahlstadt Frankfurt, Höchst und die darmstädtischen Orte Gernsheim, Weinheim, Heppenheim. Den Landgrafen Georg von Darmstadt zwang er zur Abtretung der Festung Rüsselsheim. Seine Soldaten, von denen er noch in Erfurt gerühmt hatte, sie seien „vor dieser Zeit so gute Zucht gewohnt gewesen, daß keiner derselben wider des Eigentümers Willen in einem Weinberge nur eine Traube angerührt" hätte, ließen es sich in der „Pfaffengasse" wohl sein und sogen die unglücklichen Bewohner derselben gründlich aus. Auch die Protestanten schonten sie nicht. Während die armen Leute verhungerten, lebte man im Lager aufs üppigste. Es gab keinen Soldaten, der sich nicht neu gekleidet und Überfluß an allem gehabt hätte. Die Finnen, die daheim oft bei verschimmeltem Brot gedarbt hatten, schwelgten jetzt im Überfluß und tranken den Wein, den sie jetzt erst kennen lernten, als „Kallskäl" (kalte Schale) mit Semmeln vermischt aus ihrer Sturmhaube. Wer nicht gutwillig spendete, was verlangt ward, büßte schwer. Jede Widersetzlichkeit fand blutige Rache. So mußte auch die Besatzung des Schlosses Oppenheim über die Klinge springen. Der Rheinübergang lieferte auch das von dem Kurfürsten Anselm Casimir verlassene Mainz in Gustavs Hand (23. Dez. 1631). „Die Konjunktion des Main und Rhein" war vollendet. Auch Mainz wurde in schwedische Verwaltung genommen, mußte schwere Kontribution zahlen und litt unsäglich unter dem schwedischen Regiment. Die kostbare Bibliothek ließ er nach Schweden schicken; sie fand aber auf der See durch einen Sturm ihren Untergang. Mainz sollte der Sitz seiner Herrschaft und Mittelpunkt der europäischen Politik werden, wie das reiche Frankfurt „sein Proviant- und Munitionsmagazin" war. Bald fand sich an seinem Hofe unter anderen deutschen Fürsten auch der Pfalzgraf ein, den er freundlich empfing, ohne ihm aber Versprechungen zu machen. Der vertrauensselige Spießbürger glaubte zwar immer noch an die selbstlosen Absichten des Königs, dessen ganzer „Intendt" dahin gehe, — wie ein Chronist der Zeit schreibt — „das römisch reich wieder zu recht bringen, alle vertriebene Exilanden, Fürsten, Graffen, edel, und wer sie sein mögen, wider in ihre Länder zu bringen und einzusetzen, hingegen aber diejenige, so Ursächer im römischen Reich an dem schädlichen Krieg sindt gewessen, wil Ihr Kö. Maj. dieselbigen heimsuchen und zur Straff ziehen, wie schon allbereit an vielen Orten in den bischoffen länder ist executirt worden." In Wahrheit hatte der König jetzt nicht so sehr „den Christlichen evangelischen Wohlstandt"

und die Restitution der armen „Exilanden“ im Auge, als vielmehr, wie er es bei den Nürnbergern einige Monate später aussprach, seine Erhebung zum Haupte des protestantischen Bundes, mit anderen Worten, die Begründung eines protestantischen Kaisertums; denn Deutschland, erklärte er, „bedürfe einer neuen Ordnung, die alte Reichsverfassung tauge nichts mehr.“ Selbst die Franzosen bekamen jetzt einigen Schrecken vor den kühnen Plänen des Eroberers, zumal er ihnen ebenso übermütig entgegentrat, wie den deutschen Fürsten, die sich von ihm hatten täuschen lassen. Mit Unmut berichtet der französische Gesandte nach Hause: „Der Appetit hat sich bei Gustav Adolf infolge der gelungenen Eroberungen in dem Grade gesteigert, daß er bereits alles anstrebt.“ Da er selbst am Rheinstrom herrschen wollte, hielt er die Franzosen ganz entschieden von demselben fern und gestattete nicht das Einrücken ihrer Truppen im Elsaß, welches Richelieu gerne schon jetzt in Besitz genommen hätte. Den Neutralitätsvertrag, welchen derselbe zwischen ihm und der Liga zu vermitteln sich bemühte, wies er anfangs schroff zurück, um sich nicht die Hände zu binden, und stellte dann so unannehmbare Bedingungen, daß Maximilian, nun aufgeklärt über die Schwäche und Unzuverlässigkeit Frankreichs, sich wieder eng mit dem Kaiser verband. Leider hatten sich schon die Kurfürsten von Mainz und Trier in ihrer Not mit dem ränkevollen Nachbar eingelassen; der letztere, Philipp Christoph von Sötern, traurigen Andenkens, welcher seit 1630 eine französische Pension bezog, überlieferte, um sich vor den Schweden zu retten, die Festung Ehrenbreitstein den Franzosen (8. Juli 1632). Die wahren Ziele Gustav Adolfs, schon in den Verhandlungen über die Neutralität bemerkbar, traten noch deutlicher hervor in der Ablehnung der von Brandenburg und Sachsen vorgeschlagenen Friedensverhandlungen. Die beiden Fürsten erkannten jetzt, in wessen Hände sie sich gegeben hatten; aber sie waren zu schwach, sich aus denselben zu befreien.

Während Gustav Adolf in Mainz weilte, brandschatzte General von Horn das Bistum Bamberg, bis Tilly ihn verjagte. Es war der letzte Erfolg des greisen Heerführers, die erste Schlappe der Schweden. Von Bamberg zog er südwärts, um denselben den Übergang über die Donau zu wehren. Gustav war dem ligistischen Heere nachgezogen. Nürnberg nahm ihn freudig auf. Anstatt dann Tilly, der bei Beilngrieß im Stifte Eichstädt eine feste Stellung bezogen hatte, hier anzugreifen, eilte er demselben voraus und sicherte sich die Donau durch Einnahme von Donauwörth. Tilly blieb jetzt nichts anderes übrig, als über die Donau zurückzugehen. Um Baiern zu decken, stellte er sich am Lech auf zwischen Rain und Augsburg. Durch ein Scheinmanöver täuschte ihn sein Gegner über seine Absicht, überschritt am 15. April in der Nacht den Fluß und schlug ihn nach einem hartnäckigen Gefechte. Tilly selbst ward schwer verwundet und starb am 30. April in der Festung Ingolstadt, in welcher das geschlagene Heer sich tapfer gegen die Stürme der Schweden verteidigte. Das

letzte Wort des Sterbenden soll — wie der Schwede Chemnitz berichtet — gewesen sein: „Man solte Regenspurg in acht nehmen; würde Regenspurg verlohren, so würde der Keyser wegen seiner Crone in Gefahr stehen.“ Wohl mag sein letzter Rat dahin gegangen sein. Mit seinen letzten Gedanken weilte er nicht mehr beim Irdischen. Bei den Worten des Geistlichen: »In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum« hauchte er, den brechenden Blick aufs Kreuz gerichtet, seine edle Seele aus. Der Kurfürst warf sich nach Regensburg. Die Schweden aber zogen am 19. Mai in die Landeshauptstadt München ein, dessen Bewohner wie vorher die unglücklichen Landleute nun den Druck der Kriegsnot in vollem Maße kennen lernten. Die in Verzweiflung gegen die Raubscharen Bernhards von Weimar sich erhebenden Bauern büßten schwer. Schon drangen die Sieger in Tirol ein, da zwang die Nachricht, der Kurfürst von Baiern rücke gegen Böhmen hin, um sich mit Wallenstein zu verbinden, den König zur Umkehr.

Seit dem 18. Dezember 1631 stand der Friedländer wieder an der Spitze der kaiserlichen Armee. Die Not nach der Niederlage von Breitenfeld hatte den Kaiser, welcher sich selbst vom Papste verlassen sah und in Ungarn einen neuen Feind an dem Fürsten Georg Rákóczy von Siebenbürgen erhalten hatte, gezwungen, dem Gewaltigen gute Worte zu geben, und dieser brachte, seinem Versprechen gemäß, binnen drei Monaten ein neues Heer zusammen. Zur Beibehaltung des Oberbefehls über dasselbe verstand er sich nur, nachdem er vom Kaiser das uneingeschränkte Verfügungsrecht und die weitestgehenden Zusicherungen über seine künftige Belohnung bezw. Entschädigung für Mecklenburg erhalten hatte. Wie es heißt, stand ihm ein Kurhut in Aussicht. Über Begnadigungen, die eroberten Gebiete, die Konfiskationen sollte er entscheiden dürfen. Wie allein der Drang der Umstände den Kaiser zu solchen Bewilligungen bestimmen konnte, so ließ sich der hochstrebende Mann nur deshalb gewinnen, weil sein Versuch mit dem ebenso ehrgeizigen Gustav Adolf in nähere Verbindung zu treten mißglückt war.

In raschem Zuge vertrieb Wallenstein die Sachsen aus Prag, ja aus Böhmen und stieß schon am 27. Juni in Eger zu dem Kurfürsten Maximilian, welcher ihm den Oberbefehl auch über die bairische Streitmacht überlassen mußte. Die einheitliche Leitung konnte ja für die Kriegführung nur von Vorteil sein; aber Wallenstein verlangte sie schon, um dem Manne keine Demütigung zu ersparen, welchem er die Hauptschuld an seinem Sturze beimaß. Bei der Begegnung unterdrückten beide ihre wahren Gefühle; doch haben „die curiosi bemerkt, daß der Kurfürst die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernt“ habe. In einer Stärke von 60000 Mann rückte die verbündete Armee in die Oberpfalz ein und warf bei Neumarkt ein schwedisches Regiment nieder. Gustav Adolf zog sich vor der Übermacht in ein festes Lager bei Nürnberg zurück und erwartete den Angriff Wallensteins. Aber auch dieser bezog längs der Rednitz auf den Anhöhen bei der „Alten Veste“ ein verschanztes Lager

(16. Juli) und suchte dem Gegner die Zufuhr abzuschneiden. Da der König trotz eines siegreichen Gefechts sich auf die Dauer nicht halten, mit seiner geringen Macht von 20000 Mann aber auch den Abzug nicht wagen konnte, zog er von allen Seiten, selbst von Mainz, Verstärkungen an sich. Nachdem er durch diese sein Heer auf etwa gleiche Stärke mit dem seines Gegners gebracht hatte, griff er diesen an, ward aber am 4. September mit Verlust von 3000 Mann zurückgeschlagen und gab am 18. September, durch Mangel an Lebensmitteln und ausbrechende Seuchen genötigt, seine Stellung auf. In Neustadt an der Aisch nahm er vom Pfalzgrafen Friedrich Abschied, — er sollte ihn nicht wiedersehen. Die Hoffnungen, welche derselbe auf die Schweden gesetzt hatte, blieben unerfüllt. In der Absicht, Wallenstein nach sich zu ziehen, kehrte Gustav Adolf nach Baiern zurück, sah sich aber getäuscht. Am 21. September wandte dieser sich nach Norden, um Sachsen zum Frieden zu bringen; nur Maximilian kehrte in Koburg zum Schutze seines Landes um, unterstützt von 10000 Mann kaiserlicher Truppen unter Aldringer. Ersatz für deren Abgang sollte Wallenstein an Pappenheim finden, welcher inzwischen durch Kreuz- und Querzüge Niedersachsen in Schrecken gesetzt hatte. Die bevorstehende Vereinigung der beiden Führer bedrohte Sachsen. Am 1. Nov. 1632 ergab sich schon Leipzig. Wollte Gustav Adolf nicht Sachsen aufgeben und sich der Gefahr aussetzen, vom Norden abgeschnitten zu werden, dann mußte er umkehren. Die richtige Zeit, nach Österreich, wo ein neuer Aufstand der Bauern ihn unterstützt hätte, einzufallen, hatte er verpaßt; seine ganze Berechnung war fehlgeschlagen.

Noch einmal zog er durch Thüringen fast im Triumphzuge, so daß er den überschwenglichen Ehrerweisungen Einhalt thun mußte. In Erfurt nahm er von seiner Gemahlin Abschied, schweren Herzens, als ob er sein trauriges Geschick ahnte. Bei Naumburg beabsichtigte er ein festes Lager zu beziehen, um die sächsischen Truppen, die Arnim aus Schlesien bringen sollte, und den Herzog Georg von Lüneburg zu erwarten. Keiner von beiden erschien, der erstere wohl deshalb nicht, um den gewünschten Frieden mit dem Kaiser nicht durch Beteiligung an einem neuen Kampfe zu erschweren. Als Gustav Adolf vernahm, daß sein Gegner seine Truppen in der Umgegend von Leipzig verteilt und Pappenheim mit mehreren Regimentern nach Halle beordert habe, rückte er sofort über die Saale auf die bei Weißenfels liegenden Kaiserlichen los (15. Nov.). Der plötzliche Angriff klärte Wallenstein über die Absicht des Schwedenkönigs auf. Sofort berief er Pappenheim zurück, zog seine in den umliegenden Dörfern verteilten Truppen an sich — es waren etwa 16000 Mann — und ließ noch in der Nacht den Graben an der von Lützen nach Leipzig führenden Landstraße zu einem Schützengraben vertiefen, hinter welchem er sieben Geschütze aufstellte. Am 16. November erfolgte die Entscheidung. Die Heere standen so, daß die Schweden nach Norden sahen, die Kaiserlichen

nach Süden blickten. Wallenstein lehnte den rechten, durch eine Schanze mit vierzehn Geschützen gedeckten Flügel an das Städtchen Lützen an, den linken berührte wie den ihm gegenüber stehenden rechten der Schweden der „Floßgraben", ein Kanal, welcher die Saale mit der Elster verbindet; das Centrum nahmen vier starke Heerhaufen ein, welche die Form eines Kreuzes bildeten; der linke Flügel hatte zwei Linien, der rechte nur eine. Die Infanterie stand in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln. Gustav Adolf stellte seine Truppen in zwei gleichen Schlachtreihen auf, so daß auch hier das Fußvolk die Mitte einnahm, aber zwischen den auf den Flügeln stehenden Reiterregimentern — es waren je 12 — kleine Abteilungen von Musketieren verteilt waren. Vor dem Centrum standen 20 schwere Geschütze; 40 leichte Geschütze deckten die Flügel. Das Fußvolk in der Mitte befehligten Nils Brahe und Knyphausen, den linken Bernhard von Weimar, den rechten der König selbst.

Am Morgen des Schlachttags lagerte ein dicker Nebel über der Gegend. Daher mußte Gustav Adolf den Angriff verschieben bis gegen 10 Uhr. Nach der Morgenandacht feuerte er seine Truppen an, schwang sein Schwert über dem Haupte und sprengte den Seinen zum Angriff voran. Dem tausendstimmigen „Gott mit uns" der Schweden dröhnte das Feldgeschrei der Kaiserlichen „Jesus, Maria" entgegen, und verheerendes Musketen- und Kanonenfeuer empfing die kühn gegen den Straßengraben heranrückenden Reihen des Fußvolks. Aber nach heißem Kampfe dringt es über den Graben, nimmt die 7 Geschütze des Centrums und richtet sie gegen die Kaiserlichen selbst. Schon sind die beiden ersten Karrees derselben geworfen, da stürzt sich Wallenstein selbst in das dichte Kampfgewühl, entreißt den Gegnern seine Batterie und zwingt sie zum Weichen. Inzwischen hat Gustav Adolf in schwerem Ringen die Schwadronen Piccolominis auf dem rechten Flügel zurückgedrängt. Aber auch der eben eintreffende Pappenheim griff mit gewohntem Ungestüm in die wogende Schlacht ein. Vor den daherbrausenden Schwadronen weicht das schwedische Fußvolk zurück, aber im Gewühle des Kampfes trifft ihn eine Falkonettkugel; zu Tode verwundet sinkt der Held vom Pferde. Aber auch seinem Feind, den er im Kampfe gesucht hat, bringt seine Tapferkeit den Tod. Vom rechten Flügel war Gustav Adolf nach dem bedrohten Centrum geeilt. An der Spitze der Samländischen Küraſſiere des Obersten Stenbock dringt er kühn gegen die schwarzen Küraſſiere Wallensteins vor. Bei dem herrschenden Nebel nähert sich der kurzsichtige König, nur noch von dem Herzog Franz Albrecht von Lauenburg und wenigen Reitern begleitet, zu sehr der Schützenlinie der Feinde und fällt, von mehreren Schüssen durchbohrt, mitten unter den feindlichen Reitern, deren Rosse über den Leichnam des Tapferen wegsetzen. Der Tod des Königs entflammt die Schweden zur Rache. Knyphausen und Bernhard von Weimar führen sie zum dritten blutigen Ringen, welchem erst die einbrechende Nacht ein Ziel setzt. Beide Teile hatten furchtbare Verluste erlitten,

und doch war die Schlacht nicht entschieden. Aber Wallenstein mußte aus Mangel an Proviant dem Gegner die Walstatt lassen und zog sich nach Leipzig zurück, um seinen Truppen Erholung zu schaffen und strenges Strafgericht über die Offiziere zu halten, welche zuerst gewichen waren. Am folgenden Tage fanden die Schweden die Leiche ihres Helden, nackt und entstellt von Wunden. Die verwitwete Königin Maria Eleonore brachte die sterbliche Hülle ihres Gemahls in die Heimat. Dort ruht sie in der Riddarsholmkirche bei Stockholm. Das Lederkoller, welches Gustav Adolf in der Schlacht getragen, sandte der Friedländer an den Kaiser, welchem der Anblick des blutgetränkten Waffenrocks Thränen des Mitleids über das traurige Ende seines großen Gegners entlockte. Wenige Tage nach der Schlacht verschied auch Pappenheim an seinen Wunden; und in denselben Tagen starb auch zu Mainz Friedrich V. von der Pfalz, der Urheber des ganzen Krieges. Die Ungewißheit darüber, wie Gustav Adolf gefallen, erweckte bald allerhand Vermutungen über sein Ende. Die ruhige Prüfung der unmittelbarsten und zuverlässigsten Berichte über dasselbe hat seinen Begleiter von dem schweren Vorwurfe feigen Meuchelmordes freigesprochen. Gustav Adolf fiel wie Pappenheim als Opfer seines Heldenmuts. Sein Tod hatte der tobenden Schlacht keinen Einhalt geboten, er endete auch nicht den Krieg, aber er benahm ihm den letzten Schein eines Ringens um ein hohes Ziel.

Richelieu begrüßte den Fall des Schwedenkönigs als eine „wunderbare Fügung Gottes“ und suchte ihn nur zum Vorteil Frankreichs auszunutzen. Die deutschen Fürsten, welche ihre Dienste dem Auslande weiter liehen, verfolgten selbstsüchtige Pläne bei der Fortsetzung des Kampfes, wie umgekehrt Wallenstein bei seinen eigenmächtigen Bemühungen um die Herstellung eines Friedens. Schweden focht weiter, um nicht des erstrebten Gewinnes verlustig zu gehen. Und das deutsche Vaterland zahlte alle und diente allen mit seinem Herzblute. Im schwedischen Heere war nur der zehnte Mann ein Schwede!

Wie sehr der Kaiser und einzelne Fürsten, wie die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und der Landgraf von Hessen-Darmstadt, den Frieden begehrten, für welchen auch Dänemark eifrig wirkte, die französischen Ränke hintertrieben dieselben aus allen Kräften und ruhten nicht eher, als bis Schweden einen neuen Bund mit Frankreich einging und die protestantischen Reichsstände des fränkischen, schwäbischen und der beiden rheinischen Kreise unter dem „Direktorium“ Schwedens zu Heilbronn (Mai 1633) und zu Frankfurt sich zu einem Schutz- und Trutzbündnis verbanden, welches die deutsche Libertät wahren, d. h. Deutschland vollständig zerstückeln sollte. Mit dieser schmachvollen Abmachung legten deutsche Fürsten ihr und des Gesamt-Vaterlandes Wohl in die Hände eines schwedischen Ministers, des ebenso hochmütigen, als brutalen und klugen Axel Oxenstjerna, welcher für die unmündige Tochter Gustav Adolfs, Christine, die Regentschaft in Schweden führte und in Deutschland nach Willkür schaltete.

Das ihm zur Seite gestellte consilium formatum mit dem Rechte der beratenden Stimme hatte keine thatsächliche Bedeutung, da in Kriegssachen doch dem Kanzler „die endliche Resolution" blieb. Der Vertrag belastete die Verbündeten mit ärgeren Kontributionen und Quartieren, als ihnen je von Kaiser und Liga zugemutet worden. Zu solcher Erbärmlichkeit war bereits das deutsche Gefühl hinabgesunken, daß der schwäbische Kreisdirektor Christoph Agricola den Antrag stellte, Axel Oxenstjerna als Lohn für seine Bemühungen um Deutschland das Kurfürstentum Mainz zu übertragen, über dessen Einkünfte er freilich schon verfügte. Die katholischen Stifter und die konfiszierten Güter und Besitzungen des Kaisers mußten zur Befriedigung der Habsucht aller fürstlichen und militärischen Lohndiener des Schweden herhalten. Mit dem bloßen Ausrauben der besetzten Gegenden begnügte man sich nicht mehr; man begehrte größeren Beuteanteil. Zu Neuburg an der Donau, wohin Gustav Horn mit Bernhard von Weimar gezogen war, um Wallenstein, von dem es hieß, daß er nach der Oberpfalz aufgebrochen sei, zu begegnen, empörten sich die Offiziere des schwedischen Heeres und erzwangen von Oxenstjerna Belohnungen in der Zuweisung von Gütern im Werte von 5 Millionen schwedischen Thalern. Was hier die Obersten im kleinen erpreßten, erbettelten im großen die Fürsten. Einen solchen ehrlosen Bettelbrief ließ der Kanzler in dem Archiv zu Stockholm niederlegen „zum ewigen Andenken", daß „ein deutscher Fürst solches von einem schwedischen Edelmann erbeten, und ein schwedischer Edelmann dies einem deutschen Fürsten in Deutschland verwilligt habe, da Bitten und Geben gleich widersinnig" sei. Das war also die deutsche Libertät, die man für die unerträgliche Knechtschaft des Hauses Habsburg eingetauscht hatte. Bernhard von Weimar entblödete sich nicht, die Bistümer Würzburg und Bamberg aus der Hand eines stolzen Adligen Skandinaviens als Herzogtum Franken zu Lehen zu nehmen. Sein Waffengenosse Horn empfing den Besitz des Deutschmeisters zu Mergentheim. Der treue Kasseler bekam die schon zugewiesenen Gebiete von Fulda, Corvey, Paderborn und Münster. Eberhard von Württemberg schlug die freien geistlichen Güter seines Machtbereichs und die Grafschaften Sigmaringen und Baar, sowie die österreichische Grafschaft Hohenberg zu seinem Besitze. Jeder strebte, wie der Kurfürst von Sachsen klagte, nur danach, „unter gemeinem Schaden reich zu werden". Und darum schleppte man den Krieg hin. Im Inneren zehrte die Furie das Mark des unglücklichen Landes auf, und an der Grenze brach Frankreich ein Stück nach dem anderen ab. Württemberg gab die Grafschaft Montbéliard hin, der Rheingraf Otto Ludwig die Reichsstädte Kolmar und Schlettstadt, Karl IV. von Lothringen, der Gewalt weichend, Nancy und die Bar. Mit Mühe gelang es dem Herzog von Feria, welcher ein spanisches Heer glücklich mit Aldringer vereinigte, die Festung Breisach zu entsetzen. Als sie sich trennten, mußte Feria mit seinen durch Not und Seuchen entkräfteten Spaniern

nach Baiern zurückweichen, wo er schon im Januar 1634 starb. Zu einem bedeutenden Zusammenstoß zwischen den kriegführenden Parteien kam es auf dem südlichen Kriegsschauplatze nicht. Erstürmung von kleineren Städten mit den herkömmlichen Metzeleien, nächtliche Überfälle, Streifzüge wie von organisierten Räuberbanden und unaufhörliche Erpressungen und Greuelthaten, wie sie nur eine in niedrigsten Lüsten und grauser Blutarbeit verrohte Soldateska erfinden und üben kann, redeten von der Versumpfung des Krieges. Reger bekämpften sich Schweden und Kaiserliche im Norden. Sachsen litt furchtbar unter den Horden des entsetzlichen Holk, der, obwohl Protestant, die protestantischen Einwohner in unerhörter Weise peinigte, bis die Pest ihn hinwegraffte. Schlesien seufzte unter den Wallensteinschen Obersten Christian von Ilow (Illo), einem geborenen Brandenburger, Götz und Octavio Piccolomini, dann unter dem Schweden Duval. Wallenstein selbst ließ sein Schwert in der Scheide und verhandelte fortwährend mit Sachsen, Schweden und Frankreich, anscheinend über den Frieden, in Wahrheit in hochverräterischer Absicht. Obwohl er mit etwa 40 000 Mann selbst in Schlesien einrückte, wo ihm nur etwa 24 000 Mann unter Arnim, Burgsdorf und Thurn entgegentreten konnten, unternahm er nichts gegen dieselben, sondern trat durch seinen Schwager, den Grafen Adam Erdmann Trtschka (Terzky), mit den Feinden in Verbindung zur Wiederherstellung des Zustandes vor 1618; durch den Grafen Kinský forderte er von Frankreich Hilfe zur Erhebung gegen den Kaiser und zur Erlangung der böhmischen Krone für sich; die böhmischen Exulanten suchte er durch Vermittelung des Grafen Thurn zu gewinnen, indem er ihnen die Wiedereinsetzung in ihre Güter versprach.

Maximilian, von Bernhard von Weimar bedrängt, sandte eine Bitte um Hilfe nach der anderen zum Kaiser, zu Wallenstein; der Kaiser ordnete an; der Feldherr verhielt sich erst taub, dann band er seinem General Aldringer die Hände und täuschte seinen Herrn wie den ihm verhaßten Maximilian. Dem Kaiser riet er ab, einen Waffenstillstand einzugehen; er selbst schloß eigenmächtig zweimal mit Arnim einen solchen, um mit Oxenstjerna zu unterhandeln. Dieser aber ließ sich auf allgemeine Zusagen nicht ein, sondern verlangte erst unzweideutige Thaten zu sehen. Dem Drängen Arnims und Thurns wich er aus, da die „Zeit noch nicht gekommen sei“; so verhüllten astrologische Phrasen die politische Unschlüssigkeit dessen, den sein Ehrgeiz wie einen Spielball hin und herwarf. Denn nicht so bald hatte er die Zurückweisung Oxenstjernas erfahren, da sprach er es Arnim gegenüber aus, „man müsse vor allem den Feind vom deutschen Boden vertreiben“, und gab auf die Frage, wer der Feind sei, die Antwort: „die Schweden“. Da Sachsen und Brandenburg wie Schweden mit dem Eingehen auf die ihnen gemachten Anerbietungen zögerten, versuchte er sie durch gewaltsames Vorgehen zu nötigen. Als sich Arnim nach dem bedrohten Sachsen wandte, schloß Wallenstein den in Schlesien

zurückgebliebenen Thurn bei Steinau (11. Okt. 1633) ein und zwang ihn zur Ergebung, entließ aber den gefangenen Rebellenführer mit einigen Obersten zum großen Mißmut des Wiener Hofes. Während Terzky Frankfurt a. O. und Landsberg a. W. einnahm, eroberte Wallenstein selbst die Lausitz und gedachte schon den Kurfürsten in Händen zu haben, da erhielt er die Kunde vom Falle Regensburgs. Am 15. Nov. hatte Bernhard die nur durch eine schwache Besatzung geschützte Stadt zur Ergebung gezwungen. Am Jahrestag der Schlacht bei Lützen beging er in dem den Katholiken entzogenen Dom das Andenken Gustav Adolfs durch einen Trauergottesdienst. Der Bischof und die Geistlichen wurden in Haft genommen, bis sie eine Kontribution von 200000 Reichsthalern entrichtet hätten. Nachdem er die Stadt, als Stützpunkt seiner Kriegsunternehmungen im Süden, stark befestigt hatte, zog er unter Plünderungen die Donau abwärts, nahm Straubing, ließ die Baiern aus der Oberpfalz verjagen, drang bis Passau vor und ging erst wieder zurück, als er vernahm, Wallenstein rücke heran.

In der That war dieser endlich auf die Nachricht von der Einnahme Regensburgs nach der Oberpfalz gezogen, nachdem er noch kurz vorher den offen nach Baiern beorderten Gallas durch Gegenbefehl zurückgehalten hatte. Am 18. Nov. versicherte er Seiner Majestät, daß er „tag und nacht will eilen, dem von Weimar widerumb den weg zuruckh zu weisen“ und in langsamem Zuge ging er bis Cham, nahm aber die ihm von Bernhard angebotene Schlacht nicht an, sondern ließ seine Truppen wieder bei Pilsen die Winterquartiere beziehen. Vorwand bot ihm die Deckung Böhmens gegen Arnim. Grund für seinen Rückzug war die Absicht, jedem Kampf mit den Gegnern aus dem Wege zu gehen, um den geplanten Frieden nicht zu erschweren. Sein ohnehin verdächtiges Benehmen erregte um so mehr Argwohn, als er, aller kaiserlichen Weisungen ungeachtet, statt in feindlichen Landen Quartier zu nehmen und dem Feinde an der Klinge zu bleiben, Böhmen nicht verließ, ja sogar dem Obersten Suys, der von Oberösterreich aus Maximilian zu Hilfe kommen sollte, wider kaiserlichen Befehl unter unzweideutiger Drohung verbot, seine Stellung zu verlassen. Seine Absicht ging unzweifelhaft dahin, Baiern möglichst in Not zu bringen. Daher untersagte er auch Aldringer, der Elsaß wegen Mangels an Lebensmitteln verlassen mußte, in Württemberg Quartier zu beziehen und legte also dem schon vom Feinde geplagten Baiern auch noch die Sorge für weitere kaiserliche Truppen auf. Jetzt war die unendliche Langmut des Kaisers erschöpft. Sein Berater P. Lamormaini und die spanischen Gesandten hatten längst das Doppelspiel Wallensteins durchschaut und Ferdinand gewarnt. Aber ehe sich dieser dazu entschloß, den Ungetreuen zum zweitenmal zu entlassen, schwankte er lange und ließ zuerst auf Umwegen demselben freiwillige Abdankung nahelegen. Dieser, wohlunterrichtet von der Stimmung am Wiener Hofe, bestand auf seinem Scheine und versicherte sich zunächst der

Ergebenheit seiner Offiziere, indem er ihnen bei einem Bankett zu Pilsen am 12. Januar 1634 eine Schrift zur Unterzeichnung vorlegte, durch welche 40 Generale und Obersten sich gegen die infolge „vielfaltig empfangener Disgusti Ihro zugezogener hochschmertzlicher Injurien undt wieder sie angestelter gefehrlicher machinationen etc." beabsichtigte Resignation ihres Oberbefehlshabers entschieden aussprachen und sich „anstadt eines corperlichen Aydts" verpflichteten, bei demselben „erbar und getreü zue halten, auf keinerlei weiß von deroselben sich zu separiren, zue trennen, noch trennen zu lassen", ja ihren „letzten Blutstropffen ungesbarter aufzuesetzen" und gegen jeden Abtrünnigen wie gegen einen Eidbrüchigen zu verfahren. Durch Kinsky, Arnim und den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg verhandelte er mit Sachsen und Frankreich über Herstellung des Friedens und Entschädigung der Reichsfeinde auf Kosten des Reichs, namentlich aber Baierns, und ersuchte zuletzt noch Bernhard von Weimar, einige tausend Mann für ihn bereit zu halten, wenn er sich gegen den Kaiser offen erklärt hätte. Es schien alles „fix" und der Lauenburger berichtete noch am 18. Febr. 1634 an Arnim „es gehe, wies wolle, es ist ein gemachtes essen vor uns". An demselben Tage aber erschien sein Absetzungsdekret, welches ihn mit Bezugnahme auf den Pilsener Schluß der „meineidigen Treulosigkeit und barbarischen Tyrannei, dergleichen nicht gehört noch in Historiis zufinden ist", beschuldigt und das Heer zum Gehorsam gegen den General-Feldleutenant Mathias Graf Gallas, sowie gegen Aldringer, Marradas, Octavio Piccolomini und Rudolf Coloredo anwies. Der Erlaß war schon am 24. Januar ausgefertigt, aber insgeheim nur einzelnen zuverlässigen, zum Scheine dem Feldherrn ergebenen Offizieren wie Piccolomini und Gallas mitgeteilt worden. Unter der Hand wirkten diese für den Kaiser; aber die Mehrzahl schien es noch mit dem Herzog zu halten. Dieser glaubte auf ihre Dankbarkeit rechnen zu können und vergaß, daß sein Verrat doch das Vorbild des schwärzesten Undanks gegen seinen Wohlthäter gab. Der zweite, am 20. Februar unterzeichnete „Schluß" mußte ihm die Augen öffnen. Es fehlten die Unterschriften mehrerer einflußreicher Offiziere, obwohl ausdrücklich die Verwahrung aufgenommen war, daß die Unterzeichner nichts gegen die Kaiserliche Majestät oder die Religion „gestatten" oder „selbst praktizieren" wollten. Das Fernbleiben Arnims beunruhigte den Hochverräter. Die Kunde von dem Abfall Piccolominis und anderer und die Nachricht, daß der Oberst Suys die Stadt Prag, die er selbst zum Stützpunkt seiner Unternehmungen ausersehen hatte, bereits im Namen des Kaisers besetzt hatte, machte ihn unsicher; das Bekanntwerden seiner Entsetzung erschütterte sein Vertrauen und die Treue des Heeres und benahm ihm die Ruhe des allgewaltigen Gebieters. Aber noch verzweifelte er nicht an seinem Glücke. Obwohl arg von der Gicht geplagt, trat er am 23. Febr. mit etwa 1000 Mann, auf welche er sich glaubte verlassen zu dürfen, den Marsch nach Eger an, um von dort aus die Verbindung mit Bernhard zu bewerkstelligen.

Auf dem Wege stieß der Ire Walther Butler, Oberst eines Dragonerregiments, mit etwa 200 Mann zu ihm. Dieser gewann den gut kaiserlich gesinnten Befehlshaber der Festung, Gordon, und den Oberstwachtmeister Leslie, zwei protestantische Schotten, für den Plan, sich der Person des Verräters zu versichern. Da die fortgesetzten Verhandlungen desselben mit den Feinden zur Entscheidung drängten, beschlossen die Verschworenen, zunächst seine Mitschuldigen Ilow, Trtschka, Kinský und den Rittmeister Neumann zu beseitigen und führten diesen Entschluß am Abend des 25. Febr. aus. Die Genannten hatten sich bei Gordon, der auf der Burg wohnte, zum Abendessen eingeladen. Nach aufgehobener Tafel wurden sie durch irische Dragoner überfallen und nach kurzer Gegenwehr niedergestoßen. Nochmalige Beratung entschied auch das Schicksal Wallensteins. Gegen 10 Uhr fiel der Mächtige, eben im Begriffe zu Bette zu gehen, unter der Partisane des Kapitäns Devereux. Sein Leichnam wurde aus dem Mordgemache im Hause des gewesenen Bürgermeisters Bachhälbel zu den Körpern der übrigen Ermordeten auf die Burg gebracht. Mit Ausnahme des Grafen Schafgotsch, der in Schlesien eine Erhebung versuchte, aber von Colloredo gefangen genommen wurde, erhob keiner von all denen, welche Wallenstein zum Dank verpflichtet waren, die Hand zur Rache, nahm keiner das Wort zur Verteidigung. Des Friedländers Heer ward ohne Bedenken kaiserlich. Mit derselben Münze zahlte es den Feldherrn, wie dieser seinen Herrn. Beiden galt Treue als Geschäft; Dank war nicht in Rechnung gestellt.

Die That war vom Kaiser weder angeordnet noch gewollt. Aber sie brachte ihm großen Vorteil. Die Belohnung der Mörder mit Gütern des Friedländes aber mußte in den Augen der Welt den Glauben erregen, daß Ferdinand diese eigenmächtige Hinrichtung ohne Urteil mindestens nachträglich gebilligt habe. Dem gewaltthätigen Geiste der Zeit entspricht es völlig, daß niemand das rechtswidrige Verfahren dem — wie angedeutet — übrigens ganz unschuldigen Kaiser zum Vorwurfe macht. An der Schuld Wallensteins läßt sich nicht zweifeln. Wohl um den französischen König nicht zum Kriege zu reizen, wurde in den später veröffentlichten Beschuldigungen die Unterhandlung mit Frankreich gar nicht erwähnt. Dadurch gab man aber thörichterweise den seltsamen Gerüchten über des Kaisers Arglist Nahrung. Das Schweigen der schwedischen, französischen und deutschen Staatsmänner, mit welchen Wallenstein verhandelt hat, und die Stimme des Volkes haben das Urteil über „Wallenstein“, der „allen ein Stein“, gesprochen. Sein Freund am Wiener Hofe, Fürst Eggenberg, wurde gestürzt; an seine Stelle trat Graf Trauttmannsdorff.

Den Oberbefehl über Wallensteins Heer übergab der Kaiser seinem Sohne, Ferdinand III., dem Könige von Ungarn, stellte diesem aber Gallas zur Seite. Obwohl die Sachsen wieder in Böhmen einrückten, zogen die Kaiserlichen in das Donauland, um Regensburg wieder zu gewinnen. Landshut wurde zwar von Bernhard und Horn

erstürmt; aber Regensburg mußte sich Ferdinand ergeben. Dann belagerte er, durch Spanier verstärkt, Nördlingen. Um diese Reichsstadt zu retten, griffen ihn Bernhard und Horn am 5. September an. Die Schlacht wurde am folgenden Tage fortgesetzt. Schon bereiteten sich die Schweden zum Rückzuge, da warfen sich Johann von Werth mit seinen Reitern und der Herzog Karl von Lothringen so heftig auf die schwedische Reiterei, daß diese geworfen wurde und auch die Infanterie in wilder Flucht mit fortriß. Während die Kaiserlichen nur 1200 Mann verloren, waren 6000 Mann Schweden gefallen, 3000 in Gefangenschaft geraten, darunter außer anderen Generalen auch Horn. 80 Geschütze fielen den Siegern in die Hände. Seit der Schlacht auf dem weißen Berge war kein solcher Erfolg mehr erreicht worden. »Cannas pensavimus«, „Breitenfeld ist gerächt" rief der König von Ungarn aus. Der Sieg stellte in ganz Süddeutschland das Übergewicht der kaiserlichen Macht wieder her. Die mit Schweden verbündeten Stände zitterten. Rasches, entschlossenes Benutzen des Sieges hätte vielleicht das Heilbronner Bündnis gesprengt und selbst die Schweden gezwungen, die Saiten gelinder zu spannen. Aber der spanische Infant Don Fernando wandte sich nach dem Niederrhein zum Kampfe gegen die Holländer. Ferdinand entsandte einen Teil seines Heeres zur Wiedereroberung des Herzogtums Franken und hielt sich zu lange in Stuttgart auf. So blieben die Schweden unter Banér im Nordosten im Vorteil. Und die Heilbronner Verbündeten, zur Beratung um den schwedischen Kanzler in Frankfurt versammelt, ließen sich von Richelieu völlig umgarnen. Am 28. Dezember 1634 nahmen die vier oberen Kreise, der schwäbische, fränkische, oberrheinische und westfälische, jenen schmachvollen Vertrag an, durch welchen sie sich verpflichteten, ohne Frankreichs Zustimmung mit dem Kaiser keinen Frieden zu schließen, und alle festen Plätze auf dem rechten Rheinufer von Breisach, welches noch erobert werden sollte, bis Konstanz, sowie das ganz Elsaß dem Bundesgenossen preisgaben. Zur Besetzung des überlieferten Gebietes versprachen die Verblendeten Beihilfe, und für all das — sollten sie 12000 Mann Hilfstruppen erhalten. Schweden, welches bei dem Vertrage glaubte zu kurz zu kommen, widerstrebte lange. Erst 1637 kam ein definitives Bündnis zu Wismar zu stande, nach welchem Frankreich die Zahlung von 1 Million Livres jährlich versprach und sich zum gemeinsamen Kriege gegen das Haus Österreich verpflichtete. Im Oktober 1635 verkaufte sich Bernhard von Weimar an Frankreich. Als französischer Marschall machte er sich verbindlich, gegen jährliche Zahlung von 4 Millionen Livres und den Besitz der Landgrafschaft Elsaß, mit 18000 Mann für die deutsche Libertät zu kämpfen und den Befehlen Frankreichs unbedingt Gehorsam zu leisten. Ohne dem Kaiser den Krieg zu erklären, ließ der französische König seine Truppen in Lothringen einrücken und verjagte den Herzog; im Vertrauen auf das Bündnis mit den Holländern, überschritten sie sogar den Rhein und nahmen am Kriege in der Pfalz teil. Dabei

beteuerte Ludwig XIII. doch, „es sei ihm nicht im Traume eingefallen, wider den Kaiser feindlich aufzutreten; er wolle nur das schützen, worauf er ein Recht habe“. Daher benutzte er die Gefangennahme des Trierer Kurfürsten durch spanische Truppen sofort zur Kriegserklärung gegen Spanien, schloß mit Savoyen, Parma und Mantua einen Vertrag zur Eroberung Mailands und begann den Krieg gleichzeitig in Italien, in den Niederlanden und am Rhein. Aber trotz aller Bemühungen der Franzosen und Schweden, eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen zu verhindern, schlossen beide, aufrichtig vom Wunsche beseelt, dem Jammer des Krieges ein Ende zu machen, nach langen, wiederholt unterbrochenen Verhandlungen den Frieden zu Prag am 30. Mai 1635, an demselben Tage, an welchem Frankreich offen den Krieg gegen Spanien begann. Den deutlichsten Beweis ehrlicher Friedensliebe gab der Kaiser durch seine Zugeständnisse hinsichtlich des Restitutionsedikts. Jedem, der den Frieden suchte, war die Hand geboten. Den protestantischen Ständen sollten die geistlichen Güter, welche sie vom Jahre 1552—1627 eingezogen hatten, auf 40 Jahre verbleiben, und vor Ablauf derselben eine friedliche Einigung darüber getroffen werden. Das Erzstift Magdeburg erhielt Prinz August, der Sohn des Kurfürsten; doch sollte der ehemalige Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg von demselben eine jährliche Entschädigung von 12000 Thalern beziehen, und Erzherzog Leopold Wilhelm das Stift Halberstadt behalten. Als Vergütung für die dem Kaiser im böhmischen Kriege geleistete Hilfe empfing der Kurfürst die Markgrafschaft Lausitz. Für das Reichskammergericht wurde Stimmengleichheit der katholischen und protestantischen Beisitzer festgesetzt; die Reichshofratsordnung sollte durch Entscheidung der Kurfürsten Regelung erfahren. Alle Ligen und Unionen wurden aufgehoben. Das gemeinsame Heer sollte in einer Stärke von etwa 60000 Mann kaiserlich sein, aber ein Viertel unter dem Befehl des Kurfürsten von Sachsen, ein Viertel unter dem Kurfürsten von Baiern stehen. Dem letzteren sicherte der Kaiser die erlangte Kurwürde samt den Ländern, doch verschloß er den Erben des Pfalzgrafen nicht den Weg der Gnade. Die thatsächliche Aufhebung des Restitutionsedikts und die fast allen gewährleistete Zusicherung der Straflosigkeit erleichterte den übrigen Ständen den Beitritt zum Frieden, von welchem der Kaiser auch die Herzöge von Weimar und ungeachtet der Gegenbemühungen des Landgrafen von Darmstadt selbst den unversöhnlichen Landgrafen von Kassel nicht ausschließen mochte. Der Frieden wahrte die Libertät der deutschen Fürsten und die Freiheit des Glaubens. War es Schweden und Frankreich wirklich nur um diese zu thun, dann hatten sie ja ihr Ziel erreicht und konnten jetzt die Waffen aus der Hand legen. Aber gerade die Anstrengungen, welche sie machten, den Ausgleich zu verhindern und andre vom Anschluß an denselben abzuhalten, beweisen mehr als alles ihre wahren Absichten, die nur auf Bereicherung durch deutsches Land zielten, und stellen ihre wohlklingenden

Redensarten, mit welchen sie deutsche Fürsten geködert hatten, dar als das, was sie waren, nach dem Ausdruck eines neueren protestantischen Geschichtsschreibers, als „nichtsnutzige Lügen“. Die inständigen Bitten der brandenburgischen Stände an ihren Kurfürsten, dem Frieden beizutreten, sind der Ausdruck des allgemeinen Wunsches. Sie fruchteten zu ihrer und ihres mit Unrecht verunglimpften Fürsten Ehre mehr als die hinterlistigen Ränke der Versucher. Außer Georg Wilhelm nahmen den Frieden an mehrere Herzöge von Sachsen, die Herzöge von Holstein, Mecklenburg, Pommern, ja selbst Württemberg, die Fürsten von Anhalt, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgrafen von Baden, die Hansestädte und andere Reichsstädte, sowie die kleineren Stände des Reiches. Fast nur noch zwei Fürsten hielten es zu den Feinden Deutschlands, Schweden und Frankreich, Bernhard von Weimar und Wilhelm von Hessen-Kassel, deren „Intent“ dahin ging, wie der Kurfürst mit Bezug auf sie von den Feinden des Friedens urteilte, „alles preis zu machen, aus dem gemeinen Schaden reich zu werden, und sich wenig anliegen zu lassen, es gehe hernach der deutschen Nation wohl oder wehe“. Wem der Frieden die gehoffte Beute zu rauben drohte, der widerstrebte ihm. Schweden war mit einer bloßen Entschädigung an Geld nicht zufrieden; ihm war es wie seinen deutschen Bundesgenossen um Erwerbung von Land zu thun, und Frankreich konnte „der undankbare Trotz der Deutschen nicht an der Fortsetzung eines Kampfes verhindern, der nicht zu ihrem Vorteil, sondern zur Niederwerfung des gemeinsamen Feindes“, des Kaisers, „geführt werde“. Es heißt die Wahrheit ins Gesicht schlagen, wenn man den Prager Frieden für die Ursache hält, daß der entsetzliche Krieg um weitere dreizehn Jahre der Greuel und des Elends verlängert wurde. Schnöde Selbstsucht, niederträchtige Raubluft der beiden Retter der deutschen Libertät hat durch feile Federn den Frieden verrufen, dann den Krieg fortgesetzt. Mit bitterem Hohne fragt daher Logau:

„Der, der uns für Ketzer hält, sollt' uns kriegen für den Glauben?
Freiheit sollten schützen die, die uns Freiheit helfen rauben?“

4. Der schwedisch-französische Krieg (1635—1648).

Der Prager Friede versetzte den schwedischen Reichskanzler in große Angst, den Befehlshaber des schwedischen Heeres, welches bei Magdeburg stand, Banér, in arge Gefahr. Da die schwedisch-sächsischen Friedensverhandlungen zu keinem Ergebnisse führten, und der Kurfürst von Sachsen mit 40000 Mann heranzog, wich Banér nach dem Norden zurück. Ein kräftiger Schlag mit der Übermacht hätte die nur noch lose zusammengehaltene feindliche Armee vollständig zertrümmert; aber es fehlte auf dem nördlichen Kriegsschauplatze an einem tüchtigen Feldherrn und entschlossenen Haudegen. So gelang es den Sachsen nicht, Banér von Pommern abzuschneiden. Während sie nach einer kleinen Schlappe bei Dömitz an der Elbe demselben durch Mecklen-

burg folgten, vereinigte sich dieser mit den Regimentern, welche ihm der trotz seines Gichtleidens überaus rasche Leonhard Torstenson von Westpreußen her zuführte, und verstärkte dadurch sein Heer um 8000 Mann. Französische Vermittelung hatte den Krieg zwischen Schweden und Polen durch den Vertrag zu Stummsdorf beigelegt und ersterem damit die Möglichkeit verschafft, seine ganze Kraft auf den Krieg in Deutschland zu verwenden. Mit dem verstärkten Heere fiel er in Sachsen ein, sah sich zwar nochmals zum Rückzug und zur Aufgabe von Magdeburg genötigt, vereitelte aber die Vereinigung des sächsisch-kaiserlichen Heeres mit den brandenburgischen Truppen und schlug den Kurfürsten von Sachsen und Hatzfeld in einer blutigen Schlacht bei Wittstock in der Priegnitz am 4. Okt. 1636. Außer einem Verluste von 11000 Mann hatten die Deutschen den Verlust des ganzen Geschützes und Gepäckes zu beklagen. Der glänzende Sieg wetzte die Scharte von Nördlingen wieder aus und hob das Ansehen der Schweden und das Vertrauen seiner Verbündeten von neuem. Am schwersten fühlten die unglücklichen Brandenburger und Sachsen die Rache des Siegers. Hier wütete nicht mehr Krieg; hier sättigte sich gierigste Habsucht, blutige Mordlust, hier erschöpfte sich zügellose Unzucht in Ausübung der unmenschlichsten Schandthaten, bei deren Schilderung in zeitgenössischen Berichten das Herz schaudert, der Geist sich empört. Was nur immer an Qualen und gräßlichen Martern sittliche Verdorbenheit, entmenschte Gier und erbarmungsloser Henkersinn zu erdenken vermag, das haben die Bürger und Bauern hier von den Schweden, wie anderwärts von den Kaiserlichen erduldet. Kein Wunder, daß das mißhandelte Volk, wo es konnte, den streifenden Peinigern in gleicher Weise vergalt. Brand, Mord, Hunger und Pest verödeten und entvölkerten ganze Landstriche. Land und Volk, eine zuckende Leiche, — das war die beglückende „Libertät"! — Trotz dieser Bedrängnis und dieses Elends hielten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg treu an dem mit dem Kaiser geschlossenen Vertrage und wehrten sich, so gut sie vermochten. Von Erfurt und dem erstürmten Torgau aus hielt indes Banér das ganze Land in Schrecken, bis Gallas vom Rhein her erschien.

Am Rhein neigte sich das Kriegsglück mehr auf die Seite der Kaiserlichen. Gallas nahm Kaiserslautern, und wenn er auch die Belagerung von Mainz vor dem vereinigten Heere Bernhards und des Kardinals de la Valette aufgeben mußte, so fiel dieses schließlich doch, er drängte seine Gegner bis nach Metz zurück und stellte die Verbindung mit dem Herzog von Lothringen her. Aber eine furchtbare Hungersnot, die ihn zum Rückzug nach dem fast ganz ausgezehrten Elsaß zwang, betrog ihn um den Erfolg. Seine lahme Kriegführung im folgenden Jahre (1636) verhinderte die Durchführung des Planes, den Krieg nach Frankreich zu verlegen und dessen Leiter dadurch eher zum Frieden geneigt zu machen. Und doch hätte ein rasches Vorrücken in das Innere vielleicht die Entscheidung herbeiführen

können. Denn vom Norden her drang der Kardinal-Infant von Spanien mit dem kühnen Reiterführer Johann von Werth siegreich vor. Seine Schwadronen streiften bis nach Paris. Wäre es ihm nach gegangen, so hätte man die Landeshauptstadt angegriffen und, da sie völlig ungerüstet und überrascht war, wohl eingenommen. Die Bedenken des Kardinal-Infanten, welchem Piccolomini beipflichtete, und das Fernbleiben des Gallas rettete die Stadt. Die Umsicht Richelieus brachte in Eile ein Heer von etwa 50000 Mann zusammen, welchem die Deutschen und Spanier zwar an Kriegstüchtigkeit bei weitem überlegen, aber an Zahl längst nicht gewachsen waren. Die unglückliche Schlacht von Wittstock zwang die Streitkräfte zur Verteidigung des eigenen Vaterlandes über den Rhein zurückzukehren. Während so der Krieg des Jahres 1636 einen ungünstigen Ausgang für den Kaiser genommen hatte, errang er durch die Wahl seines Sohnes Ferdinand III. zum römischen König auf politischem Gebiet einen glänzenden Sieg. Mochten auch Schweden und Frankreich dem Gewählten die Anerkennung versagen, niemand konnte ihm die Krone streitig machen. Die Wahlkapitulation beschränkte die kaiserliche Machtbefugnis besonders in dem einen Punkt, daß kein Stand ohne Verwilligung der Kurfürsten selbst in ganz unzweifelhaften Fällen und bei beharrlichem Widerstand in die Acht erklärt werden dürfe. Für den künftigen Frieden stellte man bereits eine Richtschnur fest. Würde nach dieser der Friede zustande gekommen sein, Deutschlands Sicherheit und Ehre wäre besser gewahrt worden, als durch den traurigen Abschluß von Osnabrück und Münster. Man solle, das war jetzt die Meinung der Versammlung zu Regensburg (Dez. 1636), von Frankreich Schadloshaltung fordern, insbesondere sich Lothringens, welches eine Vormauer für Deutschland sei, mit Ernst und Eifer annehmen, „da, ehe dieses völlig restituiert, nicht wohl ein beständiger Fried im römischen Reich und den angrenzenden Landen zu hoffen sein werde"; Metz, Toul und Verdun müsse man suchen wieder an das Reich zu bringen; Pommern der schwedischen Krone überlassen, gereiche dem Kurfürsten von Brandenburg und dem ganzen Reich zum Nachteil; Anspruch auf Satisfaktion habe weder Schweden noch Frankreich. Wäre doch der männlichen Meinung kräftiger Zusammenschluß aller Gutgesinnten und entscheidende Handlung gefolgt! Die Leitung des Krieges hätte, zumal nach den Mißerfolgen einzelner Befehlshaber, in eine Hand gelegt werden müssen. Am besten hätte sich der junge Kaiser, Ferdinand III., der seinem Vater schon am 15. Febr. 1637 in der Regierung folgte, selbst an die Spitze des Heeres gestellt. Das that er nicht. Er übertrug das Kommando anderen, zumteil ganz unfähigen Generalen, wie dem Fürsten Savelli, und regierte von Wien aus. Ferdinand III. (1637—1657) besaß Sittenstrenge, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit wie sein Vater, nicht aber dessen glühende Frömmigkeit und Gottergebenheit; auch an geistiger Begabung stand er demselben nach; aber ein Zug, den er mit seinem Oheim mütterlicherseits, dem Kurfürsten

Maximilian von Baiern gemein hatte, hob ihn weit über seinen Vater, das war seine Sparsamkeit. Die Hilflosigkeit Ferdinands II., die ihn abhängig gemacht hatte von einem ehrgeizigen Streber, war nur eine Folge seiner unbegrenzten Freigebigkeit und finanziellen Mißwirtschaft. Was half seine Gutmütigkeit, wenn die kaiserlichen Offiziere durch Konfiskationen und Kontributionen seinen Namen beim Volke verhaßt machten? An Stelle des mächtigen Fürsten Eggenberg trat mit dem Amte eines Obersthofmeisters der ebenso kluge als rechtliche Graf Maximilian Trauttmannsdorff. Zum Befehlshaber der Rheinarmee ernannte er Piccolomini, dessen Unternehmungen indes nicht glückten, da Johann von Werth, welcher die Franzosen zur Aufgabe der Feste Ehrenbreitstein und zum Rückzuge aus dem Trierischen Lande nötigte, nicht zeitig genug auf dem südlichen Kriegsschauplatze erschien. Bernhard von Weimar überschritt daher bei Rheinau den Rhein, wich aber vor Johann von Werth wieder zurück (1637). Als er im Frühjahr 1638 die Festung Rheinfelden belagerte, vertrieb ihn der rastlose Werth abermals (28. Febr.). Kaum aber hatten sich die Truppen Savellis zerstreut, da überfiel Bernhard dieselben (3. März 1638). Nur das Regiment Werths leistete Widerstand, mußte sich aber mit seinem tapferen Führer und dem kopflosen Savelli der Übermacht ergeben. Nur Lamboy entkam mit einem kleinen Rest des Heeres. Der gefürchtete Johann von Werth mußte sich nach Paris in die Gefangenschaft abführen lassen, in welcher der wackre General übrigens die ehrenvollste Behandlung erfuhr. Der Sieg bei Rheinfelden lieferte dem Herzog von Weimar diese Feste, sowie Freiburg im Breisgau in die Hände. Während Taupadel, der Johann von Werth der Schweden, ein Thüringer von Geburt, nach Schwaben vordrang, belagerte Bernhard von Weimar mit aller Kraft Breisach, durch seine Lage auf einer isolierten Basaltklippe dicht am Rheinstrome der wichtigste Waffenplatz für das ganze Oberland. Im Besitze dieses Punktes durfte er hoffen, seine Herrschaft über das Elsaß zu befestigen. Um den Besitz der Festung entspann sich daher ein erbitterter Kampf. Aber alle Entsatzversuche der Kaiserlichen mißglückten, weil die einzelnen Kräfte nicht gesammelt wurden. So erlagen die Entsatzheere trotz kleiner Erfolge eins nach dem anderen, am 9. Aug. Götz und Savelli bei Wittenweier, der Herzog von Lothringen am 15. Okt. bei Thann, am 19. abermals Götz vor der Festung selbst. Obwohl keine Aussicht mehr auf Rettung war und die Not bei den Belagerten aufs höchste stieg, so daß sie sich von den ekelhaftesten Dingen, selbst von Menschenfleisch, nährten, hielten sich die tapferen Verteidiger noch fast zwei Monate, bis die von den unbestatteten Leichen verpestete Luft und Entkräftung den Befehlshaber Reinach zur Ergebung zwang. Die Besatzung durfte mit fliegenden Fahnen abziehen. Die Freude Richelieus über die Erwerbung dieser wichtigen Festung war so groß, daß er der „grauen Eminenz", dem Pater Joseph, der bereits mit dem Tode rang, zurief »Courage, P. Joseph, courage, Brisac est à nous.«

Bernhard aber, der mit dem Plane umging, aus dem Elsaß und dem im folgenden Frühjahre (1639) eroberten östlichen Teile der Freigrafschaft Burgund für sich ein Herzogtum „Sachsen-Breisach" zu bilden, war keineswegs gewillt, zu Gunsten Frankreichs auf diesen Stützpunkt seiner Herrschaft zu verzichten, und bestand auf der Forderung unbeschränkter Anerkennung derselben. Mitten in den allmählich schärfer werdenden Verhandlungen mit Richelieu raffte ihn das Fieber zu Neuenburg a. Rh. im Alter von 36 Jahren (am 18. Juli 1639) hinweg. Sein plötzlicher Tod erregte den ganz unbegründeten Verdacht, daß er durch französisches Gift beseitigt worden sei. Mit ihm schied einer der begabtesten Heerführer aus dem Leben. Selbstsucht hatte ihn zu undeutscher Politik verführt. Und wenn er auch in seinem Testamente seine Eroberung seinen Brüdern als Erbe zuwies und dem Reiche sein Besitzrecht wahren wollte, nach seinem Tode bemächtigte sich Frankreich des Elsasses und Breisgaus mit den Städten Freiburg und Breisach ganz ohne Rücksicht auf die Anordnung seines „Marschalls" und nahm durch den Verrat des Generals Johann Ludwig von Erlach das deutsche Heer in seinen Sold. So fiel durch eigennützige Politik eines deutschen Fürsten deutsches Gebiet den Franzosen mühelos als reife Frucht in den Schoß. Einen Versuch des jungen Pfalzgrafen Karl Ludwig, das Heer für sich zu gewinnen, vereitelte Richelieu einfach dadurch, daß er denselben auf seiner Reise durch Frankreich aufhob und nach Vincennes brachte. Nach einjähriger Haft entließ er ihn gegen das schriftliche Versprechen, nichts gegen Frankreich unternehmen zu wollen.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze büßte Banér durch das Vordringen der vereinigten kaiserlichen und bairischen Truppen unter Gallas, Geleen, Hatzfeld und Götz trotz meisterhafter Züge allmählich alle Erfolge des Wittstocker Sieges ein. Nachdem Herzog Bogislaw XIV. von Pommern am 20. März 1637 gestorben war, stellte auch Georg Wilhelm von Brandenburg unter dem tüchtigem Klitzing ein neues Heer auf, um sein Erbrecht auf das erledigte Land zu wahren. Vor der stärkeren Heeresmacht, die unter Gallas heranrückte, wich Banér über die Oder zurück, entschlüpfte aber durch eine Kriegslist dem Ring, welchen man um ihn gelegt hatte, und brach, nachdem er durch französische Hilfsgelder und schwedische Truppen sein Heer auf 30 000 Mann gebracht hatte, im Juli 1638 wieder gegen Gallas los, dessen Mannschaften durch Fahnenflucht und Hungerseuche arg dezimiert waren. Zu schwach, dem Gegner die Spitze zu bieten, überließ der kaiserliche Feldherr ihm Pommern und zog sich, da er in den Einöden des Elblandes keinen ausreichenden Unterhalt für sein Heer fand, nach Schlesien und Böhmen in die Winterquartiere. Dieser Rückzug gab auch Niedersachsen den Feinden preis und veranlaßte die Herzöge von Lüneburg und Braunschweig sich wieder diesen in die Arme zu werfen. Die mannhafte, aber stets unzuverlässige und zweideutige Landgräfin Amalie von Hessen, welche nach dem Tode ihres

Gemahls (21. Sept. 1637) ungeachtet kaiserlichen Verbots für ihren Sohn Wilhelm VI. Vormundschaft und Regierung übernommen, dann aber auf das außerordentliche Entgegenkommen des friedliebenden Kaisers sich in Unterhandlungen eingelassen hatte, folgte wieder den Lockungen Richelieus und ließ sich durch Geld zu einem neuen Bündnis wider den Kaiser erkaufen (22. Aug. 1639). Vergebens ermahnten sie die zu Beratungen über den Frieden in Nürnberg versammelten Kurfürsten, abzulassen von dem reichsfeindlichen Bunde. In gerechtem Unwillen über das undeutsche und unkluge Verhalten der Fürstin forderte selbst ihr Feldherr, der biedere Peter Melander, Graf zu Holzappel (im Lahnthal bei Laurenburg), unter bitteren Vorwürfen gegen sie und ihre Räte seine Entlassung und trat später in kaiserliche Dienste, obwohl ihm Frankreich glänzende Anerbietungen machte. Im Frühjahr 1639 brach Banér aus seinen Winterquartieren auf und drang ohne Widerstand durch die Altmark und Thüringen nach Kursachsen. Nachdem er Zwickau besetzt, vor Freiburg aber eine Schlappe erlitten hatte, vernichtete er bei Chemnitz (14. April 1639) die sächsische Armee und bezwang nach der Einnahme von Pirna, welches er dann völlig zerstören ließ, bei Brandeis den Übergang über die Elbe. Am 29. Mai stand er vor Prag. Nach vergeblichen Stürmen auf die tapfer verteidigte Stadt trat er den Rückzug an, erschien aber im Oktober wieder, zog sich unter schweren Brandschatzungen vor dem neuen Feldherrn, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, bis Leitmeritz zurück. Während er beim Einrücken in Böhmen Schonung befohlen hatte in der Meinung, das Volk dadurch auf seine Seite zu ziehen, rächte er sich, als er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, aufs entsetzlichste an den armen Bewohnern. Tag für Tag loderten die Flammen brennender Dörfer und Gehöfte zum Himmel. In einem Umkreis von 15—20 Stunden ließ er alles Land um sein Lager in eine vollständige Einöde verwandeln, um vor den Angriffen der Kaiserlichen sicher zu sein. Um den Lohn eines Fürstentums fand auch dieser aus Habgier, Wollust und Trunksucht zusammengesetzte Räuberhauptmann sich zum Frieden bereit. Aber Richelieu hintertrieb alle Versuche. Vor der Übermacht zog sich Banér im Januar 1640 endlich aus Böhmen zurück und erhielt bei Erfurt bedeutende Verstärkung durch hessische und französische Ersatzmannschaften. Die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini, der am 7. Juni 1639 mit kaiserlichem und spanischem Kriegsvolk den Franzosen bei Diedenhofen eine Niederlage beigebracht hatte, lagerten ihm vier Wochen gegenüber bei Saalfeld, ohne daß es zu einer Schlacht kam. Beide Heere verließen das „Hungerloch", begegneten sich nochmals bei Neustadt an der fränkischen Saale und zum drittenmal bei Fritzlar, maßen sich aber keinmal im Kampfe. Während Piccolomini die Winterquartiere bezog und Banér im Lüneburgischen glaubte, umging dieser unbemerkt das kaiserliche Heer, eilte nach dem Süden und überraschte hier den in Regensburg zu Friedensverhandlungen versammelten Reichstag. Der Überfall war eine der kühnsten

Unternehmungen des ganzen Kriegs. Plötzlich eintretender Eisgang verhinderte den Übergang über die Donau und rettete den Kaiser. Nachdem er die Versammlung durch 500 in die Stadt geschleuderte Kanonenkugeln in Schrecken gesetzt hatte, zog er, gefolgt von kaiserlichen Truppen, wieder nach dem Norden. Die Strapazen des Winterfeldzuges rieben seinen durch Ausschweifungen erschöpften Körper auf. Am 20. Mai 1641 starb er zu Halberstadt, ein zusammengeraubtes Vermögen von einer Million Thaler hinterlassend. Die kaiserlichen Generale benutzten seinen Raubzug und seinen Tod nicht in ausgiebiger Weise. Piccolomini erlitt bei Wolfenbüttel von den vereinigten Schweden, Braunschweigern und Weimaranern eine Niederlage. Mittlerweile erhielt die schwedische Armee, die anfangs gemeutert hatte, vollen Ersatz für den verlorenen Führer in dem genialen Torstenson, einem Schüler Gustav Adolfs, der im Oktober 1641 mit Geld und frischen Truppen in Stralsund landete.

Inzwischen bemühte sich Ferdinand III. aufs ernstlichste, dem unseligen Kriege durch Unterhandlung ein Ende zu machen. Vom 26. Juli 1640 bis zum 10. Oktober 1641 beriet er sich mit den erschienenen Gesandten, denn von den Fürsten hatte sich nur der Markgraf Wilhelm von Baden eingefunden, über die Wiederherstellung des Friedens. Den guten Willen des Kaisers, welcher sich zu weitgehenden Zugeständnissen bereit erklärte, machte die Unaufrichtigkeit der Vertreter von Braunschweig und Hessen-Kassel zu nichte. Die fast einstimmige Sehnsucht der deutschen Stände nach endlicher, fester Versöhnung blieb dank der Unversöhnlichkeit der ausländischen Mächte unerfüllt. Der Reichstagsabschied verkündete fast allgemeine Amnestie, verhieß die Erledigung der Religionsbeschwerde auf einem Deputationstag, bewilligte für die Unterhaltung der Reichsarmee 120 Römermonate und bestimmte dem Vorschlage der Königin Christina von Schweden entsprechend die Städte Münster und Osnabrück zu Orten für die Friedensverhandlungen. Ein Präliminarvertrag mit den beiden fremden Mächten bestimmte die Eröffnung des Friedenskongresses auf den 25. März 1642. Ehe dieser zum Abschluß kam, seufzte Deutschland nochmals unter einem achtjährigen Raubkrieg. Die Herzöge von Braunschweig nahmen jetzt zwar den Prager Frieden an; dagegen verstand sich noch vor Beendigung des Reichstags der junge Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm, um seinem Lande Ruhe vor den Greueln des Kriegs zu sichern, zu einem Neutralitätsvertrag mit Schweden, der diesem in Besetzung von Festungen und in freiem Durchzuge alle Vorteile gewährte, den Kaiser aber eines wichtigen Bundesgenossen beraubte (24. Juli 1641). Karl von Lothringen fiel aus persönlichen, wenig edlen Motiven für kurze Zeit zu Frankreich ab, kehrte aber rasch zur alten Partei zurück, als seine Absichten fehlschlugen. Zum Unglücke flossen jetzt auch die spanischen Hilfsgelder nicht mehr, da der König von Spanien infolge des Abfalls Portugals und den durch Frankreich geschürten Aufstand der Catalonier keine Mittel

entbehren konnte, und der Krieg mit Holland fortdauerte. Ein Versuch der Spanier, auch dem französischen König eine Empörung auf den Hals zu laden, mißlang trotz eines Sieges der durch den kaiserlichen General Lamboy unterstützten Aufständischen vor Sedan (1641, 6. Juli). Lamboy wurde im folgenden Jahre vom Marschall Guébriant und den Hessen unter Eberstein bei Hulst (zwischen Kempen und Krefeld) geschlagen (17. Jan. 1642). Als der endlich gegen Horn ausgewechselte Jan von Werth und Hatzfeld am Niederrhein erschienen, ging der Gewinn des Sieges wieder rasch verloren. Bei Zons standen die kaiserlich-spanisch-bairischen Truppen eine Zeitlang den vereinigten Holländern und Franzosen unthätig entgegen. Nach der Trennung wandte sich Guébriant nach Niedersachsen, und im folgenden Jahre (1643) nach Schwaben, welches durch die Ausfälle des in französischem Solde stehenden Hessen Wiederhold aus dem Hohentwiel und Erlachs aus Breisach schwer litt. Von einer Niederlage, welche ihm Jan von Werth im Febr. 1643 zwischen Kannstatt und Waiblingen beibrachte, erholte er sich wieder am Rhein. Zurückgekehrt, sah er den Weg nach Baiern durch Werth und den tüchtigen Mercy verlegt, und zwang nun die Stadt Rottweil (16. Nov. 1643) zur Kapitulation, fand aber hier infolge einer Verwundung und einer ungeschickten Operation den Tod. Sein Heer wurde bei Tuttlingen (24. Nov. 1643) vernichtet. Alle Welt freute sich über diese Demütigung der verhaßten Franzosen und scherzte, sie hätten ihren Prozeß zu Rottweil — da war das kaiserliche Hofgericht — verloren, und nach Laufenburg appelliert. Der Sieg verschaffte den Baiern wieder Freiburg i. Br., welches Mercy gegen Türenne und den Herzog von Enghien durch den Sieg bei Uffhausen (2. Aug. 1644) behauptete. Breisach blieb in den Händen der Franzosen; Philippsburg, Worms, Speier, Oppenheim, Mainz mußten sich ergeben. Mercy entriß den Feinden zwar Mannheim wieder, sah sich aber zu weiteren Unternehmungen zu schwach.

Weit bedeutender als am Rhein und in Oberdeutschland waren die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatze, entsprechend der hervorragenden Fähigkeit des schwedischen Feldherrn. Hinderte schon die Verödung vieler einst blühender Landstriche den längeren Aufenthalt auf einem Gebiete, so bildete Torstenson, obwohl die Gicht ihn zwang, sich in einer Sänfte tragen zu lassen, die Schnelligkeit der Bewegungen, welche schon Pappenheim, Werth und Banér mit Erfolg angewandt hatten, zu planmäßiger Kunst aus. Durch ausgesprengte falsche Gerüchte wußte er die Gegner vollständig über seine Absichten zu täuschen und führte so manchen Schlag aus, ehe diese das Vorhaben merkten. Nachdem er der Unordnung im schwedischen Heere durch Strenge ein Ende gemacht hatte, drang er durch die Mark und über Schlesien, wo er Sagan, Glogau, Jauer und Striegau nahm und den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz besiegte, in das bisher vom Krieg verschonte Mähren ein bis nach Olmütz, von wo aus er selbst Wien bedrohte. Vor dem kaiserlichen

Heere ging er wieder durch Schlesien und die Lausitz zurück, zog Königsmark, den Peiniger der altmärkischen und thüringischen Bauern, und Wrangel an sich und suchte das wohlversehene Leipzig in seine Gewalt zu bringen. Als der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini zum Entsatz erschienen, griff er sie in der Ebene von Breitenfeld, wo schon zweimal das Kriegsglück gegen die kaiserlichen Waffen entschieden hatte, mit Ungestüm an und errang nach überaus hartnäckiger Gegenwehr des Centrums und trotz persönlichen Heldenmutes der Feldherren, einen auch für die Schweden nicht unblutigen, aber entscheidenden Sieg. Die geschlagenen Truppen sammelten sich wieder in Böhmen, wo über alle, die ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, strenges Strafgericht erging. Das Regiment Madlo, welches zuerst die Flucht ergriffen, wurde seiner Pferde und Waffen beraubt, für treu- und ehrlos erklärt, seine Obersten und mehrere Offiziere, sowie je der zehnte Mann zum Tode verurteilt; die Standarten wurden durch Henkershand verbrannt. Der tapfere Erzherzog legte den Oberbefehl nieder. Piccolomini, welcher mit dem ergänzten Heere Torstenson von dem tapfer verteidigten Freiberg vertrieb (Febr. 1643), wurde thörichterweise entlassen und an seiner Stelle der fast ewig betrunkene „Heerverderber" Gallas mit der Führung des Heeres betraut. Mit ihm wich das Glück gänzlich von den kaiserlichen Fahnen. Ungehindert von ihm, brach Torstenson zum zweitenmale in Böhmen und Mähren ein. Vor Brünn schien es zur Schlacht zu kommen. Da aber der Fürst Ragoczy von Siebenbürgen, nicht, wie Torstenson gehofft, den Kampf gegen den Kaiser aufnahm, trat dieser abermals den Rückzug an. Unerwartet bot er seinem Gegner Waffenstillstand an und stand, ehe man eine Ahnung von seinen wahren Absichten hatte, in Holstein. Die schwedische Regierung hatte in Erfahrung gebracht, daß Christian IV. von Dänemark mit dem Kaiser und Polen unterhandelt habe, und suchte einem etwaigen Angriff durch einen plötzlichen Überfall zuvorzukommen. Ohne Kriegserklärung warf Torstenson sich auf das Land und überschwemmte es mit seinen Raubscharen bis zur Spitze von Jütland. Die völlig überrumpelten Dänen leisteten keinen nennenswerten Widerstand und lernten jetzt den Jammer des Krieges aus eigener Erfahrung kennen. Die Winterquartiere in dem reichen Holstein sollten wenigstens, wie eine dänische Staatsschrift richtig erkannte, die schwedischen Soldaten, welche sich bis dahin in Deutschland „wie die Ochsen gemästet" hatten, „in den Stand setzen, den deutschen Krieg mit desto größerem Nachdruck zu führen". Im folgenden Sommer setzten Horn und Wrangel den Krieg fort. Christian selbst beteiligte sich trotz seines hohen Alters am Kampfe und verlor in einem hitzigen Seegefecht sein rechtes Auge. Im Frieden zu Brömsebro (bei Calmar) 1645 erhielt Schweden außer unbedingter Freiheit vom Sundzoll die norwegischen Provinzen Jämteland und Hergedalen, die Inseln Gothland und Oesel und das Erzbistum Bremen, aus welchem Königsmark den Sohn Christians vertrieben hatte.

In meisterhaftem Zuge hatte Torstenson seinen Gegner Gallas, welcher im Sommer des Jahres 1644 ihm nach Holstein nachgezogen war, umgangen, zur Rückkehr gezwungen und bei Bernburg eingeschlossen, dann den General Enkevort bei Jüterbogk geschlagen. Das kaiserliche Fußvolk erlitt durch Königsmark bei Magdeburg eine Niederlage und entkam nur zumteil nach Böhmen, wohin Torstenson abermals seinen Marsch richtete. Der Nachfolger des am 4. Dez. 1642 unter dem Fluche der Deutschen und vieler Franzosen gestorbenen Richelieu, Kardinal Mazarin, welcher mit der Witwe Ludwigs XIII. († 14. Mai 1643) für den unmündigen Ludwig XIV. die Regierung führte und die Politik im seitherigen Geiste weiterlenkte, hatte Ragoczy zu gemeinsamem Vorgehen mit Torstenson bestimmt. Bereits stand er in Ungarn. Von zwei Seiten ward Wien bedroht. Da zog der Kaiser, was er konnte, von Truppen zusammen, die Reste des Gallasschen Heeres, die Truppen von Götz und Hatzfeld; Johann von Werth brachte 3000 Mann bairischer Hilfstruppen. Ferdinand selbst war nach Prag geeilt, um durch persönliche Anwesenheit die Verteidigungsmaßregeln zu fördern. Torstenson ging bei Saatz über die Eger und drang bis Budweis vor, wandte sich dann aber gegen die ihn verfolgenden Kaiserlichen um und schlug sie in der blutigen Schlacht bei Jankau (6. März 1645), in der Götz fiel, Hatzfeld mit 3000 Mann sich ergeben mußte, Werth mit genauer Not der Gefangenschaft entging. Ganz Österreich stand dem Sieger offen. Aber er eroberte zuerst Iglau, Znaim, Krems, Kornneuburg und näherte sich alsdann der Landeshauptstadt Wien, ließ aber von dieser wieder ab, um Ragoczy zu erwarten, und belagerte Brünn. Doch an dem Heldenmut der Verteidiger scheiterten seine Stürme. Ragoczy, welchem der wieder zur Heerführung berufene Erzherzog Leopold Wilhelm entgegenrückte, wurde vom Sultan Ibrahim zum Frieden genötigt und ließ den Verbündeten im Stiche, der nach einem abermaligen Vorstoß gegen Österreich endlich den Rückzug antrat und nach der Eroberung von Leitmeritz, durch sein Leiden genötigt und mißmutig darüber, daß ihm die Frucht des Sieges von Jankau entgangen war, den Oberbefehl in die Hände des Generals Karl Gustav Wrangel niederlegte.

Größeren Erfolg erreichte sein Unterfeldherr Königsmark, der mit seinen fliegenden Scharen seither bald da bald dort zu Hilfe geeilt war oder auf eigne Faust und zu eignem Vorteile Quartier aufgeschlagen hatte. Durch eine neue Verheerung des sächsischen Landes zwang er den treuen Bundesgenossen des Kaisers, den Kurfürsten von Sachsen, zum Waffenstillstand von Kötzschenbroda (6. Sept. 1645), welcher den Schweden freien Durchzug, feste Zahlung und regelmäßige Lieferung von Getreide sicherte. Der Vertrag wurde am 10. April 1646 zu Eilenburg verlängert bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens.

Die Franzosen hatten unterdessen gegen die Spanier mit Glück

gefochten. Enghien vernichtete das Landheer unter Don Francisco Mello bei Rocroi (19. Mai 1643) und nahm Dünkirchen; der Admiral Brézé besiegte die Flotte bei Carthagena (3. Sept. 1643). Dagegen erlitt Türenne in dem Feldzuge des Jahres 1645 zuerst bei Mergentheim (5. Mai) durch Mercy und Werth eine schwere Niederlage. Nachdem er in Hessen seine Verluste wieder ersetzt und Königsmark sowie Enghien an sich gezogen hatte, griff er bei dem Dorfe Allerheim in der Nähe von Nördlingen (3. Aug. 1645) die Deutschen unter Mercy, Werth und Geleen an. Obgleich der rechte Flügel unter Werth siegte, ging für die Deutschen die Schlacht verloren, da der Tod Mercys eine einheitliche Leitung des Kampfes hinderte. Geleen geriet in Gefangenschaft, ward aber bald gegen den gefangenen Grammont ausgewechselt. Den geordneten Rückzug der arg verminderten Armee lenkte Werth nach Donauwörth. Die gleichfalls geschwächten Franzosen wichen vor dem heranziehenden Heere des Erzherzogs Leopold nach dem Rhein zurück und nahmen Trier wieder ein. Die Hessen trennten sich nun von ihnen und nahmen für ihre Landgräfin das von beiden Linien beanspruchte Marburg ein. Jetzt erschien auch der aus Böhmen verjagte Wrangel auf dem westlichen Kriegsschauplatze. Nach der Eroberung von Höxter und Paderborn rückte er dem Erzherzog bis nach Homburg an der Ohm entgegen und reichte Türenne im Aug. 1646 bei Fritzlar die Hand. Ohne sich mit dem Gegner in eine Schlacht einzulassen, schlugen die Schweden und Franzosen in getrennten Linien den Weg nach Baiern ein. Augsburg hielt sich zwar und erhielt durch den Erzherzog Entsatz. Aber der erneute Wechsel im Oberbefehl des kaiserlichen Heeres hinderte einen entscheidenden Kampf. Und Maximilian, schon länger der Drangsale müde, ließ sich im Frieden von Ulm (15. März 1647) zur Trennung von Österreich bewegen. Der Kaiser, welcher diesen Schritt seines treuesten Verbündeten vorausgesehen hatte, versuchte sich durch die Generale Werth und Rauschenberg wenigstens der Truppen zu versichern. Diese aber weigerten sich in kaiserliche Dienste zu treten. Werth und Generalwachtmeister Sporck mußten sich flüchten und langten allein und vom Kurfürsten geächtet beim Kaiser an. Schon am 2. Sept. schloß sich der Kurfürst, durch den Einfluß der katholischen Reichsstände in Münster gemahnt und durch Khevenhiller und seinen eignen treuen Kanzler Richel beredet, im Vertrage zu Passau wieder an Ferdinand an, büßte aber diesen Abfall schwer durch einen neuen Angriff der Schweden und Franzosen. Bei Zusmarshausen (17. Mai 1648) rangen die Österreicher mit den Schweden in mörderischem Kampfe, erlagen aber, da sie von den Baiern zu spät Unterstützung erhielten, während die Franzosen unter Türenne ihren Gegnern beisprangen, der Übermacht, trotz heldenmütiger Tapferkeit des jungen Montecuculi. Ihr Führer Melander fiel in dem Augenblicke, als er das Weichen der Nachhut hemmen wollte. An seine Stelle trat wieder zur Freude der Truppen der aus Spanien zurückgerufene Piccolomini.

Maximilian mußte sich nach Salzburg flüchten und fast unthätig zusehen, wie die Feinde ihre Wut in unmenschlicher Weise an dem unglücklichen Volk und Land ausließen. Ihre Schandthaten empörten selbst die gegen Schauerberichte ganz abgestumpften Gemüter Fernstehender. Der hochgeschwollene Inn setzte der Verheerung eine Grenze. Daher wich Wrangel wieder nach dem Lech zurück. Fast wäre es dem schnellen Werth geglückt, den rohen Mordbrenner samt seinem Genossen Türenne bei Dachau, wo er gleichsam beim Fackelschein brennender Dörfer am 6. Okt. lustiger Hirschjagd oblag, selbst zu erjagen. Den Verlust seines Degens rächte der Unmensch durch Einäschern von zwanzig Dörfern. Sein Vorrücken in die Oberpfalz verriet seine Absicht, in Böhmen einzufallen.

Dorthin war schon im Mai Königsmark abgezogen und hatte bereits eine Reihe von Städten eingenommen und geplündert, das flache Land verheert. Mit dem Pfalzgrafen Karl Gustav vereinigt, machte er einen Anschlag auf Prag. Ein ehemaliger kaiserlicher Oberstlieutenant Ottowalský riet ihm, die Stadt vom Hradschin aus anzugreifen. Durch Androhung des Todes erzwang er von gefangenen Reitern das Losungswort der Kaiserlichen, erhielt so ohne Schwertstreich Einlaß in den Hradschin (26. Juli) und bemächtigte sich der völlig überrumpelten Kleinseite. Wer sich von den ahnungslosen Bürgern an den Fenstern oder in den Straßen zeigte, verfiel dem Tode. Der Kardinal Harrach und der Oberstburggraf Martinitz wurden in ihren Palästen gefangen; der Stadtkommandant Colloredo entging dem gleichen Schicksal nur durch schleunige Flucht. Die ganze Neustadt wurde vollständig der Plünderung preisgegeben. Auch die kostbare Sammlung des Kaisers Rudolf II. fiel den Eroberern in die Hände, darunter unersetzliche Schätze, wie die gotische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas und die wertvollsten Gemälde. Christine von Schweden verschenkte erstere — wie es heißt — dem Niederländer Voß, von welchem sie der Graf de la Gardie wieder für die Universität Upsala erwarb; aus den herrlichen Gemälden Corregios soll sie die Köpfe haben ausschneiden und auf Tapeten kleben lassen; der Rest der Sammlung, 250 Bilder, kam später durch Kauf in die Galerie Orleans nach Paris. Die durch die Bürger, die Studenten und Mönche tapfer verteidigte Altstadt vermochten die Schweden trotz dreimonatlicher Belagerung nicht einzunehmen. Als ein kaiserliches Heer unter Golz zum Entsatz heranrückte, zog ihm Karl Gustav entgegen. Noch hatten die Heere einander nicht erreicht, da traf die Nachricht ein, daß der Friede geschlossen sei. In der That war endlich, nach jahrelangen fruchtlosen, weil von dem Ausland absichtlich gehinderten und durch Etiketteſtreitigkeiten verzögerten Beratungen am 24. Oktober 1648 dem grauenvollen Blutvergießen und Verheeren ein Ziel gesetzt. Aber es war, als ob die Kriegsfurie vor ihrem Scheiden noch einmal dem Volke sich in ihrer ganzen Scheußlichkeit zeigen wollte; denn die Räumung der besetzten Länder und Städte verzögerte sich noch zwei Jahre;

das schwedische und französische Raubgesindel aber verübte vor seinem Abzuge und bei Durchmarsch allenthalben die schrecklichsten Greuel. „Und giebt man", heißt es im Theatrum Europaeum — „aus dem Nürnbergischen den Schwedischen dieses unparteiische Zeugnis, daß sie in selbiger Gegend einen schlechten Friedensabschied hinterlassen, indem sie mit Zerschlagung, Zerhauung und Verwüstung der dort herumb gelegenen Dörfer also gehauset, dergleichen sonst bei keinem Durchmarsch geschehen." Und wie hier, so war es fast überall. Was die rohe Soldateska mit dem Schwert in der Faust vom einzelnen erpreßte, das errafften die Großen vom Ganzen durch die Feder. Wie die Geier krächzend den Leichnam zerhacken, so zerfleischten die fremden Retter deutscher Libertät den zum Erbarmen zugerichteten Körper ihres Opfers, und um die abfallenden Fetzen zankten sich wie die hungrigen Raben entdeutschte Fürsten. Diese habgierigen und eifersüchtigen Räuber abzufinden, schien eine fast unausführbare Aufgabe. Das hohe Verdienst ihrer endlichen Lösung gebührt der unermüdlichen Thatkraft und Weisheit des festen Grafen Trauttmannsdorff, fast dem einzig Aufrichtigen unter so vielen Lügnern, deren unverschämteste der Franzose d'Avaux und der Schwede Salvius waren. Der schmachvolle Ausgang fällt den deutschen Ständen zur Last.

5. Der Westfälische Frieden 1648.

Den allgemeinen Frieden leitete der Ausgleich zwischen Spanien und Holland ein. Die Beratungen zwischen dem Kaiser, den katholischen Mächten und den katholischen Fürsten fanden zu Münster, die mit den Schweden und den Protestanten zu Osnabrück statt; die Unterzeichnung der beiden Friedensinstrumente erfolgte am 24. Oktober 1648 im Rathaussaale zu Münster. Die Bedingungen regelten zunächst die Entschädigungen der fremden Mächte und der einheimischen Fürsten.

a) Territoriale Bestimmungen.

Nach langem Widerstreben erst ließ sich der Kaiser durch die franzosenfreundliche Stimmung des bairischen Kurfürsten, der unter jeder Bedingung den Frieden wollte, zur teilweisen Bewilligung der unverschämten Forderungen Frankreichs bewegen. Dieses erhielt in Lothringen den Besitz der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun bestätigt. Mit dem Herzog des Landes wurde erst im sog. pyrenäischen Frieden 1659, der endlich auch den Krieg zwischen Frankreich und Spanien beendigte, ein Vergleich vereinbart, welcher ihn fast ganz in die Gewalt seines Nachbarlandes brachte.

Im Elsaß mußte das Haus Habsburg alle seine Besitzungen und Rechte abtreten, nämlich den Sundgau, die Landgrafschaft im Ober- und Unter-Elsaß, welche einst Amt, dann landesherrlicher Besitz geworden war, die Landvogtei in den zehn seit 1353 zu einem Bunde vereinten Reichsstädten des Elsaß und den 40 Reichsdörfern, die

Festung Breisach auf dem rechten Rheinufer und das Besatzungsrecht von Philippsburg. So hatte die „Cron Frankreich“ diese zwei Punkte „tamquam cornua über den Rhein herüber dem Reich in terrorem entgegengesetzt“. War auch die Trennung dieser Gebiete vom Reiche nicht ausgesprochen, thatsächlich war sie vollzogen. Frankreich erhielt die Landschaften als souveränen Besitz, nicht als Reichslehen. Die Städte an sich blieben frei und reichsunmittelbar; Frankreich hatte darüber nur die Schutzherrschaft. Straßburg, die sonstigen Bistümer, Reichsabteien und die Besitzungen anderer Fürsten im Elsaß blieben im Reichsverband.

Schweden erhielt Vorpommern mit Rügen, die Inseln Usedom und Wollin und die Stadt Stettin, als Ersatz für Hinterpommern die mecklenburgische Stadt Wismar und die Stifter Bremen und Verden ohne die Reichsstadt Bremen, sämtliche abgetretenen Gebiete als Reichslehen mit dem Recht und der Pflicht ihrer Vertretung im Reichstag. Damit war einer fremden Macht die Gewalt über die Mündungen der wichtigsten deutschen Ströme überliefert, der Weser, Elbe und Oder. Und außerdem zahlte Deutschland noch die Kosten des Kriegs, mit welchem Schweden es ohne gerechten Grund 18 Jahre lang gegeißelt hatte. Wehmütig klagt Logau:

„Deutschland gab fünf Millionen,
Schweden reichlich zu belohnen,
Daß sie uns zu Bettlern machten.“

Die Anerkennung der Republik Holland entzog Deutschland auch die Herrschaft über das Mündungsgebiet des deutschesten Stromes, wie die Bestätigung der Unabhängigkeit der längst entfremdeten Schweiz über dessen Quellgebiet. Da die Weichsel schon 1466 in den Besitz Polens gekommen war, hatte also Deutschland die Ein- und Ausgangspforten seines ganzen überseeischen Handels und damit seinen Einfluß auf die Nord- und Ostseeschiffahrt gänzlich eingebüßt.

Zur Entschädigung der deutschen Fürsten mußten meist die geistlichen Güter herhalten. Vom Hause Österreich abgesehen, war Brandenburg am schwersten betroffen. Die Neutralität hatte ihm weder die Neigung des Kaisers noch die der Schweden gewonnen. Trotz aller Anstrengungen, das ihm durch Erbvertrag von Grimnitz 1529 zustehende Pommern zu erhalten, rettete es nur Hinterpommern und empfing zur Entschädigung für den Verlust des Vorderlandes mit der Odermündung die Bistümer Halberstadt, Minden und Kammin, sowie die Anwartschaft auf das Erzbistum Magdeburg. Erst der Tod des Administrators August von Sachsen im J. 1680 (4. Juni) gab ihm den wirklichen Besitz. Der katholisch gewordene Usurpator der Administration, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, wurde für die nie bezahlte Entschädigungssumme anderweit abgefunden.

Mecklenburg erhielt reichen Ersatz für Wismar an den Bistümern Schwerin und Ratzeburg.

Lüneburg sollte für den Verlust der Koadjutorstellen von Magdeburg, Bremen, Halberstadt und Ratzeburg dadurch Entschädigung finden, daß nach je einem katholischen Bischof in Osnabrück ein Prinz des Hauses die Einkünfte des Bistums bezog. Braunschweig ward Klostergut zugewiesen.

Dank seiner mächtigen Fürsprecher gewann Hessen-Kassel eine ansehnliche, wenn auch seinen hohen Ansprüchen nicht genügende „Satisfaktion" in dem Besitz der Reichsabtei Hersfeld, der vier Schaumburgischen Ämter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, und in der Entschädigung von 600000 Thalern. Hessen-Darmstadt verlor zur Belohnung für seine lange Treue gegen Kaiser und Reich die im Laufe des Krieges erworbenen Gebietsteile und zog auch aus der mit Kassel geschlossenen Einigung nur Nachteil. Der ewigen Streitigkeiten überdrüssig, überließ es im Jahre 1650 die Universität Marburg der Hauptlinie und gründete in Gießen eine eigene Universität.

Baiern behielt die Oberpfalz mit der Kurwürde.

Dem Sohne des Winterkönigs, Karl Ludwig, wurde die Unterpfalz zurückgegeben und eine neue Kur, die achte, für ihn errichtet. Es gab demnach fünf katholische und drei protestantische Kurstimmen.

Eine allgemeine Amnestie sprach jedem, für Österreich unter Voraussetzung der Unterwerfung unter die Landesgesetze, seine Güter und Ehren zu, die er vor Ausbruch des Krieges gehabt.

b) Religiöse Bestimmungen.

Der Augsburger Religionsfrieden wurde jetzt auch auf die Calvinisten ausgedehnt, die indes entgegen dem sonst aufrecht gehaltenen Grundsatz des Landeskirchentums ihre lutherischen Unterthanen nicht zum Wechsel des Bekenntnisses zwingen sollten. Im allgemeinen erhielt jeder, der nicht die Konfession des Landesherrn hatte oder annehmen wollte, das Recht der Auswanderung. Der Kaiser insbesondere versprach, die Protestanten Schlesiens und Niederösterreichs, wofern sie sich ruhig verhielten, nicht zum Verlassen des Landes zu nötigen. Im Reichskammergericht und im Reichshofrat sollen über geistliche Angelegenheiten Richter verschiedener Konfession entscheiden. Für den Besitz geistlicher Güter einigte man sich auf den 1. Januar 1624. Das Restitutionsedikt war somit aufgehoben. Auf den Reichstagen entschied forthin nicht die Mehrheit der Stimmen, sondern die Vereinbarung des Corpus Catholicorum und des Corpus Evangelicorum der Reichsstände. Die Leitung des ersteren lag dem Kurfürsten von Mainz, die des letzteren dem Kurfürsten von Sachsen ob.

c) Reichsrechtliche Bestimmungen.

Während des Regensburger Reichstags von 1630 war von einem gewissen Chemnitz unter dem Falschnamen Hippolytus a Lapide ein Buch des Titels »Dissertatio de ratione status in imperio romano« erschienen,

in welchem der Beweis versucht wurde, daß der dem Kaiser seitens der Stände erwiesene Gehorsam keine gesetzliche Pflicht, sondern die Folge eines von den Habsburgern auferlegten Joches sei. Dieses Haus müsse vernichtet werden. Die Einheit des Reiches sei unhaltbar. Die einzelnen Teile desselben seien selbständig und vom Reiche trennbar. Das Buch sprach offen aus, daß es sich nicht um Religion, sondern um Regionen handle; es beschönigte den Raub deutschen Gebiets durch die fremden Mächte; es bewies als Grundlage der Libertät die Souveränetät der Fürsten. Den hier entwickelten Ansichten entsprachen die Anschauungen vieler Fürsten. Daher verhallten die Mahnungen Ehrlichdenkender an alle deutschen Stände, sich zusammenzuschließen gegen die Fremden, wirkungslos. Was der Feind Österreichs und Deutschlands in jenem tückischen Buche gelehrt hatte, das führte der Westfälische Friede in Wirklichkeit durch. Er verlieh allen Reichsständen die Landeshoheit in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, das Recht, Kriege zu führen und Bündnisse unter sich wie mit dem Ausland zu schließen. Der Vorbehalt, diese dürften sich nicht gegen Kaiser und Reich richten, ist als nichtssagend schließlich aus dem Vertrage fortgelassen.

6. Folgen des dreißigjährigen Kriegs und Kulturzustände während und nach demselben.

Deutschland ging aus dem Kriege geschwächt, verkleinert und zerrissen hervor; es lag nach allen Seiten offen, ein gegebenes Schlachtfeld für die kriegführenden Mächte Europas. Das alte Staatswesen war zertrümmert, das neue ein monstrum rei publicae, die monarchische Gewalt des deutschen Kaisertums vernichtet, des Reiches Macht und Ansehen im Innern und nach außen dahin. Die Garanten des Friedens, Frankreich und Schweden, sorgten dafür, daß es aus seiner Ohnmacht sich nicht erhob. Eine französische Denkmünze der Zeit zeigte auf der einen Seite Ludwig XIV. als Kind, auf der andern Seite die Francogallia, wie sie die deutschen Fürstenhüte gegen die Kaiserkrone abwägt, dabei die Umschrift »Libertas Germaniae«. Das allegorische Bild stellte das thatsächliche Verhältnis wahrheitsgetreu dar: Frankreich hatte das Geschick Deutschlands in der Hand.

Auch in der äußeren Staatsverwaltung zeigte sich die Wandlung der alten Verfassung. Der Regensburger Reichstag von 1630 hatte zum letztenmal die Einheit der deutschen Nation vertreten. Von jetzt ab werden keine Reichstage alter Ordnung mehr abgehalten. Seit dem Jahre 1663 untersteht die Leitung der Angelegenheiten dem für permanent erklärten Reichstage, d. h. der ständigen Versammlung der Gesandten des Kaisers und von 240 Reichsständen, welche nicht einmal alle Vertreter schickten. Der Reichstag bestand aus drei Kollegien, der Kurfürsten-, Fürsten- und Städtebank. Von den Kurfürsten hat jeder eine Stimme. Die Fürstenbank zerfiel in zwei Kollegien

1. die höheren geistlichen und weltlichen Fürsten, 2. die Prälaten und Grafen. Die Prälaten hatten zwei Bänke, die schwäbische und rheinische, mit je einer Stimme; die Grafen hatten anfangs gleichfalls zwei, dann vier Bänke, die schwäbische, wetterauische, fränkische, westfälische, und vier Stimmen; auch das Kollegium der Städte hatte zwei Bänke, die rheinische und die schwäbische; die Reichsritterschaft, die in drei Kreise, den schwäbischen, fränkischen, rheinischen zerfiel, hatte keine Vertretung. Insgesamt zählte der vielgliedrige Reichskörper 1800 Reichsstände. Bei der Eifersucht und dem Mißtrauen der Stimmberechtigten gegen einander, welches Frankreich zu seinem Vorteil eifrigst nährte, war es kaum möglich, bei Beschlüssen Einigkeit zu erreichen und das Beschlossene zur Durchführung zu bringen.

Gelang es dem Minister Mazarin auch nicht, nach dem Tode Ferdinands III. dem König Ludwig XIV. die deutsche Krone zuzuwenden, so sicherte er diesem doch seinen Einfluß auf die deutschen Verhältnisse schon bei der Wahlkapitulation Leopolds I. (1658—1705) und besonders durch die Stiftung des Rheinbunds deutscher Fürsten (1658), der 1663 erneuert wurde.

Die Mittellosigkeit des Kaisers, der aus dem Reiche im ganzen noch 14000 Gulden bezog, raubte ihm die Möglichkeit, durch Aufstellung einer starken Heeresmacht gebietend aufzutreten und seinem Willen Geltung zu verschaffen. Die bunt zusammengesetzte Reichsarmee, welche nach der 1681 erhöhten Reichsmatrikel 40000 Mann zählen sollte, war kaum zusammenzubringen. Und doch hatte der schreckliche Krieg gelehrt, daß auf den Waffen allein die Macht beruhe. Die Herrschaft der Soldateska hatte dem Kriege seinen grausamen Charakter geliehen, das deutsche Land und Volk der Vernichtung nahe gebracht.

Ehe wir uns zu diesen traurigen Folgen des Krieges für die Kultur Deutschlands wenden, müssen wir einen Blick auf das Kriegswesen der Zeit werfen. Nachdem die Fürsten aufgehört hatten, dem Kaiser ihre Heeresfolge zu leisten, entboten auch sie ihre Vasallen nicht mehr zum Kriegsdienste. Nur wenige Landesherren, wie der Herzog Maximilian von Baiern, Gustav Adolf und später der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg strebten danach, das Volk wehrfähig zu machen und ein stehendes Heer zu schaffen. Im allgemeinen sah sich der Fürst im Falle eines Krieges auf die Werbung von Söldnern angewiesen. Aber an Stelle der im ganzen noch durch die gleiche Nationalität verbundenen Landsknechte des 15. Jahrhunderts traten allmählich die aus aller Herren Ländern geworbenen Banden, welche weniger der Eid, als vielmehr der Sold, das Glück des Führers und die Aussicht auf reiche Beute an die Fahne fesselte. Der Kriegsherr beauftragte Oberste, Hauptleute und Rittmeister durch Patente zur Werbung. Wo diese die Werbetrommel rühren ließen, zu diesem „Laufplatz“ strömten die „gartenden“, dienstlosen und bettelnd (= garten) herumziehenden Knechte, empfingen das „Laufgeld“ und sammelten

sich alsdann auf dem ihnen bezeichneten Musterplatz, wo sie auf die strengen „Artikelbriefe“ den Eid leisteten. Was sich hier zusammenfand, das war zumeist ein gottvergessenes Gesindel voll Rauf- und Raubluft, welches nicht nach Recht und Zweck des Krieges, nicht nach Vaterland und Religion fragte: „Verdorbene von Adel, Freibeuter, verlaufene Pfaffen und Studenten, Schreiber, Bankerottierer, Gassenjungen, Vaterverderber, Leutfresser, müßige Gesellen.“ Wer den höchsten Sold zahlte, wer die größte Freiheit gestattete, wer die meiste Hoffnung auf gute Plünderung eröffnete, dem lief man zu, gleichgültig ob man seiner Konfession war oder nicht. Die Offiziere aber waren oft nicht besser als ihre Mannschaft.

Die Regimenter setzten sich bei den Reitern aus 10 Kompagnieen zu je etwa 100 Mann zusammen, beim Fußvolk aus 10 Fähnlein zu je 300 Mann, die teils mit der Muskete, dem schweren Gewehr, bewaffnet waren und daher Musketiere hießen, teils als Pikeniere die unförmige und im Kampfe wenig brauchbare 18 Fuß lange Pike führten. Die Dragoner waren berittene Pikeniere oder Musketiere. Die schwer geharnischten Reiter waren die Küraſſiere. Die Scharfschützen hießen Arkebusiere. Konstabler bedienten das Geschütz. Erst Gustav Adolf hob die Bedeutung dieser Waffengattung. Während die Kaiserlichen nur wenig schwere Kanonen mit sich führten, suchte er eine Hauptstärke in einer zahlreichen, leichten Artillerie. Jedem Regiment gab er 6—8 erst der von dem ehemals kaiserlichen Offizier Wurmbrand erfundenen Lederkanonen, dann Hamiltonsche Geschütze bei, welche von zwei Pferden gezogen wurden und vierpfündige Kugeln schossen. Er hatte eine dreifach stärkere Artillerie als die Kaiserlichen. Dazu kam das raschere Schießen, beim Geschütze, wie bei der Muskete. Die Kaiserlichen bedienten sich bei derselben des schwerfälligen Gabelstockes und der Lunte, die Schweden gebrauchten schon deutsche Radschlösser und Patronen. Der leichteren Bewaffnung des schwedischen Heeres entsprach seine größere Beweglichkeit, welche durch die Zerlegung der großen Massen in kleine Abteilungen erreicht wurde.

Eine bestimmte Uniform gab es im allgemeinen nicht. Zwei Regimenter Bernhards, das blaue und das gelbe, und das weiße badische, waren uniformiert. Zur Unterscheidung wählte man Binden oder andere Abzeichen.

Der Sold war viel höher als heutzutage und stieg mit den oberen Chargen zu ganz bedeutenden Gehältern. So lange die Löhnung, wie bei dem ligistischen und schwedischen Heere, anfangs auch bei dem kaiserlichen, richtig gezahlt wurde, konnte man, selbst wenn die Gegend, wo man Quartier aufgeschlagen, durch Kontribution dafür aufkommen mußte, noch leidlich Ordnung halten. Sobald der Sold ausblieb, lockerte sich auch die Disciplin. Der Lehrmeister des Krieges, Ernst von Mansfeld, sagt selbst in seiner Verteidigungsschrift: „Soll der Soldat leben, so gehört Geld dazu. Giebt man es ihnen nicht, so nehmen sie es, wo sie es finden, und zwar nicht auf Rechnung

deſſen, was man ihnen ſchuldig iſt. Denn ſie zählen es nicht, ſo wägen ſie es auch nicht. Und wenn man ihnen alſo einmal das Thor geöffnet: ſo rennen ſie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort. Da hilft kein Zaun mehr, noch eine Schranke. Sie begnügen ſich nicht mit ihrer Notdurft: ſie wollen ſich auch bereichern. Sie nehmen alles, ſie plündern alles. Sie ſchlagen und erſchlagen, was ihnen Widerſtand thun will. In summa, da iſt keine Unordnung, noch Unweſen zu erdenken, das ſie nicht anſtiften. Denn ſie ſind aus verſchiedenen Nationen, Praktiken und Geſellſchaften in allen Bubenſtücken aufs höchſte gekommen. Der Deutſche, der Niederländer, der Franzoſe, der Italiener, der Ungar giebt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verſchlagenheit, noch arge Liſt etwas zu überkommen erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe, die ſie nicht verübten. Da ſehen ſie keine Perſon an, ſie ſei, wes Standes und welcher Würde ſie wollen. Es iſt ihnen kein Ort frei noch heilig. Das alles wiſſen wir und geſtehen's gern, haben deſſen auch mit unſerem großen Herzeleide viele Exempel ſehen müſſen. Und das iſt das große Ungemach, welches den Unfrieden und Krieg ſo greulich und abſcheulich macht." Zur furchtbarſten Landplage wurde das Heer durch den großen Troß, der ihm folgte, oft dreimal ſo ſtark als die Soldaten ſelbſt. Dieſe völlig verwilderte, gierige Maſſe von ſchamloſen Weibern und Lotterbuben ließ ſich nicht im Zaume halten. Wehe dem Lande, wo dieſe Horde hinkam! Sie hauſte erbarmungslos, ärger als Hunnen, Ungarn und Türken in Morden, Rauben, Sengen, Brennen und raſender Zerſtörungsluſt. Die Ortſchroniken der Zeit wimmeln von Berichten haarſträubender Grauſamkeiten und Schandthaten, welche man für unglaublich halten müßte, würden ſie nicht aus allen Gegenden von Proteſtanten wie Katholiken gleicherweiſe erzählt, von dem redſeligen Schreiber, wie von dem ſchlichten Pfarrherrn, der durch Eintrag von zwei, drei Worten ins Kirchenbuch den ganzen Jammer der „Leidsſchwerheiten" vor Augen ſtellt. Die Peſt der Heere waren die hinter ihnen wie Raubvögel herziehenden Marodeure, die Schnapphähne, Landſtürzer und Buſchklepper, gegen welche die Bauern einen furchtbaren Rachekrieg führten. Nach dem grauenvollen Grundſatz „der iſt des Teuffels, der Mitleyden hat", wüteten beide gegeneinander. Der „Soldaten Beut und Leydt" „aus dem newen getrewen Eckart angezeigt" (1634) ſchildert den „eigendlichen Handel und Wandel, in Raub, Nahme und Plünderung der Vnchriſtlichen Botz Marter Hanſen, Wie ſie es eine Zeitlang treiben, biß ſie den verdienten Lohn empfangen." In den Lamentations of Germany, die 1638 erſchienen, ſind die gräßlichen Martern abgebildet, welche teufliſcher Geiſt damals erſann. Und die Schriften der Zeit, wie „Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhafftige Geſichte", verfaßt von Hans Michael Moſcheroſch, und der „abenteuerliche Simpliciſſimus" von Chriſtoph von Grimmelshauſen liefern in ihren ergreifenden Schilderungen gleichſam den wahrheitsgetreuen Text zu dieſen Bildern.

Die Mißhandlungen, mit welchen man den unglücklichen, oft schon völlig verarmten Leuten Geld zu erpressen versuchte, spotten aller Beschreibung.

„Das erste, was die Reiter thaten," — erzählt Grimmelshausen — „war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben; ja das heimliche Gemach war nicht sicher, gleichsam als wäre das goldne Fell von Kolchis darin verborgen. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Packete zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, andere dürres Fleisch und sonstiges Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; andere schlugen Öfen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkünden. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klafter dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Unsere Magd ward im Stalle dermaßen behandelt, daß sie nicht mehr aus demselben herausgehen konnte. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstigen Mistlachenwassers in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk . . . Dadurch zwangen sie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten . . .

Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen; maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren . . .; einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausſprang." Moscheroſch schildert ähnlich, wie Schnapphähne die gefangenen Bauern marterten. „Ein Jammer war es zu sehen, wie die andern armen Leute zu Fuß nachgestoßen wurden mit Peitschen und Säbeln" . . . sie „litten große Not vor Hunger, so daß deren einige Gras abrupften, um sich zu laben." Einem Kaufmann, der aus einer neutralen Stadt stammt und daher ein Lösegeld verweigert,

brachten die Unholde durch „hundert Streiche auf den untern Leib mit einem starken Faufthammerstiel“ bald eine „andere Meinung“ bei. Einen Boten, der sich flüchten will, wird um „seiner sieben unschuldigen kleinen Kinder“ das Leben versprochen, dann aber der Kopf gespalten. Dem einen Bauer, „wurden beide Hände auf den Rücken gebunden und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches, wenn man es nur ein wenig an- oder auf- und abzog, dem elenden Menschen solche Marter verursachte, daß er oft ein Todesgeschrei erhob; aber für jeden Schrei mußte er vier Streiche mit der Karbatsche auf die Waden aushalten. Ich glaube, der Kerl hätte sich selbst entleibt, wenn er seine Hände hätte gebrauchen können, nur um den Schmerzen zu entgehen.“ Einem anderen „band“ sein ehemaliger Knecht „die Finger mit Treibschnüren zusammen, so fest er konnte, und fuselte ihm mit einem Ladestock aus einem langen Feuerrohr zwischen den Fingern so lange auf und ab, bis die Haut abging und das rohe Fleisch sich erhitzte wie Feuer und verzehrt wurde bis auf die Knochen. Der Bauer aber sprang bald in die Höhe, bald ließ er sich ohnmächtig auf den Boden fallen; und wenn er einen Schrei that, schlug ihn der Knecht ins Antlitz, daß ihm das Gesicht ganz duster wurde.“ Dem einen zerschnitt man die Fußsohlen und streute Salz oder Erbsen in die Wunden, dem andern schnitt man Nase und Ohren ab, diese marterte man langsam zu Tode, indem man sie als Schießscheibe benutzte, jene begrub man lebendig. Städtische Magistrate sperrte man „ohne Nahrung in der größten Hitze unter Schmauch und Rauch“ in die engsten Löcher, um Geld zu erpressen. Anderen legte man brennende Lunten auf die Hände. Manche Martern lassen sich in ihrer Scheußlichkeit nicht wiedererzählen. „Kurz, es hatte jeder seine eigne Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter.“ Auch unschuldige Kinder, kraftlose Greise und Greisinnen, selbst Kranke fanden bei den Wüterichen keine Gnade. Und gegen das weibliche Geschlecht raste die entfesselte viehische Wollust ohne Unterschied des Alters und Standes. Diese in Lastern und Lüsten verkommenen Wüstlinge schonten nicht das züchtige Weib, nicht das zarte Mägdlein, nicht die reine Jungfrau im Kloster.

Die Dorfbewohner flüchteten in die Wälder und wagten sich erst wieder hervor, wenn das Kriegsvolk abgezogen schien. Dann machten sie sich wieder daran, das verwüstete Feld zu bebauen, und spannten sich, ihrer Pferde beraubt, selbst vor den Pflug. Das Kärgliche, was sie sich so im Schweiße des Angesichts erarbeiteten, fiel im nächsten Jahre wieder den Räubern zu. Ganze Ortschaften aber waren durch Krieg, Hunger und Pest ausgerottet. Wo einst Wiese und üppiges Ackerfeld prangte, da wuchsen Disteln und Dornen; wo einst ein friedliches Dörfchen lag, da fand sich jetzt Wildnis oder Wald. Zeitgenossen haben die Zahl der in Deutschland einschließlich der Länder Böhmen und Mähren zerstörten Städte auf 1629, der Dörfer auf 18310, der Schlösser auf 1976, der Klöster auf 1000 berechnet. Die Zahl der

verbrannten Einzelhöfe, Eisenwerke und sonstigen Stätten regen Gewerbfleißes, der ausgeraubten und zerstörten Gotteshäuser läßt sich nicht annähernd bestimmen. Der General Pfuel rühmte sich, allein in Böhmen 800 Dörfer niedergebrannt zu haben. Im Wittenberger Kreise gab es auf 74 □ Meilen 343 „wüste Marken", wo einst blühende Ortschaften gestanden hatten. In die verödeten, menschenleeren Orte drangen die Wölfe ein und fraßen an den unbeerdigten Leichnamen. „Man wandert bei 10 Meilen" — klagt Betkius in seinem excidium Germaniae — „und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Örtern ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörffern sind die Häuser voller todten Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und untereinander von der Pest und Hunger erwürget, voll Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat." . . . „Ihr wisset" — ruft er den Städten zu — „wie die Lebendigen sich untereinander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder, und die Kinder ihre todten Eltern gegessen: daß viele vor den Thüren nur um einen Hund und Katze gebettelt: daß die Armen in den Schindergruben Stücken vom Aaß geschnitten, die Knochen zerschlagen, und mit dem Marke das Fleisch gekochet, daß offt voller Würmer gewesen." Fast aus allen Gegenden wird berichtet, daß der Hunger die Leute zwang, Menschenfleisch zu genießen, selbst wenn sie es vom Hochgericht holen mußten. Schauerlich lauten die Berichte aus der Pfalz, aus Lothringen, Nassau, Sachsen und Pommern. Mikrälius erzählt, man habe bei Kammin aus der kalkigen Erde, welche man mit Mehl vermischte, so daß auf einen Scheffel Erde ein halber Scheffel Mehl kam, Brot gebacken. Man aß nach dem Berichte des Cosmus von Simmern Wurzeln, „Brot mit Spreu und Knospen". Gras und andere Feldkräuter wurden in dem salzigen Meerwasser gekocht und gegessen. Wie Herzog Bogislaw selbst mehrmals in den Schreiben an seinen Gesandten in Wien hervorhebt, lebten viele von den Rinden und Knospen der Bäume. Kinder aßen das Fleisch ihrer toten Eltern; im Dorfe Dandemin wollte sogar eine Mutter ihr eigenes Kind kochen und konnte nur mit Gewalt daran verhindert werden. Viele nahmen Gift; eine Masse verhungerte; Kinder lagen tot an den Brüsten ihrer Mütter, aus denen sie ein Stück herausgebissen hatten; viele wurden tot, mit Gras in dem Munde aufgefunden.

Der Tod räumte so unter den Menschen auf, daß Deutschland über die Hälfte seiner Bevölkerung verlor. Böhmen hatte vor dem Kriege mindestens 2 Millionen Einwohner, im Jahre 1653 noch 700000; rechnet man auch über 100000 Exulanten hinzu, so waren eben doch etwa zwei Drittel der Bewohner getötet. In der Pfalz blieb von 1½ Millionen nicht der zehnte Teil. Die kleine Grafschaft

Henneberg büßte 75 % der Bevölkerung, 66 % der Wohnhäuser, 80 % an Vieh ein. Württemberg sank von 400000 auf 50000 Einwohner herab; es waren in dem Ländchen etwa 36000 Häuser zerstört, 8 Städte, 65 Kirchen niedergebrannt.

Mit der Bevölkerung war auch der ganze Wohlstand vernichtet. Die Soldateska, vor allem die schwedische, hatte solche Schätze aus dem Lande geschleppt, daß zum wenigsten der Verlust an beweglichem Vermögen zwei Drittel desselben betrug. Der Schaden, welchen das Stettinische Land allein in den Jahren 1627—1630 durch Einquartierung erlitt, belief sich auf 10 Millionen Goldes. Noch ärgere Verluste hatte Pommern-Wolgast. Württemberg bezifferte seinen Schaden auf mehr als 118 Millionen Gulden.

Die unerhörten Summen lassen sich wohl begreifen, wenn man berücksichtigt, wie ungeheuer sich allein schon die Offiziere bereicherten. Banér und Wrangel hinterließen ein für ihre Zeit enormes Vermögen; Königsmark erbeutete eine solche Masse von Gold und Kostbarkeiten, daß er seiner blutarmen Familie ein Jahreseinkommen von 130000 Thalern hinterließ. Ogier, der Begleiter des französischen Gesandten d'Avaux staunte, als er im Jahre 1635 die nach Stockholm gesandten Schätze kostbarer Kirchengeräte, wertvoller Handschriften und Kunstgegenstände erblickte.

Unbekümmert um die Not der bedrängten, ausgesogenen Bevölkerung forderte man bei Durchzügen und Einquartierungen ganz ungeheure Lieferungen. Die eine Stadt Görlitz zahlte allein für Einquartierungskosten im Jahre 1639/40 die Summe von 265000 Thalern und mußte für die schwedische Besatzung unter dem harten Oberst Wancke wöchentlich aufbringen 600 Thaler bares Geld, über 40 Stück Rindvieh, 76 Viertelfaß Bier, 70 Scheffel Korn, 1000 Scheffel Hafer (1640/41). Dazu kamen noch besondere Lieferungen an Metall, Tuch, Leinen, Leder, Brettern ꝛc. ꝛc. und der Schaden, der „hinnen und draußen geschehen", war „kaum auszurechnen". Acht Monate lang lagen über 1300 Soldaten mit ihren über 400 Weibern und Kindern den 262 Hauswirten zur Last, dazu noch 635 Pferde. Viele Wirte entliefen, um nur der Plackereien ledig zu werden. Von Pommern verlangte Herzog Adolf von Holstein im Jahre 1627, obwohl der Herzog Bogislaw gut kaiserlich gesinnt war, für jede seiner 10 Kompagnieen täglich 300 Brote, 2 Ochsen oder Kühe, 6 Schafe, 10 Gänse, 30 Hühner, 5 Tonnen Bier, $2\frac{1}{2}$ Drombt Hafer, 1 Tonne Salz, 40 Lichte und 60 Rth. für den Bedarf der Offiziere an Wein und Gewürzen, bis man zur Oder käme. Für den Stab waren zu liefern: 100 Brote, 1 guter Ochse (für 2 Tage), 5 Schafe, 10 Gänse, 30 Hühner, 4 Tonnen Bier, 2 Drombt 6 Scheffel Hafer, 1 Achtel Butter, $\frac{1}{2}$ Ohm Wein, 40 Lichte; für Wein und Gewürz 100 Rth. Der Hofstaat des Kommandanten sollte erhalten: 120 Brote, $\frac{1}{2}$ Ochsen, 6 Schafe, 5 Gänse, 15 Hühner, $2\frac{1}{2}$ Tonne Bier, 1 Achtel Butter, 40 Scheffel Hafer, 40 Lichte, 1 Tonne Salz, 40 Rth.

für Wein und Gewürz. Und diese Forderungen, so ungemessen sie scheinen, sind noch bescheiden im Vergleich zu anderen. Sie zeigen, welch schwelgerischem Leben sich Offiziere und Mannschaften hingaben, während die unglücklichen Bewohner darbten und am Hungertuch nagten. Auch im Simplicius wird ein getreues Bild der „unflätigen" Völlerei entworfen, der die Offiziere der Hanauer Besatzung frönten, „ungeachtet der arme Lazarus", den man mit dem Überfluß an Speise und Trank hätte laben können, in Gestalt vieler Hunderte von vertriebenen Wetterauern, denen der Hunger zu den Augen hinausguckte, vor unseren Thüren verschmachtete, „weil naut im Schenk war". In großen Städten, wie Frankfurt a. M., fehlte es nicht an solchen, welche sich die Not der Bedürftigeren zunutz machten und zu deren Nachteil sich bereicherten, wie Chemnitz mit den Worten bestätigt: „Bei Wirten, Krämern, Handwerkern u. s. w. war inzwischen das schinden und stelen fast nicht auszusprechen, vnd da anderer viel arm wurden, bereicherten sich hergegen diese wenig Leute." Auch die Juden schacherten, wo sie konnten. Was Gustav Adolf bei der Einnahme von Mainz von Beute versteigern ließ, kauften die Frankfurter Juden an. Im allgemeinen aber trat eine völlige Verarmung der Gemeinden wie der einzelnen Bauern und Bürger und eine schreckliche Teuerung ein. Ein Nürnberger schreibt zum Jahre 1634: „Es haben uns sonsten dieses Jahr aus Gottes Verhängnis die vier Landstrafen: Krieg, Teurung, Hungersnot und Pestilenz hart getroffen, so daß 1 Simra Korn hat gegolten 14—16 Rth., 1 Simra Habern 14—16 Rth., 1 Simra Kern 28—32 Rth., Gersten 24—30 Thl., 1 Pfund Schmalz 6—7 Batzen (ein Batzen = 4 Kreuzer, etwa 11 Pfennig unseres Geldes), 1 Pfund Rindfleisch 9—10 Kreuzer, das Kalbfleisch 18—20 Kreuzer, 1 Paar Tauben 10—15 Batzen, 1 junges Huhn 10—15 Batzen, 1 Hennen 1 fl. auch 18 Batzen, 1 Kapaun 3 fl., 1 Ei 4—6 Kreuzer, 1 Eimer Wein kostete 10—20 Thaler, 1 Eimer Bier 3—4 Gulden und so fort an." Eine handschriftliche Notiz vom Jahre 1635 aus dem Rheinland lautet: „In anno 1635 ist ein sehr groses Sterben in gantzen deutzem Landt gewessen, das der halbe Deill der menschen gestorben seindt. Dar auff ist anno 1636 ein sehr große Deurung worden, das viel menschen Hungers gestorben seindt, ja ein solche Deurung vndt Hungers nott, das ahn viellen ortten des obern reinstroms vndt sonsten ein mensch den andern gefressen hatt. In anno 1636 bis in anno 1637 hatt zu Herborn vndt anderswoh ein mesten Korn gegolten ein Königstahler auch ein goltgulten und ist noch nicht darumb zu bekomen gewessen. Gott der allmechtige woll vns vurter vor solchem ehlendt behüten amen. Das selbige Jahr nehmlich anno 1637 ist Ihrnbreittstein bey Cobilentz witrumb von den Franssössen vbergeben worden, welchen der domalige bischoff es verrederischer weisse vbergeben hatt. aber wie es gemelt die Franssossen solches durch langwirige belegerung witrumb haben müssen vbergeben. Dise belegerung hatt den westerwalt so ausgeesset vndt verderbt, das auff

dem ganzen westerwalt keine Kühe mehr zu bekomen geweſſen iſt. Ja was von menſchen noch bey leben verblieben deren doch wenig geweſſen ſeindt, hatt keiner wegen der gewaltſamen diranej der ſoldaden in ihren heuſern wohnen können. Gott geb das zum Ende gewendett werde vndt forthin möchte fritt vnd Einigkeit bey vns erhalten werden amen."

In mancher Hinſicht hat Deutſchland bis jetzt noch nicht wieder den blühenden Zuſtand erreicht, deſſen es ſich vor dem großen Krieg erfreute. Die Pferdezucht war z. B. vor demſelben viel allgemeiner und bedeutender als heutzutage. In dem kleinen Orte Sechshelden im Amte Dillenburg kamen z. B. im Jahre 1447 auf 19 Häuſer 30 Pferde, heute ſind ſchwerlich mehr als 3 im Dorfe. Die kleine Herrſchaft Beilſtein, welcher zweimal 1341—1571 und 1607—1621 eine Linie des Hauſes Naſſau vorſtand, zählte im Jahre 1610 nicht weniger als 655 Pferde, im Jahre 1880 109, alſo den ſechſten Teil gegen früher; das Gericht Emmerichenhain hatte damals 149 Pferde, jetzt 11! In der Grafſchaft Henneberg waren von 485 Pferden noch 73, von 158 Ziegen noch 26, von 1402 Rindern noch 244, von 4616 Schafen gar keines mehr vorhanden. In gleicher Weiſe hat der Viehſtand überall abgenommen. Nach dem Kriege fehlte es an Arbeitskräften, an Vieh, Samen, Geräten, an allem. Ganze Kulturen verſchwanden in einzelnen Gegenden für einige Zeit, z. B. in Bamberg der Hopfenbau; in ganz Norddeutſchland iſt durch den Krieg die Bierbrauerei zurückgegangen.

Die Landwirtſchaft lag darnieder.

Bei der Unſicherheit der Wege ſtockte auch der Verkehr. Den überſeeiſchen Handel riſſen die Niederländer, jetzt nicht mehr Angehörige des deutſchen Reichs, und die Engländer, deren Königin Eliſabeth (1558—1603) der deutſchen Hanſa ſchon die Vorrechte auf dem Londoner Markte entzogen hatte, faſt völlig an ſich.

Den Binnenhandel hemmte der Krieg und die von dem Winterkönig begonnene, von dem Kaiſer und den übrigen Fürſten nachgeahmte Münzverſchlechterung. Durch Einſchmelzung des guten Silbergeldes und Zuſatz von Kupfer bis zu 75%, welches man aus den erbeuteten Keſſeln in Maſſe erhielt, verdoppelte, verdreifachte, ja verzehnfachte man die Zahl der Münzen und verringerte man im gleichen Maße ihren Wert. Die Kipper- und Wipperzeit des Mansfeldiſchen Krieges wurde ſprichwörtlich. Mit Kippen bezeichnete man das Beſchneiden des Geldes, mit Wippen das Drücken auf die eine Seite der Wage beim Zuwiegen des edeln Metalles. Ein Spottlied der Zeit beginnt mit den Worten:

„Kipp de Wipp du loſer Dieb,
Haſt dein Kippers Geld geliebt."

Dieſe Geldkriſe mußte zum Staatsbankrott führen. Erſt allmählich beſeitigten Münzverträge den eingeriſſenen Unfug.

Wo Landwirtſchaft und Handel eingeſtellt wird, da ſtehen auch

bald die Gewerbe ſtille, und die Kunſt wird brotlos. Augsburg, das einſt 6000 Weber beſchäftigte, zählte kaum noch 500. Bei der herrſchenden Not hatten die Handwerker keine Arbeit und kein Verdienſt. Hatte noch das fünfzehnte Jahrhundert den Bürgerſtand in behäbigem Wohlleben, freilich auch ſchon in Üppigkeit, geſehen, jetzt machte ſich allenthalben neben gemeiner Schwelgerei eine gewiſſe Dürftigkeit geltend. Mit dem kräftigen, ſtolzen Bürgergeiſt, welchen rohe Gewalt der Soldatenherrſchaft niedergetreten hatte, ging auch der Sinn für Hervorkehrung der vorhandenen Gediegenheit nach außen verloren. Die Bauten der Gemeinden, wie der Bürger, und ihre innere Ausſtattung ſind im Gegenſatz zu früher nach dem Kriege karg und kahl. Die Architektur ruht etwa von 1620 an und macht faſt einen Sprung von einem Jahrhundert, ehe ſie im Barockſtil ihren verdrehten Geſchmack kundgiebt. Welch reiche Privathäuſer ließ das ausgehende 16. Jahrhundert entſtehen, von welchem Reichtum und Formſinn zeugen die Rathaushalle zu Köln (gebaut 1570), das Leipziger Fürſtenhaus (1575), das Rathaus in dem kleinen Rotenburg an der Tauber (von 1572 an gebaut), das ſchlanke Haus Toplers (1590) und Pellers Haus (1605) in Nürnberg und noch der von 1615—1620 erbaute Rathausſaal von Augsburg. Nach dieſer Zeit finden ſich nur in den vom Kriege weniger oder nicht berührten Gebieten, wie in Holland und der Schweiz noch Prachtbauten. Die Malerei verfiel ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; Kupferſtich und Holzſchnitt zeigen die Entartung des Geſchmacks in Darſtellung des ſinnlich Gräßlichen und ſittlich Gemeinen. Die edle Tonkunſt hält ſich auf der Höhe, ſolange ſie ihres hohen Dienſtes ſich bewußt bleibt, von Ausartung bleibt auch ſie in der allgemeinen Verirrung nicht frei. Auch in dem Kleingewerbe läßt ſich ein bedeutender Rückſchritt erkennen. Noch in den Anfang des Krieges hinein reichen die ſchöngeſchnitzten Schränke und Truhen, Tiſche und Stühle, die prächtigen ſchmiedeiſernen Gitter und Schlöſſer, die überreich verzierten Stücke des Hausrates, jedes für ſich ein Prunkwerk. Dann tritt Stillſtand ein.

Mit dem Verfall des materiellen Wohlſtands geht die ſittliche und geiſtige Verwilderung Hand in Hand. Der Hang zu Üppigkeit und Zügelloſigkeit in Tracht und Leben hatte ſchon im verfloſſenen Jahrhundert Veranlaſſung zu einſchränkenden Polizeiverordnungen gegeben. Wie die Kunſt die Unzucht „für Augen“ malte, ſo goß die Scherz- und Schmutzlitteratur „Jungen und Alten das Gift durchs Leſen ins Herz“. Der „gemalte“ wie der „geſchriebene“ „Amor weiß zu reizen“. Ehrbarkeit und Zucht kommt mehr und mehr abhanden. Trunkſucht, Luſt an Händeln, Neigung zu unſittlichen Ausſchreitungen ſchändet Adel und Bürgertum. Der Krieg aber entfeſſelt alle niedrigen Leidenſchaften zu den roheſten Ausbrüchen und erſtickt alle edleren Regungen und Triebe des Gemütes und Geiſtes. In wüſten Gelagen, tollen Genüſſen und Vergnügungen, in ſchamloſer Befriedigung wilder Gier ſucht man die vergönnten Lebenstage zu

benutzen, und die mahnende Stimme des Gewissens ertötet man mit greulichem Schwören, Lästern und Fluchen. Das Getöse der Trommeln, der Donner der Geschütze, das Brüllen der Schlachtheere verscheucht den Geist der Wissenschaft. Die Hörsäle stehen leer, und die verlassenen Sitze des Wissens und Glaubens nimmt bare Unwissenheit, krassester Aberglaube ein. Gottes getreue Hand läßt man fahren und hascht nach der Kralle des Teufels, der bald Herz und Sinn, Handeln und Reden beherrscht. Sterndeuter, Schwarzkünstler, Geldmacher trügen die Großen, Quacksalber, Segensprecher und Wahrsager die Kleinen. Der freche Soldat, dem nichts heilig ist, er verschreibt sich der Hölle, um gegen Hieb und Stich unverwundbar, „fest", zu werden und nimmer fehlende Freikugeln zu erhalten. Aus der Zeit der Belagerung von Görlitz wird folgendes Beispiel rohesten Aberglaubens berichtet: „Am 11. März 1640 rühmte sich in Frau Schnitters Hause (Obermarkt 32) ein schwedischer Soldat, er wäre stahlfeste und wollte es mit einer verwegenen That beweisen, band einen Degen in der Schankstube an die Wand und lief mit aller Macht auf die Spitze des Degens. »Aber der Teufel hielt ihm den Pakt nicht, sondern er durchspießete sich, daß er in seinen Sünden starb. Das Aas ward auf die Viehweide vorm Frauenthore begraben.« "

Eine der traurigsten Verirrungen des menschlichen Geistes war der seit jener Zeit wie eine Seuche um sich greifende Hexenglaube. Weder die berüchtigte Bulle des Papstes Innocenz VIII. vom 5. Dez. 1484 Summis desiderantes affectibus noch der von den Inquisitoren Heinrich Krämer (Institor) und Jakob Sprenger 1487 veröffentlichte Malleus maleficarum, der Hexenhammer, sind die Quelle der Hexenprozesse. Jene war nur eine Rechtsentscheidung in dem Streit über die Zuständigkeit des kirchlichen Gerichts in Sachen des Aberglaubens, diese Schrift ein rein für die Gelehrten bestimmtes Handbuch zum Verfahren bei der Inquisition. Die Einführung der peinlichen Halsgerichtsordnung, der Bamberger 1510 und der von Karl V. 1531 angeordneten Carolina reservierten die Zauberei als Kriminalvergehen der staatlichen Gerichtsbarkeit. Auf Grund dieses Strafgesetzbuchs haben die weltlichen Richter die Hexenprozesse mit der dem Kirchenrecht wie dem deutschen Volksrecht fremden Folter eingeleitet. Die Inquisition steht den Hexenprozessen ursprünglich so fern, daß gerade in den Ländern, wo diese vorzugsweise herrschte, wie in Italien, Spanien und Portugal, jene kaum vorkommen. In Rom ist nie eine Hexe verbrannt worden. Der Hexenprozeß ist so wenig wie der Hexenglaube auf dem Boden der Kirche entstanden und genährt worden. Wären die Vorschriften und Belehrungen derselben allgemein beachtet worden, es hätte nie wirkliche und vermeintliche Hexen gegeben, es wäre nie zu Hexenprozessen gekommen. Denn die Kirche hat stets aufs entschiedenste den Aberglauben bekämpft, insbesondere auch alle mit Zauberei und Hexerei zusammenhängenden Einbildungen und Gebräuche als heidnisches Unwesen verworfen und mit kirchlichen

Strafen belegt. Der Hexenglaube wurzelt in rein heidnischen Vorstellungen, wie sie in das Denken und Leben der christlichen Völker tief hinein ragen und gleich dem Unkraut unter dem Weizen stets wieder hervorkeimen. Scharf spricht sich das von dem hl. Bonifatius 742 abgehaltene deutsche Nationalkonzil gegen all „dergleichen Unflat" aus. Das im folgenden Jahre zu Leptinä versammelte Konzil rügt in dreißig Artikeln die noch vielverbreiteten heidnischen Unsitten, wie die Todesessen, die Sporkelfeste (Sporkel-Februar), die Opfer in den Wäldern, welche Nimidä heißen, die Notfeuer, die noch jetzt als Johannesfeuer fortglühen, die Heidenwecke u. a., besonders auch die Schutzzettel gegen Unglück und Gefahr. In gleicher Weise verwirft die aus dem 11. Jahrhundert stammende Gesetzsammlung des Bischofs Burchard von Worms alle derartigen Mißbräuche. Das Mainzer Konzil von 1310 belegt alle Wahrsager mit dem Bann und die in demselben Jahre zu Trier tagende Kirchenversammlung bezeichnet es als Wahnglaube, wenn ein Weib behauptet, sie reite zur Nacht mit einer heidnischen Göttin und einem begleitenden Schwarme von Weibern. Ebenso treten die Synoden von Köln im Jahre 1356 und gerade in der Blütezeit der Hexenprozesse der Geisteskrankheit entgegen. Das erste Einschreiten gegen das vermeintliche Hexenwesen im ausgehenden 15. Jahrhundert stieß bei Geistlichkeit und Volk auf lebhaften Widerstand. Eine ganze Anzahl hervorragender Männer verurteilte die landläufigen Ansichten schon damals ganz entschieden, so der Konstanzer Molitor 1487, Geiler von Keisersberg 1510 und Erasmus. Seitdem aber Luther dem Fürsten der Finsternis in Predigt und Schrift eine unerhörte Allgewalt und Wirksamkeit zugewiesen, so daß er alle Zweifler an Spukgeschichten, die „wahrlich nicht unnütze und vergebliche Historien" zum Bangemachen seien, als „Klüglinge" tadelt, da überschwemmte bald eine ganze Teufels- und Spuklitteratur den Büchermarkt und verwirrte alle Gemüter. Nie hat sich das Sprichwort, daß man den Teufel nicht an die Wand malen solle, ärger bewahrheitet, als in jener Zeit, wo Einbildung den Geist mit den entsetzlichsten Schreckbildern erfüllte und blind machte gegen alle Vorstellungen der gesunden Vernunft. Der niederländische Theologe Balthasar Bekker bezeugt in seiner „bezauberten Welt" (1691), daß bei den Papisten ein solcher Teufelsglaube nicht gefunden werde wie bei seinen Glaubensgenossen. Aber mit der Schand- und Schundlitteratur verbreitete sich die Teufelsfurcht auch in den katholischen Gebieten. Der Hexenwahn steht mit derselben in innigstem Zusammenhange. Denn nach diesem Aberglauben traten Weiber in Verkehr mit dem Teufel, hielten mit ihm in der Walpurgisnacht (1. Mai) auf dem Blocksberg zusammen den Hexensabbat und lernten von ihm den Menschen zu schaden. Schon Zeit und Ort weisen deutlich auf den Ursprung dieses Glaubens aus dem Heidentume hin. Sobald der Wahnsinn die Köpfe der Leute verwirrt hatte, schrieben sie alle Übel und Unfälle, Unwetter, Mißwachs, Krankheiten von Mensch und Vieh dem bösen Einfluß der Hexen zu. Arme, alte,

irre, häßliche Weiber waren die ersten Opfer der Verblendung. Aber bald war niemand, selbst das unmündige, reine Kind mehr seines Lebens sicher, da die Folter den Unglücklichen nicht nur das Geständnis der eigenen Schuld in der von bethörten oder gar gewissenlosen und boshaften Richtern gewünschten Form erpreßte, sondern auch die Angabe der Mitschuldigen. Man gestand, um wenigstens der Marter zu entgehen, da man den Tod doch vor Augen sah. In den katholischen Gebieten nahm die Verfolgung meist erst auf Drängen des Volkes ihren Anfang. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, fehlte es auch nicht an solchen Elenden, welche sich den Wahn zunutze machten und durch Anklage und Verurteilung sich bereicherten. Die Zahl der Unschuldigen, welche auf dem Scheiterhaufen endeten, läßt sich gar nicht ermessen. Aber die erhaltenen Akten allein geben haarsträubende Mitteilungen über den Umfang, den oft ein einziger Prozeß annahm. In Fulda wurden in 19 Jahren 700 Männer und Weiber verbrannt. In 3 Jahren (1629—1631) erlitten in der kleinen Herrschaft Dillenburg nicht weniger als 148 Personen, darunter 15 Männer, den Tod. Da ein nicht unbeträchtlicher Teil der Prozeßakten verkommen ist, erreicht diese Zahl nicht einmal die wirkliche Summe der Verurteilten. Massenhinrichtungen sahen die Orte Wolfenbüttel, Quedlinburg, Osnabrück, Zuckmantel in Schlesien, Siegburg, die Bistümer Trier (1586—1591), Würzburg und Bamberg in den Jahren 1626—1628 und das lothringische Land, wo ein protestantischer Richter, Nikolaus Remigius, nach dem Zeugnis Grimmelshausens ein „tapferer, gelehrter und verständiger Mann“ binnen 15 Jahren 950 Personen verurteilte und sich selbst schließlich als Hexenmeister bekannte. Bis in das kleinste Dörfchen hinein drang das grauenvolle Unwesen. Gab es auch „etliche, und zwar vornehme und gelehrte Leute, die nicht glauben wollen, daß Hexen oder Unholde seien“, so standen anderseits die meisten Männer der Wissenschaft, ganz besonders die Juristen, unter dem Banne des Zeitgeistes. Der tieffromme protestantische Benedikt Carpzov, den man wegen seiner Gelehrsamkeit den Gesetzgeber Sachsens und das Orakel der Rechtsgelehrten nannte (1595 bis 1666), war so von dem Vorurteil seiner Zeit befangen, daß er selbst Bestrafung derer forderte, welche die Wirklichkeit teuflischer Bündnisse in Abrede stellten. Die 20 000 Todesurteile, welche er gefällt haben soll, fallen weniger ihm, als der Thorheit der Zeit zur Last. Mutige Männer traten dem Wahnsinn entgegen, die Ärzte Johannes Weyer von Cleve und Ewich, ein gewisser Berchheimer und der Prediger Scultetus, sahen sich aber den härtesten Angriffen und Schmähungen ausgesetzt. Der gefeierte Satiriker Johannes Fischart nannte Weyer in seiner Übersetzung des Bodinschen Werks über das Hexenwesen (de daemonomania Magorum) einen tollen Phantasten. Als der katholische Theologe Cornelius Loos Callidius im Jahre 1586 gegen das vernunft- und gesetzwidrige Verfahren in einer Schrift „Über die wahre und falsche Zauberei“ Einspruch erhob, wurde dieselbe unterdrückt,

er selbst eingekerkert und zum Widerruf genötigt. Den Jesuiten Tanner verschrie man als Zauberer († 1632). Sein Ordensgenosse Friedrich von Spee (geb. 1595, † in Trier 1631 bei der Pflege der Pestkranken), welcher mehrere Jahre hindurch das traurige Amt eines letzten Tröſters verurteilter Hexen versehen und deren Unschuld erkannt hatte, deckte in seinem Werke »Cautio criminalis« schonungslos das grauenvolle Unrecht der Hexenprozesse auf, aber er durfte nicht wagen, sich als Verfasser auf der Schrift zu bekennen. Auch der katholische Pfarrer Michael Stapirius zu Hirschberg in Westfalen, Hermann Löher, Dr. Andreas Schweygel, Pfarrer zu Rheinbach bei Bonn, der Kölner Dominikaner Johannes Freylink suchten das Volk von seiner Verkehrtheit zu heilen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts trat auf protestantischer Seite als entschiedener Gegner des Unwesens auf der schon genannte Balthasar Bekker, und scharf bekämpfte der Hallesche Professor Christian Thomasius, derselbe, der zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, in seinen Theses de crimine magiae 1701, von seiner Fakultät unterstützt, den üblichen Prozeß. Nur langsam brach sich die Wahrheit Bahn. Der letzte Scheiterhaufen in katholischen Landen erlosch über der Asche der Maria Renata Senger, Subpriorin des Klosters Unterzell in Würzburg 1749. Aber in Baiern wurden noch zwei junge Mädchen als Hexen enthauptet und in Quedlinburg noch eine Frau erwürgt und dann verbrannt. Die letzte Hexe ward hingerichtet im Jahre 1783 in Glarus.

„Daß aus Menschen werden Wölfe, bringt zu glauben nicht Beschwerden", wenn man die entsetzliche Verderbnis der Sitten berücksichtigt, wie sie in reißendem Zuge alle Schichten der Gesellschaft ergriffen hatte. Der aber, welcher das Wort aussprach, der Dichter Logau, wundert sich nicht mehr, da er sieht, daß aus den Deutschen dieser Zeit Franzosen werden". Wie die aus unzüchtigem Leben entstandene sogenannte Franzosenkrankheit den Leib schändete und verunstaltete, so entstellte die mit der politischen Herrschaft Frankreichs überhandnehmende „Seuche der Ausländerei" deutsche Sitte, deutsche Tracht, deutsche Sprache. »Frankrik, dat is de schoel, dar men leert alle künst.« Das französische Geld verführt deutschen Sinn zum Verrat am Vaterlande; französischer Tand und Flitter besticht das Auge und bethört das Herz; französische Leichtfertigkeit verdirbt den sittlich ernsten Geist der Deutschen durch unzüchtige Schriften und das lehrende Beispiel. „O alte Mannheit, o alte deutsche Tapferkeit und Redlichkeit", — klagt der wackere Moscherosch — „wohin bist du geflogen?!" „Was denkt ihr ungeschlachten Deutschen denn, daß ihr mit ausländischen Speisen und Würzen, mit ausländischen Trachten, mit ausländischem Treiben, mit ausländischer weibischer Weichheit eure deutschen, starken Leiber so schwächt, eure Kisten und Kasten verödet und eure Kinder hinter euch zu Bettlern laßt?" Aber vergebens geißelt der Satiriker die Verwelschung, vergebens will der ehrliche Prediger den „Teutsch-Welschen gepürlich teutsche Maulschellen klingen

lassen". „Narrenkappen samt den Schellen" äfft der Deutsche ruhig weiter nach. Und doch ist „Frankreich das Silber- und Goldloch, darein aus Deutschland fließt, was nur quillt und wächst, gemünzt und geschlagen wird bei den Deutschen. Wäre das Loch zugestopft, so brauchte man jetzt die Klage nicht zu hören, wie allenthalben eitel Schuld und kein Geld ist und alle Lande und Städte mit Zinsen beschwert und ausgewuchert sind." „Frankreich sollte wohl weniger Gold haben, wenn ihr ihm seine Ceremonien, sein Gepränge, seine Aufschneidereien, à la mode-Possen und seine Sprache ließet." Bartholomäus Ringwald († 1595) rief daher schon seinen Landsleuten zu:

„Bedenkt doch dies in allem Stand,
Ihr lieben Leut' im deutschen Land,
Auf daß ihr nicht an eurer Hab'
Durch à la mode nehmet ab."

„Wo ist ein Volk unter der Sonne, wie die ungeratenen Deutschen jetzt sind, in ihren Kleidertrachten so unbeständig, so ekel, so närrisch?" Mit beißendem Spott macht Moscherosch die „neusüchtigen Monatsnarren" in ihrer Nachäffung „welscher Lappenpossen" lächerlich. „Als sie nun" — erzählt er — „durch Deutschland bis an den Rheinstrom gekommen waren, da sahen sie viel Wunder an neuen Sachen und Händeln, und als sie ein Jahr daselbst verharrten, nahmen sie wahr, daß junge Leute, Manns- und Weibsvolk, alle Vierteljahr, ja je zu Zeiten alle Monat ihre Kleidungen änderten: bald Hut, Hosen, Wams, Strümpfe, Schuhe, Stiefel, Speck[1]; ja am Leibe selbst: bald große Bärte, bald kleine Bärte, bald schwarze, bald weiße Haare, dann ihre eigenen, dann fremde und das alles mit großen Kosten, so daß viele sich und die Ihrigen dadurch ins Verderben und zu Grunde richteten, wie noch heutiges Tages die undeutsche Gewohnheit ist. Darüber verwunderte sich der junge Herr und fragte, wie man solche Leute nennte. Und es wurde ihm geantwortet à la mode." — Mit gleicher Schärfe zieht der „Träumende" gegen das unehrliche Gebaren mit den fuchsschwänzerischen „Komplimenten" der „Deutschlinge" los. Alles Natürliche ist aus Kleidung und Gebärden geschwunden.

»Tucht (Zucht) und schamhaftigcheit« — klagt Johann Laurembergs — »is mit wech geschneden
Mit half bloten live kamen se her getreden.«

Hohle Aufgeblasenheit, läppische Eitelkeit und Gespreiztheit, äußerer Lug und Trug, wie die Reifröcke, die Halskrausen, die Schleier und Perücken, sie nach außen verraten, zeigte sich im ganzen Auftreten, in Gang, Bewegung und Worten. Man verlangte eben, um die Worte Laurembergs zu gebrauchen, vom Kavalier: »Wysheit, gentilesse, contenantz, complemente, cortoisi, höfflike Maneeren, Verstand, hohen Sinn, gravitet, courage, adelick comport, politic discurs, zuckersöte Wort, brave qualiteten.« All diese guten Eigenschaften lernten die

[1] Speck = eine Art Tournüre.

Junker mit den Fürstensöhnen am französischen Hofe, welcher in verschwenderischen, unsittlichen Lustbarkeiten, in der rücksichtslosen Willkür des Herrn und seiner feilen Beamten das traurige Vorbild der kleinen deutschen Souveräne ward. Aber

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen."

„Wie die Zeiten sind, so sind die Worte, und wiederum, wie die Worte sind, so sind auch die Zeiten. Worte sind wie Münzen. Es ist unsere Sprache jetzt in ein rechtes Kipperjahr geraten: jeder beschneidet und verstümmelt dieselbe, wie er will, giebt ihr einen Halt und Zusatz, wie er will. Und gleichwie solche leichte Münzen, wie weiß sie auch gesotten sind, dennoch nichts als Kupfergehalt in sich haben: so sind alle diese heutigen Aufschneidereien, wie schön sie auch dem äußerlichen Ton nach lauten, im Herzen doch nichts wert."

Wie man den Leib mit dem ausländischen Flitterkram behängte, so verhunzte man die „männliche Heldensprache der Vorfahren" durch elendes Flickwerk aus den fremden „Bastardsprachen". „Unsere Sprache stinkt uns" — seufzt der hessische Superintendent Heinrich Leuchter im Jahre 1613 —, „und wollen Französisch, Welsch und so weiter reden." Wer „nur drey oder vier außländische Wörter, die er zum offtern nicht verstehet, erwuscht hat", sagt Martin Opitz in seinem „Buch von der deutschen Poeterei" (1624), der bemüht sich „bey aller Gelegenheit dieselben herauß zue werffen". Dieses „Unheil" klagt der „spielende" und der „teutschen Spracharbeit" ehrlich „beflissene" Philipp Harsdörffer, „ist biß auf den groben Pövelmann herabkommen, dem das Latein bekannt, wie dem Blinden die Farben".

„Was zieren wir uns doch" — fragt J. Rist — „wie federlose Dohlen,
Die jenen Schmuck zumal den andern abgestolen,
Die fremd entlehnte War?"

Alles, was man redete oder schrieb, spickte man mit welschen, lateinischen, griechischen, italienischen und spanischen Worten, so daß ein „Biedermann nicht erraten" konnte, „was es für ein Gespräch sei". Opitz giebt nur ein schwaches Bild des herrschenden Sprachgemengsels, wenn er höhnt:

„Nehmt an die courtosie, vnd die deuotion
Die euch ein chenalier, madonna, thut erzeigen;
Ein' handvoll von fauor, petirt er nur zue lohn,
Vnd bleibet ewer Knecht vnd seruiteur gantz eigen."

„Ein Kavalier ist nur der" — wie es in einem Freudenspiel zur Feier des Westfälischen Friedens heißt —, „welcher ein gut courage hat, maintenirt sein état und reputation, und giebt einem politen courtisanen ab." Man vergoß ja auch nur „um fremder Wörter und Untugenden willen, als da sind Respect, Reputation, Reformation, Temporisation, Contribution, Raison d'Etat und anderer verdammlicher mehr das edle deutsche Blut." Wie aber das Heer nach dem Ausdruck

Forstners aus dem „Spülig aller Völker gemischt“ war, so nahm besonders die Sprache der Soldaten diesen Allerweltscharakter an, wie ihn alle Verordnungen, Verhandlungen und Briefe zeigen. Das Unwesen war so in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst der vaterländischgesinnte Stadtrat von Schwäbisch-Hall sich davon nicht losmachen konnte, als er dem Stadtleutnant „seine ungeschliffene Latinitaet und üblichen barbarismos“ verwies. „Soll bey dem Deutschen bleiben, weil es ihme schimpflich und E. E. Rath disreputirlich.“ (31. Aug. 1647.) „Solche Sprachverketzerung ist Beweis genug der Untreue“ — urteilt Moscherosch mit Recht —, „die du deinem Vaterlande erweist: denn deine ehrlichen Vorfahren sind keine solche Mischmäscher gewesen, die ihr fast miteinander jetzt seid.“

„Wenn Deutschland wollt' witzig werden
Und vorsichtig um sich sehn,
Nicht nach à la mode gehn,
Nicht nach Farben und Gebärden: —
Welschland müßt' ohnmächtig wanken;
Daß es aber jetzt obsiegt,
Euch in eurem Land bekriegt, —
Das habt ihr euch selbst zu danken.“

Wohl verbanden sich vaterlandsliebende Männer zur Reinerhaltung der deutschen Sprache vom fremden Flickwerk in den sogen. „Sprachgesellschaften“, deren älteste die im Jahre 1617 gestiftete „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder „Der Palmenorden“ war, aber „die deutsche Poeterei“ war doch „gar zu sehr in durchgehende Verachtung gefallen“, und die Geschmacklosigkeiten und Spielereien, welche die von Philipp von Zesen zu Hamburg gegründete „teutsch gesinnte Genossenschaft“ (1643) und die zu Nürnberg von Georg Philipp Harsdörffer und Johannes Klai ins Leben gerufene „Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz“ sich zu schulden kommen ließen, erregten den Spott der Zeitgenossen und beeinträchtigten den löblichen Zweck. Bei dem Mangel an poetischem Stoff griffen die gutgesinnten, aber zum Dichten nicht berufenen Poeten zur Gelegenheitsverswacherei, deren Langweiligkeit und Überschwenglichkeit, trotz des scheinbar deutschen Gewandes, in welches sie sich kleidet, die fremde Unnatur verrät. Dem Leserkreis behagte die unwahre Empfindung in der gekünstelten Form, weil ihm der Geschmack fehlte, und so konnten selbst so mittelmäßige Dichter wie Opitz in der übertriebensten Weise gefeiert werden, so daß ihn z. B. der weit höher stehende Paul Flemming dem Homer, Pindar und Ovid gleich stellt. Ein wirklich beanlagter Dichter, der Elsässer Jakob Balde, wählte leider die lateinische Sprache für seine reichen Gedanken. Zu dem hohen Bombast der ersten schlesischen Dichterschule fügte die zweite das Kennzeichen der lüsternen Üppigkeit, die nicht aus innerer Unsittlichkeit ihrer Jünger, aber doch aus Geistesarmut und niedriger Sucht, den verdorbenen Vornehmen zu gefallen, entsprang. Aus dem inhaltsleeren Wortgeklingel und der

seichten Wasserdichtung hebt sich nur weniges Bessere und Ansprechende hervor. Das Kirchenlied erfährt durch glaubensinnige Sänger wie Paul Gerhardt (1606—1676) und Johann Scheffler, bekannt als Angelus Silesius (1624—77), wirkliche Bereicherung. Spees Trutznachtigall atmet trotz des weichlichen Charakters Opitzischer Dichtungsweise die reine Gottesminne des Mittelalters. Kein Lied aber erreicht die Lieblichkeit des von Grimmelshausen in seinem Simplicissimus mitgeteilten Gesanges:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen:
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben."

Gleich dem Einsiedler, der vor dem Getümmel des Krieges sich in die stille Waldeinsamkeit zurückzog, hat sich das schüchterne Volkslied geflüchtet und ist in dem wüsten Lärme der Waffen verklungen, zu welchem die rohen Soldatenweisen, die gemeinen Zech- und Zotenlieder besser stimmen.

Zweite Periode.

Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart.

I. Übergewicht Frankreichs. Kampf um Erhaltung des europäischen Gleichgewichts. Zeitalter des Absolutismus. Emporsteigen Brandenburg-Preußens. 1648—1740.

1. Überblick.

Nichts bezeichnet den Niedergang des Hauses Habsburg und die Ohnmacht des deutschen Reichskörpers in dieser Periode mehr, als daß man sie in der Geschichte der europäischen Staaten das Zeitalter Ludwigs XIV. nennt. Während Deutschlands Einheit der erbärmlichen Selbstherrlichkeit der Vielheit unterliegt, schließen sich die Kräfte anderer Staaten, besonders Frankreichs, staatlich und wirtschaftlich zusammen zu nationalen Ganzen. Während das Haupt des deutschen Staatenbundes, seiner Macht fast völlig entkleidet, seinem Willen keinen Nachdruck zu verschaffen vermag und selbst von dem guten Willen der einzelnen Fürsten abhängt, gelingt es dem Königtume in Frankreich mit Unterstützung bedeutender Minister die Macht des hohen Adels zu brechen, die Ansprüche der Parlamente, d. h. der höchsten Gerichtshöfe, auf Mitwirkung bei der Gesetzgebung und die Gerechtsame der in den Etats généraux vertretenen Landstände des Klerus, Adels und des dritten Standes zu unterdrücken. Die Niederwerfung des in der sog. Fronde sich erhebenden Geistes des Widerspruchs bedeutet den völligen Sieg des Königtums (1653). Der unbeschränkte Wille und Befehl des Herrschers wird Gesetz. Die Wohlfahrt des Staates fällt zusammen mit Wohl und Wehe des Gebieters. Die Mittel des Staates dienen dem persönlichen Interesse des Ober-

hauptes. Haben auch Heinrich IV., Ludwig XIII. und die Minister Richelieu und Mazarin diese unumschränkte Gewalt des Königtums vorbereitet, den krassen Absolutismus der Herrschergewalt führte Ludwig XIV. (1643–1715) selbst durch und zwar in politischer, religiöser und wirtschaftlicher Beziehung. Nach dem Tode Mazarins (1661) vereinigte er alle Macht so sehr in seiner Person, daß er keinem Minister mehr die Oberleitung der Staatsangelegenheiten übertrug, sondern den begabten Männern, welche er mit richtigem Blicke zu seinen Ratgebern auswählte, nur einzelne Verwaltungszweige mit untergeordneten Titeln zuwies. Mit maßloser Herrschsucht und Eitelkeit, unbegrenztem Ehrgeiz und unersättlicher Ruhmbegierde verband er hohen Scharfsinn, festen Willen, reichen Thatendrang und zähe Thatkraft. Wo er seinen Willen durchsetzen wollte, scheute er nicht List, nicht Wortbruch, nicht rohe Gewalt; gegen den Papst wie gegen die Hugenotten verfuhr er gleich gewaltthätig. Sein Streben ging dahin, Frankreich zum ersten Staat von Europa zu machen. Und dies hat er erreicht mit der Gewalt der Waffen und durch die Künste der Diplomatie, nachhaltiger noch durch den Glanz der Kultur. Der Versailler Hof blendete nicht nur den Adel Frankreichs, sondern die Monarchen Europas. Der Absolutismus des Herrschers, das üppige Hofleben mit seiner inneren Verderbtheit bei äußerem Anstand, die Förderung von Kunst und Wissenschaft zur Verherrlichung des Gönners, alles fand Nachahmung bis zur Lächerlichkeit; französischer Geschmack, französischer Brauch, französische Sprache beherrscht Europa. Am kläglichsten äffen die deutschen Fürsten und Potentätchen die Allmacht des „Königs Sonne“ mit ihrem Licht und ihrem tiefen Schatten nach zum Unheil der Unterthanen, welche ihnen bald nicht mehr sind als eine matière administrative, financière et conscriptible. Aber jener verfügt über große Geldmittel, ein starkes Heer und eine ganze Anzahl geistig hervorragender Staatsmänner und tüchtiger Feldherren, diese sind arm an Macht, arm an Mitteln, ärmer am Geist, am ärmsten an Ehre. Nur wenige erheben sich in Gesinnung und Streben über die Oberfläche des gemeinen Geistes. Am schlimmsten macht sich der Einfluß Frankreichs in Deutschland durch Bündnisse mit den einzelnen Fürsten geltend. Selbst der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg trat im Jahre 1664 dem Rheinischen Bund mit Frankreich bei.

Auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete kommen die absolutistischen Grundsätze zur Geltung, wie sie der französische General-Kontrolleur der Finanzen, Colbert, im sogenanten Merkantilsystem angewendet hat. Man sieht den wahren Nationalreichtum im baren Gelde. Um dieses dem Lande zu erhalten und möglichst zu vermehren, sucht man den heimischen Gewerbfleiß zu heben, durch diesen die Bedürfnisse des eigenen Landes zu decken und den Überschuß der Erzeugnisse durch den ausländischen, besonders den überseeischen Handel zu verwerten, den einheimischen Markt aber den

fremden Waren zu verschließen. Anlage von Fabriken und Teilnahme am Seehandel und Ausnutzung beider Geldquellen für den Staat durch Zölle wird Hauptziel der inneren Politik. War in der vorigen Periode die Politik mit der Religion verflochten, so knüpft sie sich nunmehr an das Geld-Interesse. Der neue Berührungspunkt der Mächte ist zugleich Ausgangspunkt für neue Streitigkeiten und Kriege, in welche Deutschland, obwohl an und für sich zunächst daran unbeteiligt, doch hineingezogen wird. Eifersüchtig verfolgt man alle Schritte des Nebenbuhlers und strebt jenes kühnere Fortschreiten zu hemmen, jeder auf eigene Erhebung sinnend, und darum ängstlich auf Wahrung des politischen Gleichgewichtes bedacht. Wie die Holländer keinem andern den Gewinn aus dem Zwischenhandel gönnen, und das ihnen von Oliver Cromwell, dem Gründer der englischen Republik (1649—1660), angebotene Bündnis nur ablehnen, um Englands Seemacht nicht zu verstärken, so schließt diese durch die Schiffahrtsakte (1651) die Holländer vom englischen Markte aus und erregt dadurch den Krieg mit dem Nebenbuhler (1652—1654), dann durch die Forderung des Freihandels nach den spanischen Kolonieen den Krieg mit Spanien (1655—1658). Dieses Land sinkt mehr und mehr an Wohlstand, Bedeutung und Macht. Im pyrenäischen Frieden (1659) verliert es an Frankreich außer der Grafschaft Roussillon die belgische Grafschaft Artois und mehrere Gebiete altdeutschen Landes in Flandern, Hennegau und Luxemburg. Frankreich versteht es in Frieden und Krieg, in Verhandlung, in Sieg und in Niederlage seinen Vorteil zu wahren. Erst die Verbindung seiner Gegner, vorzüglich gestärkt durch die Beteiligung Englands unter dem holländischen Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, welcher nach Entthronung des Hauses Stuart durch die sog. glorreiche Revolution die englische Krone erhält (1688), bricht die Übermacht Frankreichs, stellt das Gleichgewicht in Europa wieder her und sichert dem Inselstaat die See- und Kolonialherrschaft. Aber Hollands Größe ist dahin.

Unter den nordischen Staaten behauptet Schweden, seit dem Westfälischen Frieden ein lästiges Glied des Deutschen Reiches, eine Zeitlang noch seine Machtstellung unter dem Nachfolger der im Jahre 1654 freiwillig abdankenden Christina, dem kriegslustigen Karl X. (1654—1660), einem Prinzen des Hauses Pfalz-Zweibrücken, und dessen Sohne Karl XI. (1660—1697), welcher trotz Mißerfolgs im Kriege durch französische Unterstützung in seinem deutschen Besitzstand ungeschmälert bleibt. Erst Karls XII. Eigensinn beraubt den Staat seines Vorrangs durch den nordischen Krieg und überläßt diesen mit der Herrschaft über das Baltische Meer an das Moskowitenreich Rußland. Dänemark entschädigt sich für den Verlust an Gebiet, welches Schweden erobert, durch ein unumschränktes Königtum. Polen erleidet an allem Einbuße. Aus dem Kampfe zwischen Schweden und Polen zieht den größten Gewinn ein Staat, dessen Bedeutung und

Zukunft damals kaum jemand ahnte, wiewohl er glänzende Beweise seiner Kraft wie seines Strebens gab, das war Brandenburg-Preußen. Unter der absolutistischen Leitung eines ebenso willensstarken als thatkräftigen und staatsklugen Fürsten wurden die seither nur durch Personalunion verbundenen, durch mancherlei Sonderrechte getrennten Gebietsteile zu einem einheitlichen Staatsganzen zusammengeschlossen, welches dazu berufen war, dereinst die deutsche Nation wieder zu Macht und Ehren zu bringen.

Im Gegensatze hiezu vermag das habsburgische Haus, wenngleich es seine sämtlichen deutschen Güter wieder unter einer Hand vereinigt, die drei Gruppen seiner Länder, Österreich, Böhmen und Ungarn, mit ihren mannigfaltigen Besonderheiten ständischer Verwaltung und den schwierigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht zu einem Staate zu verschmelzen. Seine alte Aufgabe, das Reich zu schützen gegen die Türken, erfüllt es treu. Aber dieser Kampf, durch die Aufstände der Ungarn erschwert, nimmt die Hauptkraft in Anspruch. Im Widerstreit der Pflichten für das Reich und der Sorgen für das eigne Haus mögen manchmal die Vorteile des letzteren den Ausschlag für den Entschluß gegeben haben, um so mehr, als dem Reiche gegenüber der Kaiser seine Hände gebunden sah. Auf die Fürsten aber, die fast ohne Ausnahme, wenigstens zeitweilig, unter dem Einflusse Frankreichs standen, war kein Verlaß. Jeder Gewinn derselben an „Libertät" bedeutete einen Abbruch für die Einheit des Reiches und einen Erfolg für den an Ränken unerschöpflichen Nachbar. Mochte im Volke der Einheitsgedanke fortleben, mit der fortschreitenden Vernichtung der ständischen Rechte und der Durchführung des souveränen Absolutismus schwindet mehr und mehr die Kraft des nationalen Zusammenhangs. Von dem zersplitterten Fels läßt sich bröckelndes Gestein leicht erraffen. Die Eroberungspolitik findet hier bequeme und einträgliche Beschäftigung. Wer aber Krieg will, ist nie um Gründe verlegen. So hat auch Ludwig XIV. niemals grundlos, stets ohne gerechte Veranlassung zur Erweiterung seiner Macht die unseligen Kriege angezettelt, welche die Wahrheit mit dem Namen der Raubkriege gebrandmarkt hat. Sein Ziel richtet sich auf die Erwerbung der spanischen Niederlande. Gilt der Krieg auch Spanien, der Gegenstand, um welchen es sich handelt, bildete als „burgundischer Kreis" einen Teil des deutschen Reichs. Und darum gehört seine Behandlung nicht der europäischen Geschichte allein, sondern ebensosehr der deutschen an.

2. Die Raubkriege Ludwigs XIV.

In allen Kriegen hat Ludwig XIV. den Vorteil des vorbereiteten Angriffs voraus. Er verfügt über reichliche Geldmittel, die ihm Colbert liefern muß, über ein großes, wohlgeordnetes Heer, welches Louvois schafft, über eine Reihe starker Festungen, die Vauban

anlegt, über treffliche Feldherren, wie Condé, Turenne, Luxembourg, Catinat, Vendome, Villars, welche ihm die Schlachten schlagen.

Nachdem er vergeblich versucht hat, die Verzichtleistung seiner Gemahlin Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV. von Spanien, auf das Erbrecht an Länder der spanischen Krone durch Unterhandlungen rückgängig zu machen, betritt er den Weg der Gewalt.

a) Der Devolutionskrieg (1666—1668).

Er benutzt den Tod des Königs Philipp IV. (1665), um gegen dessen minderjährigen Sohn Karl II., der aus zweiter Ehe stammte, nach dem in Brabant geltenden rein privaten Devolutions- oder Heimfallrecht, welches den Kindern erster Ehe Erbrecht an Errungenschaft während derselben vor denen zweiter Ehe zuerkennt, Ansprüche auf die spanischen Niederlande zu erheben und durch Einrücken seiner Heere in Belgien und die Franche Comté durchzusetzen. Spanien, zu schwach zum erfolgreichen Widerstande, findet Hilfe an den Mächten, die sonst seine Freunde nicht waren. Um der drohenden Übermacht Frankreichs zu begegnen, bringt der Ratspensionär Jan de Witt als Vormund für den minderjährigen Erbstatthalter Wilhelm III. von Oranien zwischen Holland, England und Schweden einen Dreibund, die sog. Tripelallianz, zu stande, welche den Angreifer im Frieden zu Aachen (1668) zu Aufgeben seiner Forderungen nötigt, ihm aber einen Teil der Beute läßt, nämlich 12 feste Plätze an der Grenze, darunter Lille und Tournay.

b) Der zweite Raubkrieg (1672—1678).

Rache gegen die kleine Republik, welche die kühnen Entwürfe durchkreuzt hatte und als Freistätte mißvergnügter französischer Unterthanen den Zorn des Mächtigen herausforderte, ließ Ludwig nicht ruhen, bis er die Tripelallianz durch geheime Bündnisse mit England und Schweden gesprengt hatte. Leicht gewann er den Kurfürsten zu Köln und den kriegerischen Münsterer Bischof Bernhard von Galen, der schon vor dem Devolutionskrieg über die Herrschaft Borkelo mit den Generalstaaten in Kampf geraten war und deren Landheer besiegt hatte. Lothringen wurde ohne Kriegserklärung besetzt, der Herzog Karl IV. verjagt. Vergebens rief die patriotische Stimme einer Flugschrift den Fürsten zu, vom Schlafe zu erwachen und den Rhein zu schützen. Da auch der Kaiser und Spanien beschwichtigt wurden, stand Holland allein, unvorbereitet und, weil im Inneren durch Parteiungen zerrissen, macht- und wehrlos dem übermächtigen Feinde preisgegeben. Im Mai 1672 erfolgte der Angriff auf die Republik zu Wasser und zu Lande. In wenigen Wochen befand sich der größte Teil des Landes in den Händen der Franzosen; Over-Yssel erkannte die Hoheit des Bischofs von Münster an. Als der Sieger in seinem Übermute die demütigen Friedensanerbietungen zurückwies, wandte sich die Erbitterung des Volkes, nicht ohne Mitschuld des Oraniers gegen die

Staatslenker, die Brüder Jan und Kornelius de Witt, welchen man die Schuld für den Verfall des Heerwesens in die Schuhe schob. Beide wurden ermordet. Das decretum perpetuum, durch welches man die Statthalterschaft abgeschafft hatte, wurde aufgehoben und die Regierung übernahm das „Kind von Holland", der jugendliche Wilhelm III. So brachte der Krieg gerade den Mann empor, welcher als der unermüdlichste Gegner Ludwigs XIV. am zähesten das europäische Gleichgewicht gegen Frankreich verfocht. Während der Admiral Ruyter, begünstigt durch das Ausbleiben der Flut, die englisch-französische Flotte am Landen hinderte, rettete Wilhelm die Hauptstadt dadurch, daß er durch Öffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme das Land unter Wasser setzte. Einen zweiten Angriff der Franzosen im Dezember des Jahres 1672 vereitelte plötzlich eintretendes Tauwetter.

Inzwischen hatte die gefährdete Republik auch Hilfe von außen erhalten. Uneingedenk der wenig entgegenkommenden Haltung der Holländer, welche die Kleveschen Festungen als Pfand für eine ursprünglich 100 000 Thaler betragende, allmählich auf 12 Mill. Gulden angewachsene Schuld fortdauernd besetzt hielten, sprang der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ihnen jetzt, da sie in Not waren, bei in der richtigen Erwägung, daß der Brand eines Nachbarhauses das eigene bedrohe, und daß der Neutrale „allemal übel traktieret" werde. In treu vaterländischer Gesinnung warnte er die Fürsten, nicht aus schnöder Selbstsucht das Wohl des „gemeinen Vaterlands" außer acht zu lassen. Denn „wenn dieses wohl stehet, so stehet es wohl um alle; wann aber dieses umgekehret, so kann niemand stehen." Seine niederrheinischen Besitzungen waren um so mehr bedroht, als er das Anerbieten Ludwigs, ein Bündnis mit ihm einzugehen und dafür im holländischen Gebiet Entschädigung zu erhalten, abgewiesen hatte. Zu diesen politischen Beweggründen kam die Überzeugung, Holland als ein Bollwerk des Protestantismus erhalten zu müssen, endlich die nahe persönliche Beziehung zu seinem Neffen Wilhelm. Auch den Kaiser, welchem die Besetzung des kölnischen Gebiets durch die Franzosen die Augen öffnete, beredete er zum Eintreten für die Generalstaaten. Aber als er mit 17 000 Mann im Sept. 1672 am Niederrhein erschien, unterstützten ihn die kaiserlichen Generale, zuerst Montecuculi, dann Bournonville, den Weisungen des von Ludwig bestochenen kaiserlichen Ministers Lobkowitz gemäß, so mangelhaft, daß er nach einem vergeblichen Zuge den Rhein aufwärts vor Turenne bis in das halberstädtische Gebiet zurückweichen und im Frieden von Vossem (bei Maastricht 6. Juli 1673) gegen Rückerstattung seiner rheinischen Besitzungen Neutralität geloben mußte.

Des einzigen Gegners, der zu fürchten war, entledigt, traten die Franzosen mit dem alten Übermute auf. Sie besetzten die zehn Reichsstädte im Elsaß, zwangen sie, dem König zu huldigen, und lagerten sich mitten im Reiche, in der Wetterau, ein. Da schloß der Kaiser

mit Holland, Lothringen, Spanien, ja Dänemark einen Bund zur Aufrechterhaltung der Friedensschlüsse von 1648 und 1668 und betrieb den Krieg gegen die Franzosen eifriger (Aug. 1673). Montecuculi drängte Turenne zurück und nahm Bonn, die Residenz des Kurfürsten von Köln, ein. Als auch der englische König Karl II., von der öffentlichen Meinung gedrängt, mit Holland sich verglich, und der deutsche Reichstag, durch die Verheerung der Pfalz über die wahren Absichten der Franzosen aufgeklärt, der Koalition gegen Ludwig beitrat (Mai 1674), lösten Köln und Münster ihr Verhältnis zum Reichsfeind, und Friedrich Wilhelm beteiligte sich mit 16 000 Mann von neuem am Kriege. Während Holland nun von den Feinden geräumt ward, mußten wieder deutsche Lande die ganze Not des Krieges durchkosten. Die Hauptschauplätze waren die spanischen Niederlande, wo Condé ohne Entscheidung gegen Wilhelm bei Seneffe (im Hennegau bei Charleroi) 1674 11. Aug. kämpft, die Franche-Comté, welche Ludwig und Vauban mit leichter Mühe erobern, und der Oberrhein, wo die einheitliche Leitung Turennes den Franzosen die Oberhand erhält. Nach einem Siege bei Sinsheim im Badischen (16. Juni 1674) weicht Turenne vor den vereinigten Brandenburgern und Kaiserlichen zurück, welche im Elsaß einrücken, von den Einwohnern mit Jubel empfangen. Abermals bringt das Zögern des kaiserlichen Feldherrn Bournonville, welcher, den Weisungen des bestochenen Lobkowitz folgend, den günstigen Augenblick zum Angriff unbenutzt läßt, den Kurfürsten um den Erfolg des Vormarsches. Vor dem durch Zuzug verstärkten Heere der Feinde müssen die Deutschen unter blutigen Kämpfen bei Mülhausen (29. Dez. 1674) und Türkheim i. E. (13. Jan. 1675) den Rückzug über den Rhein antreten. Nach dem Falle Turennes bei Saßbach in Baden (nordöstl. von Kehl, 27. Juli 1675) trieb Montecuculi, welchem der Sturz des Ministers Lobkowitz endlich freie Hand gab, die Franzosen zurück. Karl von Lothringen nahm Trier wieder und sein Sohn und Nachfolger eroberte Philippsburg (11. Sept. 1676). Dagegen kämpfte Oranien weniger glücklich gegen Luxemburg, und der tapfere Ruyter fand in den sicilischen Gewässern in einem Seegefecht bei Stromboli (einer der liparischen Inseln) seinen Tod, als er das von Spanien abgefallene Messina wieder unterwerfen sollte.

Wie Ludwig XIV. den Aufstand auf Sicilien förderte und die Erhebung der oberungarischen Bauern nährte, so hetzte er dem thätigsten seiner Gegner, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die Schweden auf den Hals. Im Dezember des Jahres 1674 erschienen von Vorpommern aus 14 000 Mann in der Mark, in welcher der Schwager des Kurfürsten, Johann Georg von Anhalt-Dessau, als Statthalter nur mit ganz geringen Streitkräften stand. Die Schweden hausten unter dem General Karl Gustav Wrangel wieder derart, daß die Jammerzeit des dreißigjährigen Krieges wiedergekehrt schien. Da erhob sich in gerechter Wut das altmärkische Landvolk wider die Mordbrenner und waffnete sich, um denselben den Übergang über die Elbe

zu wehren. Noch heute wird in der Kirche des Dorfs Dannefeld am Drömling aus jener Zeit eine Fahne aufbewahrt mit der Inschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut."

So gerne der Kurfürst den heimtückischen Überfall, welcher von einem Garanten des Westfälischen Friedens unter der Form einer „bewaffneten Vermittlung" zur Herstellung des Friedens erfolgt war, sofort gerächt hätte, er zog vor, sich zunächst durch Verhandlungen den Beistand der Bundesgenossen zu sichern. In einer Flugschrift ließ er den nationalen Charakter des Handels betonen. Am 26. Mai 1675 brach er aus seinem Hauptquartier zu Schweinfurt a. M. auf und befand sich, ehe die Schweden nur von seinem Abmarsche Kunde erlangt hatten, am 21. Juni in Magdeburg. Eine Verwechslung mit dem Kurprinzen Karl Emil, welchen im Nov. 1674 in Straßburg ein hitziges Fieber hinweggerafft hatte, verbreitete sogar das Gerücht von seinem Tode. Am 23. Juni marschierte er mit etwa 6000 Kürassieren, 1200 Dragonern und 13 Geschützen von Magdeburg den Schweden, deren Hauptquartier unter Gustav Wrangel in Havelberg lag, entgegen; 1200 Mann auserlesener Musketiere folgten auf Wagen nach, mit ihnen zugleich Kähne, um den Übergang über die Havel zu bewerkstelligen. Trotz der durch Regen aufgeweichten Wege kam der Kurfürst so rasch vorwärts, daß er bereits in der Nacht vom 25. Juni vor Rathenow a. d. H., welches 600 Schweden besetzt hielten, anlangte. Ehe der Tag graute, drang der General-Feldmarschall Georg von Derfflinger durch eine Kriegslist in die Stadt, überwältigte nach kurzem Kampfe die Besatzung und hatte damit den Plan erreicht, die Linie der Schweden zu durchbrechen. Der linke Flügel unter dem Bruder des Oberfeldherrn, Waldemar Wrangel, welcher bei Brandenburg stand, konnte seine Aufgabe, bei Rathenow die Havel zu überschreiten und nach der Vereinigung mit dem rechten Flügel gegen die Elbe vorzurücken, nicht lösen und suchte nun den Übergang über das Flüßchen Rhin zu gewinnen, um den Anschluß an den rechten Flügel zu erreichen. Der Kurfürst aber setzte alles daran, gerade dies zu verhindern, und sandte einzelne Haufen unter ortskundiger Führung durch das sumpfige havelländische Bruch nach Fehrbellin am Rhin, Kremmen und Oranienburg a. d. H., um durch Abbruch der Brücken den Feinden den Rückweg abzuschneiden. Die schwedische Nachhut erlitt zwar bei dem Dorfe Gohlitz eine Schlappe (27. Juni); doch konnte sich das Hauptheer noch rechtzeitig über die beiden kleinen sandigen Hochflächen nördlich von Nauen, den „Glien" und das im Westen sich anschließende Land Bellin, zurückziehen. Da bei Fehrbellin die Rhinbrücke mittlerweile durch den Obersten Hennigs zerstört war, riet Derfflinger, den Feind durch Umgehen hier einzuschließen und zur Ergebung zu nötigen. Aber schon in der Frühe des 18./28. Juni brachte der tapfere Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, genannt „mit dem silbernen Bein", welcher den Vortrab, etwa 1600 Reiter,

führte, den Feind bei dem Dorfe Linum, gerade an der Verbindungsstelle beider Sandflächen zum Stehen. Die Umgehung der rechten Flanke zwang das weit stärkere Heer der Gegner zum weiteren Rückzug auf Hakenberg, wo es im Moorland eine gedeckte Stellung einnahm. Obwohl die Schweden 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze hatten, griff der Kurfürst sie mit seinen 5000 Reitern — das Fußvolk war zurückgeblieben — ungestüm an. Seine wenigen Geschütze brachte er unter dem Schutze des Nebels unbemerkt auf einem kleinen Hügel in günstige Stellung und bestrich von hier die rechte Flanke des feindlichen Heeres. Um diesen Punkt entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in welchem der Kurfürst in Person so heftig eingriff, daß ihn die Seinigen aus dem Gedränge feindlicher Reiter heraushauen mußten. Alle Versuche der Schweden, die Brandenburger aus ihrer Stellung zu verdrängen, scheiterten an dem zähen Widerstand derselben. Unter furchtbaren Verlusten wurden alle Angreifer zurückgeworfen; das Regiment von Dalwig war bis auf 30 Mann niedergehauen. Die Auflösung des rechten Flügels gab den Ausschlag. Um 11 Uhr brach Wrangel die Schlacht ab und zog sich auf Fehrbellin zurück. Die Ermattung der kleinen Heldenschar, welche sechs Tage hintereinander nicht abgesattelt hatte, rettete das feindliche Heer vor völliger Vernichtung. Bei der Verfolgung fiel an der Seite des Kurfürsten sein Stallmeister Froben. Die Sage hat seinen Fall zum ruhmvollen Opfertode für den Fürsten erhoben. Der Verlust der Sieger belief sich auf 500 Mann an Toten und Verwundeten; von den Schweden lagen 2100 auf dem Schlachtfelde, außerdem hatten sie 6 Geschütze und 10 Fahnen und Standarten eingebüßt. Am folgenden Tage drang Derfflinger in das vom Feinde eiligst geräumte Fehrbellin und zwang denselben zum Rückzug nach Wismar.

Der Eindruck des Sieges war ein ganz gewaltiger. Es frohlockte nicht nur das Volk in der Mark, daß es von seinen Peinigern befreit sei, sondern ganz Deutschland fühlte die Bedeutung des Erfolges für die Gesamtheit. Endlich war die Vergeltung über die verhaßten Urheber unendlichen Wehs hereingebrochen. „Viel tausend weyneten darob vor Freuden und küsseten abwesend den Arm dieses Helden, der so tapffer streiten lernen.“ Der Kaiser ließ ein Dankfest feiern und beglückwünschte den Sieger, indem er nur „mit wehmütiger Passion beklaget“, daß derselbe sein eigenes Leben „so wenig dabey geschonet“. In gleicher Weise bezeigten Holland, Dänemark und alle „Seiner kurfürstlichen Durchlaucht zugethanen Häuser“ ihre Freude. Der Erfolg war in der That ein glänzender. Der Ruf der schwedischen Waffen hatte eine schwere Einbuße erlitten. Ein kleines Heer ermatteter Reiter hatte vom beschwerlichen Marsche weg „eine geruhete Armee“ von mehr als doppelter Stärke, und zwar „alte Truppen, die mehr als jetzmals Teutschland in Schrecken bracht hatten“ und „von einem der berühmtesten Generalen in der Welt, dem Feldherrn Wrangeln, commandiret würden, angegriffen und in wenig Tagen auß dem Lande

nach Ihre Gräntzen gejaget". Mit einem Schlage war der Kriegsruhm der Brandenburger und seines Heldenfürsten begründet; zähe Ausdauer und heldenmütige Tapferkeit, durch das Vorbild des Führers zu unvergleichlichen Thaten fortgerissen, hatten den Geist und die Bedeutung des jungen Heeres in glänzendem Lichte gezeigt und für alle nachkommenden Geschlechter die Tugenden gewiesen, welche so oft den Sieg an die preußischen Fahnen fesseln sollten. Mit einem Schlage hatte das Schwert dem kleinen Staat den Weg zu seiner Größe gebahnt. Sein Lenker aber erhielt schon von seinen Zeitgenossen den Ehrennamen des Großen.

Die nächste unmittelbare Folge des Sieges war eine größere Rührigkeit bei den Verbündeten, welche „durch diese action angefrischet" schienen, „ein gleichmässiges zu thun", und in der That kurz darauf am Rhein und an der Saar, wie erwähnt, siegreich vordrangen. Jetzt ermannte sich auch der Regensburger Reichstag und erklärte den Schweden den Krieg. Braunschweiger und Münstersche Truppen rückten in Bremen und Verden ein, Dänen und Kaiserliche in Pommern. Eine Stadt nach der andern mußte sich den Brandenburgern ergeben. Bis zu Ende des Jahres 1676 war fast das ganze Land samt den Inseln Wollin und Usedom in ihren Händen. Das feste Stettin ergab sich nach langer hartnäckiger Verteidigung durch die Besatzung und die Bürger erst am 26. Dezember 1677. Auch zur See nahmen die Brandenburger am Kampfe der dänischen Flotte rühmlichen Anteil. Im September des Jahres 1678 eroberte Friedrich Wilhelm mit Hilfe des holländischen Admirals Kornelius Tromp die Insel Rügen, am 25. Oktober auch Stralsund, welches ein Wallenstein nicht hatte bezwingen können, am 16. November endlich Greifswald. So waren am Ende des Jahres 1678 die Schweden völlig aus Deutschland verdrängt: da brachen 16 000 Mann unter Heinrich Horn von Livland aus in Preußen ein. Der tapfere General Joachim Ernst von Görtzke, der nur 3000 Mann zur Verfügung hatte, mußte zurückweichen, deckte aber die Hauptstadt Königsberg, bis der Kurfürst Hilfe brachte. Trotz der herrschenden Kälte ließ er etwa 9000 Mann unter Derfflinger in Eilmärschen abrücken; er selbst, obgleich gichtleidend, folgte dem Heere, dessen Fußvolk er mit Schlitten von Heiligenbeil aus über das frische Haff nach Königsberg befördern ließ. Während er den Zurückweichenden über das Eis des kurischen Haff nachsetzte, zersprengte Hennigs, seit der Schlacht bei Fehrbellin „von Treffenfeld" genannt, ihre Nachhut bei Splitter (in der Nähe von Tilsit 30. Jan. 1679). Horn rettete nur 3000 Mann im elendesten Zustande nach Riga, dessen Wälle er aus Angst vor den nahenden Verfolgern durch Übergießen mit Wasser in Eiswände verwandeln ließ.

Mißgunst und Eifersucht betrog den Kurfürsten um die Frucht jahrelanger Anstrengung und unerhörter Erfolge. Schon während des Krieges zahlten die Bundesgenossen die ausbedungenen Hilfsgelder schlecht, so daß der Krieg durch schwere Steuern die armen Unterthanen

Friedrich Wilhelms hart bedrückte. Die gleiche Sorge, welche die europäischen Mächte jedes Glück des einen oder des anderen Staates mit zweifelhaften Empfindungen betrachten ließ, bewegte auch das Gemüt gar manches deutschen Bruders beim Anblick der brandenburgischen Machterweiterung. Im Solde der Franzosen führten bereits einige Fürsten ihre Truppen heran, um den Kurfürsten zum Frieden zu nötigen. In Wien bangte man vor dem Erstehen eines Königreichs der Wenden am Baltischen Meere. Die Bundesgenossen hatten einer nach dem anderen sich mit Frankreich vertragen und den Kurfürsten seinem Schicksale überlassen. Die Holländer schlossen zuerst Frieden, dann die Spanier schon 1678, der Kaiser im Febr. 1679. Dieser zu Nymwegen vereinbarte Frieden ließ Holland völlig ungeschädigt, gewährte ihm sogar wieder den alten vorteilhaften Handelsvertrag. Spanien trat an Frankreich die Freigrafschaft und mehrere feste Plätze an der belgischen Grenze ab, darunter Valenciennes, Cambray und St. Omer. Vom Reiche behielten die Franzosen gegen Verzicht auf das Besatzungsrecht von Philippsburg Freiburg i. Br. und die elsässischen Reichsstädte. In Lothringen sollten sie außer den Städten Nancy und Longwy den nötigen Grund und Boden zur Anlage mehrerer Heerstraßen erhalten. Den Schweden sicherten sie Rückgabe aller verlorenen deutschen Besitzungen und Beistand gegen den Kurfürsten, zu dessen Bekämpfung das Reich sogar eine Etappenstraße gestattete. Dieser suchte vergeblich durch Übergabe der Festungen Wesel und Lippstadt an die Franzosen von Ludwig XIV. günstigere Bedingungen zu erlangen. Im Frieden von St. Germain en Laye (29. Juni 1679) mußte er alle gemachten Eroberungen zurückgeben und sich mit einem kleinen Landstrich rechts von der Oder begnügen. Mit Recht war der Kurfürst über dies Verhalten seiner Bundesgenossen, die ihn treulos im Stiche gelassen, aufs höchste erbittert und sprach es offen aus, daß er seinen Mißerfolg ihrer Eifersucht verdanke, aber er wies auch darauf hin, daß sie ihnen dereinst vom König von Frankreich werde bezahlt werden. In seinem Unmut schloß er sich jetzt selbst diesem an und begann auf eigne Faust einen Kaperkrieg gegen Spanien, durch welchen er wirklich einige Schiffe auftrieb (1680). Das war Ludwigs größter Sieg, daß er das gegen ihn gerichtete Bündnis gesprengt und sich damit die Möglichkeit verschafft hatte, seine weiteren Eroberungspläne ungehindert auszuführen.

c) Die Reunionen (1680–1684).

Auf die Schwäche des Reiches pochend, nahm sich Ludwig XIV. sofort nach dem Abschlusse des Friedens die größten Gewaltthätigkeiten heraus. Er verlangte nicht nur von allen unmittelbaren Reichsständen, welche jemals zu den drei lothringischen Bistümern Metz, Toul und Verdun in einem Lehensverhältnis gestanden hatten, Anerkennung seiner Oberherrschaft, sondern setzte zu Metz, Breisach, Besançon und Tournay besondere Gerichtshöfe ein, welche feststellen sollten, was zu den an

Frankreich in den vier letzten Friedensschlüssen (1648, 1659, 1668, 1678) erworbenen Gebietsteilen jemals gehört habe und somit als Dependenz an dasselbe fallen müsse. Die Reunionskammern gingen bei ihrer Untersuchung so gründlich zu Werk, daß sie selbst bis auf die Zeiten der Merowinger zurückgriffen. Demgemäß sollten die Fürsten und Grafen von Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard u. s. w. dem König huldigen; da sie der Ladung nicht Folge leisteten, wurden sie ihres Besitzes verlustig erklärt, ihre Herrschaften eingezogen. Auf diese Weise riß er ungefähr 600 Städte, Dörfer, Schlösser und Klöster an sich. Als der Kaiser und die Reichsstände gegen diese empörende Rechtsverletzung Einspruch erhoben, ließ er sich scheinbar zu Verhandlungen herbei; unterdessen umschlossen seine Truppen unter Montclas und Louvois die Stadt Straßburg, in welcher bereits seit längerer Zeit französisches Geld Verrat gesäet hatte. Die Verteidigungswerke befanden sich in verwahrlostem Zustande. Die Mehrheit der Bürger stand treu zu Kaiser und Reich; aber ein großer Teil der angesehensten Kaufleute war auf den Messen zu Frankfurt und anderwärts abwesend; die Zurückgebliebenen wurden durch Drohungen eingeschüchtert. Das Domkapitel, von welchem ein Teil französisch gesinnt war, und der Frankreich ganz ergebene Bischof Franz Egon von Fürstenberg, hatte seinen Sitz in Zabern, wirkte also unmittelbar bei dem Verrat der Stadt nicht mit. Übrigens zählte auch die protestantische Geistlichkeit unter sich Verräter. Ohne nur den Widerstand zu versuchen, folgte die Stadt, welche noch wenige Zeit vorher die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung verweigert hatte, der Aufforderung, sich zu ergeben, und beugte sich durch den schmachvollen Vertrag von Illkirch am 30. September 1681 „willig unters Joch“ des Erbfeindes, der sich beeilte, das festeste Bollwerk des Reiches zur stärksten Trutzfeste gegen dasselbe zu machen. An demselben Tage öffnete die Besatzung der Festung Casale den Franzosen auch die Eingangspforte nach Italien. Gleiche Gewaltthaten verübte Ludwig in den spanischen Niederlanden. Luxemburg und Trier wurden 1684 besetzt, Genua fühlte in einem starken Bombardement die Rache dafür, daß es im holländischen Kriege für Spanien gerüstet hatte. Machtlos mußte der Kaiser, gegen welchen Ludwig von neuem die Türken hetzte, der frechen Beraubung des Reiches zusehen. Den deutschen Höfen durfte gallischer Hohn die „subtile Eroberung Straßburgs“ als „zu des heiligen römischen Reiches höchster Wohlfahrt und Ruhe“ dienend beschönigen. Das deutsche Volk konnte seinem Ingrimm über die unerhörte Dreistigkeit nur in Worten Luft machen. In Regensburg vergeudete man die Zeit mit nebensächlichen Verhandlungen über die Anwendung der französischen Sprache im diplomatischen Verkehr und mit lächerlichen Zwistigkeiten über nichtiges Ceremoniell und Formalitäten.[1]

[1] Der Streit über den Vorrang erstreckte sich bis auf das Metall der Messer und Gabeln und die Farbe des Überzugs der Stühle. Die kurfürstlichen Gesandten

Dann erließ die Reichsversammlung einen Protest, welcher der französischen Überhebung gegenüber Deutschlands Schwäche nur noch deutlicher hervorhob. Größeren Eindruck machten die Beschlüsse, welche die Reichskriegsverfassung besserten. Den rastlosen Bemühungen des Kaisers Leopold, der über die schrankenlose Willkür der Franzosen den bittersten Groll empfand, gelang es endlich, die Verteilung der von den Reichsständen zu stellenden Mannschaft auf die Kreise durchzusetzen. Aber zur Aufstellung der Reichsarmee fehlte noch viel; das wußte Ludwig leider nur zu gut. Und der stärkste Fürst, der Kurfürst von Brandenburg, zeigte sich nicht nur jedem kriegerischen Vorgehen gegen Frankreich entschieden abgeneigt, sondern, weitentfernt sich der von Wilhelm III. ins Leben gerufenen „Association" der bedrohten Mächte anzuschließen, verpflichtete er sich vielmehr in einem neuen Bündnisse mit Frankreich (11. Jan. 1682), alles zur Erhaltung des Friedens zu thun, und suchte auch auf alle Weise den zum Kriege entschlossenen Kaiser samt den übrigen Ständen vom Kriege abzuhalten. Seine Bemühungen waren entbehrlich. Denn die in Ungarn herrschenden Unruhen und der von Ludwig geschürte Türkenkrieg benahmen dem Kaiser die Möglichkeit, die frevelhafte Verletzung des Reiches zu rächen. Notgedrungen folgte er dem Beispiele Hollands und Spaniens und ließ in einem ohne vorausgegangenen Schwertstreich geschlossenen Waffenstillstande auf zwanzig Jahre den größten Teil der im Frieden gestohlenen Beute in den Händen des frechen Räubers (15. Aug. 1684).

d) Der dritte Raubkrieg (1688—1697).

Der Stillstand gab dem Reiche keine Ruhe. Mit Unrecht mißt man vielfach dem Kaiser die Schuld bei, daß die beispiellosen Übergriffe der Franzosen keine nachdrücklichere Zurückweisung erfuhren. Der Vorwurf ist vielmehr gegen die Reichsversammlung in Regensburg zu richten, welche sich selbst — wie der Kaiser ihr vorwarf — mit ihren läppischen Zänkereien zum Spott des Auslandes machte und aller eindringlichen Mahnungen ungeachtet weder der Türkengefahr noch der französischen Anmaßung thatkräftig begegnete. Daher durfte der König von Frankreich sich ungestraft die rücksichtsloseste Verletzung des jüngsten Vergleichs erlauben. Gegen die gegebene Zusage bedrückte er die protestantischen Unterthanen der neu erworbenen Landesteile in der ihnen zustehenden freien Religionsübung. Was ließ sich auch anders von einem Fürsten erwarten, dem kein Recht, kein Eid heilig war, von einem Katholiken, welcher planmäßig auf die Demütigung des päpstlichen Stuhles und die Unterwerfung der Kirche unter die Staatshoheit hinarbeitete und seinem Gesandten in Rom die Weisung geben konnte: „Kränken Sie den päpstlichen Stuhl auf alle Weise!", was von einem Staatsoberhaupte, welches die seinen eigenen Landes-

beanspruchten bei den Gastmälern goldene Gabeln und rote Stühle und gestatteten denen der Fürsten nur silberne Gabeln und grüne Stühle, forderten 6 Maibäume und ließen denen der Fürsten nur 4 zukommen u. dgl.

kindern gewährleistete Religionsfreiheit mit Füßen trat und die treu in ihrem Glauben verharrenden Hugenotten durch die roheste Gewalt zu „bekehren“ versuchte? Die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) diente — wie der päpstliche Nuntius klagte — den protestantischen Fürsten zum Vorwande, dem Kaiser die Hilfe im Türkenkriege zu versagen. Das ganze kirchen-politische Verfahren Ludwigs lief nach dem Urteil Oraniens nur darauf hinaus, die konfessionellen Gegensätze in Europa von neuem zu verschärfen und eine Verbindung nicht katholischer und katholischer Mächte durch den herrschenden Zwiespalt zu hintertreiben. Zunächst hatte seine Vergewaltigung der Hugenotten die nicht beabsichtigte, aber segensreiche Folge, daß der Kurfürst von Brandenburg das unnatürliche Verhältnis zu Frankreich löste und mit dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündnis einging (1686). Gegen Verzichtleistung auf die von ihm beanspruchten schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau erhielt er den Kreis Schwiebus, welchen indes der Kurprinz gegen Aufhebung des für ihn ungünstigen väterlichen Testaments in einem geheimen Abkommen wieder zurückzuerstatten versprach.

Abgesehen von der Mißachtung der in kirchlichen Dingen getroffenen Vereinbarung gestattete sich Ludwig eine Grenzverletzung nach der anderen, indem er über deutsches Gebiet wie über herrenloses Gut verfügte. Von Trier forderte er als Herzog von Luxemburg eine jährliche Abgabe. Er legte nicht nur an den Grenzen eine Festung nach der anderen an, wie Mont-Louis und Saarlouis, sondern selbst auf dem Boden des Reiches, wie in Trarbach und im badischen Lande der Stadt Basel gegenüber Hüningen. Jetzt fühlten auch die Schweizer die Strafe für ihre Trennung vom Reiche. Die Beschwerden der in ihren Rechten Gekränkten verhallten in Regensburg wie in Versailles wirkungslos, selbst die Drohung des großen Kurfürsten, er werde, wenn Ludwig mit seinen Eingriffen nicht aufhöre, der erste sein, welcher ihnen mit Gewalt ein Ende machen werde, verfing wenig. Erst seine Verbindung mit dem Kaiser und sein von aufrichtig vaterländischer Gesinnung getragenes Auftreten am französischen Hofe machte Eindruck und bestimmte den König, von dem bereits beschlossenen Einrücken seiner Truppen in die Pfalz abzustehen.

Die alten Gelüste, welche Ludwig XIV. auf das schöne Land schon wiederholt, zuletzt durch die Reunion von Germersheim bekundet hatte, erhielten gerade jetzt neue Anregung durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten Karl (1685). Mit ihm erlosch die männliche Linie Pfalz-Simmern, und es folgte nach dem Willen des Erblassers mit Philipp Wilhelm die katholische Linie Pfalz-Neuburg. Trotz des unzweifelhaften Erbrechtes derselben erhob Ludwig im Namen seiner Schwägerin, der durch ihren reichen Briefwechsel bekannten geistreichen Elisabeth Charlotte (Liselotte), welche als „Opferlamm“ der Politik ihres Vaters Karl Ludwig im Jahre 1671 dem Bruder des Königs Philipps von Orleans, dem frechsten Lüstling seiner Zeit, die Hand

gereicht, aber auf alle in Deutschland gelegenen Lehen Verzicht geleistet hatte, unbegründete Ansprüche auf einen Teil der Erbschaft, besonders auf die Fürstentümer Simmern und Lautern, auf Sponheim und andere Gebiete. Den Ausbruch des Krieges verzögerte nur die glückliche Führung des Kampfes gegen die Türken und der Abschluß des großen Bundes, welchen der Kaiser am 29. Juli mit dem schwäbischen, fränkischen und bairischen Kreise, sowie mit einigen deutschen Fürsten und Schweden und Spanien zu Augsburg schloß. Bei der herrschenden Spannung bedurfte es nur eines geringen Anlasses, um den offenen Bruch herbeizuführen. Dieser erfolgte, als der französische König gegen den zwar von der Minderheit des Domkapitels zum Erzbischof von Köln gewählten, aber von Kaiser und Papst bestätigten Prinzen Joseph Clemens von Baiern den ihm ergebenen Wilhelm Egon von Fürstenberg auf den Stuhl des Erzbistums mit Gewalt zu bringen versuchte (1688). Unter gleisnerischer Berufung auf den Westfälischen Frieden ließ er seine Truppen gegen das Kölnische Gebiet heranrücken. Die Kunde von der Einnahme Belgrads durch die Kaiserlichen veranlaßte Ludwig einem gefürchteten Angriff der Gegner zuvorzukommen.

Ohne Kriegserklärung brach am 25. Sept. 1688 der General Bouffleurs mit mehr als 50 000 Mann in die gänzlich ungedeckte Pfalz ein und besetzte, ohne großen Widerstand zu finden, Kaiserslautern, Alzei, Neustadt an der Hardt. Andere Scharen rückten in Speier, Oppenheim und Worms ein. Auch Mannheim, Heidelberg, selbst Mainz, der Schlüssel zum Mittelrhein, und Bonn fielen fast ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen. Die Feste Philippsburg mußte sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Nur Koblenz hielt sich noch. Bis tief nach Schwaben und Franken hinein übten die Friedensbrecher die härtesten Brandschatzungen, welche das gequälte Volk zur Selbsthilfe und zu erbitterter Rache gegen die Peiniger zwang. Erst nach Beginn der Feindseligkeiten, am 3. Okt. 1688, veröffentlichte der Despot die Lügen, mit welchen er die rohe Gewalt beschönigte. Die Antwort des Kaisers, von keinem Geringeren als dem weisen Leibnitz verfaßt, entkräftete in wuchtiger Sprache die nichtigen Vorwände und stellte in dem Tone gerechter Entrüstung über die Kette zugefügter Kränkungen die Thatsachen ins wahre Licht. Diese Staatsschrift ist eine der schärfsten Kundgebungen deutschen Ingrimms wider französische Dreistigkeit und Verlogenheit. Punkt für Punkt werden in derselben die erhobenen Beschuldigungen und frechen Erfindungen widerlegt und mit Beweisen die fortgesetzte Eidbrüchigkeit und hinterlistige Ränkesucht des französischen Hofes klargelegt und gebrandmarkt. Für das neue Elend, welches der Krieg über die Christenheit bringen werde, wird mit Recht der Urheber des ungerechten Angriffs verantwortlich gemacht. Mit seltener Einhelligkeit und ungewohnter Raschheit erklärte der Reichstag „den abgenötigten Krieg für einen allgemeinen Reichskrieg“ und beschloß denselben zu übernehmen „mit

Verwerfung aller zur Trennung der Gemüter ersonnenen Anstrengungen mit rechtschaffener, einmütiger, herzhafter und unzertrennlicher Zusammensetzung aller von Gott verliehenen Macht eilfertig und tapfer nach dem ruhmwürdigen Beispiele der Kurfürsten, Fürsten und Stände, welche aus treu gemeintem Eifer und Liebe zu dem gemeinen Wesen bis zu mehrerer Konkurrenz und Verfassung des Reiches die Verteidigung des Vaterlandes nicht ohne guten Erfolg zum voraus bereits übernommen haben", das waren außer anderen Fürsten besonders der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen, die Hannoveraner und Hessen. Bei ihm wie bei dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich III. — sein Vater war am 9. Mai 1688 aus dem Leben geschieden —, versuchte der Fuchs seine alten Listen ohne Erfolg. Sie rückten mit ihren Truppen an den Rhein, um die Westgrenze gegen den Feind nicht bloß des Reichs, sondern — wie der Kaiser sagte — der ganzen Christenheit, gegen „den wahren Türken" zu verteidigen. Auch die Schweizer erinnerte der Kaiser an ihre Abstammung und einstige Zugehörigkeit zum Reiche; diesen aber war alle Anhänglichkeit an ihre Brüder längst abhanden gekommen. Wer bezahlte, für den fochten sie. Aber ehe noch die deutschen Heere zur Rettung der Westgrenze herbeieilen konnten, waren die Franzosen schon Herren des ganzen Rheinstroms. Da sie sich aber außer stand sahen, alle besetzten Punkte zu behaupten, so wollten sie wenigstens das eroberte Gebiet nur als Wüste in die Hände der Deutschen kommen lassen und ihnen durch allgemeine Verheerung den Aufenthalt und Durchmarsch durch dasselbe unmöglich machen. Auf Louvois' teuflischen Rat gab der allerchristlichste König seinen Heerführern den grausamen Befehl, die Pfalz und die angrenzenden Gegenden schonungsloser Verwüstung zu weihen. Die Befehlshaber Créqui, Montclas und vor allem Melac führten dieses Urteil mit der Gewissenhaftigkeit und Unerbittlichkeit entmenschter Henkersknechte aus. Alle Ortschaften, wohin die Franzosen ihren Fuß setzten, wurden ausgeplündert, dann niedergebrannt, die unglücklichen Bewohner gemordet oder nach unmenschlicher Mißhandlung, so zu sagen nackt, mitten im Winter ins Elend gejagt, Weiber und Jungfrauen dem schmachvollsten Lose überantwortet. Was an Beute nicht mitgenommen werden konnte, ward vernichtet. Ladenburg, Offenburg, Pforzheim, Gernsheim, Weinheim, Heppenheim, Durlach, Baden, Rastadt, Frankenthal, Alzei, Kreuznach, Oberwesel, Bacharach, Cochem an der Mosel und andere blühende Städte, zahllose Dörfer sanken in Asche. Die Saaten wurden zerstört, Obstbäume und Reben abgehauen. Am 18. Januar 1689 erhielt die Besatzung von Heidelberg den Befehl, das Schloß in die Luft zu sprengen. Nachdem Melac bereits am 28. und 29. Januar etwa 700 Gebäude in der Umgebung der Stadt niedergebrannt hatte, begann am 16. Febr. die Zerstörung des Prachtschlosses. Am 2. März verließ er die Stadt, um die Mordbrennerei weiterzutragen. Was von Gebäuden noch erhalten blieb, erlitt im Jahre 1693 mit dem herrlichen Otto-Heinrichsbau

das gleiche Schicksal. Mannheim wurde fast dem Erdboden gleichgemacht, auch Speier gänzlichem Untergang preisgegeben. Den Bürgern verbot man bei Todesstrafe die Flucht über den Rhein und gestattete ihnen nur Auswanderung nach dem Oberelsaß, Burgund oder Lothringen. Die 400 Wagen, welche man ihnen zur Fortschaffung der notwendigsten Habseligkeiten versprochen hatte, raubte man samt der Ladung; das zurückgebliebene Geräte ließ man in den Dom schaffen und diesen dann verbrennen. Worms litt das gleiche Schicksal. Selbst das Heilige fand keine Erbarmung. Die rohen Soldaten trieben mit den geweihten Hostien den gemeinsten Spott, zerschlugen die Altäre, erbrachen in Speier selbst die Gräber der deutschen Kaiser, rissen ihre Gebeine heraus und warfen sie auf die Straßen. Auch in Schwaben und am Niederrhein wüteten die Mordbrenner in gleicher Weise. Ja französische Sendlinge übten selbst in Böhmen ihr allem Völkerrecht und jedem Gefühl der Menschlichkeit hohnsprechendes Handwerk. Als einige französische Offiziere, von Mitleid bewegt, Créqui, den Leiter der Verwüstungen im Rheinland, nach der Ursache des unerhörten Verfahrens fragten, zeigte er ihnen mit dem barschen Bescheid „Der König will es“ ein Verzeichnis von 1200 Städten und Dörfern, welche noch der Vernichtung bestimmt wären, weil — die Deutschen mit dem ketzerischen Prinzen von Oranien sich wider den rechtmäßigen katholischen König Jakob II. von England verbunden hätten.

Ludwig hatte durch seine Politik des Truges und der Gewalt einen europäischen Bund und einen europäischen Krieg gegen sich heraufbeschworen. Um nicht durch England in seinen Eroberungsentwürfen gehindert zu sein, schürte er dort geflissentlich die innere Zwietracht, indem er den anfangs beim Volke beliebten König Jakob II. (1685—1688) durch die von ihm geförderte Empörung des Herzogs von Monmouth auf die verderbliche Bahn des Absolutismus in Staat und Kirche drängte, den er selbst unter den wohlklingenden Schlagwörtern „Religion und Königtum“ schlecht verhüllte, den die Engländer als popery and arbitrary power verabscheuten. Während er den kurzsichtigen König in seinen Mißgriffen bestärkte, nährte er gleichzeitig die Opposition im Parlament. Um eine Verbindung Englands und Hollands zu vereiteln, erfüllte er Jakob II. und Wilhelm von Oranien, den Gemahl von dessen Tochter Mary, mit Mißtrauen gegeneinander. Sein tückisches Doppelspiel erreichte zwar die innere Zerklüftung Englands und die Entzweiung von Schwiegervater und Schwiegersohn, brachte aber gerade das zuwege, was verhindert werden sollte, die Verbindung von Holland und England. Die Furcht vor einem französisch-englischen Bündnis trieb die Niederländer zum Bund mit den englischen Mißvergnügten. Die Expedition Wilhelms von Oranien (Nov. 1688), im Grunde nur auf eine Wandlung der Politik Jakobs II. nach innen und außen gerichtet, ging über das Ziel hinaus und führte, da sich der König von Ludwig zu feiger Flucht verleiten ließ, zu seiner

Entthronung (glorious revolution). Es gelang Ludwig XIV. nicht, den Kaiser trotz verlockender Anerbietungen von der Notwendigkeit des „Religionskrieges“ gegen den Oranier zu überzeugen. Das Gutachten der Theologen, welche Leopold über die Zulässigkeit eines Bündnisses mit demselben gegen Frankreich befragte, bewies mit schlagender Schärfe, daß der König von Frankreich thatsächlich der Feind der Kirche und gerade das in Frage stehende Bündnis allein den „entsetzlichen Religionskrieg“ vermeiden werde. „Es ist klar“ — lautete das unwiderlegliche Urteil eines Kölner Theologen —, „daß der Kaiser mit dem Könige von Frankreich, der noch niemals sein Wort gehalten hat, auf ein Abkommen zur Beilegung der Stürme, welche die Christenheit bewegen, nicht eingehen kann . . . Es ist die Aufgabe, daß der König von Frankreich endlich gebeugt, und nach unseren besten Kräften genötigt werde, zu verzichten auf den Hang, Unrecht und Gewalt zu üben wider alle anderen. Das alleinige Mittel zu diesem Zwecke ist das vorgeschlagene Bündnis.“ In der That erfolgte der Abschluß der großen Allianz am 12. Mai 1689 zu Wien zunächst zwischen Leopold und den Niederlanden, dann Wilhelm III. und Spanien, eines Bundes, der nicht allein die Unabhängigkeit Englands, sondern das Gemeinwohl der Völker, ja die Freiheit der Kirche bezweckte. Der „hochherzige Entschluß“ des Kaisers hatte in erster Linie den großen Bund zu stande gebracht; die Seele desselben ward der große Oranier. Der Vereinigung der christlichen Staaten stand der Zweibund des „Allerchristlichsten“ und des „Aller-Antichristlichsten“, natürlich und unnatürlich zu gleicher Zeit, gegenüber. Den unmittelbarsten Gewinn des großen Bundes zog das Kaiserhaus. Auch jetzt, wie schon wiederholt, führte französische Gewalt, die stets auf Erniedrigung des österreichischen Hauses hingearbeitet hatte, das gerade Gegenteil herbei, seine Festigung und Erhöhung. Von dem eifrigen Willen beseelt, den unaufhörlichen Ränken und Gewaltthaten, sowie den ehrgeizigen Gelüsten des französischen Kabinetts durch die Sicherung der Nachfolge im Reiche einen Damm entgegenzusetzen, wählten die deutschen Fürsten den zwölfjährigen Erzherzog Joseph, der bereits die Krone Ungarns trug, zum römischen König. Die alliierten Mächte sagten dem Kaiser zu, seinen jüngeren Sohn Karl für den Fall, daß Karl II. von Spanien kinderlos stürbe, als Erben der spanischen Krone anzuerkennen. So stand Leopold zu Beginn des Jahres 1690 auf der Höhe seines Glückes.

Auch der anfängliche Verlauf des Krieges schien zur Hoffnung auf einen günstigen Ausgang zu berechtigen. Am Rhein machten die drei Heere unter der Führung des Herzogs von Lothringen und der Kurfürsten von Brandenburg und Baiern entschiedene Fortschritte gegen die Franzosen. Ersterem mußte sich am 9. September 1689 Mainz ergeben; der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg aber eroberte am Niederrhein die Städte Zons, Neuß, Rheinbergen, Kaiserswerth und konnte am 15. Okt. 1689 nach dreimonatlicher Belagerung auch in

Bonn als Sieger einziehen. Aber dem guten Anfang entsprach nicht der Fortgang des Kampfes, welcher neun Jahre lang alle Teile des christlichen Abendlandes durchtobte. Der Kaiser mußte das Äußerste aufbieten, um sich nach Osten zu behaupten. Am Rhein lähmten Zersplitterung der deutschen Streitkräfte, Uneinigkeit, Eifersucht und Lässigkeit der Führer die Thätigkeit. Der Sieg Luxembourgs über die Holländer unter dem Fürsten von Waldeck bei Fleurus (westlich von Namur) am 1. Juli 1690 verschaffte den Franzosen in Flandern die Oberhand, führte aber keine Entscheidung herbei, sowenig wie der Seesieg Tourvilles über die von den Engländern schlecht unterstützte Flotte der Holländer (10. Juli 1690), obwohl derselbe den Franzosen für eine Zeit die Herrschaft auf dem Kanal gab. Wilhelms III. Sieg am Boynefluß (in Irland) am 11. Juli 1690 und die Vernichtung der französischen Flotte beim Vorgebirge la Hogue (29. Mai 1692) benahm dem geflohenen König die Aussicht auf Wiedererlangung der Krone. Auf den sonstigen Kriegsschauplätzen aber entschied die Überlegenheit der französischen Feldherren den Kampf zu Gunsten Ludwigs. Catinat gewann durch den Sieg bei Staffarda (18. Aug. 1690) Savoyen und Piemont und nötigte den Herzog Viktor Amadeus II. zur Neutralität (Vergleich von Turin 29. Aug. 1696). Die hier frei werdenden Streitkräfte konnte Ludwig am Rhein und in Belgien verwenden. Auf letzterem Schauplatze führte Wilhelm III. den Krieg persönlich. Obwohl er am 3. Aug. 1692 bei Steenkerken und am 29. Juli 1693 bei Neerwinden und Landen (unweit Lüttichs) besiegt ward, hinderte er die Franzosen doch, zumal seitdem Villeroi dem tüchtigeren Luxembourg († Jan. 1695) gefolgt war, an der Eroberung der spanischen Niederlande und fügte ihnen durch die Einnahme der für unbezwingbar gehaltenen Feste Namur (5. Sept. 1695) einen unersetzlichen Verlust zu.

Am Rhein hatten die Franzosen den Krieg wesentlich in der hergebrachten Weise der Mordbrenner weitergeführt und wiederholt die Landschaften bis ins Württembergische hinein samt den Bewohnern aufs unmenschlichste drangsaliert, bis der gefürchtete Türkenbesieger, Markgraf Ludwig von Baden, den Befehl über die oberrheinischen Truppen übernahm und durch ein stark befestigtes Lager bei Heilbronn (1693) den überlegenen Feind wenigstens im Zaume hielt. Was Ludwig weder durch Waffengewalt noch durch die Kunstgriffe seiner Unterhandlungen bis jetzt fertig gebracht hatte, die Sprengung des Bundes, schien beinahe durch einen neuen Hader der deutschen Fürsten unter sich von selbst einzutreten.

Da durch die Linie Pfalz-Neuburg die Stimmenzahl der Katholiken im Kurfürstenkolleg die der Protestanten um eine übertraf, ward für Hannover, die jüngere Linie des welfischen Hauses, wegen der im Kriege geleisteten und für einen bevorstehenden Erbfolgekrieg um Spanien verheißenen Hilfe eine neunte Kur errichtet (1692). Diese Standeserhöhung erregte die Eifersucht der übrigen Fürsten in solchem

Maße, daß sie fast mehr Gegenstand der Verhandlungen war, als die weit wichtigere Frage der Rettung des Vaterlandes. Und wahrlich „wäre es zu wünschen gewesen" — drückt sich ein zeitgenössischer Schriftsteller aus —, „daß die Spitze der Waffen gegen den allgemeinen Feind mit gleichem Eifer geführt worden wäre, wie in dieser Sache von beiden Parteien die Spitze der Feder." Zu guter Letzt schlossen die Fürsten (1693) zur Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame einen förmlichen Fürstenverein und widersetzten sich mit aller Entschiedenheit dem kaiserlichen Ansinnen, die Krone Böhmen zu Sitz und Stimme im Kurfürstenrat zuzulassen. Es war ein Glück, daß die Frage wieder in den Hintergrund trat, und dank den unablässigen Bemühungen des Kaisers der große Bund im Jahre 1695 erneuert ward.

Merkwürdigerweise gab sich Ludwig XIV. selbst alle erdenkliche Mühe, die einzelnen Mitglieder des Bundes von seinen friedlichen Gesinnungen zu überzeugen, indem er, obwohl in so vielen Schlachten Sieger, doch zu großen Opfern und Zugeständnissen sich bereit erklärte. An der Aufrichtigkeit der Friedensbestrebungen läßt sich kaum zweifeln. Aber einmal bewog ihn zu denselben die eigene Erschöpfung, welche der ins achte Jahr sich hinziehende Krieg auch dem reichen Frankreich schwer fühlbar machte, mehr noch die Absicht, den Frieden zur Erwerbung der ganzen spanischen Monarchie auf diplomatischem Wege zu benutzen. Zunächst freilich erweckte gerade der ungewohnte Friedenseifer gegründeten Argwohn und berechtigte Abneigung, in die so oft meineidig dargebotene Hand einzuschlagen. Während sein Gesandter die Aufrichtigkeit der Absichten seines Herrn den Generalstaaten ins schönste Licht zu stellen sich bemühte, versuchte dieser selbst im Bunde mit Jakob II. und einer Anzahl englischer Mißvergnügten durch einen kühnen Handstreich seinen Hauptgegner Wilhelm III. zu beseitigen. Der Plan der englischen Verschworenen, welchen Ludwig XIV., wenn nicht angestiftet, so doch wenigstens gutgeheißen hat, lief auf Ermordung Wilhelms hinaus; eine französische Flotte von 130 Schiffen sollte die Verschworenen unterstützen und durch eine Umwälzung Jakob II. wieder auf den Thron bringen. Das mit staunenswerter Schlauheit abgekartete Bubenstück wurde im letzten Augenblicke durch einen Katholiken, dessen Gewissen vor dem Verbrechen zurückschauderte, verraten und hintertrieben. Auf das Gemüt des Oraniers aber und mehr noch auf die Erwägung der holländischen Staatsmänner übte die Bangigkeit vor der ungewissen Zukunft einen solchen Druck, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten nur mehr auf Abschluß des Friedens ging. Ludwig hatte England und Holland auf dem Punkte, wohin er sie drängen wollte. Mit der Trennung des Bundes war der Frieden entschieden, der nach langen Verhandlungen auf dem Schlosse Ryswyk beim Haag mit den einzelnen Staaten nacheinander vereinbart wurde. England war zufrieden mit der Rückgabe der Eroberungen und der Anerkennung Wilhelms III.; Holland machte durch einen günstigen Handelsvertrag ein gutes Geschäft. So zogen die beiden Seemächte

den Nutzen aus dem Kriege. Auch Spanien kam glimpflich weg. Bis auf eine Grenzberichtigung in den Niederlanden erhielt es die Eroberungen und Reunionen in Katalonien zurück, da Ludwig demnächst den ganzen Besitz Spaniens zu erwerben hoffte. Der schmachvolle Abfall der Seemächte vom Bunde bürdete wieder dem armen Reiche allein den Schaden des Krieges auf. Trotz des ganz unermeßlichen Verlustes, welchen es durch die Kontributionen, Plünderungen und Verwüstungen erlitten, erhielt es keinerlei Schadenersatz. Der holländische Großpensionär Anton Heinsius erklärte unverfroren, die Deutschen sollten sich doch nicht der eitlen Hoffnung hingeben, die elsässischen Städte wiederzuerhalten. Daß Frankreich Entschädigung leisten oder Freiburg und Breisach herausgeben werde, seien „Träume eines Wachenden". Trotz des entschiedenen Widerstrebens des Kaisers, der bei den ganzen Verhandlungen nicht das Interesse seines Hauses, sondern nur des Reiches im Auge hatte und daher hartnäckig auf der Rückgabe Straßburgs bestand, gestatteten die Holländer immer wieder die Einsetzung der Worte „oder ein Äquivalent" in den Friedensentwurf. So vergalt man die Festigkeit, mit welcher der Kaiser allen Lockungen Ludwigs widerstand, ihn für Jakob II. zu gewinnen. Die Haltung der Seemächte zwang ihn bezüglich Straßburgs zur Nachgiebigkeit. Am 27. Sept. 1697 meldeten ihm seine Botschafter aus dem Haag, „auf der reichsständischen Gesandten einmütiges Begehren seien sie genötigt, einzuwilligen in die Zurücklassung der Stadt Straßburg". Mit schwerem Herzen fügte sich der Kaiser dem Zwang. Stillschweigend waren auch die zehn elsässischen Reichsstädte, die Frankreich dem Westfälischen Frieden zuwider an sich gerissen hatte, aufgegeben. Man konnte froh sein, daß es die übrigen reunierten Gebiete, sowie Freiburg und Breisach an das Haus Habsburg, Philippsburg ans Reich, Trier und Lothringen an die vertriebenen Fürsten zurückgab. Wie das Volk über den Friedensschluß dachte, hat der Dichter Hoffmann von Hoffmannswaldau in den Worten ausgesprochen: „Was Nimweg uns nicht nahm, hat Ryßwig uns entrissen." Die größte Erbitterung erregte unter den Protestanten eine von den Franzosen eigenmächtig zugesetzte Klausel, daß in den zurückgegebenen Orten die katholische Religion in dem gegenwärtigen Stande erhalten bleiben solle. Mit Unrecht beschuldigt man die Gesandten bezw. den kaiserlichen Hof der Urheberschaft dieser verhaßten Forderung. Die Franzosen haben sie wohl im Einverständnis mit dem Kurfürsten von der Pfalz aufgestellt und bei der Schwäche der Reichsstände durchgesetzt. Was man von der Ehrlichkeit der Franzosen bei der Ausführung der Friedensbestimmungen zu erwarten hatte, zeigte nichts deutlicher als das Verfahren gerade bei der Anwendung dieser Klausel. Statt der 29 Orte, um welche es sich — wie die Franzosen ausgesprengt hatten — handelte, wies zum Erstaunen aller die amtlich überreichte Liste nicht weniger als 1922 Ortschaften auf, darunter alle, wo nur einmal während des Kriegs eine Messe gelesen worden war. Den Unwillen

über eine solche Verletzung des Westfälischen Friedens wußte der hinterlistige Urheber geschickt von sich auf die ganz unschuldigen katholischen Reichsstände abzulenken und dadurch neuen Samen des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen beiden Religionsparteien zu säen. Die Rückgabe der Festungen zog er möglichst hinaus, um ihrer im Falle eines über die spanische Erbschaft entstehenden Krieges nicht zu entraten. Dreifach überlieferte er erst im Jahre 1700. Seine ganze Thätigkeit lief darauf hinaus, dem Kaiser im Reiche stets neue Schwierigkeiten zu schaffen und die Aussöhnung mit den Türken zu hintertreiben, zu keinem anderen Zwecke, als damit er selbst in der spanischen Frage völlig freie Hand behielte.

3. Die Türkenkriege.

Während der Westen den fortwährenden Angriffen Frankreichs ausgesetzt war, umtobten auch den Osten gewaltige Stürme. Die andauernden Unruhen in Siebenbürgen und Ungarn verwickelten den Kaiser zweimal in schwere Kämpfe mit den Türken, welche der französische König, selbst wenn er ein Hilfskorps gegen sie ins Feld sandte, fortwährend anstachelte.

a) Erster Türkenkrieg (1663—1664).

Als nach dem Tode des Großfürsten Georg II. Rakoczy (1660) sein Nachfolger Johann Kemeny beim Kaiser Unterstützung fand, während die Türken den Michael Apafi als Wojwoden von Siebenbürgen einsetzten, brach der Krieg aus. Der Sultan Mohamed IV. (1648—1689) war selbst zwar ein schwacher Herrscher, sein Großvezier Mohamed Köprili und sein milderer Sohn und Nachfolger Achmed Köprili besaßen um so mehr Thatkraft. Ein Einfall der Tartaren in Mähren und der Fall des wichtigen Neuhäusel veranlaßte den Reichstag, den Papst Alexander VII. und selbst den französischen König, den Kaiser zu unterstützen. Durch sächsische und brandenburgische Truppen verstärkt, wies der kaiserliche General des Souches die Türken an der unteren Gran zurück. Bei dem Cistercienserkloster St. Gotthardt an der Raab erfocht der Feldherr Montecuculi mit seinem trefflichen Reitergeneral Spork über das Hauptheer einen glänzenden Sieg (1. Aug. 1664), wie seit drei Jahrhunderten keiner mehr im freien Felde über die Osmanen errungen worden war. Aber statt denselben auszunutzen, überließ der Kaiser, welcher den Ungarn nicht trauen konnte, im Frieden von Vasvar (1664) den Türken das von ihnen bisher innegehabte Gebiet, ja sogar die Festung Neuhäusel und erkannte Apafi an. Die schimpfliche Abmachung erregte bei den deutschen Fürsten einen Sturm der Entrüstung, welchen man in Paris ausbeutete, um das Ansehen des Kaisers möglichst herabzusetzen. Ganz im Gegensatze zu den übrigen Fürsten billigte der Kurfürst von

Brandenburg die Handlungsweise des Kaisers, wenn auch zunächst aus eigenem Interesse, so doch sicher auch im Hinblick auf die allgemeine Unsicherheit der Lage.

b) Zweiter Türkenkrieg (1683—1699).

Waren die Ungarn schon ohnehin durch den ungünstigen Frieden erbittert, so steigerte sich ihre Unzufriedenheit durch die harte Behandlung der Protestanten in ihrem Lande. Eine Verschwörung einiger Magnaten, welche im Bunde mit den Türken einen dreifachen Angriff auf Österreich planten, ward entdeckt und durch Hinrichtung der vier Häupter unterdrückt. Als nun der Kaiser durch die Aufhebung des Palatinats und die Ernennung eines deutschen Statthalters die ungarische Verfassung verletzte, benutzte der ehrgeizige Graf Emmerich Tököly die herrschende Gärung, um unter dem Scheine des Kampfes für die Gewissensfreiheit den Krieg um die Herrschaft in Ungarn gegen das Haus Habsburg aufzunehmen. Zu spät nahm der Kaiser auf dem Reichstag in Ödenburg seine Verfügungen zurück: Tököly hatte bereits die Türken und Ludwig XIV. gewonnen. Aber an demselben Tage, an welchem das türkische Heer in einer Stärke von mehr als 200000 Streitern sich unter dem Befehl des Großveziers Kara Mustafa von Adrianopel gegen Wien in Bewegung setzte (31. März 1683), brachte es der kaiserliche Gesandte in Warschau, vom päpstlichen Nuntius unterstützt, fertig, den Polenkönig Johann Sobiesky von dem Bündnis mit Tököly auf die Seite des Kaisers herüberzuziehen. Karl von Lothringen vermochte nicht mit seinen schwachen Kräften den Marsch der Türken durch Ungarn aufzuhalten und mußte sich begnügen, das bedrohte Wien durch eine kleine Besatzung von 14000 Mann zu decken. Aber was ihr an Zahl fehlte, ersetzte ihr aufopfernder Mut und die Thatkraft ihres greisen Befehlshabers, des Grafen Rüdiger von Starhemberg. Der kaiserliche Hof flüchtete sich am 7. Juli nach Passau. Mit ihm verließen gegen 60000 Menschen die Stadt. Aber die zurückbleibenden Bürger und Studenten und die hereingezogenen Bewohner der absichtlich zerstörten Vorstädte beteiligten sich in edlem Wetteifer an dem Bau der Befestigungen, bald auch an dem fast hoffnungslosen Verteidigungskampfe.

Vom 12. Juli bis zum 12. September, also fast neun Wochen lang, suchten die Türken, welche gegen 300 Geschütze bei sich führten, durch angelegte Minen und wiederholte (18) Stürme den Widerstand der hartnäckigen Verteidiger zu brechen. Obwohl Tod, Wunden und Seuchen die Reihen der Helden mehr und mehr lichteten, dachte niemand an Ergebung; gaben doch selbst der verwundete und leidende Feldherr, wie der unermüdlich tröstende, ermunternde und sorgende Bischof Kollonitsch in Heldenmut und Aufopferung allen ein leuchtendes Vorbild. Schon war die Not aufs höchste gestiegen, einen neuen allgemeinen Sturm hätten die Belagerten kaum noch aushalten können, da stiegen am 6. September von der Höhe des Kahlenbergs Raketen

auf und verkündeten das Herannahen des Entsatzheeres. Am 11. Sept. endlich lagerten die lang ersehnten Truppen der Befreier auf der Ostseite des Wiener Waldes. Karl von Lothringen hatte am 29. Aug. Tököly bei Preßburg zurückgeworfen, sich dann mit den Polen vereinigt und bei Tulln oberhalb Wiens gegen 30000 Mann deutscher Hilfstruppen an sich gezogen, welche ihm die Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Baiern zuführten. Der 12. September — es war ein Sonntag — brachte die Entscheidung. Nach heißem Ringen siegte das christliche Heer vornehmlich durch die ausdauernde Tapferkeit der Sachsen. Die Hauptarbeit hatten die deutschen Streiter gethan, der Plan zur Schlacht war von Karl von Lothringen entworfen; den Hauptruhm erntete der tapfere Polenkönig Johann Sobiesky, der selbst an seine Gemahlin die überquellende Siegesfreude der befreiten Wiener mit den Worten meldete: „Jedermann hat mich gehertzet, geküsset und ihren Erlöser genennet“ ... die Leute „bemühten sich, mir die Hände, ja Füsse und Kleider zu küssen“. Das ganze Lager der Türken samt dem Geschütze und „einem unschätzbaren Reichtum“ ward eine Beute der Sieger. Der Großvezier „hat sich mit gäntzlichem Verlust seines kostbaren Schatzes kümmerlich auff einem Pferde, nur mit einem Rocke angethan, salviren können“, konnte sich aber seiner Rettung nicht lange freuen, da er auf Befehl des erzürnten Sultans erdrosselt wurde. An der allgemeinen Freude über die Befreiung Wiens nahm nur ein Monarch nicht Anteil, Ludwig XIV., welcher den Belagerern die Pläne der Wiener Befestigungen besorgt hatte. Er verbarg so wenig seinen Ärger über den Sieg, daß er den französischen Blättern jede Mitteilung darüber verbot. Ein zweiter glänzender Sieg, welchen die Verbündeten bei Parkany (9. Okt. 1683) erfochten, lieferte Gran in die Hände des Kaisers. Nach dem Abzug der Polen setzte Karl von Lothringen die Eroberung Ungarns allein fort. Neuhäusel erstürmte der General Caprara erst nach verzweifeltem Widerstande der Verteidiger. Am 2. September 1686 erlag endlich auch Ofen, welches 145 Jahre unter türkischer Herrschaft gestanden hatte, den stürmenden Reichstruppen unter dem Kurfürsten von Baiern. Hier kämpften auch 8000 Brandenburger mit. Vergeblich suchte Tököly dem Abfall seiner Anhänger durch grausamste Rache an den Verdächtigen und Abtrünnigen zu steuern. Die Türken legten den fast gänzlich Vereinsamten in Fesseln und führten ihn gefangen nach Konstantinopel. Der Sieg des von Max Emanuel von Baiern und Ludwig von Baden unterstützten Karl von Lothringen am Berge Harsány bei Mohács vollendete die Befreiung Ungarns vom Joche der Türken (12. Aug. 1687). Der trotzige Adel wurde durch das Blutgericht des Generals Caraffa, welches gewöhnlich als die „Fleischbank von Eperies“ übertrieben wird, gedemütigt. Aber der Kaiser gewann ihn mehr durch Begnadigungen und Zugeständnisse. Auf dem Reichstage zu Preßburg (1687) verzichteten die ungarischen Stände auf ihr Wahlrecht und übertrugen

dem Sohne des Kaisers die Krone des hl. Stephan als erblich im Mannesstamme des habsburgischen Hauses. Auch der Großfürst von Siebenbürgen erkannte jetzt die Oberhoheit des Kaisers an.

Inzwischen hatte der Einfluß des Papstes die Republik Venedig zum Anschluß an die „heilige Liga" bestimmt (1684); ihr großer Staatsmann und Feldherr Morosini eroberte mit deutschen, besonders hannöverschen und sächsischen, Truppen die Halbinsel Morea (1686—1687). Leider flog bei der Belagerung Athens der herrliche Tempel der Athene, das Parthenon, welches die Türken als Pulvermagazin gebrauchten, in die Luft (26. Sept. 1687). Die Festung Negroponte auf Euböa widerstand den Angriffen Morosinis. Die Pest raffte den größten Teil der deutschen Streiter hinweg.

Auch den kaiserlichen Waffen auf dem Kriegsschauplatze an der Donau war das Glück hold. Am 6. Sept. 1688 erstürmte Max Emanuel von Baiern die Feste Belgrad, den Schlüssel zu Serbien, und der Markgraf Ludwig von Baden drang in Bosnien, dann in Serbien ein. Nach mehreren siegreichen Schlachten eroberte er die Festungen von Widdin bis Nikopolis und bezog die Winterquartiere in der Wallachei (1689). Der Angriff Ludwigs XIV. im Westen blieb nicht ohne Rückschlag auf die Lage im Osten. Als der Großvezier Köprili Mustafa selbst an der Spitze eines 80000 Mann starken Heeres auf dem Kriegsschauplatz erschien, verloren die Österreicher ihre Eroberungen wieder. Mit Mühe verhinderte Ludwig von Baden durch seinen glänzenden Sieg bei Szlankamen (Salankemen in der Nähe von Belgrad, 19. Aug. 1691), an welchem auch die Brandenburger ruhmvollen Anteil hatten, eine neue Überschwemmung Ungarns durch die Türken. Da Köprili in der Schlacht den Tod gefunden hatte, fehlte es an einem thatkräftigen Führer. Bei der Ermattung der Osmanen und dem Unvermögen des Kaisers, zugleich im Osten und Westen den Krieg mit Nachdruck zu führen, wäre es wohl bald zu einem Frieden gekommen, wenn nicht die französische Diplomatie alle Mittel aufgeboten hätte, denselben zu hintertreiben. So schleppte sich der Krieg, welchen vom Jahre 1695 an Mustafa II. persönlich leitete, ohne Entscheidung hin, bis an Stelle des unfähigen Friedrich August von Sachsen der 34jährige Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl übernahm (1697).

Franzose von Geburt, ein Sohn des Generals Eugen Moritz von Savoyen-Carignan und der Olympia Mancini, der ebenso geistvollen als schönen Nichte Mazarins, war »Eugenio von Savoye«, weil zum geistlichen Stande bestimmt, von Ludwig XIV. nicht zur militärischen Laufbahn zugelassen worden und daher 1683 als zwanzigjähriger Jüngling in kaiserliche Dienste getreten zu einer Zeit, in welcher tüchtige Feldherren und große Erfolge zugleich aneiferten und lehrten. In dem schmächtigen, unansehnlichen Körper, welcher wohl Mißachtung und Spott erregen mochte, wohnte ein starker Geist und eine wahrhaft edle Seele. Selten vereinigte sich in einem Manne eine

gleiche Fülle trefflicher Eigenschaften, welche ebensowohl zum großen Staatsmanne als zum glücklichen Feldherrn befähigten. Ein ernster Schweiger, bedurfte er nicht der Kunst der Verstellung, wie andre Staatsmänner sie zur Erreichung ihrer Pläne benötigten, sondern haßte jegliche Falschheit, lauter und ehrlich in der Behandlung der Staatsgeschäfte, wie sittenrein in seinem Privatleben. In dieser Gradheit seines Wesens und dem schlichten, leutseligen Auftreten ein Tilly, gewann er gleich diesem durch seine strenge Gerechtigkeit und väterliche Fürsorge die ungeteilte Liebe seiner Soldaten, ihr Vertrauen durch seine ruhige Sicherheit, ihre Begeisterung durch seine feurige Thatkraft. Selbst bescheiden, kargte er nicht mit dankbarer Anerkennung der Verdienste anderer, vor allem seiner tapferen Kameraden. Nur ein solcher Mann vermochte einem zerrütteten Heere, wie es das kaiserliche war, als er den Befehl übernahm, wieder den Geist der Zucht und Ordnung einzuflößen, den erschütterten Mut zu stärken, das wankende Selbstvertrauen herzustellen. Kaum hatte er die verwahrlosten Truppen durch bessere Verpflegung in kriegsbereiten Zustand versetzt und mit der Disciplin den Kampfesmut gehoben, da gab er schon in raschen Zügen den Türken den Beweis der neuen, thatkräftigen Kriegführung. Sein schneller Vormarsch nötigte den Sultan, von dem bedrohten Szegedin abzulassen. Dessen Absicht, sich nunmehr nach Siebenbürgen zu wenden, durchkreuzte er, indem er das Heer bei Zenta, wo es den Übergang über die Theiß bereits begonnen hatte, kühn angriff und durch seinen meisterhaften Schlachtplan fast vernichtete (11. Sept. 1697). Dem Genie und der unwiderstehlichen Tapferkeit des Feldherrn, welche auch seine Krieger zu todesverachtendem Heldenmut fortriß, konnte auch die fatalistische Zähigkeit der Verzweiflung nicht standhalten. Wer nicht unter dem Schwerte der erbitterten Christen sank, der fand in den Fluten sein Grab. Zwanzigtausend Türken deckten die Walstatt, unter vielen Paschas, Agas und Beys lag auch der Großvezier; die Janitscharen selbst hatten viele ihrer Offiziere im Zorne erschlagen. 87 Geschütze, 8000 Wagen, 6000 Kamele, 7000 Pferde, 15000 Ochsen, Hunderte von Fahnen, Standarten und Feldzeichen, alle Zelte mit ihren Schätzen, die Kriegskasse mit mehr als 3 Millionen Gulden, selbst das große Reichssiegel des Sultans waren den Siegern in die Hände gefallen. Nur Mangel an Mundvorrat verhinderte die volle Ausbeutung des Sieges, dessen Verdienst der bescheidene Führer dem „tapferen Heldengeist der gesamten Armee“ zuschrieb. Der Sultan, welcher vom linken Ufer des Stromes der Niederlage seines Heeres machtlos hatte zuschauen müssen, floh über Temesvar nach Belgrad. Ein Vorstoß Eugens nach Bosnien und die Erstürmung Serajewos beendete den ruhmvollen Feldzug für dieses Jahr. Zu einem Angriff auf das feste Belgrad fehlten dem Helden die nötigen Streitkräfte. Vergeblich suchte er die Gegner bei Peterwardein aus ihrer sicheren Stellung zu offener Feldschlacht zu verlocken (1698).

Englands Vermittelung führte am 26. Jan. 1699 den Frieden von Karlowitz (bei Peterwardein) herbei, welcher mit Ausnahme des Temesvarer Banats ganz Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen an Österreich überließ, Venedig die Halbinsel Morea, Polen einen Teil von Podolien, Rußland die Festung Asow verschaffte. So war endlich das erreicht, was zwei Jahrhunderte früher hätte gewonnen werden können, wenn die deutschen Kräfte sich eher zusammengeschlossen hätten: Österreichs Übergewicht gegen die Herrschaft der Osmanen. Daß es später die ihm zustehende Aufgabe mehr und mehr an Rußland verlor, gereichte ihm, dem ganzen Deutschtum, ja der Sicherheit Europas zum heute schwer empfundenen Nachteil.

4. Der spanische Erbfolgekrieg (1701—1714) und das Haus Habsburg bis 1740.

Sollte man das Zeitalter vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nach einer allgemeiner auftretenden Erscheinung kennzeichnen, so verleihen ihm einen besonderen Zug die nicht von den Völkern, sondern von den Kabinetten um dynastische Interessen und politische Macht geführten Erbfolgekriege. Zu dem Jülich-Klevischen Erbfolgestreit gesellt sich das Ringen Brandenburgs um Pommern und die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau; das pfälzische Erbe und der englische Thron verwickeln Europa in den Kampf mit Frankreich; der Hader um Spanien wird zum Entscheidungskampf über das politische Übergewicht in Europa; an den polnischen Erbfolgekrieg schließt sich der österreichische, der zugleich den Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern zum Ausdruck bringt. Es war Deutschlands beklagenswertes Mißgeschick, in fast alle diese Streitigkeiten mehr oder weniger verflochten zu werden. Wie die Verhältnisse lagen, konnte es kaum von denselben unberührt bleiben, auch ohne in unmittelbarer Beziehung dazu zu stehen, weil die Fragen des Rechts nach politischen Gesichtspunkten betrachtet und behandelt wurden. Selten ist eine an sich klare Sache mehr von der Politik verwirrt und erschwert worden als die spanische Erbfolge. Seit dem Ryswyker Frieden beschäftigte diese fast ausschließlich die Kabinette und zwar gerade am meisten der Staaten, welche sie am wenigsten anging.

Mit Karl II. (1665—1700), welcher ohne Aussicht auf Nachkommenschaft langsam hinsiechte, mußte der Mannsstamm der spanischen Linie des Hauses Habsburg erlöschen. Ansprüche auf das ungeheuere Erbe erhoben die Häuser Bourbon, Österreich und Wittelsbach. Ludwig XIV. war zwar Sohn einer spanischen Prinzessin und Gemahl der älteren Schwester Karls, der Infantin Maria Theresia; diese hatte aber bei ihrer Vermählung feierlich auf alle Erbrechte Verzicht geleistet. Trotzdem hielt Ludwig seine Ansprüche aufrecht, wenn nicht für sich, so für den Dauphin. Leopold I., ebenfalls Sohn einer spanischen

Prinzessin, hatte sich mit der jüngeren Schwester des Erblassers, Margarete, welche sich bei ihrer Vermählung alle Rechte vorbehielt, verheiratet. Das Testament Philipps IV. bezeichnete ausdrücklich die kaiserliche Seitenlinie als nächstberechtigt. Maria Antonia, die Tochter Leopolds und Margaretes, trat, als sie dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern zur Ehe gegeben wurde, ihr Vorrecht den eigenen aus dritter Ehe des Vaters stammenden Brüdern Joseph und Karl ab (1685). Ihr Gemahl aber erkannte die Verzichtleistung nur für sie, nicht für seinen Sohn, den noch unmündigen Kurprinzen Joseph Ferdinand, an. Das formelle Recht sprach für Leopold, die Politik für den letztgenannten Prinzen. Je weniger Anspruch und Aussicht aber Ludwig XIV. hatte, um so größere Anstrengungen machte er, sein Ziel zu erreichen. Mit bewundernswertem Scharfblicke erfaßte er alle zu berücksichtigenden Verhältnisse und Möglichkeiten und wählte danach seine Mittel und Wege. Wie kein anderer verstand er es, über seine wahren Absichten zu täuschen, die übrigen auf falsche Fährte zu locken und dann selbst um so weniger gestört die Beute zu erjagen. In der ganzen Angelegenheit unterstützte ihn sein gewandter Botschafter in Madrid, der Marquis Harcourt, aufs vortrefflichste. Obwohl die Zusage Wilhelms III. von England und Hollands, dem Kaiser bei seinen Rechten auf das spanische Erbe Beihilfe zu leisten, nur unter der Form des strengsten Geheimnisses gegeben war (1689), hatte er dennoch Kenntnis von derselben erhalten

Stammtafel zum spanischen Erbfolgekrieg.

Bourbons:

Heinrich IV. (Navarra).
|
Ludwig XIII., vermählt mit Anna. † 1643.
|
Ludwig XIV., vermählt mit Maria Theresia. † 1715.
|
Ludwig Dauphin † 1711.
|
Ludwig † 1712.
|
Ludwig XV.

Philipp V. von Anjou.

Habsburger:

Philipp III. (1598—1621)
|
Philipp IV. † 1665.
|
Karl II.

Maria Anna.

Margarete Theresia, erste Gem. Leopolds I.

Maria Antonia, vermählt mit Max Emanuel von Baiern.
|
Joseph Ferdinand † 1699.

zweite Gem. Eleonore v. d. Pfalz

Ferdinand II.
|
Ferdinand III.
|
Joseph I. Karl VI.

und darum sich im Frieden von Ryswyk zu verhältnismäßig großen Zugeständnissen bereit finden lassen. Indem er jetzt unter dem Scheine, den Frieden Europas erhalten zu wollen, England und Holland für den Plan einer Teilung der spanischen Ländermasse gewann (1698), erreichte er mit einem Zuge ein Doppeltes: die Trennung der Seemächte von dem treuen, selbstlosen Bundesgenossen, dem Kaiser, und die gewünschte Willensäußerung Spaniens, ungeteilt zu bleiben. Der meisterhafte Schachzug, nach dem Urteil eines Venetianers „vielleicht der geschickteste Streich der Politik des allerchristlichsten Königs", wäre schon jetzt unzweifelhaft geglückt, wenn ihn nicht der bairische Kurfürst durch Mitteilung des geheimen Vertrags in Madrid durchkreuzt hätte. Allerdings verfügte der Erblasser jetzt über die ungeteilte Monarchie, aber nicht, wie Ludwig sich geschmeichelt hatte, zu Gunsten eines französischen Prinzen; er setzte den Kurprinzen von Baiern zum alleinigen Erben an. Da unglücklicherweise ein jäher Tod den 6jährigen Knaben (Febr. 1699) gerade in dem Augenblicke hinwegraffte, als er nach Spanien gebracht werden sollte, so einigten sich Ludwig und Wilhelm auf einen neuen Teilungsvertrag, welchen der Kaiser gar nicht annehmen konnte. In diesem Scheinvertrag, welcher für Frankreich nur wieder Mittel zum Zwecke war, sprach man dem Dauphin die italienischen Länder zu und behielt dem Erzherzog Karl, dem zweiten Sohne des Kaisers, Spanien, Belgien und Westindien vor; Mailand, ein deutsches Reichslehen, sollte dem Herzog von Lothringen als Entschädigung für sein dann an Frankreich abzutretendes Erbland zufallen. Die von Ludwig selbst veranlaßte Veröffentlichung der neuen eigenmächtigen Verfügung über fremdes Land erreichte ihre Absicht. Die französische Partei erhielt zwar zunächst das Übergewicht über die habsburgische; dann aber gewann bei der Abneigung des Königs Karl II. gegen Frankreich die letztere wieder an Aussicht. Trotz Einladung des Königspaares konnte sich der Kaiser nicht dazu entschließen, seinen erst 14jährigen Sohn die gefährliche Reise nach Spanien antreten zu lassen. Unterdessen gab auch der 84jährige Papst Innocenz XII., dem Drängen Karls II. weichend, in der Angelegenheit sein Gutachten ab, welches im wesentlichen zu Gunsten des französischen Prinzen lautete. Da erkrankte im September 1700 Karl II. auf den Tod. Diese Gelegenheit benutzte die französische Partei ausgiebig. Da die sehnlichst erwartete Nachricht von Wien ausblieb, ließ sich der todkranke König dazu bestimmen, ein ihm vom Kardinal Portocarrero, dem Haupte der französischen Partei, vorgelegtes Testament zu unterzeichnen (3. Okt. 1700), welches dem jüngeren Sohne des Dauphin, dem Herzoge Philipp von Anjou, die Erbschaft zusprach. Und doch war der König, als ihm in besseren Stunden die Überrumpelung zum Bewußtsein kam, nahe daran, diese Verfügung wieder zu Gunsten des Erzherzogs umzustoßen, da machte der Tod Karls II. (1. Nov.) dem schwankenden Zustand ein Ende. Ludwig XIV. spielte die Rolle des Überraschten nur wenige Tage, dann stellte er seinen Enkel, den

17jährigen Philipp, einer großen Versammlung des Hofes als König von Spanien vor. Die spanische Nation erkannte denselben freudig an.

Je mehr der Kaiser auf sein gutes Recht vertraut hatte, um so schwerer empfand er den Schlag, welchen mit ihm sein ganzes Haus erlitt. So hart es dem in aufgedrungenen Kriegen gealterten, friedliebenden und streng gewissenhaften Monarchen auch ankam, er mußte zum Schwerte greifen, um sein Recht zu verfechten; indem er es that, trat er zugleich ein für die Freiheit Europas gegen das Übergewicht Frankreichs.

Bei dem Ausbruch des Krieges stand Leopold fast allein. Von den deutschen Reichsfürsten leisteten ihm anfangs nur Hannover und Preußen Hilfe. Ersteres hatte er durch die viel angegriffene Verleihung der neunten Kurwürde gewonnen (1692); den Beistand des Kurfürsten Friedrich III. von Preußen sicherte er sich durch das im Wiener Krontraktat (1700) gegebene Versprechen, ihn als König in Preußen anzuerkennen. Dagegen stellte sich der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, welcher schon seit 1692 Generalstatthalter der Niederlande war und nun deren dauernden Besitz erstrebte, unter nichtigen Vorwänden, trotz der abmahnenden Bitten seiner Landstände, auf die Seite Frankreichs und zog auch seinen Bruder Joseph Clemens von Köln gegen den Willen des Domkapitels mit sich. Aus Groll über die Zurücksetzung gegen die jüngere Linie des welfischen Hauses schlossen sich selbst die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel, sogar der Herzog von Gotha an Ludwig an, welcher von außerdeutschen Fürsten nur die Herzöge Viktor Amadeus II. von Savoyen und Karl von Mantua für sich gewann.

Zu spät erkannten die von den kaiserlichen Gesandten vergebens gewarnten Seemächte, wie Ludwig XIV. sie hinter das Licht geführt hatte. Wilhelm III. hatte diesmal seinen Meister gefunden. Bei der Abneigung des damals von der politischen Partei der Tories beherrschten englischen Parlaments gegen einen Krieg blieb ihm allerdings zunächst nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Aber die Erhebung des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron störte nicht nur das politische Gleichgewicht in Europa, sondern bedrohte insbesondere den Handel, ja die Selbständigkeit der beiden Seestaaten. In der sicheren Voraussetzung des unvermeidlichen Krieges und mit dem festen Willen, denselben für die Selbsterhaltung aufzunehmen, knüpfte Wilhelm III. wieder Unterhandlungen mit seinem früheren Bundesgenossen, dem Kaiser, an. Ludwig XIV. konnte ihm keinen größeren Gefallen erweisen, als daß er in seiner Verblendung wider den Ryswyker Frieden den Sohn des verstorbenen Königs Jakob II. als berechtigten Thronerben von England anerkannte und dadurch die Engländer zum Kriege reizte. In der „großen Allianz" verbanden sich am 7. September 1701 die beiden Seemächte mit dem Kaiser zu dem Zwecke, sich selbst gegen die Übermacht des Hauses

Bourbon zu schützen, die spanischen Kolonieen für sich, die Nebenländer für den jüngeren Sohn des Kaisers zu erobern. Der Abschluß des Haager Bündnisses war die letzte große That des weisen Oraniers. Am 19. März 1702 starb er nach kurzer Krankheit. In ihm schied zwar der mächtigste Gegner Ludwigs aus dem Leben, aber sein Tod änderte nichts an der von ihm vorgezeichneten Politik. In Holland setzte sie der Ratspensionär Heinsius fort, in England herrschte an Stelle Annas, welche ihrem Schwager auf dem Throne gefolgt war (1702—1717), der Führer der Whigs, der geistvolle Lord Churchill, Herzog von Marlborough, Staatsmann und Feldherr zugleich wie sein Waffengefährte Eugen, aber nicht so makellos im Charakter wie dieser. Der großen Allianz trat auch das Deutsche Reich, Portugal und im Jahre 1703 auch der Herzog von Savoyen bei.

Hauptschauplätze des Kampfes waren leider wieder Deutschland, die Niederlande und Italien; das Land, welchem er galt, kam glimpflich davon; der Urheber des Krieges blieb im eigenen Lande fast ganz verschont.

Schon vor Abschluß des Bundes hatten die Feindseligkeiten begonnen. Die Franzosen waren in Belgien und Italien eingerückt. Prinz Eugen eröffnete den Kampf durch seinen Einfall in Italien 1701. Während der Marschall Catinat die Pässe, welche zwischen Gardasee und der Etsch aus Tirol nach Italien führen, stark besetzt hielt, überschritt Eugen in einem ebenso gefahrvollen als kühnen Marsche die Alpen über die unwegsamen Felsen des Val Fredda, durch die von Deutschen bewohnten „Sette Communi", täuschte den völlig überraschten Gegner durch den Übergang über die untere Etsch und schlug ihn bei Carpi (nördlich von Modena, 9. Juli 1701), so daß derselbe bis über den Oglio weichen mußte, dann dessen Nachfolger, den unfähigen Villeroi, trotz seiner Übermacht, bei Chiari (westlich von Brescia, 1. Sept. 1701). Diesen selbst nahm er bei einem kühnen Überfalle in der Festung Cremona gefangen (1. Febr. 1702). Als aber sein Vetter Vendôme, an Sitten sein gerades Gegenstück, an Talent ihm gleich, an Streitkräften ums Doppelte überlegen im Felde erschien, gingen seine Erfolge durch die Schuld des Wiener Hofkriegsrats, welcher ihn ohne jede Unterstützung ließ, fast ganz wieder verloren. Während Eugen nach dem unentschiedenen Treffen bei Luzzara (16. Aug. 1702) sich nach Wien begab, um entweder „den Dienst zu quittieren" oder dem unerträglichen Schlendrian des Hofkriegsrats ein Ende zu machen, vermochte sich sein tüchtiger Stellvertreter, Guido von Starhemberg, nur mit Mühe gegen Vendôme zu behaupten. Ein neuer Aufstand der Ungarn unter Franz Leopold Rakoczy II. hielt Eugen länger zurück. Die anfangs gefährliche Empörung erlosch verhältnismäßig schnell, im Jahre 1710. Seitdem hielten die Ungarn Ruhe bis in die Mitte unseres Jahrhunderts.

Unterdessen hatten am Niederrhein die Holländer zwar Köln besetzt, die Preußen Kaiserswerth genommen und Marlborough durch

die Eroberung von Lüttich und Venlo die Linie an der unteren Maas gehalten, aber zu einem entscheidenden Zusammentreffen mit den Franzosen war es nicht gekommen. Der Verlust Bonns nötigte indes den Kurfürst von Köln zur Flucht nach Frankreich.

Den Oberrhein verteidigte der erfahrene Lehrmeister Eugens, der Markgraf Ludwig von Baden, mit der Reichsarmee, bei welcher sich auch der römische König Joseph befand, erfolgreich gegen Catinat. An demselben Tage aber, an welchem er die von Melac verteidigte Feste Landau (9. Sept. 1702) einnahm, bemächtigte sich der Kurfürst Max Emanuel durch List der Reichsstadt Ulm und verhinderte dadurch nicht nur das Vorrücken Ludwigs in das Elsaß, sondern ermöglichte dem Marschall Villars, Catinats Nachfolger, durch das Kinzigthal nach Deutschland einzubrechen und sich mit ihm zu vereinigen (1703). Statt einen gemeinsamen Schlag gegen Ludwig zu führen, trennten sich beide wieder. Villars blieb zur Beobachtung der Reichsarmee zurück, Max Emanuel aber drang in Tirol ein, um Vendôme die Hand zu reichen und durch die Behauptung dieses Übergangslandes nach Italien das kaiserliche Heer in der Lombardei abzuschneiden. Er nahm zwar die Grenzfestung Kufstein und zog in Innsbruck ein, aber eine Erhebung der auch durch die Verheißung der mildesten Regierung ihrem alten Landesherrn nicht abspenstig gemachten Bauern und Edlen des Innthals brachte ihn in die größte Gefahr und zwang ihn zum Rückzuge nach Baiern. Daraufhin kehrte auch Vendôme nach einer erfolglosen Beschießung Trients unter Verwüstungen wieder nach Italien zurück. In seinem eigenen Lande bewährte Max Emanuel seinen alten Waffenruhm in siegreichem Vordringen bis nach Passau an die Grenze Österreichs (1. Jan. 1704). Auch im Westen und in Italien war die Lage bedenklich: Viktor Amadeus war der Allianz beigetreten, bedurfte aber selbst mehr der Hilfe, als daß er solche leisten konnte; ein kühner Marsch Starhembergs befreite ihn aus der Klemme. Schon befanden sich Breisach und Landau wieder in den Händen der Franzosen; Ludwig von Baden vermochte mit seinen geringen Streitkräften gegen den Marschall Tallard nichts auszurichten. Gelang es den Franzosen, sich mit den Baiern zu vereinigen und mit diesen verbunden sich auf die kaiserlichen Erblande zu werfen, dann schwebte Österreich in ernster Gefahr. In der richtigen Erkenntnis derselben bot Prinz Eugen seinen ganzen Einfluß auf, den Kaiser zur höchsten Anspannung der eigenen Kräfte an Mannschaft und Mitteln zu bestimmen, und setzte auch durch, daß Marlborough 25 000 Mann aus den Niederlanden nach dem oberdeutschen Kriegsschauplatze heranführte Am 12. Juni 1704 trafen die beiden größten Heerführer ihrer Zeit in Groß-Heppach bei Heilbronn zusammen und stellten mit Ludwig von Baden den Feldzugsplan fest. Während letzterer das Vordringen der Franzosen am Oberrhein verhüten sollte, gedachten Eugen und Marlborough den Kurfürsten und Marsin zu schlagen. Da aber der Markgraf darauf bestand, diese

Aufgabe mit Marlborough zu lösen, so trat Eugen, die gemeinsame Sache höher schätzend als den eigenen Ruhm, bescheiden zurück und übernahm die Deckung des Schwarzwalds. Schon am 2. Juli gelang es den Verbündeten durch Erstürmung der Schanzen auf dem Schellenberg bei Donauwörth sich den freien Übergang über die Donau zu sichern und den Kurfürsten zum Rückzug nach Augsburg zu nötigen. Dagegen war auch Tallard bereits über den Rhein gegangen und, ohne daß Eugen es verhindern konnte, durch das Höllenthal vorgedrungen. Daher ließ Eugen jetzt einen Teil seines Heeres am Rhein zurück, um Villeroi, der Marlborough aus Flandern nachgezogen war, im Schach zu halten, und eilte selbst an die Donau. Am 3. August traf er in Höchstädt ein; an demselben Tage stieß auch Tallard in Augsburg zum Kurfürsten. Es war ein schwerer Fehler gewesen, daß Marlborough und Ludwig diese Verbindung nicht verhindert hatten. Aber die Gegner begingen denselben Fehler. Statt sich rasch auf Eugen zu werfen, ließen sie dessen Vereinigung mit Marlborough geschehen. Glücklicherweise hatten sich diese beiden die Hände frei gemacht, dadurch daß sie den zu bedächtigen Markgrafen zur Belagerung Ingolstadts bestimmten, und nötigten die Gegner am 13. August (1704) in der Ebene von Höchstädt auf dem linken Ufer der Donau zur Schlacht. Gegen die 56 000 Baiern und Franzosen konnten sie nur 52 000 Mann stellen. Dazu nahmen die Feinde hinter dem Nebelbache eine wohlgedeckte Stellung ein. Eugen hatte am Rande des Gebirges hin einen beschwerlichen Marsch zu machen, ehe er in die Schußlinie des linken Flügels kam, welcher unter Max Emanuel und Marsin bei Lutzingen und Ober-Glauheim stand. Nach einem tapferen Vorgehen der Preußen auf eine verheerende Batterie wurde seine Reiterei dreimal zurückgeworfen und erregte seinen Zorn in dem Maße, daß er selbst unter die Fliehenden schoß. Dann führte er persönlich das Fußvolk gegen die sichere feindliche Stellung. Die äußerste „Anstrengung der preußischen Truppen", welche unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer", mit zäher Ausdauer ihren Platz behaupteten, unterstützte den tapferen Feldherrn; sonst wäre dieser Tag „vielleicht der unglücklichste seines Lebens" geworden. Denn auch Marlborough hatte auf dem linken Flügel gegen die durch starke Schanzen gedeckte Stellung Tallards bei dem Dorfe Blenheim oder Blindheim einen schweren Stand. Erst ein Massenangriff der Reiterei auf das französische Mitteltreffen durchbrach die eiserne Kette; gleichzeitig drang das Fußvolk siegreich gegen die Baiern vor, welche sich in guter Ordnung zurückzogen. Bei Blindheim wurden die Franzosen umgangen und 9000 Mann nach einer verzweifelten Gegenwehr gezwungen, die Waffen zu strecken, Tallard selbst geriet in Gefangenschaft. Der Rest des französischen Heeres eilte in wilder Flucht dem Rheine zu. Die Verbündeten hatten zwar auch 12 000 Mann verloren; aber der Verlust der Gegner betrug über das Doppelte; anderthalb hundert Geschütze fielen den Siegern in die

Hände. Max Emanuel mußte mit den Franzosen nach Frankreich flüchten.

Einen solchen Schlag hatte Ludwig XIV. noch nicht erlebt. Der glorreiche Sieg befreite Süddeutschland, brachte ganz Baiern in die Hände des Kaisers und stärkte das Bündnis mit den Seemächten. Ganz Deutschland hallte wieder vom Jubel über den Sieg, vom Preis der Sieger. Marlborough wurde mit dem Fürstentum Mindelsheim in Schwaben beschenkt und erhielt den Titel eines Reichsfürsten. Das Beste, was der Kampf herbeigeführt hatte, war das einträchtige Zusammenhandeln der beiden großen, sich in ihren Fähigkeiten ergänzenden Feldherren. Wäre es Eugen nachgegangen, so würde der Krieg sofort auf französisches Gebiet hinübergetragen worden sein. Die »raison de guerre« des Markgrafen verhinderte diesen kühnen Plan. Aber das gemeinsame Vorgehen der Verbündeten brachte doch Ulm, Landau, Hagenau und Trier wieder in die Gewalt des Kaisers. Ein Handstreich Eugens auf Altbreisach scheiterte an einem unglücklichen Zufall.

Der Gang des Kriegs im folgenden Jahre (1705) entsprach nicht den gehegten Erwartungen, weil Ungarn und Italien Eugens Thätigkeit in Anspruch nahmen und „die verfassungsmäßige Trägheit der deutschen Stände" den Markgrafen von Baden[1] in allen Unternehmungen hemmte. „Der Herr vergebe den Deutschen" — urteilte Eugen treffend — „denn sie wissen seit dem Westfälischen Frieden nicht einmal, was sie thun noch weniger was sie wollen, am wenigsten was sie sind. Die deutsche Konstitution ist durch den Westfälischen Frieden zu einem französischen Machtgesetz umgestaltet worden." Und doch brachte gerade jetzt der Tod des Kaisers Leopold I. (5. Mai 1705) in der Person des jugendlichen Joseph I. (1705—1711) einen regsamen Geist und entschiedenen Willen auf den Thron. Aber der Stand der Dinge in Ungarn lähmte die Kräfte, und der Druck, welchen die kaiserlichen Beamten in Steuern, Einquartierungen und Aushebungen auf das bairische Landvolk übten, entflammte dies zu einem erbitterten Aufstand. Auf dem Sendlinger Kirchhofe bei München wurde das tapfere Bauernheer eingeschlossen und wider gegebenes Wort schonungslos niedergemetzelt (Weihnachten 1705). Erst im Jahre 1706 hatte die Empörung ein Ende. Den geflüchteten Kurfürsten ächtete Kaiser Joseph; von seinem Lande gab er die Oberpfalz an die rhein-pfälzische Linie des wittelsbachischen Hauses, das Gebiet rechts des Inn schlug er zu Österreich. Der italienische Feldzug, in welchem dank der Vermittlung Marlboroughs Friedrich von Preußen wieder 8000 Mann unter dem „alten Bullenbeißer" von Dessau mitkämpfen ließ, trug Eugen trotz glänzender Züge und heldenmütiger Tapferkeit seiner zumteil in ganz traurigem Zustand befindlichen Truppen die ehrenvolle Niederlage bei Cassano an der Adda (16. Aug. 1705) ein.

[1] Ludwig starb am 4. Jan. 1707 im Alter von 52 Jahren zu Rastatt.

Dafür entriß Marlborough durch seinen Sieg bei Ramillies nördl. von Namur (23. Mai 1706) über Villeroi den Franzosen die belgischen Niederlande. Eugen vereinigte nach einem über alle Maßen beschwerlichen, aber meisterhaften Zuge durch die Lombardei seine Truppen mit denen des Herzogs von Savoyen (1. Sept.) und erfocht am 7. Sept. 1706, wieder von den Preußen unter dem Dessauer aufs wackerste unterstützt, über Marsin und Philipp von Orleans einen entscheidenden Sieg bei Turin. Der Sieg befreite nicht nur die Stadt von der Belagerung, sondern zwang die Franzosen fast ganz Italien zu räumen. Am 26. Sept. hielt der „Befreier Italiens" unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Mailand. Am 13. März 1707 überließ die sog. „Generalkapitulation", ein Vertrag zwischen Ludwig XIV. und Eugen, als General-Statthalter, ganz Italien dem Bruder des Kaisers, Karl III. Im Juli zog der tapfere Verteidiger Turins, Graf Daun, in Neapel ein. Italien außer Sicilien war für Philipp von Anjou verloren.

Während so der Krieg in den spanischen Nebenlanden für Frankreich eine entschieden ungünstige Wendung genommen hatte, neigte sich jetzt das Glück in Spanien ganz auf die Seite des Bourbonen. Karl III. war schon 1704 in Lissabon gelandet und machte von Portugal aus einen Angriff auf Kastilien. Unterdessen bemächtigten sich die Engländer der Feste Gibraltar (1704), behielten aber die Eroberung für sich. Da die Katalonier gegen Bestätigung ihrer alten Fueros sich für Karl erhoben, sah sich Philipp von zwei Seiten bedrängt und wich nach Burgos zurück. Aber Karls Herrschaft in Madrid war nur von kurzer Dauer. Die Kastilianer erhoben sich gegen ihn und führten Philipp zurück (27. Okt. 1706). Der Sieg des französischen Marschalls Herzogs von Berwick, eines englischen Jakobiten, bei Almanza (in Murcia 1707) über die Verbündeten stellte die bourbonische Herrschaft in Spanien wieder her. Karl III. war auf Barcelona beschränkt. Und wenn auch Guido von Starhemberg durch den Sieg bei Zaragoza (1710) nochmals Philipp V. aus der Hauptstadt vertrieb, schon zwei Monate später nötigte Vendômes Sieg bei Villa Viciosa den Habsburger zur Aufgabe Madrids. Philipp konnte sich als König von Spanien betrachten. Schon 1707 hatte Ludwig XIV., ernstlich nach Frieden sich sehnend, eine Teilung der Länder vorgeschlagen, aber ohne Erfolg. Inzwischen gestalteten sich die Dinge so, daß er das Anerbieten zum zweitenmale stellte.

Durch Abberufung Vendômes auf den belgischen Kriegsschauplatz und die Ansammlung bedeutender französischer Streitkräfte geriet Marlborough im Jahre 1708 in ähnliche Gefahr wie vier Jahre vorher Eugen. Dieser vergalt jetzt seinem damaligen Retter und brachte, mit ihm vereinigt, den uneinigen Feldherren der Franzosen, dem kühnen Vendôme und dem ältesten Sohne des Dauphins, dem vorsichtigen Herzog von Burgund, bei Oudenarde an der oberen Schelde (11. Juli 1708) durch raschen Angriff eine schwere Nieder-

lage bei, welche den Verbündeten die verlorenen Städte Gent und Brügge, ja sogar die Festung Lille, das Meisterwerk Vaubans, verschaffte. Zu dem Mißerfolg im Felde gesellte sich die Erschöpfung des Landes. Ein ungewöhnlich harter Winter vernichtete alle Saat und verursachte eine schreckliche Hungersnot und in deren Gefolge Krankheiten. Die Verzweiflung des von der Last des Krieges und vom Elend verzehrten Volkes machte sich bereits in drohendem Murren und bitteren Schmähungen gegen den König Luft, da bot er im Haag 1709 die Hand zum Frieden, indem er außer Sicilien und Neapel die gesamte spanische Monarchie herausgeben wollte. Prinz Eugen riet zur Annahme des Anerbietens, für welches Ludwig Hollands Geneigtheit durch vorteilhafte Zugeständnisse, Marlboroughs Zustimmung durch einen Mühelohn von 4 Millionen Livres zu erkaufen hoffte. An den unbestechlichen Prinzen wagte man nicht mit solchen Versuchen heranzukommen. Das Ultimatum der Verbündeten forderte aber nicht nur Verzicht auf die ganze spanische Monarchie in dem Umfange von 1659, sondern die Rückgabe der lothringischen Bistümer, des Elsasses und der Festungen Breisach, Straßburg und Landau, endlich aber die Mitwirkung Ludwigs zur Vertreibung seines Enkels. Gegen diese Forderungen empörte sich das Ehrgefühl Ludwigs und der Franzosen. Mit Aufbietung aller Kräfte stellte man nochmals ein Heer in den Kampf. Aber am 11. Sept. 1700, dem Jahrestage der Siege bei Zenta und Chiari, unterlag Villars bei Malplaquet (unweit Maubeuge) den Verbündeten. So blutig die Schlacht war, für beide Seiten, recht ausgebeutet wurde sie nicht. Der allgemeinen Friedenssehnsucht kam Ludwig so weit entgegen, daß er auf alle früheren Forderungen einzugehen sich bereit erklärte, selbst auf Zahlung von Hilfsgeldern für die Fortsetzung des Kampfes gegen seinen Enkel, dem er nur noch Sicilien zu retten wünschte. Auf den Rat Eugens war der Kaiser zur Nachgiebigkeit geneigt, da zerschlugen sich die Verhandlungen abermals an dem übermütigen Starrsinn der Seemächte, welche sich in ihrem Glücke nicht zu mäßigen wußten. Der günstige Zeitpunkt zum Friedensschluß war verpaßt, er kehrte nie wieder, und kein Beteiligter litt darunter mehr als Deutschland, welches dadurch das Elsaß nicht zurückerhielt.

Da nach menschlichem Ermessen Ludwigs volle Demütigung nur noch eine Frage kurzer Zeit schien, brachen zwei Ereignisse ein, die, weil ganz unerwartet, um so wuchtiger auf die ganze Lage der Dinge einschlugen und eine völlige Wandlung derselben zu Gunsten Frankreichs herbeiführten. Was Ludwig vor kurzem noch ohne Erfolg versucht hatte, die Sprengung der „großen Allianz", das fiel ihm jetzt mühelos in den Schoß. Die Ungnade der Lady Marlborough bei der Königin Anna (1710) zog den Fall des Whigministeriums und den Sturz Marlboroughs nach sich. Vergeblich begab sich Prinz Eugen nach London, um einem einseitigen Friedensschluß vorzubeugen. Der plötzliche Tod des Kaisers Joseph I. (17. April 1711) machte Karl III.

zum Erben der österreichischen Erblande und der Kaiserkrone. Erhielt er auch die spanische Krone, dann hatte man an Stelle des gefürchteten bourbonischen Übergewichts eine habsburgische Weltmonarchie, welche die Seemächte ebensosehr wie jenes verabscheuten.

Sie beeilten sich daher für ihren Kriegsaufwand sich möglichst große Vorteile zu sichern. Im Frieden zu Utrecht (1713) erkannten sie Philipp V. als König von Spanien an, setzten aber die stete Trennung der Kronen von Frankreich und Spanien fest. In England wurde die Anerkennung der protestantischen Thronfolge des Hauses Hannover versprochen. Der Inselstaat behielt Gibraltar, den Schlüssel zum Mittelmeer, und Menorca und empfing von Frankreich Neufundland, Neuschottland und die Hudsonsbailänder, sowie einen vorteilhaften Handelstraktat. Holland ward mit der sogenannten Barriere, dem mit Österreich zu teilenden Besatzungsrecht in einer Reihe von festen Plätzen an der französischen Grenze, und einem günstigen Handelsvertrag abgefunden. Dem Beispiel der Seemächte folgten die kleineren Staaten: Savoyen erhielt Sicilien als Königreich, welches es im Jahre 1718, da es mit Philipp V. an einem Anschlag auf Italien teilnahm, gegen Sardinien an Österreich geben mußte. Seitdem nahm der Herzog von Savoyen den Titel eines Königs von Sardinien an. Portugal begnügte sich mit einer Grenzberichtigung in Südamerika. Preußen sicherte sich die Anerkennung des Königstitels und gegen Verzichtleistung auf die ererbten Rechte an das Fürstentum Orange die Abtretung des Oberquartiers von Geldern (Regbez. Düsseldorf).

Der Kaiser, welchem die spanischen Nebenländer Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien vorbehalten wurden, erkannte den Frieden nicht an und setzte, mit dem Reiche allein gelassen, den Krieg fort. Hätten die Fürsten den nötigen Gemeinsinn und die unentbehrliche Thatkraft bewiesen, welche Prinz Eugen von ihnen forderte, er hätte sein Wort wahr gemacht, daß dann „das Reich in vier Wochen einen Frieden haben" werde, „dessen sich ein ganzes Menschenalter erfreuen soll". Aber mit seinen unzureichenden Kräften durfte er keinen Erfolg erwarten. Villars führte den Krieg glücklich in den Niederlanden weiter und eroberte am Rhein wieder Landau und Breisach. Daher begann Karl VI. (1711—1740) zu Rastatt neue Unterhandlungen, die endlich 1714 zum Abschluß kamen und in Baden (im Aargau) zum Reichsfrieden führten. Der Kaiser nahm die ihm vorbehaltenen spanischen Nebenländer in Besitz, erkannte Philipp V. aber erst 1718 nach der Quadrupelallianz, mit Frankreich und den Seemächten zur Erhaltung des Utrechter Friedensstandes geschlossen, an. Die geächteten Kurfürsten von Baiern und Köln wurden wieder in ihre Würden und Länder eingesetzt. Baiern erhielt auch die Oberpfalz zurück. Hätte Österreich damals seinen Nutzen besser zu wahren verstanden, so würde es Baiern gegen die Niederlande ausgetauscht haben. Als Joseph II. diesen Plan faßte, war es zu spät. Von Rückgabe des

Elsasses an das Reich war unter den damaligen Umständen keine Rede mehr. Es mußte froh sein, daß es die rechtsrheinischen Festungen Freiburg, Breisach und Kehl zurückbekam. Landau blieb, wie Straßburg, französisch. So zog Deutschland trotz seiner schweren Opfer wieder den kürzesten. „Wer nach einem Kriege den Beruf hat, die Späne zu sammeln", — äußerte Prinz Eugen in bitterem Unmut über den traurigen Frieden —, „der sieht erst die Masse von Holz, die man fruchtlos zerschnitten hat. Der beste Friede mit Frankreich ist ein stummer Krieg. Frankreich wird die erste Gelegenheit ergreifen, ein neues Stück vom Reiche abzureißen. Hat man erst die Niederlande unterjocht, so wird der Rhein zur Grenze und Grundlage eines neuen Friedens gemacht." Eugens Vorhersage erfüllte sich leider nur zu sehr. Erst 100 Jahre nach dem Utrechter Frieden raffte sich das deutsche Volk auf zum entscheidenden Kampfe gegen den ewigen Ruhestörer Europas; aber erst uns war es vergönnt, den „Heerbann von 200 000 deutschen Männern", den sich Eugen gewünscht, siegend zu schauen und den würdigen Frieden zu erleben mit einem Kaiser, welchen die Fürsten und das Volk als „ihren Einheitspunkt betrachten". Das Haus, welchem dieser „Einheitspunkt" entspringen sollte, hatte in und mit dem Kriege die Stellung eines europäischen Staates zweiten Ranges erworben. Mit Deutschland erhob es sich unter schweren Opfern und Leiden langsam zu gebietender Macht.

Das Haus Habsburg, bei welchem jetzt die Kaiserkrone ruhte, wurde durch seine außerdeutschen Besitzungen allzusehr dem Reiche entfremdet und leider „immer nur excentrisch betrachtet". Der Angelpunkt, um welchen sich die Politik des westlichen Europas drehte, blieb zunächst die Aufrechterhaltung des im Utrechter Frieden bestätigten europäischen Gleichgewichts. Deutschland spielte in den großen Fragen keine Rolle mehr. An seiner Statt treten mehr und mehr einzelne Fürstentümer hervor, neben Preußen besonders Hannover, dessen Kurfürst Georg I. 1714 den englischen Thron besteigt, und Sachsen, dessen Kurfürst August II., zum König von Polen gewählt (1696—1733), sein Land in den nordischen Krieg verwickelt und seinen Hof zum berüchtigten Abbild der Versailler Üppigkeit und Sittenlosigkeit macht. Die matten Spuren der Zusammengehörigkeit, welche der Kaisertitel, der permanente Reichstag, das Reichskammergericht in Wetzlar und der Wiener Reichshofrat noch zeigten, waren gehalt- und bedeutungslos.

Der regierende Kaiser Karl VI. besaß nicht den lebhaften Geist und die Thatkraft seines älteren Bruders. Die ernste Schule, durch welche er gegangen war, hatte seinen Charakter noch mehr verschlossen und in sich gekehrt. Es war ein Glück, daß ihm ein so erfahrener Feldherr und Staatsmann wie Prinz Eugen zur Seite stand. Diesem allein hatte Österreich es zu danken, daß es seine Hauptaufgabe, die Herrschaft im unteren Donaugebiete zu behaupten, über dem Streben nach unsicherem Erwerb im Westen und Süden nicht ganz vergaß.

Nur Eugens Einfluß brachte im Jahre 1716 das Schutz- und Trutzbündnis mit Venedig zu stand, welches dem Kaiser einen neuen Türkenkrieg, aber auch den ehrenvollsten Frieden, den Österreich je geschlossen, verschaffte.

Als die Osmanen den Venetianern die Halbinsel Morea wieder abnahmen und die Mahnung Österreichs, die Bestimmungen des Karlowitzer Friedens zu halten, mit einer Kriegserklärung beantworteten, hob dieses den hingeworfenen Handschuh auf, fest entschlossen, keine Machterweiterung der Pforte zu dulden. In dem glücklichen Feldzuge bewährte Prinz Eugen sein großes Feldherrntalent wieder aufs glänzendste. Nach dem Siege bei Peterwardein (5. Aug. 1716) eroberte er mit der Festung Temesvar (13. Okt.) das ganze Banat. Die großartigen Erfolge riefen allenthalben eine mächtige Begeisterung hervor; das Reich bewilligte 50 Römermonate, vier Millionen Gulden; eine Menge von Freiwilligen, selbst aus den hochfürstlichen Häusern der außerdeutschen Staaten, sammelte sich unter die Fahnen des ruhmreichen Feldherrn, welcher durch den herrlichen Sieg bei Belgrad (16. Aug. 1717) seinen Namen unsterblich machte. Der Frieden von Passarowitz (21. Juli 1718) verschaffte Österreich zum Banat und Belgrad einen Teil von Serbien, sowie die kleine Walachei bis zur Aluta. Alle errungenen Vorteile gingen wieder verloren, als Österreich sich nach dem Tode des Prinzen Eugen 1736 im Bunde mit Rußland in einen neuen Türkenkrieg einließ (1736—1739), der, schimpflich geführt, mit dem schmachvollen Frieden von Belgrad endete. Von jetzt ab bildeten Donau und Save die Grenze zwischen der Türkei und Österreich, bis dieses im Jahre 1878 die Provinzen Bosnien und Herzegowina besetzte.

Die Friedensschlüsse von Rastatt und Passarowitz hatten dem Hause Habsburg eine gewaltige Ausdehnung, seinem Haupte eine Machtfülle erworben, wie sie nur Karl V. besessen. Aber es stand ihm das gleiche Schicksal bevor, welches die spanische Linie betroffen hatte. Mit dem Aussterben des Mannesstammes drohte der mit so schweren Opfern eben erst erkämpfte Besitz wieder zu zerfallen. Karl VI., dessen einziger Sohn frühe gestorben war, richtete daher sein Hauptbestreben darauf, die Länder ungeteilt seiner einzigen Tochter Maria Theresia zu sichern. Dies glaubte er am ehesten zu erreichen, wenn er einer im Jahre 1713 entworfenen Erbfolgeordnung, der sogenannten pragmatischen Sanktion, die Anerkennung der europäischen Mächte erwirken könnte. Schon sein Bruder Joseph I. hatte ein Erbgesetz erlassen, nach welchem dessen Töchter zunächst erbberechtigt waren und nach diesen erst Karls Nachkommen Anspruch auf die Länder haben sollten. Beide Töchter Josephs mußten nun bei ihrer Vermählung — die eine heiratete Karl Albert von Baiern, die andere August III. von Sachsen — auf Österreich Verzicht leisten, und durch die pragmatische Sanktion erhielten ihre Nachkommen erst hinter den Nachkommen von Maria Theresia Erbrecht. Trotz

mannigfacher Schwierigkeiten war in den Erbstaaten die neue Ordnung schon 1720 angenommen. In den Verhandlungen über auswärtige Angelegenheiten und mit fremden Mächten bildete ihre Anerkennung ein stetes Thema. Um ihretwillen verstand sich Karl VI. zu weitgehenden Zugeständnissen, zu schweren Opfern, durch sie ließ er sich zu den verkehrtesten Irrwegen der Politik verleiten, da ihm doch der jüngste Erbfolgestreit zur Genüge gelehrt haben sollte, was Urkunden, Verträge, wohlverbriefte Rechte und feierliche Versprechungen der Kabinette an Achtung und Geltung besaßen, wenn der eigene Vorteil ins Gewicht fiel. Ein Heer von 200 000 Mann und eine volle Kasse — meinte der scharfblickende Eugen — wäre mehr wert als alle Verträge. Wider den entschiedenen Rat seines getreuesten und weisesten Dieners ließ sich Karl zu einem geheimen Bund mit Spanien verlocken (1725), welcher eine Gegenallianz der Mächte England und Frankreich veranlaßte. Durch das Versprechen, nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg die Jülich-Bergischen Lande der Linie Pfalz-Sulzbach zuzuwenden, verletzte er den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, welcher daher im Herrenhauser Bündnis (3. Sept. 1725) auf die Seite der Gegenallianz trat. Eugen, wiewohl kein Freund des von ihm gefürchteten Preußen, that doch alles, um den üblen spanischen Einfluß wieder zu brechen und Österreich den zuverlässigeren Beistand des kräftigsten deutschen Fürsten zu gewinnen. Dem gewandten kaiserlichen Gesandten Seckendorf gelang es mit Unterstützung des Dessauers und des Generals Grumbkow den biederen König von jenem Bündnis abzuziehen und zu dem geheimen Abkommen von Königswusterhausen (12. Okt. 1726) zu bestimmen, welches am 23. Dez. 1728 im Berliner Vertrag zu einem dauernden Schutz- und Trutzbündnis verwandelt ward. Gegen Zusicherung seiner Erbrechte in Berg verhieß Friedrich Wilhelm die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion und sagte dem künftigen Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia seine Stimme bei der Kaiserwahl zu, vorausgesetzt daß derselbe ein Deutscher sei. Da auch Rußland zu einem Bund mit Österreich bewogen wurde, konnte Eugen getrost in die Zukunft schauen, denn „wenn Kaiser, Brandenburg und Muscovia zusammenhalten, wer will den drei Adlern etwas anhaben?“ Die Gefahr, welche der von Spanien mit den Westmächten am 9. November 1729 zu Sevilla eingegangene Vertrag in sich barg, wendete der rastlos thätige Staatsmann ab dadurch, daß er die Besetzung Toskanas und Parmas mit spanischen Truppen zuließ (1731). Jetzt erkannte auch Spanien die pragmatische Sanktion an. Die endliche Aufhebung der den Handel der Seemächte beeinträchtigenden Handelskompagnie von Ostende beseitigte auch deren Widerspruch. Als gar der Reichstag auf Betreiben Preußens und Hannovers im Jahre 1732 der Erbfolgeordnung zustimmte, schien das Ziel erreicht. Denn was wollte gegen die Übereinstimmung von fast ganz Europa der Einspruch Baierns, Sachsens, der Kurpfalz und Frankreichs

besagen? Aber schneller, ehe man es denken sollte, wurde die ganze Errungenschaft wieder in Frage gestellt, und zwar gerade deshalb, weil Karl trotz der Abmahnung Eugens und zudem ohne jede Not sich in den polnischen Erbfolgekrieg (1733—1738) einmischte.

Nach dem Tode Augusts II. (1733) versuchte Ludwig XV. von Frankreich (1715—1774) seinem Schwiegervater Stanislaus Leszinski, welcher schon von 1704—1709 an Stelle des von Karl XII. abgesetzten August II. den polnischen Thron eingenommen hatte, die verlorene Krone wiederzuverschaffen. Dagegen betrieb Rußland die Wahl Augusts III. Dieser versprach, falls ihn der Kaiser unterstütze, seinerseits die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, und köderte wirklich mit dieser Lockspeise den kurzsichtigen Mann, welcher durch seine Einmischung in diese an sich ihm und dem Reiche ganz fernliegende Angelegenheit Frankreich nur eine erwünschte Gelegenheit zu neuem Ländererwerb auf Reichskosten gab. „Auf diese eine Karte" — meinte der Leiter der französischen Politik, Kardinal Fleury — „werde ich einige Königreiche gewinnen." Er machte sein Wort zur Wahrheit. In Italien eroberte Villars mit Leichtigkeit Mailand und die Lombardei, der Infant Don Carlos durchzog von Parma aus Toskana und den Kirchenstaat und nahm das Reich Neapel ein. Ein französisches Heer besetzte Lothringen und Bar fast ohne Schwertstreich. Der Marschall Berwick zwang Kehl und Philippsburg zur Ergebung. Wieder kosteten die Bewohner der eroberten Gebiete alle Schrecken und Drangsale französischer Kriegführung. Prinz Eugen forderte dazu auf, „alle Mühe, alles Geld und alle Insinuationen anzuwenden, um den Verlust Lothringens zu hintertreiben", sah sich aber anfangs durch seine schwachen Streitkräfte dazu gedrängt, in gut gewählter Verteidigungsstellung bei Heilbronn die Feinde von weiteren Unternehmungen abzuhalten. Dann, durch ein russisches Hilfskorps verstärkt, nötigte er sie zwar zum Rückzug über den Rhein, vermochte ihnen aber Lothringen nicht mehr abzunehmen. Der spätere König Friedrich II., welcher als Kronprinz an dem Rheinfeldzuge teilnahm, urteilte in einem Briefe an den Oberstlieutenant de Camas über diesen und das kaiserliche Heer (11. Sept. 1734): »La campagne présente est une école où l'on a pu profiter de la confusion et du désordre qui règne dans cette armée.« Das Anerbieten Friedrich Wilhelms I. gegen sichere Zusage betreffs der bergischen Erbfolge das Dreifache der versprochenen Truppenmacht ins Feld zu stellen, lehnte Karl, um sich nicht zu binden, thörichterweise ab. Auf den eindringlichen Rat Eugens, durch die Vermählung Maria Theresias mit dem Kurprinzen von Baiern für die Gegenwart und die Zukunft Österreich zu stärken und in der Vereinigung mit Baiern zu sichern, hatte er keine Erwiderung. Im Frieden zu Wien (3. Okt. 1735, definitiv abgeschlossen erst 8. Nov. 1738) erreichte er allerdings die Zustimmung Frankreichs und Sardiniens zur pragmatischen Sanktion, wertlose Worte — weiter nichts; aber er bezahlte sie teuer, indem er das Königreich beider Sicilien als Sekundo-

genitur Spaniens an Don Carlos abtrat und dafür Parma und Piacenza als geringe Entschädigung erhielt. Am empfindlichsten traf die Abmachung, wie in den letzten Friedensschlüssen immer, das Deutsche Reich durch den Verlust Lothringens und der Bar, welche Stanislaus Lesczinsky als Ersatz für das verlorene Polen überliefert wurden, um nach seinem Tode, der 1766 erfolgte, an Frankreich zu fallen. Eugens Befürchtung und Fleurys Vorhersage war eingetroffen. Auch das mildeste Urteil vermag Karl VI. nicht von der unverzeihlichen Schuld freizusprechen, daß sein Lieblingsplan, in welchem er das Heil seines Hauses gesichert glaubte, Herz und Auge blind gemacht hat für die Pflicht gegen das Reich und dessen Wohl.

Herzog Franz Stephan von Lothringen erhielt zur Entschädigung für sein verlorenes Erbland das Großherzogtum Toskana, welches durch das Aussterben des Hauses Medici 1737 erledigt war. Ein Jahr vorher hatte ihm die Erbin der habsburgischen Länder die Hand zum Ehebund gereicht.

Karl VI. schied im Jahre 1740 aus dem Leben (20. Okt.) in der Hoffnung, für sein Haus alles wohl bestellt zu haben. Er hinterließ eine leere Kasse, eine zerrüttete Armee, beides nicht geeignet, da es galt, eine Erbschaft zusammenzuhalten, welche aber in sich keinen festen Halt besaß, daher denn, wenn auch viel gewährleistet, so auch in ihren einzelnen Stücken viel begehrt war.

Fünf Monate vor ihm war Friedrich Wilhelm I. gestorben (31. Mai 1740), ein treu ergebener Freund seines Hauses, welchem er nicht nach Verdienst vergalt, was er ihm dankte. Noch 1739 hatte er dem Berliner Vertrag von 1728 zuwider die bergische Erbschaft der Linie Pfalz-Sulzbach zugesagt. Die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau waren stets vorenthalten, nie ganz aufgegeben. Die Streitfrage hatte nie formelle rechtliche Entscheidung gefunden. Jetzt trat der Augenblick ein, wo das beanspruchte Recht geltend gemacht werden konnte, wo das Wort, welches Friedrich Wilhelm I. in bitterem Unmut einst gesprochen, in Erfüllung gehen sollte: „Da steht einer, der mich rächen wird" — Friedrich II.

5. Das Emporsteigen Brandenburg-Preußens (1640—1740).

Langsam und bedächtig, aber fest und zäh, wie der märkische Geist, stieg der Staat Brandenburg-Preußen Schritt vor Schritt zu seiner Höhe empor. Von Erschütterungen, Gefahren und Stürmen blieb das Land so wenig verschont als ein anderes. Aber nicht allen eignet eine so unverwüstliche Kraft, ein so unverdrossener Wille, ein so zielbewußtes Streben wie dem märkischen Volk und seinem zollernschen Herrschergeschlechte. So gut wie andere Fürstenhäuser zeigt es den Wechsel bedeutender und unbedeutender Regenten; nur wenige Dynastieen aber können sich so hervorragender Herrschergrößen rühmen, wie die Hohenzollern; in keinem Hause haben die Nachkommen so

bestimmt die von den Vorfahren vorgezeichnete Bahn weiterverfolgt, wie in diesem; keines hatte das Glück, nach dem schwächsten Fürsten in der schwersten Zeit einen so gewaltigen Retter zu finden, wie es der große Kurfürst Friedrich Wilhelm der Einzige war. Er hat die einzelnen, zusammenhanglosen Teile seiner Herrschaft zu einem einzigen Staatskörper verschmolzen; so ist er der Schöpfer des brandenburg-preußischen Staates geworden; diesem hat er europäischen Rang verschafft. Sein Sohn Friedrich III. erwarb den entsprechenden Titel; sein Enkel sorgte wie ein kluger, strenger Hausvater für den richtigen Geist im Haushalte des Staates, den Geist der Zucht und Ordnung, der Sparsamkeit und des strengen Pflichtgefühls; er ist gleichsam der Vater der traditionellen Preußentugenden. Die Großmacht schuf Friedrich II.

a) Georg Wilhelm (1619—1640).

Keiner hat ein schärferes Urteil gefällt über den Vorgänger des Großen Kurfürsten, als Friedrich II., der ihn bezeichnete als »un souverain incapable de gouverner«. Georg Wilhelm (1619—1640) übernahm die Regierung des Landes unter Verhältnissen, welche einem tüchtigen, eifrigen Herrscher Schwierigkeiten gemacht hätten, zu einer Zeit, welche eine ganze Kraft erfordert hätten. Trotz der gewonnenen Gebietserweiterung war der Zustand des Landes schon unter Johann Sigismund (1608—1619) ein recht trauriger: die Sucht nach Prunk und üppigem Leben stimmte schlecht zu der thatsächlichen Armut; die herrschenden Zerwürfnisse mit den Ständen hinderten eine zur Wohlfahrt unerläßliche Ordnung. Dieser kläglichen Wirtschaft konnte wahrlich ein Fürst kein Ende machen, welcher, wie Georg Wilhelm, weder tiefes Pflichtgefühl, noch ernsten Willen und Thatkraft genug besaß, in seinem hohen Berufe aufzugehen. Hätte er nur den halben Eifer in Erfüllung seiner allerdings schwierigen Aufgabe bewiesen, mit welchem er seiner Neigung zu Jagd und Trinkgelagen sich hingab, er würde dem eigenen Lande vieles Weh erspart, dem Deutschen Reiche bessere Dienste geleistet haben. Nichts kennzeichnet mehr die seltsame Mischung von gutem Kern und leichtfertiger Oberflächlichkeit, als sein bekannter Ausspruch: „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit; ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an den Kaiser halte. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich all meine Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll!“ In seinen Entschlüssen ewig schwankend, saß er „still“ und ließ sein Volk „conjonieren“. Und was hat die arme Mark im dreißigjährigen Kriege infolge dieser haltlosen Stellung ihres Fürsten erdulden müssen! Seitdem das erste englische Hilfskorps auf dem Marsche zum Winterkönig (1620) das Land durchzog, dauerten die Belästigungen durch fremde Truppen fast anhaltend. Die Mansfelder, die Dänen, die Kaiserlichen verfuhren alle mit gleicher „Gewalt und Unthat“. Der

Prager Friede aber, statt dem gepeinigten Volke die ersehnte Ruhe zu bringen, verschlimmerte nur seine Lage, weil die Schweden jetzt Rache nahmen. Ja, die eigenen Söldner hausten wie in Feindeslande. Die eigentümliche Verwickelung der religiösen Verhältnisse diente nur dazu, die Verhältnisse zu verschlimmern. Das streng lutherische Volk hatte weder zu seinem reformierten Herrn, noch zu seinem katholischen Minister, dem Grafen Adam zu Schwarzenberg, Vertrauen. Mit Unrecht hat Argwohn und Verleumdung gerade dem letzteren die Schuld an allem Unglücke beigemessen; die tiefe Abneigung, welche der Große Kurfürst gegen den Mann hegte, hat ihn sogar in den Augen vieler als Verbrecher erscheinen lassen. Friedrich der Große nannte ihn geradezu einen „Vaterlandsverräter". Vorurteilsfreie Prüfung stellt den Beschuldigten als einen seinem Herrn treu ergebenen Diener, der nach bestem Wissen zu raten sich bestrebte, in weit günstigeres Licht. Am 1. Dezember 1640 starb der Kurfürst, welcher im Jahre 1638, vor der Kriegsnot flüchtend, seinen Aufenthalt dauernd im Lande Preußen genommen hatte.

b) Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1640—1688).

Friedrich Wilhelm stand erst im 21. Lebensjahre, als er das wenig erfreuliche Erbe antrat. Die Not der Zeit, welche schon auf seine Kindheit düstere Schatten geworfen, hatte Verstand und Willen gereift. War doch schon das „ungetaufte Herrlein zweimal in der Wiegen ziemlich erschrekkt worden", als zu Beginn des Jahres 1620 — Friedrich Wilhelm war am 16. Febr. dieses Jahres geboren — die Berliner gegen die englischen Hilfstruppen des Winterkönigs sich zum Kampfe bereiteten. Mit dem siebenten Jahre von dem kurfürstlichen „Frauenzimmer", seiner Mutter Elisabeth Charlotte von der Pfalz, getrennt, wuchs er unter der Leitung des treuen Johann Friedrich Rumelian, genannt von Leuchtmar, in Küstrin heran. Als elfjähriger Knabe sah er zu Berlin die hoheitsvolle Gestalt seines Oheims Gustav Adolf, dessen glänzender Siegeszug durch Deutschland das jugendliche Gemüt mächtig erregen mußte. Zwei Jahre später folgte er mit seinem Vater zu Wolgast dem Sarge, welcher des Helden sterbliche Hülle barg. Nach einem zweijährigen Aufenthalt am Hofe des letzten pommerschen Herzogs Bogislaus XIV., dessen Erbe ihm gebührte, sandte ihn sein Vater auf die hohe Schule nach Leyden, wo er indes weniger wissenschaftlichen Studien sich hingab, als vielmehr praktische Erfahrungen sammelte. Nahm ihn auch sein Vetter, der Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien, mit zu den kriegerischen Unternehmungen, so hielt er ihn doch in verwandtschaftlicher Fürsorge den Gefahren ferne. Seine Anwesenheit bei der Belagerung von Breda hat die Sage benutzt, die Sittenreinheit des fürstlichen Jünglings im schönsten Lichte erglänzen zu lassen. Sicher fesselten den hohen Geist des ernsten Prinzen die Forderungen des strengen Dienstes und der anregende Umgang mit erfahrenen Kriegsmännern wie dem Prinzen

Moritz von Nassau und Turenne weit mehr, als die schalen und oft unsittlichen Vergnügungen geistloser Junker. Nur ungern kehrte er 1638, dem Befehl seines Vaters folgend, aus dem wohlgeordneten und wohlhabenden Lande mit seinem gewerbfleißigen und kunstsinnigen Volke zurück in die verwirrten und armseligen Zustände seiner vom Kriege zerrütteten Heimat, bereichert an Eindrücken, Anschauungen und Kenntnissen, die er bald zum Wohle seines eigenen Landes verwerten konnte. Die wenig erquicklichen Verhältnisse am Hofe des Vaters, dessen Berater Schwarzenberg seine Zuneigung nicht besaß, hatten ihn früh gelehrt, seine Gedanken zu verschließen. Sein offenes Auge hatte ihn in Holland rasch die Künste der Diplomaten wie die Erfordernisse des Feldherrn erfassen lassen. Sein klarer Verstand sagte ihm, wo die bessernde Hand anzulegen war. Aber mit einem Schlage ließ sich in dem herrschenden Wirrwarr keine Hilfe schaffen, zumal da zu allem das Notwendigste fehlte, das Geld.

Zunächst versicherte er sich des Heeres. Als die für den Kaiser vereidigten Truppen für ihn den Fahneneid leisten sollten, weigerten sich mit Ausnahme des Obersten Konrad von Burgsdorf in Küstrin, welchem weder vor dem Feinde noch vor einem gewaltigen Humpen graute, alle Befehlshaber der Besatzungen. Er brachte bei Gelegenheit einer Jagdpartie ihre Personen in seine Gewalt, überließ sie dann aber mit den Regimentern dem Kaiser. So wurden anfangs (1641) nur 3100 Mann in Eid und Pflicht genommen; schon 1646 war ihre Zahl auf 8000 Mann gewachsen, es war der feste Kern des später so mächtigen stehenden Heeres.

Dann erstrebte er die Belehnung mit dem Herzogtum Preußen, in welchem er selbst schon seinen Sitz aufgeschlagen hatte, während Markgraf Ernst von Jägerndorf, der Sohn des nach dem böhmischen Kriege geächteten Johann Georg, in der Mark die Statthalterschaft ausübte. Die streng lutherischen Stände des Landes waren dem reformierten Fürsten abhold; die Polen hüteten ängstlich ihr Hoheitsrecht. Übel oder wohl mußte Friedrich Wilhelm sich zu persönlicher Huldigung bei dem Lehnsherrn in Warschau einfinden und sich zu lästigen Bedingungen verstehen, ehe ihm die Belehnung erteilt wurde (8. Okt. 1641). Dann bequemten sich erst die preußischen Stände zur Bewilligung der Steuern und zur Huldigung, nicht ohne sich zuvor auch ihre „wohlhergebrachten Freiheiten" ausbedungen zu haben.

Der Tod Schwarzenbergs, welchem der Gram um des Fürsten Ungnade und Mißtrauen das Herz gebrochen hatte (4. Mai 1641), erleichterte die Verhandlungen mit den Schweden zur Erlangung eines Waffenstillstands, welcher am 24. Juli 1641 in Stockholm zu stande kam und die Mark wenn auch nicht von den Durchzügen schwedischer Truppen, so doch von dem unmittelbaren Elend des Kriegs befreite. Kaum hatte ein Land so viel gelitten, als Brandenburg. Als der junge Kurfürst im März 1643 zum erstenmale in seiner Hauptstadt Berlin-Cölln erschien, konnte er sich mit eigenen Augen von dem

kläglichen Zustande überzeugen, in welchen die Kriegsnot Stadt und Land gebracht hatte. Die im Jahre 1640 aus Angst vor schwedischer Besetzung von Schwarzenberg niedergebrannten Vorstädte lagen noch in Schutt und Asche; auch die innere Stadt mit einer Menge unbewohnter oder zerfallender und verwahrloster Häuser, die Straßen voller Pfützen und Schmutz, machte den Eindruck eines elenden Dorfes. Selbst das kurfürstliche Schloß auf der Spreeinsel war in so erbärmlichem Zustande, daß der Hofstaat bei den Bürgern untergebracht werden mußte. An Lebensmitteln herrschte solcher Mangel, daß man dieselben selbst von Preußen herbeischaffte. Aber die Erkenntnis dieser Lage erweckte auch den Willen, Besserung zu schaffen. Daher versprach er, obwohl auf die ohnehin kargen Erträge seines Landes kümmerlich beschränkt, doch den Anbauern wüster Ländereien Freiheit von Abgaben auf zehn Jahre und sorgte damit zugleich für die Hebung der stark heruntergesunkenen Bevölkerungszahl. Zählte doch Berlin jetzt nur noch etwa 7000 Einwohner, darunter kaum 300 Bürger. In grellem Gegensatz zu dieser thatsächlichen Not stand der unsinnige Aufwand, welchen der Geist der Zeit bei öffentlichem Auftreten des Landesherrn forderte, und wenn er auch die drückendsten Schulden zur Folge hatte oder die vielgeplagten Unterthanen von neuem belastete. Für „Necessitäten“ mußten sich die Mittel finden, gleichviel auf welchem Wege. An Einschränkung der persönlichen Ansprüche und Ausgaben zum Besten des Volkes dachte kaum ein Fürst der Zeit. Daher darf man sich nicht wundern, daß auch Friedrich Wilhelm sowohl bei seinem Einzug in Berlin als bei seiner Vermählung mit Louise Henriette von Oranien, der ältesten Tochter des Erbstatthalters (1646), welche im Haag gefeiert ward, trotz seiner steten Geldverlegenheit großen Pomp entfaltete. Dieser äußere Glanz hatte indes auch seine wohlberechnete politische Bedeutung, da man aus diesem auf die Macht des Schaustellers schloß. Die enge Verbindung, in welche die Ehe den Kurfürsten zu den Generalstaaten brachte, stellte demselben zwar deren Unterstützung bei der Entschädigungsfrage in den Friedensverhandlungen in Aussicht; aber die gehegten Hoffnungen gingen nur zumteil in Erfüllung. Wenngleich er erklärte, er werde in Ewigkeit nicht von der Oder lassen, so gaben sie die Schweden eben doch nicht heraus. Wäre er nicht den von Habgier, Eifersucht und Eigennutz zusammengesetzten Gesandten der übrigen Mächte an politischem Scharfsinn und Geschicklichkeit vollkommen gewachsen gewesen, er hätte nicht einmal das erreicht, was er wirklich durchgesetzt. Unsere heutige Anschauung kann sich freilich mit all den unehrlichen Mitteln, den Kniffen und Schlichen der damaligen Diplomatie nicht befreunden, aber ohne diese verwerflichen Künste war in der damaligen Zeit kaum auszukommen. So scheute auch Friedrich Wilhelm nicht vor ihrer Anwendung zurück. Ehe er übrigens in den wirklichen Besitz der ihm zugesprochenen Gebiete kam, zogen sich noch mehrere Jahre hin. Über die Klevischen Lande aber geriet er mit dem Pfalzgrafen von Neuburg wegen des

den Protestanten günstigen Normaljahrs 1612 in ernsten Streit, der sogar zu offenem Kriege führte (1651). Das Einrücken brandenburgischer Truppen in das Herzogtum Berg erregte aber den Unwillen des Kaisers und anderer Mächte in dem Grade, daß er es für geraten hielt, die Entscheidung des Zwistes einer kaiserlichen Kommission zu überlassen. Der Klevische Hauptvergleich machte im Jahre 1666 dem Streit ein Ende.

So wenig den Ständen der vier an sich ganz und gar getrennten Landesteile, der Mark, Pommerns, Preußens und Kleves, die entschiedene, vielfach willkürliche Selbstherrschaft ihres Fürsten behagte, so wenig sagte dem Kaiser und den übrigen Mächten sein eigenmächtiges Auftreten zu. Ein mit den Braunschweiger Fürsten im Jahre 1654 eingegangenes Schutz- und Trutzbündnis vermehrte noch die schon herrschende Spannung, welche über kurz oder lang einen neuen Bruderkrieg herbeiführen konnte. Da zogen ihn die neuen Verwickelungen im Osten von den deutschen Angelegenheiten fast ganz ab.

Als nach der Abdankung der Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs (16. Juni 1654), ihr Vetter Karl X. Gustav, Pfalzgraf von Zweibrücken, den schwedischen Thron bestieg, und der König Johann Kasimir von Polen gegen diesen seine näheren Ansprüche auf das nordische Reich geltend machte, zögerte der kriegslustige Pfälzer nicht, die Entscheidung in die Waffen zu legen, fiel im Sommer des Jahres 1655 durch Hinterpommern und die Neumark in Großpolen ein und drang so rasch vor, daß Johann Kasimir floh und Warschau den Schweden überließ. In der Hoffnung, aus dem Kriege einen Vorteil für sein Herzogtum Preußen erlangen zu können, nahm er anfangs, da er sich an Holland einen Rückhalt verschafft zu haben meinte, mit seinem auf 20000 Mann gebrachten Heere eine zuwartende Stellung ein und spielte die Rolle eines Vermittlers. Aber gerade diese zweideutige Haltung brachte ihn in eine schiefe Lage. Der Schwede erkannte die Neutralität nicht an. Als Polen ihm gegen seinen Beistand die Souveränität anbot, war er nicht mehr imstande, sich auf dessen Seite zu stellen. Denn der Schwedenkönig nötigte ihn durch rasches Einrücken in Preußen im Vertrage zu Königsberg (17. Jan. 1656) zur Anerkennung der schwedischen Lehenshoheit über das Herzogtum und zur Stellung von 1500 Mann Hilfstruppen. Dafür sollte er das Bistum Ermeland als weltliches Fürstentum erhalten. Da aber ein Aufstand des polnischen Volkes die Schweden wieder aus dem Lande trieb, und Johann Kasimir zurückkehrte, das Verhalten des Kurfürsten aber bei den Holländern, bei Cromwell und dem Kaiser entschiedene Mißbilligung fand, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich an den fester anzuschließen, in dessen Gewalt er sich doch jetzt sah. Daß er aus seiner Notlage möglichst hohen Gewinn zu ziehen gedachte, ist erklärlich. Gegen Zusicherung des unumschränkten, erblichen Besitzes der polnischen Woiwodschaften Posen, Kalisch und einiger anderen versprach der Kurfürst

4000 Mann, nötigenfalls alle Truppen zur Hilfe zu stellen. Der Vertrag zu Marienburg (25. Juni 1656) machte ihn zum offenen Feind des Polenkönigs, welcher über die Treulosigkeit seines Vasallen in gerechten Zorn geriet und die versuchten Entschuldigungen schroff zurückwies. Vor Warschau auf dem rechten Weichselufer erwartete die Streitmacht der Polen, Litauer und Tartaren, in gesicherter Stellung, mindestens 40000 Mann, die Armee der Gegner, welche nur etwa 18000 Mann zählte, darunter 8500 Brandenburger. Drei Tage lang, am 28., 29. und 30. Juli, rangen die Heere unter der Führung ihrer Fürsten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit um den Sieg, bis der brandenburgische General Sparr durch einen kühnen Sturm das Centrum der Polen sprengte, und der Kurfürst von den erstürmten Höhen die eroberten Geschütze gegen die Weichenden richtete. Johann Kasimir vermochte die Flucht nicht mehr zu hemmen und mußte sich selbst nach Lublin retten. Außer fünfzig Kanonen erbeuteten die Sieger das ganze Lager samt der Kriegskasse und brachten aus der geplünderten Hauptstadt kostbare Beutestücke in die Heimat.

Wäre es Karl Gustav nachgegangen, so hätte man den Sieg verfolgt und die polnische Macht vernichtet. Das lag aber nicht im Interesse des Kurfürsten, der ohnehin schon durch sein Bündnis mit Schweden in eine bedenkliche Lage gebracht war. Da es ihm darauf ankam, sich nicht eine etwaige Aussöhnung mit Polen ganz zu verschließen und vor allem selbst den größten Vorteil aus dem Kriege zu ziehen, kehrte er nach Preußen zurück und rechtfertigte seinen Abmarsch mit der Gefahr, welche seinem eigenen Lande von Litauen her drohte. Es war ein nicht ehrliches und dabei ein gefahrvolles Spiel, welches er nun begann, indem er zwischen den Gegnern lavierte; aber es läßt sich im Rahmen der Zeit verstehen und entschuldigen, galt doch List und Gewalt fast überall für Recht. Wer in solchem Wagnis unterlag, über den ließ sich der Stab leicht brechen; glücklicher Ausgang brachte Gewinn und Ehre zugleich. Da sich der russische Czar, der Kaiser, Holland und Dänemark auf die Seite Polens stellten, verhandelte Friedrich Wilhelm hier und dort, fand aber erklärliches Mißtrauen. Mit jenem Feuer, welches dem polnischen Stamme eignet, hatten sich die Besiegten wieder aufgerafft, Warschau zurückgewonnen und in raschem Zuge Westpreußen gesichert. Schon stand Johann Kasimir in Danzig, welches von Anfang des Kriegs an in seiner Treue gegen Polen ausgeharrt hatte; bei Lyck waren zweimal die Brandenburger den Litauern und Russen unterlegen; Pommern und die Neumark sahen sich der Plünderung und der Mordlust tartarischer Horden preisgegeben; von aller Hilfe verlassen, vereinbarten die neumärkischen Stände auf eigne Faust einen Waffenstillstand mit den Polen — es war die letzte eigenmächtige Handlung derselben —; auch Karl Gustav hatte nur noch an Rakoczy II. von Siebenbürgen einen wenig bedeutenden Bundesgenossen: da war der Augenblick gekommen, in welchem der

Kurfürst den Preis für seinen Beistand von Schweden erlangen konnte, die Souveränität Preußens.

Am 20. November 1656 erkannte Schweden ihn im Vertrage zu Labiau als souveränen Herzog von Preußen an, wogegen dieser seine weitere Hilfe besonders zur Erwerbung polnischer Provinzen versprach. Den Handelsschiffen beider Staaten wurden wesentlich gleiche Rechte zugesichert; die Forderung, bewaffnete Fahrzeuge auf der Ostsee halten zu dürfen, schlug Karl Gustav rundweg ab. Die bloße Anerkennung von seiten Schwedens genügte Friedrich Wilhelm nicht: denn für den Fall, daß Polen siegte, hätte er schwerlich die vom Feinde desselben erlangte Unabhängigkeit aufrecht erhalten können. Daher suchte er unmittelbar nach dem Abschluß des Vertrags wieder mit dem alten Lehensherrn anzuknüpfen. Karl Gustav machte allein einen Vorstoß gegen Krakau, mußte aber rasch umkehren, als die Dänen in Bremen einfielen. Das Bündnis des Kaisers mit Polen gab den Ausschlag. Nach vielen Unterhandlungen und heftigen Auseinandersetzungen verstand sich Johann Kasimir im Vertrag zu Wehlau am 29. Sept. 1657 gegen den Verzicht auf Ermeland dazu, die Unabhängigkeit des Herzogtums Preußen anzuerkennen, mit dem Vorbehalt, daß dasselbe im Falle des Aussterbens der männlichen Nachkommenschaft Friedrich Wilhelms an Polen zurückfallen sollte. In einem geheimen Artikel verpflichtete sich der Kurfürst zur Unterstützung gegen Schweden. Im Februar des folgenden Jahres trat er dem Bunde des Kaisers mit dem Polen offen bei. Das als Pfand zugesicherte Elbing erhielt er nicht. Die gleichfalls verpfändete Herrschaft Draheim brachte er erst 1668 in seine Gewalt. Elbing wurde von seinem Sohne 1698 und 1703 besetzt, kam aber wie jenes erst durch die erste Teilung Polens in den wirklichen Besitz Preußens. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß Friedrich Wilhelm gerade jetzt bei den Verhandlungen über die Wahl des Erzherzogs Leopold Ignaz zum Kaiser die Rolle eines Vermittlers übernehmen konnte und der von den Franzosen durchgesetzten Wahlkapitulation, nach welcher der Kaiser den Feinden Frankreichs keinen Beistand leisten sollte, die Klausel entgegenstellte, daß auch dieses keinem Feinde des Kaisers und der Reichsstände Unterstützung gewähren dürfe.

So gerne Frankreich seinen alten Bundesgenossen, den Schweden, beigesprungen wäre, es sah seine Hände gebunden. Karl Gustav hatte inzwischen in glänzendem Siegeszuge durch Holstein, Schleswig, Jütland und über die durch das Eis verbundenen Inseln Dänemark zum Frieden von Roeskilde (auf Seeland) gezwungen, 8. März 1658. Anstatt sich nun gegen Friedrich Wilhelm zu wenden, mit dem er wegen seines Abfalls hatte „Abrechnung halten“ wollen, warf er sich, im Vertrauen auf Frankreich, mit welchem er gerade im Verein mit einer Anzahl deutscher Fürsten den undeutschen „rheinischen Bund“ geschlossen hatte (1658, 15. Aug.), abermals auf Dänemark, um dasselbe zu vernichten. Aber die Eroberung von Kopenhagen

mißglückte, weil die Bewohner den tapfersten Widerstand leisteten und von der Seeseite her durch die Holländer Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsmaterial erhielten. Unterdessen drang Friedrich Wilhelm an der Spitze eines österreichisch-brandenburgischen Heeres bis nach Jütland vor und wandte sich dann nach Pommern, um dieses nicht in die Gewalt der Kaiserlichen allein kommen zu lassen. In Westpreußen verloren die Schweden alles bis auf Marienburg und Elbing. Als die Engländer nach dem Tode des Lord-Protektors Cromwell ihre Flotte zurückzogen, und Admiral de Ruyter die verbündeten Truppen, darunter auch Brandenburger unter dem General von Quast, auf holländischen Schiffen nach Fünen übersetzte, wo sie die Schweden bei Nyborg (24. Nov. 1659) vollständig schlugen, geriet Karl Gustav in arge Bedrängnis. War er vorher erbittert über die Einmischung Hollands und Englands, welche in besonderen Bündnissen, den sog. „Haager Konzerten", sich gegenseitig verpflichtet hatten, die kriegführenden Mächte zum Frieden zu nötigen, so rettete ihn jetzt das entschiedene Eintreten Frankreichs, welches eben durch den Pyrenäenfrieden (7. Nov. 1659) freie Hand bekommen hatte und seine Kraft nun für Schweden in die Wagschale zu werfen drohte. Unter diesem äußeren Drucke begannen die Friedensunterhandlungen, während deren Karl Gustav plötzlich starb (23. Febr. 1660). Am 3. Mai 1660 kam zu Oliva, einem Cisterzienserkloster bei Danzig, der Frieden zum Abschluß, welcher freilich des Kurfürsten Hoffnung auf Pommern zunichte machte, aber die Unabhängigkeit des Herzogtums Preußen anerkannte.

Diese Errungenschaft war größer und bedeutungsvoller als ein greifbarer Zuwachs an Gebiet. Sie stellte Preußen in die Reihe der europäischen Staaten. Das war der besondere Fortschritt, welchen das Herzogtum und das Haus machte. Der allgemeine Gewinn bestand in der Erstarkung des Deutschtums im Nordosten. Wenn die Erinnerung an jene Zeiten, da der Schwerpunkt deutscher Kraft am Rheine lag, so leicht in uns mit dem berechtigten Gefühl des Stolzes unberechtigte Überhebung über die Brüder im fernen Osten erzeugt, so sei nicht vergessen, daß, als die Wacht am Rhein in der Nacht der Knechtschaft gefangen lag, von dem verachteten Osten das Morgenrot der Freiheit über Alldeutschland aufging.

Die nächste Folge der Unabhängigkeit ward keinenfalls vom Volke als Segnung empfunden, die absolute Herrschaft, welche der neue Souverän im Lande ausübte. Hier wie anderwärts mußte der Kampf zwischen dem im Absolutismus verkörperten Geiste der Zeit und dem Ständewesen des Mittelalters, der Widerstreit zwischen Fürstengewalt und ständischer Selbstsucht ausgefochten werden, ehe langsam das Bewußtsein der Gemeinschaft von Pflicht und Recht am Wohle der Gesamtheit in der Staatsverwaltung zum Durchbruch kommen konnte. Wenn die preußischen Stände, selbst die Beamten schon in der thatsächlich schauderhaften Notlage des ihnen

unverständlichen und darum unwillkommenen Kabinettskrieges die außergewöhnlichen Lasten, Lieferungen und Steuern mit Unwillen ertrugen, so mußte die rücksichtslose, verfassungswidrige Auflage neuer Abgaben im Frieden auf den hartnäckigsten Widerstand stoßen.

Die Notwendigkeit der Weiterunterhaltung eines stehenden Heeres sah man nicht ein; ja, man argwöhnte hinter derselben nur das Mittel zur Beschränkung der Freiheit. Man empörte sich gegen die drückenden Steuern, welche der Fürst auferlegte, ohne sich zu erinnern, daß der Druck des Adels kaum geringer war. Da die Stände die Huldigung verweigerten, bis ihren Beschwerden Abhilfe verschafft wäre, der Kurfürst aber ebenso fest seinen souveränen Willen behauptete, entbrannten zwischen beiden die heftigsten Streitigkeiten. In Königsberg, dem Hauptsitz der Unruhen, kam es fast zu offenem Aufruhr, als auf der Schanze des Kneiphofs, eines Stadtteils auf der Pregelinsel Vogtswerder, eine Bierschenke für die Soldaten angelegt ward. Die Citadelle „Friedrichsburg" galt als Zwingpreußen. Und in der That vermochte der Kurfürst den Trotz der auf ihr Recht fußenden Bürger nur durch rücksichtslose Gewalt zu brechen. Nachdem er am 18. Oktober 1662 seinen Einzug in Königsberg gehalten hatte, ließ er am 30. Oktober das Haupt der bürgerlichen Oppositionspartei, den Schöppenmeister Hieronymus Roth oder Rode, plötzlich verhaften und als Hochverräter in der Festung Peitz gefangen halten. Hier starb der Mann im Jahre 1678, der in seiner Unbeugsamkeit lieber in Haft blieb, als um Gnade bitten wollte, wo er glaubte, sein Recht verlangen zu dürfen. Diese Gewaltmaßregel schüchterte die Städter etwas ein. In den neuen Verhandlungen bestanden sie aber gleichwohl weiter ziemlich fest auf ihren Rechten. Wenn schließlich der Kurfürst in den „Assekuranzen" formell auf die Accise verzichtete und den Ständen manche Befugnisse einräumte, so hat er es wohl verstanden, sich für den Ausfall der Accisgelder durch andere Auflagen schadlos zu halten. Der Streit schien wenigstens beigelegt, und so fand am 18. Okt. 1663 in Gegenwart polnischer Bevollmächtigter zu Königsberg die feierliche Huldigung der Stände vor dem souveränen Herzog statt. Mit dem Festrausch endete auch die bessere Aussicht. Friedrich Wilhelm trat als unumschränkter Herrscher auf. Die Klagen über die wachsende Belästigung durch das Heer im ganzen und die rohen Soldaten im einzelnen, die ewigen Einquartierungen, die drückende Armut und die unaufhörlichen Steuern und Leistungen, unter welchen namentlich die bedauernswerten Bauern seufzten, fruchteten nichts. Die Unzufriedenheit erreichte einen so hohen Grad, daß man sich nach der polnischen Herrschaft zurücksehnte und in der That die Hilfe des Polenkönigs gegen die Bedrückungen des neuen Landesherrn anrief. Auch hier schreckte derselbe nicht vor einer That der Willkür und Gewalt zurück.

An der Spitze der adligen Gegner des Fürsten stand der leidenschaftliche Oberst Christian Ludwig von Kalkstein, der unter der

von seinem eigenen Bruder gemachten Anklage, gefährliche Drohungen gegen den Kurfürsten ausgestoßen zu haben, erst in Haft genommen, zum Tode verurteilt (1668), dann aber begnadigt worden war. Im Jahre 1670 führte er wohl mit Wissen und Willen gleichgesinnter Standesgenossen, angeblich im Auftrage der Stände, bei dem Reichstage in Warschau bitter Beschwerde über die Verletzung ihrer ständischen Rechte und suchte um Hilfe nach. Der neue König, ein früherer Edelmann Namens Michael Koributh, und sein Unterkanzler Olszowski nahmen gerne die dargebotene Hand, in der Hoffnung die alte Lehenshoheit über das Herzogtum wieder zu erlangen. Da die Auslieferung des gefährlichen Mannes nicht zu erreichen war, bemächtigte sich seiner der Kurfürst mit List und Gewalt. Der preußische Geschäftsträger in Warschau Eusebius von Brandt lockte ihn in sein Haus und verhaftete ihn. An Händen und Füßen gefesselt, in eine alte Tapete gewickelt, wurde der Gefangene auf einem Wagen aus Warschau entführt und nach Memel geschafft. Die Polen forderten zwar, aufs höchste erbittert über diese Verletzung des Völkerrechts, die Entlassung Kalkfteins, wurden aber zunächst hingehalten und durch die übrigens unwahre Behauptung des Großen Kurfürsten, die Sache sei ohne sein Vorwissen geschehen, und durch die scheinbare Bestrafung der bei der Entführung Beteiligten beruhigt. Über das Rechtswidrige des Verfahrens machte man sich — das war der Geist der Zeit — so wenig Gedanken, daß man im Gegenteil sogar Veranlassung nahm, dem Kurfürsten zum Gelingen der Gewaltthat Glück zu wünschen. „Mit Freuden vernehme" — schrieb z. B. Moritz von Nassau, der Statthalter von Kleve, am 23. Dezember 1670 —, „daß Euer Liebden den quaden (bösen) Obersten Kalckstein erdapt haben, wofern er es verdiene, umb Gottes Willen Ew. Lbd. lasen Kalck davon brenden, da muß Furcht in dergleichen Leute Vögels, welche so anterprenant seint, mit Ernst gebracht werden, anders E. Ld. allezeit beunruhigt werden". Auch bei dem Hochverratsprozeß beobachtete man nicht die strengen Formen des Rechts, indem man den Delinquenten nicht vor ein seinem Stande entsprechendes Gericht stellte und, ohne daß vorher alle anderen Rechtsmittel erschöpft waren, trotz des Widerspruchs der preußischen Gerichtskommissare der Folter überantwortete. Daher erhoben die preußischen Stände mit Grund über die bei diesem Verfahren gegen einen der Ihrigen ihnen selbst angethane „Schmach und Unehre" öffentlich bittere Beschwerde, ohne Erfolg. Der entehrte Oberst, dem nach der Sitte der Zeit nur ehrlose Verbrecher zu Wächtern gegeben waren, befand sich in der elendesten Lage, als er endlich vor das zuständige Gericht gestellt ward. Über sein Schicksal nicht zweifelhaft, brandmarkte er hier mit der alten Kühnheit das Ungesetzliche des gegen ihn angewandten Verfahrens und behauptete seine Unschuld, bat aber in seinem letzten Schreiben an den Kurfürsten um Gnade und Schutz für seine Witwe und seine Kinder und vergab allen seinen Schuldigern. Wegen Eidbruchs, Fälschung und Hochverrats

zur Hinrichtung durch das Schwert verurteilt, erlitt er am 8. Nov. 1672 gefaßt den Tod.

Das gewaltthätige Vorgehen gegen Kalkstein hatte zwar nicht, wie der Kurfürst gehofft haben mochte, zur Entdeckung einer hochverräterischen Verbindung unter den preußischen Ständen geführt, aber ein warnendes Beispiel für alle unruhigen Köpfe aufgestellt. Aller Einsprachen, Verwahrungen und Beschwerden ungeachtet, unterdrückte er jetzt mit eiserner Härte die ständischen Rechte und begründete so die unumschränkte Herrschaft in dem Lande, welches seither den Charakter einer Adelsrepublik gehabt hatte.

In der gleichen Weise brachte er auch in den übrigen Gebietsteilen die landesherrliche Gewalt zur Geltung. Er gewährleistete die ständischen Vorrechte, sorgte aber, daß die Verwaltung möglichst in der Hand des fürstlichen Staatsrats vereinigt wurde, von dem die Beamten in den einzelnen Landschaften ihre Weisungen empfingen. Die Versetzung der Beamten aus ihrer engeren Heimat nach anderen Provinzen zeigte den Zusammenhang der Glieder des Staates. Beruhte die Einheit desselben zunächst nur auf der Person des Fürsten, so bahnte die mehr und mehr von diesem ausgehende Verwaltung allmählich die thatsächliche Verschmelzung der Landesteile an.

Wenn die Umgestaltungen auf dem Gebiet des Steuer- und Heerwesens besonders den Widerspruch der Stände erfuhren, so deuten gerade diese am schärfsten hin auf das Streben nach absoluter Herrschaft über einen einheitlichen Staat. Steuer und Heer werden beide ständig, beide abhängig vom Willen des Fürsten, werden beide die unentbehrlichen Machtmittel des Staates. Zum Unterhalt des Heeres bewilligten ehedem die Stände in Kriegszeit eine Grundsteuer, die sog. „Kontribution", und erneuerten die Bewilligung nach Bedürfnis. Der Fürst war also von dem guten Willen der Landstände abhängig und erhielt trotzdem nicht die erforderlichen Summen. Zudem lastete diese Steuer hauptsächlich auf den ohnehin verarmten und bedrückten Bauern und den Städtern. Daher führte er nach holländischem Vorbild zunächst in der Mark (1661), später auch in Pommern und Magdeburg die Accise ein, eine indirekte Steuer auf Lebensmittel und Waren, die freilich wieder nicht den Adel, sondern die übrigen Unterthanen am meisten traf.

Das Los der Bauern war in keinem Fall ein beneidenswertes, am schlimmsten aber in der Uckermark und in Pommern, wo sie geradezu die Leibeigenen der Adligen waren. Die Bauern-, Gesinde-, Hirten- und Schäferordnungen erleichterten nicht die Lage der Untergebenen, sondern wahrten im Gegenteil den Gutsherren ihre harten Rechte. Neben der Accise erhob man aber auch noch ein besonderes Kopfgeld, von dem sich selbst der Kurfürst mit seiner Familie nicht ausschloß. In den westlichen Landesteilen blieb die Kontribution weiter bestehen. Die Verwaltung der Accise lag in den Städten den städtischen Steuerdirektoren und den fürstlichen Steuerkommissaren ob; in den

Provinzen waren Oberkriegskommissare, dann Kriegskammern mit der Erhebung betraut, und somit schon dadurch die enge Beziehung des Steuerwesens zum Heere angedeutet. Da aber alle direkten und indirekten Abgaben den Bedarf an Geld nicht deckten, so mußten neue Erwerbsquellen ausfindig gemacht werden. Es eröffneten sich solche in dem Monopol auf Salz und Mühlsteine und in der Stempeltaxe. Dazu gesellten sich die Ein- und Ausgangszölle in den preußischen Häfen. Endlich griff der Kurfürst selbst wieder zu dem verwerflichen Mittel der Münzverschlechterung. Ein Fortschritt war es, daß er den Städten die Gerechtigkeit Münzen zu prägen nahm und Berlin und Crossen allein als Münzstätten bestimmte. Aus den Domänen erzielte er eine Vermehrung der Erträge durch Einführung der Verpachtung an Stelle der Naturalwirtschaft. Für die Beamten trat damit an Stelle der sicheren Naturallieferungen ein unsicheres Gehalt ein; die Verwaltung aber war unstreitig jetzt eine bessere. Die einheitliche Einrichtung des von der Thurn und Taxisschen Post unabhängigen Postwesens kam gleicher Weise dem Verkehr wie der Verbindung der einzelnen Landesteile untereinander, also der Einheit zugute. Seit 1664 umfaßte die Post den ganzen Staat.

Den größten Teil der Einnahmen verschlang das Heer; aber es bildete auch die festeste Grundlage der Macht. Gegen Ende der Regierung hatte Friedrich Wilhelm es auf 30 000 Mann gebracht. Dabei besaß er 72 Geschütze. Seinen Plan, das Volk selbst allmählich wehrhaft zu machen, konnte er nicht durchführen; er mußte durch Werbungen, die er im eigenen Lande durch Obersten anstellen ließ, die nötigen Mannschaften zusammenbringen. Ein besonderes „Kriegsrecht" ordnete die Heeresverfassung (1656). An der Spitze des ganzen Heeres, welches in Regimenter zerfiel, stand der Generalfeldmarschall, dem zunächst im Range der Generalfeldzeugmeister folgte, der Befehlshaber der Artillerie. Trotz aller strengen Zucht und der häufigen scharfen Verordnungen ließen sich namentlich bei dem damals allgemein üblichen Troß-Unwesen Unordnungen und Ausschreitungen nicht vermeiden, so daß z. B. im J. 1650 die Oberräte selbst über die Arnimsche Eskadron zu Fuß an den Kurfürsten berichteten: die Soldaten stählen wie die Raben; ihr Unterhalt sei nicht länger zu erschwingen; die Bewohner Preußens bäten um Erbarmen und Befreiung; sie ernährten sich kümmerlich nur noch mit Träbern und Wurzeln. Einen Begriff von den erstaunlichen Kosten, welche der Unterhalt der Truppen verursachte, giebt schon für dieses eine Regiment die von den Oberräten für die Zeit vom 15. August 1648 bis 15. August 1650 aufgestellte Rechnung, die sich allein für Sold auf 186 156 fl., im ganzen auf 198 239 fl. = 66 079 Thlr. 60 Gr. belief. Außerdem hatte die Eskadron „ohne exactiones zu rechnen" noch über 47 000 Thlr. zu viel erhoben. Ein Oberst erhielt mindestens 100 Thlr. monatliche Löhnung und 24 Servis für Salz, Holz, Licht. Mit dem Jahre 1655 wurden die Regimenter uniformiert, und zwar das Fußvolk mit blauen Waffenröcken.

Während der militärische Berater des Kurfürsten zuerst der Oberst von Burgsdorf war, standen ihm nachher vorzüglich der Feldmarschall Georg von Derfflinger, der Schöpfer der leichten Reiterei, und der besonders im Geschützwesen erfahrene General Otto von Sparr zur Seite. Beide, ersterer ein geborener Österreicher, letzterer eine Zeitlang in österreichischen Diensten, hatten ihre Schule im großen Kriege gemacht. Sparr starb schon 1668; Derfflinger dagegen erst im Jahre 1695, im neunundachtzigsten Jahre. Einen so verdienten Feldherrn, dem die Natur als Eigenart entschiedensten Willen und wohlberechtigtes Selbstbewußtsein verliehen hat, läßt die Sage nicht unberührt. Aber mehr als alle Geschichtchen kennzeichnet ihn die eine Thatsache, daß er gleich seinem einstigen Nachfolger Blücher (1672) außer Dienst ging, weil ihn die Beförderung eines anderen verletzte.

So sehr die wirtschaftlichen Verhältnisse unter den beklagenswerten Drangsalen des Krieges und der durch die Umstände gebotenen Bevorzugung des Heeres litten, von Anbeginn seiner Regierung an zeigte Friedrich Wilhelm auch volles Verständnis für die Bedürfnisse des Nährstandes und bethätigte den redlichsten Eifer für Hebung des Landbaues. Gerne hätte er aus seiner wüsten Mark einen so wohlgepflegten Garten gemacht, wie Holland ihm scheinen mußte; aber der Druck, welcher auf dem verachteten und mißhandelten Landvolk lastete, hielt auch die Landwirtschaft in ihrer Entwicklung zurück. Die alten Vorurteile waren stärker als die bessere Erkenntnis. Der Trieb zur Nachahmung holländischen Vorbildes kam zunächst mehr der Gartenkultur zugute. Im Vereine mit seiner Gemahlin Luise Henriette wandte er vom Jahre 1645 der Anlage eines prächtigen Lustgartens in der Residenz regste Teilnahme zu. Für die Düngung des Gartens wird der Mist der Büffel aus dem Tiergarten und der Straßenkot verwendet. Wiederholt bezieht der Kurfürst „allerhand außländische frömbde Bäume“ wie Orange-, Citronen-, Lorbeerbäume und „raritäten von gewechße“, besonders die modischen Tulpen. Die ausgedehnten Anlagen schmückt er nach holländischem Geschmacke reich mit Statuen, Muschelgrotten, Wasserkünsten und legt auch ein zu Festlichkeiten bestimmtes Lusthaus mit einer kleinen botanischen Bibliothek an. Schon im Jahre 1647 ließ er von dem Tiergarten, der damals aber noch einen Teil der heutigen Stadt umfaßte, bis zur jetzigen Schloßbrücke eine „Gallerie“ von 2000 armsdicken Linden und Nußbäumen anpflanzen und wurde so der Schöpfer jener Straße „unter den Linden“, auf welcher sich heute der gewaltige Verkehr der Großstadt mit dem Glanze der Residenz zum wirkungsvollen Abbilde des Lebens in der Reichshauptstadt vereinigt. Der Garten diente aber nicht nur der Ergötzung, sondern auch dem Nutzen. Denn während früher der Küchengarten kaum die notwendigsten Küchenkräuter für die kurfürstliche Tafel lieferte, alles Obst dagegen, die Gemüse, selbst Sellerie aus Hamburg, Braunschweig, Leipzig oder Erfurt, des hl. römischen Reichs Gemüsegarten, bezogen werden mußte, versorgte derselbe jetzt

die Hofküche mit „allerhand Gewechsen", so daß man solche nicht mehr „mit Schimpf und Schaden auf den Stadtmärkten" zu holen brauchte. Hier wurden auch die ersten „Tartuffeln aus Holland", und zwar rote, gesetzt, jedenfalls schon vor 1657, ob 1649 — wie angenommen wird — ist zweifelhaft; von hier verbreitete sich die kostbare Knollenfrucht in der Mark. „Man esset" — lautet ein Bericht vom Jahre 1682 — „diese Tartuffeln teils zur Lust und Verenderung, teils als eine nährende Speise, weil sie nunmehr ziemlich gemein bey uns worden". Denn gerne verteilte der Gartenfreund Pflanzen und Samen an Gutsbesitzer. Die bereitwillige Aufnahme, welche er fremden Ansiedlern unter Zugeständnis mancher Privilegien in der Mark gewährte, vermehrte nicht nur die arg zusammengeschmolzene Bevölkerung, sondern erhöhte auch die Steuerkraft und hob — was mehr war — den Stand der Landwirtschaft. Zog auch gar mancher Holländer aus dem „elendesten Land der Welt" wieder heim, es folgten zahlreiche Einwanderungen französischer Protestanten (Refugiés), namentlich in Berlin selbst, besonders seit der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685, dann im Jahre 1689 vertriebene Pfälzer, später viele Schweizer (1697). Mit den Ausländern, besonders den Franzosen, kamen neue Industriezweige in das Land. Wohl gerieten Gewerbe und Handel mit jedem neuen Kriege ins Stocken; aber der Landesherr war allzeit ernstlich darauf bedacht, die verstopften Quellen der Betriebsamkeit seines Volkes wieder zu eröffnen. Seine Fürsorge hob die heimische Tuchmacherei durch das Verbot der Einfuhr ordinärer Tuche und die amtliche Kontrolle über den Wollhandel und förderte das Manufaktur- und Fabrikwesen außerordentlich. Mehrere Handwerke erhielten erst unter seiner Regierung Innungsrechte. Wie der Regensburger Reichstag sich um die Abstellung der herrschenden Zunftmißbräuche bemühte, so schritt auch Friedrich Wilhelm durch verständige Verordnungen zum Schutze der neu aufgenommenen Gewerbtreibenden gegen die Absonderungssucht und Selbständigkeit der Zunft, gegen die überhandnehmenden Unsitten des Zechens u. s. w. ein und übertrug den Steuerkommissaren 1684 die allgemeine Beaufsichtigung des Zunftwesens. Anderseits sicherte er aber auch die althergebrachten Gerechtsame der Kaufleute und Handwerker durch strenge Verfügungen gegen den Hausierhandel, die Aufkauferei, den ländlichen Handel Fremder, die kaufmännischen Geschäfte der die Zollfreiheit ihres Standes ausnutzenden Edelleute und besonders den Korn- und Wolleinkauf derselben von ihren Hintersassen. Diese Verbote schoben zugleich der infolge der Accise drohenden Auswanderung von Händlern und Handwerkern aufs Land einen Riegel vor.

Dem Handelsverkehr kam schon die Einrichtung der Post zugute. Der erste preußische Postdirektor entwarf auch die Pläne zu der Anlage des Friedrich-Wilhelms-Kanals (Müllroserkanals), welcher die Spree mit der Oder verband. Derselbe, 1668 beendet, schädigte zwar das Stapelrecht Frankfurts empfindlich, eröffnete aber

den Wasserweg zwischen Breslau und Hamburg und erhob Berlin zum Mittelpunkt des märkischen Handels. Magdeburg vermochte der Kurfürst die verlorene Bedeutung umsoweniger wiederzuverschaffen, als die drückenden Elbzölle fortbestanden, und das reiche Hamburg zahlte lieber, als daß es auf sein Stapelrecht Verzicht geleistet hätte.

Ein so kühner Geist, wie Friedrich Wilhelm ihn besaß, läßt sich nicht von den Grenzen eines kleinen Landes beengen. Was dem kleinen Holland möglich war, schien auch für Brandenburg erreichbar. Mit Hilfe des holländischen Rheders Benjamin Raulé, welcher bereits im schwedischen Kriege für ihn gekapert hatte, schuf er eine Seeflotte, welche 1682 außer 10 größeren Schiffen 6 Fregatten und 13 kleinere Fahrzeuge zählte. 1680 segelten von Pillau aus die 6 Fregatten unter dem Befehle des Kornelius van Beveren auf einen Kaperkrieg ab, um für die noch ausstehenden Hilfsgelder spanische Schiffe aufzutreiben. Aber einen nachhaltigen Erfolg hatte das kühne Unternehmen nicht. Auch der Versuch der Gründung einer brandenburgisch-ostindischen Handelskompagnie, welcher schon in der Zeit von 1647—1652 gemacht wurde, war fehlgeschlagen und ebensowenig glückte eine auf Raulés Betreiben im Jahre 1680 nach der Küste von Guinea gerichtete Expedition. Obwohl die holländisch-westindische Kompagnie diese kolonialen Unternehmungen des Kurfürsten als einen Eingriff in den Bereich ihrer Interessen auf alle Weise zu hindern suchte, ließ dieser sich in seinen Plänen nicht beirren. Nachdem der Kapitän Blonk am 16. Mai 1681 mit drei Negerhäuptlingen an der Goldküste zwischen Axim und dem Kap der drei Spitzen (tres puntas) einen Vertrag abgeschlossen hatte, welcher den Brandenburgern den alleinigen Handel in dieser Gegend zusicherte und die Anlage einer Festung gestattete, rief der Kurfürst eine Handelsgesellschaft ins Leben, mit deren Mitteln eine kleine Expedition von zwei Schiffen ausgerüstet ward. Am Neujahrstage 1683 hißte der Kommandant derselben, der Major Otto Friedrich von der Gröben, an dem zur Kolonie ausersehenen Platze die brandenburgische Flagge und gründete das Fort Groß-Friedrichsburg, neben welchem später zwei weitere Festen die Ansiedlung schützten. Als der Kurfürst in seiner Eigenschaft als Direktor des westfälischen Kreises zur Schlichtung von Streitigkeiten der ostfriesischen Stände mit ihrer Regierung berufen ward, benutzte er seine Vermittelung zur Besetzung von Gretsiel am Ausfluß der Ems und von Emden, und verlegte den Sitz der Kompagnie nach der letzteren Stadt. Da sich die ostfriesischen Stände und der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln mit Geld an einer zweiten Expedition beteiligten, schienen sich bessere Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. In der That erlangte man von Dänemark die Erlaubnis, eine Handelsniederlassung auf der Insel St. Thomas zum Zweck der Sklaveneinfuhr nach Westindien zu gründen (1685). Mit Frankreich knüpfte man Verhandlungen über die Erwerbung der Inseln St. Croix und Vincent an. Die Eifersucht der Holländer aber, die branden-

burgische Schiffe kaperten und sogar die afrikanischen Ansiedlungen feindlich angriffen, und andere Hemmnisse machten dem Großen Kurfürsten einen Strich durch die Rechnung. Sein Sohn erlangte mit Mühe von den Holländern wenigstens eine geringe Entschädigung für die den Kolonieen zugefügte Benachteiligung. Die ganze Sache aber trug mehr Kosten als Gewinn und dazu noch unangenehme Verwickelungen mit den Seemächten ein. Der praktische König Friedrich Wilhelm I. schlug daher lieber den mehr lästigen als vorteilhaften Besitz im Jahre 1717 an die holländisch-westindische Kompagnie für 7200 Dukaten los. Wenn der hohe Gedanke des Großen Kurfürsten an der Mißgunst derer, welche sich ein Vorrecht auf koloniale Thätigkeit anmaßen, an der Ungunst der Verhältnisse und an der Engherzigkeit der deutschen Hanse- und Handelsstädte scheiterte, er verliert durch den Mißerfolg nichts an Großartigkeit und Wert. Hätte der Versuch die gebührende Unterstützung gefunden, das durch Preußen wieder zu glänzender Macht emporgehobene Deutschland würde in unseren Tagen nicht von neuem die gleichen Gegner, die gleichen Schwierigkeiten bei seiner Kolonialpolitik gefunden haben.

Über der Sorge für die materielle Hebung des Staates und Landes verabsäumte Friedrich Wilhelm keineswegs die Sorge für das geistige Wohl seiner Unterthanen. Fehlte auch der Zeit das Verständnis noch für allgemeine Bildung des Volkes, so that er doch das Seine, den höheren Ständen Stätten der Wissenschaft zu erhalten und zu schaffen. Wie er der alten Universität Frankfurt von Anfang seiner Regierung an seine Fürsorge zuwandte, so errichtete er 1655 in Duisburg eine reformierte Hochschule für die klevischen Lande. In demselben Jahre verlegte er das in Verfall geratene Joachimsthalsche Gymnasium nach Berlin, richtete es aber in reformiertem Sinne ein, wie das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, welches er 1682 besser ausstattete, und gründete 1683 die Friedrichswerdersche Stadtschule, das spätere Gymnasium. Für Anschaffung von Büchern und Kunstschätzen gab der prachtliebende Fürst bedeutende Summen aus.

Besondere Schwierigkeiten bereiteten dem Kurfürsten die religiösen Verhältnisse seiner Länder. Der weitaus größte Teil seiner Unterthanen bekannte sich zum strengen Luthertum; dieses hatte hier in der Form des Gottesdienstes und der Ausstattung der Kirchen noch außerordentlich viel Katholisches beibehalten. Während des dreißigjährigen Krieges nahmen die Kaiserlichen Besitz von der Kirche zu Tangermünde, weil die vorgefundenen Altäre und Bilder sie als katholische bewiesen. Hatte schon der Glaubenswechsel Johann Sigismunds beim Volke die erklärliche Befürchtung erregt, daß man damit umgehe, es dem verhaßten Calvinismus zuzuführen, so mußte jede Begünstigung der Reformierten von ihm als Benachteiligung des eigenen Glaubens und Rechtes empfunden werden. Die Aufnahme reformierter Holländer, selbst der „aus Frankreich von der reformierten Religion vertriebenen armen Leuten“, welchen der Kurfürst aus „großem Mitleiden“ eine Heimat

gewährte, begegnete unverhohlenem Mißtrauen. Vergeblich wies er, böswilligen Gerüchten entgegentretend, darauf hin, daß er keinen lutherischen Unterthanen in seiner Religionsübung gekränkt habe. Wie nur zu natürlich, suchte der Landesherr seinen Glaubensgenossen mindestens Gleichberechtigung im Lande zu sichern und einen Ausgleich der Gegensätze zunächst durch Abschaffung der lutherischen Konkordienformel anzubahnen. Dieses Bestreben stieß auf den hartnäckigsten Widerstand, verschärfte, weitentfernt die Einigung zu fördern, nur die Uneinigkeit und erschwerte eine Besserung der durch den Krieg herbeigeführten erschreckenden kirchlichen Mißstände. Die Klagen des Konsistoriums über die Armut der Kirchendiener und die Verwahrlosung des Volks in der Mark sind wahrhaft erschütternd, und der Kurfürst, kirchlich gesinnt, bot gerne seine Hand zur Abhilfe. Aber in die Verhandlungen über die Hebung der Kirchenzucht griffen immer wieder die religiösen Streitfragen störend und hemmend ein. Das Festhalten der lutherischen Geistlichkeit an ihren Rechten und Glaubenssätzen wurde ihr mit Unrecht als Streitsucht ausgelegt. Jede den strengen Lutheranismus verletzende Anordnung wie über die Beseitigung des Exorcismus bei der Taufe, die Abschaffung der anticalvinischen Katechismen, das Verbot der Teilnahme an dem Jubelfest des Augsburger Religionsfriedens, der Befehl „keinen Ordinandum auf die Formul Concordiae“ mehr zu „obligieren“, die Verordnung, daß kein Brandenburger mehr die Wittenberger Hochschule besuchen durfte, der Erlaß der Toleranzedikte, welche das „Verdammen, Verketzern, Benennung und Verhöhnung der Personen oder Kirchenlehrer, die höhnische Verstellung der Lehren oder Verkehrung derselben“ untersagte, alle Maßnahmen, welche auf eine Union der getrennten Kirchen hinzielten, wurden, wie natürlich, von den Lutheranern als schwere Bedrückung empfunden und erregten eine allgemeine Mißstimmung. Als nun ein angeordnetes Religionsgespräch zwischen den Vertretern der beiden Glaubensmeinungen mißglückte, fiel ein lutherischer Geistlicher, der Lic. Elias Sigismund Reinhart, wegen seiner Unbeugsamkeit auf Anzeige des Oberpräsidenten Otto von Schwerin, in Ungnade. Ein neues Toleranzedikt, schärfer als das vom Jahre 1662, forderte von den lutherischen Predigern einen schriftlichen Revers, daß sie den kurfürstlichen Verordnungen sich fügen wollten. Das geistliche Ministerium in Berlin erklärte sich zwar bereit, dem Inhalte derselben nachzuleben, weigerte aber wegen „unterschiedener Dubia und Gewissensskrupel“ seine Unterschrift umsomehr, als man von den Reformierten dieselbe nicht verlangte. Eine Anzahl von Geistlichen folgte im Drange der Not dem gemessenen Befehl; andere aber weigerten sich standhaft und ließen die Amtsentsetzung über sich ergehen. Als die Stände ob dieser „Enturlaubung“ beim Kurfürsten Beschwerde führten (1665), begnadigte man einige Gemaßregelte. Den bekannten Dichter frommer Lieder, Paul Gerhardt, welcher Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin war, setzte der Kurfürst erst wieder in sein

Amt ein, als die märkischen Stände ihn „je und alle Wegen für einen frommen und exemplarischen und dabei allerdings friedliebenden theologum“ erklärten (1667). Gerhardt aber hatte inzwischen schon eine Stelle bei dem Herzog Christian II. von Sachsen-Merseburg angenommen. Daß er auf dem Wege in die thatsächlich gar nicht ausgesprochene Verbannung das Lied „Befiehl du deine Wege“ sich zum Troste gedichtet habe, ist eine fromme Sage, welche darum schon unmöglich ist, weil dasselbe bereits 1659 gedichtet war. Danach aber nahm der Kurfürst von der Unterzeichnung des Reverses gänzlich Abstand und gestattete sogar die sachliche Behandlung strittiger Lehrpunkte auf der Kanzel. Gegen Polemik dagegen schritt er auch fürder ein; daß er dabei mehr die Lutheraner für schuldig ansah, als die Reformierten, war naheliegend. Man kann ihm dies Vorurteil so wenig zum Vorwurf anrechnen, wie die natürliche Vorliebe für seine reformierte Umgebung und die Begünstigung seiner Glaubensgenossen bei der Beförderung in geistliche Stellen. Um dem in den Marken fast ärger als der Papismus verrufenen reformierten Bekenntnisse mehr Verbreitung und Halt zu verschaffen, gewährte er gerne den Anhängern desselben in seinen Landen eine Heimstätte, namentlich wenn sie anderswo bedrängt wurden. Den Einwanderern aus Holland, Friesland und der Schweiz, ganz besonders den durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) der Heimat beraubten Hugenotten wies er „aus gerechten Mitleiden“ unter Befreiung von allen Lasten nicht nur Orte zur Ansiedlung und die nötigen Mittel und Materialien zum Bau von Häusern und zur Einrichtung ihrer Niederlassungen zu, sondern sorgte auch väterlich für die Seelsorge der Aufgenommenen, indem er Prediger für sie anstellte und den Gottesdienst in französischer Sprache und nach französischen „Gebräuchen und Ceremonien“ halten ließ. Aus Exilierten bildete er zwei neue, die sogen. „französischen Regimenter“ mit französischen Offizieren. Das Potsdamer Edikt vom 29. Oktober/9. Nov. 1685 ist ein sprechendes Zeugnis seiner edelmütigen Fürsorge für seine Glaubensgenossen. Stets verwandte er sich für die bedrückten Protestanten, auch für die evangelischen Unterthanen der österreichischen Erblande.

Die Verfolgung der Hugenotten beantwortete er damit, daß er allen katholischen Eingesessenen zu Berlin den Besuch der hl. Messe verbot. In den Landesteilen, welche mehr Katholiken zählten, wahrte er denselben im allgemeinen die zugestandenen Rechte, so in Preußen. In den Klevisch-Märkischen Landen aber schienen alle Maßregeln auf eine Beseitigung der alten Freiheiten der Katholiken und allmähliche Einführung des reformierten Bekenntnisses hinauszulaufen. Es kam oft zu erbitterten Streitigkeiten mit dem Erzbischofe von Köln über die geistliche Jurisdiktion und zu begründeten argen Beschwerden über den Druck der brandenburgischen Regierung. Geistliche, welche derselben in geistlichen Sachen den Gehorsam verweigerten und nicht das Bischofsrecht des Kurfürsten anerkannten, sollten nach dem Edikt vom

7. Sept. 1661 „alsofort als Rebellen mit der von mehr hochgedachten Unsern Vorfahren dagegen verordneten leiblichen Straffe, benäntlich Steckung in den Säcken und Werfung auff das Wasser, Andern zum abscheulichen Exempel beleget und aus dem Weg geräumet werden". Auch der Religionsvergleich vom 26. April 1672 änderte an der Kardinalfrage über die bischöfliche Jurisdiktion so wenig, daß selbst das Säckeedikt in Kraft blieb. Die Streitigkeiten über die Mischehen, die Kindererziehung, die Prozessionen u. a. dauerten gleichfalls fort. Und die Nachfolger des Großen Kurfürsten waren nicht gewillt, das beanspruchte Recht des Landesbischofs aufzugeben. Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms war im Geiste der Zeit, und in diesem Lichte betrachtet, nicht schlimmer als die anderer Fürsten. Die im ganzen noch geübte Duldung stach sogar vorteilhaft gegen die schroffe Unduldsamkeit anderer ab.

Das Verhältnis des Großen Kurfürsten zu Frankreich und seine Teilnahme an den Kriegen gegen dasselbe ist bereits Gegenstand der Darstellung gewesen. Mit sicherem Blicke erkannte er, daß, wenn Holland „über einen Haufen geworfen" werde, „nachmals Frankreich nach seinem Belieben mitt dem Reiche verfahren und Sich zum meister darvon machen würde". Im Herzen war er gut deutsch gesinnt, aber es hieße einen Schwärmer aus ihm machen, wollte man alle seine politischen Maßnahmen und Schachzüge entschuldigen und beschönigen. In erster Linie war er Staatsmann und hatte, solange es sich mit dem partikularen Interesse vereinbaren ließ, das Allgemeinwohl Deutschlands im Auge. Man darf aber von einem deutschen Fürsten der Zeit nicht erwarten, daß er dieses über jenes gestellt habe. Nach dem Zeugnis der kaiserlichen Gesandten hegte Friedrich Wilhelm eine aufrichtig nationale Gesinnung. Das hinderte ihn aber nicht, wenn es geraten schien, auch dem verhaßten Erbfeinde Deutschlands die Hand zum Bunde zu reichen. Er würde dasselbe vielleicht auch gethan haben, ohne daß ihn das Haus Habsburg durch seine Behandlung in der schlesischen Frage gereizt hätte. Diese lieferte mehr den Geschichtschreibern, als dem Politiker selbst einen Entschuldigungsgrund. Als im Jahre 1675 der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau starb, ließ Kaiser Leopold, unbekümmert um die zwischen den Häusern Brandenburg und Liegnitz im Jahre 1537, freilich ohne Zustimmung des böhmischen Oberlehnsherrn, geschlossene Erbverbrüderung, diese Länder besetzen und trat nach längeren Verhandlungen erst 1686 zur Abfindung für diese Lande und zur Entschädigung für das gleichfalls beanspruchte Jägerndorf den Kreis Schwiebus (nördlich von Züllichau) ab. Da er dem Kurprinzen versprach, das Testament seines Vaters, welches den Söhnen zweiter Ehe Regierung und Einkünfte in einigen Landesteilen zusicherte, unausgeführt zu lassen, verzichtete dieser in einem geheimen Vertrag vom 8. März 1688 auf Schwiebus. Bestimmten so häusliche Verhältnisse den künftigen Herrscher, den Vorteil des Hauses preiszugeben, so warf gerade dieser Unfriede zwischen

Vater und Sohn seinen Schatten auf die letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelms.

Nach dem Tode seiner klugen Gemahlin Luise Henriette (1667) hatte er sich zum zweitenmale verheiratet, und zwar mit Dorothea von Holstein-Sonderburg (1668). Dem Kurfürsten ersetzte sie trotz treuer Liebe nicht die Verewigte. Der Stiefsöhne und des Volkes Liebe vermochte sie sich nicht zu gewinnen. Der Übertritt zur reformierten Konfession steigerte die Abneigung. Da sie zum Schaden der Kinder erster Ehe ihren eigenen Kindern eine sichere Versorgung zu erwirken strebte, geriet sie sogar in den Verdacht, daß sie den Stiefsöhnen nach dem Leben trachtete. Den plötzlichen Tod des Kurprinzen Emil, der Gemahlin des Kurprinzen Friedrich und des Markgrafen Ludwig, die in blühendem Alter von jähen Krankheiten hingerafft wurden, bürdete man ohne weiteres der bösen Stiefmutter auf. Kurprinz Friedrich entfloh und hielt sich mit seiner zweiten Gemahlin, der geistvollen Sophie Charlotte von Braunschweig-Lüneburg, aus Mißtrauen meist fern vom Hofe des Vaters. Ohne Zweifel übte Dorothea keinen heilsamen Einfluß auf ihren Gemahl. Denn die von ihr veranlaßte, dem Achilleischen Hausgesetz zuwiderlaufende Teilung stand in grellem Widerspruche zu dessen ganzer sonstiger Gesinnung. Darum fällte Friedrich der Große das harte Urteil über seinen Ahn: „Der Held ließ sich zu Ende seiner Regierung von seiner Gemahlin beherrschen.“ Sie hat auf seine Entschließungen sicher Einfluß ausgeübt, ob aber in dem Grade, wie die öffentliche Meinung der Zeit behauptete, das dürfte billig in Zweifel zu ziehen sein. Fast bis zu seinem letzten Augenblicke hat er seinen festen Willen behauptet, seine rastlose Sorge für die Sicherheit des Staates und die Weiterführung seiner Politik bethätigt.

Das schwere Gichtleiden, welches ihn auf allen Feldzügen begleitet und im Frieden nicht verlassen hatte, artete zu Beginn des Jahres 1688 in Wassersucht aus. Ruhig der Auflösung entgegensehend, traf er seine letzten Anordnungen. In einem Krankheitsbericht aus den letzten Tagen wird dem Kaiser gemeldet, daß der Kurfürst seit vier Tagen »von seinem sonsten gewöhnlichen gähen zorn gänzlich nachlasse und mit besserer Geduld alles anhöre, auch sich eben also helfen und führen lasse, welche subite Veränderung nachdenklich scheinet«. Am 9. Mai 1688 teilt der Berichterstatter dem Kaiser mit, daß an demselben Tage zwischen 9 und 10 Uhr vormittags der Kurfürst entschlafen sei, und fügt seiner Mitteilung hinzu, es sei »nicht genugsam zu beschreiben, mit was für einer Standhaftigkeit und absonderlicher grosser Andacht bei vollkommener guter Vernunft er sein Leben geendiget«.

Wenn nicht die gewaltige Thätigkeit selbst den besten Beweis für die Bedeutung des Herrschers gäbe, so würden die bewundernden Urteile unparteiischer Zeitgenossen schwer in die Wagschale fallen. So bestätigen sie nur die allgemeine Anerkennung seiner Größe. Der

kaiserliche Gesandte Franz von Lisola lernt mehr und mehr seine hohe Begabung kennen und bewundern, rühmt seine außergewöhnliche Umsicht und seine staunenswerte Arbeitskraft. „Ich bewundere diesen Kurfürsten" — schreibt er am 30. Nov. 1663 etwa —, „welcher lange Vorträge mit den eingehendsten Details für Ergötzlichkeiten nimmt und dies ausdrücklich seinen Beamten zur Pflicht macht; er liest alles, entscheidet alles, erledigt alles, antwortet auf alles, bringt die Dinge in Einklang miteinander und verabsäumt nichts." Von den Schwächen seiner Zeit ist er nicht völlig frei: Fürstenwille und Staatsraison geht oft dem Volkswohl vor; politische Klugheit gilt manchmal mehr als moralisches Bedenken; der Glanz des Hofes täuscht über das Elend des Volkes. Aber aufrichtige Frömmigkeit und strenge Sittenreinheit hebt den Kurfürsten hoch über die meisten Regenten seiner Zeit. Seine Größe teilt keiner der deutschen Mitfürsten. Seine Verdienste um Preußen kamen vielfach dem Gesamtvaterland zugute. Er ist nicht bloß für Preußen, sondern für Alldeutschland „der Große Kurfürst".

c) Friedrich III. (1688—1713).

An Fähigkeiten und Leistungen stand ihm sein Nachfolger, Friedrich III. (1688—1701, bezw. 1713), bedeutend nach. Aber er fügte zur Macht den nicht wertlosen Schimmer der Königskrone. Die Erhebung Wilhelms von Oranien und Friedrich Augusts von Sachsen erweckten auch in ihm den Wunsch, sein Haupt mit dem Abzeichen der königlichen Würde geschmückt zu sehen. Gegen die Zusicherung der Hilfe im spanischen Erbfolgekriege versprach Österreich trotz der Abmahnung des Prinzen Eugen die Verwandelung des Herzogtums Preußen in ein Königreich anzuerkennen. Am 18. Jan. 1701 setzte Friedrich sich und seiner Gemahlin unter großen Festlichkeiten zu Königsberg die Krone aufs Haupt, nachdem er tags zuvor den Schwarzen Adlerorden mit der Devise »Suum cuique« gestiftet hatte. Die Bedeutung dieses Ereignisses hat niemand bestimmter ausgesprochen, als Friedrich d. Gr. in den seinem Großvater in den Mund gelegten Worten: „Ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch dessen würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt das Werk vollenden." War auch Ehrgeiz der Hauptgrund, diese äußere Erhöhung zu erstreben, sie brachte doch erst die innere Macht des Staates, der mit seinen 2000 Quadratmeilen Umfang den Königreichen Portugal und Dänemark gleich kam, dauernd zum Ausdruck. Um Polen, welches Westpreußen noch in seinem Besitz hatte, nicht zu verletzen, nannte sich Friedrich nicht König von Preußen, sondern in Preußen. Während die meisten europäischen Mächte den neuen Rang anerkannten, erhob der Papst, Clemens XI., im Einklang mit dem Deutschen Orden, welcher seine Ansprüche auf den verlorenen Besitz nicht aufgab, Einspruch gegen dieses „der ganzen Christenheit zu bösem Exempel gereichende Vornehmen". Das neue Königreich wurde erst 1787 vom Papste förmlich anerkannt. Es ist

ungerecht, Friedrich aus dieser Eitelkeit einen Vorwurf zu machen. Die Erwerbung des höheren Titels bedeutet einen nicht geringen Fortschritt auf dem Wege zur weiteren Größe. Das Streben danach läßt sich aus dem das ganze Zeitalter charakterisierenden Zug kleinlichster Rang-Eifersucht wohl verstehen. Will ein Staat etwas gelten, so muß er wissen, aus sich etwas zu machen. Die öffentliche Meinung urteilt nicht immer nur nach innerem Gehalt, sie schaut auch auf äußere Stellung. Und oft bringt diese erst jene zur Geltung, gleichwie der Schliff den Demant.

Führt man die den Wissenschaften und Künsten bewiesene Fürsorge auf dieselbe Neigung Friedrichs zu Glanz und Prunk zurück, so vergesse man nicht, daß auch diese dem allgemeinen Geiste der Zeit entspricht und gar oft jene nicht minder gefördert und gepflegt hat, als rein ideale Begeisterung. Friedrichs zweite Gemahlin aber, Sophie Charlotte von Hannover, eine höchst geistvolle Frau, Schülerin und Freundin des großen Philosophen Gottlieb Wilhelm von Leibniz, besaß in der That das regste Interesse für das Gebiet des Geistigen und Schönen. Sie brachte in die hohlen Vergnügungen des Hofes die veredelnde Weihe und Würde. Nachdem Friedrich schon 1694 der Wissenschaft eine neue Pflegstätte in der Universität Halle eröffnet hatte, wo bald bedeutende Gelehrte, wie Samuel von Pufendorf, der Lehrer des Naturrechts, und der Kirchenrechts-Lehrer Christian Thomasius mit großem Erfolge wirkten, der edle August Hermann Francke die Anstalten des Waisenhauses ins Leben rief, lud er Leibniz nach Berlin und gründete auf dessen Anregung nach ähnlichen in England und Frankreich bestehenden Instituten im Jahre 1699 die Societät, die spätere Akademie der Wissenschaften, in deren Statuten ausdrücklich die Pflege der deutschen Sprache gefordert wurde. Der übermäßige Aufwand, welchen die zahlreichen Hoffeste forderten, zog freilich die Errichtung der nötigen Gebäude lange hinaus. Erst nach zehn Jahren konnte die Einweihung des Akademiebaus und der Sternwarte erfolgen. Unter dem Einflusse dieses wissenschaftlichen Geistes erfolgte auch am 1. März 1701 die Einführung des Gregorianischen Kalenders. Der Landsitz der Kurfürstin zu Liezen, das heutige Charlottenburger Schloß, war ein wirklicher Sammelpunkt für Gelehrte, Künstler und geistreiche Männer und Frauen. Die ebenso liebenswürdige als schöne Fürstin besaß nach dem Urteile Friedrichs d. Gr. „den Geist eines großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten“. Ihrer Anregung gebührt unzweifelhaft das größte Verdienst bei dem mächtigen Aufschwung, welchen Künste und Wissenschaften in der einst ob ihrer Roheit so verrufenen Mark nahmen. Jetzt begann die Residenz sich zu schmücken mit Prachtbauten. Der Bildhauer und Architekt Schlüter baute damals den größten Teil des Berliner Schlosses, die Post, die lange Brücke mit der Bildsäule des Großen Kurfürsten und das Zeughaus. Wenn der königliche Berichterstatter hervorhebt, daß Brandenburg damals selbst „einen guten Dichter“ besaß, den „Pope Deutsch-

lands", so lautet das Urteil der Litterarhistoriker und unser Geschmack freilich weniger günstig von dem Geiste des Hofpoeten Canitz.

Den äußeren Umfang des Staates erweiterte Friedrich besonders durch die „oranische Erbschaft". Auf sein Erbrecht fußend, besetzte er nach dem Tode des kinderlosen Wilhelm III. (1702) trotz des Widerspruchs der Generalstaaten die Grafschaft Lingen an der Ems, Stadt und Land Mörs am Rhein und erhielt auch durch Entscheidung der Landstände die Herrschaft in dem Fürstentum Neuenburg (Neufchatel) und der Grafschaft Valendis (Valengin) in der Schweiz (1707). Im Jahre 1857 leistete König Friedrich Wilhelm IV. auf den schweizerischen Besitz Verzicht, um einen unnötigen Krieg zu vermeiden. Durch Kauf brachte Friedrich 1707 die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen an sich, ein Jahr darauf durch Erbschaft die fränkische Grafschaft Geyern. Schon 1697 hatte er für 300000 Rthlr. von dem verschwenderischen August II. von Sachsen die Erbvogtei über Stift und Stadt Quedlinburg erworben. Doch erhoben die Äbtissinnen des evangelischen Stiftes gegen diese Beschränkung ihrer Rechte bis zur Aufhebung desselben im Jahre 1803 Einsprache. Ebensowenig erkannte Nordhausen die mit dieser Schutzherrschaft beanspruchte Vogtei des Königs an. Erst das Jahr 1815 brachte beide Städte endgültig unter die Herrschaft Preußens.

Eine Schattenseite der Regierung Friedrichs bleibt der Hang zu verschwenderischer Hofhaltung. So lange sein Erzieher und späterer erster Minister, der gerade und ernste Eberhard von Danckelmann, seinen wohlthätigen Einfluß ausüben konnte, wurde diese bedenkliche Neigung zu übermäßigem Aufwand noch in Schranken gehalten. Die rücksichtslose Offenheit aber, mit welcher der wackere Mann dem Fürsten über diesen Fehler wie über andere Mißstände Vorstellung machte, erregte Anstoß und gab seinen Neidern eine Handhabe zu Ränken, welche schließlich seinen Sturz herbeiführten. Auf gänzlich unbegründete und erdichtete Beschuldigungen hin ward der hochverdiente, treue Diener im Jahre 1697 seiner Ämter entsetzt und trotz erwiesener Unschuld jahrelang in Haft gehalten, auch nach seiner Freilassung nicht mehr in seine Güter restituiert. An seine Stelle trat der ränkevolle schmeichlerische Höfling Kolb von Wartenberg, in seiner gemeinen Selbstsucht, seinem unverschämten Dünkel und seiner gewissenlosen Amtsführung das gerade Gegenstück Danckelmanns. Statt den Fürsten in seiner verderblichen Neigung zu zügeln, bestärkte er ihn vielmehr in derselben. Trotz der reichen Subsidiengelder, welche die Teilnahme an den Kriegen eintrug, lastete auf dem Volke durch den Aufwand des Hofes drückende Not, zu der sich noch in den Jahren 1709—11 die Pest gesellte. So seufzte das Volk unter dem an sich gutmütigen, leider aber von erbärmlichen Günstlingen und seinen kostspieligen Leidenschaften beherrschten Herrscher. Die maßlose Liebe zu Pracht und Verschwendung, welche das Hofleben zur Schau stellte, stand in grellem Widerspruche zu den erlassenen Gesetzen wider den Luxus und die auf

denselben gelegten Steuern. Anstatt den Aufwand einzuschränken, erhöhte man lieber die Accise, besteuerte das Salz, die Perücken, erhob Kopfsteuern, Schloßbaugelder, Legationsgelder, fing man einen ganz abenteuerlichen Handel mit Schweinsborsten an, preßte man die Juden weidlich aus und versuchte es mit betrügerischen Goldmachern. Der allmächtige Günstling brachte es soweit, daß der König selbst dessen Frau, eine zwar schöne, aber ebenso freche, als ungebildete Person, nach französischem Muster wenigstens zum Scheine zu seiner Vertrauten erhob. Als endlich die grauenvolle Mißwirtschaft in den Finanzen und die traurige Lage des Landes den übeln Berater zu Fall brachten, empfing er noch zum Lohn für seine Dienste eine Gnadenpension von 24000 Rthlr. Das dreifache W aber, welches die bösen Geister Wartenberg und dessen Kreatur Wittgenstein, sowie nach der öffentlichen Meinung der unfähige, aber unbescholtene Generalfeldmarschall Wartensleben über das Land gebracht hatten, lebte lange in der Erinnerung des Volkes fort. Trotz der Schattenseiten, welche der Regierung Friedrichs anhafteten, besaß er persönlich dessen Zuneigung, die sich namentlich in den Tagen seiner letzten Krankheit kundgab. Am 25. Februar 1713 segnete er das Zeitliche.

d) Friedrich Wilhelm I. (1713—1740).

Mit seinem Sohne Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) bestieg ein Herrscher den Thron, der in allem das Gegenstück seines Vorgängers war. Von seiner Mutter hatte er nicht den Sinn für Kunst und Wissenschaft, von seinem Vater nicht den Hang zu leerem Prunk und wertlosem Tand geerbt. An Stelle des hohlen Tones französischer Mode und seichter Sitte trat jetzt das Gepräge urwüchsiger deutscher Derbheit in Wort und Tracht. Gegen die maßlose Verschwendung, welche seither beim Hofe geherrscht hatte, stach die plötzlich eintretende Sparsamkeit selbst in der Küche so gewaltig ab, daß sie bald als schmutziger Geiz verrufen ward. Nach der unselbständigen Schwäche der verwichenen Regierung mit ihrer Günstlingswillkür machte sich die rücksichtslose, eiserne Willenskraft des Selbstherrschers doppelt schwer geltend. Gewiß, er schaffte sich möglichst rasch „das Pack neugieriger Komödianten", d. h. die faulenzenden Hofschranzen, vom Halse und verminderte die Einkünfte der bleibenden um vier Fünftel; er duldete keinen Widerspruch, kein „Räsonnieren", sondern „stabilierte" — wie er der sogenannten Hubenkommission in Preußen erklärte — „die Souveränität" und setzte „die Krone fest wie einen rocher von bronce", nötigenfalls mit Anwendung seines spanischen Rohrs; er war fürchterlich in seinem Jähzorn gegen seine Unterthanen wie gegen seine eigene Familie; aber er hauchte dem ganzen preußischen Staatswesen den Geist der strengen Zucht, der peinlichen Gewissenhaftigkeit bei der Amtsführung, der genauesten Pünktlichkeit und Ordnung, der haushälterischen Sparsamkeit, der rastlosen Arbeitsamkeit ein, den Geist, welcher seitdem als Grundzug des preußischen Beamtentums gilt. Der

Fürst selbst ging seinen Dienern in strenger Einteilung seiner Zeit und Thätigkeit mit gutem Beispiel voran. Er waltete als unumschränkter Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen und führte ein Regiment des Schreckens, aber er sorgte auch dadurch für Ordnung und Sicherheit, für Gerechtigkeit und Sitte im Lande. Seine Herrschaft hat den Begriff der Subordination dem ganzen Volk eingeimpft. In rastloser Hingabe an die Verwaltung des Staates zeigte er sich in Wahrheit als dessen ersten Diener. Er war eben im Staate, wie in der Familie ein strenger, thätiger Hausvater, mehr gefürchtet, als geliebt. Über alles führte er genaue Aufsicht, in allem erteilte er selbst bündig und unbeugsam seinen Bescheid. Um eine einheitliche Finanzverwaltung herzustellen, schuf er im Jahre 1723 das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorium, kurz das Generaldirektorium genannt, in welchem er selbst den Vorsitz führte. Die Staatseinkünfte wußte er durch scharfe Erhebung der gesteigerten Kriegsgefälle, als da waren die Kontribution, das Kavalleriegeld, die Lehnpferdegelder, die Accise, die Kriegsmetze, d. i. die Abgabe für jeden Scheffel Getreide, die aus Gebühren für Beförderungen und Strafgeldern gefüllte Rekrutenkasse, ganz bedeutend zu erhöhen. Sie betrugen zuletzt 7 000 000 Thaler. Die Ausgaben für die Civilverwaltung wurden bestritten aus den Domänengefällen, zu welchen die Einkünfte aus dem Salzmonopol, dem Berg-, Hütten- und Postwesen, den Zöllen und die Stempelsteuer gehörten. Während er streng an dem Merkantilsystem festhielt, sorgte er unablässig für die Hebung des einheimischen Gewerbfleißes, namentlich der Wollweberei und der Landeskultur. Durch die Entwässerung des havelländischen Bruchs bei Friesack (1718—1725) gewann er 22 Quadratmeilen fruchtbaren Ackerlandes. Die Trakehner Fluren machte er durch Trockenlegung zur Pferdezucht geeignet. Dem Beispiele seines Großvaters folgend, nahm er fremde Ansiedler in sein Land auf und wies ihnen verödete Strecken zum Anbau zu. Gegen 17 000 aus Salzburg ausgewanderte Protestanten fanden in dem durch die Pest entvölkerten Ostpreußen eine neue Heimat, in deren Verhältnisse sie sich freilich nur langsam eingewöhnten. Die Wirklichkeit entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Die Söhne der Berge, in der Freiheit aufgewachsen, fanden sich anfangs schlecht in die drückende Dienstbarkeit preußischer Unterthanen; allmählich aber gewannen sie den nordischen Boden und die nordische Luft lieb und bethätigten, in opferwilliger Treue den Altpreußen gleich, dem Königshause ihren Dank. So gelang es Friedrich Wilhelm nicht nur, sein „wüst Land“ zu „peuplieren“ — es erhoben sich nach und nach über 300 Dörfer und sechs Städte, darunter Gumbinnen —, sondern auch dessen Wohlstand wiederherzustellen und zu mehren. Praktisch wie immer, ruhte er nicht eher, als bis der Erzbischof Firmian von Salzburg den Auswanderern vier Millionen Gulden Entschädigung für den Verkauf ihrer Güter entrichtet hatte. Auch vertriebene Böhmen erhielten in seinem Lande Unterkunft. Es waren namentlich Spinner

und Wollweber, welche sich in der Friedrichstadt und bei Potsdam ansiedelten. Es lag ihm besonders am Herzen, gerade diese Orte bebaut und bewohnt zu sehen. Daher zwang er jeden Einwohner, der Geld hatte oder zu haben schien, zum Bauen, mochte derselbe auch darüber finanziell zu Grunde gehen. So sparsam er sonst war, für Wiederaufbau zerstörter Ortschaften verwilligte er gern und verhältnismäßig bedeutende Unterstützungen. Auch für Kirchen und Schulen öffnete er bereitwillig seine Hand. Unter Friedrich Wilhelms Regierung wurden über 2000 neue Schulen errichtet; allein in Ostpreußen und Litauen verdankten ihm 1600 Dorfschulen ihre Entstehung. Eine besondere milde Stiftung, mit dem üblichen Ausdruck für Leihhaus als mons pietatis bezeichnet, sollte dazu dienen, mit den Zinsen unter Umständen armen Schulgemeinden das Lehrergehalt zu bieten. Je weniger Achtung er der Wissenschaft und ihren Vertretern entgegenbrachte, um so größere Fürsorge wandte er der Unterweisung des Volkes zu. Schon 1717 befahl er den Eltern, ihre Kinder vom 6.—12. Jahre in die Schule zu schicken, und untersagte den Geistlichen, Kinder zu konfirmieren, die nicht lesen könnten. Im Jahre 1735 gründete er das erste Lehrerseminar. Einen Einwand der preußischen Regierung gegen den Schulzwang wies er mit dem unzweideutigen Bescheid zurück: „Dieses ist nichts; denn die Regierung will das arme Volk in Barbarei erhalten. Denn wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts.“ Friedrich Wilhelm ist mit einem Worte der Vater des preußischen Volksschulwesens. Selbst von aufrichtiger Frömmigkeit beseelt, wollte er auch ein religiöses Volk haben. In der Instruktion für die Erziehung des Kronprinzen Friedrich forderte er zunächst Einprägung „wahrer Gottesfurcht“, in zweiter Linie Erweckung von Ruhmbegierde. Aber er verabscheute das „Pfaffengezänk“ und mochte von dem Unterschied der „beiden evangelischen Religionen“ nichts wissen. Obwohl der reformierten Konfession so zugethan, daß er ihr zuliebe sogar die lutherische Liturgie trotz des Widerspruchs der Geistlichen bedeutend abänderte, stand er in seinem Glauben doch nicht ganz auf dem Boden der Lehre Calvins, namentlich was dessen Ansicht von der Prädestination angeht. Als der berühmte Philosoph Christian Wolf zu Halle beschuldigt ward, daß er gelehrt habe, niemand sei infolge der prästabilierten Harmonie von Leib und Seele für seine Handlungen verantwortlich; die königlichen Grenadiere könnten also nichts dazu, wenn sie entliefen: befahl er dem Verunglimpften, ohne seine Verteidigung zu berücksichtigen, am 8. November 1723 binnen 24 Stunden „bei Strafe des Stranges“ das Land zu räumen. Zu spät erkannte der König sein Unrecht und suchte den Mann von Marburg wieder zur Rückkehr zu bewegen, aber ohne Erfolg. Die Grundsätze des Gelehrten über Staat und Staatswirtschaft gefielen ihm jetzt so, daß er sich dieselben im Auszuge mitteilen ließ und studierte. Als der König auf dem Sterbebette lag, kostete es den Hofpredigern Mühe, ihn von seiner Sündhaftigkeit zu über-

zeugen. Die ernsten Vorstellungen, welche ihm der Geistliche Roloff über seine harten Urteile und thatsächlichen Ungerechtigkeiten machte, zerknirschten ihn zwar so, daß er zum Schrecken des Predigers ein offenes Bekenntnis seiner Schuld ablegte; sein selbstbewußter Sinn aber fand dann wieder Gründe der Rechtfertigung, zumal da er der Ansicht war, „daß die Könige vor den particuliers etwas zum Voraus hätten". Ein so von der Rechtmäßigkeit seines Thuns überzeugter Mann läßt sich nur schwer zur Vergebung und Aussöhnung bestimmen. Fast bis zum letzten Atemzug hielt er fest an der feindseligen, unversöhnlichen Gesinnung gegen seinen Schwager, den König Georg II. von England, mit dem er von Jugend auf gespannt, später infolge der von seiner Gemahlin Sophia Dorothea angeregten Heiratspläne zwischen den beiderseitigen Kindern völlig zerfallen war. In seinem aufrichtigen Bestreben, die „schlimme Justiz" zu „remedieren", hat er manchmal das Recht verletzt und durch Einrichtung des Fiskalats, als einer Aufsichtsbehörde, das verderbliche Denuncianten-Unwesen begünstigt. Die Hexenprozesse schaffte er ab, dafür verschärfte er öfters in den Kriminalprozessen die gesetzlichen Strafen in der Absicht, durch Strenge von Verbrechen abzuschrecken. Gegen Diebe und Duellanten kannte er keine Gnade. Selbst bei Polizeivergehen verfuhr er ohne Erbarmen. So viel Gewaltthätigkeit bei seinen zahlreichen polizeilichen Verordnungen mit unterlaufen mochte, im allgemeinen kamen sie dem Lande zugute. Sie beschränkten den Luxus, hielten zu Thätigkeit und Sparsamkeit, zu Ordnung und Reinlichkeit an; sie regelten das Feuerlöschwesen, die Medizinalangelegenheiten, Zunftrechte, Handel und Verkehr, die Preise der Lebensmittel, das Gesinde, die Mode u. s. w. Die Hökerinnen durften „nicht Maulaffen feil halten", sondern mußten spinnen, stricken oder nähen. Wehe den bummelnden Tagedieben! Schauspieler galten als ehrlos; aber an einem „starken Mann" fand der König seinen Gefallen. Selbst ein Muster wie der äußeren, so der inneren Reinheit wachte er treu über die Erhaltung der Sittlichkeit im Volke. Andere Verfügungen standen mit seiner eigenen Praxis in seltsamem Widerspruche. Während er selbst den Stock nicht sparte, verbot er den Beamten und Pächtern bei harter Ahndung, die Unterthanen bei dem Hofdienste auf dem Lande „mit Peitschen- und Stockschlägen wie das Vieh übel zu traktieren". Gegen die eingerissene Unsitte, daß die Beamten von den Bauern sich Vorspannpferde verschafften, schritt er streng ein und suchte die drückenden Frondienste zu erleichtern. Auf den königlichen Domänen hob er die Leibeigenschaft auf. Es hätte nur — wie sein Wille forderte — die Behörde „den Bauern recht zu verstehen geben" müssen, „was sie vor einen Profit haben von der Freiheit", dann würde in der That „in etlichen Jahren das Land besser bebauet" gewesen sein. Aber die Behörden unterstützten den König in diesem wahrhaft weisen Bestreben zu wenig. Eine schwere Last für den Bauernstand lag in den scharfen Jagdgesetzen. Für die Tötung von Wölfen wurden zwar Preise ausgesetzt;

aber Wildschweine und Hirsche, die den Feldern großen Schaden zufügten, selbst Biber, Luchse, Fischottern durften von keinem Unterthan erlegt werden. Die Jagd betrachtete der König als sein Vorrecht. Sie war neben dem Soldatentum seine einzige Leidenschaft.

Bei den Verbesserungen im Gerichtswesen bediente er sich in den letzten Jahren des Rates seines Justizministers Samuel Cocceji, welcher namentlich dem Kammergericht eine neue Einrichtung gab. Übrigens hatte er im allgemeinen von den Richtern und gar den Sachwaltern eine geringe Meinung. Das römische Recht war ihm ein Greuel.

In seinem Privatleben herrschte große Einfachheit, die öfters in Kargheit ausartete. Wohl fühlten seine Gemahlin, Sophie Dorothea von Hannover, und die Prinzen und Prinzessinnen schwer den Zorn des harten Mannes; aber er war ein treuer Gatte und ein um das sittliche Wohl seiner Kinder ernst besorgter Vater. Der Kronprinz, von bösen Kameraden beeinflußt, zeigte Hang zu Leichtsinn. Das erklärt, zum Teil wenigstens, die Strenge des Vaters. Seine Härte, der üble Einfluß des ränkevollen Generals von Grumbkow und des kaiserlichen Gesandten von Seckendorff, die bei ihm alles galten, verschlimmerten die Sache. Die Bemühungen der Königin, durch eine Doppelheirat die Häuser Preußen und Hannover zu verbinden, wurden durch diese Männer hintertrieben und veranlaßten unliebsame Zerwürfnisse in der königlichen Familie, welche dadurch um so ärger wurden, weil der Kronprinz ganz andere Liebhabereien und Neigungen als der Vater hegte. Während dieser sich mit seinen Offizieren im Tabakskollegium bei einem Krug Bier, einigen Pfeifen Tabak und einfachem Imbiß in ungezwungener Unterhaltung oft auch an derben Witzen und mitunter rohen Scherzen ergötzte, suchte jener seinen Genuß an der Lektüre französischer Schriften, an Musik, und fand mehr Gefallen an eitlem Putz und sinnlichen Vergnügungen. Bei diesen verschiedenen Neigungen fehlte es nicht an schlimmen Auftritten in der Familie. Friedrich Wilhelm meinte es mit seiner Erziehung von Herzen gut, verdarb aber mit seiner maßlosen Heftigkeit und Roheit alles. Er verstand es nicht, seinen Sohn zu erziehen. Schreckensherrschaft vermag keine Liebe, keinen auf vertrauender Zuneigung beruhenden Gehorsam zu erzeugen, sondern höchstens verhaßte „Subordination". Friedrich Wilhelm war eben durch und durch Befehlshaber. Sein Herz hing an seinen „blauen Kindern", seinen Soldaten.

Wenn er selbst von sich sagte, er habe den „Soldatennarren", so lag doch dieser Narrheit der sehr vernünftige Gedanke zu Grund, dem Staat die festeste Stütze zu schaffen. Daher brachte er im Laufe seiner Regierung das Heer auf die Stärke von 83000 Mann, darunter 64000 Mann Fußvolk, 18000 Berittene. Bei einer Bevölkerung von $2\frac{1}{4}$ Millionen konnte diese starke Heeresmacht nicht aus dem eigenen Lande beschafft werden. Um indes nicht ganz von den Werbungen in fremden Gebieten abhängig zu sein, führte der König im Jahre

1733 das Kantonsystem ein und legte mit demselben den Grund zur allgemeinen Wehrpflicht. Für ein Volksheer vermochte er sich nicht zu erwärmen. Deshalb beseitigte er die Landmiliz, deren Namen er schon für Beschimpfung des Soldatenstandes ansah, bildete aber im Jahre 1719 aus den altgedienten Soldaten eine Art Landwehr in drei Regimentern. Jedes Regiment erhielt einen bestimmten Aushebungsbezirk, aus welchem es sich ergänzen mußte. Viele junge Männer waren zwar durch Stand oder Verhältnisse von der Pflicht zum Militärdienst befreit, die übrigen in der Stammrolle verzeichneten aber konnten zu Rekruten herangezogen werden und waren dann etwa 20 Jahre lang, wenn auch mit öfterem und längerem Urlaub, bei der Fahne. Die Werbungen geschahen oft mit der größten Rücksichtslosigkeit und unter Verletzung der Rechte fremder Landesherren, so daß sich der König wiederholt in unangenehme Streitigkeiten mit denselben verwickelt sah. Ganz besonders war dies der Fall bei der Werbung für sein Potsdamer Leibregiment, welches er aus 2400 „langen Kerlen" zusammensetzte. Die Schwäche des Königs für Riesensoldaten grenzte an Verrücktheit. So sparsam, ja geizig er sonst war, für einen langen Kerl gab er unbedenklich Tausende von Thalern hin. Die Beschaffung eines langen Irländers Namens Kirkland kostete ihn etwa 24 000 Mark. Konnten die Werber einer neu entdeckten Länge nicht auf gütlichem Wege habhaft werden, dann scheuten sie nicht vor Entführung zurück, und der sonst über alles Unrecht, zumal den Diebstahl so empörte Monarch machte sich aus diesem Menschendiebstahl kein Gewissen. Wer übrigens von diesen Riesen seinen Dienst ordentlich versah, konnte stets auf des Königs Wohlwollen rechnen. Deserteure dagegen hatten die strengste Strafe zu gewärtigen. Der Stock, das grausame Spießrutenlaufen hielt die gepreßte Schar in Zucht und Schrecken. Für die Soldatenwaisen stiftete er 1721 das große Potsdamer Waisenhaus. Die Kadettenhäuser verlegte er von Magdeburg und Colberg nach Berlin, um sie unter den Augen zu haben. Denn es kam ihm vor allem darauf an, ein brauchbares, von einem Geiste beseeltes Offizierkorps zu schaffen. Daher nahm er den Obersten das Recht, die Fähnriche, Lieutenants und Hauptleute zu ernennen, und besetzte diese Stellen jetzt selbst. Suchte er auch vornehmlich den Adel für den Offizierstand zu gewinnen, so beförderte er doch häufig Bürgerliche in dem Stande, welchen er als den ehrenvollsten und wichtigsten ansah. Der Grad-messer militärischer Befähigung aber war nicht wissenschaftliche Bildung, sondern Kenntnis der Dienstinstruktion und des Exerzier-Reglements, Tapferkeit, Gehorsam und Ehrenhaftigkeit. Der Offizier durfte grob, plump sein, konnte sich viel gegen seine Untergebenen und gegen die Bürger herausnehmen, wenn er nur im Dienste genau, sparsam und sittlich war. Als rechter Kriegsmann galt, wer es dem Feldmarschall, Fürsten Leopold von Dessau, dem „alten Dessauer" nachmachte. Er ist der Vater des Drillsystems, welches bei all seinen Äußerlich-

keiten doch auch sein Gutes hatte. Kein Heer erreichte die stramme Haltung der preußischen Soldaten, keines diese Genauigkeit und ruhige Sicherheit in den Bewegungen; die Gleichheit des Schrittes, die Schnelligkeit des Schießens, welche durch die Einführung des eisernen Ladestocks erhöht ward, die Verwendung des Bajonetts statt der Piken verliehen den preußischen Truppen die Überlegenheit über alle Heere der Zeit. Aber der Gamaschendienst barg auch die Gefahr in sich, daß man auf Äußerlichkeiten mehr Wert legte, als auf das Wesentliche. Offiziere und Soldaten gewöhnten sich so sehr an den Gleichschritt, auf welchen sie dressiert waren, daß sie selbst außer Dienst marschierten wie in geschlossener Linie. Ja nach der Schilderung eines Zeitgenossen nahmen selbst die Civilisten soldatischen Tritt an. „Berlin gleicht — wie es in diesem Bericht heißt — nicht einer Residenz, sondern einem Grenzplatz, wo die Garnison die Hauptsache bildet und die übrige männliche und weibliche Bevölkerung nur zum Dienste der Soldaten da ist. Das Heer des Königs ist schmuck und wohlgeschult; aber die Soldaten und Subaltern-Offiziere scheinen Offiziere zu sein, und die Offiziere machen den Eindruck von gemeinen Soldaten." Denn die gute Montur, welche die letzteren erhielten, die musterhafte Sauberkeit, welche sie vor den Truppen anderer Staaten auszeichnete, gab ihnen das Ansehen von Offizieren. Diese aber trugen nicht, wie anderwärts die läppische, teuere Modekleidung, sondern eben auch die Uniform, die bei dem Fußvolk blau, den Husaren blau, bei der übrigen Reiterei weiß war. Friedrich Wilhelm selbst kleidete sich gewöhnlich in die Uniform seiner Grenadiere, die eng und knapp den kräftigen Körper umschloß, und legte höchstens bei Gelegenheit fürstlicher Besuche die verhaßte französische Tracht an. Allmählich bürgerte sich die Sitte des Uniformtragens auch bei den übrigen Fürsten ein. Die ungeheuren Perücken wurden verdrängt durch den fest gedrehten Zopf, ein Sinnbild des herrschenden Zwanges wie der eingeführten Ordnung.

Obwohl Friedrich Wilhelm sein Heer stets in schlagfertigem Zustande, die Magazine gefüllt, die Festungen zur Verteidigung bereit hielt, kam er doch selbst kaum dazu, seine Schöpfung im Kriege bewährt zu sehen. Als er zur Regierung kam, endete der spanische Erbfolgekrieg, an welchem die preußischen Truppen rühmlichen Anteil genommen hatten. Einen größeren Gewinn als der Utrechter Frieden, bei geringeren Opfern, brachte dem preußischen Staate das rechtzeitige Eingreifen in den gewaltigen Kampf, welcher schon seit dem Anfang des Jahrhunderts den Norden und Osten Europas erschütterte, den nordischen Krieg (1700—1721).

Rußland, Dänemark und Polen hatten sich verbündet gegen Karl XII. von Schweden, welcher im Alter von 17 Jahren den Thron bestiegen. Czar Peter der Große aus dem Hause Romanow (1689—1725) wünschte die im Frieden von Stolbova 1617 an Gustav Adolf verlorenen Ostseeländer Karelien und Ingermanland wieder zu gewinnen. Kurfürst Friedrich August von Sachsen, welcher

1697 seinem Mitbewerber um die polnische Krone, dem Prinzen Ludwig von Conti, zuvorgekommen war und so dem deutschen Einfluß im Osten das Übergewicht über den französischen verschafft hatte, versprach bei seiner Wahl den Polen die Wiedererwerbung des im Frieden von Oliva an Schweden abgetretenen Livland. Der von dem Schwedenkönig als Hochverräter geächtete Livländer Patkul hetzte ihn. Dänemarks König Friedrich IV. strebte nach der Lehenshoheit über das von einem Schwager Karls XII. regierte Herzogtum Gottorp. Als die Dänen in diesem Gebiete einen Einfall machten, zwang sie der jugendlich schnelle Karl durch seinen Übergang nach Seeland im Frieden zu Travendahl (1700) zum Verzicht auf Gottorp. Dann wandte er sich gegen die Russen und Sachsen. Ein glänzender Sieg (21. November 1700) über die mehr als doppelt so starke Armee Peters bei der Festung Narwa an der Grenze zwischen Esthland und Ingermanland trieb die Russen zurück und entriß den Sachsen wieder Livland. Anstatt aber den Sieg gegen den gefährlicheren Feind auszunutzen, warf er sich mit ganzer Kraft auf den gehaßten Polenkönig und ließ Peter dadurch volle Zeit, die Herrschaft an der Ostsee wieder zu gewinnen und durch Anlage von St. Petersburg (1703) zu sichern. Den Todesstoß, welchen diese Gründung der schwedischen Macht auf dem baltischen Meere versetzte, konnten die weiteren Siege Karls über die Sachsen und Polen nicht abwenden. Es mochte dem leidenschaftlichen Hasse des Siegers Befriedigung gewähren, an Stelle des Gegners in Warschau in der Person des Wojwoden Stanislaus Leszczinski (1704) einen fügsamen Diener auf den Thron zu erheben. Aber Rache gewährt keinen Ersatz für Verlust. Noch wäre es vielleicht möglich gewesen, den Schaden wieder zumteil gut zu machen, wenn nun wenigstens die Rückkehr erfolgt wäre; denn der schwedische General Lewenhaupt hielt mit bewundernswerter Festigkeit gegen die russische Übermacht noch Livland. Aber mit Blindheit geschlagen, verfolgte Karl das einmal gescheuchte Wild bis zum letzten Zufluchtsort. Wie er schon in Polen durch Begünstigung der Dissidenten den unseligen Religionsstreit entfachte, der, zum politischen geworden, den Untergang des Reiches herbeiführen sollte, so schmeichelte es ihm, den Schlesiern als Glaubensretter zu erscheinen. Unbekümmert um die Einsprache des Kaisers rückte er über die Oder nach Sachsen ein und zwang den Kurfürsten zum Frieden von Altranstädt (24. September 1706). Der Besiegte entsagte der polnischen Krone und bewilligte der schwedischen Armee Winterquartiere, Unterhalt und Sold. So hatte der Brand, welcher seither auf seinen Herd beschränkt schien, doch wieder das Herz Europas ergriffen, und einen Augenblick schien es, als ob seine Flammen mit denen des Westens zum Weltbrand sich vereinigen würden. Die Begegnung des Lords Marlborough mit Karl zerstreute die Besorgnis vor einer Erneuerung eines Bundes zwischen Schweden und Frankreich (1707). Nach fünf Jahren endlich schlug Karl die Richtung nach Osten gegen seinen Hauptgegner

ein, verließ diese aber wieder, um die zweifelhafte Unterstützung des Kosakenhetmanns Mazeppa in der Ukraine zu gewinnen. Unterdessen ward General Lewenhaupt, der ihm Verstärkungen und Lebensmittel zuführen sollte, trotz tapferer Gegenwehr besiegt und konnte dem durch Kämpfe, Mangel und Kälte arg mitgenommenen Hauptheere nur geringe Hilfe zubringen. Das erschöpfte Heer unterlag am 8. Juli 1708 bei Pultawa der russischen Übermacht. Die eine Schlacht entschied das Schicksal des Nordens: Schwedens Macht war dahin; die deutschen Ostseeländer waren Rußland preisgegeben. Gelang es auch nach langem vergeblichem Bemühen dem schwedischen Starrkopf, die Türken zur Beteiligung am Kriege zu bewegen, der Czar wußte sich aus der Klemme, in welche ihn das türkische Heer gebracht hatte, durch goldene Hebel zu lösen und durch den Frieden am Pruth (1711) sich die Arme völlig frei zu machen. Während Karl in halb wahnwitzigem Eigensinn die Gastfreundschaft der Türken fünf Jahre lang auf harte Probe stellte, fielen seine Gegner über die schwedischen Besitzungen in Deutschland her, weil Karl selbst die von den Großmächten im „Haager Konzert" 1710 ausgesprochene Neutralität derselben nicht anerkannte. Die Dänen besetzten Bremen und Verden; die Russen verheerten das unglückliche Vorpommern und nötigten den General Steenbock trotz seines Sieges bei Gadebusch (20. Dezember 1712) im Mai 1713 zu Oldensworth bei Tönningen zur Ergebung. Um Stettin und Wismar vor den Russen zu retten, erklärte sich Karl schließlich damit einverstanden, daß diese beiden Städte durch holsteinische und preußische Truppen besetzt würden. Da aber der Kommandant von Stettin sich weigerte, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs fremde Besatzung aufzunehmen, begannen die Russen und Sachsen die Beschießung der Stadt. Von der Absicht geleitet, deren Untergang zu verhüten, ergab sich jetzt der Befehlshaber. Im Vertrag zu Schwedt (6. Oktober 1713) erlangte Friedrich Wilhelm von den Russen und Sachsen gegen Zahlung von 400 000 Thlr. für die Kosten der Belagerung das Recht, Stettin, sowie das Gebiet bis zur Peene mit den Inseln Usedom und Wollin, bis zum Ende des Krieges in Sequester d. h. Verwahrung zu nehmen. Vergeblich protestierte Karl und rief für seine deutschen Besitzungen den ihnen zustehenden kaiserlichen Schutz an. Als er endlich wie ein Verschollener am 22. November 1714 in abenteuerlichem Ritte von der Balkanhalbinsel an die Ostsee zurückkehrte und von Stralsund aus die Räumung der besetzten Gebietsteile forderte, ohne die Verpflichtung zur Wiedererstattung der Sequestrationskosten anzuerkennen, schloß sich Friedrich Wilhelm offen den Feinden des von ihm sonst hochgeachteten Schwedenkönigs an und ließ sich von Peter den Besitz der Odermündungen zusichern. Gegen die Übermacht konnte Karl nichts ausrichten. Mit 28 000 Dänen und Sachsen vereinigt, besetzten 32 000 Preußen unter dem alten Dessauer Usedom, Wollin und nach heldenmütigem Widerstande des Schwedenkönigs auch Rügen und bombardierten Stralsund.

Schon waren alle Außenwerke gefallen, der letzte Sturm stand bevor, der bedrängte Held rüstete sich nach Ablehnung seiner weitgehenden Zugeständnisse zum verzweifelten Widerstande: da bewogen ihn die Bitten der Bürger und der Generale zur Abreise. Mit genauer Not entkam der König und kehrte nach fünfzehnjähriger Abwesenheit als Flüchtling in die Heimat zurück, die ihn als ruhmgekrönten Sieger hätte empfangen können, wenn dem eisernen Willen kalte Überlegung vorausgegangen wäre. Wenige Tage nachher kapitulierte die Stadt (22. Dezember 1715). Im folgenden Jahre nahmen die Dänen und Hannoveraner auch Wismar, die letzte Festung der Schweden auf dem Festlande. Bremen und Verden hatten die Dänen bereits im Oktober 1715 widerrechtlich an Georg von Hannover verkauft. Zu spät lehrte der Holsteiner Görz den König Karl den verschlungenen, aber vorteilhafteren Weg der diplomatischen Verhandlung. Der verabredete Ausgleich mit dem schlauen Peter, der kurz zuvor durch ein gegen England gerichtetes Abkommen mit Frankreich die Teilnahme des Moskowitertums an den Händeln des Westens eingeleitet hatte, würde Schweden den weiteren Kampf gegen den gefährlichsten Feind erspart und freie Hand gegen die übrigen gegeben haben. Da fiel der gefürchtete Mann bei der Belagerung der norwegischen Festung Friedrichshall am 11. Dezember 1718 in den Laufgräben, von einer feindlichen Kugel getroffen, wie es hieß, durch Meuchelmord. Mit ihm endete Schwedens Größe. Karls Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore, Gemahlin des Landgrafen Friedrich von Hessen, erkaufte unter englischer Vermittlung mit den Gegnern um teueren Preis zu Stockholm 1720 Frieden: Hannover behielt gegen Zahlung von 1 Million Reichsthaler Bremen und Verden, Preußen gegen 2 Millionen Thaler den besetzten Teil von Pommern, also das Land bis zur Peene mit Stettin und den Inseln Usedom und Wollin. Friedrich Wilhelm durfte sich trotz der bedeutenden Opfer, welche ihn die Erwerbung des Gebietes von 94 Quadratmeilen kostete, doch seines Erfolges rühmen, da er nunmehr „einen Fuß am Meere hatte und an dem Commercio der ganzen Welt Theil nehmen konnte“. Was hier Deutschland mit Preußen gewann, das verlor es am anderen Orte: Dänemark erhielt gegen Rückgabe der eroberten schwedischen Gebiete 600 000 Thaler und das Herzogtum Schleswig, in welchem nunmehr auch die weibliche Linie des dänischen Königshauses Erbrecht beanspruchen durfte. Schweden gab den Herzog von Gottorp preis und verzichtete auf die Freiheit vom Sundzoll. Eine schonungslose Verwüstung der Küsten durch die Russen nötigte den gedemütigten Staat im Frieden zu Nystadt (10. September 1721) die Provinzen Livland, Esthland, Ingermanland, Karelien, einen Teil von Wiborglehn nebst den Inseln Ösel, Dagö und Mön an den Czaren abzutreten, der, jetzt sich als europäischen Herrscher fühlend, den Kaisertitel annahm. Von jetzt an gehörte die Herrschaft des Nordens den Russen. August II. ward wieder als König von Polen anerkannt.

Sein Tod im Jahre 1733 veranlaßte den polnischen Erbfolgekrieg, welcher Friedrich Wilhelm trotz seiner bereiten Hilfe von Österreich nur Mißtrauen und Undank, von Rußland und Sachsen wegen seiner neutralen Haltung nur Unannehmlichkeiten und Mißhelligkeiten einbrachte. Dem flüchtigen Stanislaus Leszczinsky hielt er, unbeirrt durch alle Lockungen und Drohungen, die gewährte Freistätte, weil er es für schmählich erachtete, das gegebene Wort zu brechen, nicht weil er etwa den Franzosen sich durch Beschützung ihres Günstlings sich gefällig erweisen wollte. Denn so wenig großartig seine Politik sein mochte, in einer Hinsicht verdient sie uneingeschränkte Anerkennung: sie war getragen von wahrhaft deutscher Gesinnung. Er empfand es tief schmerzlich, daß der Kaiser ihn, da er es „gewiß nicht um ihn verschuldet", und „alle Reichsfürsten wie Schubjaks" traktierte und kujonierte, aber den erklärte er für einen „Hundsfott", der ihn „für französisch" hielt. Die Mit- und Nachwelt hat den wohl mit Schwächen behafteten, aber ehrenwerten Charakter mehr nach der rauhen Außenseite, als nach dem inneren Gehalte beurteilt und darum nicht voll gewürdigt. Französischer Dunst benebelte vielfach den Blick der befangenen Urteiler. Aber Handlungen und Worte kennzeichnen das Wesen des unverstandenen Mannes als ein im Grunde echt biderbes, als ein deutsches. „Wenn man die Blitzfranzosen nicht wären, es würde alles gut gehen" — äußerte er zu dem sächsischen Grafen Manteuffel im Jahre 1731 —; „das Canaillenpack ist mir aber spinnefeind . . . aber ich schere mich nichts darum, ich halte es mit dem Kaiser und dem Reiche, hole sie der Teufel." Dann trank er: „Auf Germania teutscher Nation, ein Hundsfott, der's nicht von Herzen meint!"

Als der wackere König an Wassersucht am 31. Mai 1740, noch im Tode ein Mann des Willens, starb, hinterließ er seinem Sohne einen wohlgeordneten Staat von 2200 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von $2^1/_4$ Millionen Seelen, ein schlagfertiges Heer von 83000 Mann, einen Staatsschatz von baren 9 Millionen Thalern.

II. Die Entwickelung Preußens zur Großmacht durch Friedrich den Großen. (1740—1789.)

1. Friedrich der Große (1740—1786).

a) Friedrichs Regierungsgrundsätze.

„Vielleicht erregte nie ein Regierungswechsel eine so allgemeine Bewegung." Dieser Ausspruch, wenige Wochen nach der Thronbesteigung Friedrichs II. von Preußen, gethan, durch den ihm nahestehenden Freiherrn von Bielfeld, ist in der Folge durch die Geschichte bestätigt

worden. Man mag geringeres Gewicht darauf legen, daß von allen deutschen Landesherrn ihm allein wie seinem erlauchten Ahn der Beiname des Großen gegeben ward, den Ruhm, einem Zeitalter Charakter und Namen zu verleihen, teilt er nur mit den bedeutendsten Herrschern aller Zeiten und Völker. Haben ihm jene Ehre seine glänzenden Thaten eingetragen, so kündet dieser Vorzug von der Macht, welche sein Geist auf die Mitwelt ausgeübt hat. Ludwigs XIV. Zeitalter ist berüchtigt durch den *krassen Despotismus*, welchem der Glanz der Krone soviel galt als Völkerglück. Der *aufgeklärte Despotismus* Friedrichs d. Gr. sah in dem Staat nur das Mittel zur Begründung des Volkswohls. Hatte jener nur die *Rechte* des Fürsten betont, so stellte dieser bei allem Festhalten an denselben die *Pflicht* in den Vordergrund. Verlangte jener alles für die Krone, so that dieser gerne „alles für das Volk", aber „nichts durch das Volk". Und so vereinigten sich strenggenommen zwei ganz widersprechende Auffassungen in dem Despotismus Friedrichs, durch die Berufung auf das *Naturrecht* die Anerkennung der Lehre vom *Vertrag*, vom freiwilligen Zusammenschluß zur Gesellschaft, zum Staat und die Vorstellung von der *Unwiderruflichkeit* und *Unbedingtheit* der durch diesen dem Staatsoberhaupte übertragenen *Autorität* und Gewalt. Diese vornehmlich von dem Holländer Grotius († 1645) und dem Engländer Hobbes († 1679) aufgestellte Lehre, von Samuel Pufendorf (1632—1694) in Deutschland vertreten, hat zwar ihre großen Vorzüge vor jeder auf Willkür und Unvernunft fußenden Rechtsanschauung; aber der Mensch ist durch göttliche Anordnung vermöge seiner geistigen Natur zur Unterordnung unter eine gesellschaftliche Autorität gelangt, nicht notgedrungen erst durch tierischen Trieb zum Vertrag gekommen und durch den Vertrag zur Unterordnung unter eine Autorität. Hätten die Menschen kraft ihrer eigenen Souveränität durch Vertrag die Staatsordnung geschaffen, dann könnten sie jederzeit denselben kündigen und zur Anarchie zurückkehren; die freiwillig geschaffene Autorität könnte wieder aufgehoben werden; kein einzelner könnte gezwungen sein, sich der obrigkeitlichen Gewalt zu unterwerfen und einem bestimmten Staate sich anzuschließen: Die gesellschaftliche Ordnung würde dadurch im Grunde vernichtet. Wenn die „Aufklärung" mit Verwerfung jeder Autorität der menschlichen Vernunft die schrankenlose Herrschaft zusprach, so überlieferte sie die religiöse, staatliche und gesellschaftliche Ordnung gleicherweise der Willkür, der Anarchie. Sie selbst zog die Folgerungen ihrer Lehre nicht; aber die Geschichte hat gezeigt, daß auf den Absolutismus der Fürsten der Absolutismus des „souveränen" Volkes gefolgt ist, und damit auf die sogen. Gewissensfreiheit die Periode der stärksten Gewissensknechtung, die sich denken läßt, auf die Zeit der Ordnung die Revolution.

Friedrich der Große bezeichnete seine „Pflicht" gegen den Staat als seinen „höchsten Gott", die „Gerechtigkeit" gegen jeden ohne Unterschied des Standes als das „Hauptaugenmerk eines Regenten".

den Fürsten selbst als „den ersten Diener seines Volkes“. Der königliche Philosoph hat schon als Kronprinz in einer gegen den französischen Minister Kardinal Fleury gerichteten Widerlegung der Schrift des Florentiners Macchiavelli († 1527) „vom Fürsten“ seine Auffassung von Beruf und Pflicht eines Regenten ausgesprochen. Er mag den Italiener mißverstanden haben, dem Staate hat seine Theorie kein Schaden gebracht, die thatsächliche Leistung dessen, was er vom Fürsten forderte, gereichte diesem zum Glücke. So gleichgültig er persönlich gegen die Religion war, grundsätzlich gestattete er Religionsfreiheit. Strebte er auch danach, „die Köpfe aufzuklären“ und von der „Sklaverei des Aberglaubens“ und der „despotischen Autorität der Theologen über die Gewissen“ zu befreien, spottete er auch selbst über Glaubenslehren und Geistliche, ebenso scharf sprach er zuerst von allen Fürsten es aus, daß in seinem Lande „ein jeder nach seiner Fasson selich werden“ könne, daß „die Toleranz in einem Staate jedem Freiheit geben“ müsse, „alles zu glauben, was er will“. Bei aller persönlichen Abneigung gegen „religiöse Vorurteile“, trotz des beißenden Spottes, mit welchem er oft Kirchliches herabsetzte, mißbilligte er aufs entschiedenste jegliche Verhöhnung oder gar Störung gottesdienstlicher Gebräuche. „Muß man Vorurteile vor den Kopf stoßen, welche die Zeit dem Volke heilig gemacht hat? Und wenn man Denkfreiheit genießen will, muß man deshalb dem eingeführten Glauben Hohn sprechen?“ „Die Ehrfurcht, die jeder Bürger den Gesetzen schuldet, verpflichtet ihn, die gottesdienstlichen Einrichtungen nicht zu verhöhnen, desgleichen sich vor Ärgernis und Übermut zu hüten.“ Die Toleranz darf „sich nicht soweit erstrecken, daß sie die Frechheit und Ausgelassenheit junger unbesonnener Leute autorisiert, die dem kühn Hohn sprechen, was das Volk verehrt.“ „Es wäre zu wünschen, daß die, welche in unserer Zeit Philosophen sein wollen, ebenso dächten!“

Es ist derselbe Geist der Humanität, welcher die Folter abschafft, derselbe, welcher gleichzeitig mit der Denkfreiheit die Rede- und Preßfreiheit, wenn auch nicht ohne jede Einschränkung, gewährt, derselbe, welcher die Aufhebung der Leibeigenschaft ins Auge faßt, derselbe, welcher durch „prompte Justiz“ und „unparteiisches Recht“ Preußen den Ehrennamen des Rechtsstaats erworben hat.

Ein Urteil wird selten gerecht sein, wenn es die Jugenderziehung einer Persönlichkeit außer acht läßt. Sie kann zumal bei einer so hervorragenden Größe der Weltgeschichte nicht unberücksichtigt bleiben.

b) Friedrichs Jugend und Erziehung.

Die Begeisterung für den großen König ist oft blind gegen die Fehler des Prinzen. Man legt den Nachdruck auf den harten Sinn des Vaters und wird dadurch ungerecht gegen diesen, man betont den schroffen Gegensatz zwischen Vater und Sohn, vergißt aber dabei meist, daß der Grundzug beiden gemeinsam ist, starrer Eigenwillen. Die ersten sieben Jahre seiner Kindheit verlebte Karl Friedrich — so

war der am 24. Jan. 1712 geborene Prinz nach Kaiser Karl VI. und seinem Großvater, dem ersten preußischen Könige genannt — unter der Obhut einer französischen Emigrantin, der Frau von Rocoulles, welche schon seinen Vater erzogen hatte, und schon vom vierten Jahre des französischen Sprachlehrers Jacques Duhan aus Jandun in der Champagne. Bei dem Mangel an einer bedeutenden deutschen Litteratur der Zeit gewann er von früh auf eine Vorliebe für französische Sprache und französische Schriftwerke, und wie erklärlich bei einem Knaben, auch für französische Umgangsformen, eine Neigung, welche, wie der durch verkehrte Nachgiebigkeit der Unterweiser beförderte Eigenwillen, weder durch die späteren militärischen Hofmeister, den General von Finkenstein und den Obersten von Kalkstein, noch durch die strenge Instruktion des Vaters unterdrückt, am wenigsten aber durch Gewaltmittel gebrochen werden konnte. Die Instruktion vom 13. August 1718 fordert Erziehung zu „wahrer Gottesfurcht", zur „wahren Glorie und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour", zur „Menage, Sparsamkeit und Demut"; sie schreibt vor, dem Prinzen „die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und Ihm zu imprimieren, daß nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen"; sie empfiehlt vornehmlich die Anleitung zum „wohl reden", und ordnet Einführung in die „Kriegs-Exercitia" sowie körperliche Übungen an. Was die Lehrfächer angeht, so wird die lateinische Sprache ausgeschlossen; im Französischen und im Deutschen soll der Knabe „eine elegante und kurze Schreibart" sich angewöhnen, Rechenkunst, Mathematik, Artillerie und Ökonomie „aus dem Fundamente erlernen"; „die alte Historie kann Ihm nur überhin, diejenige aber von unseren Zeiten und von 150 Jahren muß Ihm aufs genaueste beigebracht werden", besonders „die Historie seines Hauses", daneben Erdkunde, Natur- und Völkerrecht. Der Religionsunterricht, welcher in gedächtnismäßiger Einprägung von Lehren und Sprüchen sowie in Anlernung eines äußeren Scheines von Frömmigkeit bestand, ließ den lebhaften Geist des Knaben unbefriedigt, das Gemüt kalt. Ein wenn auch nur kurzer Besuch an dem üppigen Dresdener Hof (1728) machte ihm das fast bürgerliche, karge Leben, die strenge Zucht des väterlichen Hauses doppelt fühlbar und weckte in ihm den Hang zur Sinnlichkeit. Seine eigene Schwester Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Baireuth, nahm mit Wehmut wahr, daß der Charakter des Prinzen sich mehr und mehr zu seinem Nachteile veränderte. Stets werden sich leichtsinnige Gesellen finden, welche einem Fürsten ihre Ergebenheit und hingebende Treue dadurch zu bethätigen glauben, daß sie dessen Neigungen und Leidenschaften bestärken und befriedigen. Auch der Kronprinz fand leider allzuleicht böse Kameraden in den Lieutenants Christoph von Keith und Hermann von Katte. Im Umgange mit diesen verlor er den sittlichen Halt, den festen Glauben. Für seine Verirrungen suchte er bequeme Entschuldigung in der Lehre von der Vorherbestimmung.

Sein Verhalten mußte den gerechten Zorn des Vaters erregen, der freilich, einmal entflammt, blind wütete. Der Ärger über den ewig von der Königin erneuerten Plan der Verbindung mit dem englischen Königshause entlud sich auf die ältesten beiden Kinder oft in maßlosen Ausbrüchen, die nur die Kluft zwischen Vater und Sohn erweiterten und schließlich in dem letzteren den Entschluß herbeiführten, sich durch Flucht nach England ferneren Mißhandlungen zu entziehen. Eine Reise nach Süddeutschland im Jahre 1730 schien günstige Gelegenheit zur Ausführung des Planes zu bieten. Aber das Vorhaben ward verraten und vereitelt, der Kronprinz verhaftet und zuerst nach Wesel, dann nach Küstrin in Gewahrsam gebracht. Der König, außer sich vor Zorn über die „Fahnenflucht", als welche er die Entweichung betrachtete, mißhandelte den Prinzen und stellte ihn vor das Kriegsgericht. Dieses weigerte sich, über Friedrich zu richten, und verurteilte nur die Mitschuldigen Keith und Katte, ersteren zum Tode, letzteren zu lebenslänglicher Haft. Beide waren rechtzeitig gewarnt worden; aber nur Keith entkam nach Holland; Katte, leichtsinnig auch jetzt noch, hatte die ihm von Marschall Natzmer zur Flucht gelassene Zeit nicht benutzt und mußte nun am schwersten büßen. Der König, gegen alle flehenden Bitten der verdienstvollen Verwandten Kattes unbeugsam, verschärfte das Urteil des Kriegsgerichts und ließ den Unglücklichen in Küstrin am 6. Nov. 1730 in der Nähe des Hauses, in welchem Friedrich gefangen saß, enthaupten. Die strenge Haft des Prinzen ward hinter dem Rücken des Königs, so weit es möglich war, in einigen Punkten gemildert. Vor allem glaubte der Vater durch geistlichen Zuspruch eine innere Umkehr in dem irregeleiteten Jüngling bewirken zu müssen. Die äußerlich geleistete und durch einen Reueid bekräftigte Unterwerfung ist kein Beweis dafür, daß dieses Bestreben nachhaltigen Erfolg hatte. Im Gegenteil übte dieser geistige Zwang auf den Charakter einen ebenso ungünstigen Einfluß als die übertriebene Härte und abstoßende Strenge. Mehr als alle landläufigen Erzählungen über den Sinneswandel des Prinzen kennzeichnen das wahre, leider andauernd trübe Verhältnis zwischen Vater und Sohn die Schreiben des ersteren aus der Zeit des Küstriner Aufenthalts. Als Gerüchte von dem beabsichtigten Übertritt des Kronprinzen zur katholischen Konfession und einer Verehelichung mit der Erzherzogin Maria Theresia umliefen, begnügte sich der Gesandte Christian von Brandt damit, diese als „übel begründet" zu bezeichnen; der König aber konnte die gehässige Randbemerkung nicht unterlassen: „Der Schelm, der zu Kustrin sitzet, hat es ausgebracht." Zehn Tage nach dem Reueid, am 29. Nov. 1730, bemerkt Friedrich Wilhelm an den Geheimen Rat Wolden, er habe gesehen, „daß der Bösewicht von seiner falschen Prädestination nicht abgehen will. Will er zum Deufel fahren, so fahre er hin!" Und in bitterem Hohn schreibt er am 12. Dez. 1730 an denselben: „Daß Euer Untergebener ihm in Küstrin die Zeit lang wird, thut mir von Herzen leid, es ist Meine Schuld nit. Sage Er

ihm, Ich hätte ihm wohl tausend Mal vorgestellet süße und sauer, er hätte das Saure erwählet, also wäre es nun an ihm, es standhafftig auszuhalten. Er sollte denken, wie hundertfältig er sich an seinem Vater versündiget hätte, daß er an alle Leute geklaget hätte, was er bei mir so ein elende Leben führen müsse und es nicht auszuhalten wäre, in Wusterhausen absonderlich; Also wäre Cüstrin besser als den Vater gehorsamen; er wäre von Gott dazu prädestiniert, Mir ungehorsam zu sein, dieses wäre seine verdammliche Lehre, also sollte er nur feste dabei bleiben, seinen Vater nit glauben in diesen Punct, so wie er vor diesen seinen Vater auch nit glauben wollen. Also kann er sich gewiß Staat machen, nach den Teufel zu fahren, wo er die Lehre nit changirete. Alles, was sein Vater saget, glaubet er nit; er hat itzo den Glauben Cüstrin in die Hand, ist Bagatelle; aber ewig, ewig, ewig zum Teufel verdammet, da ist kein Pardon! Also der von Wolde, lese Er dieses vor!" Erneute Versprechungen seitens des Kronprinzen und die guten Zeugnisse, die „der von Wolden" gab, bewogen des Königs Majestät, dem Sohne wieder „Dero väterliche und landesherrliche Gnade in etwas angedeihen zu lassen". Eine neue Instruktion vom 21. Aug. 1731 gestattete ihm mehr Freiheiten und wies ihm die Aufgabe zu, als Auskultator an der Kriegs- und Domänenkammer sich praktisch einzuarbeiten in die Verwaltung und die verschiedenen Seiten der Landwirtschaft „zu erlernen". Verlieh die verkehrte Behandlung dem Charakter des Prinzen das Gepräge der Verschlossenheit und Schroffheit, nötigte sie ihn zur Kunst der Verstellung, so lehrte ihn anderseits die Thätigkeit in Küstrin seine Arbeitskraft kennen und üben, sie gewöhnte ihn daran, „selbst etwas zu thun und bei allen Gelegenheiten selbst Hand mit anzulegen". Der Selbstwillen und das Selbstwirken, welche den König und sein Land groß gemacht haben, sie sind im Grunde durch den Aufenthalt zu Küstrin geweckt und genährt. Im September 1732 wieder zum Oberst ernannt, erhielt er den Befehl über das in Neu-Ruppin liegende Infanterieregiment und gewann in dieser Stellung den nötigen Einblick und die unerläßliche Erfahrung auch in den Sachen des militärischen Dienstes. Die Unterwerfung unter den väterlichen Willen, der ihm eine ungeliebte Gemahlin in der wenig geistreichen, aber herzensguten Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern bestimmte, kostete ihm zwar schweren inneren Kampf und das Lebensglück eines schönen Familienlebens, aber sie gestaltete die Beziehungen zum Vater besser (1733). Auf dem ihm zum Geschenke gemachten Schlosse Rheinsberg bei Neu-Ruppin entschädigte er sich für den Mangel ehelichen Glückes in heiterem Umgange mit geistvollen Freunden und angenehmer Beschäftigung mit den Wissenschaften, namentlich der Philosophie, und seiner Lieblingskunst, der Musik. Von hier aus unterhielt er auch einen Briefwechsel mit dem französischen Philosophen Voltaire, der nichts mit seinem Spott verschonte und durch Schärfe des Witzes und gefällige Form ersetzte, was den Gedanken an Tiefe und

Wahrheit abging. Der Verkehr mit diesem und anderen Geistern der Aufklärung vollendete die bereits begonnene Entfremdung von dem Christentume. Voltaire kam 1740 zum erstenmale persönlich an den Hof, wiederholte seinen Besuch 1743 und folgte 1750 zum drittenmale der an ihn ergangenen Einladung gern, da er außer dem Kammerherrnschlüssel und dem Kreuze des Ordens pour le mérite noch ein Jahrgehalt von 20000 Franken erhielt. Ludwig XV. entließ den eiteln Schwätzer ohne Bedauern, und Friedrich lernte bald den „Virgil des Jahrhunderts" näher kennen. — Im Jahre 1734 nahm Friedrich an dem Rheinfeldzuge teil, konnte aber von dem gealterten Prinzen Eugen nichts lernen, und durchschaute rasch die „gewöhnliche Unordnung" des österreichischen Heeres, welche er bald ausnutzen konnte. — Als am 31. Mai 1740 sein Vater das Zeitliche segnete, drängten sich alle, welche Anspruch auf Dankbarkeit, Belohnung, Einfluß bei dem Kronprinzen sich verdient zu haben hofften, jubelnd und beglückwünschend heran; aber sie erlebten eine bittere Enttäuschung. Antworten wie: „Die Possen haben nun ein Ende", und „Nachdem ich König bin, denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt", sprachen unzweideutig aus, in welchem Sinne der neue König seine Regierung führen werde, selbständig, thätig, gerecht, sparsam, pflichtgetreu.

Was E. M. Arndt im Jahre 1806 in seinem „Geist der Zeit" über den Regierungsantritt Friedrichs des Großen aussprach, ist ebenso wahr als kurz ausgedrückt: „Eine neue Epoche, die der Preußen, beginnt."

c) Die zwei ersten schlesischen Kriege (1740—1742. 1744—1745) und der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748).

Wessen man sich in der Politik von dem jungen Könige zu versehen hatte, das bewies die Erneuerung der Ansprüche auf Jülich-Berg und sein kurz gebundenes Verfahren gegen den Bischof von Lüttich, den er trotz kaiserlicher Vermahnung dazu zwang, die aus dem oranischen Erbe dem Hause zugefallene Herrschaft Heristall an der Maas um 40000 Gulden abzutreten. Noch traf er Vorbereitungen, um für den Fall des Todes des alten Pfalzgrafen die Hand auf Berg legen zu können, da trat an demselben Tage, an welchem er in der Streitsache um Heristall obsiegte, am 20. Oktober 1740 unerwartet das Ereignis ein, dessen mögliche Folgen abzuwenden seit einem Vierteljahrhundert eine Kette von Verhandlungen, Verträgen, Versprechungen geknüpft worden war, das Abscheiden des Kaisers Karl VI. und die Thronbesteigung seiner Tochter Maria Theresia.

Sofort nach dem Tode des Kaisers erhob der bairische Gesandte in Wien, Graf Perusa, für seinen Kurfürsten Karl Albert, den Schwiegersohn Josephs I., Anspruch auf das österreichische Erbe, indem er sich auf das Testament Kaiser Ferdinands I. berief, nach welchem Baiern für den Fall des Aussterbens der männlichen Nachkommen

des Erblassers in Österreich succedieren sollte. Das Original aber spricht nur vom Aussterben der „ehelichen“ Nachkommenschaft. Wie die übrigen Mitglieder des Hauses Wittelsbach, der Erzbischof von Köln und der Kurfürst von der Pfalz, Maria Theresias Rechte bestritten, so erkannte auch Sachsen „die Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Österreich“ nicht an. Spanien und Piemont warfen sehnsüchtige Blicke nach Ländern der reichen Erbin. Doch hatte sie zunächst von all deren Neid und Begierde nichts zu besorgen. War auch ihre Kasse ziemlich leer, das Heer schwach und nicht ohne weiteres verwendbar, die Zahl tüchtiger Führer äußerst gering, so verband die junge Fürstin — sie war erst 23 Jahre alt — mit einem wahrhaft edeln Gemüte einen klaren Geist und einen männlichen Mut, dazu hoffnungsfrohes Gottvertrauen, welches sie in dem Willen bestärkte, ihr gutes Recht zu wahren. Die Gefahr kam von einer Seite, von welcher sie vielleicht am wenigsten erwartet wurde.

Friedrich II., erfüllt von dem „Verlangen, sich einen Namen zu machen“, glaubte den günstigen Augenblick, der sich „für die Machterhöhung Preußens und den Ruhm seines Hauses darbot“ nicht unbenutzt lassen zu dürfen. Weit wertvoller, als der Besitz von Berg, dessen Besitznahme bei Frankreich und England auf Widerstand gestoßen wäre, erschien ihm mit Recht die Erwerbung der schlesischen Fürstentümer. Es hätte nahe gelegen, daß Sachsen sich dieses Land sicherte zur Verbindung des deutschen Kurfürstentums mit dem Königreiche Polen. Aber schneller, als man in Dresden dachte, handelte man in Berlin. Eine „Zertrümmerung des Hauses Österreich“ lag weder in der Absicht Friedrichs, noch in dem Interesse Preußens. Während er zum Scheine nach dem Westen blickte, richteten sich seine Pläne auf den Osten, setzte er insgeheim alles in Bereitschaft, um Schlesien mit Beschlag zu belegen. Rußland stand nach dem Tode der Kaiserin Anna unter einer schwachen Regentschaft; England war mit Spanien in einen Seekrieg verwickelt, in welchen auch Frankreich gezogen werden konnte. Die Verhältnisse lagen also äußerst günstig für einen Angriff auf Österreich. In Wien versicherte er seine Freundschaft und den Willen, die Erbin Österreichs gegen ihre Feinde zu schützen, allerdings gegen angemessene „Gegenleistung“; indessen bewegten sich schon seine schlagfertigen Truppen der Grenze zu. Es war leere Form, daß der preußische Gesandte die freiwillige Abtretung Schlesiens forderte und dafür nochmals ein Schutzbündnis und die Verwendung für die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser versprach; denn schon stand der König mit einem Heere von 27 000 Mann und 86 Geschützen auf österreichischem Boden. In der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1740 hatte er noch auf einem Hofballe getanzt, war aber unmittelbar vom Feste zu seinen Truppen abgereist und betrat mit diesen am 16. Dezember Schlesien, überzeugt, daß es mehr auf „vigoureuse Operationen“, als auf „Papier“ ankommt, seinen Rechtsgelehrten

Ludewig, Cocceji u. a. es überlassend, das Verfahren vor der Welt durch Gründe zu rechtfertigen.

Es wurden die alten von 1537 her datierenden und durch die von Friedrich I. geschehene Rückgabe des Schwiebuser Kreises wieder ermöglichten Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau und das fast vergessene Anrecht auf Jägerndorf erneuert. Im Jahre 1622 war letzteres dem geächteten Johann Georg, dem Sohne Joachim Friedrichs, entzogen und im Westfälischen Frieden nicht zurückerstattet worden.

Da man von österreichischer Seite auf keinen Angriff gefaßt war, fand Friedrich fast keinen bewaffneten Widerstand. Schon Ende Januar 1741 war beinahe das ganze Land, auch die Hauptstadt Breslau, in seinen Händen bis auf die Festungen Glogau, Glatz, Brieg und Neisse. Am 8. März nahm der junge Prinz Leopold von Anhalt-Dessau auch Glogau. Maria Theresia hatte, unbeugsam an ihrem Rechte haltend und in der Hoffnung, bei den Seemächten vornehmlich gegen diese Vergewaltigung Beistand zu finden, jede Abtretung stolz und schroff zurückgewiesen und die Räumung des besetzten Gebietes verlangt. In der That schienen Rußland, England und Sachsen, über das Vorgehen Friedrichs erbittert, Miene zu machen, für die Bedrängte einzutreten. Jetzt näherte sich auch das österreichische Heer, etwa 17 000 Mann stark, unter General Neipperg durch das mährische Gesenke. Mitten durch die zur Beobachtung der Grenze weit zerstreuten Posten der Preußen drang er bis Neisse vor und entsetzte die Festung (5. April), selbst fast unbemerkt von den Gegnern und nicht ahnend, wie nahe deren Hauptmacht ihm stand. Friedrich aber hatte kaum von dem Eintreffen des feindlichen Heeres Kunde erlangt, als er so rasch als möglich seine Truppen zusammenzog. Da er in Gefahr war, von Niederschlesien abgeschnitten zu werden, mußte er in einer Schlacht die Entscheidung suchen. Durch tiefen Schnee ließ er seine Truppen einen Gewaltmarsch machen, überschritt die Neisse und erreichte bei dem Dorfe Mollwitz südlich von Ohlau den Feind. Am 10. April griff er den anfangs überraschten Neipperg in regelrecht aufgestellter Schlachtordnung an. Die Kräfte der Gegner waren ungefähr gleich; etwa 20 000 Mann standen auf jeder Seite; aber gegen 8000 Mann Reiterei konnte Friedrich nur 3200 stellen; doch war seine Artillerie stärker, sein Fußvolk überlegen. Diesem Verhältnisse entsprach der Verlauf der Schlacht. Die preußische Reiterei ward geworfen; der König selbst ward von den Fliehenden mitgerissen und verließ auf den Rat Schwerins das Schlachtfeld. Seine Infanterie aber, von den Geschützen wirksam unterstützt, empfing die österreichische Kavallerie mit solchem Feuer, daß sie völlig aufgelöst wurde. Ein letzter Vorstoß des linken Infanterieflügels entschied den Kampf zu Gunsten der Preußen, welche die Walstatt behaupteten. Friedrich selbst erfuhr erst am folgenden Tag, daß die Niederlage sich in einen Sieg verwandelt hatte. Neipperg nutzte nicht

einmal die ihm gelassene Möglichkeit aus, die Festung Brieg zu entsetzen. Sie fiel am 5. Mai. Die empfangene Lehre wandte Friedrich an, indem er namentlich unter Beihilfe Joachim Hans von Zietens der Ausbildung seiner Reiterei größere Sorge zuwandte.

Der Sieg sicherte ihm den Besitz Schlesiens, dessen Hauptstadt ihm am 10. August huldigte. Er rüttelte zugleich die übrigen Feinde Maria Theresias aus ihrer Unthätigkeit auf. Frankreich, dessen Minister Fleury ganz Österreich zerstückeln wollte, schloß am 5. Juni zu Breslau ein Bündnis mit Preußen und gewährleistete demselben Niederschlesien. Schon am 28. Mai hatte es zu Nymphenburg zwischen Baiern und Spanien einen Vertrag vermittelt, dem sich auch Sachsen anschloß. Um den Österreichern Rußlands Hilfe zu entziehen, hetzte man diesem Schweden auf den Leib. Sachsen sollte Mähren und Oberschlesien erhalten, Karl Albert von Baiern die Länder Böhmen, Oberösterreich, Tirol und Vorderösterreich, sowie die Kaiserkrone. Für Maria Theresia traten nur England und Holland ein, aber zunächst ohne thatsächlichen Beistand zu leisten. So entbrannte der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748).

Karl Albert rückte mit bairisch-französischen Truppen im September in Oberösterreich ein und ließ sich in Linz als Erzherzog huldigen; aber anstatt auf Wien loszugehen, wandte er sich nach dem auch von den Sachsen bereits zumteil besetzten Böhmen und empfing zu Prag (19. Dezember 1741) dessen Unglückskrone. Als er im Anfang des Jahres 1742 zu Frankfurt als Karl VII. (1742—1745) den morschen Kaiserthron bestieg, war er seines eigenen Erblandes schon beraubt: an seinem Krönungstage (12. Februar 1742) zogen die Österreicher in München ein.

Maria Theresia hatte bei ihrer Krönung in Preßburg (25. Juni 1741) sich die Zuneigung der Ungarn erworben und erhielt im September gegen die Verheißung staatlicher Selbständigkeit die Zusicherung bewaffneter Hilfe. In der höchsten Not fand sie sich am 9. Oktober 1741 bereit zu dem Vertrage von Klein-Schnellendorf (bei Friedland im Waldenburgischen), welcher den Österreichern gegen die Aufgabe von Niederschlesien mit Neisse die Neutralität Friedrichs verschaffte. Von beiden Seiten rechnete man schwerlich darauf, daß das augenblickliche Abkommen, dessen Geheimhaltung ausbedungen war, die Einleitung zu einem dauerhaften Frieden sein werde; aber es brachte beiden Teilen Vorteil, indem es Friedrichs Truppen nach elfmonatlichem Feldzug Erholung verschaffte, der bedrängten Österreicherin gestattete, ihre Kräfte gegen die übrigen Feinde zu wenden. Österreich wurde von den Eindringlingen gesäubert und Baiern jetzt von Österreichern heimgesucht. Da sie auch in Böhmen vordrangen, griff Friedrich jetzt wieder in den Kampf ein und unternahm einen Angriff auf Mähren. Er zwang zwar Olmütz zur Übergabe und belagerte Brünn und Iglau; ja seine Husaren zeigten sich bereits in der Nähe Wiens: aber von den Franzosen und Sachsen, die unter

sich uneins waren und ihm mißtrauten, im Stiche gelassen, sah er sich nach Böhmen zurückgedrängt. Durch einen Gewaltmarsch kam er dem mit 30000 Mann und 40 Kanonen heranziehenden Karl von Lothringen, Maria Theresias Schwager, welcher ihn von den Verbündeten in Prag abzuschneiden versuchte, zuvor und schlug ihn mit 28000 Mann und 88 leichten Geschützen nach vierstündigem, hartnäckigem Kampfe bei dem Dorfe Chotusitz nördl. von Czaslau (17. Mai 1742). Um sich des gefährlichsten Gegners zu entledigen, schloß Maria Theresia jetzt unter Vermittlung Englands mit Friedrich am 11. Juni 1742 zu Breslau den Frieden, welcher am 28. Juli in Berlin Bestätigung erhielt. Derselbe brachte dem König gegen Übernahme der Landesschulden den souveränen Besitz von Ober- und Niederschlesien samt der ihm von Kaiser Karl VII. bereits zugesicherten Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau, Jägerndorf und des Landes jenseits der Oppa, im ganzen c. 650 Quadratmeilen fruchtbaren, reichen Landes mit $1^1/_2$ Millionen gewerbfleißigen Einwohnern. Waffenglück und staatsmännische Klugheit, Selbständigkeit in Wollen und Handeln, die den Vorteil der Verbündeten nur berücksichtigte, wenn er dem eigenen Nutzen diente, ungesäumte Ausnutzung des rechtzeitigen Augenblicks zum Schlagen und Vertragen hatte ihn zum Ziel geführt.

Der Frieden gab Maria Theresia rasch die Oberhand über Preußens Verbündete. Sie mußten fast ganz Böhmen räumen, dessen Krone Maria Theresia am 11. Mai 1743 empfing. Zwei Tage danach siegten die Österreicher bei Simpach am Inn und besetzten infolge des Neutralitätsvertrags von Kloster Niederschönfeld (27. Juni 1743) ganz Baiern; der Kaiser flüchtete aus München, wo sich Maria Theresia im September huldigen ließ. An dem Tage des Schönfelder Vertrags errang die englisch-hannöversche, die sog. „Pragmatische Armee" unter Georg II., Lord Stairs, Neipperg und Aremberg über die Franzosen den Sieg bei Dettingen am Main, welchen der Komponist Georg Friedrich Händel durch sein „Dettinger Tedeum" verewigte. Die Franzosen mußten über den Rhein zurück. Der Prinz von Lothringen rückte im Elsaß vor. Auch in Oberitalien machten die Österreicher im Bunde mit Sardinien Fortschritte gegen die Spanier und Franzosen. So verabredeten die Staaten England, Sardinien und Österreich alsbald zu Worms die gänzliche Vertreibung der Bourbons aus Italien, eine neue Verteilung der italischen Länder und die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion. Auch Sachsen ließ sich von seinem seitherigen Bundesgenossen abziehen und schloß einerseits mit Österreich, anderseits mit Rußland ein Verteidigungsbündnis.

War in den Wormser Abmachungen auch weder von Friedrich noch von Schlesien die Rede, so konnte er doch für seine junge Erwerbung in Besorgnis geraten. England erklärte am 15. März 1744 Frankreich den Krieg. Wenn es wollte, fand es auch einen bequemen Anlaß, mit Preußen anzubinden, als dieses beim Erlöschen des Hauses

Cirksena am 25. Mai 1744 mit Berufung auf die im Jahre 1694 von Kaiser Leopold I. erhaltene und später bestätigte Anwartschaft von Ostfriesland Besitz nahm. Indes machte niemand mehr Friedrich das Erbe streitig. So gewann er nicht nur 54 Quadratmeilen Landes mit etwa 100000 Einwohnern, sondern er faßte Fuß an der Nordsee. — Siegte Österreich über seine Feinde, dann kam die Reihe an Friedrich. Daher galt es, gegen den Wormser Bund einen starken Gegenbund ins Leben zu rufen. Der Kaiser selbst war machtlos und konnte zwar fremdes Gut versprechen und sich versprechen lassen, aber weder handeln noch helfen. Die Reichsfürsten aber waren nur zumteil und nur mühsam zu einem Wehrbunde für das Reichsoberhaupt zu gewinnen. Die ganze Kläglichkeit des Wittelsbacher Kaisertums ward bloßgestellt durch die Frankfurter Union, welche Friedrich am 22. Mai 1744 mit Baiern, Pfalz, Köln und Hessen schloß, „um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde, Europa seine Ruhe wiederzugeben". Am 5. Juni ging er zu Versailles ein neues Bündnis mit Frankreich ein und begann im August des Jahres mit 80000 „kaiserlichen Hilfstruppen", um durch Angriff dem gefürchteten Angriff zuvorzukommen, den zweiten schlesischen Krieg (1744—1745).

Während Schwerin durch Schlesien, der Erbprinz von Dessau durch die Lausitz zog, nahm Friedrich selbst trotz aller Einsprache der sächsischen Minister seinen Weg durch Sachsen und brach in das ganz ungedeckte Böhmen ein (12. August 1744). Prag, das nur von 1600 Mann gehalten war, mußte sich nach kräftiger Beschießung ergeben. Auch Tabor und Budweis fielen. Veranlaßten auch diese Erfolge die Österreicher zur Räumung Baierns und Münchens, in welches Karl VII. am 23. Oktober zurückkehrte, so hatte Friedrich doch durch sein Vordringen nach dem Süden verabsäumt, die Vereinigung der österreichischen und sächsischen Streitkräfte zu verhindern, und sah sich, wollte er nicht von Schlesien ganz abgeschnitten werden, zu eiligem Rückzuge genötigt. Die ganze Frucht des raschen und kühnen Feldzugs war dahin. Als nach dem Tode Karls VII. (20. Januar 1745) dessen Sohn Maximilian III. Joseph im Frieden zu Füssen (22. April 1745) allen Ansprüchen auf die habsburgischen Lande entsagte und seine Kurstimme für die bevorstehende Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias versprach, konnte Friedrich nicht mehr von einem Kampfe für die Verfassung des Reiches und die Würde des Kaisers reden; er hatte jetzt das Schwert zu ziehen zu seiner eigenen Verteidigung; denn bereits war unter den Gegnern die Rede von einer Teilung Preußens.

Obwohl seine Kriegskasse erschöpft war, stellte er, allerdings mit Aufbietung aller Kräfte, doch ein Heer von mehr als 100000 Mann auf. Am 4. Juni 1745 empfing er das von Trautenau in Böhmen heranziehende sächsisch-österreichische Heer unter Karl von Lothringen auf schlesischem Boden bei Hohenfriedberg unweit Striegau und

errang durch einen ebenso trefflich ausgeführten als meisterhaft erdachten Angriff einen wahrhaft glänzenden Sieg. Welcher Truppengattung der Ehrenpreis für Tapferkeit an diesem Tage gebührte, ist schwer zu sagen. Allein das Dragonerregiment „Baireuth" General Geßlers warf 20 Bataillone nieder und erbeutete 66 Fahnen. — Aber der Sieg entschied nicht den Kampf, und ebensowenig setzte ihm die durch Mißerfolge auf dem westlichen Kriegsschauplatz entstandene Friedensstimmung Georgs II. ein Ziel. Friedrich rückte abermals in Böhmen ein, vermochte aber nicht den Prinzen Karl aus seiner festen Stellung bei Königgrätz zu locken.

Für den Sieg auf militärischem Gebiete erlitt Friedrich eine vollständige Niederlage in der Reichspolitik. Am 13. Sept. 1745 erfolgte gegen die Stimmen Brandenburgs und der Pfalz zu Frankfurt a. M. die Wahl Franz Stephans zum Kaiser. Am 4. Okt. fand die Krönung Franz des Ersten (1745—1765) in Gegenwart seiner beglückten Gemahlin statt. Der allgemeine Jubel zeigte, wieviel mehr Sympathie doch das habsburgische Kaiserhaus in Deutschland besaß als das verwichene Schattenkaisertum. Die Festfreude aber erlitt arge Störung durch die Schreckensbotschaft von einer neuen Niederlage des Prinzen von Lothringen bei Soor (südwestlich von Trautenau, unfern der Elbequelle, 30. Sept.), welche dem König den ungehinderten Rückzug nach Schlesien ermöglichte und ihn mit der Hoffnung erfüllte, daß jetzt der Friede gesichert sei. Er hatte sich verrechnet: Nach einem kühnen Plane des sächsischen Ministers Brühl sollte von der Lausitz her ein Angriff auf die Marken geschehen und durch die Einnahme von Berlin die Herausgabe von Schlesien an Österreich, die Abtretung von Magdeburg an Sachsen erzwungen werden. Friedrich erhielt Kunde von dem beabsichtigten Schlag und kam seinen Gegnern zuvor, indem er rasch alle Pässe nach Böhmen und der Lausitz verlegte. Zieten zwang durch das Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz) am 23. Nov. 1745 die Vorhut der Sachsen zur Rückkehr. Ehe die Hauptmacht der Österreicher auf weiten Umwegen sich mit den Sachsen, die bei Dresden Stellung genommen hatten, vereinigen konnte, stand Friedrich an der Elbe in Meißen. Eben erhielt er die Nachricht, daß August III., der nach Prag geflüchtet war, zum Frieden geneigt sei, — es war der 15. Dez. 1745 —, da verkündete der gerötete Himmel und ferner Kanonendonner, daß die Entscheidung bereits wieder in das Schwert gelegt war. Der alte Dessauer hatte die Sachsen unter Rutowski und die Österreicher unter Grünne in ihrer festen Stellung auf der Höhe von Kesselsdorf bei Dresden heftig angegriffen und, da sie von dem in der Nähe lagernden Prinzen Karl nicht unterstützt wurden, trotz heftiger Gegenwehr geschlagen. Es war der letzte Sieg des alten Bullenbeißers. Zwei Tage nach der Schlacht hielt Friedrich in Dresden seinen Einzug, und am 25. Dez. 1745 kam dort endlich der Friede zu stande. Sachsen trat einige Orte ab und zahlte eine

Million Thaler. Schlesien blieb im Besitze Friedrichs, der nun Franz I. als Kaiser anerkannte. Noch wertvoller als die gesicherte Vermehrung des Landes war die errungene Großmachtstellung für Preußen. Im Reiche stand es jetzt neben Österreich, in Europa neben den übrigen seither tonangebenden Staaten. Als der Sieger heimkehrte, empfingen ihn die Berliner mit dem Jubelruf „Es lebe Friedrich der Große!"

Vergeblich hatte man versucht, ihn zur ferneren Teilnahme am Kriege zu bewegen. Auf eine dahin zielende Aufforderung Ludwigs XV. erteilte er dem französischen Bevollmächtigten die deutliche Antwort: „Ich werde fortan keine Katze mehr angreifen, es sei denn zu meiner Verteidigung." Er blieb völlig neutral. Österreich und die Seemächte führten den Kampf mit geringem Glücke weiter. Behaupteten sich auch die Österreicher und Piemontesen in Oberitalien, wie die Engländer in dem Kolonialkrieg, so waren doch die Franzosen in Belgien entschieden im Vorteil. Schon durch den Sieg ihres Marschalls August von Sachsen bei Fontenay (1745) hatten sie fast ganz Belgien erobert. Aber der Versuch, durch eine Erhebung der Schotten dem Sohne Jakobs III., Karl Eduard, dem Prätendenten des Hauses Stuart den englischen Thron wiederzuverschaffen, mißglückte durch dessen Niederlage bei Culloden (1746), der letzten Schlacht auf englischem Boden. Weitere Siege bei Raucoux (1746) und Laffeld (1747), sowie die Eroberung der Festung Maastricht (1748) machten die Seemächte dem Frieden geneigt, der am 30. Mai und am 18. Okt. zu Aachen den österreichischen Erbfolgekrieg beendigte. In demselben ward der Dresdener Frieden bestätigt; Maria Theresia trat in Italien an den spanischen Infanten Philipp Parma, Piacenza und Guastalla ab, entschädigte Piemont für die geleistete Hilfe durch lombardische Gebietsteile, behielt aber die übrigen Erblande. Der Streit um die Grenzen der englischen und französischen Kolonieen in Nordamerika blieb unerledigt und damit der Anlaß zu neuem Hader ungeschwächt. Allgemeine Ermattung hatte die Waffen zur Ruhe gebracht, keineswegs aber die allgemeine Unzufriedenheit gehoben. Man sammelte nur neue Kräfte, um von neuem um Besitz und Macht zu ringen. Der europäische Frieden bereitete nur einen neuen europäischen Krieg vor.

d) Umgestaltung der europäischen Politik.

Die schweren Schäden, welche die Jahre des Krieges den Ländern, vor allem Preußen und Österreich, gebracht hatten, mahnten zu ernster, reger Friedensarbeit. Staatsverwaltung, Rechtswesen, Finanzen, Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Schule erfuhren unter der umsichtigen und thätigen Leitung eines Friedrich und einer Maria Theresia wohlthätige Umgestaltung in beiden Staaten. Beide Herrscher schienen aufzugehen in der Fürsorge für das Wohl ihrer Völker. In sorgloser Hingabe an die friedlichen Aufgaben ihres Amtes schienen sie den Werken des Krieges entsagt zu haben. Aber über der Thätigkeit des

Friedens vergaß man nicht die Sorge für das Heerwesen. Man schärfte das Schwert und wob zu neuem Fangnetze frische, starke Fäden politischer Verbindungen. Man schließt Verteidigungsbündnisse und beweist dadurch, daß man Angriff besorgt. Man rüstet und reizt dadurch zu Gegenrüstungen. Man steht zum Widerschlage bereit, zeigt dadurch dem Partner die Blöße und fordert zum Schlage heraus. Mag gegen Schwächere das Wort »si vis pacem, para bellum« seine Berechtigung haben, bei ebenbürtigen Gegnern ist Mißtrauen, bethätigt durch Rüstung, stets die Schwüle, welche dem Gewitter vorhergeht. Die elektrische Spannung der Luft hat sich noch immer entladen in gewaltigem Toben. Die schwersten Gewitter aber kommen von Osten. So zieht auch der siebenjährige Krieg von Rußland herauf. Weder Friedrich, noch Maria Theresia haben denselben heraufbeschworen; der Anstifter war Alexei Bestuschew, der Minister Elisabeths.

Das gute Verhältnis Rußlands zu Frankreich und Preußen hatte sich erst getrübt und schlug im Jahre 1745 in das gerade Gegenteil um. Der Dresdener Frieden erregte in St. Petersburg die größte Mißstimmung, und schon am 22. Mai/2. Juni 1746 schloß Rußland mit Österreich ein enges Verteidigungsbündnis gegen Friedrich. Während Elisabeth selbst die Vermählung von dessen Schwester Ulrike mit dem Thronfolger von Schweden betrieben hatte, ging sie jetzt darauf aus, durch einen Angriff auf dieses Land mit Preußen anzubinden und hetzte Österreich unablässig zum Kampfe. Den Ausbruch desselben verhinderte einerseits das Eintreten Frankreichs, Dänemarks und der Pforte für Schweden, anderseits dringendes Abraten seitens Österreichs. So sehr diesem an der Wiedergewinnung Schlesiens lag, so wenig Aussicht auf Erfolg schien unter den augenblicklichen Verhältnissen ein dahin gehender Versuch zu bieten: im Innern herrschte Mangel an Geld, die Finanzreformen erregten Mißvergnügen bei der Bevölkerung, die Hebung des Heerwesens war erst angebahnt; zur Niederwerfung Preußens — und das hätte doch das Ziel eines neuen Krieges sein müssen — reichte die Hilfe von außen nicht aus. Es war der Graf Wenzel von Kaunitz-Rietberg, der, mit genialem Blicke die ganze politische Lage überschauend, Österreich zu einem völligen Bruche mit der Vergangenheit führte und in eine dieser geradezu entgegengesetzte Richtung der Politik drängte. Indem er die Kräfte Österreichs und Rußlands als ungenügend für die Erreichung des gesteckten Zieles bewies, die Abneigung der Seemächte gegen eine volle Demütigung des Emporkömmlings aus den Präliminarien des Aachener Friedens darlegte, ebnete er den Boden zur Errichtung eines neuen Gebäudes der Staatskunst: als Stütze Österreichs im Westen sollte Frankreich an die Stelle Englands treten. Diesen Plan durchzusetzen, ging Kaunitz selbst im Jahre 1750 als österreichischer Gesandter nach Versailles, erreichte aber trotz aller Annäherungsversuche und Liebesbeweise an Frankreich in dieser Stellung nichts weiter als die Huld der Marquise de Pompadour und durch sie eine Österreich

freundlichere Gesinnung ihres Leibeigenen Ludwig XV. und verzweifelte, nachdem er 1753 als Minister die Leitung der Staatsangelegenheiten übernommen hatte, gänzlich an der Verwirklichung seines „großen Desseins". Erst als im Jahre 1754 durch erneute Streitigkeiten der englischen und französischen Kolonisten am oberen Ohio die Gefahr eines abermaligen Krieges der Westmächte heraufstieg, welchem übrigens die Ostmächte vollständig teilnahmlos hätten zuschauen können, war die Zeit gekommen, den Plan durchzuführen. Kaunitz begann zuerst ein Doppelspiel: er trieb England, den Krieg anzufangen und aufs Festland herüberzuziehen, indem er durch das Versprechen, die englischen Interessen in den belgischen Niederlanden durch deren Besetzung mit 50000 Mann gegen Frankreich zu schützen, die Gegenleistung der Insoldnahme der russischen Armee für England zum Schutze Österreichs gegen einen angeblich befürchteten Angriff von seiten Preußens veranlaßte, gleichzeitig aber, um Frankreich ein Zeichen seines guten Willens zu geben, die Niederlande unbesetzt ließ und auf die Beschwerde Englands über diese Benachteiligung den Angriff Preußens (22. Juni 1755) verlangte. Da England diese Forderung als nicht zeitgemäß zurückwies, hatte Kaunitz den gewünschten Anlaß, Frankreich eine Allianz anzubieten. Für den Bruch mit Preußen sollte es Luxemburg erhalten, der Schwiegersohn Ludwigs aber die übrigen Niederlande, die in der That Österreich, zumal wegen des Barrieretraktats, mehr eine Last und ein steter Zankapfel mit Frankreich waren; Voraussetzung war der Rückfall von Schlesien und Glatz an Österreich und die Entschädigung der Bundesgenossen, also Rußlands und Sachsen-Polens, auf Kosten Preußens, dessen Gebiet „auf den Umfang vor dem dreißigjährigen Kriege zu reduzieren sei" (21. Aug. 1755). Das Mißtrauen, welches die französischen Minister, selbst der Freund der Pompadour, Abbé Bernis, in die Ehrlichkeit der österreichischen Anerbietungen setzte, zerstreute Kaunitz durch die Erklärung, daß Österreich sich nun angewiesen sehe, sich mit Spanien einzulassen, und bewies damit, daß es in der That die Allianz mit England für eine solche mit Frankreich aufgeben wollte. Friedrich hatte es dem letzteren abgeschlagen, Hannover anzugreifen, da der bestehende Vertrag defensiver Natur sei. Als nun Georg II. von England, von seinem seitherigen Verbündeten im Stiche gelassen, zur Sicherstellung von Hannover mit ihm anknüpfte, ging er mit diesem den Neutralitätsvertrag von Westminster ein (16. Jan. 1756). Georg hoffte durch denselben den Angriff Frankreichs auf sein deutsches Fürstentum, Friedrich den Rußlands auf seine Lande zu verhindern und damit den Frieden überhaupt zu wahren. Beide hatten sich verrechnet. Der österreichische Gesandte in Versailles, Graf Starhemberg, benutzte den an sich unverfänglichen Vertrag, welchen die Marquise und Ludwig als Verrat Friedrichs ansahen, dazu, den Defensivvertrag zwischen Österreich und Frankreich zu Jouy bezw. Versailles zum Abschluß zu bringen (1. Mai 1756), dem Rußland alsbald beitrat mit dem

Versprechen, den Krieg gegen Friedrich mit 80000 Mann baldigst zu beginnen. Als Entschädigung für die Bundeshilfe ward ihm die Gewinnung von Ostpreußen in Aussicht gestellt. Während die besonnenen Politiker Frankreichs, wie die öffentliche Meinung, das unnatürliche Bündnis mit Österreich durchaus mißbilligten, gelang es dem geschmeidigen Kaunitz, durch verbindliche Briefe die Pompadour ganz für Österreich zu gewinnen und ein Offensivbündnis anzubahnen. Maria Theresia hat nie einen Brief an »ma chère Cousine« gerichtet. Die Hoffnung, auch den Offensivvertrag mit Frankreich noch vor Ablauf des Jahres zu erreichen, bestimmte Kaunitz, „so schmerzlich der Zeitverlust war", die Russen vom sofortigen Losschlagen abzuhalten. Der allgemeine Angriff wurde auf das nächste Frühjahr festgesetzt.

Friedrich war von all diesen geheimen Abmachungen des „neuen Triumvirats" in Kenntnis gesetzt. Von seinem Gesandten von Maltzahn in Dresden bestochen, lieferte der sächsische Kanzlist Menzel die Korrespondenz des sächsischen Kabinetts mit den Höfen von Petersburg und Wien aus. Der Sekretär des österreichischen Gesandten in Berlin, Baron Weingarten, verschaffte sich ein besseres Leben durch abschriftliche Mitteilung des ganzen Briefwechsels desselben. Anderes teilte der holländische Gesandte Swaert in Petersburg mit. Daher traf Friedrich in der Stille beizeiten alle Vorbereitungen und beschloß, selbst gegen den Rat der meisten Generale und die dringenden Abmahnungen seiner Brüder Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, einem etwaigen Angriff durch einen sicheren seinerseits zuvorzukommen. „Die neuen Genossen von Cambrai" — so nannte er gerne die verbündeten Gegner — „wissen doch nicht, welchen Gegner sie vor sich haben." Der Feldzugsplan war unter Mitwirkung der Generale Schwerin, Keith, Schmettau und Ferdinand von Braunschweig, namentlich aber des genialen Winterfeldt, festgestellt. Das Heer von etwa 135000 Mann stand schlagfertig; im Staatsschatz lagen über 14 Millionen Thaler. Um sich Gewißheit über Österreichs Gesinnung zu verschaffen, forderte er in Wien die klare Auskunft, ob die Rüstungen gegen Preußen gerichtet seien, und die Zusage, daß man es in den nächsten zwei Jahren nicht anzugreifen beabsichtige. „Orakelartige, ausweichende Antwort" schien ihm ausreichend, seine Folgerungen zu ziehen. Als er auf abermalige Anfrage am 20. Aug. 1756 den Bescheid erhielt, daß Preußen ja mit Rüstungen begonnen habe, und der seit zehn Jahren bestehende Defensivvertrag mit Rußland keinen Grund zur Besorgnis geben könne, da zog er das Schwert, nicht, wie ein oder der andere Historiker glauben zu machen versucht, zur Verteidigung Deutschlands, nicht gegen das Ausland, mit welchem er selbst vorher verbündet war, sondern in rein preußischem Interesse, zur Verteidigung der neuen Erwerbung und zur Wahrung der Selbständigkeit. Man darf Absicht und Wirkung nicht verwechseln, und sich durch die Größe eines Helden nicht den unbefangenen Blick für

die Wahrheit trüben lassen. Am 29. Aug. 1757 überschritten unter seiner Anführung die preußischen Truppen, 70000 Mann stark, mit 224 Geschützen, in drei Heersäulen an der Mulde, der Elbe und der Spree aufwärts, die Grenze des Nachbarlandes Sachsen, indes rückte Schwerin in Böhmen ein. Der Krieg war begonnen, ohne erklärt zu sein.

e) Der siebenjährige Krieg (1756—1763).

Die Jahre 1756 und 1757.

Sachsen, obwohl insgeheim im Einverständnis mit den Gegnern Friedrichs, hatte doch mit denselben kein Bündnis eingegangen. Über seine Haltung im Falle eines Krieges konnte Friedrich nicht zweifelhaft sein; daß es nicht für ihn sein würde, war klar; also mußte er es verhindern, gegen ihn zu sein. Die Occupation des Landes, die in wenigen Tagen sich vollzog, war ein fast beispielloser Friedensbruch, aber eine militärische Notwendigkeit. Unbegreiflich ist die Sorglosigkeit, mit welcher der Kurfürst Friedrich August III. und sein verschwenderischer Minister Graf Brühl der Zukunft entgegengesehen hatten. Die Finanzen lagen darnieder; für den doch immer möglichen Fall eines Angriffs war nicht das Mindeste zur Abwehr vorgesehen; das Heer war vermindert, die Festungen vernachlässigt. Über alle Verhältnisse in Sachsen war der König teils durch die früheren scharfen Beobachtungen Winterfeldts, teils durch seinen Gesandten vortrefflich unterrichtet. War der Gedanke, sich Sachsens zu versichern, dem Geiste Friedrichs entsprungen, die Ausführung des Planes geschah nach den Dispositionen Winterfeldts. Die Überraschung geschah so gänzlich unvermutet, daß dem kleinen Heere von etwa 17000 Mann nichts anderes übrig blieb, als sich zurückzuziehen. Anstatt sofort nach Böhmen überzugehen und den Österreichern die Hand zu reichen, bezogen die Truppen unter Rutowski ein festes Lager bei Pirna; der Kurfürst flüchtete in den festen Königstein. Am 9. September rückte Friedrich in Dresden ein, wo noch die Kurfürstin mit den Kindern weilte. Es waren weder die bedeutenden Vorräte an Waffen und Munition fortgeschafft, noch das Archiv in Sicherheit gebracht worden. Letzteres lieferte die Kurfürstin erst auf Androhung der Gewalt aus. Friedrich schöpfte daraus das Material zu der Denkschrift, durch welche er sein Verfahren vor der Welt zu rechtfertigen unternahm, »Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre Sa Majesté le roi de Prusse avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves« (Berlin 1756). Da der Kurfürst den Anschluß an Preußen ablehnte, sah Friedrich sich genötigt, das Lager bei Pirna anzugreifen, fand hier aber wider Erwarten hartnäckigen Widerstand. Seine Generale Keith und Schwerin rückten in Nordböhmen ein, um die Österreicher an einem Vorgehen gegen Sachsen zu verhindern.

Als nun der Feldmarschall Brown mit einem in größter Eile gesammelten Heere von etwa 33000 Mann zum Entsatze der Sachsen nahte, ließ Friedrich den trefflichen Winterfeldt bei der Belagerungsarmee vor Pirna und begab sich selbst, unzufrieden mit Keiths Unthätigkeit, zu den Truppen nach Böhmen. Bei dem Städtchen Lowositz am linken Ufer der Elbe stieß er am 1. Oktober auf die Österreicher. Sein Heer zählte etwa 9000 Mann weniger als das der Gegner. Er führte, wie er es seiner „Reputation schuldig erachtete" denselben ein „Kraftstück" vor. Nach heißem, lange schwankendem Kampfe, bei welchem namentlich die österreichische Artillerie der preußischen Kavallerie starke Verluste beibrachte, zwang er Brown zum Rückzuge, der in guter Ordnung über die Eger angetreten ward. Beide Heere hatten sich vortrefflich geschlagen. Am Tage nach der Schlacht berichtet der Sieger eigenhändig seinem Marschall Schwerin ausführlich über den Gang derselben und, indem er der Verluste „nur mit den Thränen in den Augen gedenkt", zollt er den Generalen, wie dem Herzog von Bevern und dem Artillerie-General Möller für ihre Haltung, den Truppen für ihre Leistungen das höchste Lob, aber er erkennt auch der Wahrheit gemäß die Tüchtigkeit der Besiegten an. „Ich sage Ihnen nichts" — schreibt er — „von den Truppen; seitdem ich die Ehre habe sie zu befehligen, habe ich solche Wunder der Tapferkeit nicht gesehen sowohl seitens der Kavallerie, wie seitens der Infanterie. Die Infanterie ist in umhegte Weinberge, in vermauerte Häuser eingedrungen; sie hat von 7 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags eine Kanonade und Gewehrfeuer ausgehalten, und vor allen Dingen den Sturm auf Lowositz, welcher ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde, bis der Feind vertrieben war. Ich hatte mein Augenmerk besonders darauf gerichtet, die Höhe zu meiner Rechten zu halten; das hat, glaube ich, die ganze Schlacht entschieden . . . Ich erkenne aus dem Ganzen, daß diese Leute (die Österreicher) sich nur in festen Stellungen schlagen wollen, daß man sich hüten muß, sie auf Husarenart anzugreifen. Sie sinnen noch mehr als je auf listige Anschläge, und, glauben Sie mir aufs Wort, wenn man ihnen nicht zahlreiches Geschütz entgegenstellen kann, würde es unglaublich viel Leute kosten, sie zu schlagen." Dem Prinzen Moritz von Dessau versicherte er, daß seiner Armee „nichts mehr in der Welt unmöglich ist". Seine Hoffnung, daß sich nunmehr die Sachsen ergeben müßten, und für dieses Jahr seine Arbeit beendet sein werde, traf ein. Brown drang zwar mit 8000 Mann bis in die Nähe von Schandau vor (11. Oktober); die von Regen, Kälte und Hunger aufs äußerste erschöpften Sachsen überschritten auch die Elbe und machten einen verzweifelten Versuch sich durchzuschlagen, aber vergeblich. Am 16. Oktober ergaben sich die übriggebliebenen 12000 Mann. Die Offiziere sollten gegen das Ehrenwort, während des Krieges nicht mehr gegen Preußen kämpfen zu wollten, die Freiheit erhalten; die gemeinen Soldaten wurden gegen den Wortlaut der Kapitulation gezwungen, dem Könige von

Preußen den Fahneneid zu leisten. Die weder der Klugheit noch der Soldatenehre entsprechende Maßregel rächte sich. In Scharen liefen die Sachsen bei gegebener Gelegenheit zum Feinde über. Der Kurfürst begab sich vom neutral erklärten Königstein nach Polen; die tief gekränkte Kurfürstin blieb mit dem Kurprinzen in Dresden, wurde aber schon im folgenden Jahre durch den Tod vor weiterem Kummer bewahrt. Das Land nahm Friedrich in „Verwahrsam". Strenge Disciplin behütete die Bewohner vor Bedrückungen; aber sie mußten dem Feinde Abgaben und Rekruten liefern.

Der zähe Widerstand der Sachsen hatte Friedrich aufgehalten. Da er sich klar war, daß ihm im nächsten Jahre alle Feinde auf den Hals kommen würden, mußte er seine Streitkräfte möglichst schonen. Er hatte Sachsen als Stützpunkt für die künftigen Operationen in Händen, „für dieses Jahr" war „seine Arbeit beendet". Während er in Dresden alle Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzuge trifft, und durch Verhandlungen mit den Generalstaaten, mit Dänemark, England-Hannover, mit Braunschweig und Hessen Bundesgenossen wirbt, hallt Europa wieder von dem Schmerzensschrei Sachsens über die ihm angethane Gewalt. Der Kaiser forderte Friedrich auf, „von seiner unerhörten, frevelhaften Empörung abzulassen" und Sachsen zu räumen; ja er stellte den Generalen desselben die Anmutung, dem Herrn den Dienst zu kündigen und die Teilnahme an seinem Unternehmen zu versagen. Gegen die Stimmen der welfischen Partei setzte er im Reichstage zu Regensburg den Beschluß des Reichskriegs gegen den Friedensbrecher durch. Rußland aber und Frankreich zögerten anfänglich mit der Hilfe, wenngleich letzteres vornehmlich auf Drängen der Dauphine, einer Tochter Augusts, den diplomatischen Verkehr mit Preußen schon im Oktober abgebrochen hatte. Erneute Verhandlungen bewirkten dann den Abschluß eines Kriegsbündnisses zwischen Österreich, Rußland, Frankreich und Schweden, welches 430000 Mann gegen Friedrich ins Feld brachte, wider die er, von England auf den Rat William Pitts zwar mit Geld und Truppen unterstützt, aber nicht in ausreichender Weise, im ganzen etwa die Hälfte aufzubringen vermochte. Der Versailler Vertrag vom 1. Mai 1757 enthielt das Versprechen, 10000 Mann Baiern und Württemberger für Österreich zu unterhalten und selbst 105000 Mann zu stellen, dafür die Zusage einer Entschädigung in den belgischen Niederlanden. Schweden und Sachsen sollten an preußischem Gebiete schadlos gehalten werden. Wenn es ein Zeichen der Schwäche des Wittelsbacher Kaisertums war, daß es von Frankreichs Hilfe und Gnade abhing, so wurde und wird es nicht minder Österreich verargt, daß es, seiner ganzen Vergangenheit untreu, dem Erbfeinde die Hand reichte, um den Gegner, dem es sich allein nicht gewachsen fühlte, niederwerfen zu können. So kam es, daß der „Störer der öffentlichen Ruhe" schließlich als der Verteidiger der deutschen Freiheit gegen das Ausland, ein deutscher Landesfürst als der Vertreter des

Deutschtums gegen die verfassungsmäßige Autorität des zerfallenden Reiches galt, daß der Kampf für Erhaltung der gewonnenen Macht sich erweiterte zum Ringen um Gleichstellung, daß er die feste Grundlage schuf für ein künftiges neues Reich. Was Friedrich an Mitteln fehlte, das ersetzte reichlich seine Genialität auf dem Felde der Schlacht wie der Politik, seine unerschütterliche, rücksichtslose Willenskraft und die Gunst des Glückes. Dem Feldherrn ersten Ranges standen vorzügliche Generale zur Seite, vor allem sein treuer Berater und Freund Winterfeldt, gleichbedeutend als Politiker wie als Feldherr, daneben der kühne Keith, die trefflichen Reiterführer Zieten und Seydlitz, ferner Moritz von Anhalt und Ferdinand von Braunschweig, endlich sein eigener Bruder Heinrich, dem er selbst später in seinem militärischen Testamente von 1768 das uneingeschränkte Lob spendete: »Le premier de tous de commander une armée, c'est sans contredit mon frère Henry.« Und alle diese lenkte sein einziger Wille. „Der Starke ist am mächtigsten allein." Ihm standen wohl tüchtige Feldherren gegenüber — wäre es nicht der Fall gewesen, sein Ruhm würde geringer sein —, aber kein ebenbürtiger Geist, nicht ein Wille, sondern viele Köpfe, viele Sinne!

Im Anfange des neuen Jahres hatte Friedrich sich nach Berlin begeben, um alle Möglichkeiten mit seinen Ministern zu beraten. Eine geheime Weisung an den Minister Grafen Finkenstein gab die nötigen Verhaltungsmaßregeln an für den Fall, daß er im Kriege fiele oder in Gefangenschaft geriete. Seinen Bruder sowie seine Minister und Generale machte er „mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich", daß weder eine Provinz noch Lösegeld für seine Befreiung angeboten werden dürfe, daß „man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze", ganz so als hätte er „niemals in der Welt existiert". Er war bereit sich „für den Staat zu opfern". Am 12. Januar 1757 verließ er die Hauptstadt, um sie erst nach sechs Jahren wieder zu betreten.

Seinem Grundsatze getreu, sich die Vorteile der Offensive zu sichern, rückte er am 18. und 19. April wieder mit vier Heersäulen von Sachsen und Schlesien her in Böhmen ein, wo die Österreicher weit auseinanderstanden. Am 5. Mai vereinigten sich, wie vorgesehen, die preußischen Heere, 64000 Mann stark, vor Prag, wohin auch der österreichische Feldmarschall Brown in Eile möglichst viele Truppen, etwa 60000 Mann, zusammengezogen hatte. Am 6. Mai griff Friedrich sie in ihrer starken Stellung auf den Höhen im Osten der Stadt an. Vergeblich klommen die preußischen Infanteristen durch die Moräste die Höhen von Sterboholi hinan; das Kartätschenfeuer der feindlichen Batterieen schmetterte ganze Reihen nieder. Der greise Schwerin starb den Heldentod, als er sich, die Fahne in der Hand, an die Spitze eines weichenden Regiments stellte; Winterfeldt ward schwer verwundet. Erst ein Flankenangriff des Herzogs von Braunschweig zwang die beiden Flügel des feindlichen Heeres, dessen Befehls-

haber Brown tödlich verwundet war, zur Trennung und verschaffte mit der Reiterei dem Könige, der im entscheidenden Augenblicke selbst eingriff, den Sieg, der freilich teuer genug erkauft war. Noch ärger hatten die Gegner gelitten, die durch den Fall Browns und eine Ohnmacht Karls von Lothringen der einheitlichen Leitung beraubt worden waren. Der größte Teil der geschlagenen Armee warf sich nach Prag hinein. Die angeschwollene Moldau schützte die Fliehenden vor der Verfolgung.

Hatte Friedrich den Erfolg des Sieges so hoch angeschlagen, daß er glaubte, freie Hand zu haben, „Meister eines Königreichs" zu sein, welches ihm Geld und Mannschaft liefern mußte, und schon „den Franzosen ein Kompliment machen" zu können, so sah er sich jetzt, wollte er nicht in seinem Rücken eine starke Festung und ein Heer von 50000 Mann lassen, vor Prag festgehalten. Trotz der Beschießung durch schweres Geschütz und der entsetzlichen Not, welche Mangel an Lebensmitteln, die Zusammendrängung einer starken Menschenmasse auf verhältnismäßig beschränktem Raum und dadurch ausbrechende Krankheiten im Innern erzeugten, hielten sich die Belagerten mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Da auch die Belagerer unter den Folgen eines durch böses Wetter verschlimmerten Lagerlebens schwer litten, gedachte Friedrich, wie im vorigen Jahre, durch einen Schlag zwei Aufgaben zu erledigen. Der Widerstand der Eingeschlossenen gründete sich auf die sichere Hoffnung eines Entsatzes. In der That lagerte der Feldmarschall Leopold von Daun, der von Mähren herangezogen war, am Tage der Schlacht schon in der Nähe Prags und konnte auch vielleicht Rettung bringen. Da er aber durch einen Angriff auf den im offenen Felde gefürchteten Friedrich die letzte Hoffnung der Kaiserin in die Wagschale geworfen hätte, was sein Gegner gerade wünschte, so zog er es vor, bedächtig und vorsichtig, wie er war, lieber eine abwartende Haltung einzunehmen. Behutsam auf der Straße von Iglau herziehend, ließ er sich mit dem ihm gegenüberstehenden Beobachtungskorps unter Ferdinand von Braunschweig-Bevern nicht in einen Kampf ein. Um die Entscheidung also hier und vor Prag durch einen Sieg herbeizuführen, stieß der König mit 12000 Mann selbst zu diesem (14. Okt.). Obwohl die Gegner ihm an Zahl weit überlegen waren, da er 54000 Mann nur 34000 entgegenführen konnte, und auf den steilen Höhen bei Kollin am linken Ufer der oberen Elbe eine Doppellinie von Geschützen zum Empfange für tollkühne Angreifer aufgestellt hatten, wagte er doch den Sturm, indem er dem General von Hülsen auf dem linken Flügel die Hauptthätigkeit zuwies, während der rechte Flügel den Feind nur beschäftigen und dann als Reserve des ersteren den letzten Stoß führen sollte. Das Abgehen von diesem Plane, der sogen. schrägen Schlachtordnung, durch das vorzeitige Losschlagen des Generals von Manstein, brachte eine unheilvolle Verwirrung hervor. In die entstandene Lücke brach wie ein verheerender Sturm das sächsische Dragonerregiment „Herzog von

Kurland", welches auf seiten der Österreicher stand, unter Führung des Oberstlieutenants von Benckendorf, ein. Trotz todesmutiger Tapferkeit erlagen Hülsens Grenadiere. So verwandelte sich die anfängliche Niederlage Dauns, der schon die „Retraite nach Suchdol" befohlen hatte, in einen glänzenden Sieg, der Friedrich nicht nur zwang, die Belagerung von Prag aufzuheben, sondern auch nach vergeblichem Warten auf eine neue Schlacht Böhmen zu verlassen und sich nach Sachsen zurückzuziehen. Er war in die Verteidigung zurückgedrängt.

Dauns Erfolg zeigte das Mittel, wie der Unüberwindliche zu vernichten war, und hetzte ihm zugleich die übrigen Feinde auf den Nacken. Ein Unglück kommt selten allein.

Während Friedrich einen Angriff der nun vereinigten österreichischen Armee erwartete, wandte sich Daun, durch Langsamkeit seiner Bewegungen seine Absichten verhüllend, gegen den Prinzen August Wilhelm, der die Straßen nach der Oberlausitz decken sollte, drängte denselben zurück und vernichtete am 23. Juli durch Beschießung die mit großen Vorräten angefüllte Stadt Zittau, ohne daß man ihn hinderte. Als der König am 29. Juli in Bautzen mit seinem Bruder zusammentraf, entlud sich über diesen sein ganzer Zorn, so daß derselbe sofort seinen Abschied nahm. Der Gram zehrte an dem gütigen, aber mit den Plänen seines königlichen Bruders nicht übereinstimmenden Prinzen. Er überlebte seine Demütigung nicht lange. Am 12. Juni 1758 starb er zu Oranienburg, der Stammvater des jetzigen Kaiserhauses.

Mittlerweile waren die Russen unter Apraxin in die Provinz Preußen eingebrochen und hausten dort in derselben barbarischen Weise wie einst die Schweden. Um das Land von seinen Bedrängern zu befreien, griff sie der 80jährige General Lehwaldt bei dem Dorfe Groß-Jägerndorf am 30. August 1757 an, erlag aber der Übermacht. Da die Sieger ihren Erfolg nicht ausnutzten, sondern auf die Nachricht vom Tode der Kaiserin Elisabeth, welche sich indes nicht bestätigte, eiligst den Rückzug antraten, konnte Lehwaldt sich gegen die in Pommern und in die Uckermark eingefallenen Schweden wenden, die er um so leichter abwehrte, weil ihn eine auf königlichen Befehl von den Landständen errichtete Landmiliz und eine Flotille unterstützte. Diese Miliz darf nicht unterschätzt werden, da sie sowohl der Verteidigung diente als gewissermaßen eine Ersatzreserve bildete und ein Vorbild der allgemeinen Wehrpflicht war, wie sie durch Scharnhorst zur Einführung kam.

Aber schlimmere Botschaften liefen vom Westen ein, welchen die französische Armee jetzt auch zum Kriegsschauplatze gemacht hatte. In zwei Abteilungen rückte sie heran, die Nordarmee unter dem Marschall d'Estrées gegen Westfalen und Hannover, die Südarmee unter dem Prinzen von Soubise von Frankfurt her gegen Thüringen. Die Üppigkeit der Befehlshaber und die durch schlechte Verpflegung beförderte Zuchtlosigkeit der Truppen trugen dazu bei, ihnen alle

Sympathie zu nehmen und diese dem vor der Welt als Reichsfeind bezeichneten Friedrich zuzuwenden. Die Jämmerlichkeit des vielköpfigen Reichskörpers trat durch zwei Niederlagen desselben hervor; die eine erlitten die auf Friedrichs Seite stehenden reichsfürstlichen Truppen durch die französische Nordarmee, die andere die wahre Reichsarmee durch Friedrich selbst.

Die sogen. Observationsarmee, bestehend aus 52000 Mann, hauptsächlich Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Gothaern und Bückeburgern, befehligt von dem unfähigen Herzoge von Cumberland, dem Sohne Georgs II., ließ sich von d'Estrées über die Weser zurückdrängen und bei Hastenbeck, in der Nähe von Hameln, trotz vorteilhafter Stellung schlagen. Ganz entmutigt, wich er bis zur Niederelbe zurück, und gab durch die schimpfliche Konvention von Kloster Zeven (8. Sept. 1757), nordöstlich von Bremen, abgeschlossen mit d'Estrées Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, Hannover und Braunschweig, zugleich die ganze Westseite Preußens preis. Georg II. ging bereits mit dem Gedanken um, Frieden zu schließen.

Die Hiobsbotschaften folgten rasch hintereinander. Am Tage vor jener traurigen Kapitulation, 7. September, traf den König einer der schwersten Schläge. Da er den Zauderer Daun nicht zur Schlacht verlocken konnte, hatte er sich selbst gegen die Reichsarmee und die französische Südarmee gewandt und den Herzog von Bevern mit Winterfeldt bei dem Hauptheere in Schlesien zurückgelassen. Beide standen bei Görlitz, ersterer auf dem linken Ufer der Neisse, letzterer auf dem rechten. Ein plötzlicher Angriff der Österreicher unter Nadasdy kostete dem Lieblinge des Königs Sieg und Leben. Diese Schlappe bei Moys nötigte Bevern zum Rückzug nach Liegnitz. Wie sehr das Glück umgeschlagen war, bewies das Wagnis des Kroatenführers Haddik, der mit 4000 Mann Berlin einen Besuch abstattete und eine Kontribution von 200000 Thalern erhob. Vierundzwanzig Stunden darnach erschien Moritz von Dessau, zu spät!

Sollten wirklich die recht gehabt haben, welche den König von diesem „unseligen Kriege" abmahnten? Sollte er jetzt noch dem Rate seiner Geschwister folgen und durch Herausgabe Schlesiens sein Land und sein Haus vor dem Äußersten bewahren? Sein ganzes Herz bäumte sich auf gegen den Gedanken, sich selbst zu demütigen; lieber als den Schimpf auf sich zu nehmen, daß er sich unter das „Joch beugte", wollte er den „Vertrag", als welcher ihm das Leben mit der Natur erschien, „enden", selbst den „Lebensfaden" abschneiden. Als ihm auch der Philosoph von Ferney riet, sich ins Unvermeidliche zu fügen und nachzugeben, erwiderte er ihm: „Voltaire in seiner Einsiedelei kann sich in Frieden den Tugenden des Weisen hingeben; aber ich, vom Schiffbruch bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und sterben."

Besser als seine Brüder schien ihn sein Gesandter bei dem Regensburger Reichstag zu verstehen. Als der kaiserliche Notar Aprill am

14. Oktober dem Freiherrn von Plotho die Vorladung des „Kurfürsten von Brandenburg“ zustellen wollte, wies dieser ihn fort und bedeutete damit, wie sein Herr von der Vertretung des Reiches dachte. „Jetzt ist dieselbe“ — schrieb er in seinen Werken — „eine Zusammenkunft von Publicisten, die mehr an den Formalien als an den Sachen hangen.“ Was sein Gesandter der Form nach mit der Reichsversammlung besorgte, das bestätigte Friedrich der That nach an deren „elender“ — dazu verwandelte der Druckfehlerteufel die „eilende“ — „Exekutionsarmee“.

Diese, eine buntscheckige, ungeschulte und kaum zu leitende Herde, unter der sich vielleicht mancher wirklich brauchbare Soldat befand, unter der Führung des Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, hatte sich bei Erfurt mit der französischen Südarmee unter dem Prinzen Soubise, einem Günstling der Pompadour, vereinigt und bedrohte, 60000 Mann stark, Leipzig. Nach dem kühnen Überfall, welchen der General Friedrich von Seydlitz schon am 19. Sept. auf Soubise in Gotha gewagt hatte, mußte man früher eine Schlacht erwarten. Aber die Verbündeten waren einer solchen ausgewichen. Am 5. Nov. 1757 traf sie der König, von Leipzig kommend, in der Schlachtenebene zwischen Unstrut und Saale südlich von Merseburg bei dem Dorfe Roßbach. Gegen 43000 Mann, von denen über drei Viertel Franzosen waren, vermochte er nur 21000 zu stellen. In thörichter Verachtung der „Potsdamer Wachparade“ verließen die Gegner ihre sichere Stellung auf den Höhen, um das scheinbar zum Abzug bereite preußische Heer Friedrichs zu umgehen und ihm den Rückzug abzuschneiden. Während sie noch auf dem Marsch begriffen waren, griff sie plötzlich die verdeckt marschierende Reiterei Seydlitzens in der linken Flanke mit Ungestüm an, so daß die feindliche Kavallerie nach kurzem Widerstande sich zur Flucht wandte. Die Infanterie warf der König rasch durch ein kräftiges Geschützfeuer und drei bis vier Gewehrsalven. Hals über Kopf floh, was fliehen konnte. Der Verlust der Preußen betrug nur etwa 500 Mann, darunter etwa 160 Tote. Auf der feindlichen Seite fielen etwa 1000; aber an 5000 gerieten in Gefangenschaft; 67 Kanonen und viele Fahnen und Standarten wurden erbeutet. Niemals wieder ist ein fröhlicherer Sieg erfochten worden. Leider war Prinz Heinrich verwundet; der König selbst hatte sich der Gefahr derart ausgesetzt, daß Feldmarschall Keith seine Verwunderung über seine Rettung aussprach. Die geschlagene und zersprengte Armee fand in Franken und Hessen Rast.

Der Tag von Roßbach hat Friedrich zum deutschen Nationalhelden gemacht. Denn nicht Preußen allein freute sich über diesen glänzenden Erfolg, sondern das deutsche Volk betrachtete den Sieg als einen Triumph über den alten, verhaßten Feind. Die Herrschaft des Franzosentums in Sprache und Sitte hatte ein Ende. Von nun an war der deutschen Litteratur wieder nationaler Stoff geboten.

Im Westen hatte Friedrich sich seiner Gegner entledigt. Um so

gefährlicher standen die Dinge in Schlesien. Dort war Bevern vor der unter Karl von Lothringen und Daun stehenden österreichischen Übermacht von 80000 Mann allmählich bis vor Breslau zurückgewichen. Seine Unthätigkeit ermöglichte es den Österreichern, am 12. Nov. Schweidnitz zu nehmen. Am 22. Nov. erlitt er bei Breslau eine Niederlage; der folgende Tag brachte ihn bei einem Rekognoscierungsritt in Gefangenschaft, der 24. Nov. die Hauptstadt der Provinz wieder in die Hände der Österreicher. An demselben Tage erreichte der König mit 13000 Mann, trotz eiligster Märsche, erst Naumburg a. d. Queis und erhielt bei Parchwitz am 28. Nov. von Zieten den Rest der Bevernschen Armee, 18000 Mann, zugeführt. Die niedergeschlagene Stimmung richtete sich an der Zuversicht der siegreichen Kameraden wieder auf. Eine kurze, packende Anrede des Königs an die Offiziere zerstreute die bangen Besorgnisse und belebte den alten, hoffnungsfreudigen Mut wieder. Die von verschiedenen Gewährsmännern überlieferte Rede zu Parchwitz mag einige Gedanken des Königs enthalten, ist aber dem Wortlaute nach so wenig beglaubigt, als die meisten jener Anekdoten, welche sich an die Persönlichkeit des großen Königs knüpften. Seiner Gewohnheit nach ließ sich Friedrich, wie natürlich, ganz besonders in den Tagen vor der Entscheidung auch mit den gemeinen Soldaten in Unterhaltung ein und erweckte durch Austeilung besonderer Rationen in ihnen eine fröhlichere Stimmung. Gewiß ist dem Munde des Königs bei diesem leutseligen Verkehr manches Scherzwort entflogen, aber welches gerade und in welcher Form, wer mag das verbürgen. Nach den eigenen Worten Friedrichs in seiner Geschichte des Krieges diente auch die Weinflasche als »une ressource rour ranimer ces esprits abattus«.

Die Österreicher standen mit etwa 80000 Mann und über 200 Kanonen in sehr fester, fast unangreifbarer Stellung hinter der Lohe bei Breslau. Daun riet, ruhig in derselben zu verharren, da der Gegner schließlich genötigt gewesen wäre, sich nach Sachsen zurückzuziehen. Karl von Lothringen aber und andere Generale drängten im Vertrauen auf ihre Übermacht zur Entscheidung und setzten ihren Willen durch. Sie gaben den Vorteil ihrer Stellung auf und thaten dem Könige den erwünschtesten Gefallen, über die Weistritz zu rücken. Hier in der ihm durch Manöver wohlbekannten Gegend schritt er gegen die in ihrer Übermacht nicht vollgeschätzen Feinde nach wohlerwogenem Plane zum Kampf und erfocht am 5. Dez. 1757 seinen glorreichsten Sieg, indem er wieder durch Anwendung der schrägen Schlachtordnung über den Zweck seiner Bewegung Täuschung erweckte. Nachdem die preußische Vorhut fünf österreichische Reiterregimenter bei Borne zurückgeworfen hatte, ließ er die Hauptmacht der Infanterie in einer halben Rechtsschwenkung scheinbar abziehen, dann aber mit voller Wucht auf den linken Flügel des Gegners losbrechen. Der von Moritz von Dessau und Zieten gelenkte Anprall erschütterte

denselben. Der König selbst eroberte das Dorf Leuthen, welches die Österreicher zum Stützpunkt einer neuen südwärts gerichteten Schlachtordung gemacht hatten. Die vom rechten Flügel endlich zur Hilfe eilenden Truppen warf die preußische Kavallerie unter General Driesen zurück. Friedrich hatte — wie Napoleon I. urteilte — sein „Meisterstück" geliefert. Während sich sein Verlust auf etwa 6000 Tote und Verwundete belief, bezifferte sich die Zahl der getöteten und verwundeten Österreicher auf etwa 10000; 21000 wurden gefangen, 116 Kanonen, 51 Fahnen abgenommen. Der Rückzug war in wilde Flucht ausgeartet. Noch am Abend in Lissa fielen zahlreiche Flüchtige in die Hände ihrer Verfolger. Der König fand dort auf dem Schlosse bei dem gut preußisch gesinnten Baron Mudrach Nachtquartier. Da ebenda auch verwundete österreichische Offiziere Unterkunft gesucht hatten, bemächtigte sich die Sage dieser bequemen Gelegenheit, ein hübsches Beispiel der Geistesgegenwart ihres Helden in lebensgefährlicher Lage zu erdichten. Phantasiereiche Anekdotenerzähler haben den kahlen Stoff mit dem nötigen Beiwerk von verblüfften Gesichtern, brennenden Lichtern, von Verräterei des schurkischen Schloßherrn, von Berliner Jargonrede des Königs, vom schuldbewußten Zutodegrämen des Entlarvten u. s. w. bühnengerecht ausgeschmückt. Leider entbehrt die ganze so wirkungsvolle, immer von neuem mit Hochgenuß aufgetischte Erzählung jeder thatsächlichen Unterlage. Der verunglimpfte Baron erzählt seinem Neffen in einem Briefe vom 8. Dez. 1757 nichts weiter als: »Je me trouvai à mon balcon, et je vis passer mon pont quelques cavaliers qui prenaient droit la route d'entrer dans mon château. Mon baillif était près de moi. Je lui dis de voir ce que c'était. Il revint sur le champ me dire que c'était le Roi qui demandait après moi. Je n'étais pas à la moitié de l'escalier, que le Roi cria: »Bon soir, mon cher baron Mudrach!« Jugez comme j'étais transi de joie de revoir notre grand Roi. Il me gracieusa et me demanda à souper. Cela se fit aussi bien que les circonstances le permettaient. J'omets toutes les particularités pour vous dire seulement que le Roi coucha sur son matelas étendu sur de la paille. Toute son armée gîta en deçà de la rivière pendant que je vis fuir l'autre vers Neukirchen. Les feux qu'ils firent nous firent voir de mes fenêtres leur confusion. A l'aube du jour on ne vit plus rien d'eux. Le Roi les poursuivit de bonne heure avec peu de troupes.« Dieser wahrheitsgetreue Bericht stimmt zu den kurzen Briefen des Königs selbst und ist in seiner Schlichtheit weit schöner und wertvoller als aller erfundene Aufputz: Der siegreiche Held ruht sorglos bei einem treuen Unterthan auf Stroh und Matratze!

Keith übertrieb nicht, wenn er an seinen Bruder wenige Tage nach dieser glänzenden Schlacht berichtete: „Wir liefern hier Schlachten, wie man anderwärts Opern giebt." Der Erfolg war ein mächtiger. Vierzehn Tage nach dem Sieg öffnete Breslau dem Sieger die Thore; am 28. Dez. ergab sich Liegnitz. Bis auf Schweidnitz, welches erst

im April des nächsten Jahres erstürmt wurde, befand sich ganz Schlesien wieder in den Händen des Königs. So waren am Ende des Jahres fast alle seine Lande von den Feinden gesäubert.

Der Höhepunkt des Krieges, die Jahre 1758 bis 1762.

Wirft man einen Blick über die nächsten vier Jahre des Krieges, so zeigen sie anfänglich Friedrich noch im Glück, dann aber verdüstert sich sein Stern durch vortretende Wolken, um endlich wieder hell zu strahlen.

Sahen sich Maria Theresia und ihre Bundesgenossen durch den unglücklichen Ausgang des Jahres 1757 zu neuen gewaltigen Anstrengungen genötigt, so stand Friedrich „wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen", die aber in den Grundfesten nicht erschüttert war. Die besetzten Länder Sachsen und Mecklenburg-Schwerin mußten mit ihren Mitteln herhalten und das eigene Land bieten, was noch möglich war. Aber alle Standhaftigkeit und alle Anstrengungen hätten am Ende doch der erdrückenden Übermacht erliegen müssen, wenn nicht infolge der Siege bei Roßbach und Leuthen Georg II. auf Betreiben Pitts die Kapitulation von Zeven für nichtig erklärt, auf Empfehlung Friedrichs hin den befähigten Herzog Ferdinand von Braunschweig mit dem Oberbefehl der reorganisierten Observationsarmee betraut und durch einen neuen Subsidienvertrag die Hilfsgelder und die Truppen ansehnlich vermehrt hätte.

Ferdinand drängte die Franzosen aus Hannover, Sachsen und Hessen rasch über den Rhein, überschritt den Strom bei Emmerich und besiegte den Nachfolger Richelieus, Clermont, am 23. Juni in der Ebene bei Krefeld. Da aber vom Süden her Soubise vordrang und durch einen Sieg über eine schwache Abteilung bei Sandershausen in der Nähe von Kassel (23. Juli) die britisch-deutsche Armee im Rücken bedrohte, während der kriegserfahrene Contades mit Verstärkungen vom Westen heranzog, ging Ferdinand wieder zurück und beschränkte sich darauf, die Vereinigung der beiden Feldherren zu verhindern und Westfalen zu decken. Vergebens suchte Frankreich sich jetzt durch Friedensanträge an Friedrich freie Hand gegen England zu verschaffen.

Auch Friedrich hatte gegen zwei Heere zu operieren. Er mußte um jeden Preis die Russen und die Österreicher auseinanderhalten. Obwohl erstere unter Fermor wieder in Ostpreußen eingefallen und schon am 22. Jan. 1758 in Königsberg eingerückt waren, durfte er sich nicht gegen sie wenden und Schlesien einem neuen Einfall der Österreicher preisgeben. Er überließ die Verteidigung Sachsens gegen die Reichsarmee seinem Bruder Heinrich und schützte zunächst selbst Schlesien. Nach dem Falle von Schweidnitz ging er dann wieder zum Angriff über, aber nicht auf Böhmen, wie Daun erwartete, sondern auf Mähren, um von dort aus Wien zu bedrohen. Die Belagerung des festen Olmütz hielt ihn zu lange hin. Die Gefahr, von Daun selbst umschlossen zu werden, und der Mangel an Zufuhr —

Laudon hatte bereits (30. Juni) im mährischen Gesenke bei Domstädtl einen bedeutenden Munitions- und Proviantzug von 4000 Wagen abgeschnitten — bewog ihn, die Belagerung aufzuheben. Während Daun die Engpässe nach Schlesien besetzt hielt, bewerkstelligte Friedrich seinen Rückzug in meisterhafter Weise nach Böhmen und von da nach Landeshut.

Hatte er seither in richtiger Abschätzung der Bedeutung seiner verschiedenen Feinde seine Kraft hauptsächlich gegen die Österreicher gewandt, so rief ihn jetzt das gefährliche Vordringen der Russen nach dem nördlichen Schauplatze weniger des Krieges als seiner Greuel, unter welchen besonders Pommern und die Neumark seufzten. Um den Russen den Übergang über die Oder zu wehren, hatte Graf Dohna, Lehwaldts Nachfolger, die Belagerung von Stralsund abgebrochen, dadurch den Schweden aber die Möglichkeit geboten, sich jenen bei Schwedt zu nähern. Schon lagerten die Russen bei dem fast zusammengeschossenen Küstrin: da erschien Friedrich zur Rache. Mit Dohnas Mannschaft vereint, griff er am 25. Aug. 1758 mit 32000 Mann das 50000 Mann zählende Heer der Gegner an. Diese hatten sich an den Sümpfen der Mietzel bei Zorndorf (nördlich von Küstrin) in einem großen Viereck aufgestellt. Friedrich überschritt das Flüßchen oberhalb der feindlichen Stellung und umging sie. Wie an einem mächtigen Walle brachen sich die Stürme des preußischen Fußvolks. In dem erbitterten Kampfe schienen die Russen bereits den rechten Flügel zu erdrücken, da brachte Seydlitz auf dieser Seite durch einen scharfen Reiterangriff den Wankenden Hilfe und Rettung. Auch auf dem linken Flügel stellte er nicht nur das Gleichgewicht wieder her, sondern er entschied den Kampf, dem ein grauenhaftes Gemetzel folgte. So schwer der Verlust der Russen war, auch die preußische Armee hatte so arg gelitten, daß Friedrich an eine Verfolgung nicht denken konnte. Fermor zog unbehelligt unter neuen Verheerungen nach Pommern und nach der vergeblichen Belagerung Kolbergs in die Winterquartiere hinter die Weichsel. Auch die Schweden traten den Rückmarsch an.

Friedrich allein fand keine Ruhe. Kaum glaubte er den einen Gegner gedemütigt zu haben, da fing der andere wieder an. Jetzt machte die bedrängte Lage des Prinzen Heinrich seine Anwesenheit in Sachsen notwendig. Mit genauer Not war Dresden vor der Beschießung bewahrt geblieben. Aber die Reichsarmee stand bei Pirna. Prinz Heinrich mußte diese in guter Position bei Gamig und Maxen beobachten. Daun hatte wieder seine ganze Meisterschaft in der Wahl und Behauptung einer festen Stellung bethätigt, indem er kaum drei Meilen östlich von der Hauptstadt sich bei dem Schlosse von Stolpen gegen jeden Angriff gesichert hatte. Um den Zauberer herauszulocken, zog Friedrich nach der Lausitz, scheinbar in der Absicht, ihm den Weg nach Böhmen zu verlegen oder sich der Magazine in Zittau zu bemächtigen. Daun folgte, durch diese Bewegung in seiner rechten

Flanke bedroht, in der That, aber nur, um sich mit Laudon zu vereinigen und seine unangreifbare Stellung auf die Tscherneboger Höhen zu verlegen (südlich von Bautzen). Der Warnungen seiner Feldherren ungeachtet, lagerte der König in unmittelbarer Nähe der österreichischen Batterieen bei dem Dorfe Hochkirch. Drei Tage lang blieb alles ruhig. Friedrich traute seinem Gegner keinen Angriff zu und ließ ihn sogar in der Besetzung eines strategisch wichtigen Punktes, der sogen. Steinberge, sich zuvorkommen. Als er dieselben bestürmen lassen wollte, war es zu spät. Am Abende des 13. Oktober machten sich höchst verdächtige Bewegungen im österreichischen Lager bemerkbar. In der Nacht fanden sich auffallend viele Überläufer ein. Aber wie mit Blindheit geschlagen, schlug Friedrich die Ratschläge und Mahnungen der besorgten Generale in den Wind. Nach Mitternacht überließ sich alles dem Schlafe, der für viele zum Todesschlafe werden sollte. In der Frühe des 14. Oktober, bei völliger Finsternis, führte Daun den geplanten Überfall des preußischen Lagers aus. Die Überraschung geschah so plötzlich, daß eine Menge Soldaten in den Zelten erschlagen wurde, eine Menge nur halbbekleidet sich zur Wehr setzte. Die Lohe des erstürmten und brennenden Dorfes warf ihren blutigen Schein auf die nächtliche Metzelei. Nur die eiserne Manneszucht, die Kaltblütigkeit der Offiziere, von denen gar mancher das Ereignis geahnt hatte, und die Tapferkeit der Mannschaften rettete das Heer vor der Vernichtung. Den von dem Major von Langen mit einer kleinen Schar heldenmütig verteidigten Kirchhof erstürmten die Österreicher erst nach langem, verlustreichem Kampfe durch Übermacht. Der Nebel hielt den Tag zurück und hinderte einen planmäßigen Gegenstoß. Daher wurde der Befehl zum Rückzug erteilt, der in größter Ordnung ausgeführt und nach Dobroschütz eine halbe Meile von Bautzen genommen ward. Der Überfall hatte dem Könige mehr als 100 Kanonen, 30 Fahnen, 9000 Mann und einen großen Teil der Zelte und des Kriegsvorrats gekostet. Auch von den Feldherren hatten mehrere den Eigensinn des Königs mit ihrem Leben bezahlt, der Warner Keith und Prinz Franz von Braunschweig; der Prinz Moritz von Dessau war schwerverwundet; dem Könige selbst war das Pferd unter dem Leibe verletzt worden. Trotzdem war er „fest entschlossen" — wie er an demselben Tage noch an Schmettau berichtet — „nicht einen Schritt zurückzuweichen, sondern festen Fußes den Feind zu erwarten, um ihm eine zweite Schlacht zu liefern." Sein Gegner, selbst geschwächt und nicht geneigt, den errungenen Erfolg wieder in Frage zu stellen, ließ sich auf einen neuen Kampf nicht ein, sondern suchte nur, ihm den Weg nach Schlesien zu verlegen. Trotzdem gelang es ihm, mit seinem Bruder Heinrich dem verfolgenden Laudon zu entrinnen und das belagerte Neisse zu entsetzen. Unterdessen rückte Daun vor Dresden, welches der Graf Schmettau trotz seiner schwachen Besatzung scharf zu verteidigen gedachte. Daher ließ er, um eine gedeckte Annäherung des Feindes zu verhindern, am 10. Nov. einen

Teil der Vorstädte niederbrennen. Schon war er auf einen Sturm vorbereitet, da lagerten sich die Österreicher wieder ruhig und verzichteten, wohl aus Schonung für die Stadt und mit Rücksicht auf den darin weilenden Hof, auf die Beschießung derselben. Auf die Nachricht von dem Rückmarsche des Königs nach Sachsen, hoben sie die Einschließung auf (16. Nov.) und zogen nach Böhmen zurück, indes die Reichsarmee den Marsch nach Franken antrat. So war Dresden abermals dem König erhalten. Er ließ wieder seinen Bruder in Sachsen und nahm selbst seinen Aufenthalt in Breslau.

War somit am Ende des Jahres 1758 Friedrich wieder im Besitze Schlesiens und Sachsens, so lasteten doch die Erinnerung an die schmerzlichen Lücken, welche der Tod in die Reihen seiner tapferen Leute und seiner Generale gerissen, und die Sorgen vor der Zukunft schwer auf seiner Seele. Als ob ihn das Schicksal stets gleichzeitig als König wie als Menschen treffen wollte, entriß es ihm am Tage von Hochkirch seine ihm treuergebene Schwester Wilhelmine von Baireuth. So war auch kurz nach der Niederlage von Kollin der Tod seiner Mutter eingetreten (28. Juni 1757). Von derjenigen, welche ihm vielleicht im Unglück Halt und Trost hätte bieten können, seiner Gemahlin, hatte er sich freiwillig geschieden. Mit den Geschwistern, die ihm noch geblieben waren, verstand er sich nicht. Und sein Liebling Winterfeldt weilte auch nicht mehr unter den Lebenden. So stand er einsam, und doch ward er nicht „weich". Mitten unter den unermüdlichen Arbeiten für den Staat, während der Sorgen um den Krieg findet er Zeit zum Gedankenaustausch mit den ihm Geistesverwandten, zu Scherz und beißendem Spott. Das ist seine Erholung. Und selbst diese benutzt er, um seine Gegner zu bekämpfen mit den scharfen Waffen des Witzes. Vor der Welt stellt er diese bloß, als ob sie dem Krieg wider ihn den Charakter des Religionskrieges gäben. Daher erfindet er, wie aus dem Briefwechsel mit dem Marquis d'Argens unzweifelhaft hervorgeht, das vielberufene Breve des Papstes über die Verleihung eines geweihten Hutes und Degens an Daun. Die erste Nachricht darüber datiert vom 5. Mai 1759. Schon die widersprechenden Angaben der glaubensseligen Geschichtserzähler über die Zeit der Verleihung — die einen setzen sie nach der Schlacht bei Kollin, die andern nach dem Blutbade von Hochkirch — mußten Zweifel an der Wahrheit der Sache erregen. Innere Gründe sprechen gleichfalls dagegen. Friedrichs eigene Äußerungen aber erheben es über allen Zweifel, daß die ganze Geschichte ein schlechter Spaß war. Die Mittel, deren sich Friedrich in seiner oft recht mißlichen Lage bediente, waren eben nicht immer ehrlich und eines Königs würdig. In dem Verzweiflungskampf, welchen er zu führen hatte, suchte er oft ganz verzweifelte Auswege. War es schon verkehrt, daß er die Sachsen unter seine Regimenter steckte und in feindlichen Ländern überhaupt Rekruten aushob, so erscheint es geradezu unbegreiflich, daß er sogar österreichische Gefangene einreihte. Es half nichts, daß Österreich

später keine Gefangene mehr auswechselte, um die Ergänzung seiner Verluste zu verhindern: Seine Werber schafften schon mit List und Gewalt neues Material aus allen Gebieten. Wirklicher Enthusiasmus führte ihm zwar manchen wackeren Soldaten zu. Aber es sammelte sich auch eine Menge unbrauchbarer, und was schlimmer war, verkommener Leute unter seine Fahnen, besonders in den Freikorps. Am berüchtigtesten war das Korps des Obersten Mayr, der besonders in den fränkischen Bistümern seine Brandschatzungen trieb. Freilich trieben es auch die Russen und die Franzosen arg, und Kroaten und Panduren schonten ebensowenig. Aber die preußischen Truppen verfuhren nicht glimpflicher und benahmen sich, wie z. B. Baron Mudrach klagt, selbst im eigenen Lande fast schlimmer wie die Feinde. Unter den zweifelhaften Elementen, welche allmählich das Heer bildeten, mußte der Geist desselben leiden, sein innerer Wert mit seinem äußeren zurückgehen. Friedrich selbst hielt strenge auf Zucht und Ordnung und erließ scharfe Weisungen an seine Offiziere über Aufrechthaltung derselben. Dem Polizeimeister der Armee gab er eine Abteilung Husaren bei, um auf Plünderer zu fahnden, und gesellte ihm einen evangelischen und einen katholischen Feldprediger zu. Wer beim Plündern betroffen wurde, gleichviel ob Soldat, Knecht oder Weib, wie jeder Marodeur sollte ohne Gnade aufgehängt werden. Die gleiche Strafe traf die Deserteure und solche, welche ihren Posten verließen, oder sie wurden zum Gassenlaufen verurteilt. Als die Einnahme von Olmütz bevorstand, stellte er zwar nach dem herrschenden Kriegsgebrauch den Soldaten die Erlaubnis zur Plünderung in Aussicht, knüpfte aber daran die Bedingung, das Leben der Bürger und Wehrlosen zu schonen. Wiederholt erinnerte er daran, alles aufzubieten, daß die „alte Ordnung" wieder in die Regimenter „hereinkomme", auch zu sorgen, „daß die Leuthe nicht so mal propre und lobrig auf der Wacht seyn". Den älteren Offizieren legte er ans Herz, darauf zu sehen, daß die jüngeren einigermaßen den alten im Dienste nachkämen. Die Gemeinen befahl er fleißig zu exerzieren, „jedoch aber, daß sie nicht damit fatiguiert werden, noch mit Prügeln damit bestraft werden". Möglichst schritt er gegen den Unfug ein, daß dem Heere liederliche Dirnen das Geleit gaben. Ein Entschuldigungsgrund für manche Ausschreitungen der Soldaten liegt jedenfalls in der zu Zeiten mangelhaften Verpflegung und Löhnung. Geldnot zwang Friedrich dazu, den besetzten Gebieten nicht nur hohe Kontributionen, sondern auch drückende Lieferungen an Brennholz und Naturalien aufzuerlegen. Sachsen allein hat während des Krieges an 70000 Rekruten gestellt und an Geld und Lieferungen gegen 50 Millionen Thaler leisten müssen. Not trieb auch den Soldaten zu Diebstahl und Gewalt; denn bei der entsetzlichen Steigerung der Preise für Lebensmittel war er häufig nicht in der Lage, sich solche zu kaufen; die Marketender forderten zuweilen ganz unerschwingliche Preise. Um die immer wieder sich leerenden Kassen zu füllen, vermehrte Friedrich sein Geld auf ganz verwerfliche Weise, indem er,

wie andre arme Fürsten seiner Zeit, zur Münzverschlechterung seine Zuflucht nahm. Aus den 4 Millionen Thalern der britischen Subsidie (670000 Pfund Sterling) prägte er 11 Millionen. Im Besitze Sachsens nahm er auch dessen Münzhoheit in Anspruch und fand in den schon 1755 gedungenen Juden Ephraim und Itzig allzubereite Helfer. Die Münzen, welche diese schlagen ließen, waren von so leichtem Gewichte, daß ihr wirklicher Wert nur ein Drittel des Sollwertes betrug. Das Volk höhnte über diese schlechten „Ephraimiten“:

„Von außen schön, von innen schlimm,
von außen Friedrich, von innen Ephraim“,

aber den Schaden hatte es zu tragen; denn nach dem Kriege wurden diese und andere minderwertige Münzen sonstiger fürstlicher Falschmünzer, die durch Zwangskurs in Preußen umliefen, außer Kurs gesetzt, und nur der Metallwert für sie vergütet. Dadurch erlitten die Besitzer außerordentliche Verluste. Ähnlich erging es den Inhabern der anstatt der Barzahlung für Civilausgaben und Civilbesoldungen vom Jahre 1759 an eingeführten „Kassenscheine“, die nur zu geringem Werte angenommen und 1763 auch noch mit minderwertigem Gelde eingelöst wurden. Erst am 1. Juni 1764 ward das Münzwesen wieder geordnet, aber Tausende waren verarmt.

Auch die Feinde Friedrichs fühlten mehr und mehr die Last des Krieges, aber ihre Mittel waren größer, und darum hofften sie schließlich doch über den gänzlich erschöpften Gegner obzusiegen. Während dessen Heere von Jahr zu Jahr an Kriegstüchtigkeit abnahmen, steigerte sich in demselben Maße die der Österreicher. Frankreichs Kriegslust war seit den Mißerfolgen bei Hochkirch und Krefeld sehr herabgestimmt. Aber die Pompadour wußte den Nachfolger des Ministers Bernis, den mehr dem Frieden geneigten Herzog von Choiseul, schon zu lenken, daß er sich zu einem neuen Vertrag mit Österreich verstand, der am letzten Tag des Jahres 1758 zu Versailles zum Abschluß kam. Das Abkommen verminderte die seither geleistete Hilfe an Geld und Truppen, setzte aber auch den künftigen Siegespreis wesentlich für Frankreich herab: Maria Theresia verzichtete auf das Heimfallrecht auf Parma, Guastalla und Piacenza, versprach aber keine Entschädigung durch Länderabtretung. Wider seinen Willen sah sich Friedrich zur Defensive gedrängt. Er hielt Schlesien und überließ seinem Bruder Sachsen. Der Krieg beschränkte sich in der *ersten* Hälfte des Jahres 1759 auf dem östlichen Schauplatze auf Hin- und Herbewegungen und unbedeutende Plänkeleien.

Ferdinand eröffnete wieder wie im vorigen Jahre den Feldzug auf dem westlichen Schauplatze. Die Besetzung von Frankfurt a. M. hatte er nicht verhindern können. Ein dreimaliger Sturm auf das feste Lager des Marschalls *Broglie* auf der Höhe von *Bergen* (bei Frankfurt) 13. April 1759 ward abgeschlagen. Da der Marschall Contades wieder bis an die Weser vorgedrungen war, zog er sich nach Niedersachsen zurück, wich aber, obwohl fortwährend von Friedrich

gedrängt, den Feind auf dem Marsche anzugreifen, durch Seitenbewegungen der Entscheidung aus. Umgekehrt ließ sich nachher Contades nicht aus seiner festen Stellung locken, bis ihn sein Gegner zu umgehen drohte. Im Vertrauen auf seine Stärke — gegen 37000 Hannoveraner, Engländer u. s. w. stellte er 45000 in den Kampf — rückte er seinem Gegner in die Ebene bei Minden (1. Aug.) entgegen, erlitt aber durch die Standhaftigkeit des ihm gegenüberstehenden Fußvolks eine Niederlage, die ihm 7000 Mann kostete und ihn zum Rückzug nach Hessen zwang. Gegen Ende des Jahres gingen die Franzosen auch über den Rhein zurück. Hatte Ferdinand somit die bei Bergen empfangene Scharte ausgewetzt, so gestaltete sich die Lage im Osten um so trüber.

Vor allem galt es hier, die Vereinigung der Russen mit den Österreichern zu verhindern. Während Friedrich selbst die letzteren beobachtete, sollte Graf Dohna die ersteren zurückhalten. Mit dessen planlosen „Querzügen“ und „Sottisen“ im höchsten Grade unzufrieden, übertrug er dem General von Wedell, welchen er „bei Leuthen kennen gelernt“ hatte, das Kommando über Dohnas Heer und erteilte ihm eine Stellung, wie sie „ein Diktator bei der Römer Zeiten“ nach der Meinung des Königs hatte. Seine Aufgabe lautete, die Russen angreifen, wo er sie fände, sie zu schlagen und die Vereinigung mit den Österreichern zu verhindern. In der That stand dieselbe unmittelbar bevor, denn schon war Laudon, der gefährlichste General der Österreicher, auf dem Marsche durch die Niederlausitz nach der Mark begriffen. Dem gemessenen königlichen Befehle gehorsam, griff Wedell sofort nach seinem Eintreffen bei den Truppen die Russen bei Kay unfern Züllichau (23. Juli) an, wiewohl von vornherein alle Umstände einen Angriff verboten: Die Russen hatten etwa das Dreifache an Zahl von den Preußen; jene standen in vorteilhafter Stellung auf den Höhen zwischen Paltzig und Kay, diese vermochten in dem Sumpfterrain nicht einmal das Geschütz voll auszunutzen und waren in ihren Bewegungen gehindert. Alle Tapferkeit der Soldaten und alle Kühnheit des Diktators konnte diese Fehler nicht ausgleichen. Die Preußen unterlagen. Für dieses Unglück machte der König nicht sich, auch nicht den Feldherrn, sondern die „Schurken“, die „so schändlich davon laufen“, verantwortlich; aber es „afficierte“ ihn „sehr“, und mit Recht. In voller Erkenntnis der höchst bedenklichen Lage, in die er jetzt geraten war, beorderte er sofort die Truppen seines Bruders, welche bei Bautzen Stellung genommen hatten, zur Vereinigung mit dem in Sagan stehenden Korps des Herzogs von Württemberg und übernahm persönlich den Befehl über diese Streitkräfte, um sich gegen die Russen zu wenden, welche schon Frankfurt a. O. in Besitz hatten. Das Kommando über die zur Beobachtung der Österreicher auf den Höhen von Schmottseifen (südlich von Löwenberg) im festen Lager aufgestellten Truppen, etwa 38000 Mann, übergab er dem Prinzen Heinrich. Den General Wedell trieb er zu Gewaltmärschen, daß er

am 7. Aug. bei Müllrose zu ihm stieß. Die Russen unter Soltykow hatten, mit Laudons Truppen vereinigt und dadurch auf die Stärke von 60000 Mann gebracht, eine von Natur starke Stellung durch Batterieen befestigt. Sie lagerten auf der südlich von Kunersdorf auf dem rechten Oderufer (bei Frankfurt) sich von Osten nach Westen hinziehenden Hügelkette, welche im Osten kleine Seeen decken, im Norden Bruchland, im Westen die Oder. Friedrich überschritt diese bei Lebus und marschierte am 12. Aug. um 2 Uhr morgens ab, um die Russen anzugreifen. Während des Marsches änderte er seinen Angriffsplan. So begann nach dem anstrengenden Wege erst um 10 Uhr die Schlacht. Unter verheerendem Kartätschenhagel griffen die Preußen den linken Flügel der Russen an und erstürmten nach hartem Kampfe die Verschanzungen auf dem östlich gelegenen Mühlberg, so daß Soltykow die Schlacht für verloren gab und nur um den Rückzug stritt. Wider den besseren Rat seiner Generale wollte sich Friedrich nicht mit halbem Erfolg zufrieden geben und den Sieg durch eine Reiterattacke entscheiden. Aber ein furchtbares Geschützfeuer warf die Schwadronen nieder; Seydlitz selbst sank schwer verwundet nieder. Die auch dem Fußvolk sich mitteilende Verwirrung benutzte Laudon, um mit seinen frischen Truppen durch den Judengrund sich auf die Flanke der gänzlich erschöpften Preußen zu werfen. Dreimal sammelte der König die fliehenden Scharen, umsonst; in der Verzweiflung suchte er selbst den Tod; sein Anzug war von Schüssen durchlöchert; zwei Pferde waren unter ihm getötet. Mit Mühe entriß man ihn dem Getümmel und der Gefangenschaft der Kosaken. Die Schlacht war verloren; das Heer schien vernichtet. Aller Hoffnung beraubt, schrieb er dem Minister von Finkenstein: „Mein Unglück ist, noch zu leben; unser Verlust ist sehr beträchtlich“ — es waren ungefähr 18000 Mann getötet[1] und verwundet, darunter viele höhere Offiziere —. „Von einer Armee von 48000 Mann habe ich augenblicklich nur noch 3000 Mann. Alles flieht, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird gut thun, in Berlin auf seine Sicherheit zu denken. Dies ist eine furchtbare Niederlage; ich werde sie nicht überleben; die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als diese selbst. Ich habe keine Hilfsquellen mehr, und ich halte, die Wahrheit gesagt, alles für verloren. Ich werde die Vernichtung meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl auf ewig!“ Er war entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen, und traf die nötigen Verfügungen für seine Nachfolge.

Die durch eigene Verluste stark mitgenommenen Russen aber verfolgten zum größten Ärger Laudons den Sieg nicht und gaben durch ihre Unthätigkeit „alle Vorteile, so daraus zu ziehen gewesen, aus den Händen“. Der entscheidende Schlag war gefallen; aber man nutzte ihn nicht. Das rettete den König und den Staat.

[1] Unter den tödlich Verwundeten befand sich auch der Sänger des „Frühlings“, Major Christian Ewald von Kleist. Er starb in Frankfurt am 24. Aug.

Von allen Seiten zog Friedrich Verstärkungen an sich und deckte schon am 18. August bei Fürstenwalde die Hauptstadt, bereit einem Angriff zu begegnen. Aber die Russen wichen ihm aus und bezogen im Oktober die Winterquartiere in Polen, während Laudon nach Mähren ging. Unter dem Eindrucke der Niederlage hatte Friedrich dem Grafen Schmettau die Weisung geschickt, im Falle der Not Dresden zu übergeben, aber wenigstens die Kriegskasse zu retten. Als die Aussichten sich wieder besserten, gab er den Befehl, die Stadt zu halten, und kündete zugleich baldigen Entsatz an. Es war zu spät. Am 5. September hatte Schmettau kapituliert und wurde trotz seiner unleugbaren Verdienste vom erzürnten König schimpflich verabschiedet. Um so wackerer hielt sich Prinz Heinrich. In meisterhaften Märschen täuschte er Daun, vereinigte sich am 4. Okt. mit Finck bei Strehla, am 8. Nov. mit von Hülsen bei Riesa, am 15. Nov. mit seinem Bruder Friedrich. Ihm gebührt der Ruhm, in jener schwersten Zeit durch Umsicht die Pläne des Gegners durchkreuzt und dem König eine Armee gerettet, im Grunde den Staat vor dem Untergange bewahrt zu haben. Die Kunde vom Abzug der Russen und vom Anmarsche des Königs, die erreichte Verstärkung der Armee Heinrichs bewog die Österreicher zum Rückzug. Um diesen zu beschleunigen, sandte Friedrich ihnen den General Finck über Dippoldiswalde nach Maxen in den Rücken. Während er selbst dem kaiserlichen Heere bei Wilsdruf gegenüber lagerte und Zieten mit der Avantgarde bei Kesselsdorf zur Beobachtung des Feindes stand, griff ein feindliches Korps unter Dauns persönlicher Leitung Finck an und nötigte ihn durch vollständige Umschließung zur Ergebung (20. Nov.). Der aus dem Süden herübergrollende Kanonendonner hatte zwar Friedrich zur Absendung einer Hilfe bewogen; aber sie kam zu spät. 12 000 Mann, 540 Offiziere, 9 Generale hatten die Waffen gestreckt; 71 Geschütze und 170 Fahnen wurden abgeliefert. Es war ein neuer Schlag für den König, um so empfindlicher, als der letzte noch nicht verwunden war. Die plötzlich eintretende, heftige Kälte trieb beide Teile in die Kantonnements. Die österreichische Armee bezog Quartiere hinter dem Plauenschen Grunde zwischen Dresden und Dippoldiswalde, die preußische bei Kesselsdorf und Wilsdruf. Kläglich suchten sich die armen Soldaten gegen Schnee und Frost durch Erdhütten, strohgedeckte Zelte und mühsam unterhaltenes Feuer zu schützen. Gar mancher erfror auf der Wache oder verbrannte schlafend im Zelt. Die Reichsarmee war nach Franken abmarschiert. Ein nochmaliger Versuch Friedrichs die Österreicher durch einen Vorstoß gegen den linken Flügel bei Dippoldiswalde doch zum Abzug zu bewegen, schlug fehl. Daher begab er sich am 10. Jan. 1760 nach Freiberg zurück und schlug dort sein Hauptquartier auf. Beobachtend lagen sich die Heere entgegen, gerne zur Ruhe verdammt. Aber die Aufgabe für den Wiederbeginn des Krieges schien gestellt: Kampf um Sachsen.

Das Unglücksjahr mußte den König dem Frieden geneigt machen.

Einen ehrenhaften aber hätten ihm die Verbündeten nicht gewährt. Sie lehnten die von England und Preußen gemachte „Ryswyker Deklaration“ ab; Rußland und Österreich erneuerten ihren Vertrag am 1. April 1760 zu Petersburg auf die Bedingungen, daß ersteres sich zur Stellung von 80000 Mann und einer Ostseeflotte verpflichtete und für den Fall der Wiedereroberung Schlesiens Ostpreußen erhalten sollte. Gegen 230000 Mann konnte Friedrich höchstens 90000 ins Feld führen. Tiefe Mißstimmung beherrschte sein Gemüt und machte sich oft den Untergebenen in unangenehmster Weise fühlbar. Er zeigte sich verschlossener, reizbarer, herrischer und herber als je. Der Geist der Unzufriedenheit und des Kleinmuts verbreitete sich unter den kriegsmüden Truppen. Sie schauten ebenso trüb in die Zukunft, wie das einst so helle Auge ihres Helden. Die ersten Ereignisse des fünften Kriegsjahres eröffneten keine bessere Aussichten. Prinz Heinrich sollte mit 35000 Mann die Russen abhalten; Friedrich selbst deckte mit 40000 Mann Sachsen gegen Daun; Fouqué hatte den Auftrag, Schlesien zu schützen.

Als Ende Mai Laudon in die Provinz einrückte, ging Friedrich auf das rechte Elbufer über, um seinem General Unterstützung bringen zu können. Aber während er dem Korps Lacys bei Radeburg beobachtend gegenüberlag, verkündeten ihm Freudenschüsse aus demselben einen Sieg der Österreicher: Laudon hatte am 23. Juni Fouqué bei Landshut mit dreifacher Übermacht umschlossen, nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt, sein Korps fast aufgerieben, ihn selbst gefangen genommen. Die Folge der Niederlage war der Fall von Glatz und die Belagerung von Breslau, welches Tauenzien aber durch tapfere Verteidigung dem König rettete. Außer stand in Schlesien zunächst eine Veränderung der Lage zu bewirken, gab dieser den begonnenen Marsch nach Schlesien auf und belagerte Dresden. Das Bombardement beschädigte die Stadt sehr; Daun aber rückte zum Entsatz heran und zwang Friedrich am 30. Juli zur Aufhebung der Belagerung. Dresden blieb bis zu Ende des Krieges für ihn verloren.

Notgedrungen wandte der König sich jetzt nach Schlesien (1. Aug.), wo bereits Prinz Heinrich, aus der Neumark herbeieilend, die Vereinigung der Russen und Österreicher verhindert hatte. Es gelang Daun nicht, Friedrich den Weg zu verlegen. In Gewaltmärschen erreichte er durch meisterhafte Bewegungen, fast zwischen den Heeren von Lacy und Daun marschierend, die Katzbach, befand sich aber durch die Überschreitung derselben in übelster Lage: Schweidnitz war nicht zu erreichen, Lebensmittel waren noch für drei Tage da, der Rückzug über die Katzbach war bedroht. Dem König stand das Schicksal Fincks bevor: Da ging er bei Nacht wieder über den Fluß zurück, um nach Liegnitz zurückzukehren (12. Aug.). Aber auch hier sah er sich in bedenklicher Lage: am 15. Aug. gedachte ihn Daun von vorn und in der Flanke anzugreifen, während Laudon unterhalb Liegnitz

die Katzbach überschreiten und ihn links fassen sollte. Das russische Heer stand bei Kunzendorf (nordöstlich Auras); 24000 Mann desselben überschritten die Oder und nahmen bei Groß-Bresa Stellung, um Prinz Heinrich, der jenseits der Oder bei Hünern lag, an der Unterstützung des Königs zu verhindern. Selten war die Gefahr seiner Vernichtung größer als hier, wo ihm gegen 100000 Mann nur 30000 zugebote standen; selten hat ein Feldherr sich glänzender aus der Not gezogen, als hier Friedrich. Um die russische Armee zu umgehen und Fühlung mit seinem Bruder zu gewinnen, verließ er in der finsteren Nacht vom 14. auf den 15. August 1760 in größter Stille, ohne daß der Feind seine Bewegung bemerkte, sein Lager und besetzte hinter dem Schwarzwasser die Pfaffendorfer Höhen, indem er die Truppen in ihre Stellungen für die bevorstehende Schlacht einrücken ließ. Kampfbereit erwartete die Armee mit ihrem König, der, in einen Mantel gehüllt, an einem Wachfeuer lag, den kommenden Tag. Beim ersten Morgengrauen erblickte man den anrückenden Feind: Es war das Korps Laudons, der in der Meinung, das preußische Heer in der alten Stellung im Rücken fassen zu können, ohne Avantgarde marschierend auf Bienowitz und Panten heranrückte, hier aber zu seiner Überraschung auf die feindliche Front stieß. Unter diesen Umständen entwickelte sich die Schlacht mit außerordentlicher Schnelligkeit und drehte sich hauptsächlich um die genannten Dörfer. Der linke Flügel des preußischen Heeres entschied den hitzigen Kampf vornehmlich durch die brave Haltung der Regimenter Prinz Ferdinand und Prinz Bernburg, sowie das rechtzeitige und kräftige Eingreifen der Seydlitzischen Kürassiere und des Leibregiments. Die Flucht der feindlichen Reiterei riß die Infanterie mit sich fort. Um 5 Uhr morgens war Laudon über die Katzbach zurückgeworfen. Zum erstenmale wieder seit langer Zeit hatte das Schlachtenglück für Friedrich entschieden. Doch konnte er den Sieg nicht vervollständigen, da inzwischen auch Daun heranrückte. Auf die Meldung von der Niederlage des Feldzeugmeisters bezog er wieder seine frühere Stellung bei Hochkirch; die Russen gingen über die Oder zurück. Der König war aus seiner Not errettet: In dem Lager bei Hermannsdorf konnten sich die durch die anstrengenden Märsche, die mangelhafte Verpflegung und den Kampf erschöpften Truppen durch die Lieferungen aus den Breslauer Magazinen erholen, neue Kräfte und neuen Mut sammeln. Am 30. August konnte der König mit dem gestärkten und durch Eintreffen des größeren Teiles der Armee Heinrichs verstärkten Heere seine Thätigkeit wieder beginnen. Indem er Lacy, der den Zobtenberg besetzt hielt, über seine wahren Absichten wieder völlig täuschte, umging er ihn bei Nacht ungefährdet und entsetzte Schweidnitz, konnte aber trotz neuer trefflicher Bewegungen die Feinde weder zum Abzug nach Böhmen noch nach Mähren veranlassen. Nach kleinen Gefechten lagerten die Gegner bei Hohengiersdorf und Tannhausen in fester Stellung still, fast friedlich einander gegenüber; da trafen üble Nachrichten ein.

Das in Sachsen zurückgelassene Hülsensche Korps mußte vor der Reichsarmee nach Torgau, dann nach Wittenberg zurückweichen. Inzwischen war von der österreichischen Hauptarmee Graf Lacy mit 20000 Mann nach der Lausitz aufgebrochen, und von den Russen, die längs der Oder auf Frankfurt loszogen, Tottleben vorausgeeilt, beide zu dem Zwecke, das nur schwach besetzte Berlin zu überfallen. Schon am 3. Okt. traf Tottleben vor dem Kottbuser Thor ein, gleichzeitig aber erschien auch zur Hilfe von der Uckermark her der Prinz von Württemberg, von Süden Hülsen. In der Stadt setzten der greise Lehwaldt, der verwundete Seydlitz und von Knobloch alles zur Verteidigung in Bereitschaft, und Tottleben wich nach Köpenick zurück. Als aber durch Lacys Ankunft die feindliche Macht auf 42000 Mann anwuchs, kapitulierte der Stadtkommandant Rochow, um die Stadt vor Vernichtung zu bewahren (9. Okt.). Den Einwohnern ward Sicherheit des Lebens und des Eigentums gewährleistet. Dafür entrichtete die Stadt $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Kontribution an Tottleben, der die königlichen Vorräte wegnahm, sonst aber auf Mannszucht hielt. Die hochherzige Opferwilligkeit des Großkaufmanns Gotzkowski bewahrte die Gold- und Silbermanufaktur vor Verwüstung. Sein Edelsinn ist ihm nie gedankt, seine Opfer sind nie ersetzt worden. Er geriet später in Not und starb, völlig verarmt, 1775. Schlimm hausten die Sachsen in Charlottenburg zur Vergeltung für die Behandlung des Brühlschen Schlosses in Dresden. Friedrich rächte sich dafür wieder 1761 durch Ausplünderung des Schlosses Hubertusburg und übte für die Ausschreitungen, welche die Russen sich in der Mark erlaubten, sofort Strafe durch Repressalien in Sachsen. Um so schonender behandelte Graf Esterhazy die Stadt Potsdam. — Die Nachricht vom Anmarsch Friedrichs, der aus der Gegend von Schweidnitz am 7. Okt. aufgebrochen war und über Sagan in der Richtung gegen Müllrose zog, um die Russen bei Frankfurt anzugreifen, befreite die Hauptstadt von den Feinden. Da sich die Russen über die Oder zurückgezogen hatten, Lacy dagegen in der Richtung auf Wittenberg abmarschiert war, schlug auch er wieder den Weg nach Sachsen ein. Konnte er dies nicht zurückgewinnen, dann war er trotz des letzten Sieges am Ende. Entweder ein Sieg oder Tod, ein anderes gab es für ihn nicht; das sprach er klar noch am 24. Okt. d'Argens gegenüber aus: „Nie werde ich mich zu einem nachteiligen Frieden herbeilassen. Ich lasse mich unter den Trümmern begraben, oder, wenn das mich verfolgende Schicksal mir diesen Trost versagt, mache meinem Unglück selbst ein Ende." Wie er somit entschlossen war, die Entscheidung über den Besitz Sachsens und damit über sein Geschick wieder auf die Spitze des Schwertes zu stellen, so glaubte auch der Wiener Hof den Augenblick gekommen, Sachsen für immer zu befreien, und wies darum Daun an, zu diesem Zwecke eine Schlacht zu liefern. So begegneten sich beide Wünsche.

Am 22. Okt. hatte sich die österreichische Hauptarmee bei Torgau

mit dem Lacyschen Korps vereinigt, hatte dieses dann aber bei Schilda auf dem linken Elbufer zurückgelassen, um sich der Reichsarmee zu nähern. Da diese nach Leipzig gezogen war, kehrte Daun zur großen Befriedigung des Gegners wieder nach Torgau zurück. Westlich der Stadt lagerte er mit 64000 Mann auf den steilen Höhen von Süptitz und Zinna, wie gewöhnlich wieder in gutgewählter Stellung. Gleichwohl war Friedrich fest entschlossen, ihn hier anzugreifen und zwar zu gleicher Zeit in der Front wie im Rücken, von Norden und von Süden her. Er hatte 44000 Mann. Am Abend des 2. Nov. 1760 teilte er in seinem Quartier, dem Pfarrhause zu Langen-Reichenbach, seinen Entschluß mit und sprach die Hoffnung aus, die feindliche Macht in die Elbe zu sprengen oder zur Ergebung zu zwingen und den Krieg, dessen jeder überdrüssig sei, zu enden. Dann teilte er seine Weisungen für den kühnen Angriff mit: Das von ihm persönlich geführte Korps sollte in einem westwärts ausholenden Bogen durch die Waldungen der Torgauer und Dommitzscher Heide den Feind in der Flanke umgehen und von Norden her angreifen; Zieten fiel die Aufgabe zu, mit dem rechten Flügel von Süden her vorzurücken und dem Feind den Rückzug zu verlegen, jedoch nicht eher zum Angriff zu schreiten, als bis der König den Kampf eröffnet habe. Am Morgen des 3. Nov. setzten sich beide Teile in Bewegung. Nachdem Zietens Avantgarde schon früher auf der Torgau-Leipziger Straße die österreichischen Vortruppen zum Weichen gebracht hatte, traf das Gros nachmittags beim Debouchieren aus dem Walde bei Ober-Raundorf auf stärkere feindliche Abteilungen, gegen welche Zieten, seiner Weisung gemäß, eine abwartende Haltung einnahm. Da sich aber zwischen beiden Gegnern eine lebhafte Kanonade entspann, deren Getöse der starke Südwind dem König zutrug, in dem Augenblicke, als er selbst mit seiner ersten Kolonne südwestlich von Neiden aus dem Walde rückte, glaubte er Zieten bereits in einen heftigen Kampf verwickelt und befahl, durch unrichtige Meldungen, als ob Daun schon den Rückzug einleite, irregeleitet, den zuerst angekommenen Bataillonen den Angriff auf die Höhen. Der Sturm ward mit Kraft zurückgeschlagen. Und nun erfolgte, wie die einzelnen Abteilungen auf dem Kampfplatze anlangten, Sturm auf Sturm, aber alle Angriffe prallten an der Festigkeit der Feinde ab. Reihenweise sanken die braven Stürmer unter dem fürchterlichen Hagel von Geschossen zu Boden. Der Donner der 400 Geschütze, die hier ihre Feuerschlünde gegeneinander entleerten, machte die Erde erzittern. Auch die Reiterei teilt das Schicksal des Fußvolks. Der König selbst erhielt durch einen Kartätschenkugel eine Kontusion an der Brust und mußte das Schlachtfeld verlassen. Als es dunkelte, zog er seine Truppen aus dem aussichtslosen Kampfe und ließ sie sich hinter dem Striebache sammeln. Er selbst begab sich nach Elsnig, wie seine Braven überzeugt, daß die Schlacht verloren sei. Zieten hatte unterdessen vergeblich des Augenblicks geharrt, der ihm die nach Süden geworfenen Feinde in die Hände liefern sollte. Als

das Geschützfeuer im Norden nachließ, gab er endlich dem Drängen der Generale Wied, von Platen und von Saldern nach und erteilte zur Unterstützung des vermutlich zurückgedrängten Königs den Befehl zum Sturm auf Süptitz. Ein mörderisches Feuer empfing die Angreifer und ein Gegenstoß warf sie mit schwerem Verluste zurück. Auch hier schien der Kampf beendet. Schon lagerte tiefe Finsternis über dem Schlachtfelde. Nur die Flammen des brennenden Süptitz warfen ihren Schein auf die nächste Umgebung. Da plötzlich sahen sich die Österreicher von der Seite angegriffen. Ein Ordonnanzoffizier hatte zufällig bemerkt, daß ein Damm an der Westseite der Höhen zwischen den sogen. Schafteichen unbesetzt war. Er macht Saldern die Meldung. Und sofort rücken hier ungehindert zuerst zwei Bataillone bergan, andere folgen. Die schwache Besatzung einer alten Schanze wird geworfen. Im dicken Dunkel beginnt auf der Höhe ein neuer, heftiger Kampf. Endlich erscheint auch von Norden Unterstützung: Generallieutenant von Hülsen, dem Friedrich das Kommando übergeben, hatte kaum das erneute Feuern im Süden bemerkt, als er mit fünf Bataillonen die Höhe erstieg und sich in die Flanke der Österreicher warf. Die Bataillone Zietens stürzen sich mit gefälltem Gewehr in der Front auf den Feind; auch die Geschütze des Südkorps beginnen jetzt zu spielen. Die feindliche Antwort verstummt nach und nach. Auf den erstürmten Höhen lagern die siegreichen Bataillone des Königs und Zietens, unsicher, welches der Ausgang des Kampfes war. Als die Morgensonne des neuen Tages ihre freundlichen Strahlen über das mit Toten und jammernden Verwundeten besäete Schlachtfeld warf, bemerkte man, daß der Sieg errungen, der Feind abgezogen war. Er hatte an 25000 Mann eingebüßt, Daun selbst war verwundet; aber auch 13000 Preußen lagen tot oder verwundet. Bei der am 5. Nov. angetretenen Verfolgung erlitten die Österreicher neue Verluste; aber sie bezogen doch hinter dem Plauenschen Grunde ein festes Lager, während die preußische Armee hinter der Triebsche in die Quartiere ging. Eine Konvention verschaffte beiden Teilen wenigstens für den Winter Ruhe, den Preußen auf der Linie Meißen-Zwickau bis in die Höhe von Naumburg-Wittenberg, den Österreichern in der Gegend von Dresden und Dippoldiswalde. Die größere Hälfte Sachsens war also wieder in den Händen des Königs.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz setzte sich die französische Südarmee in Kassel und Göttingen fest. Die Nordarmee brachte durch den Sieg bei Kloster Kampen (16. Okt.) dem belagerten Wesel Entsatz. Im folgenden Jahre vereinigten sie sich zwar bei Soest, aber sie erlitten Niederlagen bei Langensalza (15. Febr.) und bei Vellinghausen (in der Nähe von Hamm, 16. Juli 1761), trennten sich wieder und wurden aus dem größten Teile von Hannover, aus dem Osnabrückischen und aus Ostfriesland verdrängt (1761). Frankreich, auch in Amerika und Indien im Nachteil, verlor die Lust am

Krieg. Auch die übrigen Parteien hatten ihn herzlich satt; er erlahmte, aber er endete trotz Anknüpfung neuer Unterhandlungen nicht, weil keiner seine Mühe umsonst aufgewendet haben wollte. Immer glaubte jeder von einer Veränderung auf dem Felde der Politik oder des Kriegspiels auf schließliche Entscheidung zu seinen Gunsten.

Als am 25. Okt. 1760 Georg II., Friedrichs einziger Bundesgenosse unter den europäischen Mächten, starb, war die britische Hilfe sehr in Frage gestellt. Aber die Begeisterung, die der große König bei einem großen Teile der Nation genoß, und die Verwendung Pitts verschafften ihm durch den Vertrag vom 12. Dez. 1760 die Mittel zum neuen Feldzuge, 670000 Pfund, und als außerordentliche Beihilfe nochmals 20 Millionen Pfund. Der zwischen Frankreich und Spanien am 15. Aug. 1761 geschlossene Familienpakt der bourbonischen Dynastieen aber, welcher sich gegen Großbritannien richtete, veranlaßte Pitt, den Krieg desselben auch gegen Spanien zu fordern. Der Einfluß des Lords Bute auf den schwachen Georg III. verhinderte dies, führte den Sturz Pitts und mit diesem die Kündigung des Subsidienvertrags herbei (12. Dez. 1761).

Mit großer Mühe und nur durch die gewaltsamsten Mittel brachte Friedrich im Winter des Jahres 1760 auf 1761 sein Heer wieder auf 100000 Mann, zu denen die alliierte Armee Ferdinands mit etwa 60000 Mann zu rechnen ist.

Als die Österreicher am 19. April den für den Winter geschlossenen Ruhevertrag kündigten und Laudons Einrücken in Schlesien von neuem die Gefahr der Verbindung der Russen und Österreicher befürchten ließ, übertrug Friedrich seinem Bruder Heinrich den Befehl über 30000 Mann in Sachsen und nahm selbst wieder die Aufgabe auf sich, jene Vereinigung zu verhüten. Eine Zeitlang gelang ihm dies durch künstliche und schnelle Märsche. Aber an dem Tag, an welchem die Bourbonen sich verbanden, stießen die ersten österreichischen Regimenter zum russischen Heere bei Jauer: Butturlin und Laudon hatten die Vereinigung erreicht. Der sonst so that- und schlagfertige König konnte keinen Angriff mehr auf den einen Gegner machen, ohne sich den anderen auf den Hals zu ziehen, und bezog in aller Eile, zu Daunscher Kriegführung gezwungen, auf den Höhen von Bunzelwitz am 20. Aug. ein festes Lager, welches ihm gleichzeitig die Sicherung und Benutzung der Schweidnitzer Magazine, wie die Verbindung mit Breslau gewährte. Im Norden deckte das Striegauer Wasser seine Stellung, im Westen der Sumpfgrund des Freiburger Wassers, im Osten das Schweidnitzer Wasser, und alle Mittel der Befestigungskunst, Schanzen und Batterieen, Verhaue, Palissaden, spanische Reiter und Wolfsgruben verstärkten die natürlich feste Stellung. Hier verbrachten die Truppen mehrere Wochen in steter Aufregung und aufreibender Wachsamkeit mitten in dem eisernen Ring, der sie umschloß, 57000 Mann umlauert von 132000 Mann. Aber so sehr Laudon sich bemühte, den russischen Feldherrn zum gemeinsamen Angriff auf

die durch Schanzarbeit, Wachen und Entbehrungen ermatteten Gegner zu bestimmen, er ließ sich nicht erweichen und zog am 10. September ab nach Posen, indem er nur 12 000 Mann unter Tschernitscheff bei Laudon zurückließ. Dieser nahm wieder seine frühere Stellung auf den Bergen zwischen Freiburg und Ober-Bögendorf ein, um Schweidnitz im Auge zu halten. So war Friedrich befreit und sann nun darauf, den lästigen Gegner aus Schlesien zu entfernen. Seine Hoffnung ging dahin, durch einen Marsch über Neisse in demselben die Befürchtung zu erwecken, daß er einen Einfall in Mähren beabsichtige. Laudon aber ließ sich nicht täuschen, sondern griff nach dem Abzug Friedrichs in der Nacht vom 30. Sept. auf den 1. Okt. plötzlich Schweidnitz an und nahm es im Sturme. Es war ein harter Schlag für den König; denn zum erstenmal konnten jetzt die Österreicher ein regelmäßiges Winterquartier im schlesischen Gebirge beziehen. Friedrich sah sich wieder zur Ruhe verurteilt und legte seine Truppen in der Gegend von Glogau, Breslau und Brieg in Quartier. Sein Hauptquartier befand sich zu Woiselwitz bei Strehlen. Hier wäre er beinahe durch den Verrat des schlesischen Barons von Warkotsch, der seine Güter in der Nähe hatte, von Kroaten aufgehoben worden. Durch den Jäger des Barons, Mathias Koppel, ward der Anschlag entdeckt (30. Nov.) und vereitelt. Warkotsch und der Kuratus Franz Schmidt von Siebenhuben, welcher die Briefe besorgte, flohen nach Österreich. — Noch ehe das Jahr endete, traf Friedrich ein zweiter Verlust. Kolberg, von Russen und Schweden belagert, war am 18. Sept. 1760 durch den General Paul Werner entsetzt worden. Es hatte dann, von General Heiden und dem Bürger Nettelbeck mannhaft verteidigt, von dem Prinzen von Württemberg möglichst unterstützt, eine viermonatliche Belagerung ausgehalten. Als aber der Russe Rumanzow es mit 40 000 Mann umzingelte und außer dem Mangel an Schießvorrat auch die Not aufs schwerste drückte, ergab es sich am 16. Dez. 1761. Die Russen nahmen zum erstenmale in Hinterpommern Winterquartier.

Die Entscheidung (1762—1763).

Der gewaltige Kampf schien sein Ende zu finden. Noch war Friedrichs Willenskraft nicht gebrochen, aber sein Können mußte versagen. Die Hilfsquellen des eigenen Landes waren versiegt, der britische Ziehbrunnen verschlossen; die besetzten Gebiete waren bis auf das Mark ausgesogen. Alles seufzte unter der Not. Landwirtschaft, Gewerbe, Handel lag darnieder, und doch sollten alle fort und fort neue Mittel schaffen, damit sie die Geißel des Krieges weiter fühlten. Der Jammer der Verwundeten fand sein schmerzliches Echo im grimmigen Stöhnen, im lauten Wehklagen, im zornigen Fluche der verzweifelten Bevölkerung. Auch die Truppen, vor allem die preußischen, litten schwere Not. Und unter dem Drange der Entbehrung ging der Zustand im Äußeren wie im Inneren mehr und mehr

zurück. Der Geist der Unordnung verbreitete sich in der Mannschaft: der Sinn für soldatische Pflicht und Ehre stumpfte sich selbst bei Offizieren ab. Wiederholt mußte deshalb der König gegen einreißende Mißstände und sich häufende Dienstvergessenheit wie gegen üble Ausschreitungen scharfe Strafen androhen. Aber der Einzelne glaubte auch sich berechtigt zu dem, was ja für das Ganze von oben herab geschah: rücksichtslose, wenn nötig, gewaltthätige Benutzung des fremden Eigentums. Unter solchen Umständen konnte ein Ende mit Schrecken nicht lange mehr ausbleiben. Menschliches Ermessen mußte für das Jahr 1762 den Untergang Friedrichs voraussehen. Auch dieser selbst konnte kaum mehr auf glücklichen Ausgang hoffen, wenn nicht ganz außergewöhnliche Ereignisse eine Wendung herbeiführten. Sein erfinderischer Kopf fand einen möglichen Weg zur Rettung in der Aufreizung der Türken gegen Österreich und der Krimtartaren gegen Rußland. Aber was eigene Berechnung nicht brachte, das gab das Eintreten des natürlichsten Zufalls, welcher das menschliche Leben treffen kann. Am 5. Jan. 1762 starb Elisabeth von Rußland, seine erbittertste Feindin. Obwohl sie für den Fall ihres Todes bestimmte Weisungen für den Krieg gegeben hatte, änderte ihr Neffe und Nachfolger Peter III. alsbald seine Politik. Da Friedrich sich von diesem „eine gute Freundschaft“ vermutete, befahl er Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die Russen und sandte am 12. Febr. seinen Adjutanten Oberst von der Goltz nach Petersburg, um dem Kaiserpaare mit dem Ausdrucke seiner Glückwünsche das aufrichtige Verlangen nach Wiederherstellung der alten guten Beziehungen zu übermitteln. Fast unmittelbar darauf traten die ersten Anzeichen eines vollständigen Umschlages der russischen Politik zu Tage: Die Kosakenpatrouillen streiften nicht mehr um Strehlen; die Kriegsgefangenen wurden ausgewechselt. Endlich erfolgte der Abmarsch der russischen Truppen. Der Waffenstillstand ward am 6. Mai zum Frieden, welcher Preußen alle von Russen besetzten Gebietsteile zurückgab, und am 19. Juni zum Defensivbündnis mit demselben. Am 1. Juli stießen 10000 Russen unter Tschernitscheff zum Heere Friedrichs. Inzwischen hatte auch Schweden und Mecklenburg-Schwerin Frieden geschlossen. Je unerwarteter dem österreichischen Kabinett diese Wandelung kam, um so bestürzter machte sie dasselbe. Man fühlte den Mangel der seitherigen Unterstützung doppelt, weil augenblicklich Krankheiten die Truppen dezimierten. Um die Siegeshoffnung der Österreicher noch mehr herabzustimmen, dazu trug die Abberufung des kühnen Laudon nicht wenig bei. Friedrich aber sah man wieder in zuversichtlichster Thätigkeit. Er hatte seine leichten Truppen so verstärkt, daß er in dieser Gattung die sonst hierin überlegenen Kaiserlichen übertraf. Die Einführung der reitenden Artillerie ermöglichte ihm eine schnellere Verwendung des Geschützes. Und nun standen ihm auch noch die gefürchteten Kosaken zugebote. Er machte alsbald davon den ausgiebigsten Gebrauch, indem er sie dem General Grafen Karl

zu Wied beigab, als er ihn nach Böhmen schickte, um die Österreicher von Schweidnitz wegzubringen und durch Bedrohung der in ihrem Rücken liegenden Magazine zum Rückzug zu nötigen. Auf Befehl des Königs ließ Wied die Freibataillone, Husaren und Kosaken tief nach Böhmen hineinschwärmen, „da die Cosacken nach plaisir werden stehlen", warnte ihn aber, als er selbst in Böhmen einrückte: „Böhmen ist für eine Armée bei Trautenau ein schlimmes und sehr gefährliches Land, um von der Seite daselbst einzubrechen. Die incursiones, so man dahin machen kann, lasse ich passiren; aber sich zu weit hinein zu wagen, ist wegen der Defilées, so Mir nur zu gut bekannt, nicht anzurathen." Friedrich fügte dem Befehl hinzu: „Je mehr Ihr also Euren Leuthen Unordnung in des Feindes Land erlaubet, um so mehr wird es Dauns Abmarsch beschleunigen." Die »incursiones« der sogen. „Mausepatrouillen" geschahen zum Entsetzen der Bevölkerung vorschriftsmäßig. Auch Mähren und österreichisch Schlesien wurden durch Brandschatzungen heimgesucht. Aber seinen Zweck, Daun von den Höhen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf herunterzuziehen, erreichte Friedrich mit all seinen Bewegungen nicht, Haddik deckte Braunau, auf dessen Magazin Wied es besonders abgesehen hatte, durch seine Stellung bei Dittersbach und Heinzendorf. Es kam Friedrich jetzt alles darauf an, Schweidnitz wiederzugewinnen. Darum rief er Wied zurück und traf bereits Anstalten, die Österreicher von der Verbindung mit dieser Festung abzuschneiden, um dann einen Angriff auf Daun zu wagen: Da traf am 18. Juli bei Tschernitscheff der Befehl ein, sofort mit seinem Korps den Rückzug nach Polen anzutreten. Am 9. Juli war Peter III. durch eine Verschwörung der Brüder Gregor und Alexei Orlow entthront, dann ermordet worden; seine Gemahlin Katharina II. von Anhalt-Zerbst (1762—1796) hatte den Thron bestiegen. Friedrich besaß sowenig Sympathie bei ihr wie bei der russischen Nation. Daher sah sie keine Veranlassung, ihm fernerhin Hilfe zuteil werden zu lassen. Indem sie in Wien ihren Wunsch erklärte, „daß alle Mittel angewendet werden sollten, einen allgemeinen europäischen Frieden herbeizuführen", hielt sie gleichzeitig an dem Frieden mit Preußen fest. Der Abzug der Russen hätte den ganzen Plan des Königs zunichte gemacht. Auf seine Bitten blieb Tschernitscheff noch drei Tage und nahm, als er am 21. Juli den Sturm auf Dauns Stellung bei Burkersdorf und Leutmannsdorf ausführen ließ, passiven Anteil, indem er bei den zur Ablenkung der österreichischen Hauptmacht operierenden schwachen preußischen Truppen in Schlachtordnung stand und so Daun verhinderte, dem allein bedrohten rechten Flügel die nötige Unterstützung zu gewähren. Der Verlust des Gefechts veranlaßte Daun, die gefährdete Stellung aufzugeben, um nicht die Verbindung nach Böhmen zu verlieren, und eine neue, festere bei Steinkunzendorf am Eulengebirge zu beziehen. Dadurch verlor er die Verbindung mit Schweidnitz, welches sofort vom Könige belagert wurde, ohne daß Daun sich

bewogen fühlte, einen ernstlichen Versuch zum Entsatze zu unternehmen. Nach tapferster Verteidigung ergab sich endlich am 9. Okt. der Kommandant Guasco mit der Besatzung in Kriegsgefangenschaft.

Nach dem Falle von Schweidnitz sandte Friedrich seinem Bruder, der sich in Sachsen gegen die Österreicher und die Reichsarmee teils in Offensive, teils in Defensivstellung wacker gehalten hatte, Verstärkung. Ehe diese aber, infolge Mangels an Bespannung für Geschütze und Train auf dem Marsche außerordentlich aufgehalten, eintreffen konnte, hatte sich Heinrich vor Haddik zurückgezogen. Die Nachricht vom Heranrücken neuer Unterstützung für die Österreicher bewog ihn zum Angriff der Reichsarmee bei Freiberg (am 29. Okt. 1762), welcher mit einem leichten und glänzenden Sieg endigte. General Kleist verfolgte die Fliehenden nach Böhmen und brandschatzte das Land abermals, um Haddik zum Abzug aus Sachsen zu bringen. Der Streifzug hatte den gewünschten Erfolg nicht. Ein Waffenstillstand sicherte beiden Parteien wieder in Sachsen ruhige Winterquartiere. Die Reichsarmee aber marschierte nach Franken, um den durch Kleist heimgesuchten Gebieten Hilfe zu bringen; auch Nürnberg hatte Kontribution zu zahlen; der Reichstag in Regensburg zitterte. Da sie zu spät kam, bezog auch sie Winterquartiere in Franken.

Unterdessen hatten auch auf dem westlichen Kriegsschauplatze die Waffen Friedrichs Fortschritte gemacht. An Stelle des in Ungnade gefallenen Herzogs von Broglio war wieder d'Estrées getreten. Am 24. Juni ging Ferdinand über die Diemel und besiegte die überraschten Franzosen bei Wilhelmsthal (bei Kassel). Am 23. Juli schlug er das Korps des Prinzen Xaver von Sachsen bei Lutternberg. Dagegen erlitten die Verbündeten bei Johannisberg in Hessen (1. Sept.) eine Schlappe. Die Verbindung der französischen Süd- und Nordarmee konnte nicht gehindert werden. Ferdinand mußte vor ihnen bei Amöneburg an der Ohm (21. Sept.) zurückweichen, zwang aber dafür am 1. Nov. die ausgehungerte Besatzung von Kassel zur Kapitulation.

Zwei Tage nach der letzten Waffenthat dieses Jahres schlossen die bourbonischen Höfe mit Großbritannien den für jene unglücklich verlaufenen Seekrieg durch die Friedenspräliminarien zu Fontainebleau (3. Nov. 1762), welchen der Frieden zu Paris (10. Febr. 1763) folgte. Frankreich verlor seine Besitzungen in Amerika fast alle an England, welches von nun an die unbestrittene Seeherrschaft übte. Die Einigung der Bundesgenossen führte zu neuen und bei der allgemeinen Sehnsucht nach Ruhe erfolgreichen Verhandlungen zwischen Österreich und Preußen. Die kleineren Reichsstände riefen schon im November 1762 ihre Kontingente von der Reichsarmee ab. Sie löste sich am 11. Febr. 1763 auf. Am letzten Tage des Jahres 1762 traten die Unterhändler, der kursächsische Geheimrat Thomas von Fritsch, Graf Hertzberg für Preußen, von Collenbach für Österreich, in dem

Jagdschlosse Hubertusburg bei Leipzig zusammen, wo endlich am 15. Febr. 1763 der Friede dem siebenjährigen Ringen ein Ende machte. Schlesien nebst Glatz blieb bei Preußen. Sachsen erhielt so wenig wie Österreich irgend eine Entschädigung. In einem Geheimartikel verpflichtete sich Friedrich dem Erzherzog Joseph für die Kaiserwahl seine Kurstimme zu geben. Am 27. März 1763 erfolgte zu Frankfurt dessen Wahl zum römischen König und am 3. April seine Krönung.

Ehe Friedrich Sachsen verließ, trieb er die noch rückständigen Kriegssteuern und Lieferungen ein. Mit dem Heere aber wanderte eine Menge Sächsinnen aus, die sich freiwillig an die preußischen Soldaten gekettet hatten. Am 30. März traf der König wieder in seiner Hauptstadt ein. Das vielberufene Graunsche Tedeum fand nicht zur Feier des Sieges statt, sondern am 15. Juli 1763, weil es d'Alembert kennen lernen sollte. Der König wohnte ihm nicht allein bei, sinnend das Haupt in die Hand gestützt, sondern in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft. Friedrich kannte keine Sentimentalität. Hätte er diese besessen, er würde nicht als Herr eines Landes von fünf Millionen Einwohnern sieben Jahre lang gegen halb Europa mit solcher Zähigkeit und Unbeugsamkeit seinen Besitz verteidigt und seinem eigenen Volke wie den feindlichen Gebieten das unvermeidliche Elend des Krieges lieber erspart haben.

Er hatte im blutigen Kampfe nicht nur sein Land und seine Macht behauptet, sondern weit mehr errungen: politisch für Preußen in Europa die Stellung als fünfte Großmacht, in Deutschland die ebenbürtige Stellung neben Österreich, in nationaler Hinsicht die Bedeutung des Grundsteins für einen künftigen Neubau des verwitterten alten Reiches. Freilich hatte er nur preußisches Interesse verfochten, nur Preußens Ehre gewahrt; aber auch des alten Reiches Schwäche bloßgestellt, Preußens Stärke bewiesen. War es zunächst auch nur die Heldengestalt Friedrichs, an welcher sich das Selbstgefühl der Deutschen wieder belebte und erwärmte; war Deutschland — wie Goethe treffend bemerkt — zum größten Teile „wenn nicht preußisch, so doch fritzisch gesinnt“ —, es sollte die Zeit kommen, in der das Nationalbewußtsein sich an Preußens innerer Kraft erhob. Es kamen die Tage, in welchen Preußen zugleich mit dem Kampf für das eigene Sein um die Erhaltung und das Wohl Deutschlands in die Schranken trat; es kam die Zeit, da es sich seiner Aufgabe und Pflicht für Deutschland voll und ganz bewußt ward. Da aber Preußens Pflichten mit Deutschlands Heil zusammenfielen, da war auch ein für allemal klar, daß, was immer Preußen erworben, Deutschland gewonnen hat. Und darum ist in dankbarer Erinnerung an die Großthaten des alten Fritz der Deutsche heute fritzisch, preußisch, deutsch gesinnt.

f) Thätigkeit Friedrichs in der Friedenszeit.

Großes war für Preußen durch den Krieg erreicht, aber er hatte auch schwere Opfer gekostet: 180000 Mann Soldaten, und gegen 600 Millionen Mark; die Bevölkerung war um $^1/_3$ Million gesunken; für die Bewirtschaftung des Bodens fehlten Arbeitskräfte an Menschen und Tieren. Preußen „glich", wie Friedrich selbst sagt, „einem Menschen, der von Wunden zerrissen, von Blutverlust erschöpft und in Gefahr war, dem Drucke seiner Leiden zu erliegen; der Staat bedurfte einer Leitung, die ihm Erholung gab, stärkender Mittel zur Wiedererlangung seiner Spannkraft, Balsam zur Heilung seiner Wunden. Der Adel war erschöpft, die kleinen Leute ruiniert, eine Menge von Ortschaften verbrannt, viele Städte zerstört; eine vollkommene Anarchie hatte die Ordnung der Polizei und Regierung umgeworfen; die Finanzen waren in größter Verwirrung; mit einem Worte, die allgemeine Verwüstung war groß." Österreichs Verluste waren zwar auch nicht gering: trotz der französischen Subsidien hatte es 500 Millionen Gulden Schulden gemacht; aber das Land hatte nicht so schwer gelitten und besaß mehr natürlichen Reichtum. Jetzt nach dem Kriege konnten die streitenden Herrscher, „der König und die Kaiserin", einen edleren Wetteifer bethätigen in einer segensreichen Ausübung der Werke des Friedens, und haben nach bestem Wissen und Willen für das Wohl ihrer Staaten und Völker gearbeitet.

Vor allem galt es, die *schweren Schäden*, welche die *Landwirtschaft*, Handel und Gewerbe betroffen hatten, wieder gut zu machen. Den Provinzen, welche am stärksten mitgenommen waren, gewährte Friedrich für einige Zeit Ermäßigung oder gar Befreiung von Steuern, wandte ihnen reichliche Unterstützung an barem Gelde, 7—8 Millionen Thaler, zu, und verteilte an die Landwirte Korn, Hafer, Pferde, Schafe. Um die Arbeitskräfte zu vermehren, entließ er ein Viertel jeder Kompagnie. Die zerstörten Häuser mußten wieder aufgebaut werden, allein in Schlesien 8000. Die Abnahme der Bevölkerung hob er bald durch Heranziehung von *Ansiedlern* aus anderen Ländern, aus Österreich, Sachsen, Polen, Württemberg, der Pfalz und der Schweiz. Besondere Agenturen suchten diese Einwanderungen zu befördern. Für *Kolonisation* verwandte er über 20 Millionen Thaler und schaffte neuen Raum durch Trockenlegung und Urbarmachung ausgedehnter Sumpfstrecken, wie des 11 Quadratmeilen großen *Oderbruchs* (1746—1753), auf welchem 40 Dörfer mit 1200 Ansiedlerfamilien Platz fanden, der Brüche der Netze (1763—1785) und der Warthe (1767—1785), des Drömling u. a. Auch den Einzelheiten der Landwirtschaft wandte er das regste Interesse zu und gab Weisungen, den Obstbau zu heben, Flachs, Waid u. a. zu bauen; hier schenkt er Reben, dort befiehlt er die Anpflanzung von Maulbeerbäumen; bald drängt er auf Gemüsebau, bald auf die Aussaat von Buchweizen; er führt neue Futtergewächse ein und setzt, wo's

not thut, mit Zwang den Anbau der Kartoffel durch. Zur Hebung der Milchwirtschaft ordnet er die Anlage großer „Holländereien“ auf den neugewonnen Wiesen an und schreibt die Berufung sachverständiger Leute aus Mecklenburg und Holstein vor. Da er einen Nachteil für die Bebauung mit vollem Recht in der zu großen Ausdehnung der Bauerngüter sieht, rät er, lieber die Hälfte „ordentlich zu bestellen“ und die überflüssigen Hufen dem nicht erbberechtigten zweiten Sohne zuzuweisen.

Aber einer gründlichen Aufbesserung des Ackerbaues hätte eine vollständige Umgestaltung der Lage des Bauernstandes vorangehen müssen, vor allem die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, in welcher sich dieser dem Adel gegenüber befand. So sehr sich Friedrich bemühte, die üblichen Plackereien der durch Zehnten, Fronden für den Gutsherrn und den Staat, Lieferungen und Leistungen aller Art oder gar durch harte und rohe Behandlung gedrückten Bauern einzuschränken und zu beseitigen, so wenig konnte und mochte er die Rechte des von ihm allezeit bevorzugten Adels verletzen. Er erkannte die Ungerechtigkeit der Leibeigenschaft an und hätte sie gerne aufgehoben, glaubte aber diese auf „Vertrag“ beruhende Einrichtung nicht einseitig abschaffen zu dürfen. Er lächelte über die Einbildung des Adels, der sich aus besserem Stoff zusammengesetzt halte; konnte aber selbst sich nicht von dem Vorurteil losmachen, daß dieser Stand mehr „Ehre“ habe, als der Bürger. Er erkennt gerne das Verdienst von hohen Beamten und Offizieren aus dem Bürgerstande an, entläßt aber nach dem Kriege verdiente bürgerliche Offiziere aus dem Dienste oder stellt sie höchstens bei den Garnisonregimentern an und holt sich lieber von außen adlige Abenteurer, „um diesen für die Wohlfahrt des Staates so wichtigen Grad von Vollkommenheit zu erreichen“. Durch Gründung sogen. „Landschaften“, von Kreditverbänden der Rittergutsbesitzer sucht er den verschuldeten Adligen unter die Arme zu greifen. Die im Kriege bewiesene Opferwilligkeit des Standes war dieser Unterstützung wert. Bürger und Bauer hatten aber doch auch nach Kräften das Ihrige für König und Vaterland gethan, und sie trugen die Lasten, der Adel war accisefrei. Rittergüter sollten die Bürger nicht erwerben. Ward eine Ausnahme gestattet, dann erlangte der Käufer nicht die an dem Gute haftenden Ehrenrechte, wie Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Kirchen- und Schul-Patronat, Kreisstandschaft, Jagdrecht. Dieser Unterschätzung des bürgerlichen Standes entsprach die Behandlung der städtischen Gemeinwesen. Der Bevormundung königlicher Beamten überliefert, waren sie in ihrer ganzen Entwickelung gehemmt.

Auch den Gewerben und dem Handel wandte Friedrich seine Aufmerksamkeit und Fürsorge zu. Er betrieb die Anlage von neuen Manufakturen und die Hebung der alten. Hier erhoben sich Woll- und Baumwoll-, Leinen- und Tuchfabriken, dort Seidespinnereien, Gerbereien, Ziegelbrennereien. Der edelmütige Gotzkowski gründete die erste Samtfabrik in Berlin und wirkte bei der Errichtung der

dort noch heute blühenden Porzellanfabrik mit. Mit Aufwendung eigener Mittel rief er auch Zuckersiedereien, Papier-, Eisen- und Stahlfabriken ins Leben. Unter dem fördernden Schutze des Königs nahm das ganze Bergbau- und Hüttenwesen einen erfreulichen Aufschwung, so daß der König zwei Monate vor seinem Tode das Urteil aussprechen durfte: „Demnächst fangen zwar die Preußen an, etwas industrieuser und aufgeklärter zu werden, und es hat mich dieses sowohl, als der Fortgang der Fabriken überhaupt gefreut."

Wie er durch die Begründung des „landschaftlichen Kreditsystems" dem Adel aufhelfen wollte, so schuf er (1765) in der Berliner „Giro-, Diskonto- und Leihbank" und den ihr unterstellten Provinzialbanken eine für den ganzen Kaufmannsstand höchst wohlthätige Anstalt und gab jedem Bürger, der in Geldverlegenheit geriet, durch Gründung der königlichen Leih- und Pfandhäuser, der sogen. Lombards, die Möglichkeit, die allzeit hilfbereiten Hände der Wucherer zurückzuweisen.

Den überseeischen Handel sollten die asiatische (1751) und die bengalische Gesellschaft (1753), ferner die „levantische Handelsgesellschaft", welcher allein das Recht zustand, die Erzeugnisse des Morgenlandes zu holen, 1765 gegründet, 1769 wieder aufgehoben, und die 1772 errichtete Seehandlung, welche den alleinigen Handel mit Salz und polnischem Wachse hatte, in Aufschwung bringen. Mustergültige Einrichtungen waren die Ordnungen für das Hypotheken- und Depositenwesen; als überaus segensreich namentlich in dem Hungerjahr 1771/72 bewährten sich die Kornmagazine.

Den Handelsverkehr im Inneren erleichterten neue Kanäle, der Plauesche, genannt von einem Nebenflusse der Havel, angelegt 1743—1745 zur Herstellung eines kürzeren Verbindungsweges zwischen dieser und der Elbe, der Finowkanal zwischen Havel und Oder, 1744—1746 gebaut, der Bromberger Kanal, der mittels der Brahe und Netze die Oder und Weichsel verbindet, 1772—1773 ausgeführt. Der Verkehr auf der Oder hob sich sehr und die Anlage des Hafens von Swinemünde (1746) wirkte auf den Seehandel Stettins äußerst günstig. Aber der mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1785 geschlossene Handelsvertrag brachte Preußen keinen Nutzen.

Trotz aller fördernden Einrichtungen konnte bei dem Fortbestehen der vorhandenen Hemmnisse der Handel sich nicht frei entwickeln. Zwischen den einzelnen Landesteilen im Osten und Westen, zwischen alten und neuen Provinzen standen trennend die Schlagbäume; die gewerblichen Erzeugnisse der einen Provinz konnten in der anderen oft nicht vertrieben werden; dies Verbot mußte mit dem Handel zugleich wieder die Industrie lähmen. Am schlimmsten aber wirkte der zur Hebung der Gewerbe und zur Hereinziehung und zum Festhalten des Geldes im Lande durchgeführte Grundsatz des Merkantilsystems, die Ausfuhr der einheimischen Rohstoffe und die Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse zu verbieten oder mindestens durch hohe Zölle zu beschränken. Der Durchgangshandel war damit von selbst ausgeschlossen.

Da Sachsen auf das Leipziger Stapelrecht ängstlich wachte, führte Friedrich wieder das Stapelrecht in Magdeburg ein (1747) und erhob für den Durchgang fremder Waren durch das Magdeburgische hohe Zölle (1755). Sachsen rächte sich durch das Verbot der Einfuhr preußischer Waren. Ein Vertrag gab wenigstens den Meßverkehr ziemlich frei (1766). Schmuggel und Ausfall der Zolleinnahmen waren die natürlichen Folgen der lästigen und hohen Zölle. Erhebliche Besserung schaffte erst die neue Zollordnung von 1768.

Landwirtschaft, Handel und Gewerbe standen eben alle unter dem Banne, zur Steigerung der Staatseinkünfte zu dienen. Zahlte der Bauer seine Kontribution, so entrichtete der Bürger die Accise. Zur Erhöhung der letzteren führte Friedrich 1. Juni 1766 die selbständige »Administration générale des accises et péages« ein, die als „Regie" das mißliebigste Institut des Staates ward. Für die Aufhebung der Steuern auf Getreide und Mehl belegte er Fleisch, Bier und Wein mit um so höheren Abgaben und dehnte die Accise bald (1769) auf weitere Verbrauchsgegenstände aus. Das alte Salzmonopol wurde jetzt auch für die westlichen Provinzen durchgeführt. Ein neues Monopol fand man in dem Tabaksverkauf, welchen Friedrich 1766 als Generalpächter unter die „königliche Generaltabakadministration" brachte. Erzielte er aus diesem Luxusartikel ziemlich gute Einnahmen, so schlug die „Kaffeeadministration" ganz fehl. Der arge Schmuggel, welchen die Monopolisierung des trotz aller Abneigung des Königs sich mehr und mehr einbürgernden Getränkes veranlaßte, führte zu kleinlichstem Spürwesen. Die „Kaffeeschnüffler" hatten die wenig beneidenswerte Aufgabe, nachzuspüren, ob der dem Schornstein entsteigende Dampf am Ende gar vom Brennen geschmuggelten Kaffees herrühre. Das Bedenklichste bei der Sache war, daß er zu Regiebeamten gerne und in die höheren Stellen nur Franzosen nahm, welche den Staat schweres Geld kosteten und zumteil als „Schurkenzeug" noch viel durch Betrügereien einheimsten. Die Legende hat übrigens die Farben stark aufgetragen; von 2000 Stellen der Accise und Zollverwaltung war kaum der zehnte Teil mit Franzosen besetzt. An der Spitze der ganzen indirekten Steuerverwaltung stand de Launay. Im Jahre 1777 erklärte der König: „ich Will keine Frantzosen Mehr; sie seyndt gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen." Er war von seiner Vorliebe geheilt. Unglücklicherweise hatte er auch im Jahre 1766 das Postwesen demselben Korps überlassen, hob aber schon nach drei Jahren die Postregie auf. Seitdem erhielt die preußische Post eine bedeutende Förderung. Bei allen wirtschaftlichen Maßregeln darf eben nicht außer acht gelassen werden, daß Friedrich die Einnahmen des Staates zu erhöhen versuchte. Daher wurde auch 1763 das „Lotto" gegründet, welches 1767 in die Klassenlotterie umgewandelt ward. Dieses Streben hat gewiß manche verkehrte Maßregel, auch manche Härte hervorgerufen, das Endergebnis aber war doch, daß beim Tode des Königs die jährlichen Einnahmen auf mehr

denn 20 Millionen Thaler gestiegen waren und der Staatsschatz 55 Millionen Thaler enthielt.

Dabei war nichts verabsäumt worden, das Heer auf dem Stande zu erhalten, welcher Preußens Macht hatte begründen helfen. Zu der trefflichen Reiterei hatten sich die Jägerbataillone und die reitende Artillerie gesellt. Generalinspekteure wachten über die Ausbildung der Regimenter. Die im Jahre 1765 gegründete Militärakademie sollte einen besser ausgebildeten Offizierstand schaffen, die Ingenieurschule von 1775 Genieoffiziere heranziehen. Es war ein Werk der Schonung, daß einzelne Städte und ganze Landschaften, namentlich aber die vermögenden Klassen von der Kantonpflicht befreit wurden; aber diese Rücksicht nötigte zur Beibehaltung des Söldnerwesens, in welchem Fahnenflucht höchstens als Vertragsbruch gelten konnte. Der Begriff und die Pflicht der allgemeinen Wehrhaftigkeit des Volkes trat mehr und mehr in den Hintergrund. Beim Militär selbst mußte in der Friedenszeit mehr die Parade als die Brauchbarkeit für den Krieg Maßstab der Beurteilung werden. Die Unterschätzung des Volkstums für das Heer erzeugte bei der geschilderten Bevorzugung des Adels mit der Überschätzung des Offizierstandes eine erklärliche, aber höchst gefährliche Überhebung desselben. Militär und Civil, Junker und Bürger wurden Gegensätze. Die übeln Folgen hatte der Staat schwer zu büßen. Der gewaltige Geist eines Friedrich vermochte auch im Notfall mit den unzulänglichsten Mitteln Großes zu leisten. Fehlte dieser Geist, dann stand die Maschine still.

In der Verwaltungsordnung hat Friedrich keine Neuerungen wesentlicher Art ins Leben gerufen. Er fügte nur den vier Provinzialministerien des Generaldirektoriums vier neue für den ganzen Staat hinzu, 1740 für Handel und Gewerbe, 1746 für das Heerwesen, 1768 für Berg- und Hüttensachen, 1771 für Forstwesen, regierte aber möglichst über die Köpfe aller Minister hinaus, in jeder Beziehung Selbstherrscher, auch im Rechtswesen.

Mochte auch Adel und Offizierstand im gesellschaftlichen Leben bevorzugt sein, „vor der Justiz“ waren dem König „alle gleich“, und er that redlich das Seine, um eine rasche und durchaus unparteiische Rechtspflege zu sichern. Die vielberufene Erzählung von dem Müller zu Sanssouci und seiner Antwort „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre“ ist allerdings nicht geschichtlich; aber sie zeigt doch, welches Vertrauen man in die Gerechtigkeit der preußischen Gerichte setzte. Weit schlagender beweist den Willen des Königs, den Unterthanen Recht und Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, der aus bester Absicht hervorgehende Akt der Ungerechtigkeit und Willkür, welchen Friedrich in einem Prozeß des Müllers Arnold bei Pommerzig unweit Züllichau mit dem Grafen von Schmettau beging (1779). Der Fall war kurz folgender: Arnold zur Zahlung des rückständigen Pachtzinses verurteilt, kann nicht zahlen. Als ihm die Mühle verkauft wird, beruft er sich in einem Gesuch an den König darauf, daß die

Anlage eines Fischteiches durch einen Nachbarn seiner Mühle das nötige Wasser entzogen und dadurch den Betrieb gehindert habe. Friedrich ordnet die erbetene Untersuchung durch einen Offizier an, dessen Bericht zu Arnolds Gunsten ausfällt. Als das Kammergericht, welchem die Entscheidung jetzt zugewiesen wird, die Klage als unbegründet verwirft, weil jeder mit dem durch seinen Grund und Boden laufenden Mühlenfließ machen dürfe, was er wolle, entsetzt der König den Präsidenten desselben, den Großkanzler von Fürst, die beteiligten Räte des Kammergerichts und die der vorhergehenden Instanz des Küstriner Gerichts und verurteilt sie zu Festungshaft und Schadenersatz. Bei der Revision des Prozesses unter Friedrich Wilhelm II. verwirft das Obertribunal zwar jenen Satz des kammergerichtlichen Urteils, bestätigt dieses selbst aber (1787), weil die Anlage des Fischteiches thatsächlich der Arnoldschen Mühle das Wasser nicht entzogen hat. Die Vertreter des Rechtsstandpunkts haben stets das Verfahren des Königs schon bei seinen Lebzeiten aufs schärfste verurteilt; aber die Stimme des Volkes, welches gerne Billigkeit und Recht für eins hält, pries den strengen Gerechtigkeitssinn des Herrschers. Als 1769 der Graf von Reder ihn bat, ihn gegen den Ausspruch des Gerichts in Besitz der Lehnsgüter zu beschützen, gab er den Randbescheid: „er Kan Keine Viollance von mihr fordern; meine Schuldigkeit ist, die gesetze zu unterstützen, aber nicht umzuwerfen.“ — An Fürsts Stelle trat Carmer. Der Schöpfer des preußischen Justizwesens und des preußischen Richterstandes war der schon von Friedrich Wilhelm I. berufene Samuel von Cocceji, der allein 1747 in Pommern in acht Monaten 2400 alte Prozesse erledigte. Sein Preußisches Landrecht erschien 1749—1751 als Corpus juris Fridericianum, wurde aber nirgends eingeführt. Im Jahre 1749 gab er seine neue Prozeßordnung und seine Kammergerichtsordnung heraus. Carmer gab dann 1782 das erste Buch seines Corpus juris Fridricianum, von der Prozeßordnung, heraus. Wirksam unterstützt von dem höchst gelehrten und erfahrenen Geheimrat Karl Svarez (Schwarz) arbeitete er das „allgemeine Landrecht“ aus, welches am 1. Juni 1794 Gesetzeskraft erlangte. Mirabeau urteilte, daß Preußen durch dieses Gesetzbuch dem übrigen Europa um ein Jahrhundert vorausgeeilt sei.

Auch in kirchlicher Hinsicht beanspruchte Friedrich bei aller Toleranz doch die Rechte des unumschränkten Herrschers. Er ließ den Bau katholischer Kirchen in rein protestantischen Orten zu, setzte katholische Feldprediger ein, aber er stellte als summus episcopus auch die katholische Kirche unter die Aufsicht seiner Oberämter, strich eine Anzahl katholischer Feiertage und ernannte unbekümmert um das Wahlrecht des Domkapitels seinen Günstling Schaffgotsch 1747 zum Fürstbischof von Breslau. Durch seine Haltung im Jahre 1756 fiel derselbe in Ungnade, ward gesperrt und mußte in die Verbannung gehen. Das Edikt vom 21. Juni 1753 beschränkte die katholischen Stiftungen Schlesiens bedeutend. Fünfzig Prozent des reinen Ein-

kommens wurden als Staatssteuer eingezogen. Unverhohlen sprach Friedrich in einem Briefe an Voltaire die Ansicht aus, die Klöster als „Asyle des Fanatismus“ aufzuheben oder wenigstens nach und nach zu vermindern, und empfahl die „Säkularisation“ ihrer Güter. Der Versuch, die katholische Kirche seiner Lande unter einen Generalvikar zu stellen, mißlang. Wie gar manche seiner Entscheidungen in bürgerlichen Angelegenheiten rücksichtslose Willkür bekunden, so verfuhr er auch öfters hart und ungerecht in kirchlichen Dingen. Bekannt ist, daß er den Pater Andreas Faulhaber in Glatz hängen ließ, weil ein erwischter Deserteur aussagte, derselbe habe ihm in der Beicht die Fahnenflucht als verzeihliche Sünde hingestellt. Die Pietisten der Universität Halle, namentlich den edlen Stifter des Waisenhauses August Hermann Francke, bezeichnete er als das „geistliche Muckerpack“ und „evangelische Jesuiter“. Wenn er bei der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. (durch das Breve vom 21. Juli 1773 »Dominus ac Redemptor noster«) die Gesellschaft ruhig in seinen Staaten ließ, bis diese zuletzt selbst um Auflösung bat, um nicht in den Verdacht des Ungehorsams zu kommen, so bestimmte ihn nicht etwa — wie ein neuerer Historiker, Leopold Witte, sagt — „eine sonderbare Vorliebe für die Jünger Loyolas“, „sie in Schlesien zu hegen und zu pflegen“, sondern er brauchte sie. Er giebt die Beweggründe für seine Handlungsweise in einem Briefe an Voltaire selbst an: „Man findet nirgends gelehrte Katholiken, als unter den Jesuiten; die Jesuiten lieferten die Professoren überall, wo sie fehlten; man müßte also entweder alle Schulen eingehen lassen oder den Orden beibehalten, dessen Stiftungen die Unkosten bestreiten können, da sie im Gegenteil nicht ausreichen würden zur Besoldung auch nur der Hälfte der Professoren, falls diese dem Orden nicht angehörten. Ferner wurden die für das Pfarramt bestimmten Theologen von den Jesuiten auf den Universitäten gebildet; wollte man nun den Orden unterdrücken, dann würden die Universitäten kaum bestehen können, und die Pfarreien müßten entweder mit unwissenden oder nur halbgebildeten Geistlichen besetzt werden, oder man wäre genötigt, die Schlesier nach Böhmen zu schicken, um dort Theologie zu studieren, was den Grundsätzen einer klugen Staatsverfassung entgegenläuft.“ Die „Hydra des Papsttums“ hätte er noch als Greis (1780) am liebsten zerschmettert; aber sein klarer Geist erkannte doch, daß „weder er noch andre den Glückstag seiner Vernichtung sehen“ würden (an d'Alembert 6. Jan. 1775). — Die Juden ließ er in ihrem Glauben ungekränkt und bediente sich ihrer, wenn er sie bedurfte; aber er gewährte ihnen nicht Gleichberechtigung mit den christlichen Bekenntnissen, weil er sie als eine fremde Nation ansah. Ein besonderes „Reglement“ beschränkte den Bereich ihrer Rechte. Den Philosophen Moses Mendelssohn, den Bekannten und Mitarbeiter Lessings, strich er eigenhändig von der Liste der zu Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften vorgeschlagenen Gelehrten.

Die vielgepriesene und durch Anekdoten belegte Freiheit der Presse war in Wirklichkeit doch bedingt. Friedrich hielt mit Recht dafür, daß der Mißbrauch durch „zurückhaltende Zwangsmittel", wie sie die Censur übe, verhindert werden müsse. „Alles, was gegen die allgemeine Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft" verstoße, mußte unterdrückt werden. Aber gar manche Stimmen klagten insgeheim über den herrschenden Druck. Der Kunsthistoriker Winckelmann schrieb am 15. Jan. 1763 z. B. in einem Briefe: „Auf Preußen drückt der größte Despotismus, der je gedacht ist. . . . Es schaudert mich die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker denke, welcher das von der Natur selbst vermaledeiete und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano." Und ähnlich urteilte Lessing von der „Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben" (1769).

Für die Schule hatte Friedrich Interesse, denn er erkannte in der Erziehung eine wichtige Staatsangelegenheit; er gab auch 1763 das „General-Land-Schul-Reglement" mit Schulzwang und wies noch 1779 den Minister von Zedlitz an, für die Schulverbesserung in den großen Städten Sorge zu tragen. Für das „platte Land" hielt er es genug, wenn die Knaben „ein bißchen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zuviel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden." Mit bloßen Verordnungen war indes nicht viel geholfen; Geld aber sollte die Sache nicht kosten. Daher urteilte sein Geheimrat Dohm scharf: „Die Schulen waren von der schlechtesten Beschaffenheit, und der König hat eigentlich gar nichts für sie gethan." Vielfach sollten invalide Soldaten den Schulmeister spielen und mußten bei ihrer kärglichen Besoldung ihren Erwerb durch Nebenbeschäftigung als „Schweinehirten, Weber, Schneider, Schuster" suchen. Die Ergebnisse des Unterrichts entsprachen der Bildung der Lehrer. Die Gymnasien, die vielfach durch alte Stiftungen unterhalten wurden, waren in günstigerer Lage. Bessere Familien hielten ihren Kindern Hauslehrer, meist Kandidaten der Theologie. So bedeutende Männer aus dem Stande der Hofmeister auch hervorgingen, in vielen Fällen waren sie nicht besser als Diener gehalten, deren Thätigkeit durch die Standesverhältnisse ihrer Zöglinge oft sehr beschränkt war. Die Methode war im allgemeinen eine rein mechanische. Wirkliche Leistungen waren das Verdienst des hingebenden Wirkens einzelner. Mit vollem Recht wird der Freiherr Friedrich Eberhard von Rochow († 1805) als Vater des evangelischen Landschulwesens bezeichnet. Während Basedow, Salzmann u. a., ihre Thätigkeit mehr den Kindern aus besseren Ständen zuwandten, widmete er, der bei Lowositz im preußischen Heere mitgefochten hatte und dort verwundet worden war, sich der Erziehung der Kinder von Landleuten und arbeitete für diese Lebensaufgabe theoretisch und praktisch, durchaus segensreich. Joh. Julius

Hecker, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin († 1768), ward der Gründer der ersten „Realschule", und in seinem Geiste wirkte an derselben Hähn († 1789). Seine Methode verpflanzte nach Schlesien der Augustinerabt Johann Ignaz Felbiger († 1788) zu Sagan. In Wort und Schrift sowie durch Errichtung von Lehrerseminarien wirkte er mit großem Erfolge für die Verbesserung des katholischen Volksschulwesens. Er hat den Entwurf zu dem „General-Landschul-Reglement" Friedrichs vom 3. Nov. 1765 für Schlesien ausgearbeitet. Sein Ruf verbreitete sich weithin, so daß eine Menge von Schulmännern zu ihm strömten, um seine Methode genauer kennen zu lernen. Auf Bitten der Kaiserin Maria Theresia ließ ihn Friedrich nach Wien ziehen (1774), wo er die Leitung des Schulwesens übernahm und einen allgemeinen Schulplan für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen ausarbeitete. Nach dem Tode der großen Kaiserin hatte Felbiger „von Schulstein" (1777) nicht mehr die nötige Freiheit des Wirkens; sein Festhalten an der christlichen Basis der Erziehung stieß bei den Reformern der Aufklärung auf Schwierigkeiten und Hemmnisse. Er starb, in den Hintergrund gedrängt, zu Preßburg.

Kunst und Wissenschaft fand in Verbindung mit heiterem Lebensgenusse, nach französischem Geschmacke, Pflege in Rheinsberg. Seele des künstlerischen Lebens war hier Knobelsdorff. Er baute auch das Opernhaus in Berlin und entwarf den Plan zum Schlosse von Sanssouci. Großartiger als dieses ward das neue Palais in Potsdam. Für Theaterwesen hat Friedrich manches aufgewendet. Selbst Meister auf der Flöte, zog er tüchtige Tonkünstler in seinen Kreis, Graun, Quantz, Fasch, Reichardt, und hat sich auch viel in der Kunst versucht, Tonwerke zu dichten und zu setzen. Seine wissenschaftlichen Neigungen standen unter dem Einflusse der französischen Schöngeister. Den Mathematiker Maupertuis machte er zum Vorsitzenden der 1740 wieder hergestellten Akademie der Wissenschaften und berief auch andere Männer der französischen Aufklärung wie den genannten Voltaire und den verkommenen Arzt de la Mettrie, welche seine Güte indes mißbrauchten. Andauernden Umganges würdigte er d'Argens. Früh lichtete der Tod den Kreis seiner Freunde und selbstsüchtigen Schmeichler. Der gelehrte Jordan, der liebenswürdige, lose Keyserlingk, der „Seelenmensch" Winterfeldt, die Brüder Keith, alle gingen ihm im Tode voraus. Der Philosoph von Sanssouci vereinsamte. Ganz unter dem Einflusse der französischen Bildung stehend, bediente er sich bei seinen Dichtungen und schriftstellerischen Arbeiten nur der französischen Sprache, aber man erkennt in ihrem Gebrauche doch den Deutschen. Das bedeutendste seiner Werke ist die Histoire de mon temps.

In seiner Muttersprache drückte er sich schlecht aus. »Je parle comme un cocher«, bekannte er selbst. Die geistlosen Erzeugnisse der Litteratur, welche in der Zeit seiner Jugend erschienen, mußten

ihm neben den gewandten und mit Geist und Witz gewürzten französischen Schriftwerken wie geschmacklose Landkonfekt neben gaumenkitzelnden Leckerbissen erscheinen. Die geringschätzige Meinung, welche er über die deutsche Litteratur in der Jugend in sich aufgenommen hatte, behielt er für sein Leben bei, und darum bemerkte er nicht den mächtigen Aufschwung, welchen sie gerade in seiner Zeit nahm. Der deutschen Muse blühte, wie Schiller klagt, „kein Augustisch Alter".

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt."

Und es ist eigentümliches Spiel des Schicksals, daß dieser begründete Vorwurf dem großen Könige zuerst von einem Franzosen gemacht wird. Als Mirabeau dem Greis im Jahre 1786 in Potsdam einen Abschiedsbesuch machte, fragte er ihn: „Warum ist der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr Augustus geworden?" „Warum hat Friedrich der Große" — setzt er hinzu — „es nicht der Mühe wert gehalten, sich am Ruhme der litterarischen Umwälzung seiner Zeit zu beteiligen, sie zu beschleunigen und durch das Feuer seines Genies und seiner Macht zu unterstützen?" „Was hätte ich", erwiderte dieser — „zu Gunsten der deutschen Schriftsteller thun können, das der Wohlthat gleichgekommen wäre, die ich ihnen erwies, indem ich sie gehen ließ." Mirabeau hat später die Richtigkeit dieser Bemerkung zugegeben, indem er darauf hinwies, daß sie mit der mangelnden Unterstützung der Großen auch befreit blieb von dem hindernden Zwang. Friedrich selbst aber steht bei seiner Rechtfertigung in scharfem Widerspruch mit der Auffassung, welche er in seiner merkwürdigen Schrift „über die deutsche Litteratur" im Jahre 1780 ausspricht: „Wenn wir Medicäer haben, werden wir auch Genies erblühen sehen. Wo ein Augustus ist, giebt es auch einen Vergil." Er verkündet der deutschen Sprache und Litteratur ein goldenes Zeitalter, vergleicht sich aber mit Moses, dem es nicht vergönnt sei, das Land der Verheißung zu betreten. Er blickte in die Ferne und darum bemerkte sein Auge nicht, daß er auf dem „Lande der Verheißung" stand. Es sah wohl anders aus, als sein Geist es sich ausmalte. Klopstocks „Messias" blieb ihm unbekannt. Er hätte sich aber auch schwerlich für denselben erwärmt. Mehr Geschmack würde er wohl Wieland abgewonnen haben. Von Gellert, mit welchem er 1760 in Leipzig eine Unterredung hatte, urteilte er: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched" und „Das ist der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten". Rabener verschmähte es, sich „mitten in Deutschland" als „einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt machen zu lassen durch einen Franzosen", d'Argens, und der König war „so gnädig", sich dessen Weigerung gefallen zu lassen und wollte „deutsch, deutsch" mit ihm reden. Daß Goethes „Götz" dem König als „widerliche Plattheit" vorkam, kann nicht wunder nehmen, da er die Dramen eines Shakespeare als „lächerliche, der Wilden Canadiens würdige

Possen" ansah. Was hätte er erst über Schillers „Räuber" geurteilt? Aber auch das Nibelungenlied hielt er „nicht einen Schuß Pulver wert".

Und doch gab er, ohne es zu wissen, der nationalen Dichtung die bedeutendste Anregung durch seine großartigen Thaten. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt" — behauptete der Dichter der „widerlichen Plattheit" — „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Wie gewaltig der Mann besonders auf die Jugend wirkte, das hat Goethe bei Gelegenheit der Schilderung seines Straßburger Aufenthalts ausgesprochen: „Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien." Empfand man es mit Genugthuung, daß „ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß" machten, so hielt man es doch „für eine unhöfliche Behauptung", daß es ihm, wie den Deutschen überhaupt „an Geschmack fehle". „Friedrich hatte die Ehre eines Teiles der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten teil an seinem Siege zu nehmen." So stimmte sein Lob an Gleim in den „Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers", die „deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten" behaupten, „weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt." Rabener freilich behandelte sie als „grausamen Witz". „Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs", Christian Ewald von Kleist feiert in erhabenem Tone „das unüberwindliche Heer" und stellte seine Leier, wie seinen Degen in den Dienst des Helden. Weit schwächer sind die „Amazonenlieder" Christian Felix Weißes; um so mächtiger aber dröhnten die Bardiete Klopstocks, Gerstenbergs und Kretschmanns, wenn nicht unmittelbar auf Friedrich angestimmt, sondern auf deutsche Urkraft für deutsche Freiheit gegen fremde Tyrannei, so doch hervorquellend aus dem durch den gewaltigen Kampf „erregten kriegerischen Trotzgefühl". Auch der Barde „Sined", der österreichische Jesuit Michael Denis, versagte dem großen Gegner nicht seine Bewunderung, aber er schlug die Harfe lieber zum Preis der Helden seines engeren Vaterlandes und fand einen würdigen Stoff in dem Kämpfen der geeinten deutschen Stämme gegen „Stambuls Horden": „Sie ziehen heran, ein Sinn und ein Herz, zu schlagen und siegen fürs Erbe von Teut." Der Ansbacher Johann Peter Uz, von dessen Existenz sein Markgraf erst in Rom Kunde erlangte, sträubt sich „wider kriegrisch Lob", trauert, „seit Zwietracht sich erhob, und Helden edles Blut verschwenden" und fragt bekümmert: „Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germanien sein Eingeweide?" Er wehklagt um

Kleist und die übrigen gefallenen Helden, die über den Sternen auf Friedrich herabsehn

„Bewundernd mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder
Um Leben und um Glück,“

die zugleich aber „zu Gott um Frieden für die Erde“ und für Deutschland flehn. Die „deutsche Sappho“, Anna Luise Karsch, fühlt ihren Geist zu schwach, die Thaten „dieses Erdengottes“ zu singen; aber ob auch ihre „stumme Freude schweigt“, sie hört mit staunender Lust der Engel Lobgesang: „Es tönet Friede! Friede!“ Am gewaltigsten preist „der Größe ewiges, einziges Urbild“, „Friedrich Hermann“ und „Friedrich Brennus“, den „Unerreichten“, Daniel Schubart, weissagend:

„Am Tage des Völkergerichts
Ragt hoch über die Völker
Germania empor
Und unter Germaniens Töchtern hoch —
Borussia!“

Bei weitem nachhaltiger, als alle diese Erzeugnisse der Begeisterung und mehr oder minder großen dichterischen Begabung, wirkte Lessings Lustspiel „Minna von Barnhelm“, die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“, ein Werk „von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt“, wie Goethe sagt, „die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that.“ Der Dichter, von Kleist (1757) und als Sekretär des Generals Tauenzien (1760) in die Gesellschaften der preußischen Offiziere geführt, verherrlichte in diesem trotz einiger komischen Scenen doch ernsten Stück den Geist der Ehre im preußischen Offizierkorps. Besingen andere stets mehr den Helden, so erscheint Friedrich hier in dem Lichte des strengen, gewissenhaften, durch und durch gerechten Richters und Königs. „Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“ Das Schauspiel sollte nach Goethes Urteil die Aussöhnung der Preußen und Sachsen „im Bilde bewirken“. „Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.“ Mehr und mehr ist das Drama zu einem nationalen geworden. Aber der Erfolg war besser, als die Absicht. Lessings Nationalgefühl war ziemlich gering. Gesteht er doch selbst in einem Briefe an Gleim (1758): „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen

Begriff und sie scheint mir höchstens eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre." Aber es war eine wahrhaft nationale That, daß er den deutschen Geist von der Gewaltherrschaft des französischen Geschmacks befreit hat.

Hätte schließlich auch kein deutscher Dichter den Ruhm des Helden gesungen, in Anekdote, Sage und Märchen des Volkes lebt der unüberwindliche Sieger, der strenge und gerechte Herrscher fort als der „alte Fritz". Je unbedeutender, je trauriger die Zeit nach ihm war, desto heller und heller strahlte sein Stern.

g) Erste Teilung Polens (1772).

Im Jahre 1661 erklärte König Johann Kasimir dem polnischen Reichstag: „Bei unserer inneren Zwietracht haben wir die Angriffe des Auslandes und die Teilung der Republik zu fürchten. Der Moskowiter — wolle Gott, daß ich ein falscher Prophet sei — wird uns Russisch-Polen und Litauen entreißen, Brandenburg wird sich Großpolens und Westpreußens bemächtigen und auch Österreich wird bei dieser Zerstückelung die Gelegenheit benutzen wollen und sich Krakau aneignen." Diese Warnung wiederholte 1733 der König Stanislaus Lesczinski in einer besonderen Schrift an den Adel des Landes. Aber das unglückliche, in sich zerrissene Land entging seinem Geschick nicht.

Seitdem Polen durch das Aussterben der Jagellonen (1572) in eine Adelsrepublik mit einem machtlosen Wahlkönigtum an der Spitze verwandelt war, galt die Anarchie als gesetzlicher Zustand in dem einst so bedeutenden Reiche, welches sich von der Ostsee bis zu den Karpathen, von der Oder bis zum Dnjepr erstreckte. Das Liberum veto, das freie Einspruchsrecht, welches jedem Mitgliede des Reichstags gegen dessen Beschlüsse zustand, hatte seit 1725 keinen allgemeinen Beschluß mehr zum Gesetze werden lassen. Für wenig Geld sprach mancher verkommene Edelmann gerne sein Nie pozwálam (ich erlaube nicht). Der Bauer hatte zu gehorchen, der Bürger nichts zu sagen, der Adlige war souverän. Seine Freiheit artete politisch und moralisch in Zuchtlosigkeit aus. Sein Nie pozwálam hat sein Land und ihn selbst um die Freiheit und ihre Güter gebracht. Mit Befriedigung beobachtete der Nachbarstaat Rußland den zunehmenden Verfall Polens und unterstützte in aufrichtiger Freundschaft jeden Widerstand gegen irgend welchen Versuch, die freie polnische Verfassung zu verbessern. Mußte doch endlich das gänzlich zerrüttete Reich ihm wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Schon im siebenjährigen Krieg hatten die Russen das Land unter brutalen Gewaltthaten gegen die Bewohner zum Stützpunkt ihrer kriegerischen Operationen gemacht. In dem polnischen Lehensherzogtum Kurland herrschten sie wie in einem ihnen gehörigen Gebiete. Als der von der Kaiserin Anna ernannte Herzog, Graf Büren (Biron) gestürzt war (1740), und König August III. seinen Sohn Karl damit (1758) belehnte, setzte Katharina II. ersteren wieder ein (1763) und spielte sich als unumschränkte Gebieterin der Republik auf, indem sie

vom König Rechenschaft über seine Verwaltung forderte. Nach dem Tode desselben am 5. Okt. 1763 gab die „nordische Semiramis", in Politik wie in ihren Sitten das Ziel ihrer ausschweifenden Begierde nicht nur ins Auge, sondern sofort mit der Hand fassend, ihrem Gesandten in Warschau die Weisung, mit allen Mitteln die Erblichkeit der Krone im sächsischen Hause, die Verstärkung der Armee, die Aufhebung des Liberum veto zu verhindern und die unbeschränkte Gleichstellung der Dissidenten, d. i. Nichtkatholiken in Polen durchzusetzen, nicht aus dem Gefühle aufrichtiger Duldsamkeit, sondern aus rein mütterlicher Liebe für — Rußland. Ein schwaches Polen lag im Interesse Rußlands und Preußens. In der geheimen Konvention und der Defensivallianz vom 11. April 1764 versprachen sich beide Staaten nicht nur gegenseitige Unterstützung durch Truppen und Geld für den Fall eines Angriffs, sondern verpflichteten sich auch mit aller Kraft, die bestehende Verfassung in Polen zu erhalten, d. h. die Anarchie, nötigenfalls mit den Waffen, und die Dissidenten zu unterstützen (Deklaration vom 22. Juli 1764), die in Polen sich weit größerer Freiheiten erfreuten, als die Katholiken in Rußland. Unter dem Drucke russischer Bajonette und Rubel ward der schöne Ninos Stanislaus Poniatowski am 7. Sept. 1764 durch freie Wahl zum König von Polen erhoben. Die politischen Gegner der patriotischen Czartorysky vereinigten sich mit den Dissidenten und den Anhängern Rußlands unter der Führung des Fürsten Karl Radziwill zur Konföderation von Radom (23. Juni 1767), der auch der Primas Gabriel Potocki und Stanislaus beitraten. Mit unerhörter Gewalt schaffte der russische Gesandte Repnin die gefährlichsten Gegner Rußlands nach Sibirien und zwang den Reichstag erst zur Gleichstellung der Dissidenten, dann zur Anerkennung des russischen Schutzes für die neue polnische Verfassung. Rußland war dadurch thatsächlich Herr von Polen. Daher versagte Friedrich die Mitgarantie derselben. Als sich nun für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die Generalkonföderation der Patrioten zu Bar (in Podolien) bildete (1768), rückten russische Truppen ein und warfen den Aufstand unter Verübung der entsetzlichsten Greuelthaten nieder. Bei der Verfolgung flüchtiger Konföderierten brannten die Russen die türkische Grenzstadt Balta nieder. Daher erklärte die Türkei an Rußland den Krieg, führte ihn aber ohne Glück.

Obwohl Friedrich mit Katharina im Jahre 1767 einen neuen Vertrag geschlossen hatte, war er wenig davon erbaut, ihr jetzt zum Krieg Subsidien zahlen zu müssen, und ergriff gerne die Hand, welche ihm jetzt Österreich bot. Kaunitz gedachte von Friedrich Schlesien zurückerhalten zu können für Entschädigung in Polen, und Friedrich selbst empfahl in Petersburg ein angeblich von dem Grafen Lynar, in Wahrheit von ihm entworfenes Projekt der Teilung polnischen Gebietes zwischen den drei Staaten Rußland, Preußen und Österreich (2. Febr. 1769), für welches ersterer sich wenig erwärmte, weil er lieber das Ganze für sich erworben hätte. Eine Zusammenkunft

Friedrichs mit Joseph II. in Neisse am 25. Aug. 1769 und in Mährisch-Neustadt am 3. Juli 1770 näherte die beiden seither feindlichen Staaten, und wenn Friedrich auch das Bündnis mit Rußland abermals erneuerte, so suchte er dieses doch im Sinne Österreichs zum Frieden zu bewegen. Inzwischen hatte Österreich schon im Febr. 1769 zur Sicherung der Grenze eine Truppenlinie gegen Polen aufgestellt, dann auf den Wunsch Poniatowskis Truppen gegen die polnischen Konföderierten in die einst von Ungarn an Polen verpfändete (1412) und 1589 abgetretene Zipser Gespanschaft einrücken lassen. Gleiche Veranlassung mit gleicher Begründung berechtigte Friedrich zur Besetzung von Elbing. Und als mit Berufung auf alte Rechte Österreich seine Grenzpfähle weiter schob, ward auch die preußische Grenze bis Marienwerder ausgedehnt. Die Friedensvermittelung Friedrichs in Petersburg scheiterte an den hohen Forderungen Katharinas. Da sie aber die beiden Staaten bereits an dem polnischen Braten pflücken sah, wollte sie nicht zu kurz kommen und nahm jetzt Friedrichs alten Plan der Zerstückelung des Landes auf, indem sie dem Prinzen Heinrich bei dessen Anwesenheit in Petersburg (Jan. 1771) als preußischen Anteil Ermeland anbot. Maria Theresias Versuche, durch ein Bündnis mit der Türkei um der Sicherheit Österreichs willen den Bestand dieses Staates und Polens zu sichern, schlugen fehl: Katharina verzichtete auf die Erwerbung der Moldau und Wallachei, suchte sich aber nun erst recht an Polen schadlos zu halten. Mit schwerem Herzen fügte sich schließlich auch Maria Theresia dem Drängen Josephs II. und Kaunitz' und willigte in die Teilung Polens ein mit den Worten: „placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." Sie trat dem von Preußen und Rußland am 17. Febr. 1772 geschlossenen Teilungsvertrage am 5. Aug. bei.

Den Löwenanteil nahm aus Großmut Katharina in ihre mütterliche Obhut, 2000 Quadratmeilen, fast ganz Weißrußland jenseits der Düna und des Djnepr, überließ aber die Dissidenten ihrem Geschick. Österreich erwarb 1280 Quadratmeilen, die Königreiche Galizien und Lodomerien, die wenigstens jetzt des Segens geordneter Verwaltung teilhaftig wurden. Preußen erhielt das im Thorner Frieden 1466 an Polen abgetretene Westpreußen außer Danzig und Thorn, Ermeland und den Netzedistrikt und stellte durch diese Erwerbung von 645 Quadratmeilen die Verbindung seiner alten Provinzen mit Ostpreußen her. Aber die Grenzpfähle wurden noch öfters hin und hergeschoben, ehe man satt war. Stanislaus Poniatowskis Klagen verhallten nutzlos an den europäischen Höfen; der polnische Reichstag erkannte notgedrungen den Raub an; das Volk fügte sich der Gewalt. Am 13. Sept. 1772 trat Friedrich seinen neuen Besitz an und empfing am 27. Sept. von den Ständen im Remter des Marienburger Schlosses die Huldigung, am 22. Mai 1775 für den Netzedistrikt in

Inowrazlaw (Jungen-Leslau). Seit der Erwerbung Westpreußens nannte er sich König von Preußen. Von dem Unrecht abgesehen, welches dieser Besitzergreifung anhaftet, war sie nicht nur für Preußen eine wertvolle Vergrößerung, sondern für das Land selbst eine Wohlthat, denn unter der geordneten Verwaltung und der besonderen Fürsorge, welche der König dem Weichselgebiete zuwandte, hob es sich bald aus dem Zustande trauriger Verwahrlosung zu Wohlstand und Blüte. Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Bildung, Stadt und Land fühlte die Segnungen einer festen Regierung. Am meisten zeigt das Emporblühen einzelner Städte den Fortschritt, welchen das Land machte: Bromberg z. B., welches im Jahre 1772 kaum 500 Einwohner zählte, hat zehn Jahre später bald das Zehnfache. Wenn irgendwo, dann hat in Westpreußen das tüchtige preußische Beamtentum sich den Dank des Landes verdient. Aber auch für Deutschland war der Erwerb Westpreußens ein bedeutender Gewinn. Alt deutsches Land kam zurück, an der Ostsee gewann Deutschland wieder Einfluß. Die Teilung Polens an sich aber war ein Unglück, erstens weil die Abrundungspolitik mit ihrer Verachtung des Völkerrechts einen Umsturz aller seitherigen staatlichen Grundsätze bedeutete, zweitens weil die Beseitigung Polens Deutschland in die gefährlichste Nachbarschaft brachte. Polen ist für Rußland die Brücke nach Deutschland. Wie es mehr und mehr seine Macht nach dem Westen ausdehnte, so griff seine Hand auch kräftig nach dem Süden, indem es zugleich Österreich beiseite drückte. Es begnügte sich zwar im Frieden zu Kutschuk-Kainardsche vom 21. Juli 1774 mit einem kleinen Gebiet zwischen Bug und Dnjepr; aber es erlangte die Oberhoheit über die Krimtataren und behielt die Schlüssel zur Krim, Kertsch und Jenikale, zugleich auch das Protektorat über die Donaufürstentümer Walachei und Moldau, freie Fahrt auf den türkischen Meeren und mit diesen bescheidenen Rechten die stete Handhabe zur Einmischung in die Verhältnisse der Balkanhalbinsel. Träumte Katharina doch schon von einem griechischen Kaisertum auf den Trümmern der Osmanenherrschaft! Die Gelegenheit, billig Land zu erwerben, benutzte Österreich dazu, sich von der Türkei im Jahre 1776 den nördlichsten Teil der Moldau, die Bukowina mit Czernowitz abtreten zu lassen.

2. Österreich unter Maria Theresia (1740—1780), Joseph II. (1780—1790) und Leopold II. (1790—1792).

Maria Theresia hatte mit der Festigkeit eines Mannes in den schlesischen Kriegen ihr Recht verfochten. Es war ein anderer, ihr fremder Geist, welcher die Politik Österreichs seit dem Beginn der siebenziger Jahre zu beherrschen beginnt, der Josephinismus. Die absolutistische Regierung Maria Theresias ist durchweht von dem klaren, bestimmten, durch und durch wahren Kennen, Fühlen und Wollen eines unendlich tiefen Mutterherzens, welches mit treuer Liebe

erhält, was sich bewährt hat, mit behutsamer Fürsorge zugesteht, was die Zeit und die Umstände abdringen, aber ablehnt und versagt, was nicht zuträglich erscheint. Der Despotismus eines Joseph II. atmet den ungesunden Geist fieberkranker Erregung, deren Thätigkeit mehr beschäftigt, als schafft, mehr zerstörend, als erhaltend wirkt, den Fortschritt übereilt und darum eher zurückwirft und erschlafft, als vorwärts bringt und belebt. Einst der sichere Schritt auf grabem Wege, dann die traurig endende Hetzjagd ohne Weg und Steg, über rauhes Gestein und gesegnete Gefilde! Einst schlichter Gruß des stillgenießenden Unterthans, dann geballte Faust und unterdrückter Fluch des Geschädigten!

Ein aus so verschiedenartigen Elementen zusammengewachsener Staat, wie Österreich, bietet der Verwaltung außerordentliche Schwierigkeiten. Und doch brachte Maria Theresia es fertig, wenigstens für die böhmisch-österreichischen Lande die Einheit des Staates zu begründen und selbst Ungarn trotz seiner Sonderstellung enger mit jenen zu verbinden. Es war vor allem das Verdienst des Grafen Friedrich Wilhelm Haugwitz († 1765), eines geborenen Schlesiers, „den Staat aus der Konfusion in die Ordnung" gebracht zu haben. Von der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, welcher die Verwaltung, bis 1763 auch das Finanzwesen oblag, wurde die Justiz getrennt, auch die Staatskanzlei, das eigentliche Reichsministerium. Der leitende Kanzler Kaunitz rief 1760 für die inneren Angelegenheiten den streng absolutistischen Staatsrat ins Leben. Die zum Schutze der Bauern eingeführten Kreisämter erfüllten bei der Übermacht des grundbesitzenden Adels ihren Zweck nicht, wie es gewünscht ward. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung erfolgte manche segensreiche Neuerung, wie das Strafgesetzbuch (Nemesis Theresiana) von 1768, die Aufhebung der Tortur 1776. Die Einführung der allgemeinen Besteuerung, auch des privilegierten Adels und Klerus, wenngleich nur zu geringerem Maße als die Bauern, verbesserte die Finanzen. Zur Grundsteuer, der sogen. Kontribution, etwa 14 Millionen (1747), kamen noch die indirekten Steuern und Gefälle, das Tabaksmonopol, welches anfangs verpachtet, vom Staat 1784 selbst übernommen wurde, die Einnahmen vom Lotto u. a. Die anhaltenden Kriege verschlangen freilich nicht nur die vorhandenen Mittel, sondern stürzten den Staat noch in schwere Schulden, welche man mit den Bankozetteln, dem ersten Papiergeld (1762), nicht erleichterte. Neben dem Leiter des Finanzdepartements, dem Grafen Rudolf Chotek, welcher sich wirkliche Verdienste erwarb, stand Kaiser Franz I. († 1765) seiner Gemahlin mit seiner Erfahrung und seinem Geschäftssinn in Geldsachen beratend zur Seite, während ihr Schwager Karl seine Unterstützung bei der Umgestaltung des Heerwesens gewährte. Im Jahre 1772 ward die innere Aushebung eingeführt. Artillerie und Fußvolk erfuhren wesentliche Besserungen. Aber nur ein vollständiger Wandel des Systems, wie die französische Revolution ihn hervorrief, konnte eine gründliche Erneuerung

ſchaffen. Während hier Joſephs II. von Lacy und Haddik unterſtützte Thätigkeit nicht den erwarteten Erfolg hatte, erzielten ſeine Maßnahmen in den Finanzen von 1768—1778 einen unverkennbaren Gewinn. Das Merkantilſyſtem hob wirklich die Induſtrie bedeutend. Der Handel in die Levante gedieh, trotz der Aufgabe der Kriegsmarine (1758), durch die Errichtung zahlreicher Konſulate und den Ausbau des Hafens von Trieſt. Den Verkehr im Inneren vermittelte und förderte die treffliche Poſt. Der Landwirtſchaft ſchenkte Maria Thereſia hohes Intereſſe, konnte aber ohne Aufhebung der Roboten (Frondienſte) dem gedrückten Bauernſtand nicht von Grund aus aufhelfen und wollte nicht zu dieſem Radikalmittel ſchreiten, um nicht die Rechte der Grundherren zu verletzen. Den Reformator des Volksſchulweſens hat Öſterreich mit dem katholiſchen Preußen gemein, den Abt Felbiger. Die höheren Unterrichtsanſtalten ſtanden meiſt unter den geiſtlichen Orden; aber neben den geiſtlichen Schulen erhoben ſich auch rein ſtaatliche Stiftungen wie das jetzt noch blühende Thereſianum (1746) u. a. Bei der im Geiſte der Aufklärung geſchehenden „Verbeſſerung“ der Hochſchulen machte namentlich der Leibarzt der Kaiſerin, der Janſeniſt Gerhard van Swieten, ſeinen Einfluß geltend. Der Kirche treu ergeben, vermochte ſie doch nicht ganz ſich frei zu halten von gallikaniſchen Ideeen, ließ ſich aber die beſchränkenden Maßregeln, wie die Verkündigung des placetum regium, das Verbot der Geldſendungen nach Rom und des unmittelbaren Verkehrs der Biſchöfe mit dem Oberhaupte der Kirche u. a. von ihren kirchenfeindlichen Miniſtern nur mühſam abringen. Die Aufhebung des Jeſuitenordens genehmigte ſie, weil der Papſt ſie verfügt hatte. Zur Erniedrigung der Kirche in eine Staatsanſtalt verweigerte ſie die Hand und widerſtand feſt den unklaren Reform- und Toleranzideeen ihres Sohnes.

Nach dem Tode ihres geliebten Franzel (18. Aug. 1765) nahm ſie Joſeph II., den deutſchen Kaiſer, zum Mitregenten in ihren Erblanden an. Von dem edelſten Schaffensdrang getrieben, von dem aufrichtigen Willen erfüllt, alles, was Mißbrauch, Unordnung, Unrecht ſchien, zu beſeitigen, legte er ſeine Hand an alles, riß ſchonungslos nieder, hob rückſichtslos auf, verfügte unbekümmert um altes Recht und üble Folgen. So lange die Mutter lebte, verhütete ſie manchen unweiſen Schritt. Aber kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen (29. Nov. 1780), da überſtürzte er ſich in fliegender Haſt mit ſeinen völkerbeglückenden Reformen. Und doch hatte ſchon bei Lebzeiten ſeiner Mutter ſein Wirken bei allem löblichen Eifer wenig Lebenskräftiges geſchaffen. Der entſchiedene Mißerfolg, welchen ſein Verſuch, den oberſten Gerichtshof des Deutſchen Reiches, den beſtechlichen Reichshofrat und den unverbeſſerlichen Schlendrian des Reichskammergerichts zu beſſern (1767), erfahren hatte, mußte ihn zur Vorſicht, zu langſamem, aber ſicherem Handeln mahnen. Sein ſchrankenloſer Eigenwillen aber ließ die Stimme der Vernunft nicht zur Geltung kommen, verleitete ihn zu den folgenſchwerſten Mißgriffen in der inneren, wie der

äußeren Politik, und erschütterte das Staatsgebäude in seinen Grundfesten. Der deutsche Einheits-Musterstaat, dessen Schöpfung er sein Leben widmete, blieb ein Traum. Der despotische Menschenfreund gestand mit Wehmut am Ende seiner Tage, daß er „das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen". Wohl niemand hat kürzer und treffender das Fehlerhafte seiner Regierung gekennzeichnet, als Friedrich d. Gr. in den Worten, Joseph thue immer den zweiten Schritt vor dem ersten.

Wie er, ein Verächter alles Hergebrachten, mit dem alten Hofzeremoniell brach, so bekundete er seine Auffassung von der unumschränkten Gewalt des Herrn den Ständen gegenüber durch die Unterlassung der üblichen Huldigungsfeier in Niederösterreich, der Krönungen in Böhmen und Ungarn und die Abschaffung des ständischen Landesausschusses. Die Einteilung Deutsch-Österreichs in dreizehn Regierungsbezirke (Gubernien) mit Kreisen, die Verbindung der finanziellen Verwaltung mit der politischen, die Einführung des Deutschen als Amtssprache selbst in Ungarn und Galizien, die Anbahnung einer allgemein geltenden Rechtsordnung u. a. Maßnahmen liefen alle auf Herstellung des Einheitsstaates hinaus, verletzten aber viele Interessen und Rechte und erregten dadurch große Unzufriedenheit. Unter der Schutzzollpolitik und der verfehlten Steuerreform litt Gewerbe, Handel, Wohlstand und gerade auch der Zweig der Volkswirtschaft, für welchen Joseph wärmste Fürsorge hegte, der Ackerbau. Selbst der wahrhaft menschenfreundliche Akt der Aufhebung der Leibeigenschaft (1781) befriedigte nicht, weil der scharfe Schnitt zunächst mehr als Schädigung, denn als Wohlthat empfunden ward. Die Freigabe der Presse förderte nur die Schand- und Schundlitteratur.

Ganz erfüllt von dem Geiste der Aufklärung erließ er am 13. Okt. 1781 das Toleranzedikt, welches den Protestanten seiner Staaten bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken verschaffte. Auch den Juden gewährte er, hauptsächlich aus Nützlichkeitsgründen, privatrechtliche Gleichstellung mit den christlichen Unterthanen. Um so strenger schritt er gegen das Sektenwesen ein. Im schärfsten Kontraste mit seinem Duldungsprinzip, aber im vollsten Einklang mit seinem schroffen Absolutismus und den Ideeen der französischen Philosophie, die ihn wie andere vergiftet hatten, steht sein unkindliches Verfahren gegen die katholische Kirche, zu dessen Entschuldigung man höchstens den unheilvollen Einfluß anführen kam, welchen das unter dem Namen Febronius veröffentlichte Buch des Trierer Weihbischofs Nikolaus Hontheim »De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christianos compositus« (1763) auf die Kirchenpolitik aller Staaten ausübte. Joseph suchte das hier gerechtfertigte Staatskirchentum völlig durchzuführen, indem er zunächst am 26. März 1781 die Bekanntmachung päpstlicher Erlasse an die staatliche Genehmigung knüpfte, dann am 2. April für alle geistlichen Anordnungen und Mitteilungen

das kaiserliche Placet anordnete und eine neue Eidesformel vorschrieb, die jeder gewählte Bischof vor der päpstlichen Bestätigung schwören sollte. Aber dabei blieb der Selbstherrscher, dem leider die Hofbischöfe zu geringen oder gar keinen Widerstand boten, nicht stehen, sondern griff in rein priesterliche Dinge ein. Eine Verordnung vom 14. April hob die Gültigkeit der den Bischöfen vom Papste erteilten Fakultäten zum Dispensieren und Absolvieren auf; eine spätere sprach denselben dagegen das Recht zu, von kanonischen Ehehindernissen ohne weiters zu dispensieren; eine dritte sprach dem Staate allein das Recht zu, trennende Ehehindernisse festzusetzen u. dgl. Diese und noch manche andere ganz willkürliche Verfügungen zeigten die unverkennbare Absicht, eine von dem Papste losgelöste, dem Staate als Polizeianstalt dienende Nationalkirche zu begründen. Daher ward auch der Verkehr mit Rom auf alle Weise beschränkt und den Geistlichen vorgeschrieben, daß sie die Gesetze von der Kanzel verkünden, gegen Schmuggel, für Konskription predigen, über allgemeine Moral, Diät, Erziehung, Landwirtschaft, Giftpflanzen und — Gott weiß was noch belehren sollten. Ohne jedes Verständnis für Aufgabe und Bedeutung der Klöster, begann er im Nov. 1781 mit deren Beseitigung. Mit rücksichtsloser Gewalt hob er in kurzer Zeit 700 blühende und segensreich wirkende Klöster auf und bahnte die äußere und innere Zerstörung der übrigen dadurch an, daß er sie der Aufsicht der auswärtigen Obern entzog und die Aufnahme von Novizen beschränkte. Aus den eingezogenen Klostergütern ward ein Religionsfonds gegründet; aber weit mehr, als in denselben hineinfloß, ward bei der Hast und der Brutalität, mit welcher die Schergen ihres Amtes walteten, verschleudert. Mit dem Kirchengut gingen unersetzliche Schätze der Kunst und Wissenschaft verloren. Den Hauptvorteil aus diesem Kirchenraub zogen die jüdischen Schacherer. In der öffentlichen Meinung legte man dem Religionsfonds ganz andere Bestimmung unter. Ein Spottbild stellte zwei Kasten dar: durch den oberen bodenlosen, auf dem „Religionsfonds" stand, fiel das Geld in den unteren, „Kriegskasse". An die Aufhebung der Klöster und Bruderschaften schloß sich die Vernichtung der damit verbundenen Unterrichtsanstalten. Und damit ein gesinnungstüchtiger Klerus herangezogen werde, ersetzten Generalseminarien, von aufgeklärten Theologen geleitet, die bischöflichen Seminarien und verbreiteten durch ihre Lehrer und Lehrbücher Verflachung und Irrlehren. Solche Verhältnisse mußten einen erbärmlichen Klerus hervorbringen. Fügte sich doch der Klerus meist ganz geduldig all diesen Anordnungen. Eine Verordnung vom 3. Okt. 1781 verlangte, daß der katholische Pfarrer gemischte Ehen auch ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung einsegne: man gehorchte. Österreich selbst hat die verkehrte Politik schwer gebüßt. Andre Staaten aber beriefen sich bei ähnlichen Maßnahmen stets auf das Vorgehen des katholischen Staates. Gerade der letzte Punkt z. B. spielte im Kölner Kirchenstreit von 1837 eine wichtige Rolle. Die Bevormundungssucht verführte den Kaiser selbst

zum Erlaß einer Gottesdienstordnung (1783), welche die Prozessionen verbot, die Zahl der Kerzen bestimmte und das Begraben in Säcken anstatt der Beisetzung in Särgen verfügte, Joseph fiel aber gerade durch diese schließlich am wenigsten gefährliche Kirchenpolizei-Thätigkeit in verdiente Lächerlichkeit und zog sich bei Friedrich II. den Spottnamen des frère sacristain zu. Im Jahre 1780 führte er gegen die Klöster und Stifter einen neuen Streich durch Erneuerung der abgekommenen „Panis-" oder „Freßbriefe", ursprünglich einer Versorgungspflicht für alte Diener, jetzt eine willkürliche Steuer, welche mächtigere Stände einfach nicht entrichteten.

Vergeblich machten einzelne Bischöfe, auch der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier, dem Reformator ebenso wohlgemeinte, als bescheidene Vorstellungen. Auch die Reise des ehrwürdigen Papstes Pius VI. nach Wien (1782) brachte in Joseph keine Sinnesänderung hervor, bestimmte denselben nicht einmal zu rücksichtsvollerem Verfahren. Der Greis sah sich sogar schutzlos der unwürdigsten Schmähung durch Flugschriften, selbst roher Verhöhnung durch den Minister Kaunitz preisgegeben. Man legte dem König Friedrich d. Gr. — wie die Mainzer Monatsschrift vom 6. Mai 1785 erzählt — die Äußerung in den Mund, er würde „vielleicht gar an die Unfehlbarkeit Seiner Heiligkeit geglaubt haben, wenn sie nur die Reise nach Wien nicht unternommen hätte". Bei der Erwiderung des Besuchs in Rom sprach Joseph dem spanischen Gesandten Azara offen seine Absicht aus, die Kirche seiner Staaten ganz von Rom loszureißen und eine österreichische Staatskirche zu schaffen, stand aber auf dessen Warnung von diesem letzten Schritt des Abfalls ab (1783) und verfuhr im ganzen etwas schonender, obwohl er auch jetzt noch z. B. die ganz willkürliche Teilung der Bistümer Passau, Salzburg, Lüttich und Konstanz erlaubte. Die Knechtung der Kirche erfüllte das gläubige Volk mit Unwillen und stieß endlich auf entschiedenen Widerstand.

Josephs Beispiel wollte auch Karl Theodor von Baiern folgen. Um sein Land der geistlichen Jurisdiktion der auswärtigen Bischöfe zu entziehen, erbat er von Pius VI. die Errichtung einer Nuntiatur in München. Die dadurch sich verletzt fühlenden Erzbischöfe von Salzburg, Köln und Mainz verbanden sich darauf mit Trier zu Ems am 25. Aug. 1786 zu einer Punktation, in welcher sie sich gegen die päpstliche Autorität auflehnten. Die Durchführung ihrer revolutionären Pläne hätte einen erzbischöflichen Absolutismus sondergleichen und ein trauriges Schisma begründet. Aber die von Joseph II. unterstützte Bewegung scheiterte an dem Widerstand der Suffraganbischöfe und einiger weltlichen Fürsten. Auch Friedrich d. Gr. arbeitete aus politischen Gründen dagegen, weil die Verbindung der geistlichen Kurfürsten mit dem Kaiser den Zweck des von ihm gestifteten Fürstenbundes (1785) hinderte, die Erhaltung der Fürstenrepublik in Deutschland und Verhinderung der Josephinischen Einheits- und Machtgelüste. Als die französischen Revolutionsheere die Länder der Emser bedrohten

(1790), gaben ſie ihre Luftſchlöſſer auf und zitterten nicht mehr für ihr vermeintes Primat, ſondern für ihre Beſitzungen. Der mildeſte Teilnehmer an der Punktation, Clemens Wenzeslaus, mußte es noch erleben, daß der Sturm der Revolution die geiſtlichen Fürſtentümer über den Haufen warf.

Wie Joſephs Kirchenpolitik einen traurigen Abſchluß fand, ſo ſah er auch alle ſeine weltlichen Annexionspläne in die Brüche gehen und — ein merkwürdiges Mißgeſchick! — gerade durch den Mann, deſſen Vorbild er nachahmen wollte, Friedrich d. Gr. Bei der erſten Zuſammenkunft mit dieſem in Neiſſe (25. Aug. 1769) hatte Joſeph freilich geäußert, für Öſterreich gäbe es kein Schleſien mehr; aber Friedrich erkannte ſchon damals, daß deſſen Ehrgeiz auf Schadloshaltung ſänne und Abſichten auf Venedig, Baiern oder Lothringen hege. Er hatte ſich nicht getäuſcht, denn ſchon in den vierziger Jahren war das Projekt aufgetaucht, Baiern einzutauſchen gegen andre Gebiete. Als mit Max Joſeph das baieriſche Kurhaus ausſtarb (30. Dez. 1777), machte Joſeph II. alte, aber wenig begründete Anſprüche auf Teile von Niederbaiern und der Oberpfalz. Der berechtigte Erbe, Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, aus der Linie Sulzbach, ein aufwandliebender und für ſeine Lieben viel aufwendender Mann, ließ ſich durch die Ausſicht auf Verſorgung ſeiner natürlichen Kinder im Vertrage von Wien (3. Jan. 1778) zur Abtretung einiger Gebietsteile beſtimmen, welche Joſeph ſofort militäriſch beſetzen ließ. Sächſiſche und Mecklenburgiſche Anſprüche auf die Hinterlaſſenſchaft fanden gar keine Berückſichtigung. Friedrich d. Gr. aber, der um keinen Preis einen weiteren Machtzuwachs Öſterreichs dulden mochte, ſtiftete die künftigen Erben Karl Theodors, den Herzog Karl II. Auguſt von Pfalz-Zweibrücken und deſſen Bruder Max Joſeph, den ſpäteren König von Baiern, an, beim Reichstag gegen die Abmachungen zwiſchen Joſeph und Karl Theodor Proteſt zu erheben, und ſagte ihnen ſowie Friedrich Auguſt III. von Sachſen ſeine Unterſtützung zu. Die Seele der antiöſterreichiſchen Partei in München war die verwitwete Herzogin Clemens von Baiern. Während nun Joſeph mit Karl Theodor über neue Tauſchpläne verhandelte, verband ſich Friedrich mit Sachſen und verſuchte bereits einen Fürſtenbund gegen die öſterreichiſchen Machtbeſtrebungen ins Leben zu rufen. Frankreich, eben im Begriff in den nordamerikaniſchen Freiheitskrieg einzugreifen, verhielt ſich teilnahmlos. Rußland nahm eine drohende Haltung gegen Öſterreich an, that aber nichts. Als Joſeph die preußiſchen Vorſchläge ablehnte, rückte Friedrich mit 80000 Mann in Böhmen ein (5. Juli 1778). Der greiſe Feldmarſchall Laudon wich bei Gabel vor Prinz Heinrich hinter die Iſer zurück. Ohne daß es zu einem ernſteren Zuſammenſtoß kam, kehrte Friedrich, durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheiten genötigt, wieder nach Schleſien zurück. Unterdeſſen waren auf einen direkten Brief der edlen Maria Thereſia, welche den Krieg, zumal für Ländererwerb, verabſcheute, an Friedrich die Verhandlungen wieder

aufgenommen worden und führten endlich zum Frieden von Teschen (13. Mai 1779), welcher traurigerweise wieder den auswärtigen Staaten Frankreich und Rußland die Gelegenheit zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten gab und sogar die Bürgschaft zuwies. Der „Zwetschenrummel“ oder „Kartoffelkrieg“ hatte Preußen 17 Millionen Thaler, Österreich 40 gekostet und dem ersteren nur den künftigen Anheimfall von Ansbach-Baireuth verbürgt, letzterem aber das sogen. Innviertel, 40 Quadratmeilen, zwischen Donau, Inn und Salzach, eingebracht, wogegen es allen weiteren Ansprüchen entsagte. Das Erlöschen des Hauses Mansfeld brachte im folgenden Jahre zwei Fünftel dieses Ländchens an Preußen, das übrige an Sachsen. Es war der letzte Erwerb Friedrichs. Der große König sann jetzt nicht so sehr auf weitere Vergrößerung seines Reiches, als auf Verhinderung der österreichischen Erweiterungsprojekte.

Joseph ruhte nicht. Eigenmächtig hob er 1781 den im Jahre 1715 dem Utrechter Frieden gemäß vereinbarten Barrieretraktat auf, welcher den Holländern in sieben Festungen der österreichischen Niederlande das Besatzungsrecht zusprach. Der Grund ist wohl in dem Wunsche zu suchen, Frankreich durch eine solche Gefälligkeit zu gewinnen. Der Gewaltstreich rächte sich später schwer; Belgien war französischen Angriffen geöffnet. Die Beseitigung der Scheldesperre erreichte Joseph nicht (1784). — Die Pläne auf Baiern hatte er nicht aufgegeben. Wollte er aber zum Ziele kommen, dann mußte er sich der Billigung Rußlands versichern. Nachdem er schon durch Besuche in Mohilew und St. Petersburg Annäherung an Katharina II. gesucht und einen Defensivvertrag mit Rußland geschlossen (1781), insbesondere demselben Hilfe gegen die Pforte zugesagt hatte, für den Fall, daß diese die früheren Friedensschlüsse nicht genau einhalte, erklärte er 1782 seine Zustimmung zur Vernichtung der Türkei, forderte aber für sich einen so großen Beuteanteil, daß Katharina von der Ausführung ihres Hauptplanes zunächst absah und schleunigst unter nichtigem Vorwande das Chanat der Krimtataren in Sicherheit brachte (1783). Rußland war Herr des Schwarzen Meeres; die Pforte gestand im Vertrage zu Ainali-Kawak (1784) zu, was sie nicht ändern konnte. Joseph aber hoffte nun, da er Rußlands Absichten gefördert, auch in seinem Spiel mit Baiern freie Hand erhalten zu haben. Thatsächlich war Friedrich isoliert. Aber unglücklicherweise lehnte Frankreich bei dem vom Zaune gebrochenen Scheldestreit die ihm zuerteilte Karte ab, und Joseph verlor wiederum. Insgeheim hatte er mit Karl Theodor einen Tausch der österreichischen Niederlande ohne Luxemburg und Namur als eines Königreichs Burgund gegen die baierischen Lande verabredet. Der russische Gesandte Rumanzow verlangte kurz und bündig von dem Herzog Karl von Zweibrücken die Zustimmung zu diesem Abkommen mit dem Zusatze, daß die Sache auch ohne dieselbe ausgeführt werden würde. Vom Herzog in Kenntnis gesetzt, hintertrieb Friedrich in St. Petersburg

den Handel. Da auch Frankreich denſelben nicht begünſtigte, ſtand Joſeph notgedrungen davon ab. Die in die Öffentlichkeit dringenden Gerüchte gaben Karl Theodor und Kaunitz als Erfindung aus. Aber die Thatſache war nicht zu leugnen, und Friedrich d. Gr. beutete nun die gegen Öſterreichs Pläne herrſchende Mißſtimmung aus, indem er die ſchon 1778 beabſichtigte „Fürſtenaſſociation“, welche auch der Markgraf Karl Friedrich von Baden 1783 in Vorſchlag gebracht hatte, durch Verhandlungen zunächſt mit Hannover und Sachſen, dann mit den meiſten deutſchen Fürſten zum Abſchluß brachte. Der am 23. Juli 1785 geſchloſſene „Deutſche Fürſtenbund“, in gewiſſem Sinne eine Parallele zur Emſer Punktation, hat wie zur Zeit ſeiner Stiftung, ſo ſpäter die verſchiedenſte Beurteilung, übertriebene Schätzung und Herabſetzung erfahren. Jedenfalls erfüllte er nicht „Teutſchlands Erwartungen“, wie ſie ein Johannes von Müller ausſprach, er rief einen erregten Federkrieg, aber keinen Kampf zwiſchen Kaiſer und Reich hervor, er hat nicht die ihm wiederholt beigemeſſene Bedeutung einer feſteren nationalen Einigung und Umformung, ſondern ging im Gegenteil auf die „Erhaltung der bisherigen geſetzmäßigen Verfaſſung des Deutſchen Reichs“, die „Erhaltung der Reichsſtände bei ihrem rechtmäßigen Beſitzſtande gegen widerrechtliche Gewalt“, die Bewahrung der „Libertät“, der hauptloſen Vielköpfigkeit. Aber für Preußen hatte er eine hohe Wichtigkeit: Preußen erſchien als der Schirmherr des deutſchen Partikularismus gegen öſterreichiſche Übergewalt; die Intereſſen Deutſchlands und Preußens ſchienen zuſammenzufallen; Preußens künftige Führung Deutſchlands war angedeutet, angebahnt. Der Verſuch Öſterreichs, durch deutſches Land ſein Übergewicht in Deutſchland zu befeſtigen, war mißlungen. Es hatte künftig nicht mehr um Provinzen mit Preußen zu kämpfen, ſondern um die Führerſchaft; und wem dieſe endlich zufallen mußte, dafür war der Fürſtenbund eine „erſte Zeitung“.

Ein Jahr nach der Stiftung des Fürſtenbundes ſtarb ſein Begründer, am 17. Aug. 1786. Aber ſein Tod ward nicht, wie Mirabeau glaubte, das Signal zu einem Weltkriege, der von Rußland und Öſterreich ausgehen würde. Joſeph und Katharina hatten andere Beſchäftigung. Eine Begegnung beider in Cherſon (Mai 1787) blieb zwar ohne unmittelbare Folgen; aber als im Herbſt des Jahres der ruſſiſch-türkiſche Krieg ausbrach, nahm Joſeph ohne gerechten Grund daran teil und verwickelte das Land in einen koſtſpieligen Kampf mit der Pforte, welcher ihm, der ſich einbildete, ein Feldherr zu ſein, keine Lorbern eintrug und ein Gegenbündnis zwiſchen Preußen und Großbritannien, dann auch zwiſchen Preußen und der Pforte hervorrief. Die kirchlichen Neuerungen, die Verletzung der in der ſogen. Joyeuse entrée verbrieften Freiheiten brachten das Volk in Belgien 1789 zu offener Empörung. Auch in Böhmen und Ungarn gärte es. Preußen ſtand mit den Aufrührern in Verbindung, empfahl den Ungarn Karl Auguſt von Weimar, den „Kurier des Fürſtenbundes“, als König und

hielt bereits die Hand am Schwert, da brach das Herz Josephs am 20. Febr. 1790, nachdem er die meisten seiner Neuerungen widerrufen hatte. Sterbend rief er Gott zum Zeugen an, daß er bei all seinen Unternehmungen nur das Wohl seiner Unterthanen im Auge gehabt habe. Er verlangte als Grabschrift: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Sein Bruder aber, der ihm in der Regierung Österreichs und Deutschlands nachfolgte, Leopold II., verwandelte sie in die Worte: »Josepho II., qui saluti publicae vixit, non diu, sed totus« = „Joseph dem Zweiten, welcher für das Wohl seines Volkes lebte, nicht lange, aber ganz."

Leopold II. (1790—1792), seither Großherzog von Toskana, von liberaler Richtung wie Joseph II., ließ sich bei all seinen Unternehmungen mehr von der Vorsicht als seiner Neigung leiten und wußte durch gewandte Politik nach innen und außen manchen Fehler seines heißblütigen und eigensinnigen Vorgängers wieder gut zu machen. In Belgien stellte er die Ruhe durch militärisches Eingreifen, in Böhmen und Ungarn durch Beseitigung der mißliebigen Neuerungen her. Aber er richtete mit Hilfe des Ministers Thugut ein geheimes Polizeiwesen, eine schärfere Censur ein und hielt wachsames Auge auf revolutionäre Regungen. Es gelang Hertzberg nicht, seinen König Friedrich Wilhelm II. von dem Ausgleich mit Leopold abzuhalten. Der Fürstenbund krachte. Die von Preußen unterstützte Revolution der Lütticher gegen ihren Fürstbischof (1789—1791) ward niedergeworfen. Im Reichenbacher Vertrag (1790) gab Österreich zwar die im Türkenkriege gemachten Eroberungen zurück, verhinderte aber auch die Erwerbung von Danzig und Thorn für Preußen und erlangte von diesem die Garantie seiner niederländischen Besitzungen. Am 5. Juli 1791 schied Hertzberg aus dem Ministerium. Preußen gab seine Führerrolle auf und wandelte auf den Wegen Österreichs. Leopold starb schon nach zwei Jahren infolge seines ausschweifenden Lebens.

3. Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

Selten ward ein Fürst bei seiner Thronbesteigung von seinem Volke so freudig begrüßt, als Friedrich Wilhelm II.; selten sind die gehegten Erwartungen mehr getäuscht worden. Es fehlte dem Nachfolger des großen Friedrich nicht an gutem Willen und aufrichtigem Wohlwollen, aber an der nötigen Klarheit und Festigkeit. Solange sein Oheim regierte, war er auf die Leitung der Geschäfte ganz ohne Einfluß geblieben und darum unerfahren, als sie ihm zufiel. Seine stark ausgeprägte sinnliche Natur machte ihn zum Diener seiner Leidenschaft, zum Werkzeug übler Berater. Die Begünstigung von Kunst und Wissenschaft, seine Freigebigkeit, die Zurücknahme harter Verfügungen seines Vorgängers, die Abstellung mißliebiger Einrichtungen, wie der Regie und des Kaffee- und Tabakmonopols, die Freigabe

der Getreideeinfuhr, Änderungen in der Verwaltung, wie z. B. in der Einrichtung des Oberkriegskollegiums u. a. führten keine gründliche Besserung unhaltbarer, nicht zeitgemäßer Verhältnisse herbei. Als bald nach dem Regierungsantritt an Stelle des tüchtigen Ministers von Zedlitz (1788) der Frömmler Johann Christoph von Wöllner mit der Leitung des Kirchen- und Unterrichtswesens betraut ward, der genußsüchtige Schwärmer von Bischoffswerder durch Einschmeichelung das Vertrauen des Königs gewann und seine Herrschaft durch Rosenkreuzerei und ganz gewöhnliche Wunderschwindelei zu befestigen wußte, da erweckte die Enttäuschung das Gefühl des Unmuts und der Entrüstung in weiten Kreisen des Volkes, welche der Geist der Aufklärung geflissentlich schürte. Gegen diesen, wie er sich nach dem „Modeton“ in der protestantischen Kirche des Landes stark verbreitet hatte, gegen die Zügellosigkeit in Lehre und Sitte, richtete sich das berüchtigte, auf Betreiben Wöllners erlassene Religionsedikt vom 9. Juli 1788 und das ihm folgende Censuredikt vom 19. Dez. 1788. Von anderen Männern gegeben, hätte der erstere Erlaß vielleicht auch scharfe Angriffe herausgefordert, nicht aber eine solche Aufregung bewirkt, wie er sie thatsächlich hervorrief, nie eine so gänzliche Verurteilung erfahren, wie er sie fand. Mit seinem Inhalte stand das Leben des Monarchen in zu grellem Widerspruche. Von seiner ersten Gemahlin, einer braunschweigischen Prinzessin, gerichtlich geschieden, unterhielt er trotz zweiter Vermählung mit Friederike Luise von Darmstadt (1769) das Verhältnis mit seiner Maitresse Wilhelmine Enke, verheirateten Rietz, weiter. Die später zur Gräfin Lichtenau erhobene Intriguantin übte ungeschmälert ihre unheilvolle Herrschaft fort, auch nachdem der schwache König sich zuerst mit dem Hoffräulein Julie von Voß (1787), dann mit der Gräfin Sophie Dönhoff, nach dem Beispiele Philipps des Großmütigen, auf die linke Hand hatte trauen lassen. Die Günstlinge beuteten die Schwäche des Königs weidlich aus. Das böse Vorbild aber fand in allen Schichten der Bevölkerung nur zu leicht Nachahmung. So nahm die Sittenlosigkeit überhand, nebenher lief die Heuchelei. Doch darf man nicht verhehlen, daß bereits vor Friedrich Wilhelm Berlin eine Hauptstätte moralischer Verkommenheit, wie Georg Forster 1779 sagt, „vom fürstlichen Zirkel bis zum bürgerlichen herab“ war, ein Urteil, das der englische Gesandte Harris, Lord Malmesbury, (1775) in schärferen Ausdrücken bestätigt. Er nennt die Weiber „Harpyen“ an Zügellosigkeit. „Berliner“ und „Ungläubiger“ galt damals als gleichbedeutend. Verkehrte Finanzversuche schädigten den Wohlstand; die Schutzpolitik behinderte Verkehr, Industrie und Landwirtschaft. Bei dem Heere bewahrheitete sich der Spruch: „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke.“ Die äußere Politik aber schlug, wie bereits dargelegt, fehl oder täuschte über die vorhandene Kraft und erzeugte nur bedenkliche Selbstüberhebung.

Als die versuchte Vermittelung zwischen den streitenden Parteien

in Holland, den republikanischen „Patrioten“, die in Frankreich Unterstützung fanden, und den Oraniern mißglückte, und die Gemahlin des Erbstatthalters, Friedrich Wilhelms Schwester Wilhelmine, sogar von einem „patriotischen“ Korps auf kurze Zeit gefangen gehalten ward und keine Genugthuung erhielt, ließ der König am 13. Sept. 1787 ein Heer von 20000 Mann unter Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in die Republik einrücken und unterwarf diese ohne Mühe, verzichtete aber in übelangebrachter Großmut auf jeglichen politischen Gewinn, den er aus dieser erfolgreichen Einmischung in preußischem und deutschem Interesse hätte ziehen können, und erließ sogar die nicht mehr als billige Rückerstattung der sechs Millionen Thaler betragenden Kriegskosten. Der Übungsmarsch nährte nur im Heere die Einbildung der Unüberwindlichkeit.

Das Säbelgerassel gegen Österreich (1790) verhallte durch den Reichenbacher Vertrag.

Zum Unglück von Preußen und Deutschland fischte man im Osten, und vergaß darüber die wichtigere Aufgabe im Westen. Während die Franzosen die Niederlande und das linke Rheinufer in Besitz nahmen, teilten Rußland und Preußen Polen. Dieses hatte im Vertrauen auf Preußens Beistand die Zeit, in welcher Rußland in den Türkenkrieg (1788—1792) verwickelt war, weise benutzt zu einer neuen Konstitution (5. Mai 1791), die an die Stelle der Wahlmonarchie eine Erbmonarchie setzte, das Liberum veto und die Konföderation aufhob. Die freundliche Haltung Friedrich Wilhelms II. schlug aber alsbald ins Gegenteil um. Seit der Günstling der Riez, Graf Haugwitz, ein Rosenkreuzer, anstatt des Grafen Schulenburg-Kehnert das Ministerium des Äußeren übernahm (Sept. 1792), gewann Rußland wieder vollen Einfluß auf den König. Nachdem Katharina II. die Bildung der Targowiczer Konföderation zur Aufrechthaltung der alten Verfassung veranlaßt hatte, ließ sie schon in den ersten Tagen des Jahres 1793 Truppen einrücken, und unter gleichem nichtigen Vorwande, das Jakobinertum in dem Nachbarlande niederzuhalten, besetzten die Preußen polnisches Gebiet, ungeachtet aller Proteste des vergewaltigten Volkes. In geheimem Vertrage teilten die beiden Staaten zum zweitenmale (23. Jan. 1793), indem sie für Österreich den billigen Vorteil eines Austausches von Baiern und Belgien im Auge behielten. Als der Vertrag in Wien bekannt ward, entließ Kaiser Franz II. im Zorn die beiden Minister Cobenzl und Spielmann und machte Franz von Thugut, einen offenen Gegner Preußens, zum Minister des Auswärtigen. Preußen aber mußte der Kaiserin Katharina als Dienst für den Lohn die weitere Teilnahme am Kriege gegen Frankreich versprechen. Der Lohn bestand in Danzig und Thorn und 1061 Quadratmeilen sonstigen polnischen Gebietes, welches als „Südpreußen“ einverleibt ward; die heutige Provinz Posen bildet einen Teil des Erwerbs. Rußland, das den Löwenanteil, über das Vierfache, für sich einheimste, garantierte dem

Reste Polens seine Unantastbarkeit und — teilte zwei Jahre danach den Rest auf.

Von Frankreich aus getrieben, machte das unglückliche Volk unter Thaddäus Kosciuzkos Führung 1794 einen Versuch, seine Unabhängigkeit zu behaupten, in der Hoffnung, bei Österreich Hilfe zu finden. Auch in Südpreußen brach der Aufruhr aus. Nach mehreren Siegen aber erlagen die Polen dem russischen General Fersen bei Maciejowice (10. Okt. 1794). Die Erstürmung Pragas, der Vorstadt von Warschau (4. Nov.), durch Suwórow und die Ergebung der Hauptstadt vollendete die Unterwerfung des Landes, das nun 1795 endgültig unter Rußland, Preußen und Österreich aufgeteilt wurde: Ersteres nahm wieder das größte Stück, 2300 Quadratmeilen, Österreich das sogen. „Westgalizien" mit Krakau, Preußen einen Teil der Woiwodschaft Krakau als „Neu-Schlesien" und einen Landstrich zwischen Weichsel, Burg und Niemen als „Neu-Ostpreußen" nebst Warschau, erfuhr aber nach zehn Jahren schon die Wahrheit des Spruches: „Unrecht Gut gedeiht nicht." König Stanislaus dankte am 25. Nov. 1796 ab und starb 1798. Polen war nicht mehr.

4. Kleine Despoten der Aufklärung.

Wie der Geist des Despotismus seine Wanderung auch durch die kleinern Höfe Europas, Portugal, Dänemark und Schweden, nahm, so gefielen sich die Fürsten und Fürstchen Deutschlands in Nachäffung großer Vorbilder, nur mit dem Unterschiede, daß sie mehr die Schatten- als die Lichtseiten reproduzierten. Eine ganze Anzahl der kleinen Despoten schindete nur das Land aus, um ihre teueren Neigungen zu Aufwand und Üppigkeit, besondere Liebhabereien oder schlimmere Leidenschaften befriedigen zu können. Das böse Beispiel übte seine Wirkung auf Junker, Beamten und Bürger; Genuß- und Vergnügungssucht, religiöse Gleichgültigkeit und Sittenlosigkeit griff mehr und mehr um sich. Auf der einen Seite Roheit und Ungebildetheit, auf der anderen Aufklärung und Verbildung. Über das schwelgerische Leben an den kleinen Residenzen geben, abgesehen von urkundlichen Quellen aller Art, die zeitgenössischen Memoiren Auskunft, so z. B. über die Zucht in Ansbach und Baireuth. Die lächerliche Sucht der Adligen, erlauchten Mustern es gleichzuthun, geißelt mit glücklichem Spotte J. G. Müller in seinem „originalen Deutschen komischen Roman Siegfried von Lindenberg", ersucht er doch ganz harmlos „alle Kaiser, Sultane, Könige, Fürsten und Herren es Ihrerseits dem guten Junker immerhin zu erlauben, daß er, was sie Großes thun, im Kleinen nachahme. Er hat, das getrauen wir uns kecklich zu bewetten und zu beschwören, seinerseits nichts als Größe und seines! Landes Bestes vor Augen. Daß das für einen Landjunker mißverstandene Größe sey, räumen wir gern und willig ein, wenn uns dagegen eingeräumet wird — denn eine Hand muß die andere waschen — daß

des Junkers Unterthanen sehr glückliche Leute waren, insofern ihr Glück von ihm abhieng." Die Großhanserei wird in ihrer ganzen Lächerlichkeit bloßgestellt und „den Kindern die Rute" gegeben, „die Gefahr liefen, in Großvaters Pantoffeln zu stolpern und das Näschen zu quetschen", indem der Verfasser „die flachen Kopien ächter Größe, die aufgebläheten Frösche neben dem Stier zurecht zu weisen sucht, die von der Spitze ihres Misthaufens soviel zu übersehen glauben, als vom Gipfel des Blocksberges; die oft aus guter Meinung, oft aus Bauernstolz, oft aus Unverstand mit wirklicher Größe des Charakters verbunden, in ihren armseligen vier Pfählen, und in dem Bezirk ihres Dörfleins den Monarchen machen, was im Großen möglich ist, im Kleinen für möglich halten, auf dem Schlosse Lindenberg einen Staatsrath errichten, und in einem abzuspannenden Dörfchen das Indigenat einführen, ihr Geld zu Stiftungen und Anstalten vertändeln, wodurch in der Welt — das heißt hier, nichts gebessert wird, u. s. w." Dabei stellt er die Gebrechen seiner Zeit bloß, die Windbeutelei, den Beamtenhochmut, die verkehrte Erziehung. Die „Schellenkappen" des Siegfriedbüchleins passen auf eine Menge hohler Köpfe der Zeit.

Jeder kleine Potentat wollte nicht nur seinen ausgebildeten Hofstaat, sondern sein Heer, eine wissenschaftliche Societät, sein Gestüt und Koppel, sein Schauspiel oder Oper, aber womöglich auch Maitressen und — Geld haben. Seit Friedrich Augusts II. Tod und der Verabschiedung des Ministers Brühl war das Kurfürstentum Sachsen nicht mehr die Stätte fürstlicher Passionen, sondern im Gegenteil das Muster guter Verwaltung, blühenden Gewerbes und Handels, anständigen Hoflebens. Sowohl Friedrich Christian (1763), als Prinzregent Xaver und Friedrich August III. (1763—1827) erfüllten treu und gewissenhaft ihre Herrscherpflichten und machten die Schuld ihrer Vorgänger gut. Um so kläglicher gestalteten sich die Verhältnisse in anderen Fürstentümern. Von den tollen Tyranneien des Zweibrückener Karl II. wagte niemand zu reden oder zu schreiben. Am Hofe Karl Theodors von der Pfalz herrschte die schmählichste Maitressenwirtschaft und Verschwendung; aber er rief eine Kunstakademie, eine Akademie der Wissenschaften und eine deutsche Gesellschaft ins Leben. Die Bühne in Mannheim genoß bald das Ansehen eines Nationaltheaters. Sein Lustschloß Schwetzingen hieß das deutsche Versailles. In Baiern übte der von dem Ingolstadter Professor Adam Weishaupt gestiftete Geheimbund der Illuminaten fast zehn Jahre lang (1776—1785) seine gegen Thron und Altar gerichtete Herrschaft. Braunschweig seufzte unter dem Druck der Schulden, welche ihm Karls I. (1735—1780) Hang zu Weibern und Schauspielern aufbürdete. Wohlthätiger war die Regierung Karl Friedrichs in Baden-Durlach (1746—1811); der Markgraf, der auch das Ländchen der katholischen Linie Baden-Baden erbte (1771), war der erste deutsche Fürst, der die Leibeigenschaft aufhob (1783). In

Anhalt-Zerbst schaltete an Stelle des stets abwesenden Fürsten Friedrich August der geheime Hofrat Haase fast unumschränkt. Wirklich für alles Gute begeistert, unterstützte Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau den Pädagogen Johann Bernhard Basedow eifrig in der Stiftung seiner Musterschule in Dessau, des Philanthropinum, einer „Schule der Menschenfreundschaft für Lehrer und Lernende" (1774). Der geistvolle Friedrich II. von Hessen-Kassel (1760—1785) verschwendete zwar auch bedeutende Summen für seine prunkvollen Feste, für italienische Opern und französische Balletts, Vergnügungen, welche zur Lockerung der Sitten beitrugen; aber er förderte auch Landwirtschaft, Handel und Gewerbe in hohem Maße, begünstigte außerordentlich Künste und Wissenschaften und machte Kassel zu einer der glänzendsten Residenzen. Er gründete das Lyceum und das Museum Fridericianum, eine Maler- und Bildhauerakademie, ein Lehrerseminar, ein Landkrankenhaus, das Collegium Carolinum und anderes. Selbst zum Katholizismus übertretend, hat er die protestantische Landeskirche völlig unangetastet gelassen. Sein Herz besaß Güte, den aufrichtigen Willen, das Volk zu beglücken. Aber er war Absolutist, wie die anderen Fürsten der Zeit, und als solcher hielt er es nicht für unrecht, durch einen Subsidienvertrag (1776, von seinem Sohne erneuert 1787) 13000 Landeskinder gegen 21 Millionen Thaler als Hilfstruppen Englands gegen die nordamerikanischen Kolonieen ins Feld zu stellen. Dieses Verfahren hat die Geschichte als Menschenmaklerei aufs schärfste gebrandmarkt, hauptsächlich weil der Dichter Seume, welcher zwangsweise in das Kontingent eingereiht ward, eine ergreifende Schilderung der harten Behandlung in seiner Lebensbeschreibung geliefert hat. Aber Seume selbst verhehlt nicht, daß diese Truppe ein „wahres Quodlibet von Menschenseelen" war, „gut und schlechte, und andere, die abwechselnd beides waren", eine strenge Zucht also erforderte und den Sitten der Zeit entsprach. Der Soldatenhandel, von dem Standpunkte der Gegenwart durchaus verwerflich, muß nach den Anschauungen der damaligen Zeit beurteilt werden, welche in demselben nichts Tadelnswertes sah. Subsidienverträge der gleichen Art hatten fast alle Staaten abgeschlossen, ohne daß man ihnen einen Vorwurf daraus machte. Der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Anhalt und Waldeck, der Markgraf von Ansbach, der Herzog von Württemberg und andere thaten ganz dasselbe, zumteil unter schlimmeren Umständen, als Friedrich, und doch bricht man nur über diesen den Stab. Er handelte nicht schlechter, eher besser als der Schöpfer der langen Garde. Nach dem Urteil Johannes von Müllers war die Maßregel nur „auffallend durch die Entfernung des Kriegsschauplatzes und besonders wegen der natürlichen Freiheitsliebe, welche die besten Menschen in allen Ländern für die Sache der Amerikaner interessierte". Gerade der Landgraf war darum auch dem Kriegszug anfangs abgeneigt und mußte von den Landständen und dem Minister dazu gedrängt werden als zu einer

dem Lande förderlichen Unternehmung. Von dem sogen. „Blutgelde“ hat der Fürst nichts für sich verwandt, sondern daraus den hessischen Schatz gebildet, dessen Wohlthaten noch heute dem Lande zugutekommen. Von den „Landeskindern“ waren 4000 Ausländer, und die meisten kehrten wieder zurück. Auch in der neuen Welt bewiesen die Hessen ihren alten Kriegsruhm. Der Soldatenhandel Friedrichs hatte wenigstens Zweck. Dieser fehlte ganz der Soldatenliebhaberei des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, der 1790 als der „beste Trommler im hl. römischen Reich“ starb. Den 34 Wohnhäuser zählenden Ort Pirmasens erhob er zu seiner Residenz und brachte ihn empor, indem er hier eine reine Ausreißergarde von 2400 Grenadieren zu seinem Vergnügen drillte. In Darmstadt baute er ein Exerzierhaus von 319 Fuß Länge, 151 Fuß Breite. Sonst sorgte der Fürst für das Wohl des Landes durch Anlage von Landstraßen, Beseitigung der Wildbahnen und Sammlung der Gesetze. Im Jahre 1771 schaffte er die Folter ab. — Der portugiesische Feldmarschall, Graf Wilhelm zu Lippe-Schaumburg, litt an der gleichen Schwäche für das Soldatenspiel. Er errichtete im Steinhuder Meere eine Festung, den Wilhelmstein; aus seiner Kriegsschule ging ein Scharnhorst hervor. Als aufgeklärter Theologe wirkte an seinem Hofe zu Bückeburg Gottfried Herder, der nachher als Generalsuperintendent nach Weimar übersiedelte und mit dem Prinzenerzieher Wieland den Musenhof der Herzogin Amalie und Karl Augusts begründete. Die „Genies“, der Fürst und sein Freund Goethe schwärmten nicht nur für Kunst, sondern hatten auch andere Leidenschaften. Das Leben war hier manchmal arg genialisch, aber wenig moralisch. Doch gebührt Karl August das Lob eines aufrichtigen Patrioten.

Sehr schlimm trieben es die Württemberger. Hatte die „Reichsgräfin“ Christine Wilhelmine von Grävenitz, als angetrautes Kebsweib, den Herzog Eberhard Ludwig und mit schamloser Frechheit das unglückliche Land beherrscht und der Jude Süß-Oppenheimer, zusammengesetzt aus Wollust und Grausamkeit, als böser Geist des Herzogs Karl Alexander drei Jahre lang ungehindert seine Erpressungen geübt, so begann unter Karl Eugen (1737—1793) nach einer nur kurze Zeit dauernden guten Regierung eine wahre Zwingherrschaft aller Üppigkeit und Unsittlichkeit, bei welcher ein Franzose Montmartin und ein emporgekommener preußischer Unteroffizier Wittleder Handlangerdienste leisteten. Als Ämterverkauf und Auflagen drückendster Art die nötigen Gelder für Hofstaat, Theater, Ballette, Festlichkeiten, Jagden, für Maitressen nicht mehr schaffen konnten, leerte Montmartin die Landschaftskasse aus, führte das Lotto ein und zwang das Volk Lose zu nehmen. Der Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, welcher die Protestschrift gegen die Sprengung der Landschaftskasse verfaßt hatte, wanderte auf den Hohentwiel (1759) und ward erst auf das Einschreiten des Reichshofrats und die Verwendung Friedrichs d. Gr.

der Haft entlassen (1764). Nach langem Hinhalten bequemte sich der Herzog 1770 zum Erbvergleich mit den Ständen, regierte aber, ohne vom Landesausschuß gehindert zu werden, nach Willkür wie zuvor. Erst der veredelnde Einfluß der Franziska von Bernedin, die er später als Gräfin von Hohenheim zu seiner Gattin erhob, brachte eine Besserung zuwege (1778). In Ludwigsburg gründete er eine Bibliothek und eine Porzellanfabrik, auf seinem Landhause „Solitüde" die Karlsschule, welche nach Stuttgart verlegt und zur Militärakademie erweitert ward. Als Goethe in der Begleitung Karl Augusts 1779, von der Schweizerreise heimkehrend, den Herzog besuchte und der Preisverteilung auf der Schule beiwohnte, hörte er dreimal den zwanzigjährigen Mediziner Friedrich Schiller aufrufen, beachtete aber den hochgeschossenen Eleven mit dem roten Haar nicht, der doch bald ein „recht großes Subjectum" wurde. Daß der Herzog den jungen anmaßenden Revolutionär duckte, kann ihm nicht als Tyrannei angerechnet werden; sollte er dem genialen Ausreißer auch noch besondere Gnade zuwenden? Auch der Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart saß nicht schuldlos auf dem Hohenasperg in zehnjähriger Haft (1777—1787). Nachdem ihm die Fürbitte Friedrich Wilhelms II. die Freiheit verschafft hatte (1787), erhielt er sogar die Stelle eines Hofdichters und Theaterdirektors. Sein Gedicht „die Fürstengruft" ist ein düsteres, aber nicht ungetreues Gemälde des Lebens durchlauchtiger „Menschengeißeln" seiner Zeit, welche leider gerade unter den Dichtern und Gelehrten trotz aller Mängel und Laster übergenug servile Speichellecker fanden. Die Charakterlosigkeit der Litteratur, die Erbärmlichkeit des Hofadels, der sich und die Seinen vielfach zum nichtswürdigen Werkzeug fürstlicher Lüste entehrte, und die Gefügigkeit des aufgeklärten Beamten- und Bürgertums tragen mit die Schuld, daß französische Unsitte auch der Schandfleck Deutschlands geworden. Schubart trifft den Nagel auf den Kopf mit seinem „Deutschen Spruch":

„Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt;
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über alles schätzt,
Nicht Irrwischlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt,
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit:
Wenn Deutschland all dies thut und hält:
So wird's das erste Land der Welt."

An vielen geistlichen Höfen sah es nicht besser aus. Wohnten auch die Unterthanen unter dem Krummstab im allgemeinen gut, da die Steuern nicht drückten und für das materielle Wohl des Volkes manches geschah, so zog schon die leidige Pfründenschnapperei des Adels

unvermeidliche Mißstände nach sich. Die geistlichen Herren verpraßten vielfach ihre Einkünfte, versahen ihren Dienst aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit schlecht oder gar nicht, überließen die Seelsorge elendbezahlten Vikaren und gaben durch ihr ärgerliches Leben dem Volke ein schlimmer wirkendes Vorbild, eben weil sie geistlich waren. Friedrich Karl Erthal von Mainz hatte seine Hofdamen, wie ein weltlicher Fürst. Sein üppiger Hof war ein Sammelpunkt für Liederlichkeit und Freigeisterei. Heinse, den Verfasser des zotigen Romans „Ardinghello", machte er zu seinem Vorleser und Bibliothekar. Der Verfasser der Briefe „über Mainz" vom Jahre 1792 erzählt, „das schöne Werk" sollte bei seinem Erscheinen „in den Katalog verbotener Bücher geschrieben werden"; der Kurfürst aber habe Heinse „ein artiges Kompliment" gemacht und „ihn fürstlich beschenkt". „Und der Herr Katalogenschmieder mußte mit seiner unzeitigen Hitze zurückstehen." Erster Bibliothekar war der geistvolle Republikaner Georg Forster. Er und Heinse gehörten zu denen, welche — wie Sömmering, Professor der Medizin in Mainz, schreibt — „das Licht der geistigen Aufklärung weithin verbreiten sollten". „Seine erzbischöflichen Gnaden selbst waren von diesem Lichte durchdrungen" und nicht minder erleuchtet, als Illuminaten, auch der ästhetische Koadjutor, der spätere Fürst-Primas Dalberg, und eine Anzahl von Domherren. Windischmann, der in Mainz studierte, später Professor in Bonn, urteilte: „Vor allem war mir die Oberflächlichkeit der Zeit zuwider und das schnöde Verfahren mit ernster Wissenschaft, das ekelhafte Geklatsch von Humanität, Aufklärung, gereinigter Religion u. dergl." Im ganzen muß das Leben der Geistlichkeit in Mainz doch nicht so anstößig gewesen sein, wie man gewöhnlich annimmt. Wenigstens heben die Briefe aus Mainz hervor, daß trotz der großen Pfründen die Domherren und Stiftsgeistlichen meist ein sittliches Leben führten, und der Kurfürst „besonders darauf bedacht" wäre, „die Zügellosigkeit der Geistlichen, soviel nur möglich ist, zu verhindern". Die Einkünfte waren teilweise sehr hoch, der Dompropst bezog jährlich 40000 fl., der Domdechant 25000 fl., selten hatte ein Domherr unter 10000 fl. Je milder der Verfasser der Briefe über die erleuchteten Geistlichen urteilt, um so hitziger geht er ins Zeug mit der „Jesuitenhorde" und den übrigen Mönchen, und doch giebt er ihnen das gewiß unverdächtige Zeugnis: „Man kann nicht sagen, daß die hiesigen Mönche sich schlecht aufführen oder Ausschweifungen begehen, die sie unter dem Mantel der Heiligkeit versteckten. Nur Bigotterie kann man ihnen vorwerfen." Besonders beruhigt ihn die Erkenntnis, daß sie auf die Einwohner „nicht sehr vielen Einfluß haben". Diese haben in der Mehrzahl „gute Grundsätze", d. h. aufgeklärte Ansichten, für deren Verbreitung der Kurfürst namentlich auch durch Besetzung der Pfarreien „mit aufgeklärten Männern" sorgte. Da kamen denn auch böse Ausschreitungen vor wie die „nackenden Tänze" einer Gesellschaft, die polizeilich bestraft wurde. Die Sittlichkeit stand hier auf

keiner höheren Stufe als in Bonn, Koblenz und anderwärts. Das unverdorbene Landvolk ließ sich nicht so leicht „aufklären". „Man schickte einen Pfarrer ins Rhingau, um allda das neue Gesangbuch einzuführen. Als er dies den Bauern vortrug und ihnen auslegte, daß diese Gesänge das Herz mit mehr Inbrunst gegen Gott erfüllten, glaubten die dummen Leute, man wollte die alte Religion zerstören und eine neue einführen. Von heiligem Eifer entbrannt, ergriffen sie den Pfarrer und mißhandelten ihn nicht wenig; dann stürmten sie mit schrecklichem Gebrülle ins Chor und stimmten ein Tedeum an. Zur Strafe und zum Beispiele für andere Gemeinden verdammte man die Anführer mit Recht auf einige Jahre zur Schanze." Gegen Andersgläubige waren die Mainzer „tolerant", und lobend erwähnt der Berichterstatter, daß schon 1768 Emmerich Joseph den Nichtkatholiken die freie Religionsübung in Höchst gestattete.

Am tollsten trieb es der junge Adel und die Offiziere, von denen „der größte Teil noch K i n d e r" waren. Unter den „geistlichen Soldaten" sollen die Mainzer, etwa 3000 unter 13 Generalen, noch die besten gewesen sein, weil sie „Landeskinder" waren. — Das gerade Gegenstück zum Mainzer Kurfürsten bot sowohl als Fürst wie als Bischof sein Bruder Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg (1779—1795), ein aufrichtigfrommer und auf das geistige wie materielle Wohl seines Volkes bedachter Mann. Ebenso segensreich wirkte für die Wohlfahrt des Landes und besonders für die Erziehung und Bildung der Jugend der Minister und Generalvikar des Fürstbistums M ü n s t e r, Freiherr Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg (1762, † 1810), welcher den berühmten Pädagogen Overberg berief. Die Fürstin Gallitzin wurde hier der Mittelpunkt eines wahrhaft geistigen Strebens und Lebens, später des katholischen Lebens in Westfalen. Sie stand in lebhaftem Briefwechsel mit dem holländischen Philosophen Hemsterhuis, mit Herder, Dalberg, Lavater, Sailer u. a. In ihrem Hause fanden sich gerne als Gäste ein F. J. Jacobi, Mathias Claudius und selbst Goethe (1792). Der „Magus des Nordens", der Philosoph Hamann, erhielt in ihrem Garten seine letzte Ruhestätte (1788), und auch der edle Graf Stolberg fand hier die lange gesuchte Ruhe im Schoße der katholischen Kirche. Der Münsterer Kreis mit seinen rein geistigen Genüssen steht weit idealer da, als das Dichterheim von Weimar. — Im allgemeinen gab es in den Fürstentümern wie in den Reichsstädten nur noch zwei Stände, der herrschende und ausbeutende und der beherrschte und ausgebeutete. Die Unterthanen auszuschinden war Fürstenrecht. Die Steuern waren erdrückend und die Finanzen trotz aller Accisen und sonstigen Mittel, wie des von Schubart als teuflische Erfindung, von Gellert als Gnade der Vorsehung bezeichneten Lottos, elend. Auf die Dauer waren die Zustände unhaltbar.

5. Aufschwung der deutschen Litteratur und Kunst.

Das 18. Jahrhundert bietet die eigenartige Erscheinung dar, daß an seinem Eingange ein Geistesriese steht, an seinem Ausgange ebenfalls, den Besucher in ein merkwürdiges Panoptikum einführend und hinausgeleitend, Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) und Immanuel Kant (1724—1804). Suchte jener noch auf den Grundlagen des Altertums und der Scholastik die deutsche Philosophie zu erneuern und hinzuwirken auf Veredelung des Menschen und der menschlichen Zustände, so machte dieser zum Mittelpunkte des menschlichen Interesses das menschliche Ich. Zwischen ihnen stehen die teils von englischer Skepsis, teils von französischer Humanitätsduselei und Aufklärung trunkenen Popularphilosophen, welche erhobenen Hauptes über den Offenbarungsglauben wegschauen. Den Wendepunkt der neueren deutschen Philosophie aber bildet Gotthold Ephraim Lessing unter dem Einflusse des Franzosen Bayle mit seinem Widerspruch und Zweifel gegen alles. Hatte der Rationalist Christian Thomasius (1655—1728) schon gegen die lutherische Orthodoxie zum Schlage ausgeholt, indem er erklärte, das „hölzerne" Joch des Papsttums sei durch das Luthertum in ein „eisernes" verwandelt worden, so vernichtet Lessings Trieb nach Wahrheit die Autorität des protestantischen Kirchentums. Er ist „Befreier und Totengräber" des Protestantismus „in einer Gestalt". Sein Kampf mit den Orthodoxen gab das Zeichen zum Kampf gegen das Christentum überhaupt. In „Nathan dem Weisen" triumphiert der Indifferentismus der Freimaurerei über das positive Christentum. Der Religion der Vernunft vermochte die Religion des Gemüts, die in Männern wie Spener (1635—1705), Francke (1663—1727) und Zinzendorf (1700—1760) ihre bedeutendsten Vertreter fand, keinen starken Damm entgegenzusetzen. Die Aufklärung trug den Sieg davon. — Dieselben Männer, welche in dieser Geistesbewegung Marksteine darstellen, haben auch für die Entwickelung der deutschen Litteratur die Bedeutung weitsichtbarer Wegweiser. Leibniz und Thomasius bahnen den Gebrauch der Muttersprache für wissenschaftliche Schriften an. Lessing befreit den deutschen Geschmack von der Herrschaft französischer Unnatur und Geistesarmut. Sein Einfluß auf die deutsche Litteratur ist epochemachend auf dem Gebiete des Dramas. Er lenkt den Blick auf das klassische Altertum und auf die Engländer. — Aber schon vor ihm haben die sogen. Schweizer Bodmer und Breitinger gegen die gehaltlose Perückenpoesie Gottscheds († 1766) den Kampf eröffnet und auf Vertiefung der Poesie hingearbeitet. Albrecht von Haller († 1777), gleichfalls Schweizer, dann Professor an der 1737 gegründeten Göttinger Universität, und der Hamburger Brockes kehrten zur Mutter Natur zurück und erhoben Herz und Gemüt in kraftvoller Sprache, anmutenden Bildern und tiefen Gedanken. Hagedorn (1754) lehrte die leichte Form. Der liebenswürdige Gellert

(† 1769) gewann alt und jung, hoch und niedrig durch seine Fabeln. Ursprünglich an den „großen" Gottsched sich anschließend, übertrafen ihn bald die Mitarbeiter der „Bremer Beiträge", Ebert, Zachariä, Rabener, später auch die preußischen Dichter Kleist, Gleim, Ramler. Unter ihrem Einflusse stand eine Zeitlang auch Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, † 1803 zu Hamburg), der zuerst durch christlichen und nationalen Stoff hohen Gehalt in die deutsche Poesie und die erhabenen Gedanken in die kunstvollen Formen des Altertums brachte. Er leitete aber auch die thränenreiche Gefühlspoesie und das Bardengebrüll ein. An ihn lehnen sich die Demokraten des „Göttinger Hainbundes" an (1771—1774), von denen indes jeder nachher seine eigenen Wege wandelt, Boie, Bürger, Voß, Hölty, Leisewitz, das Dioskurenpaar Stolberg, auch Mathias Claudius. — In scharfem Gegensatze zu Klopstock und seinen Verehrern stellt Wieland (1733–1813), griechische Feinheit mit französischer Leichtigkeit verbindend, persönlich rein, altheidnische Sinnlichkeit über christliche Sittlichkeit und wird nicht nur der „Stammherr und Patriarch des Musenhofs" zu Weimar, sondern der Tonangeber für die ganze moderne Kitzelpoesie. Universell gebildet, wirkte ungemein anregend und belebend durch seinen Hinweis auf die Poesie aller Völker und Zeiten Gottfried Herder (1744—1803); er ist der Kosmopolit für die Poesie. Zur „litterarischen Centralsonne" ward Weimar erst, als die gewaltigsten Geister der Sturm- und Drangperiode, Johann Wolfgang Goethe (geb. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., gest. 22. März 1832 zu Weimar) und Friedrich Schiller (geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach in Württemberg, gest. 9. Mai 1805 zu Weimar) „sich aus dem dunklen Drange des Titanengeschlechts zur Klarheit" emporarbeiteten und auf dem von ihren Vorgängern gewiesenen Wege aufstiegen zur höchsten Vollendung der Form, jener, ohne Verständnis für die großen Ideeen und Ereignisse seiner Zeit, das kleine Reale, die platte Sinnlichkeit, den irdischen Genuß „zu Ehren bringend", dieser gewaltig fortschreitend „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen", hinter sich lassend „im wesenlosen Scheine", „was uns alle bändigt, das Gemeine". Völlig verschieden ist ihr Verhältnis zum Deutschtum. Während jener uns höchstens „in die stillere Wohnung" der Deutschen führt und im kühleren Sälchen beim Glas Dreiundachtziger auch zu dem männlichen Entschluß begeistern läßt, „das Meine" mit Mut und Kraft zu schützen, sonst aber den Landsleuten zuruft:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!"

fühlt, denkt und dichtet Schiller durch und durch deutsch, da er seine Kunst hohen Idealen weiht, Würde der Menschheit, Sitte, Freiheit, und darum ist er mit vollem Rechte volkstümlicher geworden als der „wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden", Excellenz, „decidierte Nichtchrist" und „Mensch" Goethe.

Die Wiedererweckung der Antike durch Winckelmann konnte auf die bildende Kunst nicht sofort wirken. Plastik und Architektur zeigten erst nach und nach Aufschwung; schneller gedieh die Malerei zu neuer Blüte. Zeigt Tischbein noch die französische Schule, so strebt Rafael Mengs (1728—1779) schon nach idealer Auffassung. Philipp Hackerts naturgetreue Landschaften fanden selbst bei den Franzosen Anerkennung. Unter den Portraitmalern ist besonders Angelika Kauffmann (1742—1808) zu nennen. Als Kupferstecher machte sich Chodowiecki einen Namen. Deutlich tritt die neue Richtung hervor in dem Maler Asmus Carstens (1754—1798). Aber erst mit den Romantikern Peter Cornelius, Friedrich Overbeck, Philipp Veit, Wilhelm Schadow und Joseph Anton Koch beginnt eine wirkliche neue Glanzepoche der deutschen Malerei. Sie gehört dem 19. Jahrhundert an. — Weit großartiger entwickelte sich die deutsche Musik, auf gediegener Theorie die praktische Meisterschaft der Tonkunst. Leistete Johann Sebastian Bach (1685—1750) das Höchste in der majestätischen Orgelkomposition und den Passionsmusiken, Motetten und Kantaten, so ward Georg Friedrich Händel (1685—1759) der Meister des Oratoriums, beide Tonkünstler dem sächsischen Stamme angehörig. Oper und Instrumentalmusik erfahren Umgestaltung durch Süddeutsche, erstere durch Christoph Gluck (1714—1787), letztere durch Joseph Haydn. Der Genius eines Johann Wolfgang Amadeus Mozart (1750—1791) wußte deutschen Gedankenreichtum, die Lieblichkeit deutscher Empfindung mit der Formschönheit Italiens zu verschmelzen. Höchste Vollendung mit Kraft, größte Erhabenheit der Gedanken mit Glut der Empfindung aber atmen die Schöpfungen des Titanen Ludwig van Beethoven (1770—1827). Der Schöpfer des deutschen Kunstliedes ist erst Franz Schubert (1796—1828). Und auch das deutsche Volkslied erklingt erst wieder, als das Nationalbewußtsein sich regt.

III. Deutschland und Preußen in der Zeit der Erniedrigung. (1790—1813.)

1. Die erste Einwirkung der französischen Revolution auf Deutschland.

Das Deutsche Reich befand sich als Ganzes wie in seinen einzelnen Teilen in derartigem politischen und moralischen Verfalle, daß hier eine Auflösung weit eher zu erwarten stand, als eine Umwälzung in Frankreich. Die revolutionäre Geschichtschreibung hat aus der französischen Revolution nach dem Geständnisse Ernst Renans den „Ruhm Frankreichs“, „die vorzugsweise französische Epopöe“ gemacht.

Diese fable convenue, diese Legende hat namentlich der Franzose Hippolyt Taine zertrümmert. „Welches auch immer die großen Namen sein mögen, mit denen die Revolution sich zu schmücken sucht, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sie ist wesentlich eine Übertragung von Eigentum, eine Veränderung der Besitzverhältnisse; hierin besteht ihre innerste Stütze und Grundlage, ihre nachhaltige Gewalt, ihre erste und hauptsächliche Triebkraft und ihre historische Bedeutung." Und Ferdinand Brunetière fügt hinzu: „Taine hat die wahre Natur des Ereignisses bestimmt, dessen politische Außenseite gewissermaßen nichts sind als eine Dekoration oder eine Lüge." Girondisten und Berg, Terroristen und Thermidorianer sind verschiedene Personen, verschiedene Namen zu verschiedenen Zeiten, aber dieselbe Sache. „Unter der scheinbaren Herrschaft der Majoritäten regiert in Wahrheit die Minorität und vielleicht auf eine viel tyrannischere Weise als unter der Herrschaft eines Mannes oder selbst einer Klasse." „Seit" dem Tage des sogenannten Bastillensturmes (!), „14. Juli 1789", „herrschte in Paris und Frankreich die Anarchie." Dies Urteil fällten schon Zeitgenossen, wie der amerikanische Gesandte Morris (31. Juli 1789), Minister Pitt und Burke, ja der Mitrevolutionär Malouet. Das ancien régime, „die alte Gesellschaft hatte zwei schwere Gebrechen, die der Heilung bedurften und daher zwei Reformen hervorriefen": kurz gesagt 1. die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, 2. die Finanzmißwirtschaft. Die nötigen Reformen werden vom König und den Privilegierten vorgenommen und hätten genügt. „Aber die Leute von 1789 verwerfen die mäßigen Reformen, die allmählichen Änderungen. Sie glauben das Recht und die Pflicht zu haben, bei der Umgestaltung der Gesellschaft alles von A bis Z zu verändern: so befehle es die reine Vernunft, welche die Menschenrechte und die Bestimmungen des „Gesellschaftsvertrags" erdacht hat." Die wahnwitzige Gleichheitssucht verurteilt „die Elite der Nation", den Adel, der in seiner Mehrheit von gutem Willen, aufrichtiger Vaterlandsliebe und großem Opfersinn beseelt war, „zur Unthätigkeit, Verdummung oder Korruption", „zerstört die kostbarste politische Pflanzschule des Staates". Die Demokratie verfährt viel unduldsamer, viel gewaltthätiger als die unduldsamste Monarchie. Im Klerus waren Mißstände vorhanden, auch unwürdige Mitglieder; aber die unvergleichlich große, erdrückende Mehrheit war ebenso gelehrt, als sittenrein, ebenso königstreu als vaterlandsliebend, hingebend, opferfreudig, von bewundernswerter Standhaftigkeit. Aber beide Stände waren die Stütze des Thrones, und das war in den Augen der Revolutionäre ihr Verbrechen. Als im Jahre 1773 die Sorbonne von Paris die Regierung vor den dem Staate von der neuen Philosophie drohenden Gefahren warnte, parierte diese sofort auf d'Alemberts Rat mit der Verleumdung, daß die Geistlichkeit stets unter dem Deckmantel der Religion ihre herrschgierigen und habsüchtigen Absichten ausgeführt hätte. Den Despotismus übten die Revolutionäre, nicht der allzu

gutherzige, weiche König Ludwig XVI., den die Menschlichkeit abhielt, mit Gewalt Ordnung zu schaffen. Den Umsturz aber haben die Männer auf dem Gewissen, welche zunächst theoretisch die Achtung vor der Autorität untergruben, zuerst der Kirche und dann (von etwa 1750 an) des Staates, Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten, die ihre Prinzipien in England lernten. Das Beispiel Nordamerikas berechtigte zur Hoffnung auf Erfolg. Der Geist jener „Philosophen" war längst auch in Deutschland eingedrungen, da die Revolutionäre die Propaganda für ihre Ideeen als heilige Pflicht betrachteten. Ehe die Katastrophe in Frankreich hereinbrach, durften Weiterblickende aus den Unruhen in Holland, Lüttich, Aachen, Genf ihre Schlüsse ziehen. Als sie eintrat, konnten nur Kurzsichtige wähnen, sie bliebe ohne Folgen für das Ausland. In einer geheimen Denkschrift an Kaiser Leopold weissagte Mirabeau: „Burke" (der Verfasser von »Reflexions on the revolution in France and on the proceedings in certain societys in London 1790«) „hat gesagt, Frankreich sei für die auswärtige Politik nur eine große Leere. Burke hat eine große Dummheit gesagt: Diese Leere ist ein Vulkan, dessen unterirdische Bewegungen und dessen bevorstehende Ausbrüche man nie aus dem Auge verlieren darf."

Die ersten Regungen des Vulkans erschienen den deutschen Ideologen als erfreuliche Naturerscheinung; die echten Revolutionäre benutzten sie zum Wirken. Erstere bekehrten sich bald, letztere fanden in der strömenden Lava meist ihren Untergang. Das Herz Europas aber erbebte unter den gewaltigen, andauernden Erschütterungen der furchtbaren Eruption.

Den mächtigen Eindruck, welchem sich anfangs kein freier denkender Geist zu entziehen vermochte, hat niemand kürzer und treffender geschildert, als Goethe in seinem idyllischen Epos „Hermann und Dorothea", niemand aber auch besser den Umschwung der Gesinnung, die herbe Enttäuschung der Irregeleiteten gezeichnet. Mit unendlichem Enthusiasmus begrüßten alle Freigesinnten, die Gebildeten fast durchgängig, den „ersten Glanz der neuen Sonne". „Hätt' ich hundert Stimmen", schwur Klopstock, „ich feierte Galliens Freiheit. Nicht mit erreichendem Ton, sänge die Göttliche schwach." Bürger, Voß, Stolberg, Schiller schwärmten in überspannten Hoffnungen. Joh. Müller pries den 14. Juli als „den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft"; W. von Humboldt ging im Juli 1789 nach Paris, um Zeuge zu sein „von dem rührenden Siege der Menschheit über die Zwangsherrschaft". Anacharsis Cloots, Adam Lux, Baron Holbach, der scheußliche Exprieſter Eulogius Schneider u. a. stellten sich in den Dienst der Revolution. Selbst trockene Geister wie Schlözer ließen sich von der allgemeinen Begeisterung fortreißen. Meinte er doch: „Zweifelsohne haben Gottes Engel im Himmel ein Te deum laudamus darüber angestimmt." Die Greuelthaten, wie sie einander folgten, die Septembermorde, die Hinrichtung des unschuldigen Königs,

die wüstesten Ausschreitungen tierischer Lüste freilich ernüchterten viele, gar manche auch nicht. Die Klubisten in den Rheinstädten Mainz und Koblenz, wie Georg Forster, betrieben offen den Anschluß der Rheinlande an Frankreich. Auf die urteilslose Masse wirkten die Ereignisse wenigstens insofern, als sie Unzufriedenheit über die bestehenden Verhältnisse äußerte und von Klagen wohl auch zur „Eigenhilfe" zu greifen anfing.

Alle diese Zeichen der Sympathie hätten kaum zu politischem Zusammenstoß der beiden Nachbarstaaten Frankreich und Deutschland geführt, wenn nicht zwei Umstände zu Verwickelungen Anlaß gegeben hätten: 1. die Verletzung der Rechte deutscher Fürsten, 2. die Beschwerden der französischen Regierung über die Unterstützung der Emigranten.

Als die konstituierende Nationalversammlung am 4. Aug. 1789 die gutsherrlichen Rechte, die aus der Leibeigenschaft entsprangen, Jagdrecht, geistliche Zehnten u. a. abschaffte, dann im Juni 1790 durch die Civilverfassung des Klerus die ganze hierarchische Ordnung in Frankreich umstürzte, waren eine Menge weltlicher und geistlicher Fürsten, die noch in Elsaß, Lothringen und Burgund Besitzungen und Rechte unter französischer Hoheit besaßen, aufs empfindlichste geschädigt. Die Beschwerden der Reichsstände erzielten nur zweifelhafte Vorschläge von Entschädigungen durch Geld, d. h. wertlose Assignaten. Die Aufforderung, welche Kaiser Leopold II. an seinen Schwager Ludwig XVI. am 14. Dez. 1790 richtete, den alten Zustand wiederherzustellen, blieb ohne Antwort; ein erneutes Vorgehen des Reichstags ebenfalls. Mit Rücksicht auf die ohnehin bedenkliche Lage des Königs vermied man energische Schritte. Unterdessen suchten die sogen. Emigranten, französische Adlige, welche die Revolution zur Flucht genötigt hatte, bei den deutschen Fürsten ein Einschreiten zu ihren und des Königtums Gunsten zu erreichen. Das üppige Leben, welches sie zumteil in der Verbannung auf Kosten ihrer Wirte führten, besonders in Koblenz und Worms, brachte sie in Verruf bei der Bevölkerung. Ihre „aristokratische Verstockung gegen die Revolution" galt den Machthabern in der Heimat als Verrat, ihre Agitation gab einen willkommenen Vorwand zu Beschwerden. Und doch fanden sie thatsächlich keine Unterstützung. Im Gegenteil empfahl Leopold bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Grafen von Artois, dem Bruder Ludwigs XVI., in Mantua am 20. Mai 1791 eindringlichst Zurückhaltung. Selbst nach dem mißlungenen Fluchtversuch der königlichen Familie (20.—25. Juni 1791) begnügte er sich, in einer Note die übrigen europäischen Mächte (6. Juli von Padua aus) zu gemeinsamem diplomatischen Drucke auf die französische Regierung zu wirken, und verabredete bei der Besprechung in Pillnitz (bei Dresden) mit Friedrich Wilhelm II. (25. Aug.) auch nur eine auf die Einschüchterung der Pariser Demokraten zielende Erklärung der Mächte, bei der sich England, wie vorauszusehen war, nicht beteiligte. Rußland freilich hätte am liebsten schon jetzt beide Nachbaren mit Frankreich beschäftigt gesehen. Artois erfuhr entschiedene Zurückweisung, gerade von Leopold,

der ihn scherzweise als „Regent in partibus infidelium“ bezeichnete. Die Verfassung vom 31. Sept. 1791 bestimmte den Kaiser noch mehr, sich jeder Einmischung zu enthalten. Als auf Drängen der Gironde Louis XVI. Kurtrier und Kurmainz wegen der Rüstungen der Emigranten mit Krieg bedrohte, wiesen beide Kurfürsten diese aus: Leopold bestätigte allein die vom Reichstag beschlossene (14. Aug.) Geldentschädigung und wies die Kreisvorstände an, französische Beunruhigungen an der Grenze zurückzuhalten. Ungeachtet dieser übermäßigen Friedensliebe drängte die Gironde, welche im Kriege das sicherste Mittel sah, die Herrschaft an sich zu reißen, besonders unter dem Einflusse Brissots zum Kriege gegen Österreich. Auf ihr Betreiben faßte die Legislative am 25. Jan. 1792 den herausfordernden Beschluß, daß der König den Kaiser fragen müsse, ob er auf jede Unternehmung gegen Frankreich verzichte, ihm andernfalls bis zum 1. März den Krieg erkläre. Hierdurch gereizt, schloß Leopold endlich am 7. Febr. 1792 mit Preußen ein Defensivbündnis, bei welchem stillschweigend die Einverleibung der Fürstentümer Ansbach und Baireuth (abgetreten vom letzten Markgraf Karl Friedrich 2. Dez. 1791) zugestanden war. Eine Note des Fürsten Kaunitz erklärte dann in Paris die Jakobiner für schuldig der herrschenden Anarchie und der bestehenden Streitigkeit. Diese Erklärung, am 1. März vom Minister des Auswärtigen Delessart in Paris vorgelesen, rief eine furchtbare Erregung hervor. Als an demselben Tage Leopold nach kurzer Krankheit starb, und sein entschieden antirevolutionär gesinnter Sohn Franz II. ihm folgte, benutzten die Girondisten die Umstände zum Sturze des Ministeriums Delessart, an dessen Stelle der fähige, aber intriguante Dumouriez trat. Am 18. März richtete dieser an Österreich die kategorische Forderung, den (nicht vorhandenen) europäischen Verein aufzulösen und abzurüsten. Die ablehnende Antwort diente dazu, den König am 20. April 1792 zur Kriegserklärung gegen „den König von Ungarn und Böhmen“ zu bestimmen. Mit Thränen in den Augen unterschrieb Ludwig diese. Dumouriez aber, im Herzen vor dem Kampf bange, da er den traurigen Zustand der französischen Armee wohl kannte, versuchte nunmehr Preußen und die Kleinstaaten von Österreich abzuziehen. Gelang ihm dies auch nicht, so erklärten doch einzelne, wie Baiern und Baden, schmachvollerweise ihre Neutralität, und die beiden Verbündeten zogen ohne gegenseitiges Vertrauen und Aufrichtigkeit in den Krieg. Gleichwohl sah auch Dumouriez sich in seiner Hoffnung, durch einen leichten Erfolg der Waffen mit der Herstellung eines ruhmvollen Friedens und einer geordneten Staatsgewalt die Herrschaft zu gewinnen, gänzlich getäuscht. Der gehoffte Triumphzug nach Belgien und Savoyen schlug ins Gegenteil um. Der Krieg leitete einen über zwanzigjährigen Kampf ein, der ganz Europa in Bewegung setzte und dem Prinzip der Revolution zum Sieg verhalf. Das Unheil der Gegner derselben war das Unrecht in Polen; ihr erster Fehler Verzögern des Angriffs.

Die französischen Truppen befanden sich in solcher Verfassung, daß sie am 29. April beim ersten Zusammentreffen mit den Österreichern in Belgien die Flucht ergriffen und ihren eigenen General Dillon als Verräter in Stücke hieben. Anstatt nun kräftig ihrerseits vorzugehen, verharrten die Österreicher in Unthätigkeit, bis die Krönung Franz II. (14. Juli 1792) und die daran in Mainz sich anschließenden Festlichkeiten ihr Ende erreicht hatten. Friedrich Wilhelm II., zwar durch die Emigranten, welche den nötigen Gehörgang durch die Rietz gefunden hatten, kriegslustig, wollte doch erst über Entschädigung im klaren sein; die anderen Staaten nahmen gar nicht teil, außer dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, der sich für die Hilfe die Kurwürde zusichern ließ. Thörichterweise leitete man den Krieg erst noch mit einem von Emigranten verfaßten Manifest vom 27. Juli 1792 ein, welches mit seinen leeren Drohungen von exemplarischer Rache für etwaige Gewaltthaten oder Verunglimpfungen gegen die königliche Familie, weitentfernt bei den Franzosen die beabsichtigte Wirkung des Schreckens hervorzubringen, vielmehr den Demagogen eine willkommene Handhabe bot zur Verstärkung des Hasses gegen den König und zur Entflammung des Nationalgefühls. Der geistreiche Gentz urteilte spöttisch von dem Manifest, an sich sei dasselbe ganz zweckmäßig gewesen, aber man habe den Fehler begangen, die Drohungen nicht auszuführen. Der preußische Oberfeldherr, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, mißbilligte es, setzte aber seinen Namen darunter; er mißtraute den Verheißungen der Emigranten, duldete sie aber im Heere. Nach dem Feldzugsplane sollten die Preußen mit 42000 Mann nebst 6000 Hessen von Luxemburg aus gegen Longwy, Montmedy, Verdun vorgehend, mit den von Belgien kommenden Österreichern unter Clerfayt und einem zweiten österreichischen Heere unter Hohenlohe, das von Mannheim heranrückte, sich an der Maas vereinigen. Die Österreicher brachten statt 106000 Mann nur etwa die Hälfte. Bei diesen geringen Streitkräften und der alten Methode der Kriegführung verzögerte Karl, trotz des Drängens des Königs Friedrich Wilhelm, absichtlich den Marsch, besonders auf die Nachricht von Sturm auf die Tuilerien (10. Aug.). Am 19. Aug. überschritt man die Grenze. Am 23. Aug. erreichte man erst Longwy, das sich am 26. ergab. Am 2. Sept. fiel Verdun. Regengüsse erschwerten den Weg, mangelhafte Verpflegung lähmte gleichfalls die Bewegung. Das Zaudern der Preußen ermöglichte es so dem General Dumouriez, die Pässe des Argonnenwaldes bei Grandpré am Aire zu besetzen und sich mit dem von Metz heranziehenden Kellermann zu vereinigen. Trotzdem ersterer zum Rückzuge nach St. Ménehould gezwungen (14. Sept.), letzterer am 20. Sept. bei Valmy umgangen und von Paris abgeschnitten ward, ließ Braunschweig, aus Scheu vor dem Weitermarsche, den gewissen Sieg aus den Händen, indem er sich auf eine bloße Kanonade beschränkte. Diese Unthätigkeit kam einer Niederlage gleich. Die Franzosen aber wurden durch diesen

moralischen Sieg über die unüberwindliche Armee Friedrich d. Gr. in ihrem Selbstgefühle bedeutend gehoben. Es war für die preußischen Offiziere ein schlechter Trost, den ihnen Goethe, der Begleiter des Herzog-Generals Karl August von Weimar, gab: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“ In schlauer Weise hielt Dumouriez die Preußen durch Anknüpfung von erfolglosen Unterhandlungen volle acht Tage hin und erweckte durch diese bei den Österreichern begründetes Mißtrauen gegen ihren Bundesgenossen; denn nach französischen Quellen deckten diese Verhandlungen nur geheime Abmachungen über den Rückzug der preußischen Armee durch die Argonnen. Das entsetzliche Wetter verschlechterte den ohnehin bösen Zustand des Heeres. Not und die ausbrechende Ruhr nahmen dasselbe mehr als selbst eine Niederlage mit. Das Hohenlohesche Korps ward zurückberufen, und die Preußen standen Ende Oktober wieder in Luxemburg. Das war der klägliche Ausgang des mit solchen Posaunenstößen angekündigten Feldzugs in die Champagne. Einen Tag nach der „Schlacht“ von Valmy war das Königtum in Paris abgeschafft, die Republik ausgerufen.

Dumouriez rückte jetzt ungehindert in Belgien ein und eroberte es durch seinen Sieg bei Jemappes unweit Mons (6. Nov. 1792) über den Statthalter, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Schwiegersohn Maria Theresias. Im Dezember besetzten die Franzosen Aachen. Auch die Preußen sahen sich zum Rückzug nach dem Rhein genötigt und deckten Koblenz. Die „befreiten“ Niederlande lernten reichlich die Wohlthaten, welche der Nationalkonvent am 19. Nov. allen Völkern verkündet hatte, in starken Plünderungen und Erpressungen kennen, wie sie wohl die proklamierte (21. Nov.) „Religion der Vernunft“ lehren mochte.

Schlimmer erging es noch den Rheinlanden. Am 30. Sept. 1792 erschien General Custine mit einem ganz elenden Heere von 18000 Mann vor Speier, brandschatzte dieses und Worms, und stand am 19. Okt. vor dem von seinem Kurfürsten eiligst verlassenen Mainz. Der Kommandant Gymnich übergab das letzte, allerdings arg vernachlässigte Bollwerk der Rheinlande, obwohl der Befehlshaber der 800 in der Stadt befindlichen österreichischen Truppen widersprach, ohne auch nur einen Versuch zur Verteidigung zu wagen, den Franzosen, welche vom Jubel der zahlreichen Illuminaten empfangen, am 21. Okt. ihren Einzug hielten. Tags darauf ergab sich Frankfurt und zahlte 2 Millionen Gulden Kontribution. General Houchard brandschatzte die Klöster der Wetterau und des Lahnthals. Aber schon am 2. Dez. nahmen die Preußen und Hessen mit Hilfe der that- und handkräftigen Bürger Frankfurt wieder und verjagten die Plünderer fast von dem ganzen rechten Ufer. Mainz dagegen ward jetzt zur Schaubühne für die ebenso schmachvolle, als lächerliche Komödie der Verbrüderung hochverräterischer deutscher Klubisten und französischer

Jakobiner. Es bildete sich ein Jakobinerklub, der die Freiheit und Gleichheit predigte. Die Hauptwortführer waren der Weltumsegler Georg Forster, die Mediziner Wedekind und Hoffmann, der Wormser Gymnasialprofessor Böhmer und die Geistlichen Blau und Dorsch. Den letzteren machte man zum Präsidenten der Regierung der neuen rheinischen Republik. Die wahnsinnigen und schamlosen Freiheitsfeste der männlichen und weiblichen Klubisten fanden bei dem Volke keinen Anklang. Auch die Mission dreier echter Konventsmitglieder, Rewbel, Hausmann und Merlin, verfing trotz aller Theaterkoups und Drohungen gegen die widerspenstigen „Sklaven“ nicht. Trotzdem erklärte der „rheinisch-deutsche Nationalkonvent“ am 18. März 1793 den Landstrich von Landau bis Bingen zum Freistaate. Die Gegner der Befreiung wurden mit Tod bedroht. Eine Deputation, bestehend aus Forster und Lux, begab sich nach Paris, um die Einverleibung in Frankreich nachzusuchen. Ersterer tötete sich dort im Schmerze über die bittere Enttäuschung, die er erfuhr, selbst; letzterer endete durch die Guillotine, da er sich über die Hinrichtung der Corday entrüstete. An einen der beiden Schwärmer mag wohl Goethe bei seinem ersten Bräutigam Dorotheens gedacht haben. Die Einnahme der Stadt durch die Preußen am 23. Juli 1793 machte dem Schwindel ein Ende.

2. Die erste Koalition.

a) Der Krieg bis zum Frieden von Basel (1795).

Eifersucht und Ländergier hatte die Kriegführung im Jahre 1792 gelähmt, betrog auch im folgenden Jahre die beiden Verbündeten um den Erfolg. Da die Gefahr, welche in der Revolution dem ganzen monarchischen Prinzip drohte, nicht zu entscheidender Thätigkeit bewegen konnte, vermochte auch die Gewaltthat gegen das geheiligte Haupt des unglücklichen Ludwig XVI. (21. Jan. 1793) nicht zu thatkräftigerem Einschreiten gegen das Wüten der Demokraten zu entflammen. Außer Rußland schlossen zwar England, Holland, Sardinien, Neapel, Spanien mit Österreich und Preußen eine Koalition gegen Frankreich; auch das Deutsche Reich trat derselben am 22. März 1793 bei: aber den hohen Worten entsprachen nicht die Thaten. Fast fortwährend hemmten Verhandlungen wegen Ländererwerbs die Kriegführung. Während Preußen in Polen einheimste, holte Österreich wieder den bairischen Tausch aus den Erwerbakten hervor.

Nachdem Erzherzog Karl das seit dem 6. Februar 1793 eingeschlossene Maastricht entsetzt und die Franzosen auch zur Aufgabe Lüttichs genötigt hatte, brachten er und der Oberbefehlshaber der Österreicher, Prinz Joseph von Sachsen-Koburg, dem von Hollands Grenzen wieder zurückweichenden Dumouriez am 18. März bei Neerwinden (zwischen Brüssel und Lüttich) eine Niederlage bei. Ein Versuch des geschlagenen Generals, mit Hilfe der Truppen eine

Wiederherstellung der Monarchie ins Werk zu setzen, scheiterte. Dumouriez rettete sich, wie ein Jahr früher sein Vorgänger Lafayette, durch die Flucht zum Feinde vor der sicheren Hinrichtung. Die Sieger drangen in Frankreich ein, hielten sich aber in der Hoffnung auf Erweiterung des eigenen Gebiets mit der Belagerung von Condé und Valenciennes auf, anstatt durch einen raschen Zug auf Paris der Anarchie ein Ende zu machen. Die Engländer suchten Dünkirchen in ihre Gewalt zu bekommen, wurden aber nach einem Siege Houchards über die Hessen und Hannoveraner bei Hondscoten (8. Sept.) südlich von Dünkirchen zum Rückzug genötigt. Wenige Wochen später sprengte Jourdan die Linien der Österreicher bei Wattignies (15. u. 16. Okt., dem Tage der Hinrichtung Marie Antoinettes) und zwang sie zur Aufhebung der Belagerung von Maubeuge an der Sambre.

Am Oberrhein führten nach der Übergabe von Mainz (23. Juli 1793) der Herzog von Braunschweig und der österreichische General Wurmser, ein Elsasser von Geburt, jeder für sich den Krieg. Während letzterer auf eigene Faust die Weißenburger Linien angriff, siegte ersterer am 14. Sept. bei Pirmasens. Nachdem darauf Friedrich Wilhelm II. sich vom Heere weg nach Polen begeben hatte, nahmen beide die Weißenburger Linien (14. Okt.), trennten sich aber von neuem. Wurmser vermochte nicht Straßburg zu nehmen; Braunschweig erfocht vom 28. bis 30. Nov. mehrere Siege über Hoche bei Kaiserslautern, konnte aber durch Verschulden der Diplomatie seinen Erfolg nicht ausnutzen. In den erneuten Kämpfen um die Weißenburger Linien vom 22. Dez. bis zum 30. Dez. besiegte Hoche die Österreicher und Baiern bei Fröschweiler, Reichshofen und am Geisberg, also auf dem Boden, auf welchem 80 Jahre später abermals Reichstruppen ihren ersten Sieg über den Erbfeind seit 1815 erkämpfen sollten. Wurmser mußte über den Rhein zurück, und Braunschweig hielt nur noch einen kleinen Teil Landes auf dem linken Rheinufer besetzt, während die Feinde ganz Elsaß und die Rheinpfalz nebst Landau in Händen hatten. In tiefstem Mißmut, „moralisch krank", legte der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl nieder; an seine Stelle trat der Eroberer Polens, von Möllendorf. Wie in Paris der Terrorismus die Oberhand gewonnen hatte, so war die Revolution im Kampfe gegen die Verbindung der Könige siegreich geblieben, Rekruten hatten über altgeschulte Truppen, unbekannte Generale über hochangesehene Feldherren obgesiegt.

Man hat gewöhnlich das Massenaufgebot, welches die Schreckensherrschaft mit rücksichtsloser Härte durchführte, als Ursache des Erfolgs bezeichnet. Der gewichtigste Grund bleibt immer die durch Zwietracht, Mißtrauen und mangelnde Energie gelähmte Kriegführung der Verbündeten. Dann aber gewann die neue Organisation der Massen, die neue Taktik: die den Vendéern nachgeahmte zerstreute Fechtart und die einleitenden Geschützangriffe, den Sieg über die alte Linearaktik. Das Verdienst, Heer und Kampfesweise umgestaltet zu

haben, kommt Lazarus Carnot zu, einem eingefleischten, aber uneigennützigen Republikaner. Was den jungen Führern an Erfahrung und theoretischer Bildung abging, ersetzte verzweifelte Kühnheit und Talent. Die Erfahrung wuchs mit der Dauer des Krieges.

Die Fortsetzung desselben von seiten der Verbündeten konnte für diese nur noch mehr Nachteile bringen. Der österreichische Minister Thugut bürdete den ganzen Mißerfolg dem gehaßten, beargwöhnten Preußen auf und verlor lieber Belgien, als daß er Subsidien zahlen wollte. Friedrich Wilhelm II. ließ daher seine Truppen zum größten Teil den Rückmarsch antreten und nur noch 20000 Mann am Rhein stehen. Durch einen nicht gerade ehrenvollen Subsidienvertrag stellte er alsdann sein Heer England zur Verfügung. Aber je lahmer die Verbündeten wurden, desto mehr Rührigkeit entfalteten die Republikaner: In Holland, der Schweiz und in Polen betrieb man die Erhebung; mit den Kabinetten spielte man mit Diplomatie. Zu Felde ging man mit Entschiedenheit vor. Aber anfangs 1794 zerstoben noch die französischen Konskribierten vor den kriegsgeübten Österreichern in Belgien. Kaiser Franz begab sich selbst auf den Kriegsschauplatz, wo Jourdan an der Sambre zurückgewiesen ward, während Pichegru den General Clerfayt bei Tournay nach hartem Kampfe schlug. Auch die Festung Menin an der Lys fiel in seine Hände; aber der wackere Kommandant Hammerstein, bei dem sich der Artilleriehauptmann Gerhard David Scharnhorst befand, schlug sich mit seinen Hannoveranern heldenmütig durch. Ein an sich richtiger Flankenmarsch der Österreicher und Engländer nach Flandern scheiterte an dem kräftigen Gegenstoß Pichegrus. Bei Tourcoing besiegte er am 18. Mai mit seiner Übermacht die Engländer, denen Erzherzog Karl trotz seiner nahen Stellung keine Unterstützung brachte. Zwar wies Koburg einen zweiten Angriff bei Tournay (22. Mai) ab, doch änderte dieser Erfolg die Lage nicht. Thugut, der selbst am Tage nach dieser Schlacht im Hauptquartier eingetroffen war, bewog wegen der polnischen Frage den Kaiser zur Rückkehr nach Wien. Nach dem Falle von Charleroi (25. Juni) brach Koburg einen hitzigen Kampf bei Fleurus (26. Juni) ab und zog sich allmählich hinter die Maas und Ourthe, York ging nach Holland. Am 11. Aug. rückte Jourdan in Brüssel ein. Belgien war verloren.

Durch den Fall Triers sahen sich die Österreicher auch in ihrer Stellung an der Maas bedroht. Clerfayt wich unter Gefechten erst hinter die Roer, dann über den Rhein zurück, gab also auch das linke Rheinufer preis. Im Oktober befanden sich die Städte Köln, Bonn, Koblenz in den Händen der Franzosen, die nun in Aachen eine hauptsächlich in maßlosen Erpressungen thätige Verwaltung für die Rheinlande einsetzten. Der Wohlstand der Bevölkerung ward vernichtet; an Stelle der harten Thaler füllten sich die Laden mit Assignaten, deren „Unterpfand die Redlichkeit der Franzosen“ war.

Am Oberrhein eroberte Möllendorf zwar am 23. Mai 1794

seine alte Stellung bei Kaiserslautern, verharrte dann aber infolge der Streitigkeiten mit den Engländern erst in Unthätigkeit und zog sich nach neuen Kämpfen bei Kaiserslautern im Juli nach Mainz zurück, indem er sogar auf eigene Faust mit den Franzosen Verhandlungen anknüpfte. Wiederum vorgehend, warf der Erbprinz von Hohenlohe (18.—20. Sept.) zum drittenmale die Franzosen bei Kaiserslautern. Die kühnen „Treibjagden" des Husarenobersten Blücher brachten Gefangene ein, keine Entscheidung. Von England ohne die versprochene Unterstützung gelassen, rief Friedrich Wilhelm II. jetzt seine Truppen ab. Und doch standen die Dinge in Frankreich so traurig, daß ein entschiedenes gemeinsames Vorgehen einen günstigen Frieden hätte herbeiführen müssen.

Noch im Winter ging Pichegru über das Eis der Maas und Waal. Die Engländer flüchteten samt dem Erbstatthalter über den Kanal. Unterstützt von den „Patrioten", besetzten im Laufe des Monats Januar die Franzosen ganz Holland. Die holländische Flotte, im Eise des Texel festsitzend, ergab sich französischer Kavallerie. Die „batavische Republik" mußte holländisch Flandern und Maastricht abtreten, 100 Millionen Gulden Kriegskosten zahlen und sich systematisch ausplündern lassen, wie die Rheinlande.

Unlust am Kriege, Zorn über die österreichisch-russische Übervorteilung bei der polnischen Teilung und das Treiben der übrigen Reichsstände auf Frieden bewog Friedrich Wilhelm II. gegen sein besseres Gefühl sich mit den Franzosen in ernste Friedensunterhandlungen einzulassen. Zu Basel kam am 5. April 1795 durch Hardenberg der von Goltz eingeleitete Separatfrieden mit dem Direktorium zu stande. Nach demselben räumte Frankreich die besetzten preußischen Gebiete auf dem rechten Rheinufer, und Preußen übernahm die Vermittelung des Friedens mit den kleineren deutschen Staaten. Eine Entscheidung über das linke Rheinufer blieb dem allgemeinen Frieden vorbehalten. Aber ein geheimer Artikel sicherte schon Preußen für den Fall, daß Frankreich dasselbe behielte, Entschädigung zu; stillschweigende Voraussetzung war: durch Säkularisationen geistlicher Gebiete. Eine Demarkationslinie sollte die Neutralität der norddeutschen Staaten sichern. Der schmachvolle Frieden zog Preußen nicht unverdienten Tadel zu. Es hatte nicht nur eigenes Land abgetreten, sondern seine Ehre preisgegeben und seine Pflicht gegen das deutsche Vaterland verabsäumt, Deutschland gespalten. Als Entschuldigung gilt die ebenso eigennützige, als eifersüchtige Haltung Österreichs. Aber der eigenmächtige Schritt fand bei der Mehrheit des Reichstags keine Billigung. Die Hoffnung Preußens, daß Frankreich sich beim Friedensschlusse mit den übrigen Staaten seiner Vermittelung bedienen und beim allgemeinen Frieden auf das linke Rheinufer verzichten werde, stellte sich sehr rasch als kindliche Einbildung heraus. Preußens Vorgang folgte Spanien. Die Demarkationslinie verletzte Jourdan, als er im September des Jahres 1795 mit der Maas-Sambrearmee bei

Düsseldorf wieder über den Rhein ging. Düsseldorf ergab sich, und Clerfayt mußte bis über den Main zurückweichen. Marceau bei Koblenz verhielt sich defensiv. Mannheim ward ebenfalls ohne Widerstand der Rhein-Moselarmee unter Pichegru ausgeliefert. Die verwilderten Scharen raubten und hausten wie die Hunnen, bis Clerfayt und Wurmser sie wieder über den Rhein trieben. Über die fliehenden Räuber fielen die Bauern des Taunus und Westerwalds her. Die deutschen Heere faßten wieder Fuß auf dem linken Rheinufer.

b) Der Krieg bis zum Frieden von Campo Formio (1797).

Während im Jahre 1795 infolge einer neuen Erhebung der Bretagne und Vendée der Krieg gegen Deutschland ziemlich matt und ohne besonderes Glück geführt worden war, brachte das folgende Jahr eine ganz günstige Wendung für Frankreich, nicht auf dem deutschen, sondern auf dem italienischen Kriegsschauplatze.

Nach Carnots Plan gingen im Frühjahre 1796 drei Heere gegen Österreich vor: die Maas-Sambrearmee unter Jourdan vom Niederrhein her, die Rhein-Moselarmee unter Moreau am Oberrhein, die italienische Armee unter Napoleon Bonaparte, die Moreau die Hand reichen sollte. Auf dem deutschen Kriegsschauplatze befehligte an Clerfayts Stelle jetzt der junge Erzherzog Karl, der zwar zu siegen, nie aber einen Sieg auszunutzen verstand. Wurmser war nach Italien beordert. Als Jourdan mit Kleber über den Rhein nach Franken vordrang, warf ihn Karl zwar bei Wetzlar (15. Juni) wieder zurück; aber da er sich gegen den von Straßburg vorrückenden Moreau wandte und vor diesem selbst zurückweichen mußte, wälzte sich die Maas-Sambrearmee von neuem wie ein verheerender Heuschreckenschwarm über das Rheinland und Franken. In jammervoller Schwäche erkauften sich Baden, Württemberg, selbst Sachsen von der Republik Neutralität und ließen sich zumteil von derselben Entschädigung durch deutsches Gebiet zusagen. Auch Preußen verstand sich in neuen Verträgen zu weiteren Zugeständnissen, welche Haugwitz abschloß. Öffentlich war nur eine neue Demarkationslinie festgesetzt, insgeheim die Abtretung des linken Rheinufers versprochen und Säkularisation ausbedungen. Es verfocht nicht mehr die Integrität des Reiches, sondern sann höchstens auf eigene Schadloshaltung an dessen zerfetztem Körper. Die vorübergehende Besitznahme von Nürnberg verriet die Absicht. — Karl aber vereinigte sich mit Wartensleben, besiegte Jourdan zweimal, erst bei Amberg (24. Aug.), dann bei Würzburg (3. Sept.). Das erbitterte Landvolk übernahm die Verfolgung, die, vom Sieger energisch betrieben, die Vernichtung der Maas-Sambrearmee hätte herbeiführen müssen. Beim Rückzuge fiel bei Altenkirchen (19. Sept.) auf dem Westerwalde der junge General Marceau. Jourdan mußte abermals über den Rhein zurück und legte den Oberbefehl nieder. Der unglückliche Ausgang seines Zuges zwang auch Moreau zum Rückmarsch, den er von München über den Lech nach Biberach, dann über Sigmaringen,

sich der zersplitterten Verfolger erwehrend, aber bedroht von den grimmigen Schwarzwäldern, durch das Höllenthal bei Freiburg i. Br. ausführte. Hier erreichte ihn der Erzherzog, vermochte ihn aber nicht zu hindern, sich bei Hüningen über den Rhein zu retten. Österreich galt mehr als je für den Befreier Deutschlands. Als Karl nach Italien gerufen ward, gingen General Hoche bei Neuwied und Moreau bei Straßburg wieder über den Rhein, beide wurden aber durch den inzwischen eingetretenen Waffenstillstand von Leoben aufgehalten. Die Entscheidung war jenseits der Alpen geschehen.

Schon 1795 hatte der französische General Scherer durch Zurückdrängen der verbündeten Österreicher und Sardinier sich der Riviera bemächtigt. Da erhielt den Oberbefehl über die italienische Armee der General Napoleon Bonaparte, am 9. März 1796, am Tage seiner Verbindung mit der Witwe des hingerichteten Generals Beauharnais, Josephine de la Pagerie, der seitherigen Geliebten des Direktoriumsmitgliedes Barras. Erst 27 Jahre alt (geb. 15. Aug. 1769 oder wohl richtiger am 7. Jan. 1768), hatte der Sohn des Advokaten Karl Bonaparte von Ajaccio auf Korsika, von maßloser Selbstsucht und unersättlichem Ehrgeize getrieben, sich durch Talent und jakobinische Freundschaft rasch emporgeschwungen. Geschöpf der Revolution, ist er zugleich die Vollendung derselben gewesen, die Verkörperung des rücksichtslosesten Despotismus.

Als Bonaparte am 27. März in Nizza den Oberbefehl übernahm, fand er die Truppen in dem kläglichen Zustande vor, welcher Scherer zur Unthätigkeit veranlaßt hatte. Von 60000 Mann befanden sich 22000 in den Spitälern. Die übrigen waren kampfgeübt, abgehärtet, aber schlecht ausgerüstet, durch schlechte Verpflegung herabgekommen. Da verkündete der neue Alexander seinen Soldaten eine neue Art von Kriegführung: „Soldaten! Ihr seid fast nackt und schlecht genährt; die Regierung schuldet euch viel, aber sie kann euch nichts geben; eure Ausdauer, euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewunderswert, aber sie verschaffen euch keinen Ruhm, und kein Strahl des Glanzes fällt auf euch. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Blühende Provinzen, große Städte werden euch dort zur Verfügung stehen; dort werdet ihr Ehre, Nutzen und Reichtum finden. Soldaten von Italien! Wird es euch da an Mut und Ausdauer fehlen?“ — Nach seinem Grundsatze „sich nur zu zerteilen, um zu leben, sich vereinigen, um zu schlagen“, und die „Angriffe nicht zu zerstreuen, sondern zu konzentrieren“ führt er den Krieg mit Wagemut gegen die Österreicher, die ihm unter dem 72jährigen, allzubedächtigen Beaulieu entgegenstehen. Die Piemontesen hielten die von Savona über Millesimo und Ceva nach Turin führende Straße besetzt, die Österreicher den Weg, der von Savona über Cairo und Dego nach Alessandria und Mailand geht. Als Beaulieu über den Bocchettapaß gegen Voltri vorrückt, und sein Unterfeldherr Argenteau den Übergang über den Apennin bei Montenotte antritt, wirft Bonaparte

letzterem die Divisionen Laharpe und Augereau entgegen. Bei Montenotte (12. April 1796) besiegt, weicht Argenteau nach Dego zurück, wo ihn Bonaparte selbst zwei Tage später aufreibt. Augereau und Massena hatten schon am 13. April bei Millesimo 5000 Österreicher und Piemontesen geschlagen. Da Beaulieu, aus Besorgnis abgeschnitten zu werden, sich aus den Bergen in die Ebene nach Acqui zurückzog, vollendete Bonaparte durch die siegreichen Gefechte bei Ceva und Mondovi (21. April) die Abdrängung der Piemontesen von den Österreichern und nötigte den König Viktor Amadeus zum Frieden von Cherasco (28. April, defin. 15. Mai), welcher Savoyen und Nizza an Frankreich brachte. Den Soldaten hatte er sein Versprechen gehalten. Aber er ruhte nicht in der reichen Po-Ebene aus, sondern wandte sich alsbald zur Verfolgung der Österreicher, indem er am 7. Mai bei Piacenza den Po überschritt, um denselben in den Rücken zu kommen. Beaulieu eilte zurück, um den Übergang über die Adda zu gewinnen. Aber die Franzosen erstürmten die Brücke bei Lodi (10. Mai) und zwangen Beaulieu zum weiteren Rückzug über den Oglio und den Mincio. Hinter diesem und in der Festung Mantua erst sammelten sich die Reste der geschlagenen Armee. Die Lombardei war verloren. Am 16. Mai hielt der Eroberer seinen Einzug in Mailand. Nachdem er, dem Direktorium gegenüber schon mehr den Herrn als den gehorsamen Diener spielend, auch Parma, Modena, Neapel und den Kirchenstaat zum Waffenstillstand gezwungen und die befohlene Brandschatzung gewissenhaft eingeleitet hatte, wandte er sich wieder gegen Mantua, welches von Augereau eingeschlossen war, während Massena den Gardasee beobachtete.

Zum Entsatz der Festung führte Wurmser Ende Juli von Tirol her in drei Kolonnen 54000 Mann heran. Die westliche unter Quosdanowitsch zog durch das Thal des Chiese, um Brescia zu besetzen, Wurmser über die Brennerstraße, um Massena aus dem Etschthale zu werfen; die östlichste, schwächste Kolonne soll durch das Thal der Brenta gegen die untere Etsch vordringen. Hätte Wurmser nicht mit dem Angriff gezögert, so war Bonaparte verloren. In richtiger Erkenntnis seiner mißlichen Lage, dachte dieser schon an Rückzug. Da riß ihn der tollkühne Augereau fort zum Angriff auf Quosdanowitsch, den er durch seine Siege bei Lonato (3. u. 4. Aug.) nach Tirol zurückwarf. Dann sich umwendend gegen Wurmser, besiegte er diesen bei Castiglione (5. Aug.) und trieb ihn über den Mincio.

Von einem Vormarsche nach Tirol rief ihn ein zweiter Entsatzversuch Wurmsers zurück. Dieser kam durch das Thal der Brenta und sollte von Bassano aus nach der unteren Etsch rücken, während Davidowitsch das Etschthal zu sperren hatte. Wenn es Wurmser gelang, die Etsch zu überschreiten, dann war Bonaparte im Gebirge eingeschlossen. Aber wieder machte die Langsamkeit den ganzen schönen Plan zunichte. Bonaparte drängte Davidowitsch durch seinen Sieg

bei Roveredo über Trient nordwärts (6. Sept.) und fiel nun durch das Brentathal Wurmser in den Rücken. Bei Bassano (8. Sept.) geschlagen, mußte sich dieser nach schwerem Verluste nach Mantua hineinretten. Was Jourdan und Moreau auf dem nördlichen Kriegsschauplatz verloren hatten, war hier glänzend gutgemacht.

Da Österreich erkannte, daß der Fall Mantuas den Verlust der italischen Herrschaft bedeute, machte es nochmals außerordentliche Anstrengungen zur Rettung desselben, indem es ein neues Heer in Kroatien und Galizien aushob, auch die Tiroler aufbot. Zum Oberfeldherrn desselben ward der alte Alvinczy ernannt. Noch bevor derselbe zur Lösung seiner Aufgabe schritt, kannte Bonaparte, von Verrätern im österreichischen Generalstab wie früher so jetzt wohl unterrichtet, schon seinen Plan. Mit einer Macht von 50000 Mann nahten Alvinczy von der Piave her und Davidowitsch die Etsch entlang in der Richtung auf Verona. Die ersten Angriffe der Franzosen auf Alvinczys Stellungen bei Bassano wurden abgeschlagen: aber wieder riß sich Bonaparte aus seiner bedrohten Lage durch schnelle Umgehung des Gegners in der linken Flanke. Mit allen nur irgend vor Mantua entbehrlichen Truppen, und doch nur 20000 Mann, ging er bei Ronco, oberhalb der Mündung des Alpone, über die Etsch. Drei Tage lang stürmte er (15.—17. Nov.) gegen den Schlüssel der österreichischen Stellung, das mitten in Sumpfland gelegene Dorf Arcole. Vergeblich suchte er selbst, an der Spitze der Truppen, die Fahne in der Hand, die Brücke zu nehmen (15. Nov.); von den Fliehenden fortgerissen, stürzte er in einen Sumpf und geriet beinahe in Gefangenschaft. Erst als er ober- und unterhalb des Dorfes über den Alpone rückte und den Gegner von zwei Seiten bedrohte, zwang er ihn zum Abzug. Davidowitsch, dessen Saumseligkeit an dem Mißerfolg die Hauptschuld trägt, wird bei Rivoli zurückgeworfen nach Tirol. Ein Ausfall Wurmsers scheiterte.

Auch ein vierter Entsatzversuch schlug vollständig fehl. Alvinczy erlitt am 14. Jan. 1797 bei Rivoli eine schwere Niederlage. Am 19. Jan. schon mußte Wurmser, durch Mangel und verheerende Seuchen in trostlose Lage gebracht, kapitulieren. Er erhielt mit 700 Mann freien Abzug; die übrigen 15000 Mann kamen in Kriegsgefangenschaft.

Ein rascher Zug nach Rom nötigte den Papst zum Frieden von Tolentino (19. Febr. 1797). Der Papst Pius VI. trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna ab, verzichtete auf Avignon und Venaissin, ließ den wichtigen Hafen von Ancona in den Händen der Franzosen und verschloß seine sonstigen Häfen den Engländern. Außerdem hatte er 30 Millionen zu zahlen.

Dem Sieger kam es vor allem darauf an, Österreich rasch zum Frieden zu bringen. Dieses hatte wieder die beste Zeit zum Handeln, die Abwesenheit des gefährlichsten Gegners, unbenutzt verstreichen lassen. Als der neue Oberbefehlshaber, Erzherzog Karl, das Heer in Friaul übernahm, fand er es in so übeler Verfassung, daß er sich auf bloße

Verteidigung beschränkte und vor dem Angreifer sich vom Tagliamento bis hinter den Isonzo zurückzog, dann, als Massena durch den Kampf auf den Höhen von Tarvis (23. März) den Ponteba-Paß nach Kärnten erstritt, seine arg mitgenommenen Truppen nach Klagenfurt und weiter nordwärts zur Deckung von Wien zurückführte. Bald stand Bonaparte in Judenburg, nur 16 Meilen von der Hauptstadt entfernt. Joubert hatte in Tirol schon den Eingang ins Pusterthal eingenommen. Trotzdem lag Bonaparte alles daran, einen Frieden zu erreichen. Denn im Rücken Jouberts begannen die Tiroler sich zu erheben; die Ungarn wurden aufgeboten. In seinem Rücken war, durch ihn selbst freilich zunächst hervorgerufen, eine Revolution, dann eine Gegenrevolution ausgebrochen. Das Vordringen seines Nebenbuhlers Hoche am Rhein konnte ihn leicht um seinen Siegeslorbeer bringen. Da, wo im Schwerte keine sichere Entscheidung lag, griff er zu diplomatischen Künsten. Nachdem er schon am 31. März in einem heuchlerischen Schreiben an Erzherzog Karl seine Friedens- und Menschenliebe beteuert hatte, brachte er durch Verhandlungen im Kloster Göß bei Leoben am 18. April 1797 einen Präliminarfrieden zu stande, der zuerst zu einem Waffenstillstand, dann nach langen und teilweise sehr erregten Auseinandersetzungen mit dem geschickten Cobenzl zum sogen. Frieden von Campo Formio führte. Unterzeichnet ward derselbe in Passariano bei Udine (am 17. Okt. 1797). Bonaparte, der schon auf Schloß Montebello bei Mailand wie ein Fürst Hof hielt, hatte die Bedingungen wie ein Monarch, ohne viel Rücksicht auf die Pariser Regierung zu nehmen, vereinbart.

War schon vorher Genua in eine „ligurische Republik" verwandelt, so bildete man jetzt aus der Lombardei eine „cisalpinische", zu der auch Modena, Brescia, Bergamo kamen. Der Herzog von Modena erhielt den Breisgau. Belgien und die jonischen Inseln fielen an Frankreich. Zur Entschädigung für die Abtretungen ließ sich Österreich die aufgehobene Republik Venedig nebst Istrien und Dalmatien zuweisen, sowie das Erzbistum Salzburg und einen Teil von Baiern. Öffentlich erklärte man die Integrität des Deutschen Reiches, insgeheim aber versprach man die Zustimmung zur Abtretung des linken Rheinufers von Basel bis zur Nette, Neuwied gegenüber. Preußen sollte seine linksrheinischen Besitzungen behalten, die übrigen Reichsstände aber in Deutschland durch Säkularisationen Entschädigung finden. Den guten Willen bewies der Kaiser durch die Überlassung von Mainz und Koblenz mit dem Ehrenbreitstein an die Franzosen.

So hatten Preußen wie Österreich in den Separatfrieden, jedes für sich, keines fürs Reich gesorgt. Mit Recht beklagte Thugut den schmählichen Frieden, der in sich den Samen eines neuen Krieges trug. In Deutschland selbst balgte man sich unterdessen um die Xenien des Weimarer Duumvirats herum. Preußen ließ Nürnberg besetzen, Hessen-Kassel nahm einen Teil von Schaumburg-Lippe weg, und der Reichstag — erhob Einspruch! Vier Wochen nach dem Frieden von

Campo Formio, am 16. Nov., starb Friedrich Wilhelm II. Es folgte ihm der sittenstrenge, edle, leider aber zu unentschiedene Friedrich Wilhelm III. (1797—1840), der Gemahl der hochsinnigen Luise von Mecklenburg-Strelitz.

3. Der Kongreß von Rastatt. Die zweite Koalition (1799—1801). Reichsdeputationshauptschluß (1803).

Da nach dem Frieden von Campo Formio ein Kongreß in Rastatt den Ausgleich mit dem Deutschen Reiche herstellen sollte, traten hier französische und deutsche Gesandte (seit 9. Dez. 1797) zur Beratung zusammen. Das Wort aber führte Karl Moritz Talleyrand, der einstige Bischof, jetzt Minister, der den Zwist zwischen Österreich und Preußen möglichst schürte und die kleineren Staaten bereits für Frankreich köderte. Auf den Vorschlag des schon ganz französierten Baden bewilligte die Reichsfriedensdeputation die unverschämte Forderung der Abtretung des ganzen linken Rheinufers, gab also mehr als die vorhergegangenen Separatfriedensschlüsse, und nahm auch den Antrag auf Entschädigung der beeinträchtigten weltlichen Fürsten durch geistliche Güter grundsätzlich an. Das herrliche Rheinland zerfiel nun in vier Departements: 1. Roer mit der Hauptstadt Aachen und Köln, 2. Donnersberg mit Mainz, Speier, Zweibrücken, 3. Saar mit Trier, 4. Rhein-Mosel mit Koblenz und Bonn. Das Direktorium behandelte, wie Görres in seiner Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des achten Jahres" sich ausdrückt, diese Gegenden „als ebensoviele Paschaliks, die es seinen Janitscharen preisgab, und in denen es seine Günstlinge ansiedelte". Militär- und Steuer-Despotismus, Knechtung und Raub waren die Segnungen, welche die Befreier brachten. „Nicht mehr auf den Burgen bewaffneter Ritter, wie in der Vorzeit, sondern im Umkreis der Richterstühle, im Schoße der Verwaltungen wurde der Raub zur Religion geheiligt und von seinen Priestern mit aller Unverletzlichkeit eines tolerierten Kultus getrieben. Dummheit, krasse Unwissenheit, Trägheit hatten jede ihren Tempel; ihnen wurde mehr oder weniger das Wohl des Landes zum Opfer geschlachtet; der Grundsätze wurde nur gedacht, wenn sie Gewaltthätigkeiten zu beschönigen dienten: politische Gaukeleien sollten uns für das Alter entschädigen." Für den Übermut der Revolutionäre gab es keine Schranken mehr. Ihre Sendlinge wühlten im Schwarzwald, in Württemberg, in Hamburg, in der Schweiz. Wie der Kirchenstaat in die römische Republik verwandelt ward (15. Febr. 1798), so seufzte die freie Schweiz vom 12. April 1798 unter dem Glück einer „helvetischen Republik". Der Feldzug Bonapartes nach Ägypten bedrohte Englands Handel in der Levante und seinen Besitz in Indien. Die Gewaltthaten der Franzosen in Deutschland, das unverschämte Auftreten des Gesandten

Bernadotte in Wien, das Scheitern der Verhandlungen, welche Österreich und Frankreich zu Selz i. E. insgeheim geführt hatten, der mißglückte Versuch des Gesandten Sieyès, eine Allianz zwischen Preußen und Frankreich zu stande zu bringen, und der dadurch genährte Haß des letzteren gegen jenes, alles wies auf einen neuen Zusammenstoß zwischen Revolution und Europa hin. Der englische Minister Pitt trieb zum Kriege. Kaiser Paul von Rußland, der 1796 seiner Mutter Katharina II. gefolgt war, hatte den Schutz der durch Bonaparte aus Malta vertriebenen Johanniter und damit die Aufgabe übernommen, gegen die Mittelmeerpolitik Frankreichs anzukämpfen. Er vor allem arbeitete eifrigst an der Stiftung einer neuen Koalition gegen Frankreich, vermochte aber nicht Friedrich Wilhelm III. zum Beitritt zu gewinnen. Diese Neutralität hatte Preußen später hart zu büßen. Dagegen schlossen sich die Türkei und Neapel an. Der Einmarsch russischer Truppen in Österreich gab dem Direktorium den willkommenen Anlaß zur Eröffnung der Feindseligkeiten (18. Febr. 1799). Wochenlang hausten die Banden schon auf deutschem Boden, da erst (12. März 1799) erklärte es dem Kaiser den Krieg.

Neapel hatte, von England gedrängt, zu rasch losgeschlagen. Sein schlechtes Heer, geführt von dem unfähigen Österreicher Mack, machte einen Einfall in die römische Republik, erlag aber; der König Ferdinand IV. floh. Die Franzosen verwandelten sein Land in die parthenopeische Republik (25. Jan. 1799) und nahmen auch Toskana in Besitz. Dieses Vorspiel deutete den Ausgang des ganzen Kampfes an: Zersplitterung der Kräfte, wie sie stets Selbstsucht veranlaßt, hat die Koalition vernichtet.

Gegen den Rat des Erzherzogs Karl begannen die Österreicher den Kampf in der Schweiz. Aber Massena drängte die schwachen, schlecht aufgestellten und mangelhaft geleiteten Truppen durch Erstürmung des Lucienſteigs (im März) aus Graubünden. Jetzt erst befolgte man Karls Plan und sandte ihn gegen Jourdan, der mit der „Donauarmee“ in Oberschwaben eingefallen war. Die Niederlagen bei Ostrach (21. März) und Stockach (25. März), nördlich des Bodensees, nötigten Jourdan zum Rückzug über den Rhein. Leider nutzte man den Erfolg wieder nicht aus. An Jourdans Stelle ward Massena zum Oberfeldherrn ernannt. Erst als Karl sich Rastatt näherte, löste sich der Kongreß auf. Die französischen Gesandten blieben, bis sie ausgewiesen wurden (25. April), fanden aber bei der Abreise am 28. April bei einem Überfall, den Szekler-Husaren ausführten, um sich in den Besitz wichtiger Papiere zu setzen, zumteil (zwei) den Tod. — Auch auf dem italischen Kriegsschauplatze befanden sich die Österreicher im Vorteile. Der tapfere Kray schlug die Franzosen unter dem unbedeutenden Scherer an der Etsch (26. März) und drängte sie durch seinen Sieg bei Magnano (5. April) über die Adda. Die vereinigten Russen und Österreicher unter dem gewaltigen Suwórow und dem alten Melas besiegten Scherers Nachfolger

Moreau bei Cassano (27. April), befreiten Mailand und stellten die sardinische Regierung in Turin wieder her. Das parthenopeische Gipsmodell brach in Stücke. Unter Suwórows Schlägen stürzte die cisalpinische Republik zusammen: den von Neapel herbeieilenden Macdonald warf er in dreitägigem Kampfe an der Trebbia zurück, Joubert, der für Moreau mit dem Oberbefehl betraut ward, besiegte er bei Novi (15. Aug., Joubert selbst fiel). Bis auf die Riviera war Oberitalien den Franzosen entrissen. Hätte man den thatkräftigen Suwórow seinen Plan, durch die Riviera in Frankreich selbst einzurücken, ausführen lassen, der Krieg hätte sicher einen für Frankreich ungünstigen Ausgang gehabt. Aber der Wiener Hofkriegsrat war klüger.

Nach der Vertreibung der Donauarmee wandte sich Erzherzog Karl nach der Schweiz, wo schon am 15. Mai Hotze, von Feldkirch herkommend, den Lucienſteig wieder erstürmt hatte, trieb Massena durch seinen Sieg bei Zürich (4. Juni) auf den Ütliberg zurück und sicherte auch durch Besetzung der Pässe über den St. Gotthard die Verbindung mit Italien, führte aber den Sieg nicht zur Vollendung, sondern wartete auf das Eintreffen eines zweiten russischen Heeres unter Korsákow. Suwórows Siegeszug in Italien und sein selbständiges Auftreten machte das Wiener Kabinett besorgt um seine italischen Wünsche und Hoffnungen und ließ ihm eine Abberufung Suwórows nach der Schweiz als das geeigneteste Mittel zur freien Verfügung über Italien erscheinen. Unter dem genehmen Vorwande, die englische Expedition des Herzogs von York gegen Holland zu unterstützen, rief man den Erzherzog Karl nach dem Rhein. Dessen Abzug aus der Schweiz vernichtete alle errungenen Vorteile. Der englische Einfall mißglückte. Am Rhein focht der Landsturm wacker; aber ein bedeutender Vorteil blieb aus. Suwórow trat nach absichtlicher Zögerung endlich am 21. Sept. den Marsch nach der Schweiz an und erzwang unter blutigen Gefechten, namentlich an der Teufelsbrücke, welche der Franzose Lecourbe sprengen ließ, in sieben Tagen den Übergang über den St. Gotthard. Als er mit unsäglicher Mühsal durch das Schächen- und Muottathal am 29. Sept. an den Vierwaldstätterſee kam, empfing er die Nachricht, daß Korsákow schon am 25. Sept. von Massena bei Zürich geschlagen, auch Hotze bei Schännis besiegt und gefallen sei. Daher bahnte er sich in neuen beschwerlichen Märschen über den Bragelberg, durch Glarus und den schneebedeckten Panixer Paß den Weg ins Rheinthal nach Chur (8. Okt.). Mit Recht erbittert darüber, daß die Österreicher ihn ohne Unterstützung ließen, trat er durch Baiern den Heimweg an. Kaiser Paul kündigte in Wien das Bündnis. In dem Augenblicke, da Österreich sich die beste Hilfe verscherzt hatte, kehrte der gefährlichste Gegner aus Ägypten zurück. Bonaparte war am 9. Okt. in Fréjus gelandet, stürzte am 18./19. Brumaire (9./10. Nov.) das Direktorium und erschien im Frühjahre 1800, nachdem er ohne Erfolg England und Österreich die Hand zum Frieden geboten, auf dem Plane.

Während Moreau siegreich nach Baiern vordrang, und Kray zum Waffenstillstand von Parsdorf (15. Juli) nötigte, verteidigte sich Massena in Genua hartnäckig gegen den langsamen Melas. Als er endlich am 4. Juni die Übergabe erreichte, fand er selbst bereits seinen Rückweg verlegt. Der erste Konsul war mit einer dem Namen nach unter Berthier stehenden Reservearmee von 40000 Mann über den Paß des Großen St. Bernhard (15.—20. Mai) in die lombardische Ebene gestiegen und um des moralischen Eindrucks willen lieber in Mailand (2. Juni) eingezogen, als dem aufs äußerste bedrängten Massena zu Hilfe geeilt. Melas begab sich nach Turin und zog seine Truppen bei Alessandria zusammen. Im Begriffe auf Piacenza loszuziehen, stieß er bei Marengo (14. Juni) auf die Franzosen, die nach sechsstündigem Kampfe sich zur Flucht wandten. Schon ritt Melas, von der Anstrengung ermattet, des Sieges gewiß, nach Alessandria zurück, da warf sich General Desaix, von Novi umkehrend, dem verfolgenden General Zach entgegen. Er selbst fällt zwar; seine Brigade wird gleichfalls geworfen. Aber Kellermann erspäht eine Lücke bei den Siegern, benutzt diese zu einem Reiterangriff. Es entsteht Verwirrung, neuer Kampf, der mit der Gefangennahme von 6000 Österreichern und ihres Kommandanten Zach endet. Melas kapitulierte schon am folgenden Tage in unberechtigter Verzweiflung und opferte gegen freien Abzug Italien den Franzosen.

Der wenn auch schwere, so doch keineswegs entscheidende Schlag rief in Wien die reinste Panik hervor, so daß ein erneutes Friedensanerbieten des menschenfreundlichen Bonaparte auf günstigen Boden fiel. Thugut warnte mit Recht vor Übereilung, ging aber, mit England verbündet, um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen, auf Unterhandlungen ein, die indes, trotz der Einräumung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, bei der Hartnäckigkeit der Franzosen sich zerschlugen. Anstatt nun den Angriff derselben in ihrer unangreifbaren Stellung hinter dem Inn abzuwarten, gingen die Österreicher unter Führung des 18jährigen Erzherzogs Johann und seines unfähigen Generalstabschefs Lauer gegen den erstaunten Moreau vor und erlitten nach einem kleinen Erfolg bei Ampfing (1. Dez.) durch einen Überfall in dem Waldterrain von Hohenlinden (3. Dez. 1800) eine völlige Niederlage. Moreau drang bis über die Enns vor.

In Italien hatten sich die Österreicher hinter dem Mincio gesammelt. Macdonald stieg unter weit schwierigeren Umständen, als Napoleon über den St. Bernhard, im tiefsten Winter über den Splügen, am 2. Jan. 1801 überschritt Brune die Etsch.

So war auf beiden Kriegsschauplätzen Österreich unterlegen. Erzherzog Karl, der jetzt abermals mit dem Oberbefehl betraut ward, vermochte dem Kriege keine Wendung zum Besseren mehr zu geben und schloß am 25. Dez. 1800 den Waffenstillstand zu Steier, durch welchen Oberösterreich, Tirol, Steiermark, Kärnten und Krain unter dem „Schutz“ der Franzosen verblieben. Der Abgang Thuguts

erleichterte den Friedensschluß, der am 9. Febr. 1801 zu Luneville, zugleich ohne Vollmacht für das Deutsche Reich, unterzeichnet ward. Grundlage desselben war für Frankreich die Rhein- und Etschgrenze. Der Kaiser behielt zwar Venetien, mußte aber die ihrer Länder beraubten Fürsten von Modena und Toskana durch deutsches Gebiet (Breisgau und Salzburg) entschädigen und in die Säkularisation der geistlichen Gebiete einwilligen. Deutschland verlor durch die Bestätigung des Friedens (am 9. März 1801) 1150 Quadratmeilen Gebiets auf dem linken Rheinufer und $3^1/_2$ Millionen Einwohner.

Eine aus acht Mitgliedern zusammengesetzte Reichsdeputation (Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Baiern, Württemberg, Hessen-Kassel, Mainz und dem Deutschmeister) zerstückelte in Regensburg (vom 2. Aug. 1802 an) die zuckenden Glieder des deutschen Leichnams, den aus Paris und Petersburg diktierten Weisungen gehorsam Folge leistend. Die Politik Rußlands hatte unter den Kriegsereignissen einen vollständigen Umschwung erfahren. Die Besetzung Maltas durch die Engländer erbitterte Paul I. und veranlaßte ihn, einen nordischen Seebund mit Preußen, Dänemark und Schweden gegen England ins Leben zu rufen (Dez. 1800). Die Ermordung Pauls (25. März 1801) sprengte denselben. Aber Alexander I. verglich sich mit England und schloß mit Frankreich (8. Okt. 1801) eine geheime Konvention, welche über Deutschland die Entscheidung fällte. Es bleibt eine ewige Schmach für die deutschen Fürsten, damals in elendester Weise durch Bestechungen und Sonderabmachungen sich von Frankreich ihren Anteil am allgemeinen Raube gesichert zu haben. Österreichs Zögerung hielt den beschlossenen Raubmord nicht auf. Am eifrigsten französisch gesinnt zeigte sich Baiern, dessen Pombal, Minister Montgelas, die Hauptstütze des deutschen Bonapartismus bildete. Am raschesten griff Preußen zu auf Grund eines unter russischer Vermittelung vereinbarten Sondervertrags vom 23. Mai 1802, indem es schon im August dieses Jahres seinen Beuteanteil mit Beschlag belegte. Endlich gab auch Österreich seinen nutzlosen Widerstand auf und ging am 26. Dez. 1802 mit Frankreich bezw. Rußland einen Sondervertrag ein.

Am 25. Febr. 1803 versetzte der Reichsdeputationshauptschluß (Hauptrezeß) dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den Todesstoß; der Reichstag nahm ihn am 24. März an, der Kaiser bestätigte ihn am 27. April. War es nicht reiner Hohn, daß die gesetzlichen Gewalten den ungesetzlichsten Beschluß, der je gefaßt ward, noch mit der hohlen gesetzlichen Form besiegelten?

Von den geistlichen Fürstentümern blieben nur drei bestehen: Das Kurerzkanzlertum des geschmeidigen Mainzers Karl von Dalberg in Regensburg nebst Wetzlar und Aschaffenburg, der Hochmeister des deutschen Ordens in Mergentheim und der Großmeister des Malteserordens in Heitersheim. An Stelle der geistlichen Kurfürstentümer traten vier neue weltliche, Württemberg, Baden, Hessen, Salzburg;

es war, wie wenn Kinder nach beendetem Schauspiele sich mit abgelegten Goldpapierkronen und Fürstenhüten putzen. Als Reichsstädte mit ewiger (!) Neutralität wurden nur sechs in die neue Spielsachen-Schachtel aufgenommen: Lübeck, Hamburg, Bremen, Augsburg, Ulm, Nürnberg. Im ganzen enthielt das Spiel noch 90 Stück Staaten und Stätchen; 112 mit über 2000 Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohnern hatten zur Aufteilung herhalten müssen für erlittene und nicht erlittene Einbuße. Österreich trat an den Herzog von Modena den Breisgau nebst der Ortenau ab und empfing dafür die Bistümer Trient und Brixen; der Großherzog von Toskana erhielt als reichen Ersatz für den Verlust seines Landes das vergrößerte Erzbistum Salzburg.

Preußen verleibte sich für 48 Quadratmeilen auf dem linken Rheinufer gegen 200 ein: Die Bistümer Hildesheim, Paderborn, den größeren Teil von Münster, vom Kurfürstentum Mainz das Eichsfeld und Erfurt, die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen, Goslar, endlich die Abteien Essen und Werden.

Hannover empfing Osnabrück.

Baiern bereicherte sich für 200 abgegebene Quadratmeilen um 290 Quadratmeilen. Durch die Säkularisation von Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau und eine Anzahl Abteien und Reichsstädte. In seiner Abrundung konnte es ein Gegengewicht gegen Österreich bilden und den Kern einer neben diesem und Preußen bereits geplanten dritten Gruppe.

Auch Württemberg ward für das abgetretene Mömpelgard reich bedacht an Klostergut und Reichsstädten und trefflich arrondiert.

Am meisten gewann Baden, 60 Quadratmeilen für 7. Gute Brocken erhaschten Hessen-Darmstadt und Nassau, namentlich Nassau-Oranien, welches für die Niederlande die Reichsstadt Dortmund, die Stifter Fulda und Corvey u. a. als Fürstentum Fulda erhielt.

Eine Anzahl kleiner Fürsten und Herren wurde mit Brosamen befriedigt; andere, namentlich Reichsgrafen, hatten das Zusehen oder kamen noch um das Ihrige.

Diese unblutige Revolution, zu welcher die Fürsten sich erniedrigten, hatten die Teilnehmer dereinst zu büßen. Sie verdienten nichts Besseres, als daß sie ein Emporkömmling wie Lakaien behandelte. Freilich litten auch Unschuldige mit den Schuldigen und am schwersten das Volk.

4. Der dritte Koalitionskrieg (1805).

Als im Jahre 1802 England und Frankreich im Frieden von Amiens sich vertrugen, hoffte man auf allgemeine Ruhe. Aber „noch war die Palme des Friedens kein Jahr gepflanzt, als ein neuer Krieg sie umstürzte, blutiger und folgenreicher als seine Urheber es geahnt hatten! Konnte die Umformung Europas“ — fragt Heeren mit

Recht — „auf halbem Weg stehen bleiben?“ Die sella curulis des Konsuls von Frankreich ward zum Thron eines neuen Princeps. Noch ehe Bonaparte denselben bestieg, erlaubte er sich zwei Gewaltthaten gegen das Deutsche Reich, wie sie eben nur rücksichtsloseste Brutalität sich gegen verächtliche Schwäche herausnehmen kann.

Da England wegen Napoleons Schalten in Italien und der Schweiz mit der Herausgabe Maltas zögerte und schon im Mai 1803 den Seekrieg wieder begann, ließ dieser den General Mortier aus Holland in Hannover einrücken, obwohl dieses als deutsches Land sich nicht in Kriegszustand mit Frankreich befand. Mit raschem Entschlusse hätte Preußen, wozu selbst der schwache Haugwitz riet, diesem Streiche durch Besetzung des Landes zuvorkommen müssen. Statt dessen ließ man sich den Rang ablaufen und vom ersten Konsul gemütlich abspeisen. Die Schwäche und Kurzsichtigkeit war wieder ein Schritt zum Abgrund, das eingeleitete Bündnis mit Rußland ein kleiner, aber zager Fortschritt. Dieser Einfall in Hannover stellte wieder die elenden Zustände der deutschen Kleinstaaterei bloß. Obgleich die hannöversche Armee in einer Stärke von 18000 Mann dem schwächeren Feinde recht wohl Widerstand hätte bieten können, versuchte man einen solchen gar nicht. Der brave Oberbefehlshaber Wallmoden-Gimborn mußte auf Weisung der Regierung im Gegenteil den Befehl erteilen, „keine Ombrage zu erregen“ und im Falle eines feindlichen Zusammenstoßes nicht zu feuern „und nur im dringendsten Notfalle das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen“. Trotzdem kam es zu einem für die Hannoveraner siegreichen Reitergefecht bei Nienburg. Am folgenden Tage jedoch (3. Juni) übergab die Regierung durch die schmachvolle Kapitulation von Suhlingen das Land mit allen Kriegsvorräten und dem ganzen Schatz den Franzosen. Da dem Heere der Rückzug hinter die Elbe nach Lauenburg verstattet war, versagte Bonaparte dem Abkommen seine Zustimmung. Als jetzt endlich die Regierung den Truppen den Angriff befahl, verweigerten sie den Gehorsam und gingen zumteil nach England hinüber, um dort als hannöversche Legion zu dienen. Die Blutsauger begnügten sich nicht mit dem Quälen des neuen Opfers, sondern vergewaltigten auch die Hansestädte, indem sie Cuxhaven und Ritzebüttel besetzten, um den Handel mit England zu verhindern. Die von Preußen begründete Neutralität Norddeutschlands war hin. Mitten zwischen den östlichen und westlichen Provinzen standen die Franzosen, bereit auch an den Thoren Preußens mit Kolbenschlägen Einlaß zu fordern.

Eine Gewalt, die über das Heiligste hinwegschreitet, achtet auch das Völkerrecht nicht und scheut vor keinem Frevel zurück. Wer dem Streben des Ehrgeizigen entgegentrat oder gefährlich zu sein schien, hatte die Existenz verwirkt. Wer das Leben Tausender kalten Herzens seinem Vorteil opfern konnte, wer Unbequeme, wie Toussaint l'Ouverture, und Pestkranke — sterben läßt, der macht sich auch kein Gewissen daraus, einen Pichegru zu beseitigen (6. April 1804), einen Moreau

nach Amerika zu verschicken, den Anführer der Chouans, Georg Cadoudal, hinzurichten (25. Juni), und einen Unschuldigen zum abschreckenden Beispiel für Schuldige büßen zu lassen. Unter der nicht erwiesenen Anklage der Teilnahme an einer royalistischen Verschwörung ließ Bonaparte den bourbonischen Prinzen, Herzog von Enghien, welcher zu Ettenheim in Baden (in der Nähe von Straßburg) sich aufhielt, am 15. März durch französische Soldaten aufheben und nach kurzem Prozeß in Vincennes erschießen. Und der deutsche Reichstag, den Schweden, Rußland und England zum Handeln trieben, ließ die Sache auf sich beruhen. Den englischen Geschäftsträger Rumbold in Hamburg, den Napoleon aus seinem Landhause wegführen ließ (25. Okt.), gab er zwar auf die Verwendung Friedrich Wilhelms III. frei, aber er kreidete diesem sein Eintreten gewissenhaft an. In Österreich bangte man vor jedem neuen Zusammenstoß. Und doch war derselbe auf die Dauer unvermeidlich, da Bonaparte sich über alle Verträge ohne Schwanken hinwegsetzte.

Nachdem er zum Präsidenten der italienischen Republik und zum Konsul auf Lebenszeit gewählt worden war (1802), erhob ihn der Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 als Napoleon I. zum erblichen Kaiser der Franzosen. Am 2. Dez. desselben Jahres ließ er sich vom Papst Pius VII. zu Paris salben und setzte sich am 26. Mai 1805 in Mailand auch die eiserne Krone des Königreichs Italien aufs Haupt. Der Advokatensohn ernannte und entthronte jetzt nach Gefallen Fürsten. Die Sprossen erlauchter deutscher Häuser fühlten sich geehrt, durch Familienbande an den Jakobiner geknüpft zu werden. Franz II. behielt die abgenutzte deutsche Krone zwar als Inventarstück des habsburgischen Schatzes noch ein wenig bei, setzte sich aber eine neue als Kaiser von Österreich (14. Aug. 1804) auf. Friedrich Wilhelm III. machte die Mode nicht mit, suchte aber trotz inneren Widerstrebens mit Frankreich auf gutem Fuße zu bleiben.

Als Napoleon im Herbste des Jahres 1804 an den Rhein zu den alten Kaiserstätten Aachen und Mainz kam, krochen die feilen Seelen vor ihm, der sie verachtete. England, Rußland und Schweden versagten dem Kaiser die Anerkennung und verbanden sich unter einander und endlich auch, als Napoleon noch die ligurische Republik zu Frankreich schlug, mit Österreich und Neapel zur dritten Koalition (11. April 1805). Preußen verweigerte aller Aufforderungen ungeachtet den Beitritt und nahm anfangs sogar, als Rußland den Durchzug seiner Truppen zu erzwingen drohte, eine entschiedene Haltung gegen dasselbe an, immer noch in dem Irrtume befangen, seine neutrale Stellung behaupten zu können. Deshalb biß es auch nicht an, als Napoleon ihm für ein Bündnis Hannover anbot. Nie hat ein Staat für seine verkehrte Politik schwerer gebüßt. Von den süddeutschen Staaten kettete Napoleon mit leichter Mühe zuerst Baierns Kurfürsten Max Joseph in einem geheimen Vertrag vom 24. Aug. 1805 an sich, dann Baden, schließlich auch Württemberg.

Da Napoleon in Boulogne großartige Vorbereitungen zu einer scheinbar beabsichtigten Landung in England traf, unterschätzte man, ohne Kenntnis von dem Bündnis mit Baiern, die Bedeutung des bevorstehenden Krieges in Deutschland und schlug los ohne genügende Streitkräfte. Nach dem vom Erzherzog Karl entworfenen fehlerhaften Plane rückte Generalquartiermeister Mack am 8. Sept. mit etwa 80000 Mann bei Schärding über den Inn, besetzte München, wo sich Kaiser Franz am 21. Sept. auch einmal ein Einzugsvergnügen gestattete, und drang bis an die Iller und an den Schwarzwald vor, mit 57000 Mann bei Ulm in vermeintlich meisterhafter Stellung den Anzug der Russen und den Angriff der Franzosen erwartend. Aber Napoleon umging ihn. Während er selbst von Straßburg gegen die Donau heranrückte, waren 200000 Mann, die Boulogner Armee, verstärkt durch Truppen aus Holland und Hannover, nach dem Süden geeilt, vereinigten sich in Würzburg mit 27000 Baiern und verlegten Mack die Rückzugslinie. Als General Bernadotte auf Napoleons Befehl durch das neutrale preußische Ansbach (3. Okt.) marschierte, ergriff den König Friedrich Wilhelm III. gerechter Zorn, so daß er erklärte, er wolle „mit dem Menschen nichts mehr zu thun haben“; er gestattete jetzt den Russen den Durchmarsch durch Schlesien und Mecklenburg und ließ sogar Truppen unter Scharnhorst (26. Okt.) in Hannover einrücken, that aber wieder nicht den einzig rettenden Schritt zum offenen Kampf gegen Frankreich, gerade als ob er Napoleon nur die nötige Rachsucht schaffen und die möglichste Zeit lassen wollte, mit ihm allein später abzurechnen. Am 12. Okt. zogen die Franzosen und Baiern in München ein, Murat, der Schwager Napoleons, und Lannes besetzten Augsburg. Hinter sich die Hauptmacht der Feinde, vor sich Ney mit 40000 Mann, versuchte Mack den Durchbruch nach Tirol, wo Erzherzog Johann stand. Der Versuch mißlang. Rings umstellt, verlor er Rat und Mut und streckte mit 23000 Mann am 17. (20.) Okt. die Waffen; am 18. Okt. ergab sich auch das Korps Wernecks, welches über Nördlingen hatte abziehen wollen. Erzherzog Ferdinand rettete im ganzen etwa 2300 Mann. „Es war ein Unglück“, äußerte Fr. Gentz, „das die Seele vernichtete und das Denken aufhob.“ In denselben Tagen erfocht zwar Nelson den Seesieg bei Trafalgar (21. Okt.), in dem er selbst fiel, aber hier lag nicht die Entscheidung. Tirol mußte geräumt werden und fiel in die Hände der Franzosen und Baiern. Erzherzog Karl verteidigte sich bei Caldiero (29.—31. Okt.) tapfer gegen Massena, mußte sich aber infolge der Mackschen Niederlage eiligst in die Erblande zurückziehen. Auch die Russen, die mittlerweile unter Kutúsow bis zum Inn gekommen waren, traten den Rückzug an, brachten aber auf demselben der Division Mortier bei Stein und Krems (11. Nov.) eine schwere Schlappe bei. Wenige Tage vorher hatte Davoust ein österreichisches Korps unter General Merveldt bei Mariazell (8. Nov.) fast völlig zersprengt. Die Straße nach Wien lag offen. Der Kaiser

floh nach Brünn. Ohne Widerstand zu finden, rückte Murat in die Kaiserstadt ein. Den Fürsten Auersberg bethörte er, die Donaubrücke, über welche der Weg nach Mähren führt, zu verlassen, indem er ihm vorspiegelte, es sei der Waffenstillstand abgeschlossen. Den Rückzug Kutúsows deckte Bagration durch seinen heldenmütigen Widerstand bei Ober-Hollabrunn (16. Nov.). Am 20. Nov. stand Napoleon bereits in Brünn.

Kutúsow, zu dessen Truppen sich Alexander I. persönlich begab, erwartete in fester Stellung bei Olmütz den Anmarsch russischer Verstärkungen und die Österreicher unter den Erzherzögen Karl und Johann, die erst zwischen Marburg und Cilli standen. In Böhmen und Ungarn bot man neue Truppen auf. Napoleon befand sich in keiner beneidenswerten Lage. Wie Mack, sah er sich von allen Seiten von heranrückenden Feinden umschlossen. Trat jetzt Preußen mit frischer Kraft in den Kampf ein, so war er verloren. Aber wo sein Genie, seine Macht, seine Diplomatie am Ende schien, da halfen ihm die Fehler der Gegner aus der Klemme.

Alle Welt erwartete den Anschluß Preußens an die Koalition. Das Volk, das Militär glühte vor Begeisterung. Am Tage vor der Kapitulation Macks benutzten die preußischen Offiziere die Vorstellung von „Wallensteins Lager" im Schauspielhaus zu Berlin zu einer Kundgebung ihres Verlangens, ihrer Hoffnung. Am 30. Okt. erschien auch der Czar Alexander und Erzherzog Anton in Berlin, um mit Friedrich Wilhelm III. eine Vereinbarung zu treffen, und brachte in der That am 3. Nov. den zaudernden König wenigstens zu dem Versprechen bewaffneter Vermittelung und thätigen Beistandes für den Fall, daß Napoleon binnen vier Wochen die auf Grund des Luneviller Friedens zu stellenden Bedingungen nicht annähme. Am Sarge Friedrichs d. Gr. besiegelten die beiden Herrscher den Potsdamer Vertrag. Im Herzen hoffte Friedrich Wilhelm aber immer noch, den Krieg vermeiden zu können, und beauftragte daher mündlich den am 14. Nov. zu Napoleon reisenden Haugwitz, unter allen Umständen den Frieden zwischen Frankreich und Preußen zu sichern. So langsam der Herzog von Braunschweig die Truppen in Bewegung setzte, so gemütlich reiste Haugwitz. Als er nach vierzehn Tagen (28. Nov.) in Brünn bei Napoleon eintraf, hielt ihn dieser hin, ließ ihn gar nicht zur Mitteilung seiner Aufträge kommen und wies ihn nach Wien zu Talleyrand. Unter allen Umständen hätten umsomehr die Verbündeten jetzt eine Schlacht vermeiden müssen. Die Russen aber drängten zu einer solchen und rückten mit den Österreichern den Franzosen auf Brünn zu entgegen, deren Feldherr, Napoleon selbst, mit Freude an seinem Krönungstage, am 2. Dez., die Schlacht annahm. Das Hauptquartier der Verbündeten, das Kaunitzsche Schloß Austerlitz, gab der Dreikaiserschlacht den Namen. Als die Sonne mit blutrotem Scheine den Morgennebel durchbrach, die „Sonne von Austerlitz", stießen die Heere auf einander. Die Franzosen zersprengten durch

Erstürmung der Höhen von Pratze das feindliche Centrum und schlugen dann die verwirrten Flügel in die Flucht, welche durch die sumpfige Gegend sehr erschwert und verlustreich ward. Die Niederlage kostete den Verbündeten 27000 Mann, eine Menge Geschütz und Fahnen, das ganze Gepäck. Die fliehenden Reste wandten sich, von Davoust verfolgt, nach Ungarn.

So sehr Alexander auf Entscheidung gedrängt hatte, so rasch neigte er sich zu einem Ausgleich. In einer Zusammenkunft mit Napoleon erwirkte er sich einen Waffenstillstand. Selbst Kaiser Franz, er, der Vertreter des legitimen Fürstentums, suchte eine Unterredung mit dem Geschöpf der Revolution nach (4. Dez.). Tief gebeugt traf er, von einem einzigen Adjutanten begleitet, mit dem von seinem glänzenden Gefolge umgebenen Gegner in der Mühle von Nasiedlowitz zusammen und gewährte durch diese Demütigung demselben den größten Triumph. Er erhielt Waffenstillstand und schloß, obgleich noch am 5. Dez. Erzherzog Ferdinand die Baiern unter Wrede bei Iglau schlug, auch Erzherzog Karl sich näherte, von den Russen schnöde im Stiche gelassen, am 26. Dez. 1805 den Frieden zu Preßburg, in welchem Österreich Venedig an Frankreich, Tirol, Vorarlberg und Passau an das verräterische Baiern, Vorderösterreich an Baden und Württemberg abtrat. Im ganzen verlor es 1140 Quadratmeilen und zahlte noch 40 Millionen Gulden Kriegskosten. Am Tage nach dem Preßburger Frieden erhob Napoleon unter fast höhnischer Betonung ihrer fortdauernden Zugehörigkeit zur »Confédération germanique« die Vasallen von Baiern und Württemberg zu Königen, den Kurfürsten von Baden zum Großherzog. Der Kurfürst von Salzburg, dessen Land an Österreich fiel, empfing Würzburg.

Der Tag von Austerlitz schuf für Preußen eine veränderte Sachlage, die Haugwitz eigenmächtig nach seinem Verstand ausnutzte, indem er, statt Napoleon mit Krieg zu bedrohen, sich zu dem Schutz- und Trutzbündnis von Schönbrunn (15. Dez. 1805) bethören ließ, das am 15. Febr. 1806 durch den härteren Pariser Vertrag ersetzt ward. Preußen sollte zu ewigem Besitze Hannover bekommen, trat dafür das rechtsrheinische Kleve, die Festung Wesel, das Fürstentum Neufchatel und Valengin an Frankreich, Ansbach an Baiern ab. Das Abkommen entzweite, wie Napoleon richtig berechnet. Preußen mit England und schädigte durch die Verschließung der Nordseehäfen für dessen Schiffe den Handel aufs empfindlichste. Und doch mußte es bald erkennen, daß es, anstatt sich den Frieden zu erhalten, erst recht den Krieg heraufbeschworen hatte. Britische und schwedische Schiffe blockierten seine Häfen. Am 11. Juni 1806 mußte es auf Napoleons Befehl an Großbritannien den Krieg erklären. Fast gleichzeitig bot der Machthaber in London, wo auf den kriegerischen Pitt der versöhnlichere Fox gefolgt war, wieder Hannover, wie in Rußland Südpreußen an. Ohne weiteres ließ er die Abteien Elten, Essen und Werden als klevische „Dependenzen“ besetzen, soviele Fußtritte gegen

das verhaßte Preußen, als Schritte. Wenngleich der gutgesinnte und klügere Minister Hardenberg, um die Lage seines Königs nicht noch mehr zu erschweren, im April 1806 seinen Platz wieder dem Windbeutel Haugwitz eingeräumt hatte, besaß er doch das Vertrauen seines Herrn und wirkte auf engeren Anschluß an Rußland hin. Denn auf die Dauer war der Krieg mit dem Bedrücker nicht zu vermeiden. Denn dieser hatte ihn, wie selbst Haugwitz erkannte, fest beschlossen und wartete nur auf die gelegene Stunde.

5. Des Reiches Bestattung (1806).

Der neue Weltherrscher verfügte jetzt nach Willkür über Länder, Völker, Fürsten. Hatte er schon von Schönbrunn aus (26. Dez. 1805) die Dynastie der Bourbonen in Neapel für abgesetzt erklärt und seinem Bruder Joseph (1806—1808) den Thron übergeben, in Holland seinen Bruder Ludwig (1806—1810) als König eingesetzt, so erhob er den Gascogner Murat, seinen Schwager, zum Großherzog des von Baiern abgetretenen Berg mit dem seither preußischen Kleve, seinen Kriegsgefährten Berthier zum Fürsten des ehemals preußischen Neufchatel; seinen Oheim, den Kardinal Fesch, ließ er zum Koadjutor und Nachfolger seines allzeit getreuen Dalberg ernennen. Am 14. Jan. 1806 vermählte er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, mit der Prinzessin Auguste von Baiern; seine Adoptivtochter Stephanie, Nichte der Kaiserin Josephine, verheiratete er mit dem Kurprinzen Karl von Baden (8. April), in den folgenden Jahren seinen Bruder Jérome mit Katharina von Württemberg, den General Berthier mit Maria Elisabeth von Baiern.

Süddeutschland, obwohl schwer gedrückt durch die pressende und prassende Soldateska, feierte den Despoten und lieferte ihm allzeit bereit das verlangte Kanonenfutter. Baiern verkündete amtlich in seiner Staatszeitung zum 1. Jan. 1806: „Hoch lebe Napoleon, der Wiederhersteller des baierischen Königtums!“ Den fürstlichen Beruf bethätigte man durch Nachahmung napoleonischen Regimentes. Württemberg und Baden beseitigten die ständischen Institutionen und „Vater“ Max Joseph rückte den Reichsrittern auf den Leib. Schon am 2. Febr. 1806 schrieb der Oberherr an Friedrich von Württemberg: „Baiern und Baden haben die Mediatisierungsakte unterzeichnet, thun Sie desgleichen.“ Empört über die ehrlose Haltung der Fürsten erklärte Gustav IV. Adolf, der hartnäckigste Verteidiger der Legitimität, seinen Austritt aus dem verkommenen Bunde, da „einzig Usurpation und Egoismus die Entschließungen des Reichstags beeinflußten“. Hessen-Kassel dachte an einen Bund der kleineren Staaten unter fremdem Protektorate. Der speichelleckende Dalberg aber wies den französischen Gesandten in Regensburg und Napoleon selbst auf die Zerrüttung des Reiches und seine notwendige Wiedergeburt durch ihn hin,

indem er sich zu der Aufforderung verstieg: „Sie sind Karl der Große: seien Sie der Regler, der Heiland Deutschlands, der Wiederherstellter seiner Verfassung. Möchte das abendländische Kaisertum doch wieder erstehen im Kaiser Napoleon, das Reich Karls des Großen, bestehend aus Italien, Frankreich und Deutschland!“ Dieser aber bedurfte keines Rates. In Paris setzte er für seine Satrapen eine Neuordnung fest und ließ, ohne viel Federlesens zu machen, dieselbe am 17. Juli 1806 unterzeichnen: die ewig beschämende Rheinbundakte (datiert vom 12. Juli 1806). Aufs Wort des Zuchtmeisters gehorsam, sagten sich durch dieselbe sechzehn Fürsten des südlichen und westlichen Deutschland vom Reiche los und stifteten den sogen. Rheinbund (Confédération du Rhin) unter der Schutzherrlichkeit des erhabenen Kaisers der Franzosen, „dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben“. Diese „Souverains“ waren außer dem „Fürsten Primas“ Erzkanzler Dalberg, die von Baiern, Württemberg, Baden, Kleve-Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Aremberg, Liechtenstein, von der Leyen. Sie teilten die noch übrigen Reichsstädte und Herrschaften der Reichsfürstchen, Reichsgrafen und Reichsritter unter einander auf, so daß von Reichsstädten nur noch die alten Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen blieben. Jetzt gab es in der That, wie schon im Anfang des Jahres die Mainzer Zeitung frohlockte, „kein Deutschland mehr“, dafür nach dem Ausdrucke Gentz' eine „Schimpf- und Spottkonstruktion von Sklavenvölkern unter Despoten, die wieder unter einem Oberdespoten standen“, ein Gebiet von 2400 Quadratmeilen mit 8 Millionen Einwohner umfassend. Der neue Staatenbund, dessen Vertretung zu Frankfurt in einem königlichen und einem fürstlichen Kollegium tagen sollte, hatte dem Protektor für jeden Krieg 63000 Mann zu stellen. Die Bundesversammlung trat nie zusammen. In einer Note an den alten deutschen Reichstag erklärte Napoleon am 1. Aug. 1806, daß er die Existenz eines „deutschen Bundes“ nicht mehr anerkenne, aber den Titel eines „Protektors des Rheinbundes“ in der friedlichen Absicht angenommen habe, „damit seine Vermittelung zwischen den Starken und den Schwachen jedem Streit vorbeuge“; mit der heuchlerischen Versicherung, nur die Ruhe Europas im Auge zu haben, verband er die Hoffnung, daß die französischen Armeeen „zum letztenmal den Rhein überschritten“ hätten, und das Versprechen, „er werde die Grenzen Frankreichs niemals jenseits des Rheins ausdehnen“. Das hinderte ihn nicht, die Befestigungen von Mainz auf die rechte Seite des Stromes zu erstrecken und Wesel stärker zu befestigen. Ein Gegenstück zur kaiserlichen Erklärung bildet die an demselben Tage erfolgende Lossagung der Rheinbündler vom seitherigen Reichskörper. Nach diesem Vorgange blieb dem Reichsoberhaupt nichts anderes übrig, als „sein Amt und seine Würde als erloschen“, sich von den „übernommenen Pflichten gegen das

deutsche Reich losgezählt" anzusehen und „die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte Kaiserliche Regierung niederzulegen". Mit dieser Abdankung am 6. Aug. 1806 löste Franz II. das „Band", welches ihn und die seitherigen Reichsangehörigen an Deutschlands Leichnam geknüpft hatte.

Nur wenige Stimmen erhoben sich, um ihrem Schmerze und ihrem Ingrimme Luft zu machen, der schon genannte Friedrich Gentz und Ernst Moritz Arndt. Da der Gebietiger dieser und anderer, welche die Sprache der Wahrheit redeten, nicht habhaft werden konnte, statuierte er wieder einmal an einem Unschuldigen ein warnendes Beispiel. Den Nürnberger Buchhändler J. Ph. Palm, der sich weigerte den Verfasser einer an sich harmlosen Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", den Ansbacher Konrad von Yelin, zu nennen, ließ er am 26. Aug. 1806 zu Braunau am Inn erschießen, der beste Beweis, wie er die „Souveränität" seiner Satrapen achtete. Fr. L. Jahn nannte seitdem das Erschießen nur „palmen" und „bepalmen".

6. Der Fall Preußens (1806 und 1807).

So schwere Schuld die Rheinbundfürsten auf sich luden, der Vorwurf, den sie in ihrer Erklärung vom 1. Aug. 1806 gegen Preußen wegen des Baseler Friedens versteckterweise erhoben, war nicht unbegründet. „Von diesem Augenblicke an mußten notwendig alle Begriffe von einem gemeinschaftlichen Vaterlande und Interesse verschwinden." Preußen hatte in kurzsichtiger Politik seinen Vorteil nur in Ländererwerb gesehen, nicht aber in der weit wichtigeren Aufgabe, sein Ansehen in Europa zu erhalten. König Friedrich Wilhelm III. (geb. 3. Aug. 1770, vermählt 1793 mit der hochherzigen Luise von Mecklenburg-Strelitz) hatte zwar im Inneren durch Ersparungen und Reformen wohlthätig regiert, aber zu unselbständig in den wichtigsten Fragen der auswärtigen Politik, beraten von unfähigen oder gar untreuen Kabinettsräten wie Lucchesini und Lombard und dem unseligen Minister Haugwitz, die unsicherste Stellung bei allgemeinem Kriege beobachtet, Neutralität. Er hatte den Zeitpunkt verpaßt, die noch vorhandene Kraft in eine Wagschale des Kriegsglückes zu werfen und den Ausschlag für Recht und Freiheit der Völker Europas zu geben. Daß er an das Schwert schlug, ohne es zu ziehen, war ein Fehler, den ihm am wenigsten der verzieh, welchem das Klirren galt. Daher verfuhr Napoleon gegen Preußen, wie gegen eine kaum zu rechnende Größe, nicht weil er es geringschätzte, sondern um diesen einzigen noch selbständigen Staat Mitteleuropas zu seinen Füßen zu sehen. Darum reizte er es mit Hannover. Das Anerbieten vom 22. Juli, ein norddeutsches Kaisertum zu errichten, war so wenig ehrlich gemeint, daß er gleichzeitig die Höfe von Dresden und Kassel vor den dahinzielenden Absichten Preußens warnte. Haugwitz aber

traute Frankreich, und der König verließ sich auf Haugwitz. Die schonungslosen Angriffe, welche schon im Mai 1806 der Leiter des preußischen Finanzwesens, Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein (geb. 26. Okt. 1757 zu Nassau, seit 1780 in preußischen Diensten) in einer an den König gerichteten Denkschrift über die Lage des Staates gegen die herrschende Kabinettsmißwirtschaft und deren Persönlichkeiten, den „physisch und moralisch gelähmten und abgestumpften" Lombard, den „Lügner" und „Wollüstling" Haugwitz, den „beschränkten Kopf" Köckeritz u. s. w. unternahm, wagte niemand, auch die Königin Luise nicht, zur Kenntnis des Monarchen zu bringen. Der maßlose Ton würde denselben nicht mit Unrecht erzürnt, die Kraft der Wahrheit aber, wenn vom Richter selbst ausgesprochen, zweifellos belehrt, überzeugt und gerettet haben. Als am 2. Sept. eine neue inhaltlich ähnliche, in der Form viel mildere Eingabe, verfaßt von dem Geschichtschreiber Johannes Müller und unterzeichnet von den Prinzen Louis Ferdinand, Heinrich und Wilhelm, dem General Rüchel, dem Obersten Phull und Stein, unter unbestimmter Bezugnahme auf umlaufende Gerüchte und ohne rechte Begründung die Entfernung der unehrlichen Ratgeber forderte, erteilte der König dem intellektuellen Urheber Stein einen Verweis, ließ die Angeschwärzten in ihren Stellungen, nahm die notwendige Umgestaltung der Regierung nicht vor und entschied sich trotz inneren Grolles über die französische Treulosigkeit noch nicht für den Krieg.

Doch hatte er, als am 7. Aug. Lucchesini meldete, Napoleon habe den Engländern die Rückgabe Hannovers angesagt, die Mobilmachung des Heeres (9. Aug. 1806) angeordnet, die in Volk und Heer großen Jubel erregte. Die Andeutung, daß man die Räumung Deutschlands von französischen Truppen als Bedingung für den Bestand des Friedens ansehe, schreckte Napoleon umsoweniger, als er gerade jetzt in Verhandlungen über ein russisch-französisches Bündnis dem russischen Bevollmächtigten Oubril diese zugesagt und die Hoffnung gewonnen hatte, sich mit den letzten Feinden, England und Rußland, zu vertragen. Die Verwerfung des Oubrilschen Abkommens durch Alexander verschaffte Preußen wenigstens Aussicht auf dessen Beistand. Mit Schweden glich es sich leicht aus, langsam mit England, konnte aber von diesen Staaten so wenig wie von Österreich, wo Graf Stadion gerne losgeschlagen hätte, Hilfe erwarten. Ehe die russische Unterstützung nahen konnte, hatte Napoleon Preußen niedergeschmettert. So rächte sich falsche Berechnung: Erst zu spät zum Handeln entschlossen, dann zu früh den Fehdehandschuh hingeworfen und doch wieder zu spät geschlagen.

Als am 7. Sept. Napoleon dem Nachfolger Lucchesinis, von Knobelsdorff, ankündigte, er rufe nur seine Truppen zurück, wenn Preußen abrüste, war der Krieg so gut wie erklärt, und Preußen hätte unverzüglich vorgehen müssen. Aber es stellte erst am 1. Okt. in einem Ultimatum die Forderungen: Räumung Süddeutschlands,

Rückgabe von Essen, Elten, Werden an Preußen, von Wesel an Berg, Zustimmung zur Bildung eines norddeutschen Bundes unter Preußens Führung. Auf die vorauszusehende Ablehnung dieser Bedingungen erklärte Preußen am 9. Okt. den Krieg, allein unterstützt von Sachsen und Weimar, und fühlte schon tags darauf die schwere Hand dessen, den es zum Waffengang gefordert, weil es sich über seine eigenen Kräfte vollständig getäuscht hatte.

Während die feindlichen Truppen sich in 15jährigen Kriegen ausgebildet und abgehärtet, durch glänzende Erfolge genialer und kühner Führer, vor allem ihres Meisters Napoleon, ein berechtigtes Vertrauen auf diese und sich selbst erworben hatten, glich die preußische Armee einer veralteten, blank geputzten Maschine, die bei Kunstvorstellungen noch ihre Besitzer befriedigen mochte, die aber zur praktischen Verwendung kaum mehr taugte. Man war „eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen", hatte in Zahl, Zusammensetzung, Leitung, Verpflegung der Truppen, in Taktik und Erziehung zur Kriegstüchtigkeit keinen, den Zeitforderungen entsprechenden Fortschritt gethan. „Es war nicht zu verkennen", gesteht ein Mitkämpfer, „unser Körper war krank, und mit jedem Schritte zeigten sich die Gebrechen einer veralteten Taktik. Ohne es zu wissen, waren wir in Schwerfälligkeit, Unbehülflichkeit und pedantischen Formen untergegangen; der größere Teil unserer Führer war alt und abgelebt, barbarische Strenge und Grobheit waren der Deckmantel ihrer Schwächen, bei jedem ungewöhnlichen Ereignis verloren sie den Kopf, was bereits viele Beispiele bewiesen hatten, und unsere Bewegungen kurz vor der Schlacht zeigten, daß die Offiziere wie der Soldat ihres Handwerks außerhalb der Grenze des Exerzierplatzes ganz unkundig waren ... In den Bataillonen selbst herrschte während des Marsches eine solche pedantische Strenge, daß kein Soldat aus dem Tritt kommen und so zu sagen keine andere Bewegung als mit den Füßen machen durfte; der Stock regierte nach Herzenslust."

Den Oberbefehl über das höchstens 150000 Mann starke Heer führte wieder der alte Herzog Karl von Braunschweig. Mit genauer Not erreichte es der Generalquartiermeister Scharnhorst, daß man wenigstens zu selbständigerer Bewegung geeignete Divisionen nach französischem Muster bildete. Da der Angriff auf Süddeutschland sich richten sollte, sammelte man die Streitkräfte in der Provinz Sachsen und Thüringen. Seit dem 23. Sept. befand sich der König, von seiner Gemahlin begleitet, selbst bei dem Heere. Aber man beriet über den Angriffsplan hin und her und ließ dem Gegner bequem Zeit, seine ganze Streitmacht von 200000 Mann zu sammeln und so aufzustellen, daß er den Vorteil des Angriffs gewann. Am 1. Okt. setzte sich endlich auf Scharnhorsts Drängen die preußische Armee nach den Saalepässen in Bewegung, machte aber schon am 5. Okt. wieder Halt auf der Linie Eisenach-Gotha-Erfurt-Weimar-Jena, um vor Ablauf der in dem Ultimatum gestellten Frist (8. Okt.) den Frieden nicht zu

brechen. Am weitesten vorgeschoben stand bei Rudolstadt die Vorhut des von dem Prinzen Hohenlohe-Ingelfingen geführten linken Flügels, der mit 40000 Mann zwischen Saale und Elster Stellung eingenommen hatte, und die Division Tauenzien bei Hof. Rüchel lag mit 40000 Mann in der Gegend von Eisenach, der Oberfeldherr selbst mit 70000 Mann bei Erfurt. Der klare Blick des Königs schaute trüb der nächsten Zukunft entgegen, und seine Besorgnis teilten still alle Einsichtigen, namentlich Scharnhorst. Der gedrückten Stimmung entsprach das von Lombard verübte saft- und kraftlose Kriegsmanifest. Fast die einzige, die den Kopf hoch hielt, war Königin Luise. Gegen diese, welche schon französische und leider auch feile deutsche Zeitungen aufs schändlichste der Einmischung in die Staatsangelegenheiten beschuldigt und verleumdet hatten, spritzte Napoleon in dem ersten Kriegsberichte vom 8. Okt. sein Gift aus: „Die Königin von Preußen" — spottete dieser — „befindet sich bei der Armee als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments. Tagtäglich schreibt sie zwanzig Briefe, um von allen Seiten die Kriegsflamme zu wecken. Man glaubt Armida zu sehen, welche in ihrem Wahnsinn das Feuer in den eigenen Palast wirft." Als Napoleon am 6. Okt. in Bamberg eintraf, standen seine Truppen bereit, in drei Heeressäulen in Thüringen einzumarschieren. Schon tags darauf begann die rasche Vorwärtsbewegung gegen die linke Flanke des preußischen Heeres. Karl von Braunschweig verfügte erst am 9. Okt. Zusammenziehung und Vormarsch der Truppen. Aber schon war Tauenzien von Hof auf Schleiz, von da unter hartnäckigem Gefechte nach Auma zurückgedrängt. Die Vorhut des linken Flügels unter Prinz Louis Ferdinand, welche von Rudolstadt nach der Enge von Saalfeld vorgerückt war, erlag der dreifachen Übermacht der Generale Lannes und Augereau am 10. Okt.; der tapfere Führer fiel selbst im Kampfe.

Da durch die Besetzung Naumburgs die Gefahr der Umgehung zweifellos lag, beschloß das Hauptquartier hinter der Unstrut Stellung zu nehmen und zog alle vorgeschobenen Abteilungen zurück. Hohenlohe erhielt den Befehl, zur Deckung der linken Flanke auf der Hochebene zwischen Weimar und Jena stehen zu bleiben, einen Kampf aber zu vermeiden. Während französische Chasseurs schon in Leipzig einritten, erreichte das Hauptheer Braunschweigs auf seinem Rückzuge am Abende des 13. Okt. von Weimar aus Auerstädt und war von seinen Magazinen in Hof, Naumburg, Zwickau und Weißenfels abgeschnitten. Am Morgen des 14. Okt. entwickelte sich aus einem Gefechte, welches die Reiterei der Vorhut unter Blücher beim Dorfe Hassenhausen mit dem vorrückenden Feinde bestand, zwischen dem Herzog von Braunschweig und den Marschällen Davoust und Bernadotte die Schlacht bei Auerstädt. Der linke Flügel, geführt von Scharnhorst, siegte. Als aber der rechte geschlagen und durch die tödliche Verwundung des Herzogs von Braunschweig, den ein Schuß des Augenlichts beraubte,

die einheitliche Leitung fehlte, sah sich auch der linke Flügel im Rücken umfaßt und zum Rückzuge gezwungen. Scharnhorst, selbst verwundet, bahnte sich, „eine Muskete in der Hand mit den letzten Musketieren" einen Weg. Nach seinem gewiß maßgebenden Urteil entzog den Preußen „das schlechte Betragen mehrerer Kavallerie-Regimenter; die Konfusion im Kommando, das Zurückhalten des Reserve-Korps, $^2/_5$ der Armee unter Kalkreuth" bei Eckartsberga, den Sieg, den die Franzosen übrigens auch teuer erkaufen mußten. Die Truppen hatten sich des preußischen Namens würdig geschlagen; auch die Offiziere meist ihre Schuldigkeit gethan. Scharnhorst aber war über den unglücklichen Ausgang des Kampfes „rasend" und „klagte bei dem König alle die an, welche es verdienten". Vergeblich riet Blücher zur Erneuerung der Schlacht; in unbegreiflicher Kopflosigkeit befahl der König nicht die Abbiegung nach der Unstrut, sondern den Rückzug auf Weimar, wo sie mit den von Jena her fliehenden Truppen zusammentreffen und die Verwirrung vermehren mußten.

Hohenlohe hatte, den ihm erteilten Weisungen allzu gehorsam, nicht nur eine Schlacht gegen die in das Saalethal rückenden Franzosen vermieden, sondern sich nicht einmal der beherrschenden Höhen versichert. Marschall Lannes besetzte am 13. Okt. früh Jena und den Landgrafenberg, sowie den Windknollen, die Höhen am linken Ufer der Saale, von denen aus er die ganze preußische Stellung überblicken konnte. Napoleon, von dessen Anwesenheit Hohenlohe nichts ahnte, ließ in der Nacht Geschütze auf den Landgrafenberg schaffen, um am Morgen des 14. Okt. mit aller Kraft zum Angriff zu schreiten. Sorglos lagen die Preußen, etwa 50000 Mann gegen 70—80000 Mann, weit auseinander: Holzendorf mit 6000 Mann bei Dornburg, Tauenzien mit 8000 Mann vor Vierzehnheiligen, Hohenlohe selbst mit 22000 Mann bei Kapellendorf, Rüchel mit der Reserve noch bei Weimar. Das feindliche Centrum stand schon auf gleicher Höhe, der linke Flügel drang im Mühlthal aufwärts längs der Straße nach Weimar vor, der rechte nördlich davon durch das Rauhenthal auf die Hochfläche. Der erste Stoß traf Tauenzien, der vor der Übermacht nach Vierzehnheiligen zurückweichen mußte; Holzendorf wurde nach Apolda abgedrängt. Um das Dorf Vierzehnheiligen entspann sich ein mörderischer Kampf mit Ney und Lannes. Als Augereau und Murat die Stellung von beiden Seiten umfaßten, war die Niederlage der Preußen entschieden und konnte auch durch Reiterangriffe nicht mehr abgeschwächt werden. Als Rüchel um 2 Uhr bei Kapellendorf eintraf, konnte er schon die Auflösung des Hohenloheschen Heeres erkennen, ließ aber, „um die Aufmerksamkeit der Soldaten von dem unangenehmen Schauspiel abzuziehen", „eine nur noch größere Strenge der Marschordnung beobachten", „Fuchtel und Stock regierte nach gewohnter Art wie auf dem Exerzierplatz"; eine wahrscheinlich gefälschte Bleistiftnotiz des Fürsten Hohenlohe, welche Besiegung des Feindes „auf allen Punkten" meldete, belebte den Mut

der Soldaten, daß sie unter dem Gesange des Schillerschen Liedes „Frisch auf, Kameraden“ in den Kampf eintraten, „bis endlich das Pfeifen der Kugeln dem Schwanengesange ein Ende machte“ und die Verwirrung sie mit fortriß. Das Hohenlohesche Korps ward völlig zersprengt und floh teils nach Erfurt, teils nach Osten. Die fliehenden Scharen brachten dem Könige erst Kunde von dem furchtbaren Schlage und verbreiteten nun auch den Schrecken in die noch leidlich zusammengehaltene Hauptarmee. Je höher gespannt vorher die Hoffnung und die Siegesgewißheit bei den Offizieren und Mannschaften gewesen war, um so mehr schmetterte sie das Unglück nieder. Alles floh nach Sömmerda, in wildem Durcheinander die Geschlagenen von Auerstädt, die Zersprengten von Jena. Schon am Abende nach der Schlacht zogen hinter den flüchtigen Preußen her die Franzosen in Weimar ein und plünderten nach Herzenslust, bis Napoleon, der am 15. Okt. ankam, aus Hochachtung für die in der Stadt gebliebene Herzogin, dem Treiben der Löffelgarde Einhalt gebot. Nur mit Mühe entging Karl August dem ihm zugedachten Schicksal der Absetzung und trat mit dem zum Königreich erhobenen Kursachsen, Gotha, Meiningen, Hildburghausen und Koburg dem Rheinbunde bei.

Die Folgen der Schlacht für Preußen waren entsetzlich: der Verlust an Mannschaften, den die Sieger auf 30—40000 Gefangene, darunter 20 Generale, und 20000 Tote und Verwundete angaben, überstieg alle je erlittenen Niederlagen des preußischen Heeres; sein Bestes war hin, mit dem Rufe der Unbesiegbarkeit das Selbstvertrauen. Die Fassungslosigkeit raubte alle ruhige Erwägung. Der König bat vergebens den Sieger um Waffenstillstand. Die Friedensanerbietungen enthielten so demütigende Bestimmungen, daß die Ehre die Annahme verbot. Die alten hochweisen Generale wußten jetzt gegen das verachtete „Lumpengesindel“ keinen Rat. Die Soldaten fluchten den „Federbüschen“, ihren Führern, die sie ins Unglück geführt, und verließen scharenweise die Fahnen. Schon am 15. Okt. legte Napoleon den preußischen Provinzen diesseit der Weichsel 159½ Millionen Franks Kriegskontribution auf und ergriff am 23. Okt. Besitz von dem preußischen Gebiet zwischen Rhein und Elbe, von Fulda, Hannover, Osnabrück und Ostfriesland, Münster; an demselben Tag setzte er den zweideutigen Kurfürsten Wilhelm von Hessen ab und nahm sein Land in Verwaltung. Das gleiche Schicksal traf Braunschweig, dessen unglücklicher Herzog nicht einmal die Erlaubnis erhielt, in seinem Lande den Tod zu erwarten. Nach qualvollem Leiden starb der Geschlagene, Entthronte, Verbannte in Ottensen bei Altona am 10. Nov. — Die ganze Jämmerlichkeit des alten Systems trat zutage bei der Haltung der Festungskommandanten, denen der alte Möllendorf durch die schmachvolle Übergabe des wohlversehenen und stark befestigten Erfurt am 15. Okt. ein verderbliches Beispiel gab. Ohne einen Schuß zu thun, streckten 10000 Mann die Waffen und lehnten die lächerlich leichte Befreiung ab. Die Hauptarmee, jetzt unter Hohenlohes Ober-

befehl, zog, sich allmählich wieder einigermaßen ordnend, über Nordhausen und Mansfeld auf Magdeburg zu, um die Elblinie zu sichern, während Blücher und Scharnhorst, sowie Karl August im Bogen durch den Harz nach der Altmark marschierten. Unterdessen rückten die Franzosen über Leipzig und Halle geraden Wegs auf Berlin los. Die Niederlage des Reservekorps unter Prinz Eugen von Württemberg bei Halle öffnete die Straße nach der Hauptstadt, in die schon am Abende des 24. Okt., an welchem auch Spandau sich auf die erste Aufforderung ergab, die ersten Franzosen einzogen. Die Kassenbestände hatte der Freiherr vom Stein rechtzeitig nach Königsberg in Sicherheit gebracht; die Räumung des reichen Arsenals verhinderte der Fürst Hatzfeldt, der als Stellvertreter des Gouverneurs fungierte. Dieser selbst, Graf von der Schulenburg, war nach Preußen abgereist, nachdem er die Bildung einer Freischar untersagt, „Ruhe" als „die erste Bürgerpflicht" verordnet hatte. Am 27. Okt. hielt Napoleon durch das Brandenburger Thor, dessen Siegeswagen mit dem Degen und den Orden Friedrichs des Großen als Trophäe nach Paris geschickt wurde, die Linden hinab seinen Einzug in Stadt und Schloß des Großen Kurfürsten und des Großen Königs. Die Beamten leisteten, gefügige Werkzeuge, dem Eroberer den Eid der Treue, selbst sieben Minister. Auch der charakterlose Joh. Müller, der „glaubenswerte" Mann des Schillerschen Tell, ging über. Elende Blätter, wie der „Telegraph" und die „Vossische Zeitung" öffneten ihre Spalten den gemeinsten Schmähungen gegen die edle Königin Luise. Triumphierend meldete der Kaiser dem Sultan: „Preußen ist verschwunden"; — das alte. Bei den Unterhandlungen über den Frieden steigerte Napoleon seine Forderungen so sehr, daß trotz der Anstrengungen der vertrauensseligen Friedenspartei der König am 21. Nov. die zu Charlottenburg getroffene Vereinbarung (vom 16. Nov.) ablehnte und an Rußland festhielt. Dieser männliche Entschluß war der erste Vorbote einer Wandelung. An demselben Tage erließ Napoleon von Berlin aus das Dekret, welches die Kontinentalsperre gegen die englischen Waren aussprach und damit den Handel Europas auf lange Zeit lahmlegte.

Inzwischen waren Schlag auf Schlag Hiobsposten an den auf dem Wege nach Preußen begriffenen König gelangt. Als Hohenlohe Magdeburg erreichte, erklärte der Kommandant, er könne nicht für die Verpflegung sorgen. Daher suchte er nach Stettin zu gelangen; aber Lannes und Murat schnitten ihm den Weg nach der Oder ab; wenigstens behaupteten sie es, als sie ihn bei Prenzlau in der Uckermark erreichten, und verleiteten den durch seinen Generalstabschef Massenbach Irregeführten mit etwa 11000 Mann am 28. Okt. die Waffen zu strecken. Kleinere Abteilungen folgten dem Beispiele in den nächsten Tagen. Nur 16000 Mann gelangten an die Oder. Stettin übergab der 81jährige Romberg mit 5000 Mann an 800 Husaren. Ebenso feige verfuhr Oberst Ingersleben, der Küstrin am 1. Nov.

überlieferte an Truppen, denen er selbst die Kähne zum Übersetzen stellen mußte. Am jammervollsten benahm sich Magdeburg. Am 8. Nov. öffnete der 73jährige General von Kleist die Thore dieses Bollwerks, welches monatelang hätte Widerstand leisten können. Denn es war reichlich Proviant und Munition vorhanden; 600 Geschütze machten die Festung sturmsicher; die Besatzung zählte 24 000 Mann; aber die 20 Generale waren zusammen an 1400 Jahre alt. Die Übergabe von Hameln und Nienburg beendete die preußische Herrschaft links der Elbe.

Auch der wackere Blücher entging dem traurigen Schicksal der Waffenstreckung nicht, er, der es am wenigsten verdiente. Nach seiner Vereinigung mit Karl August bei Wolfenbüttel zog er durch die Altmark nach der Übergangsstelle von Sandau a. d. Elbe oberhalb der Havelmündung und reichte, obwohl von den Franzosen scharf verfolgt, schon am 24. Okt. dem Korps Hohenlohes bei Neustadt an der Dosse die Hand. Auf die Kunde von dessen Kapitulation führte er seine und Karl Augusts Truppen, etwa 22 000 Mann, von Murat, Bernadotte und Soult gedrängt, durch Mecklenburg wieder nach der Elbe hin, mußte aber zurück nach Lübeck. Beim Sturme auf dasselbe (6. Nov.) gerieten York, der am 26. Okt. im Rückzugsgefechte von Altenzaun die preußische Waffenehre wiederhergestellt hatte, und Scharnhorst in Gefangenschaft. Blücher schlug sich mit noch etwa 9000 Mann nach Ratkau durch, mußte aber hier kapitulieren, „weil er kein Brot und keine Munition mehr“ hatte (7. Nov.).

Die Verwerfung des Charlottenburger Vertrags, wie sie im Hauptquartier zu Osterode beschlossen ward (21. Nov.), leitete den zweiten Teil des Krieges ein und bahnte zugleich eine allmähliche Änderung der seitherigen Regierungsform an. Graf Haugwitz nahm seinen Abschied; auch Lombard, den die Königin in Stettin sogar hatte verhaften lassen, nahm nicht mehr an der Regierung teil; aber Beyme blieb. Stein, dem der König das Ministerium des Auswärtigen antrug, lehnte ab, weil die Zwischenregierung des Kabinetts nicht beseitigt ward, und wurde nun in Ungnaden als ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger Staatsdiener“ entlassen, „der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Launen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung“ handele. Nach Nassau sich zurückziehend, beschäftigte er sich mit Entwürfen für eine Reform der Verwaltung. Erst im April des Jahres 1807 trat der geeignete Mann an das Ruder, der ebenso kluge, als gut deutsch gesinnte Hardenberg. Unterdessen hatte man sich zu energischem Widerstande aufgerafft. Napoleon insurgierte Polen und umfaßte dadurch die preußische Stellung hinter der Weichsel in der linken Flanke. Da die Russen unter Bennigsen zurückwichen und somit auch das schwache preußische Korps Lestocqs zur Aufgabe der Weichsellinie nötigten, überschritten die Franzosen den Strom und belagerten Graudenz, das aber der alte

Courbière mit Zähigkeit hielt. Auch sonst zeigte sich wieder der kriegerische und vaterländische Geist lebhafter. Schlesien blieb dem Könige erhalten durch die Rührigkeit, mit welcher der Major Graf Götzen im Geiste Scharnhorsts das Volk selbst zum Kampfe gegen die Feinde entflammte und alle Mittel des Widerstandes gegen die unter Jerome eindringenden Baiern und Württemberger aufbot. Doch konnte er den Fall mehrerer Festen nicht verhindern. Es ergaben sich nach und nach Glogau, Breslau, Brieg, Schweidnitz, erst am 16. Juni 1807 auch Neisse. Dagegen hielten sich wacker Kosel und Glatz, sowie Silberberg. Im Norden verteidigte sich Kalkreuth in Danzig lange, mußte aber am 25. Mai, von einer dreifachen Übermacht unter Lefèvre bedrängt, kapitulieren; er erhielt freien Abzug. Am hartnäckigsten widerstand Kolberg, dessen Bürgerschaft unter dem erprobten alten Joachim Nettelbeck sich eifrig an der Verteidigung beteiligte, während der kecke Husarenlieutenant Ferdinand von Schill die Belagerer durch kühne Ausfälle belästigte. Vom April an leitete der Major August Neidhart von Gneisenau mit Kraft und Umsicht die Verteidigung bis zum Eintritt des Friedens.

Im offenen Felde schlugen sich Russen und Preußen gut; aber nach dem blutigen Gefechte von Pultusk am Narew (26. Dez.) zog sich Bennigsen nach Ostpreußen zurück. Das Vordringen der Franzosen bewog die Königin trotz schwerer Erkrankung und entsetzlichem Unwetter am 3. Jan. 1807 von Königsberg über die Kurische Nehrung nach Memel zu flüchten. Als Ney Königsberg bedrohte, gingen Bennigsen und Lestocq, dem jetzt der wieder ausgelöste Scharnhorst zur Seite gestellt war, wieder vor und drängten Bernadotte durch das Treffen bei Mohrungen (25. Jan.) zurück. Aber Napoleon eilte mit großer Übermacht heran und warf sich auf die bei Preußisch-Eylau stehenden Russen. In zweitägiger Schlacht am 7. und 8. Febr. rang er mit diesen um den Sieg und hatte endlich den linken russischen Flügel umfaßt, als im Augenblick höchster Not Scharnhorst nach heftigen Gefechten mit Ney dem Gegner den schon errungenen Sieg wieder entriß. Seine 5000 Mann griffen so fest und ungestüm an, daß Davoust seine fliehenden Scharen erst in der Nacht zum Stehen brachte. Napoleon nicht besiegt, aber auch nicht Sieger, führte sein Heer hinter die Passarge in die Winterquartiere und bot unter dem Eindrucke des glänzenden Erfolges, welchen die Preußen erfochten hatten, jetzt mit gleißender Freundlichkeit dem Könige Frieden an unter nicht ungünstigen Bedingungen (13. Febr.), wenn Friedrich Wilhelm dem Bunde mit Rußland entsage. Dieser aber widerstand in seiner strengen Rechtlichkeit und Treue den wiederholten Lockungen und hielt, von Hardenberg beraten, an dem Bundesgenossen fest, der nicht gleiche Gewissenhaftigkeit bewies. Schon jetzt verharrte Bennigsen in unverzeihlicher Unthätigkeit.

Neue Hoffnung, neuer Mut belebte die Herzen aller Patrioten, als Kaiser Alexander am 2. April in Memel erschien und bei einer

Heerschau seiner Garden, in aufrichtigem, leider nicht beharrendem Freundschaftsgefühl für den gebeugten König sich zu dem Gelübde verstieg: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner!“ Mit neuem Eifer begann man zu rüsten und mit anderen Staaten in Verhandlung zu treten. Am 26. April schlossen Rußland und Preußen hauptsächlich durch das Verdienst Hardenbergs und Scharnhorsts das Schutz- und Trutzbündnis zu Bartenstein an der Alle, welches Fortsetzung des Krieges festsetzte bis zur Wiederherstellung Preußens in seiner Ausdehnung von 1805 und der Befreiung Deutschlands. Dieses sollte eine „konstitutionelle Föderation“ bilden unter der dualistischen Führung von Österreich und Preußen. Von England erlangte man erst Zusage einer Unterstützung, als es zu spät war. In Österreich pochten Alexander und Napoleons Landsmann und Feind Pozzo di Borgo vergeblich an. Wie vorher Hardenberg Preußen in dem unnatürlichen Zustand der Neutralität gehalten hatte, da Österreich kämpfte, so rührte man sich jetzt in Wien nicht. Die Russen bewiesen ihren Eifer nur in drückender Aussaugung ihrer armen Bundesgenossen und schickten sich erst dann und nur mit Widerstreben zum Handeln an, als Danzig gefallen war, und sie in Gefahr standen, umgangen zu werden.

Napoleon hatte die ihm gelassene Zeit aufs trefflichste zur Ergänzung und Verstärkung seiner Truppen ausgenutzt und erschien mit 200 000 Mann wieder auf dem Plan. Am 10. Juni wies Bennigsen zwar die Franzosen bei Heilsberg mit Erfolg ab, ging aber trotzdem rückwärts und verließ nach einer schweren Niederlage bei (Preußisch-) Friedland (14. Juni, Jahrestag von Marengo) an der Alle das Land diesseits der Memel. Am 16. Juni zogen die Sieger in Königsberg ein, dann auch in Tilsit. Obwohl der Krieg durchaus nicht entschieden war, im Gegenteil jedenfalls mit dem Einrücken Napoleons in Rußland eine ganz andere Wendung genommen hätte, weil gerade jetzt England und Schweden sich zu regen anfingen und sogar Österreich schon die Rolle eines Vermittlers annahm, ließ sich der Kaiser Alexander von der Friedenspartei mit Bedenken für die Fortsetzung des Krieges erfüllen und zu Verhandlungen mit Napoleon bestimmen, die zunächst zu einem einseitigen Waffenstillstand zwischen Russen und Franzosen (21. Juni) führten. Napoleon schlug gerne in die dargebotene Hand ein und wußte bei einer persönlichen Begegnung bei Tilsit auf dem Njemen den weichherzigen Czaren durch Liebenswürdigkeit und die Aussicht auf Teilung der Herrschaft in Europa und Erwerbung Finnlands und der Türkei so einzunehmen (25. Juni), daß dieser, aller Schwüre uneingedenk, ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem seitherigen Gegner abschloß und sogar auf Kosten des treuen Bundesgenossen sich bereichern ließ. Einer zweiten Zusammenkunft der Kaiser am 26. Juni wohnte auch Friedrich Wilhelm bei, sah sich aber von dem übermütigen Sieger mit „gesuchter Gleichgültigkeit und Kälte“ behandelt. Auf Empfehlung Alexanders brachte trotzdem die Königin

das schwere Opfer, dem Manne, der sie öffentlich geschmäht und verhöhnt hatte, mit Bitten zu nahen. Die erhabene Erscheinung der ebenso geistreichen als schönen Frau entwaffnete anfangs den rohen Egoisten, obwohl er sich nicht der hochmütigen und verletzenden Bemerkung enthalten konnte: „Aber wie konnten Sie nur den Krieg mit mir anfangen?“ Er erhielt die würdevolle Antwort: „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben“ (6. Juli). Bittere Enttäuschung war das Ergebnis der Unterredung. Rühmte sich doch Napoleon in einem Briefe an seine Gemahlin selbst seiner Unempfindlichkeit gegen die Liebenswürdigkeit Luisens: „Ich bin wie ein Wachstuch, über welches dergleichen Dinge hingleiten, ohne mein Inneres zu berühren; auch würde es mich zuviel kosten, bei solcher Gelegenheit den Galanten zu spielen.“ Am 7. und 9. Juli ward zu Tilsit der Frieden geschlossen „um einen schmerzlichen Preis“. Der verhaßte Hardenberg durfte bei der Verhandlung nicht mitwirken, und den Bevollmächtigten, den gleich oberflächlichen Grafen Kalkreuth und von der Goltz legte Talleyrand einfach die Bedingungen zum Unterzeichnen vor. Und doch mußte man noch froh sein, so wegzukommen; denn Napoleon hatte beabsichtigt, preußisch Polen, Schlesien und Sachsen seinem Bruder Jerome, Ostpreußen an Rußland zu geben. Aber Alexander hatte vor der Nachbarschaft Angst. „Aus Rücksicht auf Kaiser Alexander“, so begann der Vertrag, gab Napoleon dem König die kleinere Hälfte des Gebietes zurück, von 5714 Quadratmeilen (Hannover abgerechnet) mit 10 Millionen Einwohner noch 2856 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohner. Alle Lande westlich der Elbe gingen verloren, auch Magdeburg, und wurden teils zu dem neugegründeten Königreich Westfalen geschlagen, wo Bruder „Lustik“ sich amüsieren durfte, teils mit Berg und Holland verbunden. Hannover und Erfurt behielt Napoleon für sich. Bayreuth fiel an Baiern, die Lausitz an Sachsen. Dieses empfing auch den größten Teil der in den letzten polnischen Teilungen erworbenen polnischen Länder Süd- und Neu-Ostpreußen als Herzogtum Warschau und erhielt eine Post- und Militärstraße durch Schlesien. Der Grenzdistrikt Bialystock kam an Rußland. Danzig sollte freie Stadt werden, mußte aber französische Besatzung aufnehmen, war also thatsächlich in französischem Besitze. Der Rest des preußischen Staates hatte eine so üble Gestaltung, daß im Falle einer Erhebung fast von allen Seiten her die Armeeen Napoleons einrücken konnten, von Polen, Sachsen, Westfalen, Mecklenburg, Hannover. Härter noch als die Verluste empfand man bald die drückenden Bestimmungen des Königsberger Vertrags vom 12. Juli 1807, nach welchem Frankreich bis zur Zahlung der noch nicht festgesetzten Kriegskontribution das Land nicht von seinen Truppen zu räumen brauchte. Unter allerhand Vorwänden blieben daher 150 000 Mann im Lande und sogen das Mark desselben aus, indes Graf Daru, der Generalintendant, 154½ Millionen Franks forderte. Napoleon selbst prahlte später,

daß er aus Preußen, d. h. dem verkleinerten und ärmsten Teile des ehemaligen Preußen, doch wohl 1000 Millionen Franks geholt habe. Erst der spanische Krieg rief die Quälgeister ab. Der Vertrag vom 8. Sept. 1808 führte die Räumung herbei, legte aber durch Einquartierung von 10 000 Franzosen in die drei Oderfestungen Glogau, Küstrin, Stettin und die Festsetzung der Stärke des preußischen Heeres auf 42 100 Mann nur eine neue Beschränkung auf.

Der Ausgang des vierten Koalitionskriegs brachte Napoleon auf den Höhepunkt der Macht. Nur Portugal und Spanien, von England unterstützt, lehnten sich gegen die napoleonische Herrschaft auf und gaben den übrigen Völkern Europas Vorbild und Lehre des hartnäckigsten Widerstands. In Deutschland, besonders in Norddeutschland, lebte im Volke, wenn auch im Zaume gehalten, so doch ungeschwächt die Sehnsucht und Hoffnung auf Wiederkehr der Freiheit. Die Fürsten aber wetteiferten in Huldigungen und kriechenden Schmeicheleien vor dem Zuchtmeister Europas. Das erbärmlichste Schauspiel unfürstlicher Unterwürfigkeit gab der Fürstentag zu Erfurt (Okt. 1808), bei welchem der Freundschaftsbund mit Alexander durch die Preisgabe Finnlands neuen, freilich nicht haltbaren Kitt empfing. Vier Könige und vierunddreißig Fürsten erstarben hier in Ehrfurcht vor dem Mächtigen.

7. Die Wiedergeburt Preußens.

Ein verheerender Sturm war über das ganze Staatsgebäude dahin gebraust und hatte es in seinen Grundfesten erschüttert. Kaum wagte man zu atmen, und doch stand schon bei allen wahren Patrioten die Überzeugung fest, daß ein gründlicher Umbau unumgänglich notwendig sei. „Reform“ war die Losung aller, und keiner fühlte dies lebhafter, als der König selbst. „Das muß bei uns anders werden“, äußerte der schwergeprüfte Monarch wiederholt zu seiner edeln Gemahlin, und es ward anders.

Bald nach der Entlassung des als Franzosenfeindes übel angeschriebenen Hardenberg berief der König trotz inneren Widerstrebens den in Ungnaden verabschiedeten Stein zur Leitung der Angelegenheiten zurück, den, eine merkwürdige Fügung, Napoleon selbst auf Rat seiner Behörden in Berlin zum Minister empfahl, und die Stimmen aller Getreuen als den Retter aus der tiefen Not bezeichneten. Obwohl schwer gekränkt und erkrankt, besann sich der hochherzige Mann keinen Augenblick, dem Rufe des Königs, seiner und des Vaterlandes treuen Freunde, wie Blüchers, Hardenbergs und der geistvollen Prinzessin Luise von Radziwill, wie der Stimme seines Herzens zu folgen. „In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks,“ antwortete er, „wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Person in Anrechnung zu bringen, umsomehr, da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“ Am 30. Sept. 1807 traf er in Memel ein und erhielt am 5. Okt. die Leitung aller

Civilangelegenheiten, besonders die Immediatkommission zur Anbahnung der nötigen Reformen, der Generalkasse, der Generalkontrolle, Bank und Seehandlung; dabei nahm er auch teil an den Arbeiten der Militärreorganisationskommission und des auswärtigen Ministeriums. Kaum ein Jahr lang war es Stein vergönnt in amtlicher Stellung zu wirken, aber das Jahr reichte hin, die Reformen zu begründen, welche den ganzen Staat Preußen umgestalteten. Ein Ritter sonder Furcht und Tadel, wahr und rein, klar und unbeugsam fest, herb und derb, aber fromm und gut, treu und bieder, ist er das Urbild eines echt deutschen Mannes gewesen. Sein Ziel war innere Wiedergeburt des Staates, sein Mittel Neuordnung durch Teilnahme des Volkes an der Verwaltung. Daher geht sein Streben zunächst auf Befreiung vom äußeren Druck durch Abtragung der Kriegsschuld, dann auf Beseitigung der fesselnden und hemmenden Standesunterschiede.

Wenige Tage nach der Übernahme der Geschäfte erschien (9. Okt.) der von der Immediatkommission vorbereitete Erlaß über „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner", welcher die Erbunterthänigkeit der Bauern für den ganzen Staat aufhob und damit eine Menge drückender Lasten beseitigte. Zwei Drittel der Bevölkerung erhielten durch das Gesetz bis spätestens 10. Nov. 1810 die persönliche Freiheit. Grundbesitz und Geschäftsbetrieb wurden freigegeben. Ein anderes Gesetz gestattete die Ablösung von drei Vierteln der auf den Gütern der Domänenbauern haftenden Dienste und Abgaben durch Abzahlungen binnen 24 Jahren. Der Mühlenzwang, Zünfte und Verkaufsmonopole für Lebensmittel fielen. Dagegen hinderten die vornehmlich vom Ostpreußen Theodor von Schön in den Jahren 1808—1810 veranlaßten Verordnungen über die freie Verfügung der Gutsbesitzer über die Bewirtschaftung der Grundstücke die Festigkeit des bäuerlichen Besitzes und damit die von Stein erstrebte Selbstverwaltung der Landgemeinden. Diese erhielten die Städte durch die von Stein und dem Minister für Ostpreußen, Freiherrn von Schrötter, am 19. Nov. 1808 erlassene Städteordnung. Diese Freiheit der Verwaltung gab den Bürgern mit der Pflicht auch Liebe und Teilnahme für Erhaltung und Hebung des Gemeinwesens. Dem Magistrat fiel die Leitung der Gemeinde, die Verwaltung ihres Vermögens, auch die Steuererhebung und zumteil der Sicherheitsdienst, Sorge für Schule und Arme zu; die Körperschaft der Stadtverordneten ist das beaufsichtigende und mitwirkende Organ. — Am 24. Nov. 1808, an dem Tage von Steins abermaliger Entlassung, vollzog der König die „Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden der Monarchie", die den Grund zur Durchführung einer einheitlichen Staatsverwaltung legte. An Stelle der Minister der Provinzen traten fünf Staatsminister für Inneres, Finanzen, Äußeres, Krieg, Justiz. In den „Generalkonferenzen" verständigte man sich über die gemein-

samen Angelegenheiten. Ein geplanter Staatsrat kam nicht zu stand. An die Spitze der Provinzialverwaltung traten die Oberpräsidenten. Die Kriegs- und Domänenkammern blieben als „Regierungen", Unterbehörden, welche die Geschäfte der Verwaltung von Polizei, Kultus, Finanz, Militärwesen immerhin selbständig führen konnten. Die staatliche Gerichtsbarkeit wurde von den Regierungen getrennt. Die neue Gesetzgebung verlangte naturgemäß die Krönung des Baues durch eine ständische Verfassung. Die Entwürfe zur Begründung einer solchen scheiterten — zum Unheile des Staates — an der Abneigung des Königs und durch den Abgang ihres Vertreters. In seinem Geiste verfaßte Theodor von Schön das „Politische Testament Steins", welches zwar den höchsten Beamten zugesandt wurde, aber erst nach Beendigung der Befreiungskriege zur Veröffentlichung gelangte. — War auch Steins Thätigkeit vor allem auf die Ordnung der inneren Verhältnisse, nicht auf Erneuerung des Krieges gerichtet, so unterhielt er doch, stets in der Hoffnung auf Wiedervergeltung, mit allen Freunden des Vaterlandes enge und rege Verbindung. Ein Brief an den Fürsten Wittgenstein, der die Hoffnung auf einstige Befreiung aussprach, fiel in die Hände der französischen Polizei und ward im „Moniteur" als Zeichen der feindseligen Gesinnung des leitenden preußischen Staatsmannes veröffentlicht. Um des Königs willen nahm Stein nun seinen Abschied, der ihm gewährt wurde mit folgendem Handschreiben: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen sowie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren." Von Spanien aus sprach Napoleon am 16. Dez. 1808 die Ächtung über den „gewissen Stein" (le nommé Stein) aus, der „Unruhen zu erregen suche", und befahl Einziehung seiner Güter. In Österreich fand der Geächtete Obdach, bis der russische Krieg ihn wieder zum Handeln berief. An seiner Stelle und in seinem Geiste arbeitete später mit größerer Vorsicht der Minister Hardenberg.

Während der Starke der Starken die Umgestaltung des Staates vornahm, schuf Gerhard David Scharnhorst eine neue Wehrverfassung. Der klare Blick des Königs hatte in diesem schlichten „Gelehrten in Uniform", dem von seinen Kameraden als Hannoveraner mißgünstig betrachteten, als „Professor" mißachteten Manne, die richtigen Erfordernisse eines Kriegsgesetzgebers erkannt. „Schlichteste Wahrheit in Einfalt" — so zeichnet ihn E. M. Arndt, — „geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst, ein vir innocens im Sinne der Alten." Nachdem der König schon am 1. Dez. 1806 ein Strafgericht über die pflichtvergessenen Offiziere

verhängt und eine Reform des Heeres angekündigt hatte, begann am 25. Juli 1807 die Reorganisationskommission unter dem Vorsitze Scharnhorsts ihre Thätigkeit. Da in der Kommission die Gegner durchgreifender Veränderungen die Mehrheit besaßen, so hatte Scharnhorst einen schweren Kampf gegen Unverstand, Halsstarrigkeit, Neid, Eifersucht und Zaghaftigkeit, in welchem er nur an Gneisenau, Grolmann und Boyen treue und feste Stützen fand. Erst als er auf Steins Betreiben an Stelle des neuerungsfeindlichen Grafen Lottum zum vortragenden Generaladjutanten ernannt ward, schritt die Umformung des Heeres zielsicher vorwärts. Wie in Memel für die Staatsverwaltung ein neuer Geist erwachte, so ward Königsberg zur Wiege des neuen preußischen Heeres. Friedrich Wilhelm selbst schuf durch eine eigenhändige Vorlage die Basis zu den ersten notwendigen Arbeiten der Kommission. Bereits am 31. Aug. 1807 erfolgte die Antwort derselben auf die Punkte der Vorlage, welche die Läuterung des Offizierkorps von allen Kompromittierten und die Bestrafung der Verräter zum Gegenstand hatten. Auf Antrag der Kommission ward ein Untersuchungsgericht eingesetzt zur Prüfung der geschehenen Kapitulationen, ein ebenso verwickeltes, als unangenehmes Geschäft, bei welchem auch Scharnhorst, Gneisenau und Grolmann mitzuwirken hatten. Die strengen Urteile, wenn auch in ihrer letzten Konsequenz nicht vollstreckt, säuberten doch das Offizierkorps von den unbrauchbaren, unwürdigen Elementen und weckten wieder das Gefühl für Pflicht und Ehre in dem bevorzugten Stand. — Jetzt trat die Kommission an die Lösung der Hauptaufgabe heran. Als der Antrag gestellt wurde, auch die höchsten militärischen Ehrenstellen, seither ein Privileg des Adels, jedem zugänglich zu machen, da war der erste Schlag wider das morsche Gebäu der alten Militärverfassung gefallen, und nun folgte Schlag auf Schlag. Mit der Beseitigung des Unhaltbaren ging die Neuschöpfung gleichen Schritt. Scharnhorsts staatsklugem Blicke war es nicht entgangen, daß auch die sorgfältigste Heeresbildung wertlos sein würde, wenn sie nicht in dem neu zu erweckenden Volksleben wurzelte. Im ganzen Volke den kriegerischen Geist zu beleben, die Nation mit dem Heere in enge Verbindung zu bringen, die innere Kraft des Einzelnen zum Besten des Ganzen nutzbar zu machen und so die physischen wie die moralischen Verteidigungsmittel des verringerten Staates möglichst zu vermehren, das war der Grundgedanke, welcher das Werk der Reorganisation wie ein belebender Odem durchwehte, ein Gedanke, welcher dem fruchtbaren Geiste Scharnhorsts entsprungen war und von demselben zur schönsten Blüte entfaltet wurde. Diese Idee lag den nach einander eingebrachten Vorschlägen einer Nationalmiliz, einer Reservearmee und der sogen. Provinzialtruppen zu Grunde. Mit Recht legte der Antragsteller mehr Gewicht auf die Sache, als auf die Form. Der Satz „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben“ bildete den Grundstein des Neubaues; er sprach die allgemeine Wehrpflicht,

die Wehrbarmachung des ganzen Volkes im Prinzip aus. Scharnhorsts Entwurf bildet die Grundlage der noch heute bestehenden Wehrverfassung. Je weniger Anklang die neuen Ideeen bei den in alten Vorurteilen Befangenen, selbst beim Volke fanden, desto größere Freude erregten sie bei den Einsichtigen. Verbot auch der Pariser Vertrag von 1808 die Errichtung von Milizen, die Anregung zur Schöpfung einer Landwehr war gegeben. Herrscher und Volk konnten sich allmählich mit dem Gedanken an eine allgemeine Erhebung vertraut machen. Gleichzeitig arbeitete Scharnhorst unabläßig an der Vervollkommnung des Heeres in allen Waffengattungen, sowohl in seiner Eigenschaft als Kommissionsmitglied wie im Kriegsministerium und als Chef des Generalstabs. Fast in allen Änderungen ist seine schaffende Hand zu erkennen, so bei der neuen Heereseinteilung, bei der Abschaffung des Werbesystems, bei der Umformung der Militärgerichtsbarkeit nach humanen Grundsätzen u. dgl. Besondere Fürsorge wandte er der Einrichtung des Generalstabs und der Verstärkung der Festungen zu. Die Hebung der Artillerie und die Ausbildung des Ingenieurkorps ist sein eigenstes Werk. Gründlich reformierte er das militärische Bildungs- und Erziehungswesen. In der mechanischen Dressur fand er eine Hauptursache, warum die Musterbilder der Exerzierplätze auf dem Schlachtfelde versagten. Darum strebte er nach Vereinfachung des Exerzierreglements und suchte den Truppen den Geist der Ordnung und des Gehorsams, wie der Ehre, die Erkenntnis des Wesentlichen einzuflanzen. Mit demselben Eifer, welchen er auf die taktische und geistige Ausbildung des Heeres verwandte, förderte er die Herstellung der materiellen Mittel. Soviel die drückenden Verhältnisse es gestatteten, sorgte er für Beschaffung von Geschütz, Munition, Waffen, Vorräten und schmiedete so unter den Augen des lauernden Gegners das Eisen zum Todesstoß für denselben. Es war, als ob der Geist des Mannes mit den Schwierigkeiten wachse. Jedes neue Hemmnis rief in ihm neue Ideeen wach. So umging er auch das Verbot der Truppenvermehrung in genialer und doch so einfacher Weise durch Einführung des sogen. **Krümpersystems**, indem er die zum Dienste ausgehobenen Mannschaften nur so lange bei der Fahne behielt, als zu ihrer notdürftigen militärischen Ausbildung erforderlich war, und sie dann durch neue Rekruten ersetzte. Dieser Wechsel geschah in der Regel alle drei Monate. Nur auf diese Weise war es möglich, daß Preußen bei Beginn des großen Kampfes statt 42000 Mann das Dreifache ins Feld stellen konnte. Als Scharnhorst im Jahre 1809 bei der französischen Gesandtschaft geheimer Umtriebe verdächtigt ward, nahm er, um dem Könige Unannehmlichkeiten zu ersparen, seinen Abschied, folgte aber nicht einem Rufe nach England, sondern hielt treu in seiner Heimat aus, bis sie seines Geistes und Armes wieder bedurfte.

Das Unglück, eine harte Schule, rüttelte auch die **sittlichen** Kräfte der Nation aus ihrem Schlummer auf. Gerade der äußere

Druck der Fremdherrschaft weckte wieder das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, die Vaterlandsliebe, die Sehnsucht nach Freiheit, die Achtung vor Glauben und Sitte. Auf Anregung des Professors Lehmann in Königsberg vereinigten sich etwa 300 Männer der Wissenschaft, Beamte und Offiziere 1808 zu dem „Tugendbund" in der Absicht, „die durch das Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufzurichten, physisches und moralisches Elend zu lindern, für volkstümliche Jugenderziehung zu sorgen, die Reorganisation des Heeres zu betreiben, Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die Dynastie allenthalben zu pflegen". Mußte auch der Bund auf Befehl Napoleons 1809 sich auflösen, so wirkten doch seine Teilnehmer im Geiste desselben weiter. Und Denker und Dichter säeten den Samen der Freiheits- und Vaterlandsliebe in den Kreisen der Gebildeten wie des niederen Volkes. Die Verlegung der Universität Frankfurt a. O. nach Berlin 1810 führte nicht nur bedeutende Gelehrte wie Wolf, Buttmann, Böckh, Hufeland u. a. in die Hauptstadt, sondern auch wahrhafte Patrioten. W. von Humboldt wirkte im Unterrichtsministerium segensreich. Der Theologe Friedrich Schleiermacher und Johann Gottlieb Fichte lehrten, wenn gleich religiös freisinnig, doch auch Selbstvertrauen, Mut und Glauben an den Beruf der deutschen Nation. Heinrich von Kleist sprach in seinen Gedichten den ganzen Ingrimm der Unterdrückten aus, und E. M. Arndt sprach in seinem „Geiste der Zeit" aus, daß Preußen „Herr" sein werde „durch die Deutschen, durch einen tapferen, offenen deutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft auskehren hilft". L. Jahn aber stärkte die heranwachsende Jugend durch Pflege der physischen Kraft und des gesunden Sinnes. — Die Erhebung der Spanier rief eine gewaltige Gärung auch in Preußen, in Norddeutschland, in Österreich hervor. Das Volk wartete und drängte auf Nachahmung des gegebenen Beispiels. Die Erbitterung gegen das Joch der Knechtschaft stieg aufs höchste, forderte Anschluß an Österreich, gemeinsames Losschlagen. Aber die Haltung Rußlands drückte alle Wallungen nieder. Der Abgang Steins verdammte den niedergetretenen Staat zur Ruhe, selbst als Österreich von neuem zum Schwerte griff.

8. Österreichs Krieg gegen Napoleon und Einzelerhebungen in Deutschland (1809).

Nur gezwungen durch gänzliche Erschöpfung, hatte Österreich im Jahre 1806 und 1807 sich der Teilnahme am Kampfe gegen den korsischen Gewalthaber enthalten. Unter der Leitung des umsichtigen und aufrichtig nationalgesinnten Grafen Philipp Stadion erholte sich der Staat allmählich von den schweren Schlägen, die ihn betroffen, und erstarkte durch wohlthätige Verbesserungen in der Verwaltung. Im Volke ward die Bildung gefördert, der vaterländische Sinn gepflegt, auch das materielle Wohl gehoben. Mit rastlosem Eifer und

verdientem Erfolge arbeitete Erzherzog Karl an der Erneuerung des Heerwesens in Geist und Form, sein hochsinniger Bruder Johann an der Vorbereitung zu einer Erhebung des Volkes. Die Organisation des Aufstandes in Tirol ist sein Werk. Auch die Kaiserin Maria Ludovika und die Erzherzöge Ferdinand und Karl Ambros sannen und wirkten mit persönlichen Opfern freudig für die Sache des Vaterlands. Das Volk glühte von Begeisterung und Opferwilligkeit. Daher drängte Stadion, durch den spanischen Aufstand angeregt, in Überschätzung der Kraft trotz der Abmahnung des Generalissimus Karl und des Gesandten Metternich in Paris zum Kriege, überzeugt, die Erhebung Österreichs werde die übrigen Völker zum Freiheitskampfe fortreißen. Wie in Preußen, so stellten auch in Österreich Männer des Geistes wie Friedrich Gentz und Friedrich Schlegel ihre Feder in den Dienst der Freiheit. Gegenseitige Beschwerden, diplomatische und publizistische Fehden leiteten den offenen Kampf zwischen Österreich und Napoleon ein. Eine wirkliche Kriegserklärung sandte Erzherzog Karl, als er am 9. April 1809 den Inn überschritt. In einem zündenden Armeebefehl und einer erhebenden Proklamation an das deutsche Volk wies der Feldherr auf den nationalen Charakter des Kampfes hin, in den man zog, zugleich auf dessen Bedeutung für die „Freiheit Europas“. Dieselbe Sprache, diesmal wirklich die der Wahrheit, redeten andere amtliche und nichtamtliche Veröffentlichungen. Österreich zog das Schwert für Deutschlands Unabhängigkeit, für die Befreiung Europas von der Willkürherrschaft, dem Napoleonismus. Daher schlugen die Herzen aller Vaterlandsfreunde in freudiger Erregung und hofften auf eine Gesamterhebung der Unterdrückten, auf eine Wiedergeburt Deutschlands unter dem „Retter“, Kaiser Franz. „Freiheit und Österreich soll unser Feldgeschrei sein“ — rief E. M. Arndt aus —, „das Haus Habsburg soll herrschen!“ Heinrich von Kleist rief auf zur schonungslosen Vernichtung der „Afterbrut“:

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen —
Und ihn dann die Grenze sein.

Eine Lustjagd, wenn die Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.“

Scharnhorst riet dem König zum Anschlusse an Österreich, welches allen Eroberungsplänen entsagte. Die Teilnahme Preußens hätte den Kampf zum deutschen Freiheitskrieg erweitert. Aber alle Mahnungen scheiterten an der Bedenklichkeit Friedrich Wilhelms. Man ließ jetzt wie früher und später den schönen Augenblick unbenutzt verstreichen und mußte dafür büßen. Die Erhebung einzelner zersplitterte nur die Kräfte.

Die Österreicher schwächten wieder ihre Macht durch Teilung und bewegten sich zu langsam, so daß Napoleon mit gewohnter Raschheit heraneilen und die Rheinbundstaaten am Abfall verhindern konnte. Und gerade mit deren Truppen führte er den Krieg. Kaum war Karl bis nach München vorgedrungen, da warf ihn Napoleon mit überlegenen Kräften in hitzigen Gefechten in der Gegend von Regensburg (bei Hausen und Tann 19. April, Abensberg und Pfaffenhofen 20., Landshut 21., Eggmühl 22. und Regensburg selbst 23. April) nach Böhmen zurück. Nur die Unentschlossenheit des rasch verzagten Feldherrn trug die Schuld, daß die zähe Ausdauer und der Heldenmut der tapferen Krieger keinen besseren Lohn fand, und die Waffenerfolge des Erzherzogs Johann über Eugen Beauharnais in Italien — er schlug denselben am 16. April vollständig bei Pordenone und Sacile zwischen Tagliamento und Piave —, des Erzherzogs Ferdinand in Polen und die siegreiche Erhebung des Tiroler Volkes nicht ausgenutzt wurden. In unbegründeter Hoffnungslosigkeit entwürdigte sich Erzherzog Karl durch ein demütiges Bittschreiben um Frieden, erhielt aber von dem Ergrimmten keine Antwort. Am 13. Mai rückte der Sieger in Wien ein, bekämpfte die „Canaille von Österreichern" durch die niedrigsten Schmähungen und suchte Ungarn zum Abfall zu bringen. Wie er am 17. Mai von Schönbrunn aus dem Kirchenstaat den Garaus machte, so hatte er schon vorher die Güter der in österreichischen Diensten stehenden Reichsunmittelbaren einzuziehen befohlen und mit dem letzten Besitz des aufgehobenen deutschen Ordens (Mergentheim) die gierigen Raben der Rheinbündler wieder einmal abgespeist. Der „Nachfolger Karls des Großen" kannte für seinen Übermut keine Grenzen. Um so stärker empfand er die schwere Demütigung, die ihm, dem Unüberwindlichen, jetzt zuteil ward. Der General Hiller, der sich nach den Gefechten in Baiern mit dem linken Flügel über den Inn nach Linz zurückgezogen und bei Ebelsberg den Übergang über die Traun in einem äußerst hartnäckigen Kampf verteidigt hatte, ging bei Mautern über die Donau und vereinigte sich auf dem Marchfelde bei den Dörfern Aspern und Eßling am 16. Mai mit Erzherzog Karl. Als Napoleon sein Heer auf das linke Donauufer übersetzte und diese Dörfer schon in Besitz hatte, griff ihn der Erzherzog am 21. Mai an und eroberte unter blutigen Kämpfen, in denen sich das Fußvolk und die Reiterei der Österreicher mit Ruhm bedeckte, das Dorf Aspern. Am folgenden Tage rang man aufs neue um die beiden Dörfer. In der Nacht vom 23./24. Mai trat Napoleon den

Rückzug auf die Donauinsel Lobau an und verfiel dort in einen todähnlichen Schlaf. Da seine Truppen auf der Insel an Munition und Lebensmitteln Mangel litten, hätte ein erneuter Angriff des Erzherzogs den Sieg zu einem glänzenden vervollständigen müssen. Leider verhinderten diese Absicht das Übertreten der Donau und irrige Berechnungen im österreichischen Hauptquartier. Aber auch so war der Erfolg ein bedeutender durch den moralischen Eindruck. Friedrich Wilhelm III. versprach „zu kommen" und hoffte „nicht allein", sondern mit Rußland zu kommen; er erwartete noch einen Sieg, ehe er dem Drängen der Kriegspartei nachgeben wollte. Aber der Sieg blieb aus und damit die Beteiligung Preußens am Kriege. Der Mißmut über Preußens Verhalten trieb manchen Edeln aus dem Lande, außer zahlreichen Offizieren Grolmann und Gneisenau. Erzherzog Johann wich unter hartnäckigen Gefechten aus Italien und zog sich, von Eugen bei Raab (14. Juni) besiegt, nach Preßburg zurück. Während Karl die Zeit der eingegangenen Waffenruhe in Unthätigkeit verstreichen ließ, verstärkte Napoleon seine Streitmacht auf 160 000 Mann und 584 Geschütze und bereitete alles für einen neuen, sicheren Donauübergang vor. Mit dem Vizekönig vereinigt, führte er diesen am 4. Juli aus und besiegte in der zweitägigen furchtbaren Schlacht bei Wagram (nördlich von Aspern) den schwächeren Erzherzog. Ein erneuter Kampf bei Znaim (11. Juli), wohin sich derselbe zurückgezogen hatte, ward abgebrochen durch die eintreffende Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand, der am 14. Okt. zum Frieden von Wien oder Schönbrunn führte. Der Unterlegene trat in demselben Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel an Baiern, Neugalizien an das Herzogtum Warschau, sowie Krain, Istrien mit Triest, Kroatien, Dalmatien und den kärntner Kreis Villach an Napoleon ab, der daraus mit den von Rußland ihm 1807 überlassenen jonischen Inseln den „Staat der illyrischen Provinzen" bildete und der Verwaltung Marmonts als Herzogs von Ragusa überließ. Im ganzen verlor der Kaiserstaat über 2000 Quadratmeilen mit 4½ Millionen Einwohner. Er war vom Meere abgeschlossen, mußte mit England brechen, dem Kontinentalsystem beitreten und durfte nur ein Heer von 150 000 Mann halten. An Stadions Stelle übernahm der Graf, später Fürst Clemens von Metternich die Leitung des in seinen Finanzen vollständig zerrütteten Staates, dessen Bankerott im Jahre 1811 ausbrach. Obwohl von Haß gegen den Revolutionär erfüllt, schloß er doch aus Scheu vor Rußland Österreich eng an Frankreich an. Das stolze Haus Habsburg erniedrigte sich vor dem bürgerlichen Emporkömmling wie die Rheinbundfürsten, indem es demselben bewilligte, was selbst der Czar verweigerte. Napoleon, der mit Josephine keine Kinder hatte, suchte seine Herrschaft durch die Verbindung mit einem legitimen Fürstenhause zu stützen, löste daher unter nichtigen Vorwänden seine Ehe und nahm Franzens Tochter Marie Luise 1810 (11. März, 2. April) zur Gemahlin. Sie gebar ihm am

20. März 1811 einen Sohn Napoleon II., dem er den stolzen Titel eines „Königs von Rom" beilegte.

Schmählichen Verrat beging das Wiener Kabinett an dem treuen Volk der Tiroler. Wenn auch durch den Preßburger Frieden mit Baiern vereinigt, hingen die schlichten, ehrlichen Bergbewohner mit der ganzen Innigkeit ihres treuen Gemüts wie an dem Glauben und an der Sitte der Väter, so an dem angestammten Fürstenhause. Hätte die neue Regierung es verstanden, diese Gefühle wie die alten Rechte und Gewohnheiten zu achten, so würde sich vielleicht allmählich das Volk in die neuen Verhältnisse eingelebt haben. Im schroffen Widerspruche aber zu den gegebenen Verheißungen verletzten die Baiern nicht nur die Landesverfassung, sondern die heiligsten Gefühle des Volkes. Willkürliche Änderungen, rücksichtslose Neuerungen, aller Art Druck und Plackerei, roheste Gewaltmaßregeln mußten die höchste Erbitterung erwecken. Man duldete still, bis die Eingriffe in das religiöse Gebiet, der Kulturkampf, den der Illuminat Montgelas gegen die Kirche eröffnete, die selbst vor Kirchenraub und Heiligtumsschändung so wenig wie vor Notzucht zurückschaudernden Frevelthaten der Schergen das glimmende Feuer zu mächtiger Lohe entflammten.

In Verbindung mit Erzherzog Johann trafen die von Vaterlandsliebe und Entschlossenheit beseelten Männer alle Vorbereitungen zum Aufstande. Am 8. April sah man ein Brett mit einem roten Fähnlein den Inn hinabtreiben, in der Nacht loderten auf den Bergen da und dort Feuer auf. Der folgende Tag, es war der weiße Sonntag, brachte die Befreiung. Der österreichische General Chasteler rückte durch das Pusterthal ein, als Befreier begrüßt von der jubelnden Bevölkerung, und gleichzeitig erhoben sich die Passeyrer unter dem Sandwirt Andreas Hofer von St. Leonhard, die Innthaler Bauern unter dem Tabakshändler Teimer aus Klagenfurt und dem Landwirt Joseph Speckbacher. Andere Führer waren Straub und der feurige Kapuziner Haspinger. Der baierische Oberstlieutenant Wrede mußte von Brixen zurück und konnte, obwohl mit dem französischen Korps Bisson vereinigt, die Stellung an der Ladritscher Brücke (bei der heutigen Franzensfeste) nicht behaupten. Für die schweren Verluste, welche die Baiern und Franzosen auf dem Rückzug über den Brenner erlitten, nahmen sie Rache durch Verübung unmenschlicher Greuelthaten. Andreas Hofer eroberte mit seinem Landsturm Sterzing, räumte es aber wieder vor Bissons Übermacht. Als dieser endlich vor Innsbruck (13. April) erschien, wo er Sicherheit zu finden glaubte, erfuhr er, daß die baierische Garnison bereits in Gefangenschaft sei, und mußte am Iselberge gleichfalls vor den Bauern die Waffen strecken. Am 15. April rückte Chasteler in Innsbruck ein. Tirol war in fünf Tagen von den Baiern befreit.

Aber die Freude dauerte nur kurze Zeit. Denn Napoleons Siege an der Donau brachten den Rückschlag. Nach der Befreiung ihres Landes hatten sich die Heerhaufen der Bauern zerstreut; die meisten

Leute gingen bereits wieder ruhig ihren Geschäften nach, da nahte Marschall Lefebvre mit zwei Divisionen unter Wrede und Leroy von Salzburg her. Chasteler verlor den Kopf und zersplitterte seine Kräfte. Den wichtigen Strubpaß verteidigten 275 Mann neun Stunden lang gegen 3000 Mann unter Wrede. Die Baiern erstürmten ihn und zersprengten bei Wörgl (13. Mai) die Truppen Chastelers völlig. An den unglücklichen Bewohnern nahmen die entmenschten Sieger scheußliche Rache, indem sie z. B. allein in dem eroberten Schwatz über hundert Frauen auf den Straßen schändeten, Greise, Kinder aufs entsetzlichste mißhandelten und in Mord, Raub, Brand und Kirchenschändung wüteten. Nordtirol war in den Händen der Mordbrenner. Aber jetzt flammte auch der gerechte Zorn in dem gepeinigten Volke mächtig empor. Der Sandwirt rief, und scharenweise sammelten sich die Männer aus Passeyr, Meran und dem Vintschgau um ihn; Speckbacher gesellte sich zu ihm mit seinen Unterinnthalern. Eine dunkle Wetterwolke zog sich um Innsbruck zusammen und brach am 29. Mai vom Iselberg über die Baiern unter Ertl und die Franzosen unter Leroy herab. Die Feinde wurden abermals besiegt und zogen sich nach Kufstein zurück. An demselben Tage jagten die Vorarlberger Schützen 1500 Franzosen in wilder Flucht bis nach Lindau. Um den Jubel über die abermalige Befreiung vollständig zu machen, erscholl auch jetzt gerade die Siegesbotschaft von Aspern.

Tiefgerührt von der Hingebung des Volkes, gab der Kaiser das Versprechen, daß die Treuen nie mehr von Österreich getrennt werden sollten. In ahnungsloser Sicherheit und im festen Vertrauen auf das Kaiserwort gingen die wackeren Bauern fast zwei Monate wieder ruhig ihrer Beschäftigung nach. Da überließ der Waffenstillstand zu Znaim das treue Volk seinem Schicksal. Die Württemberger rückten in Vorarlberg, die Baiern in Innsbruck ein. 50 000 Franzosen und Baiern unter Lefebvre überschwemmten wieder das Land. Aber zum drittenmale erhoben sich die Bewohner auf den Ruf Hofers zum Kampfe für das Höchste und Heiligste gegen „den Feind des Himmels und der Erde". Als die Division Rouyer durch das Eisackthal rückte, um nach dem Süden vorzudringen, wurde sie von Steinlawinen und Baumstämmen, welche die Tiroler herabwälzten, im wahren Sinne des Wortes zerschmettert. Erst grauenvolles Getöse, darauf entsetzliche Stille, plötzlich markerschütterndes Jammergeschrei. Von Schauder ergriffen, von Schrecken gelähmt, wagten die Überlebenden kaum Widerstand und sanken unter den Schüssen und Schlägen der Angreifer nieder oder streckten die Waffen. Die ganze Vorhut, Altenburger und Gothaer, ergaben sich in der Schlucht zwischen Oberau und Mittewald. Ihr Schicksal verschaffte derselben den Namen der „Sachsenklemme".

Vergeblich drang Lefebvre selbst vor und suchte die Haufen des Landsturms zu umgehen. 1400 Mann erlitten im Hohlweg an der Pontlatzer Brücke (zwei Stunden von Landeck), wo der Tiroler

Landsturm auch 1703 die Baiern vernichtet hatte, dasselbe Schicksal wie die Division Rouyer. Lefebvre, in Sterzing fast eingeschlossen, kam, in der Uniform eines gemeinen Fußsoldaten mitten unter den Reitern versteckt, mit genauer Not über den Brenner nach Innsbruck zurück, mußte aber die Stadt nach einem abermaligen Kampf am Iselberge (13. Aug.) an Hofer überlassen, der nun als „Oberkommandant in Tirol" von der Hofburg aus im Namen des Kaisers das Land verwaltete, während Haspinger und Speckbacher die Grenze zu sichern unternahmen.

Der Wiener Friede lieferte das Land, dem Kaiserwort zuwider, abermals an Baiern aus, dessen König Max I. durch Verkündigung einer allgemeinen Amnestie die Unterwerfung zu erleichtern trachtete. Hofer selbst empfahl am 8. Nov. den Landsleuten sich zu fügen, ließ sich aber, durch falsche Gerüchte von einem bevorstehenden Einmarsche des Erzherzogs Johann getäuscht, zu einem neuen Sturmaufgebot (11. Nov.) verleiten. Ein viertes Gefecht am Iselberge ging zu Gunsten der Baiern aus. Während diese vorsichtig gegen den Brenner zogen, rückten Franzosen durch das Etschthal und das Pusterthal. Ein Erlaß des Vizekönigs von Italien, der die Ostarmee in Villach kommandierte, verhängte über jeden, der nicht binnen fünf Tagen (vom 12. Nov. ab gerechnet) die Waffen niederlege, die Todesstrafe. Hofer flüchtete sich in eine Sennhütte und ward durch einige Vertraute mit Nahrung und Nachricht versehen. Da aber ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ward, verriet ihn ein Elender, Namens Raffl. General Huard ließ ihn durch Italiener verhaften. Unter schmählichen Mißhandlungen brachte man ihn nach Mantua und stellte ihn vor ein Kriegsgericht, welches ihn zum Tod verurteilte. Auf Befehl Napoleons, der wohl eine Fürbitte von Wien aus besorgte, mußte das Urteil binnen vierundzwanzig Stunden zur Vollstreckung kommen. Der treue Mann starb am 20. Febr. 1810 wie ein Held, indem er, aufrecht, dem Tode furchtlos ins Auge schauend, selbst „Feuer" kommandierte. Erst die dreizehnte Kugel endete das Leben dieses Märtyrers der Vaterlandsliebe, der, ein Urbild von Manneskraft, ein Herz so lauter wie Gold, so unschuldsvoll und fromm wie ein Kind besaß. Noch monatelang dauerten die Hinrichtungen gefangener Brüder.

Tirol ward in vier Teile zerschnitten, damit eine Erhebung für alle Zukunft unterdrückt würde. Nur der kleinste Teil kam an Baiern zurück.

Ebenso unglücklichen Ausgang nahmen die in Mittel- und Norddeutschland gemachten Versuche, die Fremdherrschaft abzuschütteln. In Mergentheim, in Ansbach und Nürnberg erhoben sich die neuen Unterthanen wider die neue Herrschaft, büßten aber ihre Empörung durch harte Strafen. Die Hoffnung der vaterländisch Gesinnten, welche von Königsberg, von Schlesien, von Österreich aus die Fäden für eine allgemeine Erhebung spannen, scheiterte, weil England die zugesagte Landung eines Hilfsheeres von 50000 Mann nicht

hielt. Seine Unternehmung gegen die Niederlande war völlig mißglückt. Über Erwarten schnell trat auch die ungünstige Wendung des Krieges ein, und Preußen blieb demselben ferne. Gleichwohl hätte bessere, einheitliche Organisation, wie das Beispiel Spaniens und Tirols, freilich auch von der Natur für einen Volkskrieg begünstigter Länder, beweist, größere Aussicht auf Erfolg geschaffen. In Zusammenhang stehen die Anschläge Katts auf Magdeburg, Dörnbergs auf Kassel und Schills Zug. Am gefährlichsten war Dörnbergs Aufstand.

Dörnberg, ein Hesse von Geburt, hatte den preußischen Dienst verlassen und stand jetzt als Oberst der Gardejäger in westfälischen Diensten. Die Landbevölkerung war gewonnen; auch Beamte und Offiziere wußten um die Verschwörung. Dörnberg, der sich seiner Soldaten sicher glaubte, beabsichtigte in Verbindung mit den hessischen Bauern König Jérôme gefangen zu nehmen. Diese aber begannen sich zu frühe zu regen (21. April) und erweckten dadurch Verdacht. Als Dörnberg tags darauf an der Spitze eines schlecht bewaffneten Haufens sich der Hauptstadt näherte, sprengte eine Kartätschensalve und ein Reiterangriff die Menge auseinander. In Verkleidung rettete sich der Führer nach Böhmen und trat dort in das Freikorps des tapferen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Später kämpfte er als russischer General gegen Napoleon mit Auszeichnung.

Der Braunschweiger, seines Erbes beraubt, hatte durch Verpfändung seiner Herrschaft Oels (in Schlesien) an Preußen bei Ausbruch des österreichischen Krieges eine Freischar gesammelt, die von ihrer schwarzen Tracht und dem Totenkopf auf dem Tschako die „schwarze Schar der Rache“ hieß, und kämpfte mit derselben, von den Österreichern unterstützt, erst in Sachsen mit Thilemann, dann in Franken nicht unglücklich. Da er als „Reichsfürst“ sich nicht ohne weiteres dem Waffenstillstand von Znaim fügen mochte, mußte er sich mit seinem kleinen Korps von 2000 Mann einen Weg durch Norddeutschland bahnen, um sich nach England retten zu können. Unter Gefechten bei Halberstadt (28. Juli) und Braunschweig (31. Juli) erreichte er vor den Verfolgern die Wesermündung und schiffte sich in Elsfleth, von dänischen Kugeln umsaust, glücklich ein. Über Helgoland gelangte die mutige Schar nach England. Die meisten fochten dann in der „deutschen Legion“ unter Wellington in Spanien.

Am traurigsten endete das Unternehmen Schills. Dieser erfreute sich seit seinen kühnen Thaten bei der Verteidigung Kolbergs bei dem Volke der größten Beliebtheit. Das echt soldatische Wesen, gepaart mit einer natürlichen Liebenswürdigkeit und begünstigt durch seine stattlichschöne Gestalt, gewann dem Husarenmajor, der an der Spitze der Truppen am 10. Dez. 1808 zuerst in Berlin einzog, aller Herzen. Auch die Männer des Vaterlandes, wie Stein, Gneisenau u. a. schauten auf ihn voller Hoffnung für den Fall einer Erhebung, welche in der That durch geheime Verbindungen geplant war. Auch

der Stadtkommandant von Berlin, Chazot, gehörte einem Geheimkomitee an. Die zaudernde Haltung des Königs bestimmte den kühnen Reiteroffizier zu einem allerdings disziplinwidrigen, aber hochherzigen Wagnis. In der Täuschung befangen, daß das Volk nur eines Anstoßes zum Kriege gegen die Gewaltherrschaft bedürfe, forderte er am 28. April sein scheinbar zum Exerzieren hinausgeführtes Regiment zum Kampfe für das Vaterland auf und zog bis nach Halle. Dort traf ihn die Kunde von den Siegen Napoleons und dem Mißlingen des Dörnbergischen Aufstandes. Der König mußte die „unglaubliche That" verurteilen. Ohne rechtes Ziel wandte sich Schill jetzt nach der Ostseeküste. Nach einem glücklichen Gefechte bei Dodendorf, eroberte er Dömitz und Stralsund. Anstatt aber sich von da nach Rügen oder auf britische Schiffe zu retten, gedachte er die Stadt zu einem Bollwerk gegen die Franzosen zu machen. Von westfälischen, holländischen und dänischen Truppen unter Gratien umschlossen, fiel er in einem hartnäckigen Straßenkampfe mit vielen seiner Kameraden am 31. Mai. Dem Gefallenen schnitt man den Kopf ab und schickte ihn nach Leyden. Nur ein kleiner Teil der Soldaten vermochte sich zu retten; 600 gerieten in Gefangenschaft und wanderten auf die Galeeren. Die elf gefangenen Offiziere verurteilte Napoleon als „Banditen" zum Tode, den zehn wirklich in Wesel erlitten, wie Hofer bis zum letzten Augenblicke unerschrocken und glücklich im Bewußtsein für das Vaterland zu sterben. Nur einer, der Portepeefähnrich Edwin von Wedell, entging durch schwere Erkrankung dem Schicksal seiner beiden Brüder. Als preußischer Gesandter im Jahre 1858 in Paris zeigte er dem Neffen seines Richters den ihm als Galeerensträfling aufgebrannten Stempel T. F. = travaux forcés.

Wie tief der Haß gegen den Tyrannen ging, zeigten die gegen dessen Leben versuchten Mordanschläge. Schon bei dem Fürstentag zu Erfurt 1808 entging er nur durch einen glücklichen Zufall dem ihm zugedachten Tode. Als er am 7. Okt. in der Absicht zu kränken große Jagd auf der Höhe des Landgrafenbergs bei Jena hielt, rettete ihn nur der Umstand, daß neben ihm Prinz Wilhelm von Preußen ritt. Zwei Reiter hatten ihm im Webicht-Walde bei Weimar aufgelauert, schonten ihn aber, als sie den Prinzen an seiner Seite erblickten. Am 12. Okt. 1809 machte ein gewisser Staps aus Naumburg auf ihn ein Attentat in Schönbrunn, büßte aber sein Verbrechen mit dem Tode.

Die Vorsehung wollte den Stolzen nicht durch Mörderhand fallen lassen und ihm die Demütigung des Sturzes von der Höhe, zu der er sich erhoben, nicht sparen.

9. Gottesgericht.

Fast ganz Europa lag Napoleon zu Füßen; aber trotz der scheinbaren Ruhe herrschte allenthalben in und außer Frankreich dumpfe Gärung. Selbst der leichtsinnige Jérôme warnte im Jahre 1811

seinen Bruder vor den Folgen des Druckes, welcher auf den Völkern lastete, indem er ihm schrieb: „Die Ursache der Bewegung ist nicht allein der Franzosenhaß, sie liegt in der Zugrunderichtung aller Klassen, in dem Übermaß der Auflagen, den Kriegssteuern, dem Truppenunterhalt, den Durchmärschen und den ohne Unterbrechung sich erneuernden Bedrückungen jeder Art. Die Verzweiflung der Völker ist zu fürchten, die nichts mehr zu verlieren haben, weil man ihnen alles genommen hat.“ Napoleon aber, der sich nicht scheute, den Papst (Juli 1809) in Gefangenschaft zu führen, verschloß seine Ohren gegen solche Vorstellungen, wie sein Herz gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Milde. Jede neue Verfügung über die Staaten bezeichnete einen neuen Akt der Gewalt. In blindem Hasse gegen das unbezwingbare England verschärfte er die Kontinentalsperre, schädigte aber dadurch den festländischen Handel mehr als den englischen. Die Vorstellungen seines Bruders Ludwig verfingen nicht. Als derselbe durch Milde die harten Bestimmungen zu umgehen wagte, nahm Napoleon selbst die Bewachung der holländischen Küste in die Hand und vereinigte das südlich der Waal gelegene Land mit Frankreich. Außer stand, das Volk vor dem Drucke zu bewahren, entsagte Ludwig, der beste der Napoleoniden, der Krone am 1. Juli 1810. Darauf verleibte Napoleon Holland als eine „Anschwemmung französischer Flüsse“ Frankreich 13. Dez. 1810 ein. Den Kanton Wallis fügte er seinem Reiche bei aus militärischen Gründen, weil die von ihm erbaute (1801—1806) Simplonstraße durch denselben die Verbindung mit Italien herstellte. Die „Umstände geboten“ die Vereinigung von Oldenburg, den Hansastädten und dem nördlichen Teil von Hannover mit dem Kaiserreiche, sowie sonstige kleinere Umgestaltungen in den Rheinbundstaaten. Die wichtigste Änderung war die Bildung des Großherzogtums Frankfurt aus Frankfurt, Wetzlar, Aschaffenburg, Fulda, Hanau, im ganzen 90 Quadratmeilen für Dalberg, richtiger für dessen designierten Nachfolger Eugen Beauharnais (16. Febr. 1810).

Das französische Reich zählte jetzt 130 Departements. Dazu kamen aber 39 Vasallenstaaten, welche dem Kaiser die nötigen Mittel, vor allem an Menschenmaterial für seine Kriege liefern mußten. Durch die Wahl Bernadottes zum Kronprinzen von Schweden (1810) schien auch die Abhängigkeit Skandinaviens gesichert. Die Einverleibung von Italien, Portugal und Spanien galt dem Machthaber nur als Frage der Zeit. Wenn noch Rußland sich beugen mußte, dann war eine Weltherrschaft begründet, wie keine Zeit sie gesehen. Mit den „Jakobinern des Nordens“, den Preußen, hoffte Napoleon leicht fertig zu werden. Ihre kaum mehr zweideutige Haltung während des österreichischen Krieges hatte seinen Zorn erregt. Jetzt begann er Rechenschaft zu fordern über die Schillsche Unternehmung, die Einstellung der Zahlungen, die eingeleitete Mobilmachung und die Unterlassung der Heeresfolge gegen Österreich. Die Beteuerungen der

Unschuld an Schills Erhebung fanden wenig Glauben; die Entschuldigung, Napoleon habe kein Hilfskorps verlangt, bemäntelte schlecht die wahre Gesinnung; der Hinweis auf das Unvermögen, die Zahlungen zu leisten, ward mit kategorischer Einforderung der Rückstände samt Zinsen und dem höhnischen Rat beantwortet, Preußen habe genug mit einem Heere von 6000 Mann, solle an unnötigen Rüstungen sparen und könne ja an Zahlungsstatt eine Provinz, etwa Schlesien, abtreten. Als der Minister Altenstein schwach genug war, diesen Rat zur Annahme zu empfehlen, entließ ihn Friedrich Wilhelm und berief Hardenberg (Juni 1810) als Staatskanzler und Minister des Inneren und der Finanzen. Als solcher von bureaukratischer Allmacht versuchte er, insgeheim von Stein beraten, durch Steuerreformen, namentlich Einführung der Verbrauchs- und Luxussteuer, die Finanzen zu heben. Die Änderungen erregten viel Unmut, vermochten aber nicht vollständig die Schulden zu begleichen. Das Versprechen, „eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation der Nation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu gewähren" veranlaßte zunächst die Berufung einer Landesdeputierten-Versammlung (23. Febr. 1811), die mit hellem Zwist zwischen ihr und Hardenberg schloß, dann einer Notabelnversammlung (10. April 1812), die noch nicht einmal ihre Hauptaufgabe, das Kriegsschuldenwesen, zu erledigen vermochte und am 10. Juli 1815 endete. Um den Franzosen Entgegenkommen zu zeigen, hatte der König am 23. Dez 1809 seine Residenz wieder nach Berlin verlegt und sich damit gleichsam in den Stand der Unfreiheit begeben, aus dem er sich am 22. Febr. 1813 emporreißen mußte. Fast niemand fühlte mehr das Drückende der Lage, als die Königin Luise, „die aus dem Kampf empörter Zeit" — wie Heinrich von Kleist sie zum 10. März 1810 begrüßte — „die einz'ge Siegerin hervorgegangen". Mit sorgender Seele schaute sie in die Zukunft und sah im Geiste das Ende des Hauses Hohenzollern voraus. Von düsterer Ahnung erfüllt, äußerte sie deshalb an ihrem Geburtstage: „Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere." Noch einmal ließ sie sich herab, wenige Tage später wieder an den Mann einen Brief zu richten, der sie vor drei Jahren so bitter getäuscht und gekränkt hatte. Den letzten Dienst leistete sie dem Gemahle und dem Vaterlande dadurch, daß sie an der Berufung Hardenbergs mitwirkte. Aber die Erhebung ihres Volkes, das Morgenrot der Freiheit zu schauen, war ihr nicht vergönnt. Am 19. Juli 1810 starb sie, von Gram gebrochen, an einem jähen Brustleiden zu Hohenzieritz, „der Schutzgeist deutscher Sache".

Die mannigfaltigen Beweise maßloser Herrschsucht und unersättlicher Ländergier, wie Napoleon sie gab, öffneten allmählich auch dem geblendeten Czaren die Augen. Die schönen Luftgebilde, welche zu Tilsit und Erfurt entzückende Sehnsucht erweckten, zerrannen mehr und mehr in Nebel. Weitentfernt dem Czaren Konstantinopel und die Herrschaft über Polen zu überlassen, mißgönnte Napoleon ihm

beides und verstärkte sogar das Herzogtum Warschau als Bollwerk gegen Rußland. Da die Kontinentalsperre dessen Handel vernichtet hätte, lehnte Alexander nicht nur die neuen Zolltarife und die Beschlagnahme neutraler, mit Kolonialwaren beladener Schiffe (1810) ab, sondern führte sogar einen Tarif ein, der diese weniger als die französischen Schiffe mit Eingangssteuer belastete, ein Vorgehen, welches die bestehende Spannung zwischen den beiden Freunden deutlich zum Ausdruck brachte. Die Absetzung des Herzogs Peter von Oldenburg, der die Schwester von Alexanders Mutter zur Gemahlin hatte, veranlaßte diesen, in scharfer Weise gegen ein so rechtswidriges Verfahren Einsprache zu erheben. Napoleon gab den Protest einfach zurück. Unter Friedensversicherungen verhehlten beide Teile schlecht ihre wahre Gesinnung und rüsteten gewaltig. Schon im Februar 1811 fragte Napoleon in Wien wegen eines Bündnisses gegen Rußland an und erlangte wirklich am 14. März 1812 gegen das Versprechen einer Entschädigung an Land entweder in Polen oder im Süden die Zusicherung von 30000 Mann Hilfstruppen für den Fall eines Krieges. Vergeblich bemühte sich Preußen, zwischen Rußland und Österreich Versöhnung zu stiften und beide Staaten sowie England mit sich zu einem Bunde gegen Napoleon zu vereinigen. Aber keiner ging ernstlich auf die Vorstellungen und Bitten des Staates ein, der doch mitten in der Klemme saß und nach der einen oder der anderen Seite ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen konnte. Vergebens reiste Scharnhorst nach Petersburg und Wien. Notgedrungen suchte man bei Napoleon ein ehrenvolles Bündnis zu erreichen. Als die Hartnäckigkeit nnd der Übermut Napoleons, der wohl wußte, daß Preußen sich schließlich doch seinem Willen fügen müsse, ein solches verweigerte, ja unter Drohungen Abrüstung forderte, da rieten alle Freunde des Vaterlandes, auch der sonst so zurückhaltende Hardenberg, festen Anschluß an Rußland und Österreich, Rüstung selbst des Volkes zum Kampfe, zum letzten, mochte er nun Rettung oder Untergang bringen. „Es ist alles kampfbereit, Majestät", mahnte Scharnhorst, „schlagen Sie zu!" Aber Rußland und England zuckten die Achseln; der König aber hatte für die Erhebungspläne eines Gneisenau, der von England herübergeilt war, um in der Gefahr dem Vaterlande nicht zu fehlen, nur die Bemerkung, „als Poesie gut", und bezeichnete einen Krieg gegen das Genie und die Übermacht Napoleons als ein höchst bedenkliches „Hazardspiel". Die Unterhandlungen über ein endlich von Napoleon angebotenes Schutz- und Trutzbündnis zogen sich in die Länge. Man schlug nicht los und schloß sich nicht an. Als Napoleon zum Kriege fertig gerüstet stand, ließ er am 12. Febr. 1812 dem preußischen Gesandten von Krusemarck ohne weiteres die Vertragsurkunde zur Unterzeichnung vorlegen, welche die Hoffnungen aller Deutschgesinnten jäh knickte. Niedergebeugt, durch „einen unglücklichen Federzug" eine fünfjährige Arbeit vernichtet zu sehn, verließ Gneisenau abermals die Heimat; auch Scharnhorst, Boyen und die franzosen-

feindlichen Minister gingen ab. Von Offizieren traten 120, darunter Clausewitz, Dohna, Lützow, Chasot, v. d. Goltz in russische Dienste. Gneisenau und Chasot wurden bei der Durchreise in Wien auf Schritt und Tritt von Spionen begleitet, Gruner, der in Prag den Plan einer Erhebung aller Deutschen gegen Napoleon und seine „Präfekten" ausarbeitete, verhaftet. Österreich und Preußen waren zu Vasallenstaaten Napoleons herabgesunken. Letzteres hatte 20000 Mann zu stellen und die Verpflegung der durchmarschierenden Truppen zu übernehmen. Schon vor Abschluß des Vertrags waren die Franzosen in die Mark eingerückt, besetzten Berlin und gegen die Abmachung Spandau und Pillau. Im Mai des Jahres 1812 erschienen die neuen Vasallen von Wien und Berlin zur Huldigung vor dem Attila in Dresden.

Der Versuch der Franzosen, durch Einrücken in Vorpommern Schweden zum Anschluß zu bringen, trieb dieses Rußland in die Arme (5. April). Kurz darauf schaffte sich der Czar auch durch den Bukarester Frieden Sicherheit vor einem Türkenkriege. Napoleons Berechnung war vollständig verfehlt. Insgeheim liebäugelte auch Österreich schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit Rußland.

Über eine halbe Million Menschen waren es, die das Wort des Gefürchteten gegen Rußland in Bewegung setzte, darunter 200000 Deutsche. Aber die ungeheure Macht trug in ihrer Zusammensetzung bereits die Elemente der Auflösung. Am 24. Juni überschritt Napoleon den Njemen. Den linken Flügel führte Macdonald; unter ihm befehligte der alte Grawert, dann wider Willen General Hans David Ludwig von York die Preußen. Die Richtung ihres Marsches ging auf Riga. Die Österreicher rückten als rechter Flügel unter Schwarzenberg nach Volhynien. Das Hauptheer im Centrum führte Napoleon selbst auf Wilna, wo er am 28. Juni eintraf, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. Der Czar hatte ruhig den Übergang über die Grenze abgewartet, um seinem Volke und der ganzen Welt Napoleon als den Friedensbrecher zu kennzeichnen, und rief nun die Seinen zum Kampf auf für Glauben, Freiheit, Vaterland. So weichmütig er sonst sein mochte, diesmal beharrte er auf dem Sinne, beraten von dem felsenfesten Stein, den er selbst als „Freund der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideeen" zu sich berufen hatte. Dieser wußte alle friedlichen Regungen, alle Anwandlungen der Schwäche zu besiegen und arbeitete im fremden Dienste treu für sein Vaterland. Unter seinem Einflusse bildete sich das „Deutsche Komitee". Er wirkte für eine Landung Englands und Schwedens und für die Gründung einer deutsch-russischen Legion. Aber sein größtes Verdienst bleibt, daß er die Stütze des Czaren ward und diesen mit fortriß zum Kampfe auch für Deutschland.

Schon der Beginn des Feldzugs war nicht geeignet, frohe Hoffnungen zu erwecken. Die Polen, in der Erwartung, ihr Königreich wiederhergestellt zu sehen, getäuscht, erhoben sich nicht in dem gehofften Maße. Je weiter man nach dem Inneren gelangte, desto schwieriger

beides und verstärkte sogar das Herzogtum Warschau als Bollwerk gegen Rußland. Da die Kontinentalsperre dessen Handel vernichtet hätte, lehnte Alexander nicht nur die neuen Zolltarife und die Beschlagnahme neutraler, mit Kolonialwaren beladener Schiffe (1810) ab, sondern führte sogar einen Tarif ein, der diese weniger als die französischen Schiffe mit Eingangssteuer belastete, ein Vorgehen, welches die bestehende Spannung zwischen den beiden Freunden deutlich zum Ausdruck brachte. Die Absetzung des Herzogs Peter von Oldenburg, der die Schwester von Alexanders Mutter zur Gemahlin hatte, veranlaßte diesen, in scharfer Weise gegen ein so rechtswidriges Verfahren Einsprache zu erheben. Napoleon gab den Protest einfach zurück. Unter Friedensversicherungen verhehlten beide Teile schlecht ihre wahre Gesinnung und rüsteten gewaltig. Schon im Februar 1811 fragte Napoleon in Wien wegen eines Bündnisses gegen Rußland an und erlangte wirklich am 14. März 1812 gegen das Versprechen einer Entschädigung an Land entweder in Polen oder im Süden die Zusicherung von 30000 Mann Hilfstruppen für den Fall eines Krieges. Vergeblich bemühte sich Preußen, zwischen Rußland und Österreich Versöhnung zu stiften und beide Staaten sowie England mit sich zu einem Bunde gegen Napoleon zu vereinigen. Aber keiner ging ernstlich auf die Vorstellungen und Bitten des Staates ein, der doch mitten in der Klemme saß und nach der einen oder der anderen Seite ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen konnte. Vergebens reiste Scharnhorst nach Petersburg und Wien. Notgedrungen suchte man bei Napoleon ein ehrenvolles Bündnis zu erreichen. Als die Hartnäckigkeit nnd der Übermut Napoleons, der wohl wußte, daß Preußen sich schließlich doch seinem Willen fügen müsse, ein solches verweigerte, ja unter Drohungen Abrüstung forderte, da rieten alle Freunde des Vaterlandes, auch der sonst so zurückhaltende Hardenberg, festen Anschluß an Rußland und Österreich, Rüstung selbst des Volkes zum Kampfe, zum letzten, mochte er nun Rettung oder Untergang bringen. „Es ist alles kampfbereit, Majestät", mahnte Scharnhorst, „schlagen Sie zu!" Aber Rußland und England zuckten die Achseln; der König aber hatte für die Erhebungspläne eines Gneisenau, der von England herübergeilt war, um in der Gefahr dem Vaterlande nicht zu fehlen, nur die Bemerkung, „als Poesie gut", und bezeichnete einen Krieg gegen das Genie und die Übermacht Napoleons als ein höchst bedenkliches „Hazardspiel". Die Unterhandlungen über ein endlich von Napoleon angebotenes Schutz- und Trutzbündnis zogen sich in die Länge. Man schlug nicht los und schloß sich nicht an. Als Napoleon zum Kriege fertig gerüstet stand, ließ er am 12. Febr. 1812 dem preußischen Gesandten von Krusemarck ohne weiteres die Vertragsurkunde zur Unterzeichnung vorlegen, welche die Hoffnungen aller Deutschgesinnten jäh knickte. Niedergebeugt, durch „einen unglücklichen Federzug" eine fünfjährige Arbeit vernichtet zu sehn, verließ Gneisenau abermals die Heimat; auch Scharnhorst, Boyen und die franzosen-

feindlichen Minister gingen ab. Von Offizieren traten 120, darunter Clausewitz, Dohna, Lützow, Chasot, v. d. Goltz in russische Dienste. Gneisenau und Chasot wurden bei der Durchreise in Wien auf Schritt und Tritt von Spionen begleitet, Gruner, der in Prag den Plan einer Erhebung aller Deutschen gegen Napoleon und seine „Präfekten" ausarbeitete, verhaftet. Österreich und Preußen waren zu Vasallenstaaten Napoleons herabgesunken. Letzteres hatte 20000 Mann zu stellen und die Verpflegung der durchmarschierenden Truppen zu übernehmen. Schon vor Abschluß des Vertrags waren die Franzosen in die Mark eingerückt, besetzten Berlin und gegen die Abmachung Spandau und Pillau. Im Mai des Jahres 1812 erschienen die neuen Vasallen von Wien und Berlin zur Huldigung vor dem Attila in Dresden.

Der Versuch der Franzosen, durch Einrücken in Vorpommern Schweden zum Anschluß zu bringen, trieb dieses Rußland in die Arme (5. April). Kurz darauf schaffte sich der Czar auch durch den Bukarester Frieden Sicherheit vor einem Türkenkriege. Napoleons Berechnung war vollständig verfehlt. Insgeheim liebäugelte auch Österreich schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit Rußland.

Über eine halbe Million Menschen waren es, die das Wort des Gefürchteten gegen Rußland in Bewegung setzte, darunter 200000 Deutsche. Aber die ungeheure Macht trug in ihrer Zusammensetzung bereits die Elemente der Auflösung. Am 24. Juni überschritt Napoleon den Njemen. Den linken Flügel führte Macdonald; unter ihm befehligte der alte Grawert, dann wider Willen General Hans David Ludwig von York die Preußen. Die Richtung ihres Marsches ging auf Riga. Die Österreicher rückten als rechter Flügel unter Schwarzenberg nach Volhynien. Das Hauptheer im Centrum führte Napoleon selbst auf Wilna, wo er am 28. Juni eintraf, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. Der Czar hatte ruhig den Übergang über die Grenze abgewartet, um seinem Volke und der ganzen Welt Napoleon als den Friedensbrecher zu kennzeichnen, und rief nun die Seinen zum Kampf auf für Glauben, Freiheit, Vaterland. So weichmütig er sonst sein mochte, diesmal beharrte er auf dem Sinne, beraten von dem felsenfesten Stein, den er selbst als „Freund der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideeen" zu sich berufen hatte. Dieser wußte alle friedlichen Regungen, alle Anwandlungen der Schwäche zu besiegen und arbeitete im fremden Dienste treu für sein Vaterland. Unter seinem Einflusse bildete sich das „Deutsche Komitee". Er wirkte für eine Landung Englands und Schwedens und für die Gründung einer deutsch-russischen Legion. Aber sein größtes Verdienst bleibt, daß er die Stütze des Czaren ward und diesen mit fortriß zum Kampfe auch für Deutschland.

Schon der Beginn des Feldzugs war nicht geeignet, frohe Hoffnungen zu erwecken. Die Polen, in der Erwartung, ihr Königreich wiederhergestellt zu sehen, getäuscht, erhoben sich nicht in dem gehofften Maße. Je weiter man nach dem Inneren gelangte, desto schwieriger

gestaltete sich die Verpflegung, desto mehr lockerte sich die Ordnung. Die geringe Stärke des russischen Heeres, 104 000 Mann unter dem Lievländer Barclay de Tolly, 37 000 Mann unter Bagration, dazu später eine Reserve von 38 000 Mann unter Tormassow, reichte zu einem entscheidenden Kampfe gegen die Übermacht nicht aus. Daher rieten Scharnhorst, Gneisenau und im kaiserlichen Hauptquartier Phull, ein geborener Württemberger, sich zurückzuziehen, Verteidigungsschlachten zu schlagen, sonst aber der Natur des Landes und dem Mangel die Aufreibung des Heeres zu überlassen. Aus Scheu vor der Verdächtigung des Hochverrates beim Volke stellte sich Barclay, mit Bagration vereinigt, wider Willen endlich bei Smolensk (17. Aug.). Die Niederlage und der Brand der erstürmten heiligen Stadt führte Barclays Absetzung herbei. Aber auch sein Nachfolger Kutúsow unterlag am 7. Sept. bei Borodino an der Moskwa. Am 14. Sept. hielt der Sieger seinen Einzug in die fast verlassene Hauptstadt Moskau, die auf Befehl des Generalgouverneurs Grafen Rostoptschin durch entlassene Sträflinge zum größten Teile niedergebrannt ward. Vom Kreml herab schaute Napoleon auf das wogende Flammenmeer und sprach seinen Grimm über die Scythen aus, die wie Barbaren den Kampf führten. Die Vorräte in den Magazinen waren zerstört. Die Katastrophe löste das letzte Band, welches die Armee zusammenhielt, die Disziplin. Das Verbot der Plünderung wirkte nicht mehr. Fünf Wochen ließ sich Napoleon trotz des zunehmenden Mangels durch Friedensunterhandlungen in der eingeäscherten Stadt festhalten. Mit kaum noch 100 000 Mann trat er am 19. Okt. nach einem Versuche, durch die Sprengung des Kremls ein Werk der Rache zu hinterlassen, den Rückzug an, welcher mit dem völligen Untergang der großen Armee endigte. Von dem geraden Wege über Kaluga durch die blutige Niederlage bei Malo-Jaroslawetz (24. Okt.) abgedrängt, gelangten die mehr und mehr zusammenschmelzenden Flüchtigen durch die ausgesogene Gegend nach einer zweiten Niederlage bei Wiäsma (3. Nov.), von Kosaken unabläßig umschwärmt und bedrängt, am 8. Nov. nach Smolensk. Aber auch hier war keine Rast. Fort, fort! war die einzige Losung. Zum Hunger gesellte sich jetzt der Frost, der übrigens in diesem Jahre ausnahmsweise spät auftrat. Aber für einen Winterfeldzug, zumal für einen russischen Winter, hatte der Oberfeldherr keine Vorsorge getroffen. Bei Krasnoi (17. Nov.) von dem viel zu lahmen Kutúsow abermals geschlagen, erreichten die Verfolgten, noch einige Tausend, zwar die Berésina, vermochten aber nur zumteil, unterstützt durch die von der Düna herkommenden Korps Oudinots und Viktors den Übergang zu erkämpfen (26. und 28. Nov.). Von dem mächtigen Heere fand sich hinter der Weichsel höchstens der zwanzigste Teil wieder, elende Reste, verschwindend kleine Abteilungen zerlumpter Banden, die wie wandelnde Leichen sich dahinschleppten, erschütternde Bilder des Jammers. „So hat sie Gott geschlagen mit Mann und Roß und Wagen.“ „Er“ aber, der seinem Ehrgeize die

Hunderttausende geopfert hatte, verließ am 5. Dez. in Smorgoni die Überreste seiner Armee und eilte nach Paris, um eine Empörung zu unterdrücken. Das 29. Bulletin vom 3. Dez. 1812 hatte in schamloser Lästerung des Menschlichkeitsgefühls verkündet, daß die Armee vernichtet, die Gesundheit Seiner Majestät niemals besser gewesen sei. Aber Gottes Gericht war über ihn hereingebrochen.

Schon die ersten Nachrichten von dem Unglück der großen Armee hatten die Gemüter der Deutschen, vor allem der Preußen, gewaltig aufgeregt. „Die Stimmung ist so", schrieb Schön von Gumbinnen aus, am 11. Nov. 1812 an den Staatskanzler, „daß nur ein Funke nötig ist, um Flamme zu haben". „Erhebung", das Gefühl beherrschte alle, die es ehrlich mit dem Vaterlande meinten. Jetzt aber bewahrheitete sich das Wort, welches Heinrich von Kleist seinem Hermann in den Mund legt: „Es braucht der That, nicht der Verschwörungen."

IV. Die Erhebung des Volkes in den Freiheitskriegen. (1813—1815.)

1. Die Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813.

Die Preußen unter York hatten auch im Dienste des verhaßten Feindes die Waffenehre gewahrt und sich besonders vor Riga ausgezeichnet. Trotz aller Kränkungen, die Macdonald, sonst ein wohlwollender Mann, dem alten Eisenfresser zugefügt hatte, um ihn zur Niederlegung des Kommandos zu drängen, war dieser auf seinem Posten geblieben, ohne sich indes durch verlockende Verheißungen für Frankreich ködern zu lassen. Ebensowenig brachten ihn die Anträge des russischen Generals Paulucci dazu, eigenmächtig gegen den seitherigen Bundesgenossen Verrat zu üben. Als aber auch Macdonald den Rückzug aus Kurland antrat, sah York es nicht ungern, daß ihn die Russen mehr und mehr umschlossen, und gab endlich dem Rate der im russischen Heere stehenden Landsleute Gehör. In der Nacht vom 30. auf den 31. Dezember 1812 schloß er mit dem General Diebitsch auf der Poscheruner Mühle bei Tauroggen (nördlich von Tilsit), scheinbar durch die Not dazu gedrängt und in der Absicht, das Truppenkorps dem König zu erhalten, eine Konvention, welche die preußischen Truppen und den Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem Haff bis auf weiteres als neutral erklärte. In zwei Schreiben an den König rechtfertigte York seinen kühnen Schritt und bat „sehnsuchtsvoll" um Entscheidung, ob er gegen den wirklichen „Feind" vorrücken solle oder ob „die politischen" Verhältnisse erheischen, daß Majestät ihn „verurteilen". „Ew. Majestät" — schrieb er — „lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben

sollte," und wieder: „Ich schwöre Ew. Königl. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde." Als „alter, treuer Diener" wagte er es, dem Könige eindringlich Vorstellungen zu machen, die eingetretenen Verhältnisse zu benutzen. „Jetzt oder nie" — rief er ihm zu — „ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiacions, so Ew. Majestät vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Majestät einen kraftvollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Österreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen." Yorks Sprache war in der That „die fast allgemeine der Nation". Jubelnd empfing die Bewohnerschaft von Königsberg am 5. Jan. die russischen Befreier, welchen York folgte, bald auch (22. Jan.) Stein, der gute Geist Alexanders.

Aber der König that den erwarteten Schritt nicht und konnte ihn nicht thun. Wie er Schills eigenmächtiges Unternehmen als Insubordination verurteilt hatte, so mochte er auch einem General das Recht nicht zuerkennen, aus politischen Gründen selbständig einen folgenschweren Vertrag zu schließen. Hatte er auch mit sich selbst schon den Gedanken erwogen, die veränderte politische Lage zu benutzen, so sah er sich doch durch die Umstände, in welchen er sich gerade damals befand, zur äußersten Vorsicht gezwungen. Hätte er Yorks That sofort gut geheißen, so wäre bei den Franzosen der Verdacht bestätigt worden, daß er an jenem „Verrat" teil habe. Noch standen Tausende von Feinden im Lande, ja in der Hauptstadt. Ein Wort des „Mächtigen", — und gegen den König und die königliche Familie geschah ein Gewaltstreich. Die schlecht verhehlte Freude, welche sich in Kreisen, die dem Hofe nahe standen, über Yorks Handlungsweise kundgab, verschlimmerte die Lage des Königs. Er mußte den Schein annehmen, als sei er im höchsten Grad über seinen General entrüstet; er mußte ihn gegenüber dem französischen Gesandten St. Marsan und den französischen Befehlshabern, vor Napoleon und dem französischen Volke verurteilen. Daher wurde öffentlich bekannt gemacht, daß York abgesetzt sei und vor ein Kriegsgericht gestellt werde. Auch an York selbst ging ein Bote mit der Absetzungsurkunde ab, der Major von Natzmer, dem indes zugleich der geheime Auftrag gegeben war, mit dem Czaren zu verhandeln. Die Russen ließen ihn nicht zu York gelangen, sondern geleiteten ihn zum Czaren. Vergeblich versuchten die Franzosen ihn auf seinem Rückwege abzufangen. Er brachte von Alexander die Zusicherung eines Schutz- und Trutzbündnisses und den dringenden Rat, seine Residenz nach Breslau zu verlegen, um sich die Freiheit des Lebens und Handelns zu wahren. Diesem Rate folgte Friedrich Wilhelm III. am 22. Januar, sich selbst und das Volk von dem Banne, unter dem alle Thatkraft erlahmen mußte, erlösend.

Unterdessen hatte York zwar durch Gerüchte und Zeitungen die Kunde von seiner Entsetzung erlangt, sah dieselbe aber nur als von der Not dem König diktiert an und blieb, da ihn keine amtliche Mitteilung zur Niederlegung seines Kommandos aufforderte, ruhig auf seinem Posten; ja er trat sogar im Einverständnis mit dem stellvertretenden Generalgouverneur von Bülow wieder sein Amt als Gouverneur in Preußen an. Da aber Stein vom Kaiser von Rußland zum bevollmächtigten Verwalter der Provinzen Ost- und Westpreußen ernannt war und als solcher mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit seine Anordnungen traf, geriet er bald mit dem ebenso starren York und den auf ihre Rechte haltenden Preußen in heftigen Streit, welchen ruhigere Männer wie der Oberpräsident Auerswald, der Präsident Schön, Graf Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, mühsam schlichteten. Ängstlicheren Gemütern erschien es als ein starker Eingriff in die Rechte des Königs, daß er ohne dessen Auftrag die preußischen Stände berief. Das Zusammentreten des preußischen Landtags (5. Febr.) war nach Schöns Urteil in der That „wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte". Und wenn man fragt, „was hat die Erhebung des preußischen Volkes veranlaßt", so mag man als innere treibende Kraft den Unmut über den unerträglichen Druck der Fremdherrschaft, als äußeren Anstoß die That Yorks preisen, aber man vergesse nicht, daß die erste Regung des Volkes zur That ausging von dem Provinzial-Landtag zu Königsberg, daß am Pregel die Wiedergewinnung des „deutschesten Stromes" begann, daß der bewegenden Kraft hier die ersten Mittel geboten wurden. Trotz der durch den Krieg eingetretenen Erschöpfung des Wohlstandes und der Verminderung der Bevölkerung, ungeachtet der Aussicht, im Falle des Unglücks abermals der Rache des Gewalthabers preisgegeben zu sein, erklärten sich die Stände unverzüglich zu allen Opfern bereit und beschlossen nach dem Entwurfe des Grafen Alexander Dohna Einrichtung der allgemeinen Volksbewaffnung. So fand hier Scharnhorsts „schöne Poesie" zuerst Verwirklichung. Stein konnte getrost die Dinge sich weiter entwickeln lassen und begab sich daher am 7. Febr. 1813 von Königsberg weg, um für den Bund zwischen Rußland und Preußen thätig zu sein. Die opferwillige Begeisterung fand ihren beredtesten Ausdruck, als York in dem Landtage erklärte, in der Gewißheit, die Teilnahme aller zu finden, hoffe er die Franzosen „zu schlagen, wo er sie finde" oder, wenn die Übermacht zu groß sei, würden alle ruhmvoll zu sterben wissen. Als ihn brausender Jubel beim Verlassen der Versammlung begleitete und die Hochrufe nicht enden wollten, winkte er ab mit den Worten: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus." Binnen wenigen Wochen stellten die wackeren Preußen über 30000 Mann auf. Ihrem Beispiele folgten die Pommern. Das Volk und der ungestüme Stein, dem der König seinen Unmut über seine Eigenmächtigkeit nicht verhehlte, rissen den widerstrebenden Herrscher mit fort zum Kriege.

Den Franzosen gegenüber wahrte Minister Hardenberg noch den Schein des Festhaltens an dem geschlossenen Bündnisse und wußte als gewandter Diplomat die in Berlin anwesenden Vertreter Napoleons über die Entschlüsse des Königs völlig zu täuschen. Am 3. Februar erschien der Aufruf zur Errichtung freiwilliger Jägerkorps, welche die seither militärfreie Jugend der besseren Stände zum Eintritt in das Heer aufforderte. Die Jägerkorps sollten zugleich eine Pflanzschule für Offiziere werden. Die wenige Tage darauf erfolgende Aufhebung des alten Kantonal-Werbesystems beseitigte die bestehenden Befreiungen vom Wehrdienste im Hinblicke auf die gefahrvolle Lage des Staates. So wohlthätig für die Durchführung des einzig richtigen Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht und Wehrhaftmachung des Volkes diese Maßregel war, es hätte ihrer nicht bedurft; es war kein Zwang nötig, um die Jugend unter die Fahnen zu sammeln. Obwohl in dem Aufruf kein Feind genannt war, wußte doch jeder, wem die Rüstungen galten, und darum fand der Aufruf in dem Volke einen Widerhall, wie ihn der vom Unglück gebeugte und hoffnungsarme König nicht erwartet hatte. Der lange verhaltene Groll entflammte das Volk zum freudigsten Opfermut. Scharenweise strömten die jungen Leute herbei, um sich einreihen zu lassen unter die Freiwilligen, namentlich die Turner und Studenten. Professor Steffens in Breslau führte sozusagen seine Schüler aus dem Hörsaale auf den Exerzierplatz. Die Hochschulen, ja die oberen Klassen der Gymnasien leerten sich. Und neben den Schüler stellte sich der Lehrer in Reih und Glied, neben den bartlosen Jüngling, ja Knaben, der Mann, seine Stellung aufgebend, seine Familie verlassend, freudig von seiner Habe darbietend zur Ausrüstung Unbemittelter, neben den blühenden Söhnen der alternde Vater. Allein Berlin stellte in wenig Tagen 9000 Freiwillige, darunter 370 Gymnasiasten. Selbst Mädchen, wie Charlotte Krüger aus Kolberg, Karoline Peterson aus Stralsund und Eleonore Prochaska aus Potsdam traten verkleidet in das Heer. Letztere erfreute sich unter den Lützowern als Jäger Renz — sie hatte sich als August Renz angemeldet — hoher Achtung und entdeckte erst nach ihrer tödlichen Verwundung in dem Treffen an der Göhrde (16. Sept. 1813) ihr Geschlecht.

Nach der Behauptung des Turnvaters Jahn war der Staatskanzler von Hardenberg „der erste, von dem die Idee und der Name eines königlich preußischen Freikorps ausgesprochen wurde". Es war am Abend seiner Abreise nach Breslau. Friesen und Jahn, beide Gymnasiallehrer, machten den Gedanken zur That. „Die Königliche Kabinettsordre vom 18. Februar 1813 gab dem Korps Dasein, Gestalt und Recht", und in das dem Major Ludwig Adolf Wilhelm von Lützow, einem alten ehemaligen Kameraden Schills, unterstellte Korps strömten kampflustige Jünglinge und Männer aus allen Gauen Deutschlands. In ihm sammelten sich Österreicher, Westfalen und Angehörige anderer Rheinbundstaaten; eine besondere Kompagnie

bestand aus Tirolern. „Dadurch wirkte das Korps schon in seiner Entstehung auf die allgemeine Kriegsbegeisterung, zog Deutschlands Aufmerksamkeit auf Preußen und erregte für dasselbe überall eine günstige Stimmung und Meinung.“ Die Lützower, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet — nur Kragen und Aufschlag waren mit einem bescheidenen roten Vorstoß versehen, die Knöpfe gelb, die schwarze Kappe ohne Schmuck und Zier —, daher „die schwarzen Jäger“ genannt, wurden die volkstümlichste Schar. Ein trauriges Geschick raubte ihr die Ehre entscheidenden Eingreifens.

Für die Freunde des Vaterlandes waren jene Tage reinster Hingabe des Volkes an seine heiligsten Güter Tage der Freude und des Glückes, welche reich entschädigten für alle Enttäuschung, Verkennung, alle Arbeit und alles Leiden. Die Begeisterung des Volkes mußte die letzten Zweifel an seine Kraft und Größe aus des Königs Brust bannen. Als eines Tages achtzig Wagen mit Freiwilligen in Breslau ankamen, führte ihn Scharnhorst an das Fenster und fragte erschüttert: „Majestät, glauben Sie noch nicht an die Liebe Ihres Volkes?“ Die tiefe Bewegung, welche der König empfand, war die beste Antwort, die schönste Genugthuung für den edeln Mann. Dem Feuereifer, der alle beseelte, dauerten die Beschlüsse zu lange. Am 26. Februar knurrte der alte Blücher in einem Briefe ungeduldig: „Mir geht nur alles zu langsam.“ Zwei Tage darauf kam endlich durch Scharnhorst und Stein zwischen Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. zu Kalisch an der Prosna (28. Febr.) das Bündnis gegen Frankreich zum Abschluß. Leistungen und Lohn waren leider nicht nach gleichem Maße verteilt. Rußland sollte 150 000 stellen, Preußen 80 000. In Wahrheit stellte sich das Verhältnis umgekehrt. Preußen sollte zwar in dem Umfange von 1806 wiederhergestellt werden, aber der Bundesgenosse hatte bereits Polen, auch das preußische, in Händen. Die Unterschätzung der Streitmacht Preußens wies diesem im Rate wie im Felde bezüglich des Oberbefehls eine untergeordnetere Stellung an und verringerte die von England zu zahlenden Hilfsgelder. Konnte auch der König seinen Unmut über diese Zurücksetzung nicht verschmerzen, so ließ er sich doch in seinen Maßnahmen nicht von diesem wohlberechtigten Gefühle beeinflussen. Wie er schon am 22. Febr. als ein äußeres Kennzeichen für alle Staatsbürger, Krieger und Nichtkrieger, das Aufstecken der preußischen Nationalkokarde angeordnet hatte, so stiftete er als besonderes Ehrenzeichen für Auszeichnung „in dem jetzt ausbrechenden Kriege“ am 10. März, dem Geburtstage der verewigten Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes. „In der jetzigen Katastrophe“ — lauten die Eingangsworte der Stiftungsurkunde —, „von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank,

bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Bruſt belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland ſich ſtützend, ausharren konnte.“ Am folgenden Tage verkündete ein Parolebefehl dem Kriegsheere, daß der Generallieutenant von York von jeder Schuld frei ſei; gleichzeitig wurde er in ſeinem Kommando beſtätigt. Am 17. März rückte der Gerechtfertigte mit dem ruſſiſchen General Wittgenſtein unter dem Jubel der Bewohner in Berlin ein, welches erſt am 4. des Monats von den Franzoſen geräumt worden war. Man hatte gehofft, daß die Räumung der Hauptſtadt „das Signal des Aufbruchs“ ſein werde. Die Ungeduld wuchs von Tag zu Tag.

Am 15. März erfolgte unter dem Donner der Geſchütze, dem Geläute der Glocken und dem ſtürmiſchen Zuruf der Bevölkerung der Einzug Alexanders in Breslau. Das „Hurra“, welches damals die anweſenden Ruſſen ihrem Kriegsherrn zuriefen, ward aufgenommen von den Preußen und erſcholl von nun an als gemeinſamer Schlachtruf der Verbündeten. Nachdem am 16. d. M. dem franzöſiſchen Geſandten Saint-Marſan das Bündnis mit Rußland angezeigt und zugleich dem ſeitherigen Bundesgenoſſen der Krieg erklärt — amtlich geſchah das erſt am 27. d. M. — war, erließ der König am 17. d. M. den ewig denkwürdigen Aufruf „An Mein Volk“, welcher Sonnabend, den 20. März in der „Schleſiſchen privilegierten Zeitung“ zuerſt erſchien mit der Anzeige, „Se. Majeſtät der König haben mit Sr. Majeſtät dem Kaiſer aller Reußen ein Off- und Defenſiv-Bündnis abgeſchloſſen“. Der von dem Staatsrat von Hippel verfaßte Aufruf lautet:

„An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutſche bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns ſeine Segnungen nicht; denn er ſchlug uns tiefere Wunden, als ſelbſt der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgeſogen, die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt, der Ackerbau ward gelähmt, ſowie der ſonſt ſo hochgebrachte Kunſtfleiß unſerer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlſtandes verſtopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die ſtrengſte Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den franzöſiſchen Kaiſer endlich zu überzeugen, daß es ſein eigener Vorteil ſei, Preußen ſeine Unabhängigkeit zu laſſen. Aber Meine reinſten Abſichten wurden durch Übermut und Treuloſigkeit vereitelt, und nur zu deutlich ſahen wir, daß des Kaiſers Verträge mehr noch wie ſeine Kriege uns langſam verderben mußten. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung über unſern Zuſtand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr ſeit faſt ſieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los iſt,

wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euern angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem werdet ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm."

An demselben Tage erschien auch der Erlaß des Königs „An Mein Kriegsheer". Weder in diesem noch in jenem ist von Napoleon, von Frankreich die Rede. Was bedurfte es eines Wortes, gegen *wen* „der große Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit" ging? Das *konnte nur einer* sein. Gegen ihn aber mußten alle Kräfte angespannt werden. Obwohl das Heer auf dem Kriegsfuß stand, 52 neue Bataillone geschaffen und mehrere Tausend Freiwilliger bereit waren, das ganze Preußen in ein einziges großes Feldlager verwandelt schien, hielt man dem Gewaltigen gegenüber die Mittel noch nicht für ausreichend. „In einem solchen Kampfe" — urteilten Scharnhorst und Gneisenau — „muß die höchste Anstrengung entwickelt werden. Jeder Staatsbürger, er gehöre zur Armee oder nicht, muß daran teilnehmen, sei es auf mittelbare oder unmittelbare Weise. Nur eine solche Anordnung, welche die Gesamtkräfte der ganzen Nation in Bewegung setzt, kann den Thron und die Unabhängigkeit sichern." So kam der alte Gedanke Scharnhorsts zur Ausführung. Gleichzeitig mit dem Aufruf „An Mein Volk", der wie ein Blitzstrahl in die schon lodernden Massen fuhr, erfolgte die Verordnung zur Bildung der *Landwehr* und des *Landsturms*. Als Abzeichen erhielt die Landwehr ein Kreuz mit der Umschrift „Mit Gott für König und Vaterland".

Der unaufhörlich kleine Krieg sollte nach Scharnhorsts Absicht den Gegner ermatten und durch kleine Erfolge im Volksheere das kriegerische Vertrauen steigern; dann erst sollte der offene Feldkrieg, die Offensive, ergriffen werden. In Wirklichkeit gestalteten sich die Dinge anders. Alle kühnen Pläne scheiterten an der Saumseligkeit des russischen Zauderers Kutúsow. Es war viel, was derselbe versprach, indem er in seinem „Aufruf an die Deutschen" vom 25. März die Befreiung und Wiedergeburt eines „ehrwürdigen Reiches" vornehmlich durch Rußland verkündete; es war mehr, was Preußen leistete. Der Staat, welcher nur etwa 5 Millionen Einwohner zählte, stellte im ersten Halbjahre des Krieges 271000 Streiter; Rußland hatte dagegen nur 250 000 unter den Waffen, das später hinzutretende Österreich 264 000, Schweden nur 18 000.

Was Preußen in jener Zeit aufbot, hat seinesgleichen nicht in der Geschichte. Freilich bedurfte ein großer Teil der Mannschaften erst der Schulung, ja der militärischen Ausrüstung und der Verpflegung. Eine Menge Landwehrleute trug nur Piken. Was der arme Staat nicht leisten konnte, das brachte das Volk durch freiwillige Gaben dar, und reich und arm bethätigte in rührendem Wetteifer seine Opferfreudigkeit für das Vaterland. Der eine gab einen Beitrag an Geld oder rüstete auf eigene Kosten sich und andere aus, der andere spendete Tuch, Leinen, Getreide, Heu, Waffen, Pferde u. s. w.; jeder gab, was und wie er konnte; keiner wollte zurückbleiben, und so ereigneten sich geradezu ergreifende Beispiele der Vaterlandsliebe. Tausende und aber Tausende gaben ihre goldenen Trauringe hin und empfingen dafür eiserne mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen". Die Kinder leerten ihre Sparbüchsen auf den Altar des Vaterlandes. Die 16jährige Ferdinande von Schmettau, Tochter eines kinderreichen, aber geldarmen Obersten a. D., opferte ihr goldblondes Haar. Der Erlös aus den daraus verfertigten Ringen und Armbändern betrug soviel, daß dafür die Bekleidung von vier Freiwilligen beschafft werden konnte. So bezeigten auch die, welche nicht kämpfen durften, ihre Teilnahme an der Erhebung des Vaterlandes.

„Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit."

Was heutzutage als selbstverständlich gilt, die werkthätige Hilfe der Frauen im Dienste des Vaterlandes, das fand damals zuerst zweckmäßige Regelung und Verwertung. Der unter dem Protektorate der hochherzigen Prinzessin Wilhelm, Marianne von Hessen-Homburg, und von acht anderen Prinzessinnen des königlichen Hauses gegründete „Frauenverein" eröffnete Sammelstellen für jegliche Liebesgaben und verpflichtete sich zur Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger.

Eine höhere Weihe erhielt die ganze Bewegung durch den reinen, religiösen Geist, der alles erfüllte. Die Kämpfer traten „im Gotteshaus

mit frommem Mut zusammen", schworen vor Gott, „für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen", und zogen, vom Segen der Diener Gottes begleitet, hinaus in den Krieg, von welchem Theodor Körner sang:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg."

Alle vaterländischen Empfindungen und Regungen, welche der äußere Druck in der Brust gehalten, alles, was von Ingrimm und Haß gegen den Unterdrücker sich jahrelang im stillen angesammelt hatte, was von Sehnsucht und Liebe zu Freiheit und Vaterland so lange zurückgehalten war, das drängte sich jetzt alles in stürmischen Ausbrüchen hervor. Hätte es einer künstlichen Erregung des Nationalgefühls bedurft, es würde aufs höchste gesteigert worden sein durch die zahllosen Flugschriften der Zeit.

In kerniger Redeweise hielt Ernst Moritz Arndt (geb. 1769, † 1860) in seinem „Katechismus für den deutschen Wehrmann" dem deutschen Krieger seine Pflichten vor und belehrte das Volk in einer zweiten Schrift über die Bedeutung der allgemeinen Wehrhaftigkeit. Eine Menge von Zeitschriften und Einzelblättern verbreitete mehr oder weniger zutreffende Vorstellungen von der Befreiung und Wiedergeburt Deutschlands. Hat die Zeit fast alle diese flüchtigen Gedanken verweht, das Verdienst kann ihnen nicht abgesprochen werden, daß sie neben den amtlichen Kundgebungen am meisten dazu beigetragen haben, den Patriotismus zu einem allgemein deutschen zu erweitern.

Bis auf den heutigen Tag aber klingen die Lieder jener Zeit fort, welche begeisterte Dichter angestimmt haben. Der Wunsch Jahns, daß „neue Barden" entstehen möchten, „die den deutschen Heerbann begeistern und durch Wehrlieder Siege ersingen" könnten, ging in Erfüllung. Er selbst gab „Ostern 1813" eine Sammlung „deutscher Wehrlieder" heraus und hat das erste derselben, das von Arndt verfaßte Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" durch Verteilung unzähliger Abzüge und durch Vorsingenlassen zu einem Volksliede gemacht. Es ist, als ob die kräftigen Schwertschläge der Kämpfer wiederklängen in Arndts markigen Liedern; sie sind gleichsam der in der Brust des Dichters umgestaltete „Geist der Zeit":

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte." —

„Sind wir vereint zur guten Stunde." — „Wer ist ein Mann?" — und das Lied vom Feldmarschall Blücher: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

Sanftere Töne schlug an, in seiner Dichtung mehr an den Minnesang des Mittelalters erinnernd, Max von Schenkendorf (geb. 1783, † 1817). Von seinen Kriegsliedern sind am bekanntesten geworden „Landsturm", dessen Beginn lautet „Die Feuer sind entglommen", und „Soldatenmorgenlied", das mit den freudigstolzen Worten ausklingt:

„Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei."

Am rechten Arm gelähmt, trat der Dichter doch als Freiwilliger ein und focht in der Schlacht bei Leipzig mit.

Mit dem Kriege verstummt sein Gesang nicht. Ist auch der „Freiheitstag" fürs Vaterland angebrochen, die Erlösung von der Fremdherrschaft, sein Herz sehnt sich auch nach der wahren „Freiheit, die ich meine (= liebe)" im Innern. Mit der ganzen Innigkeit eines vaterlandliebenden Gemütes ruft er die alte Macht und Einheit des verwichenen Reiches zurück, die Wiedererstehung des tausendjährigen Kaisertums, und mahnt und drängt:

„O werde endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähl' dir deinen Kaiser
Und zwing' ihn, daß er's wird!"

Darum hat Friedrich Rückert ihm den Ehrennamen des Kaiserherolds beigelegt. Sein an allen edlen Empfindungen so reicher Sinn fühlt lebhafter und tiefer alles Wohl und Weh, was dem Vaterlande zuteil wird. Er preist die deutschen Städte, die deutschen Ströme, vor allen den „alten König hochgeboren, dem jedes deutsche Herz geschworen", den Vater Rhein; er klagt um den Tod der edeln Königin Luise, der „schönen Königsrose"; er besingt die Helden, die für Vaterland und Freiheit starben, den „treuen Schill", Andreas Hofer, die tapfern „drei Grafen" und Preußens „General" Scharnhorst; er giebt „seine seligsten Gedanken" kund in der „Muttersprache", dem „Mutterlaut",

„Wie so wonnesam, so traut."

Friedrich Rückert (geb. 1788, † 1866) schmerzt es tief, daß es ihm versagt ist, dem Rufe der Trommel zu folgen und mit dem Arme zu kämpfen. Daher sendet er den „Geist" an sein „Geschäfte", „sein Pfund benutzend", zum Dienst des Vaterlands seine Kräfte kehrend, indem er

„Krieger stellt, zwar nur nachgeäffte
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend."

„Mithadernd in dem großen Hader" lassen sie ihre Stimme mächtig hinaustönen zum Rufe: „Waffen! Waffen!" und dann: „Rette! Rette!" Und wie der Dichter voll Ingrimm den Kampf schürt und voll Bitterkeit zur Erhebung reizt, so schnellt er mit sicherem Blicke gegen den Feind die Pfeile seines Spottes

Alle diese Dichter und ihre Genossen, wie Friedrich de la Motte-Fouqué, Ferd. Aug. Stägemann, Heinrich Joseph von Collin übertrifft an jugendlicher Kraft und Glut der Empfindung Theodor Körner. Während der Olympier Goethe sich in Wolken hüllte und um die Welthändel sich nicht kümmerte, schien in dem Jüngling der Feuergeist Schillers wieder aufzuleben. Der Sohn des edelmütigen Freundes von Schiller, geb. 23. Sept. 1791, erfreute sich trotz seiner

jungen Jahre durch seine „Knospen", seine Dramen, besonders „Zrinyi", und andere Gedichte einer großen Berühmtheit und befand sich durch seine angesehene Stellung in Wien und seine Verlobung mit der ebenso herzensreinen, als schönen und trefflichen Schauspielerin Antonie Adamberger in den glücklichsten Verhältnissen. Kaum erweckte „der preußische Adler in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens einer norddeutschen Freiheit", da ließ das „Schoßkind des Glückes" alles, was ihm teuer war, im Stiche und kämpfte als Lützower für das Vaterland mit „Leier und Schwert". „Zum Opfertode für die Freiheit" — schrieb er am 10. März 1813 seinem Vater — „und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu" ... „Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?" Bei Gelegenheit der feierlichen Einsegnung der Freischar in der lutherischen Kirche zu Rogau in Schlesien sangen die Krieger das zu diesem Zwecke von ihm gedichtete Lied:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen."

Im herrlichen „Abschied von Wien" bittet er „die Genien seines Lebens", seiner „Seele ernsten Drang" nicht zu verkennen.

„Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben:
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.

. . . . . .

Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält es auch das eigne wärmste Blut."

Machtvoll ergreift sein „Aufruf" das Herz:

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!"

Freudig jubelt sein Geist, da er sieht, daß das Volk sich erhoben hat:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los."

Im Geiste schaut er die verklärte Königin Luise „freundlich" auf ihr Volk herniederschauen. Ihr Bild soll leuchten „durch die Nacht zum Sieg".

„Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache."

„Pfui" dem „Buben hinter dem Ofen!"

Den wackern Jägern ruft er voll froher Hoffnung zu:

„Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink! . . .
„Gott hilft uns im gerechten Krieg."

und wieder:

„Mit Gott! — Einst geht, hoch über Feindesleichen,
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf."

Und wer sind die „schwarzen Gesellen", die wie Stürme daher brausen? „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd." Als aber die vereinigten Heere über die Elbe zurückziehen, da grollt er in Unmut:

„Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, Ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen."

„Ahnungsgrauend, todesmutig" harrt er dem „großen Morgen" der Entscheidung durch das Schwert entgegen und, im Schlachtendonnerwetter „umwölkt" vom „Dampf der Geschütze", umzuckt von den „rasselnden Blitzen", richtet er ergeben in den Willen des Lenkers der Schlachten sein kräftiges, inbrünstiges „Gebet" an Gott: „Vater, ich rufe dich!" Und als „die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben", da er glaubt an den Marken seiner Tage zu stehen, da nimmt er getrost, umschwebt von goldnen Bildern „Abschied vom Leben". Seine trüben Ahnungen erfüllten sich. Schon bei dem verräterischen Überfalle der Lützower, welchen die Division Fournier bei Kitzen unternahm, wurde er verwundet, erholte sich aber unter der treuen Pflege seiner Bekannten in Leipzig und Karlsbad wieder. Zurückgekehrt zu seinem Korps starb er am 26. Aug. in einem Gefechte auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin den Tod des Helden, den er sich ersehnt. Eine Stunde vor seinem Ende hatte er bei der Rast in einem Gehölze seinen Schwanengesang gedichtet „das Schwertlied" und las es gerade einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriffe gegeben wurde.

„Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurra, du Eisenbraut!
Hurra!"

Unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin senkten die trauernden Waffenbrüder ihren geliebten Freund mit allen kriegerischen Ehren in die Erde.

So lange noch das deutsche Herz von hingebender Liebe zum Vaterlande glüht, so lange noch der Geist empfänglich ist für alles Hohe und Hehre, so lange noch die deutschen Eichen rauschen, so lange werden des Sängers und des Helden Lieder erklingen und die lebenden

und die kommenden Geschlechter stets von neuem begeistern für „Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen", „für die heilige Erde", für „das freie Land, das deutsche Land".

Die Erhebung des deutschen Volkes hat nicht nur einen Aufschwung der vaterländischen Dichtung hervorgerufen, nein, die Leier hat dem Schwerte vorgeklungen, die Kunst hat den vaterländischen Geist aufgerufen zu kraftvoller Erhebung. Auch in schwerer Zeit ist der Sänger mit dem Könige gegangen. Freudig ist er für den König, fürs Vaterland in den Tod gegangen.

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegesglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!"

2. Beginn des Befreiungskrieges: Der Kampf im Frühjahre 1813.

So freudigen Wiederhall die verschiedenen Aufrufe zur Erhebung im deutschen Volke hervorriefen, so geringen Anklang fanden sie bei den Rheinbundfürsten. Sie hingen von der Gnade ihres Herrn ab und hätten dessen Zorn zuerst zu fühlen gehabt. Weit weniger Gefahr konnte ein Anschluß an die Verbündeten dem Königreiche Sachsen bringen, und für den Gang der Ereignisse würde dessen Entscheidung für die deutsche Sache von der größten Bedeutung gewesen sein. Aber so sehr das Herz des sächsischen Volkes derselben zugeneigt war, so rücksichtsvoll und entgegenkommend auch die Verbündeten dem Herrscher gegenüber auftraten, Friedrich August, ein persönlich rechtlich denkender Mann, entschied sich in dem Zwiespalt zwischen den beiden Pflichten der Zugehörigkeit und Treue gegen das Vaterland und der privaten Dankbarkeit und Verehrung gegen seinen Wohlthäter für letzteren. Anfänglich hatte er versucht, eine neutrale Haltung zu beobachten. Er verließ sein Land und begab sich nach Regensburg (30. März), von da, als er sich nicht mehr sicher glaubte, nach Prag. Ein Versuch des gut deutsch gesinnten Generals Thielmann, die in der Festung Torgau vereinigte sächsische Armee auf eigene Faust, wie York, zum Übertritt auf die Seite der Verbündeten zu bewegen (27. April), scheiterte, weil er die Sache nicht mit der nötigen Energie anfing und dadurch auf Widerstand bei ängstlicheren Gemütern stieß. Thielmann trat daher in die Dienste der Verbündeten über. Den König kommandierte Napoleon dann am 7. Mai, kurz gebunden wie immer, sich binnen sechs Stunden zu entscheiden, ob er sofort nach Hause gehen und seine Truppen mit den französischen vereinigen oder als abtrünniges Mitglied des Rheinbundes abgesetzt werden wolle. Eingeschüchtert, gehorchte der König und lieferte sich und die Seinen seinem Herrn aus. Friedrich August trägt die Schuld, daß der Krieg des Jahres 1813 hauptsächlich in seinem Lande ausgefochten wurde, und daß die ersten Schlachten zu Ungunsten der Verbündeten ausfielen.

Nicht minder große Schuld trifft die, welche, anstatt rasch nach dem Westen vorzurücken und durch das bloße Erscheinen allem Schwanken ein Ende zu machen, zögerten und Napoleon vollkommen Zeit ließen, mit der ihm eigenen Thatkraft ein neues Heer von einer halben Million aufzubieten und mit circa 120 000 Mann gegen Osten zu marschieren. In ungebeugtem Stolze erklärte er am 31. März 1813 im Journal de l'Empire, „selbst wenn Russen und Preußen auf dem Montmartre ständen, wäre Frankreich nicht gesonnen, auch nur ein Dorf von seinen Eroberungen herauszugeben." Den deutschen Fürsten aber weissagte er, der heraufbeschworene Geist der Erhebung des Volkes werde sich einst gegen sie selbst kehren. Am 28. April stand er bereits selbst in Weimar, bereit den Feldzug „als General Bonaparte, nicht als Kaiser zu machen".

Die ersten Kriegsereignisse hatten allzuvoreilige Hoffnungen im Volke erweckt. Als der Oberst Tettenborn mit einer Streifschar Kosaken in Lauenburg den Boden des französischen Reiches betrat, verließ die schwache französische Besatzung die Stadt Hamburg, die, nun überglücklich den furchtbaren Druck los zu sein, sich in die Arme ihrer Befreier stürzte (18. März), aber zu schlapp und zu knickerig, um mit Gut und Blut die Freiheit zu verteidigen, sich zu sehr auf die Hilfe der Verbündeten verließ, von denen sie verlassen blieb. Die Generale Dörnberg, Tschernitscheff und Benkendorf setzten zwar über die Elbe (31. März), vermochten aber nicht mehr, das gleichfalls von den Franzosen abgefallene Lüneburg zu entsetzen. General Morand war dort schon eingezogen und hatte mit dem Strafgericht gegen die „Rebellen" begonnen (1. April). Ein kräftiger Angriff zwang ihn, die Stadt zu verlassen. Von allen Seiten umzingelt, ward er, selbst schwer verwundet, nach tapferem Widerstande mit seinen Truppen gefangen (2. April). Aber die Freude war von kurzer Dauer. Der harte und thatkräftige Vandamme hielt Bremen in Gehorsam und schon nahte der eiserne Davoust, Herzog von Auerstädt, um im Auftrag seines Herrn über die aufrührerischen Städte Hamburg und Lübeck das Strafgericht zu verhängen. Am 30. Mai zog er in Hamburg ein, dessen Bewohner nun selbst fronen mußten, um ihre Stadt in eine Festung umzuwandeln. Außer der ungeheueren Summe von 48 000 Mill. Franken, die in sechs Terminen vom 12. Juni bis zum 12. Juli zu bezahlen waren, mußte das Land die Kosten für die Befestigung tragen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß Davoust selbst nach der Besetzung Hamburgs den Hauptschuldigen noch Zeit ließ, sich der Strafe durch die Flucht zu entziehen. Dann aber verfuhr er mit unnachsichtiger Strenge. Und er blieb Herr der Stadt bis zum Ende des Krieges. Der schwerste Vorwurf ist ihm daraus gemacht worden, daß er beim Beginn der kalten Jahreszeit über 20 000 Arme durch Ausweisung dem äußersten Elend, ja dem Hungertode preisgab. Daß er sich auch des Barvorrates der Hamburger Bank im Betrage von $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark bemächtigte, muß mit den

Verhältnissen, in denen er sich befand, entschuldigt werden. Eine Verleumdung ist es, dem Manne eigennützige Motive zu unterschieben. So hart Davoust war, so frei muß er gesprochen werden von dem Vorwurf der Habsucht und Ungerechtigkeit. Hätte die reiche Hansestadt nur einen Bruchteil der Mittel, welche jetzt dem Feinde zugute kamen, aus eigenem Antriebe für sich selbst und das Vaterland geopfert, sie würde schwerlich in diese Not geraten sein.

An der mittleren Elbe scheiterten alle kühnen Pläne an der Saumseligkeit des Befehlshabers der „großen Armee", Kutúsow. Mit Mühe hatte es Scharnhorst durchgesetzt, daß der schneidige Blücher das Kommando über die preußische Armee erhielt (8. März). Als aber der russische Zauberer mit dem Tode abging, ward nicht dieser, sondern der Fürst Wittgenstein mit dem Oberbefehl über das Heer der Verbündeten betraut. Das heftige Gefecht bei Möckern (in der Nähe von Magdeburg) am 5. April hatte den Vizekönig Eugen über die Elbe zurückgedrängt und ihnen selbst den Übergang gestattet. Die Festung Wittenberg aber blieb in den Händen der Franzosen. Mit dem Anrücken Napoleons auf Leipzig löste sich endlich der Bann der Unthätigkeit, welcher auf dem ungeduldigen Blücher lastete. Am 1. Mai erreichte Napoleon von Weißenfels her Lützen. Da er nicht wußte, daß die Verbündeten vereinigt auf seiner rechten Seite hinter der Elster standen, setzte er am folgenden Tag seinen kühnen Marsch fort, ward aber nun von Wittgenstein angegriffen. An sich war der von Diebitsch, nicht — wie gewöhnlich zu lesen ist — von Scharnhorst entworfene Plan zur Schlacht von Großgörschen (2. Mai) trefflich. Da sich die Marschkolonne der Franzosen über vier Stunden hin erstreckte, konnte bei richtiger Ausführung des Planes der Unterschied in der Anzahl der Truppen völlig ausgeglichen werden. Die 102 000 Franzosen standen eben weit auseinander, die 70 000 Mann der Alliierten zusammen. Aber die trübe Ahnung Scharnhorsts bestätigte sich: Die Schwäche der Russen, die Organisation der Streitkräfte konnte wohl besorgt machen. Falsche Disposition der Truppen für den Marsch führten Verwirrung und Verspätung des Angriffs herbei; die Hauptabsicht, die Überraschung einzelner Teile war mißlungen, damit auch das Ziel, ihre Trennung durch dazwischengeschobene Artillerie und Kavallerie verfehlt. Wittgensteins Abgehen von dem ursprünglichen Schlachtplan durch den Befehl des Angriffs auf Neys Lager bei Großgörschen und die abermalige Änderung auch der dafür gegebenen Anordnungen verdarb alles. An Stelle von klarer Bestimmtheit im Befehlen und Ausführen unklares Schwanken, statt plötzlichen, wuchtigen Ansturmes gemütliches, vorsichtiges Anzapfen, statt voller Ausnutzung der starken Reiterei ganz lahme Verwendung derselben! Ein wütender Kampf entspann sich um die Dörfer Klein- und Großgörschen und Caja, die mehrmals von den Preußen erstürmt und wieder verloren wurden. Mehrmals warfen sich Scharnhorst und Blücher an der Spitze der Truppen in den Feind, als ob sie durch

einen Soldatensieg hätten gutmachen können, was die Leitung verdorben hatte. Alles umsonst. „Die Schlacht hätte“ — so urteilte ersterer in einem Briefe an seine Tochter Julie, Gräfin von Dohna — „den eklatantesten Sieg gegeben, hätte Wittgenstein anders operiert.“ Aber dessen übertriebene Vorsicht erlag dem Feldherrntalent Napoleons, der selbst, vom Jubel der Truppen begrüßt, durch tapferes persönliches Eingreifen die Schlacht entschied. Nutzlos war in mörderischen Gefechten kostbares Blut vergeudet, waren edelste Kräfte geopfert worden. Auch Scharnhorst hatte eine Schußwunde ins Bein erhalten; der unbedeutende „Riß“ brachte „der Seele des Ganzen“ den Tod. Die Schlacht hatte das Gegenteil von dem gebracht, was sie herbeiführen sollte. Die Feinde waren nicht durchbrochen und über den Haufen geworfen, sondern sie umschlossen im Halbkreis die Verbündeten. Als die Finsternis der Blutarbeit ein Ziel setzte und die Russen, die ohnehin in der Schlacht wenig gethan hatten, sich zurückzogen, erfüllte Schmerz und Grimm die Herzen der Preußen. Der alte Blücher machte noch in der Nacht einen Angriff auf die Franzosen. Es half nichts. Ohne überwunden zu sein, sahen sich auch die Preußen zum Rückzug genötigt.

Sachsen war für die Verbündeten verloren. Am 8. Mai zog Napoleon in die Hauptstadt ein, deren zitternde Behörde er wie ungezogene Schulbuben ablanzelte. „Aus Liebe“ zu ihrem „Retter“, dem Könige Friedrich August, verzieh er ihnen gnädig.

Anfangs schienen die Verbündeten die Elbe halten zu wollen, dann aber gaben sie diese schwer zu verteidigende Linie auf und zogen sich nach der oberen Spree zurück, die Preußen über Meißen nach Kamenz, die Russen über Dresden. Letztere bestanden schon am 12. Mai wieder bei Bischofswerda ein Gefecht gegen den Marschall Macdonald. Sie mußten Bautzen aufgeben, das, in Brand stehend, Macdonald an der Umgehung der Russen verhinderte. Die Verbündeten, etwa 90 000 Mann, standen in einer Ausdehnung von zwei Meilen etwa eine Stunde hinter der Spree so, daß der rechte Flügel, Russen unter Barclay, sich noch in der Ebene befand, das Centrum, Preußen unter York und Blücher, auf den Kreckwitzer Höhen, wo einst auch Friedrich nach der Schlacht bei Hochkirch Stellung genommen hatte, der linke Flügel, wieder Russen, unter Gortschakoff, höher im Gebirge. Trotz der nicht besonders guten Stellung konnten sie einen Erfolg erringen, wenn sie sofort Napoleon angriffen, der ihnen nur mit vier Korps und den Garden entgegenstand. Statt dessen zögerten sie wieder und ließen Napoleon nicht nur über die Spree setzen, sondern sich durch heftige Scheinangriffe desselben (am 20. Mai) auf den linken Flügel über dessen wahre Absicht täuschen. Inzwischen war der Marschall Ney von seinem nördlich gegen Berlin gerichteten Marsche umgekehrt und umging am 21. Mai den rechten Flügel. Der Ausgang des Kampfes am ersten Tag hätte den Verbündeten die Augen öffnen und sie zum Rückzuge veranlassen müssen.

Die hauptsächlich durch die Schuld des Kaisers Alexander geschehende Fortsetzung des aussichtslosen Ringens gegen die auf 160000 Mann angewachsene feindliche Macht gab dem Gegner die willkommenste Gelegenheit, seinen Plan durchzuführen. Zu spät erkannte Alexander, daß Napoleon es auf den rechten Flügel und die Zurückdrängung nach Böhmen abgesehen hatte. Was nützte es, daß die Verbündeten den rechten Flügel schlugen? Trotz des zähesten Widerstandes wurden die Preußen im Centrum umklammert und zum Rückzuge genötigt. Nur durch einen Fehler Neys blieb ihnen Raum zum sicheren Durchbruch, bei welchem sich besonders der General Kleist bewährte. Auch die zweite Schlacht war verloren. Zwar betrug der Verlust der Gegner mehr, als der eigene. Weder Trophäen noch Gefangene waren in die Hände der Franzosen gefallen. Aber man bewegte sich doch eben mehr und mehr nach Osten, anstatt nach Westen. Ein Rückgang über die Oder lieferte nicht nur Schlesien, sondern den größten Teil Preußens in die Gewalt Napoleons; bedrohte nicht nur Berlin, sondern schloß alle Hoffnung auf Anschluß Österreichs aus. Es war ein Glück, daß der kräftige Widerstand in den Gefechten bei Reichenbach und Markersdorf den Abziehenden einen sicheren Übergang über die vielen Wasser und einen guten Vorsprung vor den Verfolgern gewährte. Und Blücher erhielt durch die Ernennung Barclays an Wittgensteins Stelle freiere Hand. Er benutzte den ihm für den 26. Mai zufällig zustehenden Oberbefehl sofort nach seinem Herzensdrange, dem Feinde beim sorglosen Marsche durch die Ebene zwischen Haynau und Liegnitz einen Hinterhalt zu legen und durch einen kräftigen Überfall der Division Maison eins zu versetzen. Eine neue Schlacht hätte freilich die Vernichtung des Heeres herbeigeführt. Napoleon aber überschätzte die Kräfte der Gegner und ahnte nichts von dem Vorhaben der Russen, sich von den Preußen zu trennen und in Polen neue Kräfte zu sammeln. Die Abbiegung des Marsches der Verbündeten vom Wege nach Breslau gegen Süden und ihre Stellungnahme zu seiner Rechten bei Schweidnitz verblüfften und bestärkten ihn in der Befürchtung, daß sie bereits Österreich gewonnen hätten. Die Hoffnung, ein Abkommen mit Alexander zu erreichen und damit Österreich, dessen Vermittelung schon sehr unlieb angeboten war, beiseite zu schieben, Preußen zu vereinsamen, dabei allgemein politische und militärische Erwägungen, bestimmten ihn, am 4. Juni 1813 Rußland, wie schon nach der Schlacht bei Bautzen, einen Waffenstillstand anzubieten. Alexander hielt wider Erwarten diesmal am Verbündeten fest. So wurde der Waffenstillstand mit beiden Gegnern geschlossen zu Poischwitz bei Jauer bis zum 20. Juli, dann aber bis zum 16. Aug. verlängert. Ein neutraler Strich Landes trennte die feindlichen Heere.

In die ersten Tage des Waffenstillstandes fällt der Überfall des Lützowschen Korps bei Kitzen. Laut der Abmachung sollten alle Streifpartieen bis spätestens den 12. Juni über die Elbe zurückkehren.

Als nun Lützow sich noch, ob aus Unkenntnis der Vereinbarung oder aus einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen dieselbe, das ist nicht ausgemacht, am 17. Juni auf dem linken Elbufer am Floßgraben bei Lützen befand, gab Napoleon den Befehl, „Sachsen von den Räubern zu befreien und sie zu vernichten". Es waren hauptsächlich Württemberger unter dem General Normann, welche die wenig ehrenvolle Aufgabe des tückischen Überfalls lösten. Über 300 Mann wurden zusammengehauen. Dieser Gewaltstreich erregte eine so allgemeine Entrüstung, daß Napoleon sich veranlaßt fand, im „Moniteur" die Sache in einem für ihn günstigen Lichte darzustellen. Die Freischar hatte ihre Bedeutung verloren und spielte nur noch eine untergeordnete Rolle; ja es fehlte nicht an solchen, die das „Korps der Rache" belächelten und verspotteten.

Die Zeit des Waffenstillstandes.

Napoleon hatte den Waffenstillstand in eigenem Interesse eingegangen; den Vorteil aus demselben zogen die Verbündeten, obwohl die Nachricht von dem abgeschlossenen Vertrag die Herzen der Patrioten wie ein Donnerstrahl getroffen hatte. „Wir müssen" — beruhigte eine königliche Erklärung mit vollem Rechte die bangen Gemüter — „jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen." Während der elf Wochen der Ruhe konnten die Verbündeten, vor allem Preußen, die Rüstungen vollenden, die eigenen Streitkräfte ergänzen und stärken und — was vor allem von entscheidender Bedeutung werden mußte — neue Bundesgenossen gewinnen. Schon am 14. und 15. Juni schloß England auf Betreiben des Premierministers Lords Castlereagh, zu Reichenbach i. Schl., mit Preußen und Rußland einen Subsidienvertrag, welcher ersterem 666 666 Pfund Sterling (13 500 000 Mark) zum Unterhalt für 80 000 Mann, letzterem 1 333 333 Pfund Sterling (27 000 000 Mark) zum Unterhalt von 160 000 Mann zusicherte. Diese Leistung und das karge Versprechen, Preußen wieder auf den Umfang von 1806 zu bringen, mußte dieses aber teuer erkaufen durch die Zusage, die ehemals preußischen Gebiete von Hildesheim, Lingen und Ostfriesland an das Kurfürstentum Hannover abtreten zu wollen. Noch geringer erscheint die Hilfe Englands, wenn man erfährt, daß die bewilligte Summe nur zumteil bar ausgezahlt und durch Lieferungen englischer und daher für Preußen wenig brauchbarer Ausrüstungsgegenstände ersetzt wurde. Von den 95 000 Gewehren aber, die England im Mai auf das Festland sandte, kamen 50 000 an Rußland, 40 000 an Hannover und nur 5000 an Preußen. Die Hauptschuld für diese Dinge trifft den englisch-hannöverischen Hausminister Graf Münster, der eben mehr als Hannoveraner denn als Deutscher dachte und handelte. — Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, gehörte nur äußerlich dem Bunde gegen den an, welchem er sein Emporsteigen zu danken hatte. Beweggrund zum Anschlusse

war hier nicht der ideale Zweck, sondern der reale Lohn, der in Aussicht gestellt war, Erwerbung des dänischen Königreichs Norwegen. Wo Selbstsucht die Triebfeder der Handlungen ist, da erwarte man keine Thatkraft für andere. Nur von dem Anschlusse Österreichs war nach Scharnhorsts klarem Rate eine glückliche Wendung zu erhoffen. Darum beschwor der edle Mann seinen König, ihn selbst nach Wien zu senden, um dem Zaudern des Kabinetts ein Ende zu machen. Vergeblich widerrieten die Ärzte dem Verwundeten die weite, beschwerliche Reise. Allen Bedenken setzte Scharnhorst die Opferpflicht für das Vaterland entgegen. Schweren Herzens gab der König seinem Drängen endlich nach: es ahnte ihm Unheil. Während der Reise verschlimmerte sich der Zustand so sehr, daß der Leidende nach Prag zurückkehren mußte. Vom Fieber geschüttelt, von Schmerzen gefoltert, empfand er weit größeres inneres Weh über den trostlosen Stand des Krieges, über das Schicksal, das ihn jetzt gerade zur Unthätigkeit verdammte. Soviel er konnte, wirkte er noch durch Unterhandlungen für die heilige Sache. „Soll es denn nicht sein" — klagte er seinem Freunde Müffling —, „daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn." Gottes Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 28. Juni 1813 erlag Scharnhorst seinen Leiden. Die Nachricht von seinem Tode brachte nah und fern eine tiefe Erschütterung hervor. Stein, der felsenfeste Mann, brach bei der Trauerbotschaft in Thränen aus; der greise Blücher hielt seinen Tod für einen größeren Verlust als eine verlorene Schlacht. „Mit ihm", rief der König aus, „bricht mir eine treue, feste Stütze; er wird mir unersetzlich sein." Und das war er.

Am Tage vor Scharnhorsts Tode hatte Österreich, nachdem der Staatskanzler Metternich bereits in Josephstadt eine persönliche Zusammenkunft und Vereinbarung der drei Monarchen herbeigeführt hatte, zu Reichenbach mit Rußland und Preußen den geheimen Vertrag geschlossen, Napoleon als Friedensbedingungen die Teilung des Großherzogtums Polen zwischen den drei Mächten, die Abtretung Danzigs an Preußen, die Räumung des nordwestlichen Deutschland und der illyrischen Provinzen abzufordern, wahrhaft ein jammervoller Lohn für die aufgewendeten Opfer und jedenfalls nur in der Aussicht gestellt, daß Napoleon in seinem Stolze auch diese geringen Forderungen zurückweisen werde. Am 28. Juni begab sich Metternich selbst nach Dresden und hatte dort mit dem Gewaltherrscher eine erregte Auseinandersetzung. Metternich hatte durch seine Verhandlungen Österreich aus einem Verbündeten Frankreichs zu einem Vermittler gemacht und suchte nun möglichst viel zu erlangen. Napoleon, auch von den geheimen Abmachungen in Reichenbach wohl unterrichtet, war nicht ganz mit Unrecht über Österreichs schwankende Haltung erbittert

und dachte nur mit Grimm daran, daß dasselbe auch noch für seinen „Treubruch“ die „Frucht und die Ehre der Friedensstiftung ernten sollte“. Ohne Zweifel hat er seinem Ärger Metternich gegenüber Luft gemacht. Er hat ihm wohl auch vorgerechnet, daß er „den Kaiser Franz dreimal wieder auf seinen Thron gesetzt“ habe, daß er, als er dessen Tochter heiratete, „eine Dummheit begangen“ hätte, daß er keine Luft habe, einen ehrlosen Frieden zu schließen, und die etwaige Herausforderung zum Krieg annehme, furchtlos und in der Zuversicht, „im Oktober in Wien“ zu sein. Bei der brutalen Gesinnung des menschenverachtenden Egoisten kann ein Wort gefallen sein, wie „ein Mann wie ich macht sich wenig aus dem Leben von einer Million (?) Menschen“, welches die Erwiderung Metternichs veranlaßte: „Öffnen wir die Thüren, daß Ihre Worte von einem Ende Frankreichs zum andern wiederhallen“, und dem Zusatz Napoleons, daß es ja meist nur Deutsche und Polen gewesen seien, mag die Antwort gefolgt sein: „Sire, Sie vergessen, daß Sie zu einem Deutschen reden.“ Ob aber die Unterredung ganz so, wie sie von Metternich erzählt wird, verlaufen ist, von der einen Seite mit polterndem Ungestüm, dem Zeichen sinkender Kraft, von der andern mit überlegener Ruhe, das bleibe dahingestellt. Der in die Ecke fliegende Hut belebt jedenfalls die theatralische Scene, deren Ergebnis am folgendem Tage die Aufhebung der Allianz mit Österreich, aber auch das Zugeständnis eines Friedenskongresses in Prag war. Gleichzeitig ward das Ende des Waffenstillstandes bis zum 10. Aug. hinausgeschoben.

Die Verhandlungen wurden von seiten der russisch-preußischen Bevollmächtigten absichtlich hingezogen. Wie wenig ernst es den Verbündeten mit dem Frieden war, geht daraus hervor, daß sie an demselben Tage, an welchem ihre Abgesandten endlich in Prag eintreffen, 12. Juli, in Trachenberg an der Bartsch (nördlich von Breslau) den Plan für den neuen Feldzug feststellen und darin bereits Österreichs Streitmacht mit berechnen. Die preußischen Bevollmächtigten verhandelten mit den französischen überhaupt nur schriftlich. Ein letzter Versuch, wirkliche Unterhandlungen anzuknüpfen, glitt auch ab. Die Antwort Napoleons auf das Ultimatum Österreichs vom 8. Aug. traf in der Nacht vom 10. auf den 11. ein, zu spät. Österreich hatte sich für den Fall der Ablehnung seiner Forderungen zum Anschluß an die Verbündeten verpflichtet und beeilte sich, das gegebene Wort zu lösen, in der Hoffnung, von diesen mehr als von Napoleon zu erhalten. Noch schmeichelte sich dieser, Österreich durch neue vorteilhaftere Anerbietungen ködern zu können. Aber am 12. Aug. erfolgte schon die Kriegserklärung, gleichsam das Angebinde zu seinem Geburtstage (15. Aug.), der zum letztenmale mit Glanz und Pracht gefeiert werden sollte, gefeiert auch noch im Herzen Deutschlands. Er verhehlte sich nicht die Gefahr, in welcher er sich befand, denn in Frankreich war man nichts weniger als zu einem neuen Kriege geneigt, welcher fast unerschwingliche Forderungen an seine finanzielle und

militärische Leistungsfähigkeit stellte; aber er kämpfte jetzt nicht mehr für den Frieden und die Erhaltung des eroberten Besitzes, nicht mehr für die Oberherrschaft in Europa, sondern für sich. Mehr als eine Million Menschen rang abermals mit einander ob eines Mannes von unersättlicher Ehrsucht.

Von den 800000 Mann, welche die Verbündeten jetzt in den Kampf führen konnten, traten nur etwa 400000 in Wirksamkeit, gegen welche Napoleon ungefähr die gleiche Macht ins Feld stellte. War aber die Zahl der Gegner ihm überlegen, er hatte die Einheit des Entschlusses und des Handelns für sich. Die Vielheit hemmte Entscheid und Bewegung. Das zeigte sich alsbald wieder zum Nachteil der Verbündeten.

Die Notwendigkeit, gegen die von Dresden bis Hamburg sich erstreckende Angriffslinie gedeckt zu sein und nach Norden, Osten und Süden sich die Verbindung zu sichern, führte zur Aufstellung dreier Heere:

1. Die Nordarmee, unter Führung des Kronprinzen Karl Johann von Schweden, der, im Herzen Franzose, seine Schweden schonte, nur mit Widerwillen handelte und die ihm untergeordneten preußischen Linientruppen mit Landwehren, den Kern seines Heeres, unterschätzte. Gegen Gneisenaus Rat stellte man die preußischen Generäle Bülow und Tauenzien unter seinen Befehl und hemmte so deren Thätigkeit. Die Armee hatte die Stärke von etwa 150000 Mann.

2. Die schlesische Armee, gebildet aus Russen unter Sacken und Langeron und aus Yorks Korps von 38000 Mann, zählte 100000 Mann und stand unter Blücher, welchem Gneisenau als Chef des Generalstabes beigegeben war. Numerisch war dieses Heer das schwächste, durch seine preußischen Feldherrn aber an Geist und Thatkraft das stärkste.

3. Die böhmische, zugleich die Hauptarmee, befehligte der Oberfeldherr der drei Heere, der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der, an sich schon vor der Größe Napoleons ehrfurchtsvoll bange, in seinen Entschließungen und Handlungen durch die Anwesenheit der drei Monarchen sehr behindert war; was Blücher bei einem Trinkspruch im Jahre 1817 (18. Juni) zu Karlsbad draftisch hervorhob: „Der Gesundheit des Helden, der uns trotz der Anwesenheit dreier Monarchen zum Siege geführt hat.“ Er hatte auch die Garden bei sich. Von preußischen Generälen war ihm Kleist zugeteilt. Seine Stärke betrug 235000 Mann. Er sollte zunächst angriffsweise vorgehen, während den beiden anderen Heeren die Aufgabe der wirksamen Unterstützung zuerteilt war; eine reine Nebenrolle hatte man Blücher zugewiesen; er sollte dem Feinde zwar nahe bleiben, aber einem entscheidenden Gefecht ausweichen und nur entweder nach Norden oder Süden zur Hilfe bereitstehen. Aber gerade von der Seite, welcher man am wenigsten zutraute, kam die Entscheidung, weil sich hier kühne Entschlossenheit mit weiser Vorsicht vereinigte.

3. Die Siege in Brandenburg und Schlesien.

Der Waffenstillstand war noch nicht zu Ende, da besetzte Blücher, durch feindliche Requisitionen veranlaßt, den neutralen Strich zwischen den feindlichen Gebieten. Die böhmische Armee begann über das Erzgebirge nach Sachsen zu rücken, aber ohne daß sie genau wußte, wo die feindliche Hauptmacht stand. Diese bewegte sich auf Schlesien zu, wandte sich aber bei der Nachricht von dem Anmarsch der Gegner um und kam denselben in der Besetzung Dresdens zuvor (26. Aug.). Als Befreier ward Napoleon mit Jubel empfangen.

Den Hauptschlag hatte er gedacht gegen Berlin zu führen, um damit das Herz der ganzen Erhebung zu treffen. Girard bedrohte es von Magdeburg aus in der rechten Flanke, Davoust von Hamburg aus im Rücken. Dem Marschall Oudinot hatte Napoleon die bestimmte Weisung erteilt, „Berlin zu erobern, die Einwohner zu entwaffnen, die ganze Landwehr und diesen Schwarm von Gesindel zu zerstreuen, bei Widerstand die Stadt in Brand zu schießen". Nachdem er bei Luckau, wo Bülow ihm am 4. Juni eine Schlappe beigebracht, mit 70000 Mann bunt zusammengewürfelter Truppen die preußische Grenze überschritten hatte, stand er drei Meilen vor Berlin, von der Nordarmee nur getrennt durch den von Morästen und Wäldern zur Verteidigung trefflich geeigneten und schon im Mai dazu ausersehenen Landstrich, welchen nach Westen hin die bei Potsdam in die Havel mündende Nuthe, nach Osten die bei Königs-Wusterhausen in die Spree schleichende Notte durchzieht. Um einer Schlacht auszuweichen, verlangte Bernadotte, daß man sich hinter Berlin zurückziehen, mit andern Worten die Stadt preisgeben sollte. Gegen den Widerspruch Bülows hatte er nur die geringschätzige Antwort: „Was ist Berlin? Eine Stadt!" „Für einen Preußen aber", lautete die Entgegnung, „ist Berlin mehr wert, als ein Fremder vielleicht begreift." Zugleich erklärte Bülow zornig, gutwillig zöge er nicht über die bei Moabit geschlagene Brücke; seine „Knochen sollten vor Berlin bleichen, nicht rückwärts". Obwohl nun Bernadotte versprach, sich auf eine Schlacht im Süden einzulassen, that er nicht das Mindeste, den Feind an der Überschreitung des Sumpfgürtels zu hindern, sondern blieb ruhig mit seinen Russen und Schweden bei Ruhlsdorf stehen. Tauenzien aber nahm am 23. Aug. den Angriff des Generals Bertrand bei dem Dorfe Blankenfelde auf und warf mit seiner fast nur aus mangelhaft bewaffneten Landwehrleuten bestehenden Schar die sechsmal Stürmenden sechsmal zurück. Als im strömenden Regen das Pulver versagte, gingen die tapferen Märker mit Bajonett und Kolben darauf und droschen wie auf der Tenne: „Dat flutscht beeter." Wider den Befehl Bernadottes griff nun auch Bülow die ihm bei Großbeeren gegenüberstehenden Feinde an und schlug sie trotz der heldenmütigen Tapferkeit der Sachsen, die in Reyniers Korps standen, vollständig. Bernadotte griff in die Schlacht nicht ein und ließ Oudinot ruhig

nach Wittenberg zurückweichen, nahm aber alle Huldigungen und Ehren als „Sieger von Großbeeren“ wie selbstverständlich entgegen. Von den Feinden waren 4000 gefallen und verwundet, 1500 gefangen; die Preußen hatten kaum 1000 Mann verloren. Die Berliner bethätigten den Dank für die Rettung ihrer Stadt durch freudigen Wetteifer in der Verpflegung und Stärkung der wackeren Streiter.

General Girard war auf die Nachricht von der Niederlage Oudinots mit seiner Division von etwa 9000 Mann unschlüssig bei Belzig stehen geblieben, so daß ihm der General Hirschfeld mit seiner kurmärkischen Landwehr in den Rücken kam. Bei Hagelberg vernichtete diese die ihnen gegenüberstehenden Rekruten (27. Aug.), nachdem sie erst selbst ins Wanken geraten, dann aber durch das Erscheinen von 600 Kosaken ermutigt, von neuem eingedrungen war. Einmal ins Handgemenge geraten, schlugen die Bauern jetzt im Ingrimm mit den Kolben auf die Fliehenden los. Ein ganzes feindliches Bataillon wurde gegen eine steinerne Gartenmauer gedrängt und niedergeprügelt. In dem furchtbaren Gemetzel sank auch der Befehlshaber schwer getroffen nieder, und nun gab es kein Halten mehr. Die Unordnung der Sieger rettete wenige. Von der ganzen Division kamen nur etwa 1700 nach Magdeburg zurück. Auf dem Schlachtfelde las man 6000 weggeworfene Gewehre auf, die den Wehrmännern gut zu statten kamen. — Davoust war sofort nach dem Ablauf des Waffenstillstands über die Stecknitz gerückt, aber in langsamem Marsche erst bis Schwerin gekommen. Die ganz verkehrten, ja fast nach Verrat aussehenden Befehle des schwedischen Kronprinzen zersplitterten das über 20000 Mann starke Korps des Generals Wallmoden so, daß Davoust es hätte aufreiben können. Aber Großbeeren und Hagelberg veranlaßten ihn zum Rückzug. Von den kleinen Gefechten hat nur das Scharmützel der Lützower bei Gadebusch (26. Aug.) Anspruch auf Erwähnung, weil hier Theodor Körner den geahnten Heldentod starb.

An demselben Tage aber erfocht Blücher den glorreichen Sieg an der Katzbach. Er war mit seinen drei Korps, auf dem rechten Flügel Sacken, auf dem linken Langeron, im Centrum York, nach seinem Übergang über die Oder in raschen Märschen bis zum Bober vorgerückt und hatte unter hitzigen Gefechten Ney zurückgedrängt. Nur der Ungehorsam der russischen Generale gegen Blücher ermöglichte es dem Feinde, sich durch einen Nachtmarsch aus der drohenden Umschließung durch das schlesische Heer herauszuwinden, bei Bunzlau ungefährdet über den Bober zu kommen und zu Marmont zu stoßen. Wäre Blüchers Plan zur Durchführung gelangt, der Untergang des Neyschen Korps war erreicht. Aber alles schien sich gegen den kühnen Mann verschworen zu haben, um seine Pläne zu durchkreuzen: Bernadotte that, als ob ihm der Leibhaftige — Napoleon an den Hacken säße, und trieb zum Vormarsch; jetzt sollten von dem Korps Langerons 12000 Mann zur Verstärkung Neippergs nach Böhmen gehen. Also,

während er am meisten that, fünf feindliche Korps vor sich hatte und in Gefahr stand, als „versoffener Husar" von Napoleon der Ehre des ersten Angriffs gewürdigt zu werden, sollte er auch noch von seinen Kräften abtreten: das war in seiner Lage so gut wie Wahnsinn; er verbot also das Abrücken der 12000 Mann unter Pahlen, und es war sein Glück. Am 20. Aug. war Napoleon in Lauban eingetroffen und am 21. Aug. bei Löwenberg zum Angriff vorgegangen. Vor der Übermacht wich Blücher unter erbitterten Kämpfen bei Plagwitz und Goldberg über die Katzbach bis Jauer zurück. Dies Vorgehen und Zurückweichen des Oberfeldherrn erregte die größte Unzufriedenheit bei dem stets ängstlichen Langeron und dem über seine Zurücksetzung schmollenden York. Die Stimmung im Hauptquartier war höchst bedenklich. Aber man vergaß, daß man ja auf den Plan Blüchers, eine große Schlacht bei Goldberg zu liefern, nicht eingegangen war. Aus der matten Verfolgung hatte Blücher den richtigen Schluß gezogen, daß Napoleon das Heer wieder verlassen habe. Das war am 23. Aug. geschehen. Ney war nach Dresden mitgenommen worden. An seiner Stelle ließ er Macdonald als Oberbefehlshaber zurück. Wie Blücher, so suchte auch dieser nach einer entscheidenden Schlacht. Da er den Feind noch bei Jauer glaubte, überschritt er die durch anhaltenden Regen hochangeschwollenen Bäche Katzbach und wütende Neisse und stieß, die steilen Hohlwege zur Hochebene von Liegnitz hinaufsteigend, auf die im Herabmarsche begriffene schlesische Armee (26. Aug.). Um drei Uhr griff York die Feinde mit Entschiedenheit an. Während Langeron sich zurückhielt, da er dem „guten Haudegen" Blücher sowenig als der „Einsicht" Gneisenaus traute, hatte Sacken den Befehl Blüchers zum Angriff mit den Worten erwidert: „Antworten Sie dem General nur Hurra!" und unterstützte die Preußen kräftig. Der strömende Regen erschwerte die weitere Umsicht und hinderte die Mannschaften am freien Gebrauche der Gewehre. Die Kämpfenden gerieten hart an einander. Im dichten Handgemenge kam der Kolben wieder mehr zur Verwendung als das Rohr. Der alte Blücher griff selbst in den Kampf ein. Die feindliche Reiterei ward geworfen und stürzte sich in heilloser Verwirrung auf das nachrückende Fußvolk, welches nun durch einen allgemeinen Angriff die steilen Abhänge hinab in die schäumenden Wogen der zu Strömen angewachsenen Katzbach und Neisse gejagt wurde. Das Centrum war zersprengt, die Flügel wurden von der Verwirrung mit fortgerissen. In das wilde Durcheinander von Geschützen und Munitionswagen, die in dem Kote der Hohlwege stecken blieben, der fliehenden Reiter und Infanteristen schleuderten die preußisch-russischen Kanonen Tod und Verderben. Ein neuer kühner Vorstoß der Division Souham konnte die verlorene Schlacht nicht wiederherstellen. Bis in die Dunkelheit hinein hielt die Kanonade auf die Flüchtigen an. Hätte Langeron bei Hennersdorf von vornherein schärfer eingegriffen, und würde die ermattete Reiterei die Verfolgung haben länger fortsetzen können, so wäre die ganze Armee

Macdonalds von 80 000 Mann der Vernichtung anheimgefallen. Indes fielen doch über 100 Geschütze, doppelt soviele Wagen, zwei Adler, Tausende von Gefangenen den Siegern in die Hände. Die glänzende Waffenthat kostete diesen kaum 2500 Mann. Aber um so größere Opfer forderte die entsetzliche Witterung. Nach den angestrengten Märschen der letzten Tage, nach der Schlacht lagen die tapferen Streiter bis auf die Haut durchnäßt, ohne Lagerfeuer, ohne Brot, dem eisigen Nordwind und dem unablässigen Regenguß auf der Hochfläche schutzlos preisgegeben, und der Tod hielt reiche Ernte unter den zu Tode erschöpften Siegern. Zu Ehren Sackens erhielt die Schlacht den Namen nach dessen Stellung „an der Katzbach". Blücher aber verdiente sich auf dem Mongolenschlachtfelde seinen Ehrentitel „Fürst von Walstatt". Sein rastloser Mut trieb trotz aller Gegenvorstellungen Yorks und ungeachtet der durch das Unwetter außerordentlich erhöhten Schwierigkeiten die Generale zu nachdrücklicher Verfolgung der geschlagenen Armee und suchte die versagenden Kräfte seiner Truppen durch erhebenden Zuspruch neu zu beleben: „Nur vorwärts, Kinder; wenn ihr tüchtig darauf losgeht, könnt ihr eine neue Schlacht sparen." Auf der Flucht über Goldberg nach Löwenberg und über Haynau auf Bunzlau erlitten die Verfolgten neue schwere Verluste, namentlich bei Plagwitz am Bober (29. Aug.). Erst am 1. Sept. gönnte der Oberfeldherr dem Feinde und den erschöpften Truppen Ruhe und ließ im Hauptquartier zu Löwenberg Dankesgottesdienst halten, so daß York bissig bemerkte: „So, ein Ruhetag und Gottesdienst! Dann haben wir sicher Schläge bekommen!" Die Ahnung war richtig. Am Tage vorher hatte Blücher wirklich die Nachricht von der Schlacht bei Dresden erhalten. Aber die eigenen Erfolge berechtigten zur Dankfeier, und es lag keine Übertreibung in den Worten des Tagesbefehles: „Den Rest derjenigen, die Euch an der Katzbach gegenüberstanden, hat der Schreck vor Euren Waffen so ergriffen, daß sie den Anblick Eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden." Von 80 000 Mann hatten die Franzosen noch kaum 50 000, eine zerrüttete, niedergeschlagene, der Auflösung nahegebrachte Armee. Aber auch unter den Verbündeten hatte Überanstrengung bei mangelhafter Verpflegung und wahrem Hundewetter, Krankheit und Tod arg aufgeräumt. Von 103 000 Mann waren noch 81 000 Mann übrig. Am schwersten hatte das Yorksche Korps gelitten: es hatte seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten an 13 000 Mann verloren. Nun sollte auch noch die geschwächte, aber siegreiche Armee um die Frucht ihrer Arbeit gebracht werden. Schwarzenberg erteilte Blücher den Befehl, nach Böhmen zu ihm zu stoßen. Dieser aber lehnte unter Angabe der schlagendsten Gründe ab, und erhielt schließlich nach mehreren Gefechten die Erlaubnis, durch einen Rechtsabmarsch und den Übergang über die Elbe den Kronprinzen von Schweden zu neuer Thätigkeit zu zwingen.

Nachdem am 21. Aug. die böhmische Armee in vier großen Zügen den Übergang über das Erzgebirge angetreten hatte, wandte

sie sich, da sie durch einen glücklichen Zufall erfuhr, daß Napoleon sich nach Schlesien begeben habe, von der Richtung auf Leipzig ab nach Dresden, um sich dieses Stützpunktes zu versichern. Das leidige Zögern des Oberfeldherrn raubte wieder alle Vorteile. Ehe das ganze Heer sich vereinigt hatte, wagte man doch gegen die kaum von 20000 Mann gehaltene Stadt keinen Angriff, obwohl man mit 60000 Mann bereits am 25. August die Höhen um die Altstadt Dresden von Priesnitz bis Blasewitz besetzt hielt, und ließ Napoleon Zeit, selbst die Leitung zu übernehmen und seine Massen zu sammeln. Hätte er nicht seinen ersten Plan, die Hauptmacht seines Heeres von Pirna her über die Elbe den Feinden in den Rücken zu schicken, zumteil unter dem Eindrucke der Hiobsbotschaft von Großbeeren aufgegeben, er hätte in der That „die Degen der Überwundenen" vor Dresden „einsammeln" können. Jetzt bedrohten nur 40000 Mann unter Vandamme bei Pirna den Rückzug der Verbündeten durch das Erzgebirge. Am 26. Aug. griffen diese den Feind an, aber trotz der Überzahl — 150000 gegen 100000 — nicht nach einheitlichem Plane und nicht mit dem erforderlichen Nachdruck. Von früher Morgenstunde an rangen die Preußen in erbittertem Kampfe um den Besitz des großen Gartens, die Russen stürmten vergeblich gegen die hartnäckig verteidigten Vorwerke vor der Pirnaer Vorstadt. Wären die Angriffe der Österreicher aus der Hauptstellung von Zschernitz, Räcknitz und Dorf Plauen auf die südlichen Schanzen nicht so lahm gewesen, sie hätten ganz andere Erfolge gehabt. Aber das Programm des Oberfeldherrn hatte den Beginn des Hauptangriffs auf vier Uhr nachmittags festgesetzt, gerade als ob man das Eintreffen Napoleons und die Verstärkung des Feindes erwarten wollte. So vergeudete man ohne greifbaren Grund Zeit und Kraft. Als man endlich zu seinem Schrecken das Herannahen des französischen Hauptheeres wahrnahm, wäre man dem gefürchteten Gegner gern ausgewichen, hielt aber den Rückzug für schimpflich und that auch trotz der noch vorhandenen Möglichkeit nichts, die viel zu ausgedehnte Angriffslinie zu ändern. Die Ankunft Napoleons, seine Heiterkeit und Herablassung wirkte auf die Truppen wie auf die Bewohner der bedrohten Stadt geradezu bezaubernd. In dem begeisterten Rufe Vive l'empereur sprach sich das zuversichtliche Vertrauen auf Rettung für diese, auf Sieg für jene aus. Mit meisterhafter Raschheit hatte der Kaiser auf Grund der genauesten Ortskenntnis seinen Schlachtplan entworfen und leitete diese mit gewohnter Ruhe und Sicherheit, ohne seinen Standpunkt auf dem Platze bei der Brücke zu verlassen. Nach blutigen Gefechten gab er das Zeichen zum allgemeinen Angriff. In überaus heftigem und mörderischem Kampf verzettelten die Verbündeten ihre Kräfte und sahen sich um 8 Uhr zurückgedrängt. Aber auch jetzt wandten sie sich nicht zum Abzug, dem einzigen Ausweg vor einer gänzlichen Niederlage. Napoleon erwartete diesen so sicher, daß er äußerte: „Ich werde ihnen auf dem Fuße folgen. Vandamme muß schon die Elbe passiert

haben. Ich werde früher in Böhmen ankommen als sie.“ Am 27. Aug. begann der Kampf von neuem mit den gleichen Fehlern, wie am Tage vorher, und unter ungünstigeren Bedingungen, da Schwarzenberg durch Zurückziehung der Russen und Preußen aus der Thalebene auf die Höhen dem Feinde die beste Straße nach Böhmen freigab, die Straße nach Teplitz, und so den erwünschtesten Dienst ohne Schwertschlag leistete, die Möglichkeit der Verbindung mit Vandamme. Die thörichten Maßnahmen der Verbündeten erleichterten es auf alle Weise Napoleon, den schon tagsvorher eingeleiteten Plan vollständig zur Durchführung zu bringen. Mortier und Ney umgingen den rechten Flügel der Verbündeten, die Russen und Preußen, und schnitt sie nach heftigen Gefechten bei Gruna, Seidnitz, Reik und Laubnitz von der bezeichneten Straße ab; kaum entging die Nachhut Wittgensteins unter General Roth der Gefangennahme. In glänzendem Reitersiege löste der König von Neapel, Murat, den zweiten Teil der Aufgabe, welche sich Napoleon gestellt, den linken Flügel der durch den tiefen Plauenschen Grund in zwei Teile getrennten Österreicher aufzurollen, den Abhang hinabzuwerfen und aufzureiben. Zwei Divisionen wurden völlig zersprengt und zum größten Teil gefangen. Gegen zwei Uhr war der linke Flügel vernichtet. Er hatte sämtliches Geschütz, 26 Kanonen und 15 Fahnen, 15000 Mann verloren. Die furchtbare Kanonade, welche noch eine Stunde anhielt, konnte eine Änderung nicht herbeiführen. Man hatte eine schwere Niederlage erlitten. In unmittelbarer Nähe des Kaisers Alexander bei Räcknitz war General Moreau, welcher, von Amerika zurückgekehrt, sich zur Verfügung der Verbündeten gestellt hatte, tödlich verwundet worden und büßte, wie Napoleon sagte, seine Verräterei am Vaterlande mit dem Tode. — Mit Widerstreben fügte man sich in das Unvermeidliche, den Rückzug nach Böhmen, der unter strömendem Regen, auf schlechten Seitenwegen, mit großem Troß unternommen, bei kräftiger Verfolgung durch den Sieger mit dem Untergange der Hauptarmee hätte enden müssen. Zum Glück unterblieb diese infolge der Nachricht von der Niederlage an der Katzbach. Der rechte Flügel zog durch das enge Felsenthal der Müglitz über Dohna, das Centrum über Dippoldiswalde, wo schon an diesem Abend Friedrich Wilhelm III. sein Hauptquartier nahm, und Altenberg auf Dux, der linke Flügel über Pretschendorf auf Sayda und Kommotau. Der „Schläger“ Vandamme, der den Auftrag hatte, dem Feinde den Weg nach Böhmen zu verlegen, ging, noch ohne Nachricht von dem Siege bei Dresden, im Schutze des Königsteins mit 40000 Mann über die Elbe und trieb die schwachen Abteilungen Russen, welche Pirna besetzt hielten, aus der Stadt (27. August). Mit geringen Kräften, trotz wiederholter Hilfegesuche an dieser wichtigen Stelle ohne genügende Unterstützung gelassen, hielt sich Prinz Eugen von Württemberg hier gegen die starke Übermacht sehr wacker und gewann durch einen gefährlichen Nachtzug über den felsigen Grund der Gottleube die Teplitzer Straße. In unverzeihlicher Kurzsichtigkeit unterließ es auch

jetzt Barclay ungeachtet der ihm gegebenen Weisungen, durch gehörige Unterstützung Eugens diesen Rückweg zu sichern, und ordnete ganz toller Weise den Abmarsch über Maxen und Dippoldiswalde an. Mit richtigerem Blicke aber erkämpften sich Eugen und Ostermann den Weg über die Teplitzer Straße und erreichten, von Vandamme verfolgt, über Peterswalde und Nollendorf das Teplitzer Thal. Am 29. Aug., einem Sonntag, hielten hier bei Kulm und bei Priesten die russischen Garden und die arg dezimierten Truppen Eugens, heldenmütig stand gegen die andringende Übermacht und sicherten dem noch im Gebirge mit den größten Hindernissen kämpfenden Hauptheere den Rückzug durch die Schluchten. Der König und der Kaiser Alexander bemühten sich, der erstere von Teplitz, der letztere von Dux aus, aufs eifrigste den Verteidigern des Passes alle ankommenden Truppen, besonders die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi zu Hilfe zu senden. Vornehmlich dem Verdienste des Prinzen Eugen — Ostermann wurde durch Zerschmetterung seines linken Armes zur Leitung der Schlacht unfähig — ist es zu verdanken, daß das Hauptheer zum größten Teil durch das Gebirge herankommen konnte und Vandamme, anstatt die gehoffte Aufreibung der geschlagenen Armee vollziehen zu können, sich selbst am folgenden Tage zwischen zwei Heeren eingekeilt fand. Ohne zu ahnen, daß ihm der Kaiser nicht gefolgt sei und ihm bereits eine Macht von 50 000 Mann entgegenstand, begann der französische Feldherr am folgenden Tage abermals bei Priesten mit großer Energie den Kampf und hielt wacker aus, obwohl schon frühe sein linker Flügel von den Österreichern umgangen war. Da erschienen etwa um zehn Uhr in seinem Rücken auf der Höhe bei Nollendorf Truppen, aber nicht die sehnlichst erwartete Unterstützung, sondern Preußen; es war das Korps Kleists, welches durch die von den Trümmern russischer Bagage veranlaßte Sperrung des Defilées vom Geyersberg nach Teplitz notgedrungen den, wie man glauben mußte, von den Feinden gesperrten Hauptweg über Nollendorf eingeschlagen hatte. Kleist war in der That verloren, wenn Napoleon Vandamme die verheißene Unterstützung hätte nachfolgen lassen. In schwerer Sorge ob seines gewagten Schrittes und auch seinerseits ohne Kenntnis von dem wahren Stand der Dinge kündigte er seinem König seinen Anmarsch mit den Worten an, seine Lage sei verzweiflungsvoll, er habe vor, sich auf dem Wege nach Nollendorf „mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen", und bäte seine Anstrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen. Als Vandamme zu seinem Schrecken seinen Irrtum gewahrte, versuchte auch er das einzige Mittel zur Rettung, wenigstens mit dem Fußvolke und der Reiterei durch das Kleistsche Korps durchzubrechen. Aber der Verzweiflungskampf endete nach entsetzlichen Verlusten mit der völligen Niederlage des französischen Heeres und der Gefangennahme seines tapferen Feldherrn. Der Haß, welchen er sich als Bedrücker Norddeutschlands zugezogen hatte, setzte ihn hierbei persönlichen Mißhandlungen, wie bei seinem

Transport nach Rußland Drohungen und Beschimpfungen des erbitterten Volkes aus. Kleist, der gleichfalls einmal nahe daran gewesen war, in die Hände der Feinde zu fallen, erhielt später in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste den Ehrennamen von Nollendorf. Der Ausgang des von beiden Seiten als Verteidigungs- und Angriffsschlacht geführten Kampfes war einzelnen Abteilungen so unbekannt, daß, wie nach der Schlacht bei Torgau (1760), Freund und Feind in der Nacht in stillem Übereinkommen in unmittelbarer Nähe die Nacht ruhten.

Während Napoleon selbst siegreich gewesen war, erlitten seine Generale Schlag auf Schlag arge Niederlagen: bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm. Wie er erstere dem Ungeschick Oudinots zuschrieb, so setzte er letztere auf Rechnung des „Schlägers ohne Kopf", ohne zu bedenken, daß er den Hauptvorwurf für dessen Mißgeschick sich selbst machen mußte: er hatte unterlassen den Sieg bei Dresden voll und ganz auszunutzen, wie von französischen Schriftstellern wohl nicht ganz ohne Grund behauptet wird, durch eine gänzliche Erschlaffung seiner Körperkräfte zu energischem Handeln plötzlich unfähig gemacht. Den gleichen, unverzeihlichen Fehler beging Bernadotte nach dem Siege bei Großbeeren. Napoleon beurteilte ihn völlig zutreffend, wenn er von ihm gelegentlich sagte: „der wird nur auf der Stelle treten" (il ne fera que piaffer). Er hätte Oudinot durch kräftige Verfolgung das Schicksal Macdonalds bereiten und seinem Heere eine zweite Schlacht ersparen können. Seine anhaltende Unthätigkeit bestimmte den Kaiser, jetzt den Marschall Ney, le brave des braves, mit der Eroberung Berlins zu betrauen. Von Wittenberg heranziehend, stieß er am 4. Sept. auf die Vorhut der Nordarmee unter Dobschütz und zwang dieselbe zum Rückzug auf Jüterbogk, wohin am Abend des 5. Sept. Tauenzien aus dem Hauptquartier Bernadottes in Rabenstein zurückkehrte. Bülow, der aus der Bewegung des Feindes gegen das Tauenzienschen Korps die Absicht eines allgemeinen Angriffs erkannte, beschloß, selbständig den Feind in der Flanke anzugreifen, und teilte dieses Vorhaben dem Kronprinzen mit der dringenden Bitte mit, ihn mit dem ganzen Heere zu unterstützen. Am 6. Sept. rückte Ney, ohne die gefährliche Nähe Bülows zu bemerken, auf der Straße über Gölsdorf auf Dennewitz zu, um nach Jüterbogk zu gelangen, und griff mit etwa 20000 Mann das nur halb so starke Korps Tauenziens an. Aber vier Stunden hielten sich die wackeren Landwehrleute gegen die Übermacht, als plötzlich Kanonendonner von der Seite her grollte. Die sichere Hoffnung auf die nahe Hilfe belebte Krieger und Führer mit neuem Mute. Unverzüglich ließ Tauenzien einen Reiterangriff auf die stutzenden Feinde machen und drängte sie von Dennewitz gegen Rohrbeck zurück. Während hier Tauenzien siegte, rang Bülow bei Niedergörsdorf und an dem Bache Aa, besonders hart um Gölsdorf, mit den Franzosen. Auf seine dringenden Bitten um Hilfe befahl ihm Bernadotte

Rückzug hinter die Schweden und Russen und griff nicht nur nicht ein, sondern gab sogar Borstell, den er bis jetzt bei Kropstädt zurückgehalten hatte, die Weisung, bei Eckmannsdorf zu ihm, dem in verräterischer Unthätigkeit verharrenden Egoisten, zu stoßen. Befolgen dieses Befehls hätte trotz der günstigen Lage der Schlacht ein trauriges Ende herbeigeführt. Wider den Befehl des Kronprinzen von Schweden brachte Borstell im letzten Augenblicke seinem bedrängten Feldherrn die entscheidende Hilfe. Ein von Ney angeordnetes Hinwegziehen des ganzen Korps von Oudinot aus dem linken Flügel bei Gölsdorf nach dem rechten bei Rohrbeck gab den Ausschlag. Reyniers wirklich hervorragende Ausdauer mit den tapferen Sachsen war nun erfolglos, und für den bedrohten rechten Flügel unter Bertrand und Durutte kam die Hilfe zu spät; Oudinots Truppen erschienen hier nur, um von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen zu werden. Ungefähr 50 000 Preußen hatten die Übermacht von 70 000 Mann vollständig geschlagen, nur durch das Verdienst der Generale Tauenzien, dem der spätere Ehrenname „von Wittenberg" keine genügende Anerkennung schien, Bülow, des Helden „von Dennewitz", und Borstell. Der offizielle „Sieger von Dennewitz" aber, welcher, wie nach Großbeeren, den Dank der Monarchen und die Huldigungen des mit dem wahren Sachverhalt unbekannten Volkes einheimste, verweigerte auch nach dem Siege selbst die Verfolgung des Feindes durch schwedische Reiterei. In gerechtem Unmute verlangte Bülow Richtigstellung der lügenhaften Schlachtberichte, freilich ohne Erfolg, und verbat sich die Ehre, sein Bild mit dem des „Retters von Berlin" auf eine Medaille geprägt zu sehen. Der geschlagene „Roland" aber schrieb an den Kommandanten von Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee; sie versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöst; treffen Sie danach Ihre Maßnahmen", und erklärte Napoleon: „Ich bin gänzlich geschlagen und weiß nicht, ob meine Armee sich wieder gesammelt hat. Ihre Flanke ist entblößt, nehmen Sie sich daher in acht. Ich glaube, es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und sich nach der Saale zurückzuziehen." Die Sache stand für Napoleon bedenklich. Schon fielen einzelne Abteilungen Rheinbund-Truppen ab; die Monarchen verbanden sich im Vertrag zu Teplitz vom 9. Sept. von neuem zu gegenseitigem Beistande und gewährleisteten sich den Besitzstand bezw. die Wiederherstellung desselben in dem Umfange von 1805. Endlich trat am 8. Okt. durch den Vertrag zu Ried Baiern zu den Verbündeten über, nachdem es gegen Würzburg die Rückgabe von Salzburg und Tirol versprochen und die Zusicherung seiner vollen Souveränität erhalten hatte. Die Bemühungen Hardenbergs und Steins, unter Zugrundelegung des österreichisch-preußischen Dualismus in Deutschland eine straffere Bundesverfassung herbeizuführen, scheiterten an diesem unseligen Noli me tangere der Einzelstaaten schon in Teplitz. Und damit war schon vor dem Ausgang des Freiheitskampfes das Schicksal des Vaterlandes besiegelt.

Während der Beratungen in Teplitz war Napoleon gegen das böhmische Heer bis auf den Kamm des Gebirges vorgerückt, dann aber, als er sah, daß ein Eindringen nach Böhmen ohne Umgehung nicht möglich sei, nach Dresden zurückgekehrt. In langsamem Zuge bewegte sich nun die Hauptarmee in großem Linksabmarsch über Chemnitz auf Leipzig zu. Bennigsen, der mit der polnischen Reserve, d. h. dem in Polen gesammelten russischen Ersatzheere, am 28. Sept. bei Teplitz eingetroffen war, ging gegen Dresden vor, von wo aus Napoleon mittlerweile schon elbabwärts marschiert war, und brach nun gleichfalls nach Leipzig auf. Ein Vorstoß gegen den bei Bautzen stehenden Blücher belehrte Napoleon, daß seine Unternehmungen auf dem rechten Elbufer zu Ende seien. Der Rechtsabmarsch brachte den thätigsten Feldherrn jetzt in die Nähe der Nordarmee, welche längst hätte die Elbe überschreiten müssen. Aber die von Bernadotte nach der Dennewitzer Schlacht an der Mündung der schwarzen Elster, bei dem Dorfe Elster gegenüber Wartenburg geschlagene Brücke war nicht benutzt und von den Franzosen zerstört worden. Jetzt beschloß Blücher hier den Übergang auszuführen und erhielt von Bülow und Tauenzien auch ohne Zustimmung des selbstsüchtigen „Fremdlings" die Zusicherung möglichster Unterstützung seines Vorhabens. Die Aufgabe, welche sich Blücher stellte, war schwierig, nicht so sehr der Übergang selbst, als die Notwendigkeit, nach demselben auf dem linken Ufer der Elbe den Feind aus einer festungsähnlichen Stellung zu vertreiben und festen Fuß zu fassen. Obwohl der französische General Bertrand die angefangene Brücke abermals am 2. Okt. zerstören ließ, schlug Blücher noch in der Nacht zwei neue Brücken, und York rückte in der Frühe des 3. Okt. über den Fluß. Das Vordringen durch die von Buschicht und Lachen durchzogene, von der Artillerie bei Wartenburg bestrichene Gegend geschah nur unter großen Schwierigkeiten und vielem Verlust. Als York einsah, daß gegen die feindliche Stellung in der Front nichts auszurichten sei, unterstützte er den Prinzen von Mecklenburg bei seinem Angriff auf das Dorf Bleddin. Inzwischen stürmte General Horn an der Spitze des 2. Bataillons des Leibregiments, Gneisenaus Kolberger, über Sumpf und Damm Wartenburg selbst. Der große Plan war durch die Zähigkeit und Tapferkeit der Preußen gelungen. York, der sonst so kalte und im Lobe allzukarge Mann, zog den Hut, als das genannte Bataillon am folgenden Tage an ihm vorbeimarschierte, und äußerte, gegen Horn sei selbst Bayard nur ein Lump gewesen. York dankt dem 3. Okt. seinen Beinamen „von Wartenburg". Am 8. Okt. stand Blücher bei Düben an der Mulde, bereit, gemeinsam mit Bernadotte, der jetzt bei Roslau und Aken endlich auch den Strom überschritten hatte, gegen Leipzig zu marschieren, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Da er hörte, daß sich Napoleon bei Wurzen, nur vier Meilen von ihm entfernt, befand und ihm somit den beabsichtigten Weg mit einer Macht von etwa

120000 Mann verlegt habe, begab er sich am 9. Okt. bei Jeßnitz auf das linke Ufer der Mulde, reichte den Bülowschen Truppen die Hand und zog nun westlich nach der Saale, um auf dem Wege über Markranstädt und Lützen zu der Hauptarmee zu stoßen. Napoleon sah seinen Plan, den gefährlichsten Gegner zu fassen, zum drittenmale vereitelt, brachte es aber durch eine starke Scheinbewegung gegen Wittenberg wieder fertig, Bernadotte für Berlin (?) besorgt zu machen und von neuem Rückzugsgedanken ins Werk zu setzen. Unterdessen rückte Blücher, da ihm Bernadotte die verheißenen Brücken bei Wettin nicht schlagen ließ, die Saale aufwärts und überschritt diese am 11. Okt. in Halle. Hier im Königreich Westfalen, dessen König Jérôme am 28. Sept. vor dem russischen General Tschernitscheff aus Kassel geflohen war, um freilich für kurze Zeit nochmals zurückzukehren, ließ er seine Truppen zwei Tage rasten: der Aufenthalt in der treuen Stadt war für Mannschaften und Offiziere ein Fest, für viele der Edelsten ein Todesfest. Hier traf am 14. Okt. die Nachricht ein, daß Napoleon seine Hauptmacht bei Leipzig zusammenzöge, daß die böhmische Armee gleichfalls Leipzig genaht sei und am 16. d. M. den Franzosen eine Schlacht liefern werde. Aller trüben Erfahrungen vergessend, machte Blücher sofort dem Kommandanten der Nordarmee von dem Plane der Monarchen und den erhaltenen Anordnungen Mitteilung und erlangte auch die Versicherung, die Nordarmee werde zu ihm stoßen, sah sich aber wieder betrogen; denn Bernadotte blieb nach geschehenem Vormarsche unter allen möglichen Ausflüchten thatlos bei Halle stehen bis zu dem Schlusse des großen Kampfes.

Am 14. Okt. traf Napoleon in Leipzig ein, gesonnen, hier die Österreicher zu schlagen; aber endlich kam der Trachenberger Kriegsplan zur Ausführung: Napoleon war umschlossen von den drei Heeren.

4. Die Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18. und 19. Oktober).

Leipzig verdankt seine kommerzielle Bedeutung seiner Lage. Hier treffen die wichtigsten Verkehrsstraßen aus Nord-, West- und Süd-Deutschland und Böhmen zusammen. Aber damit ist es zugleich zum Knotenpunkt wichtiger Heerstraßen geworden. Sein blutgetränktes Blachfeld sollte auch jetzt der Schauplatz jener Reihe erbitterter Kämpfe werden, welche man unter der Bezeichnung „Völkerschlacht bei Leipzig" zusammenfaßt. Die weiße Elster, welche nordwestlich der Stadt die Pleiße aufnimmt, sich vielfach spaltend, schließt mit diesem Flüßchen einen sumpfigen Landstrich ein. Die wellige Ebene im Osten umfaßt in einem Bogen die kleine Parthe, welche sich hart unterhalb Leipzigs in die Pleiße ergießt. In dieser Ebene liegen eine Anzahl Dörfer, östlich von Leipzig in der Richtung nach Dresden Schönefeld, dann Paunsdorf, auf der Linie zwischen Pleiße und Parthe nach Südosten Stötteritz, Probstheida, Liebertwolkwitz, westlich von letzterem Wachau und schon an der Pleiße Markkleeberg.

Am 14. Okt., dem siebenten Jahrestag der Schlacht bei Jena, war Napoleon kaum in Leipzig angekommen, als er zum Grimmaschen Thore hinauseilte und im freien Felde in der Nähe des Galgens den Plan zur Schlacht gegen die, wie er glaubte, erst heranziehende böhmische Armee entwarf. Während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, dröhnte Kanonendonner von Liebertwolkwitz herüber. Schwarzenberg hatte den drei Korps von Wittgenstein, Kleist und Klenau den Auftrag erteilt, die Stellung des Feindes auszukundschaften. Dieses Vorrücken führte zu einem Zusammenstoß russischer und preußischer Reiterei unter dem Grafen Pahlen mit dem berühmtesten Reitergeneral Murat, König von Neapel, der zum Rückzug genötigt und beinahe durch einen verwegenen preußischen Dragoner-Lieutenant, Guido von Lippe, selbst gefangen worden wäre. Das über seine Bestimmung ernsthafte Gefecht klärte die Gegner über ihre Stellung wenigstens einigermaßen auf. Napoleon hielt in einem weiten Halbkreis die Dörfer von Paunsdorf bis Probstheida, dann von Liebertwolkwitz bis an die Pleiße bei Connewitz besetzt. Man hat die Wahl des Schlachtfelds durch Napoleon getadelt, weil sie ihm nur eine einzige Rückzugslinie, die durch Leipzig über Lindenau westlich der Elster, ließ, und er diese nur durch ein Korps (Bertrand) deckte. Aber er hatte ja die Absicht, die einzeln heranziehenden Teile der böhmischen Armee zu schlagen, und die Vereinigung der Verbündeten zu verhindern, war die gewählte Stellung nicht unzweckmäßig. Aber der große Feldherr beging drei andere Fehler, die sich schwer rächten: 1. Er irrte sich über die Stellung Blüchers und der Nordarmee. Das entzog ihm die Unterstützung des Marmontschen Korps, 20000 Mann, am ersten Schlachttage (16. Okt.). 2. Er nutzte die am ersten Tage gegen Schwarzenberg errungenen Vorteile nicht aus und ließ durch die Einleitung erfolgloser Friedensvorschläge dem Gegner Zeit, sich zu verstärken. 3. Er entzog sich selbst 30000 Mann durch die Zurücklassung der Korps St. Cyr und Lobau in Dresden. Ebenso große Mißgriffe geschahen auf der Seite der Verbündeten. Schwarzenberg schwächte selbst am ersten Tage seine Streitmacht von 136000 Mann und gab dem Gegner die numerische Überlegenheit. Zwischen Blücher, von dessen Korps am 16. York mit etwa 20000 Mann an der Straße Halle-Leipzig nordwestlich der Stadt bei dem Dorfe Möckern stand, und der böhmischen Armee, deren Hauptstellung sich von Cröbern an der Pleiße über Güldengossa nach Gr.-Pößna erstreckte, klaffte im Osten eine große Lücke, in welche Bennigsen mit 26000 Mann, Bernadotte mit 40000 Mann einrücken sollten; auch die österreichischen Generale Colloredo und Bubna mit 27000 Mann sollten erst noch eintreffen. Anstatt nun wenigstens mit der vorhandenen zusammengeschlossenen Übermacht sich auf den linken Flügel der etwa 100000 Mann starken Feinde in dem sumpfigen Wiesenland mit voller Kraft zu werfen, wie es Gneisenau riet, also mit der eigenen rechten Flanke die Vereinigung mit der Nordarmee herbeizuführen,

entschied sich Schwarzenberg für den Plan des Sachsen Langenau, seines Generalquartiermeisters, den Stoß gegen den rechten Flügel bei Connewitz zu führen und demselben, wie er hoffte, durch Umgehung den Rückweg nach Leipzig und zugleich nach dem Westen abzuschneiden. In dieser Absicht warf er den Kern der Österreicher, 35 000 Mann, unter seiner eigenen Führung in den ohnehin schon sumpfigen, in diesem nassen Jahre völlig ungangbaren und für die Entwickelung und Verwendung von Truppenmassen durchaus ungeeigneten Winkel zwischen Elster und Pleiße. Von einem Angriff auf dieser Seite konnte man Erfolg um so weniger erwarten, als das hohe rechte Ufer der Pleiße dem Feinde, welcher hier unter dem tapferen Poniatowski den Übergang schützte, die Verteidigung sehr erleichterte. Die ganze, in dieses ungünstige Gelände eingezwängte Masse war rein auf sich angewiesen und litt, ohne der Hauptstellung irgend welchen Dienst leisten zu können, zwecklos. Außerdem gingen von der Gesamtzahl die 22 000 Mann ab, welche, zur Umgehung des Feindes im Rücken, unter Feldzeugmeister Gyulai eine ebenso isolierte und ungünstige Stellung in der Elsterniederung von Lindenau erhalten hatten. Diese verkehrten Anordnungen bewirkten, daß allein von der böhmischen Armee drei von einander abgesonderte Gefechte stattfanden, deren Erfolg nicht den aufgewendeten Opfern entsprach, und zwar deshalb nicht, weil die Hauptstellung der Verbündeten geschwächt war: anstatt 136 000 Mann kämpften hier also nur etwa 80 000 Mann.

Am 16. Okt., es war ein kalter, regnerischer Morgen, setzten sich die Truppen der Verbündeten, soweit sie sich auf dem rechten Ufer der Pleiße befanden, gegen die französische Stellung in Bewegung, der linke Flügel, Preußen unter Kleist, gegen Markkleeberg, die Russen auf Wachau, das feindliche Centrum, unter Prinz Eugen von Württemberg, die Österreicher gegen Liebertwolkwitz. Um neun Uhr eröffneten drei Signalschüsse von seiten der Verbündeten den Kampf und eine fünf Stunden anhaltende Kanonade, welche die Erde erbeben machte. Kleist eroberte das Dorf Markkleeberg viermal und behauptete es schließlich, allerdings mit äußerster Anstrengung und schweren Verlusten. Die Österreicher brachten ihm Entsatz. Aber noch blutiger war der Kampf um Wachau, welches die Russen und Preußen gegen die mächtigen Angriffe von 170 Geschützen und die stets erneuten wuchtigen Stürme durch herangezogene Verstärkungen trotz todesmutiger Zähigkeit endlich aufgeben mußten. Da der Sieg schon sicher erschien, gedachte Napoleon, der hier selbst befehligte, die auf Güldengossa zurückgewichene Angriffssäule des Prinzen Eugen durch einen letzten Stoß zu zermalmen und ließ um drei Uhr den König von Neapel mit einer furchtbaren Reitermasse von etwa 9000 Mann gegen diese heransprengen. Wie auf einen Wink verstummte der Donner der Geschütze; aber wie eine vom Orkan gepeitschte Gewitterwolke stürmte das Reitergeschwader heran, mit gewaltigem Getöse von stampfenden Rossen und rasselnden Schwertern und warf mit unwider-

stehlicher Gewalt nieder, was sich entgegenstellte, das Centrum der Truppen Wittgensteins durchbrechend. Aber die Bataillone Eugens standen wie die Mauern, und der Sturm brauste vorüber. Bis auf wenige hundert Schritte war die Masse an die Anhöhe herangekommen, wo der Czar, der König von Preußen, Barclay und Schwarzenberg hielten, da warf sich der General-Adjutant Alexanders, Graf Orlof, an der Spitze des donischen Leibgarde-Kosaken-Regiments dem Feinde entgegen; Schwarzenberg selbst eilte in die Schlachtlinie und drängte die Ermatteten zurück. Der wuchtigen Reiterattake war kein erforderlicher Nachdruck durch das Fußvolk gefolgt. Daher blieb sie ohne die beabsichtigte Wirkung. Doch hielt Napoleon die Schlacht schon für gewonnen und ließ in der Stadt und der Umgegend durch Glockengeläute den Sieg verkünden, der im wesentlichen sich darauf beschränkte, daß er im Centrum eine Viertelmeile, auf seinem linken Flügel eine halbe Meile an Boden gewonnen hatte. Freilich waren die Verluste der Verbündeten an Mannschaft furchtbar; eine Menge Geschütze war vollständig demoliert. Die Dörfer, welche im Schlachtbereich lagen, namentlich Wachau, schienen vom Boden weggefegt. — Unterdessen hatte Giulay sich ohne Erfolg bemüht, Bertrand aus Lindenau zu vertreiben; alle Anstrengungen der zwischen Pleiße und Elster eingepferchten Österreicher aber, den Übergang über die erstere bei Connewitz zu erzwingen, scheiterten an der Unmöglichkeit, das Feuer der gedeckten Geschütze in gleicher Weise zu erwidern. Auch die Versuche weiter oberhalb bei Lößnig, dann bei Dölitz mißlangen, weil der Feind den Vorteil der Stellung für sich hatte, und die Polen an letzterem Orte alle Angriffe mit bewundernswerter Tapferkeit zurückwiesen. Als endlich Schwarzenberg, von der Unausführbarkeit seines Planes überzeugt, dem General Meervelbt befahl, gegen Connewitz Scheinangriffe fortzusetzen, aber bei Dölitz um jeden Preis überzugehen, gehorchte dieser, geriet aber, als er ins freie Feld gelangte, zwischen die alten Garden Napoleons und mußte sich samt einem Bataillon gefangen geben. Die einbrechende Dunkelheit setzte etwa um sechs Uhr der blutigen Arbeit ein Ziel. — Napoleon hatte gesiegt, aber nicht entscheidend, und das war das Verdienst Blüchers. Gegen ihn waren die Korps von Marmont und Ney gestellt, um ihn aufzuhalten, bis Schwarzenberg besiegt wäre. Während der Schlacht aber mußte Ney zur Unterstützung der gefährdeten Stellung bei Wachau abziehen, wurde dann wieder umdirigiert und half weder hier noch dort. Als Blücher am Morgen des 16. zu einer Rekognoszierung ausritt, dröhnte der Donner von Wachau herüber. Man fand die Halle-Leipziger Straße und Lindenthal nördlich derselben besetzt. Der Angriff wurde beschlossen, und York erhielt den Befehl, auf Lindenthal loszugehen. Seine Offiziere waren eben bei ihm in Schkeuditz zum Frühstück. Da empfing er den Befehl und, das Glas in der Hand, sich erhebend, trank er auf gut Gelingen mit seinem Lieblingsspruch aus Paul Gerhard: „Den Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!"

Dann ging es in den Kampf. Während Langeron, ohne bedeutenden Widerstand über Breitenfeld vordringend, nach blutigem Kampfe mit den Dörfern Klein- und Groß-Widderitzsch die Straße von Düben nach Leipzig gewann, rangen die Preußen unter York selbst in beispiellos mörderischen Stürmen um den Stützpunkt der feindlichen Stellung, das mit 80 Geschützen gedeckte Dorf Möckern, welches fünfmal gewonnen und wieder verloren ward. Gehöft für Gehöft, Haus für Haus mußte im erbittertsten Einzelkampf erobert werden, unter dem unaufhörlich niederschlagenden Hagel von Kartätschen. Fast alle Reserven waren schon in den Kampf getreten. Die Schlacht schwankte; da macht Major von Sohr mit drei Schwadronen im richtigen Augenblicke zwei kühne Attaken auf die Höhe hinter dem Dorfe, wirft die feindliche Reiterei über den Haufen, zersprengt die Vierecke des Fußvolks und erbeutet die ersten Kanonen. Von neuem erfolgt ein allgemeiner Sturm, und der Feind flieht geschlagen auf Gohlis und Eutritzsch unter die Mauern der Stadt. Der Siegespreis war groß, aber auch der Verlust schmerzlich. Von 21000 Mann des Yorkschen Korps waren 6000 tot oder verwundet, allein 172 Offiziere.

Hätte Napoleon volle Kenntnis seiner Lage besessen, so würde er jetzt den Rückzug angetreten haben. Das litt aber sein Stolz nicht. So schloß sich der eiserne Ring am folgenden Tage enger und enger um ihn. Da die Nordarmee endlich am 17. bis Breitenfeld herangerückt war, zählten die Verbündeten 255000 Mann, gegen welche Napoleon nur 160000 Mann zu stellen hatte. Ganz konnte er seine Augen nicht verschließen gegen die drohende Gefahr. Aber was ihm das Schlachtenglück kaum mehr versprach, erhoffte er nach gewohnter List von diplomatischen Unterhandlungen. Wider Erwarten sah sich die böhmische Armee am 17., es war ein Sonntag, vom Gegner unbehelligt. Schon im Begriff, selbst einen Angriff zu unternehmen, empfing man die Nachrichten vom Siege bei Möckern, vom Nahen Bernadottes und beschloß, für heute den Truppen Ruhe zu gönnen, um am folgenden Tage mit voller Kraft die Entscheidung herbeizuführen: da erschien bei den Monarchen, bei denen jetzt auch Kaiser Franz sich eingefunden hatte, zu Rötha der gefangene General Meerveldt, mit dem Auftrage, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und vor allem bei dem Schwiegervater anzupochen. Die Anerbietungen waren an sich weit entgegenkommend. Aber Kaiser Franz blieb taub gegen die Lockungen. Napoleon ward keiner Antwort gewürdigt und erkannte nun, daß ihm keine andere Wahl bliebe, als der Rückzug. Für diesen traf er jetzt bereits seine Anordnungen, aber ihn in der Nacht anzutreten, dagegen bäumte sich das ganze Ehrgefühl des Soldaten; es war auch die Zeit versäumt. Und so mußte er am 18. um diesen ringen. Allein Blücher hatte es nicht über sich gewinnen können, Sonntagsruhe zu halten; er war kühn vorwärtsgegangen und machte schon Anstalten, über die Parthe zu setzen und Leipzig selbst anzugreifen, da langte der Befehl an, das Gefecht einzustellen, da die

allgemeine Schlacht auf den folgenden Tag verschoben sei. Die härteste Nuß war für den prächtigen Alten, daß er dem „Millionenhund von Racker", Bernadotte, trotz aller gehabten Verluste auch noch 30 000 Mann von seiner Armee abgeben mußte, weil dieser erklärte, ohne Verstärkung nicht vorgehen zu können. Aber er knackte sie, indem er das Langeronsche Korps zu den Schweden stoßen ließ, sich aber vorbehielt, selbst bei demselben zu bleiben. In edler Selbstverleugnung ordnete er sich lieber dem Verhaßten unter, nur um ihm den wahrscheinlich erwünschten Vorwand der Nichtbeteiligung am Kampfe zu nehmen und der allgemeinen Sache nicht zu schaden, aber er that doch, was ihm gut dünkte. Als Bernadotte den Befehl an Langeron erteilte, auf einem Umwege über Taucha die Parthe zu überschreiten, ging er bei Alt-Naundorf, nur 1½ Meile von Leipzig, direkt durch das Wasser und erwartete dann weitere Anweisung.

Da Napoleons Streitkräfte zur Verteidigung des großen, am 16. eingenommenen Raumes nicht mehr ausreichten, zog er sie näher an Leipzig heran, so daß der rechte Flügel (Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriston, Macdonald) von der Pleiße bei Connewitz, Lössnig, Dölitz sich über Probstheida und Stötteritz bis Zweinaundorf zog, der linke (Ney, Marmont) von Paunsdorf über das Vorwerk Heiterblick bis nach Abtsnaundorf und Schönfeld an der Parthe sich erstreckte. Ein Centrum gab es eigentlich nicht; die Stelle desselben nahm das Korps Reynier ein bei Paunsdorf, war aber dem Befehl Neys unterstellt. Den Stützpunkt bildete Probstheida. Napoleon selbst leitete den Kampf von einer zerschossenen Windmühle auf dem Thonberge zwischen Connewitz und Stötteritz aus, der sogen. „Tabaksmühle", aus deren mißverstandener Aufschrift Tab. Mühle die Franzosen die weltberühmte Mühle von Fah. machten. Die Dörfer waren fast zu kleinen Festungen umgewandelt. Schwarzenberg ließ seine Truppen in drei Säulen angreifen: die erste, links unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, 40 000 Mann Österreicher, drang gegen Connewitz vor, mußte aber, als der Führer verwundet war, vor Poniatowski und Oudinot zurückweichen, behauptete jedoch Dölitz; die Korps von Wittgenstein und Kleist unter Barclay, 55 000 Mann, rangen in furchtbarem Kampfe um den Schlüssel der feindlichen Stellung, Probstheida, erfolglos, weil man die in Reserve stehenden Garden nicht heranzog; die dritte Masse, 50 000 Mann, unter Bennigsen verzögerte ihren Angriff bis zum Mittag, weil das Nordheer noch nicht die Lücke zwischen ihr und Blücher ausgefüllt hatte, drang dann aber siegreich vor bis Holzhausen und Zweinaundorf. Bei Zuckelhausen und Stötteritz schlachteten sich Rheinbündler und Preußen in erbittertem Ringen. Bei Lindenau focht Giulay wieder vergeblich. Um so kräftiger griff diesmal die Nordarmee ein, welche mit den Schlesiern die Parthe überschritten hatte. Unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz" erstürmten die Preußen Paunsdorf. Schließlich wurden die Franzosen aus Mölkau, Seller-

hausen, Stünz bis nach Krottendorf zurückgetrieben. Der heftigste Kampf aber wogte um Schönfeld, wo Langeron gegen Ney focht, und zum erstenmale auch Bernadotte selbst in der vordersten Linie den Angriff leitete. Erst am Abend gelang es den Russen, das brennende Dorf zu erstürmen und beinahe bis Reudnitz vorzudringen. Schönfeld war zum Stützpunkt für Ney geworden, weil er während der Schlacht seinen rechten Flügel bis Paunsdorf ausdehnen mußte, wo er die Division Durutte, die „Deroute" von Dennewitz, vom Korps Reyniers unter seinen Befehl nahm. Der Grund war der, daß die gleichfalls zu diesem Korps gehörigen Sachsen ihren Befehlshaber Zeschwitz verließen und, müde, für den Kampf gegen ihre Brüder auch noch Undank zu ernten, höchstens 4000 Mann stark unter Führung der Generale Brause und Ryssel bei Paunsdorf übergingen. Ihrem Beispiele folgte eine württembergische Reiterbrigade unter Normann, der den Überfall bei Kitzen kommandiert hatte. Einen Einfluß auf den Ausgang der Schlacht hatte dieser Übergang nicht, weil diese Truppen trotz ihrer Bitte nicht gegen den Feind verwandt, sondern zur Reserve verwiesen wurden. Die beiden Generale erfreuten sich bei den Monarchen, die sie auf dem später sogen. „Monarchenhügel" fanden, eines gnädigen Empfangs; doch konnte Friedrich Wilhelm die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie lange auf sich hätten warten lassen. Die Franzosen bauschten erklärlicherweise die Bedeutung des Verrats sehr auf und schoben das Ergebnis der Schlacht auf denselben. Ihre Erbitterung war so groß, daß sie mit Saxonade fortan Verrat bezeichneten. — Am Abend war der Nordosten Leipzigs von den Verbündeten umschlossen. Die Blutarbeit war zu Ende. Napoleon verweilte noch bis acht Uhr bei dem Wachtfeuer an der Tabaksmühle. Ermattet von den übergroßen Anstrengungen der letzten Tage war er, von seinen Generalen schweigend umgeben, auf einem hölzernen Schemel sitzend, die Hände in einander gelegt, in dumpfes Brüten, dann in kurzen Schlummer verfallen, aus dem er, jäh erwachend, sofort mit gewohnter Ruhe die Anordnungen zum Rückzug traf. Der Mächtige war nicht geschlagen, aber — besiegt. Nach Leipzig zurückgekehrt, arbeitete er, im Hôtel de Prusse wohnend, bis tief in die Nacht. Am 19. Okt. morgens — gegen zehn Uhr — verließ er nach einem Besuche bei seinem treuesten Bundesgenossen durch das Peters- und Ranstädter Thor über die Elsterbrücke die Stadt. Nur mühsam vermochte man ihm Bahn zu schaffen durch die sich drängenden Massen des fliehenden Heeres. Schwarzenberg, noch in der Frühe des 19. seines Sieges nicht sicher, hatte nichts gethan, dem geschlagenen Feinde den Rückzug bei Lindenau, den einzigen ihm gebliebenen, zu verlegen und ihn sofort nachdrücklich zu verfolgen. Auch jetzt erkannte er nicht dies als seine Hauptaufgabe, sondern die Einnahme der Stadt, gegen welche daher um elf Uhr der Sturm begann. Der Hauptarmee waren hierbei das Korps von Bülow und das Heer von Bennigsen schon zuvorgekommen: Bülow griff das Grimmaische Thor, die Russen das

Petersthor, Blücher das Hallesche und das Gerberthor an, fanden aber bei den von Napoleon zurückgelassenen Truppen, namentlich Polen, Italienern und Rheinbündnern einen kräftigen Widerstand. Der erste, welcher eindrang, war Major Friccius, der mit seinem Königsberger Landwehrbataillon die Verbarrikadierung des äußeren Grimmaischen Thores erstürmte und sich unter schweren Verlusten durch die Vorstadt einen Weg bahnte. Am hartnäckigsten hatten die Russen Sackens und Langerons am Halleschen Thore gegen die polnische Division Dombrowski und die Division Durutte zu kämpfen, ehe sie den Eingang erzwangen. Etwa um ein Uhr erstürmte Bennigsen auch die Petervorstadt. Durch ein Mißverständnis sprengte ein Ingenieur-Korporal gerade um diese Zeit die einzige steinerne Brücke, welche hier über die Elster führte. Der gegebene Befehl ordnete die Sprengung an, „sobald sich der Feind zeigte"; da sie zu früh erfolgte, war allen, die sich noch auf dem rechten Ufer befanden, der einzige Rettungsweg abgeschnitten. Massenhaft stürzten sich die flüchtenden Soldaten in den hochangeschwollenen Fluß. So rettete sich auch Macdonald. Aber eine Menge ertrank, darunter der bereits tödlich verwundete Poniatowski, den erst vor drei Jahren Napoleon zum Marschall erhoben hatte. Reynier, Lauriston gerieten in Gefangenschaft, und mit ihnen alle in der Stadt Zurückgebliebenen. Nach ein Uhr hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihren Einzug mit den sieggekrönten Heerführern, jetzt vom Jubel der Einwohner begrüßt, die tagelang in Angst und Bangen geschwebt hatten. Den verlassenen König von Sachsen schickte man am 24. Okt. nach Berlin in Gefangenschaft. Die verdienten Feldherren ernteten den Lohn ihrer Thaten in reichen Ehren. Schwarzenberg dankte in ehrlicher Bescheidenheit dem Allmächtigen für seinen Segen. Blücher, schon von seinen Russen als der Marschall Vorwärts geehrt, erhielt die Ernennung zum Generalfeldmarschall. Es war keine leere Schmeichelei, sondern volle Wahrheit, was dem jugendlichfeurigen Greise der Czar sagte: „Sie haben das Beste gethan! Sie sind der Befreier Deutschlands!" und doch war es nicht Schwarzenberg, nicht Blücher, nicht alle die Feldherren und Diplomaten, welche das Vaterland befreiten, das „Beste" hatte das Volk gethan; es hatte sein Blut dem Vaterlande geopfert. Allein in der Leipziger Schlacht bezifferte sich der Verlust der Verbündeten an Verwundeten und Toten auf etwa 42 000 Mann, während die Franzosen 20 000 Tote, 15 000 Verwundete hatten, im ganzen 30 000 Gefangene verloren. Glücklich, wem eine mitleidige Kugel ein rasches Ende bereitet hatte! Aber in den Siegesjubel tönte das herzzerreißende Jammern und Stöhnen der Tausende und aber Tausende von Schwerverwundeten, die in und um die Stadt lagen auf dem kalten Boden, ohne Kleider, ja ohne Hemden, ohne Nahrung und Pflege. Es fehlte an Räumlichkeiten, an Mitteln zum Transport, zum Verband, zur Heilung, an Ärzten und Chirurgen, an allem, leider auch an dem Notwendigsten, dem hilfbereiten Samariterſinn der Einwohner. Der

herrschende Mangel, die üble Luft, die Unsauberkeit erzeugte rasch die Pest der Lazarette, den Typhus, der unter den 20 000 Verwundeten und Kranken, welche allein in der Stadt lagen, mörderisch hauste und sich über einen großen Teil Deutschlands verbreitete. Ihr fielen auch Fichte und der edle Arzt und Menschenfreund Reil zum Opfer, an welchen wenige Tage nach der Schlacht der Freiherr von Stein noch jenen erschütternden Bericht über das in Leipzig herrschende Elend sandte, der mit den Worten schließt: „Auf dem Hofe der Bürgerschule sah ich auf einem Haufen Kehricht Leichen meiner Landsleute, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missethäter und Mordbrenner gewesen wären. Ich mag nicht entscheiden, ob Schlaffheit, Indolenz oder böser Wille an diesem schauderhaften Lose von Männern schuld ist, die für ihren König, für das Vaterland und die Ehre der deutschen Nation geblutet haben.“ In dem heiligen Eifer für das Vaterland vergaß man aller Not, allen Jammers. Aber man beutete das Errungene nicht aus. Anstatt nach dem Plane Gneisenaus den Weg unmittelbar nach Paris einzuschlagen, ruhte man auf den Lorbeern aus und ließ den fliehenden Feind ziemlich ungehindert entwischen. Eine kräftige Verfolgung hätte den Feldzug von 1814 erspart. Aber man unterließ es, den Flüchtigen auf der weiten Ebene vor Weißenfels zu fassen, und besetzte nicht einmal den wichtigen Paß über die Saale bei Kösen genügend. Napoleon, seine Feinde eines solchen Mangels an Einsicht nicht für fähig haltend, versuchte zum Heile Giulays den Durchbruch an dieser Pforte nicht, überschritt die Saale bei Weißenfels und deckte kräftig den Übergang der Unstrut bei Freiburg gegen Yorks Vorhut. Er war eher in Erfurt, als die Verfolger, an deren Spitze der alte Blücher marschierte, diesen Fluß passierten. Während die böhmische Armee zurückblieb, zog dieser allein schärfer nach, traf auch nochmals am Hörselberg bei Eisenach auf die französische Nachhut unter Bertrand, erhielt dann aber, da man im Hauptquartier in dem Wahne lebte, Napoleon habe den Weg nach der Wetterau eingeschlagen, den Befehl, nach der Lahn abzulenken. So entkam dieser unbehelligt bis Hanau, wo er den sich ihm entgegenstellenden General Wrede mit seinen 40 000 Baiern und Streifscharen trotz deren und des Feldherrn Tapferkeit über den Haufen warf (30. u. 31. Okt.). Am 31. Okt. übernachtete er in Frankfurt, am 2. Nov. befand er sich schon in Mainz. Erst am 5. Nov. hielt der Kaiser von Rußland in Frankfurt seinen feierlichen Einzug; am 9. Nov. waren alle Franzosen glücklich über den Rhein: d. h. von dem ganzen großen Heere noch etwa 70 000 Mann, von denen noch viele in Frankreich an den Folgen des Feldzuges verdarben.

Nach dem Abzuge Napoleons hätte man erwarten sollen, daß die vom Feinde noch gehaltenen Festungen sich rasch ergeben hätten. Aber nur St. Cyr in Dresden wurde durch Hunger zur Kapitulation, 17. Nov., und dann, da diese nicht die Genehmigung des Haupt-

quartiers fand, zur Gefangenschaft gezwungen. Torgau fiel im Dezember; Wittenberg erstürmte Tauenzien erst im Jan. 1814. Dann ergaben sich Küstrin, Stettin, Danzig. Bis zum Frieden hielten sich Glogau, Erfurt, Magdeburg und das von Davoust mit rücksichtsloser Härte niedergetretene Hamburg. Die Belagerung dieser Festungen geschah durch Teile der aufgelösten Nordarmee. Während der Kronprinz von Schweden Dänemark im Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) zur Abtretung Helgolands an England und Norwegens an Schweden zwang, wofür dieses Vorpommern abtreten sollte, säuberte Bülow die Lande westlich der Elbe vom Feinde, drang, vom Jubel der befreiten Münster- und Rheinländer begleitet, in Holland ein und fand erst vor Antwerpen durch Carnots eiserne Thatkraft Widerstand. Das wiedereroberte Land ward großmütig ohne Entschädigung für die gebrachten Opfer ohne weiteres dem unthätigen, aber schlauen Oranier wieder überlassen.

Der Rheinbund brach zusammen. Die undeutschen Fürsten, zumteil nur mit Widerstreben sich den Thatsachen fügend, erfuhren eine ihrer Haltung gegenüber viel zu glimpfliche Behandlung. Nachdem Jérôme Kassel am 26. Okt. zum zweitenmale verlassen hatte, kehrte der Kurfürst wieder zurück und stellte den früheren Zustand in allem so gründlich her, daß er alle geschehenen Veränderungen, auch der wohlthätigsten Art, alle Beförderungen u. s. w. für ungültig erklärte und das schöne Sinnbild der guten alten Zeit, den Zopf und die Manschetten wieder einführte. Ähnlich verfuhr der Herzog von Cumberland in Hannover, und ganz despotisch der König Friedrich von Württemberg. Die vertriebenen Herzöge von Braunschweig und Oldenburg zogen, von ihren getreuen Unterthanen herzlich begrüßt, wieder in ihre Heimat ein. Alle wiedergewonnenen Länder mußten Truppen zum ferneren Kampf stellen. In den einstweilen beschlagnahmten Gebieten Sachsen, Berg und Frankfurt, wo Dalberg bereits abgedankt hatte, setzten Alexander und Friedrich Wilhelm III. unter der Oberleitung Steins eine „Centralverwaltung" ein, an deren Statt besondere Kommissionen in den einzelnen Gebieten die Verwaltung führten.

5. Nach Paris (1814).

Kaum waren die Verbündeten in Frankfurt angelangt, da fesselte, wie Gneisenau in bitterem Unmute sich ausließ, „die Diplomatie die Kriegsoperationen". Man begann namentlich von seiten Österreichs durch Metternich Unterhandlungen durch Vermittelung des gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan und hielt sich für überschlau, wenn man von Napoleon nach allen den Opfern die Einschließung Frankreichs in seine sogen. „natürlichen Grenzen", Pyrenäen, Alpen, und Rhein erreichen könnte. In tollem Durcheinander schwirrten Intriguen, Vorschläge, Wünsche, Schwärmereien über die Ziele des

Krieges und die Neugestaltung Deutschlands. Wäre es den entschiedensten Geistern Stein, Blücher und Gneisenau nachgegangen, so wäre mit den Rheinbundfürsten wenig Federlesens gemacht worden, und es wäre sofort über den Rhein gegangen. Aber Österreichs Engherzigkeit, Preußens Bedenklichkeit, Rußlands Gleichgültigkeit und deutsche Genügsamkeit lähmten die Thätigkeit. Ein E. M. Arndt mußte die Stimme erheben und das deutsche Volk belehren, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. Es bedurfte des verblendeten Hochmuts eines Napoleon, um die Fortsetzung des Krieges herbeizuführen. Die mehr als mäßigen Friedensvorschläge schienen ihm ein Zeichen der Schwäche und Furcht. Er gab keine bestimmte Antwort, und das war ein Glück! Jetzt gewann die Kriegspartei die Oberhand. Stein drang zunächst bei dem Czaren, dann bei Friedrich Wilhelm mit seiner Forderung, den Rhein zu überschreiten, endlich durch. Wochen kostbarer Zeit waren vergeudet und hatten nur dem verstockten Gegner die Möglichkeit verschafft, neue Streitkräfte zu sammeln. Ein schwächliches Kriegsmanifest, welches die Verbündeten am 1. Dez. 1813 erließen, verletzte die französische Eitelkeit mehr, als daß es dem Imperator das Herz seiner geschmeichelten Unterthanen entfremdete. Nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg führen zu wollen, das war ein unausführbares Versprechen. Dem französischen Reiche zu verbürgen, „eine Ausdehnung seines Gebietes, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie gekannt habe, weil eine ritterliche Nation nicht dadurch sinke, daß sie Unfälle erleide", war unverdiente Großmut, die dem Wohlthäter von dem Empfänger übelen Dank einbrachte. Einen dauernden Frieden in Europa zu begründen, war das Ziel des Krieges. Also der Krieg selbst war ein europäischer geworden. Es handelte sich nicht mehr um die Freiheit und Wiederherstellung der Macht Deutschlands, sondern um die Ruhe Europas; Deutschland leistete fürder Rußland Heeresfolge und mußte dankbarlichst die Brocken entgegennehmen, die russische und französische, englische und österreichische Gnade abfallen ließen.

Gegen etwa 150000 Mann Franzosen rückte eine halbe Million ins Feld, aber in so unvorteilhafter Aufstellung, daß nur ein Drittel zu gleicher Zeit zur Verwendung kommen und daher keinen entscheidenden Schlag führen konnte. Anstatt nach Gneisenaus Plan das Herz des Todfeindes zu treffen, Paris, ersah man nach dem Vorschlage Langenaus die Wasserscheide zwischen Seine, Rhein, Rhone, die Hochebene von Langres, als Ziel und schwächte die eigenen Streitkräfte dadurch, daß man sie in eine lange Linie von Basel bis Holland auseinanderzog. Während Wellington dem Marschall Soult über die Pyrenäen nach Frankreich folgte und Bülow Holland eroberte, ging Schwarzenberg mit der Hauptarmee bei Basel über den Rhein und bewegte sich langsam seinem „strategischen Punkte" zu. In der Neujahrsnacht des Jahres 1814 begann Blücher mit York und Langeron an der Stromburg Pfalz bei Caub den Rheinübergang, indes seine

Generale an zwei Stellen übersetzten, St. Priest bei Lahnstein und Koblenz, Sacken bei Mannheim. Nur an letzterer Stelle fanden die Truppen, bei welchen sich König Friedrich Wilhelm mit seinem zweiten Sohne Wilhelm, dem späteren Kaiser, befand, an einer der Neckarmündung gegenüber aufgeworfenen Schanze tapferen Widerstand.

Am raschesten ging wieder Blücher mit seinen 84 000 Mann vor und erreichte über den Hunsrück die Mosel aufwärts durch Lothringen bei der Aube Ende Januar 1814 die Hauptarmee, deren Bewegung schon wieder in der Anwesenheit der Monarchen und Metternichs Hemmungen aller Art fand. Scharfes, gemeinsames Losschlagen hätte Napoleon vernichtet. Denn da er einen Winterfeldzug der Verbündeten nicht erwartet hatte, waren seine Gegenrüstungen noch nicht vollendet. Auf die Nachricht von dem Heranrücken der Gegner warf er sich mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen, etwa 50 000 Mann, aber zum großen Teile junger Ausbildung, auf Blücher, welcher nur 30 000 Mann zur Verfügung hatte, da York noch nicht herangezogen war, und Schwarzenberg nicht rechtzeitige Unterstützung sandte. Erst nachdem der Alte bei Brienne a. Aube (29. Jan.) nach anfänglichem Erfolge hatte zurückweichen müssen — Napoleon und Blücher kamen in dem wechselnden Kampfe beinahe in Gefangenschaft —, entschloß sich Schwarzenberg zu einem kräftigen Schlage, dessen Ausführung er aber in anerkennenswerter Bescheidenheit Blücher überließ. Durch Abtretung der Baiern unter Wrede und der Württemberger unter ihrem ebenso tapferen als gut deutsch gesinnten Kronprinzen verstärkte er Blüchers Heer auf 85 000 Mann. Bei La Rothière erfocht dieses über die halb so starken Gegner am 1. Febr. bei dem dichtesten Schneegestöber, welches Napoleon an Eylau erinnerte, den ersten Sieg auf französischem Boden, welcher durch das ewige Zögern der „verdammten Diplomatiquer (!)“ wieder nicht ausgenutzt ward. Selbst Marmont spricht in seinen Memoiren sein Erstaunen darüber aus, daß der Feind, seinen Vorteil schlecht wahrnehmend, die französische Armee ihrer völligen Vernichtung entrinnen ließ. Der am 5. Febr. zu Chatillon zusammentretende Friedenskongreß hatte, wie vorauszusehen war, bei der Unbeugsamkeit Napoleons kein besseres Ergebnis, als die früher angeknüpften Unterhandlungen. Blücher behielt immer recht: „Soll die Sache guht Führ die Menschheit werden, so müssen Wihr nach Paris. Dort können die Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen dictiren.“ Aber angeblich wegen der schwierigen Verpflegung der vereinigten Armeeen trennte man die Streitkräfte. Das würde an und für sich kein Unglück gewesen sein, wenn nur der Abstand beider Heere eine gegenseitige Unterstützung für den Fall eines Angriffs möglich gemacht hätte. Während aber Blücher, seiner Weisung entsprechend und dem Drange seines Herzens folgend, längs der Marne auf Paris vordrang, in dem Glauben, daß die böhmische Armee mit ihm an der Seine gleichen Schritt hielt, blieb diese auf den geheimen Befehl des

österreichischen Kaisers hinter derselben, südlich von der Linie, welche Pont-sur-Seine, Nogent und Montereau verbindet. Rasch entschlossen warf sich Napoleon in die zwischen beiden Heeren entstehende Lücke und besiegte die zu weit hintereinander marschierenden einzelnen Abteilungen des Blücherschen Heeres in einer Reihe von Gefechten: am 10. Febr. die schwache russische Abteilung Olsuviefs bei Champeaubert, am 11. das Sackensche Korps bei Montmirail, welches von York aufgenommen, mit diesem vereinigt, nur unter neuen Verlusten bei Chateau-Thierry den Rückzug über die Marne erkämpft (12. Febr.), am 14. bei Etoges und Vauxchamps den Oberfeldherrn selbst. Von 56000 Mann hatte derselbe in diesen Gefechten 15000 Mann, dazu 50 Geschütze verloren, das Beste aber trotzdem nicht, den Mut. Während Napoleon ihn vernichtet wähnte und, durch die fünftägigen Erfolge von neuem sich überhebend, das Anerbieten der Verbündeten vom 17. Febr., mit ihm Frieden zu schließen auf die Grenzen von 1792, verächtlich zurückwies, sammelte dieser seine Truppen wieder bei Chalons, sofort bereit, den alten Vormarsch aufzunehmen. Inzwischen wandte sich Napoleon gegen die Vorhut der Hauptarmee, besiegte die unter dem Kronprinzen von Württemberg stehenden Truppen bei Montereau (18. Febr.), die Division Pahlen bei Mormant und bewog dadurch Schwarzenberg zum Rückzug nach Troyes, wohin auch Blücher zu seinem Kummer zurückdirigiert ward. Noch verhandelte man im Hauptquartier über den Frieden, da befand sich der greise Held wieder auf dem Wege nach Paris. Am 25. Febr. hatte ihm sein Drängen die auf den Rat des Obersten Grolmann erbetene Erlaubnis verschafft, durch einen Rechtsabmarsch die Vereinigung mit dem von Flandern heranziehenden Bülow zu bewerkstelligen und geradewegs auf Paris loszuziehen. Dieser Marsch gab dem Kriege die Wendung. Schon am 27. Febr. trieb er die Marschälle Marmont und Mortier bis nach Meaux zurück, wich Napoleon aus und brachte durch die bei Soissons jenseits der Aisne vollzogene Vereinigung mit Bülow und Winzingerode sein Heer auf 100000 Mann und an 500 Geschütze. Die aus dem reichen Holland kommenden Truppen Bülows stachen sehr ab von den abgerissenen und halb verhungerten Kameraden Blüchers. Vergeblich war Napoleon diesem nachgeeilt, um diese gefährliche Verbindung zu verhindern. Sie war schon geschehen, und unterdessen hatte Schwarzenberg endlich, besonders durch das verdienstliche Drängen Friedrich Wilhelms, sich zur Schlacht bei Bar sur Aube (27. Febr.) aufgerafft, in welcher Oudinot geschlagen ward, aber dank der Ängstlichkeit seines Angreifers unverfolgt blieb. In dieser Schlacht war es, wo der junge Prinz Wilhelm auf Befehl seines Vaters in die Kampflinie vorritt, um nach dem Namen eines tapfer kämpfenden, aber schwer leidenden russischen Regiments — es war das Kalugasche — zu fragen. Sein mutvolles Verhalten trug ihm wenige Tage später den russischen St. Georgsorden und das eiserne Kreuz ein. 57 Jahre später zeigt der greise

Kaiser Wilhelm dem russischen Kaiser Alexander II. an, „daß die Friedenspräliminarien zwischen Bismarck und Thiers unterzeichnet" sind.

Da Napoleon in seinem Übermute die vorgeschlagenen Friedensbedingungen zurückwies, verpflichteten sich die Mächte im Vertrage zu Chaumont am 1. März von neuem „ihre ganze Macht zur durchgreifenden Fortsetzung des jetzigen Krieges gegen Frankreich aufzubieten, um sich selbst und dem gesamten Europa einen allgemeinen Frieden zu erwirken, unter dessen Schutz alle Völker ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte gesichert sähen". Ein Jahr später landet der Ruhestörer wieder in der Bucht von St. Jouan bei Cannes.

War es ihm nicht gelungen, Blücher und Bülow auseinanderzuhalten, so hatte er doch Reims besetzt, sich zwischen die beiden Hauptheere geschoben, den ersteren beinahe Laon vorweggenommen und zwang durch einen freilich teueren Sieg über den zu langsamen Winzingerode bei Craonne (7. März) die Russen zum Rückzug auf die Hauptmacht Blüchers nach Laon. Unglücklicherweise lähmte Krankheit den sonst so thatkräftigen Feldherrn gerade in diesen Tagen. Als man erfuhr, daß Napoleon es auf das, wie er glaubte, schwach besetzte Laon abgesehen habe, beschloß man, ihn hier zu empfangen. Nachdem ein Überfall, welchen die Franzosen in der Nacht vom 8. auf den 9. März auf die Stadt versuchten, abgeschlagen war, schritt Napoleon am 9. zum Angriffe, vermochte aber die Stadt nicht zu nehmen. Im Gegenteil zersprengte York durch einen Überfall am Abend desselben Tages das von Reims heranziehende Marmontsche Korps beim Dorfe Athis vollständig und würde, wenn ihn nicht die Unentschlossenheit und Ängstlichkeit Gneisenaus zurückgerufen hätte, durch Besetzung des Passes von Etourelles den Feind vom Rückzug abgeschnitten und vernichtet haben. Yorks Sieg war der schönste im ganzen Feldzuge von 1814. Der Sieger war empört darüber, daß Nichtausnutzung seines großen Erfolgs Napoleon am 10. nach Fortsetzung des Kampfes entrinnen ließ, und ging kurz entschlossen vom Heere weg. Aber ein Handbillet Blüchers bewog den Eisenkopf, den doch auch ruhige Überlegung vom übereilten Schritt zur Pflicht zurückrufen mußte, zur Umkehr. Napoleon warf sich am 13. März bei Reims auf St. Priest, der durch Sorglosigkeit Schlacht und Leben verlor und so, wie Napoleon bekannt machen ließ, seinen Verrat am Vaterlande durch göttliche Strafe büßte. Der an sich nicht entscheidende Unfall hemmte wieder die Bewegung Schwarzenbergs, welchen Napoleon jetzt aufzureiben hoffte. Aber bei Arcis sur Aube (20. und 21. März) erlag er der dreifachen Übermacht und entkam nur, obwohl mitten zwischen den beiden Heeren der Verbündeten stehend, weil die Sieger wieder die Verfolgung unterließen. Ungeachtet der Fehler seiner Gegner konnte er den Untergang nicht mehr abwenden. Zwar machte er noch einen letzten verzweifelten Versuch, die Verbündeten von der Richtung auf Paris abzuziehen, indem er sich nach dem Osten wandte und die Verbindung seiner Gegner mit Deutschland

bedrohte. Ein aufgefangener Brief setzte diese von jenem Plane in Kenntnis. Nachdem Kaiser Franz das Hauptquartier verlassen hatte, um sich zur Südarmee zu begeben, nach Dijon, war der letzte Hemmschuh für die Bewegung der Hauptarmee beseitigt. In einem Kriegsrat zu Vitry Le Français an der Marne (24. März) beschlossen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, daß beide Heere „vereinigt geradezu auf Paris" losgehen sollten. Die Vereinigung erfolgte schon am folgenden Tage. Bei La Fère Champenoise gerieten die Marschälle Marmont und Mortier, ohne Kenntnis von den Absichten Napoleons, aber beauftragt, zu ihm zu stoßen, zwischen den Vortrab beider Heere (25. März) und wurden zurückgeworfen. General Pacthod, auf dem Zuge überrascht, leistete mit seiner Division heldenmütigen Widerstand, fiel aber nach furchtbaren Verlusten mit dem Reste derselben in Gefangenschaft. Als Napoleon erkannte, daß sein Plan fehlgeschlagen sei, kehrte er um, in Eilmärschen der Hauptstadt zueilend. Es war zu spät. Vor Paris setzten Marmont und Mortier den Verbündeten einen letzten Widerstand entgegen. Am 30. März erstürmten die Russen die Hochebene von Romainville, die Preußen trotz des schon eingetretenen Waffenstillstands den Montmartre: Paris ergab sich, die Marschälle Marmont und Mortier erhielten freien Abzug, die Stadt selbst ward „der Großmut der hohen alliierten Mächte empfohlen".

Am 31. März hielten die beiden Monarchen mit den Feldherren, begleitet von den Garden, durch das Martinsthor ihren Einzug in die Stadt, empfangen von dem Jubel der wetterwendischen Pariser. Den wackeren „Yorkschen" war es nicht vergönnt, die Ehre des Einzugs mitzugenießen; ihr Aussehen war infolge der übermäßigen Anstrengungen des Feldzugs so abgerissen, daß am 29. März Friedrich Wilhelm darüber sein höchstes Mißfallen ausdrückte mit den Worten: „Sehn schlecht aus, schmutzige Leute!" York kommandierte kurz: „Rechtsum kehrt, Marsch!" und führte seine „ehrlichen, braven Kerls" ins Lager zurück. Der Berufung an die Großmut der Monarchen hätte die Stadt Paris nicht bedurft. Sie verfuhren selbst gegen den Besitz des Imperators so schonend, daß sie nicht einmal in seinen Palästen Wohnung nahmen und zu ihrer Sicherheit fast die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln außer acht ließen. Auch die Truppen übten keinerlei Vergeltung für alle Not der eigenen Heimat. Weniger schön bewiesen sich viele Franzosen selbst. Gar manche, welche Napoleon ihr ganzes Glück verdankten, verließen ohne Zögern das „einstürzende Haus". Talleyrand, der Fürst von Benevent, that in einer vom Czaren, der bei ihm wohnte, unterschriebenen Erklärung kund, daß die Verbündeten nicht mehr mit Napoleon unterhandeln würden, mit einem „Menschen, der nicht einmal ein Franzose" sei. Man beachtete gar nicht, daß Napoleon in Fontainebleau zu Gunsten seines Sohnes abdankte. Ein von der Minderheit des Senats gefaßter Beschluß erklärte die Absetzung des Kaisers, welchem die Insel Elba zum Aufenthaltsort angewiesen ward, ein allerdings zu kleines

„souveränes Fürstentum“ für einen so gewaltigen Geist. Auf Talleyrands Betreiben setzten die Verbündeten den Bruder des unglücklichen Ludwig XVI., Ludwig XVIII., auf den Thron Frankreichs, welches für ein legitimes Königtum keine Liebe mehr gewinnen konnte.

Am 30. Mai 1814 kam der erste Pariser Friede zu stande. Durch die Schmeicheleien der Pariser ganz eingenommen, spielte der Czar Frankreich gegenüber den Großmütigen auf Kosten Deutschlands und besonders Preußens. Nur die noch von Franzosen besetzten preußischen Festungen wurden geräumt. Für die beispiellose Aussaugung des Landes, für die gezahlten Kontributionen, für die riesenhaften Opfer, welche Preußen für die Befreiung Europas von dem Drucke Napoleons gebracht hatte, empfing es nicht einen Centime Entschädigung, keinen Ersatz der Kriegskosten, die sich auf mindestens 140 Millionen Franks beliefen. Ja, selbst die aus allen Ländern nach der Seine verschleppten Kunstschätze kamen nicht wieder an ihre Eigentümer. Nur die „Viktoria“ kehrte zurück auf das Brandenburger Thor zu Berlin. — Frankreich erhielt die Grenzen von 1792 und „zur besseren Abrundung“ noch Nizza, Savoyen und Avignon; es behielt das ganze Elsaß, Lothringen und die deutschen Orte Saarbrücken, Saarlouis, Landau. Der Besiegte gewann also 150 Quadratmeilen mit $^1/_2$ Millionen Einwohner. Für wen waren alle Opfer gebracht, für wen die Ströme Bluts geflossen? — Für das Königshaus, welchem Deutschland nichts zu verdanken hatte, als seine Schwäche. Und auf wie lange stützte man das zerfallene Gebäude des Königtums? Ganz abgesehen von dem Putsch der hundert Tage — auf ganze fünfzehn Jahre. Eine freisinnige Verfassung, Charte genannt, gewährleistete zwar dem französischen Volke konstitutionelle Rechte, konnte aber verlorene Liebe nicht wiedererwerben. Die Bourbonen zeigten bald, daß sie, wie Napoleon sich ausdrückte, nichts gelernt und nichts vergessen hatten.

Die einsichtigen preußischen Patrioten mochten wohl mit verhaltenem Grimme die Siegesfeier in London verachten, zu welcher auf Einladung des Prinzregenten von England der Czar und König Friedrich Wilhelm sich begaben, obwohl sie dem „alten Blücher“ gerne die verdienten Huldigungen der Engländer und ihrer Ladies gönnten.

6. Die hundert Tage.

Die Napoleonische Herrschaft hatte das alte Staatensystem des mittleren Europa und den fürstlichen Besitzstand so willkürlich umgestaltet, daß eine gründliche Ordnung unerläßlich schien, namentlich für Deutschland. Ein europäischer Kongreß sollte am 1. Aug. 1814 in Wien zusammentreten. Die deutschen Patrioten forderten vor allem einen staatlichen Neubau des Gesamtvaterlandes, Aufrichtung einer starken Staatsgewalt, Erlaß ständischer Verfassungen, Freiheit für Presse und Handel. Vor allem erhoben Stein, Arndt und am

gewaltigsten Joseph Görres in seinem „Rheinischen Merkur“, ihre Stimme. Die von ihm verfaßte großartige Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzuge auf die Insel Elba, ein Meisterstück der Beredsamkeit, allgemein für echt gehalten, schilderte mit scharfen Zügen das thatsächliche Verhältnis in Frankreich. Napoleon fürchtete diese „fünfte Macht“, die gegen ihn in Schranken trat, mehr als die anderen, da sie die Parole ausgab. Görres forderte eine starke Centralgewalt, einen Fürsten-Reichstag und eine Volksvertretung, am liebsten hätte er die Errichtung des habsburgischen Kaisertums für Deutschland gesehen, nicht aber aus Abneigung gegen Preußen, sondern um Österreichs Macht und „früherer Verdienste willen“. Aber vielfach herrschte Unklarheit in den Entwürfen, bei den Regierungen geringes Verständnis und noch weniger Geneigtheit. Als endlich am 1. Nov. die gekrönten Häupter in Wien zusammenkamen, zeigte sich bald wieder Selbstsucht in aller Form und Uneinigkeit, welche auf die Verhandlungen äußerst lähmend wirkten und niemand mit größerer Genugthuung erfüllten, als den Löwen auf Elba. Als er von den Verhältnissen in Wien und der wachsenden Unzufriedenheit in Frankreich Kunde erhielt und durch seine Späher erfuhr, daß man seine Person in größere Entfernung von Europa bringen wolle, da war sein Entschluß gefaßt.

Am 26. Febr. 1815 verließ „der Korse“ mit etwa 1000 Getreuen Elba und lief, von den nichtsahnenden englischen und französischen Kreuzern unbemerkt, am 1. März in den Hafen St. Jouan bei Cannes in Frankreich ein. Die Nachricht von seinem Unternehmen erweckte anfangs mehr Spott als Furcht. Aber was der Gelandete in einer Proklamation aussprach: „Meine Adler und die dreifarbigen Bänder werden von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis auf die Zinnen von Notre-Dame“, das traf ein. Jeder Schritt in das Land führte ihm neue Scharen zu. Der Glanz seines Namens, der unwiderstehliche Eindruck seines Herrscherwesens riß alles mit sich fort. Nichts bezeichnet einfacher und deutlicher den raschen Umschwung der Volksstimmung, als die stufenmäßig aufsteigenden Benennungen Napoleons in den Zeitungen: Als „Korse“ verließ er Elba, als „Bonaparte“ landete er in Cannes, am 4. März bemächtigt sich der „General Bonaparte“ Grénobles, am 11. hält „Napoleon“ in Lyon seinen Einzug, am 18. wird der „Kaiser“ jubelnd in Fontainebleau empfangen, am 20. März „dem Geburtstag Seiner Majestät des Königs von Rom“, „Seine Majestät“ in den Tuilerieen erwartet. Städte, Festungen öffneten die Thore, die Truppen gingen über, Generale und Marschälle huldigten von neuem; Ney schloß sich bei Lyon dem an, den er bekämpfen sollte. Die Bourbonen waren geflüchtet.

Aber wenn Napoleon glaubte, die Welt mit „Sonntagsworten“ wohlklingender Verheißungen von Friedensliebe zu bethören, so ging es ihm wie dem alten Wolf in der Fabel: Man traute ihm nicht mehr. Als er dem noch in Wien weilenden Czaren von dem gegen Rußland

und Preußen gerichteten Bunde zwiſchen England, Frankreich, Öſterreich Mitteilung machte, begnügte ſich dieſer damit, vor den Augen Metternichs dieſes böſe Zeugnis guter Freundſchaft zu verbrennen mit den Worten: „Wir haben jetzt anderes zu thun! Napoleon iſt wieder da, und unſer Bündnis muß daher feſter ſein als je!“ Mächtig rief der „Rheiniſche Merkur“ Fürſten und Völker auf zum Kampf gegen den „Höllenfürſten“, den zurückgekehrten „Lucifer“. Am 21. März 1815 bereits erſchien in dem jetzt noch beſtehenden „Frankfurter Journal“ die Achtserklärung Napoleons durch die Mächte in Wien, als des „Feindes und Störers der Ruhe der Welt“. In Erneuerung des Vertrags von Chaumont ſtellte jede Macht 180 000 Mann. Am ſchnellſten traten England und Preußen auf den Plan. Ihre Heere hatten bereits entſchieden, bevor die Ruſſen unter Barclay und die Öſterreicher unter Schwarzenberg zum Handeln kamen.

Lord Wellington, der Sieger von Talavera, Salamanca und Vittoria, Nachfolger des engliſchen Botſchafters Caſtlereagh in Wien, eilte ſofort nach Antwerpen und übernahm den Oberbefehl über die dort ſtehenden engliſchen Truppen. Damit machte er die ſüdlichen Provinzen des neugebildeten Königreichs der Niederlande, das ehemalige Belgien, zum Kriegsſchauplatze. Sein Heer kam auf etwa 105 000 Mann, darunter 27 000 Engländer und Schotten, 24 000 Hannoveraner, etwa ebenſoviele Niederländer, außerdem Naſſauer und Braunſchweiger. Bei ihm ſtand auch der tapfere Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, der Held von 1809. Die ruhige, echt adlige Natur Wellingtons eignete ſich trefflich, dieſe bunte Schar zu einem ſtarken Ganzen zu verſchmelzen.

Von Preußen kamen etwa 112 000 Mann, aber vielfach unerprobte Leute, ſpäter noch mehr, welche ſich in vier Armeekorps unter Zieten, Borſtell (ſpäter Pirch I.), Thielmann und Bülow an Maas und Sambre ſammelten. Die Stellung eines Oberfeldherrn gegen Napoleon ließ ſich der alte Blücher nicht nehmen, obwohl man ihm nahe legte, daß eine jüngere Kraft den Anſtrengungen des Feldzugs wohl eher gewachſen ſei. So kam es, daß der Tüchtigſte, York, unthätig zu Hauſe blieb.

Den wahrſcheinlichen Plan Napoleons, durch einen Einbruch in Süddeutſchland dem von Italien kommenden Murat die Hand zu reichen, machte das zu frühe Losſchlagen und die Vernichtung des letzteren bei Tollentino (2./3. Mai 1815) zu nichte. Daher ließ er nur unbedeutende Abteilungen nach der deutſchen Grenze marſchieren. Die Hauptmacht führte er ſelbſt gegen Belgien, 115 000 Mann, in der Abſicht, die Gegner einzeln zu ſchlagen. Und dieſen Plan erleichterte ihm die viel zu breite Ausdehnung der Stellung, welche dieſe um der Verpflegung willen einnahmen. Das Hauptquartier Blüchers in Namur lag zwei Tagemärſche von Wellingtons Hauptquartier Brüſſel entfernt. Der letztere konnte ſeine ſämtlichen Truppen kaum in 22 Stunden zuſammenziehen.

Die Preußen hatten nicht einmal die Brücke über die Sambre zerstört und wichen vor der Übermacht zurück, gaben selbst Charleroi (15. Juni) auf. In Unterschätzung Wellingtons sandte Napoleon gegen diesen nur Ney, um die Engländer zu beschäftigen, während er selbst den Hauptschlag gegen die Preußen zu führen gedachte. Ney sollte dann, wenn er die Engländer zurückgeworfen habe, die Preußen im rechten Flügel umgehen. Auf das Versprechen Wellingtons hin, Verstärkungen zu senden, entschloß sich Blücher, obwohl das Korps Bülows noch rückwärts bei Lüttich und Namur stand, an dem Bache Ligne die Schlacht anzunehmen. Aber er sowohl wie Napoleon sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Ney, auf der geraden Straße von Charleroi nach Brüssel ziehend, fand den wichtigen Sperrpunkt bei Quatrebras durch Niederländer und Nassauer besetzt (16. Juni). Anfänglich mit seinen 11400 Mann gegen diese etwa 6000 Mann zählende Truppe im Übergewicht, zog er mehr und mehr Mannschaften des Wellingtonschen Heeres auf sich, so daß gegen Abend 30000 Mann gegen ihn standen und ihn zum Rückzug auf Frasnes nötigten. In diesem Gefecht starb der tapfere Friedrich Wilhelm von Braunschweig, von vier Kugeln durchbohrt, den Tod des Helden. Der über Erwarten starke Widerstand bei Quatrebras verzögerte Napoleons Angriffe auf Blücher, der Angriff Neys entzog diesem Wellingtons Unterstützung. Von nachmittags etwa 2½ Uhr an rangen die Franzosen mit den Preußen in erbittertem Kampfe um die Dörfer St. Amand, Ligny und Tongrines. Um acht Uhr durchbrachen die französischen Garden und die schwere Reiterei das Mitteltreffen der Preußen bei Ligny. Im Kampfgewühl stürzte der greise Feldherr mit dem Pferde und entrann nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft, beschützt von seinem Adjutanten Nostitz. Die feindlichen Geschwader jagten vorüber, ohne die Gruppe zu beachten. — Die Schlacht war verloren. Dunkelheit und Ermattung hinderte die Sieger an kräftiger Verfolgung. Den Rückzug leiteten Grolmann und Gneisenau so klug, daß sie nicht die natürliche Rückzugsstraße nach Namur einschlugen, sondern nordwärts nach Waveren (Wavre) ziehend, die Verbindung mit Wellington herbeiführten, und so die Niederlage wieder in einen taktischen Erfolg umwandelten. Napoleon sandte ihnen General Grouchy mit 32000 Mann auf falscher Fährte gen Namur nach und rückte erst am Nachmittag des 17. Juni in der Richtung auf Brüssel gegen Wellington vor. Ebendahin strebte auch Blücher, zu dem in Wavre Bülow gestoßen war, jetzt also in Schwenkung nach Westen. Denn als ihm der britische Feldherr von seinem Vorsatze Kenntnis gab, am 18. Juni bei Waterloo, südlich von Brüssel, Napoleons Angriff aufzunehmen, versprach er mit allen seinen Truppen über St. Lambert an dem Kampfe sich zu beteiligen, und er hielt sein Versprechen, obwohl sein Heer geschlagen war und bei dem vollständig aufgeweichten Boden, über schlechte Feldwege oder querfeldein nur mit unsäglichen Anstrengungen sich selbst, Geschütz und Pferde vor-

wärts bringen konnte. Eine derartige Marschleistung konnte eben nur ein so treffliches Vorbild wie Blücher auch bei den gewiß tüchtigen Preußen erreichen. Wellington ordnete sein Heer auf den Höhen von Mont St. Jean zu beiden Seiten der Straße Quatrebras-Genappe-Brüssel in dichter Stellung etwa 68 000 Mann, darunter 24 000 Engländer, 13 000 Niederländer, über 30 000 Deutsche. Um sich den Rücken zu decken, sandte er in der Richtung auf Brüssel 17 000 Mann ab, schwächte aber damit seine Kräfte. Um so bedeutender war also das rechtzeitige Eingreifen Blüchers. Wellington gegenüber stellte Napoleon seine 72 000 Mann auf. Mittelpunkt seiner Linie war etwa der Pachthof La Belle-Alliance. An Geschütz und Reiterei besaß er das Übergewicht. Aber zwei Fehler schwächten ihn: 1. daß er zu spät angriff, 2. daß er die starke Reserve bei Plancenoit, die seinen Rückzug decken sollte, nicht rechtzeitig gegen Wellington in die Wagschale warf. Ein Scheinangriff auf das Schloß Hougoumont führte zu einem erbitterten Kampfe, welcher den Hauptangriff Neys auf den Pachthof La Haye Sainte vor der Front des Mitteltreffens verzögerte. Trotz tapferer Verteidigung erstürmten die Franzosen diesen Punkt. Alle weiteren Vorstöße, selbst der gewaltige Ansturm von 5000 schweren Reitern, prallten an den unerschütterlich stehenden Vierecken der Engländer und Deutschen ab. Aber die Reihen der Kämpfer lichteten sich, ihre Kraft mußte erlahmen, und Wellingtons Lage verschlimmerte sich so, daß er selbst, der „eiserne Herzog", nur noch zwei Möglichkeiten der Rettung erkannte, Blücher oder die Nacht. Doch Blücher kam. Um ein Uhr schon hatte Napoleon durch einen aufgefangenen Brief von dessen Anmarsch Kenntnis erhalten und erblickte auch auf seiner rechten Flanke die heranziehenden Truppen — es war Bülows Korps —, aber er ermutigte die Seinigen durch die Vorspiegelung, Grouchy nahe heran, während derselbe bei Waveren mit Thielemann focht. Es war vier Uhr vorüber, da entwickeln sich aus dem Gehölz von Frischermont die ersten Bataillone Bülows gegen die rechte Flanke Napoleons, während Zieten geradenwegs auf La Haye losrückt. Ziel aller preußischen Scharen ist der weithin sichtbare Meierhof La Belle-Alliance. Um die bedrohte Flanke zu decken, wirft Napoleon seine letzte Reserve, die Garden, gegen Plancenoit, um welches sich ein erbitterter Kampf erhebt. Vergeblich stürmt er selbst nochmals gegen das Centrum, welches Wellington infolge des Eintreffens der Preußen auf dem linken Flügel hatte verstärken können, er wird zurückgeschlagen, und gleichzeitig — etwa um acht Uhr — werden die Garden aus Plancenoit zurückgedrängt: da ist der Sieg entschieden, die französische Armee vom Norden, Osten und Südosten gefaßt, ist verloren und wendet sich zur Flucht, den Kaiser mit sich fortreißend. Jetzt gilt nur ein Kommando noch: »Sauve qui peut!«

Und zum erstenmale wird ein Sieg durch unmittelbare, rastlose Verfolgung ausgenutzt und vervollständigt. Gneisenau selbst führt den Befehl aus, „den letzten Hauch von Roß und Mann" aufzubieten.

„In einigen Dörfern“ — berichtet dieser selbst — „versuchten sie zu widerstehen. Sobald sie aber die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie oder warfen sich in die Häuser, wo sie teils niedergemacht, teils gefangen wurden.“ In Genappe wurde auch der Wagen des geschlagenen Imperators erbeutet, „den er eben erst verlassen, um sich auf ein Pferd zu werfen. Er hatte in der Eile seinen Degen vergessen und beim Herausspringen den Hut verloren.“ Die Verfolgung dauerte die ganze mondhelle Nacht hindurch. Von der ganzen Armee retteten sich kaum 40000 Mann, eine ungeordnete Masse, mit 27 Geschützen durch Charleroi. — Am Abende der Schlacht trafen sich Blücher und Wellington bei La Belle-Alliance und begrüßten sich gegenseitig als Sieger. Von diesem Punkte erhielt auch die Schlacht den allein berechtigten Namen. Die Engländer bezeichnen sie nach dem letzten Hauptquartier Wellingtons als Schlacht bei Waterloo, die Franzosen nennen sie nach Mont St. Jean.

In elf Tagen standen die Sieger vor Paris, und schon am 2. Juli zwang Blücher den General Davoust durch einige Gefechte im Süden der Stadt zur Übergabe und rückte in dieselbe ein, die er als eroberte Stadt nicht mehr mit solch unvernünftiger Delikatesse behandelte, wie sie ihr vor einem Jahre zuteil geworden war. Sie mußte 100 Millionen Franks Kontribution zahlen und sich auch Einquartierung gefallen lassen. Die „Brücke von Jena“ befahl er in die Luft zu sprengen und erwiderte dem Grafen Golz, welcher auf Ersuchen Talleyrands die Bitte um Schonung vortrug, offen und ehrlich: „Ich habe beschloßen dass Die brükke gesprenkt wehrden soll und kan Ew. hoch Wohlgebohren nich verhählen dass es mich recht lib seyn wird, wenn Sich der Mußje Talleran vorher druffsetzt, Welches ich Ew. hochgebohren Bitte ihm wissen zu lassen.“ Er sorgte auch dafür, daß die 1806 geraubten Kunstschätze nach Berlin zurückkamen. Hinterdrein kam dann wieder die übelgedankte Großmut der Mächte. Die „Bonapartische Geschichte“ war aus. Ohne weiteres setzte Wellington Ludwig XVIII. wieder ein, gerade als ob Europa für das Haus Bourbon Krieg geführt hätte. Napoleon, im Begriff von Rochefort nach Amerika zu flüchten, sah sich genötigt, als Gefangener sich auf das englische Kriegsschiff „Bellerophon“ zu begeben und ward nach der Felseninsel St. Helena im südlichen Weltmeer gebracht. Dort, in kleinlicher Weise von englischen Wächtern gehütet, starb er am 5. Mai 1821, ein Mann, dessen gewaltige Selbstsucht die Ordnung des europäischen Staatensystems über den Haufen warf, dessen mächtige Persönlichkeit Bewunderung, aber keine Achtung erweckt, ein Mann, den die Vorsehung für Völker und Fürsten zur Gottesgeißel hatte werden lassen.

Der zweite Pariser Frieden, abgeschlossen am 20. Nov. 1815, hätschelte abermals das verzogene Schoßkind Europas und betrog das Land um seinen Lohn nicht, nein um sein gutes Recht, um seine Sicherheit, das Land, an dessen Mark und Blut, ganz abgesehen von den alten Feindseligkeiten, seit 23 Jahren der Vampyr

gesogen. Wollte Europa Ruhe haben, dann mußte das Herz Europas, Deutschland, gesichert werden. Frankreich mußte eingeschränkt werden in die Grenzen, welche ihm nicht Gelegenheit boten, seine Hand zu Raub und Schlag auszustrecken. Deutschland mußte die geraubten Landschaften Elsaß und Lothringen zurückerhalten mit den Schlüsseln Metz, Straßburg, Belfort. Diese gerechte Forderung aller einsichtigen Fürsten, Heerführer, Staatsmänner und Vaterlandsfreunde, welche damals die Franzosen selbst als ganz natürlich empfunden hätten, scheiterte an dem Widerstande Englands und Rußlands. Frankreich erhielt die Grenzen von 1790, auch diese nicht genau; es trat Savoyen und Nizza an Sardinien, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Baiern ab und zahlte im ganzen 700 Millionen Franks Kriegskosten. Zur Sicherung dieser Abmachungen sollten 150000 Mann unter Wellington, darunter 30000 Preußen, die französischen Nordostprovinzen fünf Jahre besetzt halten. Bei dem Friedensschlusse verpflichteten sich die vier Mächte zur Erhaltung des bourbonischen Königtums und der konstitutionellen Verfassung (Charte) in Frankreich, sowie zur gemeinsamen Sorge für die Ruhe Europas.

Schon am 26. Sept. 1815 hatten sich die drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen zur heiligen Allianz verbunden. Sie gelobten im Namen der Dreieinigkeit einander unverbrüchliche Freundschaft und Brüderlichkeit und verhießen ihren Völkern eine wahrhaft väterliche, auf den Grundsätzen des Christentums beruhende Herrschaft.

7. Der Wiener Kongreß.

Seit dem Westfälischen Frieden hatte kein Friedenskongreß eine so allgemeine Bedeutung, als die Zusammenkunft europäischer Fürsten und Staatsmänner in Wien. Abgesehen von dem äußeren Glanz, welchen die persönliche Beteiligung der großen und kleinen Potentaten mit ihrem Gefolge verlieh, verschaffte ihr die hohe Aufgabe der Feststellung eines neuen Rechtszustandes weltgeschichtliche Wichtigkeit. Man erwartete von ihr „nicht alles, aber viel Gutes“. Selten sind berechtigte Hoffnungen ärger enttäuscht worden. Die prunkenden Feste stimmten zwar schlecht zu der ziemlich allgemein traurigen Lage, ließen sich aber nicht vermeiden. Weit schlimmer war das Ränkespiel und die Schweifwedelei des nobeln Bettlertums, welches hier vermeintliches Recht und gelegenes Glück suchte. List und Gewandtheit galt hier mehr, als Verdienst und Berechtigung. Den Vorsitz führte Metternich, der für die folgenden Jahrzehnte im Konzert der europäischen Mächte überhaupt den Taktstock schwang; aber die erste Violine strich Talleyrand, der gewesene Bischof, Revolutionär, Bonapartist, augenblicklich Royalist, der Mann mit schlangenglatter Haut und Rede; England vertraten der Tory Castlereagh und Wellington, Rußland Graf Nesselrode. Diesen gegenüber spielten die Vertreter

Preußens Hardenberg und Wilhelm von Humboldt eine untergeordnete Rolle. Stein aber, nur als Berater des Kaisers Alexander erschienen, besaß höchstens einen mittelbaren Einfluß. Unter den Abgesandten der deutschen Mittelstaaten trat Fürst Wrede für Baiern, Linden für Württemberg hervor. Die Kleinstaaten hatten wie in der gefährlichen Zeit von 1803—1806 so auch jetzt in dem ehrlichen, aber für die Vielstaaterei eingenommenen und einnehmenden nassau-weilburgischen Minister Hans von Gagern leider einen geschickten Anwalt.

Von den Umgestaltungen, welche der Kongreß vornahm, betrafen die wichtigsten Preußen und Deutschland. Preußen hatte die größten Opfer gebracht und konnte somit entsprechenden Lohn erwarten, einerseits hinsichtlich seiner Stellung in Deutschland, anderseits in territorialer Beziehung. Aber weder das eine noch das andre ward ihm zuteil. Österreich war durchaus nicht gewillt, auf einen Teil seiner jetzt wieder ohne jede Berechtigung in Anspruch genommenen Oberhoheit in Deutschland zum Besten desselben und zu Gunsten Preußens zu verzichten, sondern bediente sich gerne der Unterstützung Frankreichs und Englands zur Niederhaltung des Nebenbuhlers. Die Haltung des Inselreichs, mit seiner sonstigen Politik gegen Preußen wenig vereinbar, erklärt sich aus dem Plane des hannoverschen Ministers, Grafen Münster, als Gegengewicht gegen Preußens Macht im Nordwesten Deutschlands ein starkes Welfenreich ins Leben zu rufen. Rußland stand noch freundlich zu Preußen, aber nicht in reinen Absichten, sondern aus selbstsüchtigen Gründen. Es hoffte den größten Teil des ehemaligen Königreichs Polen, auch die Städte Danzig und Thorn, zu erhalten und unterstützte deshalb den Anspruch Preußens auf Sachsen. Hätte Preußen diese Forderung unverzüglich erhoben oder praktisch durchgeführt, ehe über die Rheinbundfürsten zu Gericht gesessen ward, die Großmächte würden schwerlich dagegen Einspruch erhoben haben; aber Hardenberg versäumte den rechten Augenblick und Friedrich Wilhelm selbst entschloß sich zu langsam zu entscheidender That. Nachdem man den kleinen Rheinbündlern Gnade für Recht hatte angedeihen lassen, lag allerdings kein rechter Grund mehr vor, den immerhin ehrenhafter handelnden König von Sachsen härter als jene zu behandeln. In geheimem Vertrage verständigten sich der Czar und Friedrich Wilhelm am 6. Nov. 1814 zu gegenseitiger Unterstützung in den beiderseitigen Absichten auf Sachsen und Polen. Als aber zwei Tage darauf der Generalgouverneur von Sachsen, Fürst Repnin, den Übergang der Verwaltung des Landes an Preußen verkündete, erhob nicht nur Sachsen, sondern die übrigen Mächte Widerspruch. Obwohl Rußland und Preußen selbst sich kurz danach über die polnische Frage entzweiten, verschärfte sich der Gegensatz der drei übrigen Mächte gegen diese so sehr, daß sie am 3. Jan. 1815 ein Sonderbündnis schlossen, d. h. den Krieg gegen ihre seitherigen Bundesgenossen planten. Zum Äußersten kam es glücklicherweise nicht, weil England davor zurückschreckte und die beiden bedrohten Staaten ihr Zerwürfnis am 10. Febr.

1815 ausglichen. Rußland gab Thorn, Friedrich Wilhelm Leipzig auf. Während ersteres das Herzogtum Warschau erhielt, bekam Preußen von Polen nur wieder Posen, Danzig und Thorn, von Sachsen die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte (368 Quadratmeilen), das schwedische Vorpommern — Dänemark, welches dieses für Norwegen erhalten hatte, empfing dafür Lauenburg, behielt aber auch Schleswig-Holstein —, im Westen gegen einige kleine Abtretungen zu seinem ehemaligen Besitz Kleve, Mörs, Geldern, die Herzogtümer Jülich und Berg, das Nassau-Siegener Land sowie die Gebiete der geistlichen Kurfürsten von Trier und Köln und einige kleinere Herrschaften. Aus dem von der Nahe bis an die holländische Grenze reichenden Gebiete ward eine neue Provinz, die Rheinlande, gebildet. Auch Westfalen erhielt es zurück, dagegen verlor es das durch seine Lage wertvolle Ostfriesland und Hildesheim an Hannover, und ließ Ansbach und Baireuth bei Baiern. Preußen war somit nicht nur im Osten zum Schaden Deutschlands an Land und durch Einbuße der Weichsellinie an Sicherheit geschwächt, sondern überhaupt für Norddeutschland niedergedrückt: 1. durch die Stärkung Hannovers, 2. durch die Zerreißung seines Gebietes in zwei völlig getrennte Stücke. Es hatte weder seine Größe von 1795 noch von 1806 zurückerhalten, aber, ohne daß es die Absicht der mißgünstigen Nebenbuhler wollte, es war ein überwiegend deutscher Staat geworden, es war — wie Görres so treffend sagt — „auf die Warte zwischen Frankreich und Rußland gestellt"; mit dieser Aufgabe, Deutschland nach Osten und Westen zu schützen, war auch seine einstige Stellung vorgezeichnet.

Baiern erhielt zum Ersatz für Tirol die linksrheinische Pfalz, das ehemalige Großherzogtum Würzburg mit Aschaffenburg, nicht aber Mainz, welches an Hessen-Darmstadt kam.

Den eifrigen Bemühungen des Grafen Münster gelang es, das um Hildesheim, Goslar, Lingen und Ostfriesland vergrößerte Hannover zu einem Königreiche zu erheben. Die Niederlande, unter der nassau-oranischen Dynastie gleichfalls in ein Königreich umgestaltet, erhielten das ehemalige Reichsstift Lüttich und einen Teil von Kleve und Obergeldern. Luxemburg wurde als Großherzogtum durch Personalunion demselben Hause zugewendet.

Deutschland selbst wurde, wie der Leiter des „Rheinischen Merkur", Joseph von Görres, sich ausdrückte, „auf dem Kongresse in der Unform ergriffen und festgehalten, zu der es sich im Verlaufe von tausend Jahren entstellt, und sie wurde definitiv zu seiner Form erhoben". Nach dem Wunsche vieler aufrichtig vaterländisch gesinnter Männer, auch Steins und Görres', hätte man Österreich durch Erneuerung des habsburgischen Kaisertums enger dem Gesamtvaterlande verbinden müssen. Aber gerade die schon eingetretene Entfremdung des slavisch-magyarisch-deutschen Staates und die Unmöglichkeit für das wesentlich deutsche Preußen (280000 qkm, 10½ Mill. Einw.),

sich demselben unterzuordnen, brachte den Kaisergedanken zu Fall. Auf Grund eines von dem preußischen Staatsmanne Wilhelm von Humboldt verfaßten Entwurfs kam dann jenes unglückselige, jeder strafferen Fügung entbehrende Mosaik eines Staatenbundes zu stande, dessen Dasein die fünf Großmächte, sowie Spanien, Portugal und Schweden verbürgten (!). Die deutsche Bundesakte, am 10. Juni 1815 unterzeichnet, erwähnt mit keiner Silbe das deutsche Volk, sondern nennt als Zweck des Deutschen Bundes „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Staaten".

Der Bund bestand aus 34 Fürstentümern und 4 freien Städten und umfaßte 11 500 Quadratmeilen = 630 000 qkm mit 46 Mill. Einwohnern, von welchen $^4/_5$ Deutsche, $^1/_5$ Slaven waren. Zu den 34 monarchischen Staaten kam 1817 Hessen-Homburg, dessen Haus 1866 ausstarb; dagegen fiel 1828 Sachsen-Gotha durch Aussterben an Koburg. Österreich und Preußen traten nur mit ihren zum früheren Deutschen Reiche gehörigen Ländern bei, aber auch die Könige von England, Dänemark und der Niederlande waren für ihren deutschen Besitz Mitglieder des Bundes. „Über die gesamte Verbindung wurde die erlauchte Macht des Bundestags zur Hut gesetzt" (Görres), welcher seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte. Unter Österreichs Vorsitz tagten hier im Palais des Fürsten Thurn und Taxis auf der Großen Eschenheimerstraße die Vertreter der 38 (39) Staaten für gewöhnlich im engeren Rate mit 17 Stimmen, in wichtigen Fällen »in pleno«, d. h. als weiterer Rat von 69 Stimmen. Im engeren Rate hatte die beiden Großmächte, die vier anderen Königreiche, Baden, beide Hessen, Holstein und Luxemburg je eine Virilstimme, die anderen im ganzen sieben Kuriatstimmen. Das Stimmenverhältnis lag also sehr ungünstig für die größeren Staaten. Streitigkeiten sollten durch ein Austragsgericht (Austrägalgericht) geschlichtet werden. Artikel 13 stellte in nebelhafte Aussicht, daß in den Einzelstaaten eine landständische Verfassung stattfinden „werde", Art. 16 gewährleistete die Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen, Art. 18 die Freizügigkeit der Unterthanen, Art. 14 sicherte den Mediatisierten ihre Vorrechte, Art. 17 dem Hause Thurn und Taxis sein fahrendes Fürstentum, die Post. Zur Bundesarmee, zehn Armeekorps und eine Reservedivision, zusammen über 300 000 Mann, stellte jeder Staat sein Kontingent. Mainz, Luxemburg, Landau, Ulm, Rastadt waren Bundesfestungen.

Wie aber der Bundestag schon bald nach seinem Aufgange seine Aufgabe erfüllte, das zeigt besser, als alle weitschichtigen Akten, der Spott des Volkes. Trotz aller Censur kolportierte man (1819) in den Rheingegenden ein meisterhaft im Volkston geschriebenes „Frag- und Antwortbuch über Allerlei ꝛc.", welches reißenden Absatz fand. In demselben hieß es z. B. „Was ist denn der Bundestag? — Das ist eine Versammlung von fürstlichen Gesandten und Dienern; wenn

nun dort vom Wohle des deutschen Volkes die Rede ist, geht's immer gar langsam und bedächtig her und geschieht nichts. Es ist wieder die alte Leier und das langsame Wesen, wie vor der Franzosenzeit."

Dieses Gebilde bestand kein Vierteljahrhundert, da warf es der Sturm des Jahres 1848 auseinander; nochmals 1850 zusammengesetzt, hielt es wirklich sechzehn weitere Jahre aus, brach dann aber aus den Fugen.

V. Die Zeit des Deutschen Bundes.

(1815—1866.)

Zeit der Zweiheit und des Strebens nach Einheit und Freiheit.

Die Doppelköpfigkeit des Deutschen Bundes mußte zu Eifersucht und Hader führen, sobald der preußische Aar seine Fittiche zu regen begann zu selbständigem Fluge. Eine große Partei deutscher und außerdeutscher Politiker sprach Preußen das wahre Recht auf die Oberleitung zu. Österreich, das „römische und ungermanische", das „an der Spitze eines ohnmächtigen Bundestages" stand, sollte — wie z. B. die englische Zeitung „Herald" schrieb — endlich die „Prätension aufgeben, eine deutsche Macht zu sein mit einigen Meilen deutschen Gebiets; seine Stärke liegt in der Konsolidierung seines slavischen Elements". Preußen, „protestantisch und national", galt als „Vorstand eines substantiellen Bundes" und ertrug das Übergewicht Österreichs nur mit innerem Widerstreben. Da man die Souveränität der Fürsten gänzlich ungeschmälert gelassen hatte, wäre damals eine starke Centralgewalt auch in Preußens Hand kaum möglich gewesen. Bei dem in fast allen Fürsten der Zeit verkörperten Partikularismus scheint dem jetzigen Beschauer die Errichtung eines einigen, mächtigen Deutschland unter hohenzollernschem Kaisertum in jener Periode kaum durchführbar gewesen zu sein und wenn dies selbst, schwerlich von Segen begleitet. Wäre selbst Österreich ausgeschieden, die Bleibenden würden sich meist gegen eine preußische Hegemonie gesträubt haben, und das Ganze wäre zerfallen. Deutschland war mit einem Worte noch nicht reif für ein konstitutionelles Kaisertum.

Der Aufschwung, welchen das Nationalgefühl in den Jahren der Freiheitskriege genommen, die frohe Hoffnung, welche das deutsche Volk an seinen Sieg über die Fremdherrschaft und die Revolution geknüpft hatte, die Sehnsucht nach Einheit und Freiheit im Inneren, die hohen Gedanken, die schönen Wünsche, sie schwanden mehr und mehr vor der den Atem raubenden Stickluft, welche von Wien ausging. Dem Fürsten Metternich schien der Geist, welcher das Volk zur Erhebung gebracht, die freiheitlichen Bestrebungen, die

gewaltigsten Joseph Görres in seinem „Rheinischen Merkur", ihre Stimme. Die von ihm verfaßte großartige Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzuge auf die Insel Elba, ein Meisterstück der Beredsamkeit, allgemein für echt gehalten, schilderte mit scharfen Zügen das thatsächliche Verhältnis in Frankreich. Napoleon fürchtete diese „fünfte Macht", die gegen ihn in Schranken trat, mehr als die anderen, da sie die Parole ausgab. Görres forderte eine starke Centralgewalt, einen Fürsten-Reichstag und eine Volksvertretung, am liebsten hätte er die Errichtung des habsburgischen Kaisertums für Deutschland gesehen, nicht aber aus Abneigung gegen Preußen, sondern um Österreichs Macht und „früherer Verdienste willen". Aber vielfach herrschte Unklarheit in den Entwürfen, bei den Regierungen geringes Verständnis und noch weniger Geneigtheit. Als endlich am 1. Nov. die gekrönten Häupter in Wien zusammenkamen, zeigte sich bald wieder Selbstsucht in aller Form und Uneinigkeit, welche auf die Verhandlungen äußerst lähmend wirkten und niemand mit größerer Genugthuung erfüllten, als den Löwen auf Elba. Als er von den Verhältnissen in Wien und der wachsenden Unzufriedenheit in Frankreich Kunde erhielt und durch seine Späher erfuhr, daß man seine Person in größere Entfernung von Europa bringen wolle, da war sein Entschluß gefaßt.

Am 26. Febr. 1815 verließ „der Korse" mit etwa 1000 Getreuen Elba und lief, von den nichtsahnenden englischen und französischen Kreuzern unbemerkt, am 1. März in den Hafen St. Jouan bei Cannes in Frankreich ein. Die Nachricht von seinem Unternehmen erweckte anfangs mehr Spott als Furcht. Aber was der Gelandete in einer Proklamation aussprach: „Meine Adler und die dreifarbigen Bänder werden von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis auf die Zinnen von Notre-Dame", das traf ein. Jeder Schritt in das Land führte ihm neue Scharen zu. Der Glanz seines Namens, der unwiderstehliche Eindruck seines Herrscherwesens riß alles mit sich fort. Nichts bezeichnet einfacher und deutlicher den raschen Umschwung der Volksstimmung, als die stufenmäßig aufsteigenden Benennungen Napoleons in den Zeitungen: Als „Korse" verließ er Elba, als „Bonaparte" landete er in Cannes, am 4. März bemächtigt sich der „General Bonaparte" Grénobles, am 11. hält „Napoleon" in Lyon seinen Einzug, am 18. wird der „Kaiser" jubelnd in Fontainebleau empfangen, am 20. März „dem Geburtstag Seiner Majestät des Königs von Rom", „Seine Majestät" in den Tuilerieen erwartet. Städte, Festungen öffneten die Thore, die Truppen gingen über, Generale und Marschälle huldigten von neuem; Ney schloß sich bei Lyon dem an, den er bekämpfen sollte. Die Bourbonen waren geflüchtet.

Aber wenn Napoleon glaubte, die Welt mit „Sonntagsworten" wohlklingender Verheißungen von Friedensliebe zu bethören, so ging es ihm wie dem alten Wolf in der Fabel: Man traute ihm nicht mehr. Als er dem noch in Wien weilenden Czaren von dem gegen Rußland

und Preußen gerichteten Bunde zwischen England, Frankreich, Österreich Mitteilung machte, begnügte sich dieser damit, vor den Augen Metternichs dieses böse Zeugnis guter Freundschaft zu verbrennen mit den Worten: „Wir haben jetzt anderes zu thun! Napoleon ist wieder da, und unser Bündnis muß daher fester sein als je!“ Mächtig rief der „Rheinische Merkur“ Fürsten und Völker auf zum Kampf gegen den „Höllenfürsten“, den zurückgekehrten „Lucifer“. Am 21. März 1815 bereits erschien in dem jetzt noch bestehenden „Frankfurter Journal“ die Achtserklärung Napoleons durch die Mächte in Wien, als des „Feindes und Störers der Ruhe der Welt“. In Erneuerung des Vertrags von Chaumont stellte jede Macht 180 000 Mann. Am schnellsten traten England und Preußen auf den Plan. Ihre Heere hatten bereits entschieden, bevor die Russen unter Barclay und die Österreicher unter Schwarzenberg zum Handeln kamen.

Lord Wellington, der Sieger von Talavera, Salamanca und Vittoria, Nachfolger des englischen Botschafters Castlereagh in Wien, eilte sofort nach Antwerpen und übernahm den Oberbefehl über die dort stehenden englischen Truppen. Damit machte er die südlichen Provinzen des neugebildeten Königreichs der Niederlande, das ehemalige Belgien, zum Kriegsschauplatze. Sein Heer kam auf etwa 105 000 Mann, darunter 27 000 Engländer und Schotten, 24 000 Hannoveraner, etwa ebensoviele Niederländer, außerdem Nassauer und Braunschweiger. Bei ihm stand auch der tapfere Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Held von 1809. Die ruhige, echt adlige Natur Wellingtons eignete sich trefflich, diese bunte Schar zu einem starken Ganzen zu verschmelzen.

Von Preußen kamen etwa 112 000 Mann, aber vielfach unerprobte Leute, später noch mehr, welche sich in vier Armeekorps unter Zieten, Borstell (später Pirch I.), Thielmann und Bülow an Maas und Sambre sammelten. Die Stellung eines Oberfeldherrn gegen Napoleon ließ sich der alte Blücher nicht nehmen, obwohl man ihm nahe legte, daß eine jüngere Kraft den Anstrengungen des Feldzugs wohl eher gewachsen sei. So kam es, daß der Tüchtigste, York, unthätig zu Hause blieb.

Den wahrscheinlichen Plan Napoleons, durch einen Einbruch in Süddeutschland dem von Italien kommenden Murat die Hand zu reichen, machte das zu frühe Losschlagen und die Vernichtung des letzteren bei Tollentino (2./3. Mai 1815) zu nichte. Daher ließ er nur unbedeutende Abteilungen nach der deutschen Grenze marschieren. Die Hauptmacht führte er selbst gegen Belgien, 115 000 Mann, in der Absicht, die Gegner einzeln zu schlagen. Und diesen Plan erleichterte ihm die viel zu breite Ausdehnung der Stellung, welche diese um der Verpflegung willen einnahmen. Das Hauptquartier Blüchers in Namur lag zwei Tagemärsche von Wellingtons Hauptquartier Brüssel entfernt. Der letztere konnte seine sämtlichen Truppen kaum in 22 Stunden zusammenziehen.

Die Preußen hatten nicht einmal die Brücke über die Sambre zerstört und wichen vor der Übermacht zurück, gaben selbst Charleroi (15. Juni) auf. In Unterschätzung Wellingtons sandte Napoleon gegen diesen nur Ney, um die Engländer zu beschäftigen, während er selbst den Hauptschlag gegen die Preußen zu führen gedachte, Ney sollte dann, wenn er die Engländer zurückgeworfen habe, die Preußen im rechten Flügel umgehen. Auf das Versprechen Wellingtons hin, Verstärkungen zu senden, entschloß sich Blücher, obwohl das Korps Bülows noch rückwärts bei Lüttich und Namur stand, an dem Bache Ligne die Schlacht anzunehmen. Aber er sowohl wie Napoleon sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Ney, auf der geraden Straße von Charleroi nach Brüssel ziehend, fand den wichtigen Sperrpunkt bei Quatrebras durch Niederländer und Nassauer besetzt (16. Juni). Anfänglich mit seinen 11400 Mann gegen diese etwa 6000 Mann zählende Truppe im Übergewicht, zog er mehr und mehr Mannschaften des Wellingtonschen Heeres auf sich, so daß gegen Abend 30000 Mann gegen ihn standen und ihn zum Rückzug auf Frasnes nötigten. In diesem Gefecht starb der tapfere Friedrich Wilhelm von Braunschweig, von vier Kugeln durchbohrt, den Tod des Helden. Der über Erwarten starke Widerstand bei Quatrebras verzögerte Napoleons Angriffe auf Blücher, der Angriff Neys entzog diesem Wellingtons Unterstützung. Von nachmittags etwa 2½ Uhr an rangen die Franzosen mit den Preußen in erbittertem Kampfe um die Dörfer St. Amand, Ligny und Tongrines. Um acht Uhr durchbrachen die französischen Garden und die schwere Reiterei das Mitteltreffen der Preußen bei Ligny. Im Kampfgewühl stürzte der greise Feldherr mit dem Pferde und entrann nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft, beschützt von seinem Adjutanten Nostitz. Die feindlichen Geschwader jagten vorüber, ohne die Gruppe zu beachten. — Die Schlacht war verloren. Dunkelheit und Ermattung hinderte die Sieger an kräftiger Verfolgung. Den Rückzug leiteten Grolmann und Gneisenau so klug, daß sie nicht die natürliche Rückzugsstraße nach Namur einschlugen, sondern nordwärts nach Waveren (Wavre) ziehend, die Verbindung mit Wellington herbeiführten, und so die Niederlage wieder in einen taktischen Erfolg umwandelten. Napoleon sandte ihnen General Grouchy mit 32000 Mann auf falscher Fährte gen Namur nach und rückte erst am Nachmittag des 17. Juni in der Richtung auf Brüssel gegen Wellington vor. Ebendahin strebte auch Blücher, zu dem in Wavre Bülow gestoßen war, jetzt also in Schwenkung nach Westen. Denn als ihm der britische Feldherr von seinem Vorsatze Kenntnis gab, am 18. Juni bei Waterloo, südlich von Brüssel, Napoleons Angriff aufzunehmen, versprach er mit allen seinen Truppen über St. Lambert an dem Kampfe sich zu beteiligen, und er hielt sein Versprechen, obwohl sein Heer geschlagen war und bei dem vollständig aufgeweichten Boden, über schlechte Feldwege oder querfeldein nur mit unsäglichen Anstrengungen sich selbst, Geschütz und Pferde vor-

wärts bringen konnte. Eine derartige Marschleistung konnte eben nur ein so treffliches Vorbild wie Blücher auch bei den gewiß tüchtigen Preußen erreichen. Wellington ordnete sein Heer auf den Höhen von Mont St. Jean zu beiden Seiten der Straße Quatrebras-Genappe-Brüssel in dichter Stellung etwa 68 000 Mann, darunter 24 000 Engländer, 13 000 Niederländer, über 30 000 Deutsche. Um sich den Rücken zu decken, sandte er in der Richtung auf Brüssel 17 000 Mann ab, schwächte aber damit seine Kräfte. Um so bedeutender war also das rechtzeitige Eingreifen Blüchers. Wellington gegenüber stellte Napoleon seine 72 000 Mann auf. Mittelpunkt seiner Linie war etwa der Pachthof La Belle-Alliance. An Geschütz und Reiterei besaß er das Übergewicht. Aber zwei Fehler schwächten ihn: 1. daß er zu spät angriff, 2. daß er die starke Reserve bei Plancenoit, die seinen Rückzug decken sollte, nicht rechtzeitig gegen Wellington in die Wagschale warf. Ein Scheinangriff auf das Schloß Hougoumont führte zu einem erbitterten Kampfe, welcher den Hauptangriff Neys auf den Pachthof La Haye Sainte vor der Front des Mitteltreffens verzögerte. Trotz tapferer Verteidigung erstürmten die Franzosen diesen Punkt. Alle weiteren Vorstöße, selbst der gewaltige Ansturm von 5000 schweren Reitern, prallten an den unerschütterlich stehenden Vierecken der Engländer und Deutschen ab. Aber die Reihen der Kämpfer lichteten sich, ihre Kraft mußte erlahmen, und Wellingtons Lage verschlimmerte sich so, daß er selbst, der „eiserne Herzog", nur noch zwei Möglichkeiten der Rettung erkannte, Blücher oder die Nacht. Doch Blücher kam. Um ein Uhr schon hatte Napoleon durch einen aufgefangenen Brief von dessen Anmarsch Kenntnis erhalten und erblickte auch auf seiner rechten Flanke die heranziehenden Truppen — es war Bülows Korps —, aber er ermutigte die Seinigen durch die Vorspiegelung, Grouchy nahe heran, während derselbe bei Waveren mit Thielemann focht. Es war vier Uhr vorüber, da entwickeln sich aus dem Gehölz von Frischermont die ersten Bataillone Bülows gegen die rechte Flanke Napoleons, während Zieten geradenwegs auf La Haye losrückt. Ziel aller preußischen Scharen ist der weithin sichtbare Meierhof La Belle-Alliance. Um die bedrohte Flanke zu decken, wirft Napoleon seine letzte Reserve, die Garden, gegen Plancenoit, um welches sich ein erbitterter Kampf erhebt. Vergeblich stürmt er selbst nochmals gegen das Centrum, welches Wellington infolge des Eintreffens der Preußen auf dem linken Flügel hatte verstärken können, er wird zurückgeschlagen, und gleichzeitig — etwa um acht Uhr — werden die Garden aus Plancenoit zurückgedrängt: da ist der Sieg entschieden, die französische Armee vom Norden, Osten und Südosten gefaßt, ist verloren und wendet sich zur Flucht, den Kaiser mit sich fortreißend. Jetzt gilt nur ein Kommando noch: »Sauve qui peut!«

Und zum erstenmale wird ein Sieg durch unmittelbare, rastlose Verfolgung ausgenutzt und vervollständigt. Gneisenau selbst führt den Befehl aus, „den letzten Hauch von Roß und Mann" aufzubieten.

„In einigen Dörfern“ — berichtet dieser selbst — „versuchten sie zu widerstehen. Sobald sie aber die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie oder warfen sich in die Häuser, wo sie teils niedergemacht, teils gefangen wurden.“ In Genappe wurde auch der Wagen des geschlagenen Imperators erbeutet, „den er eben erst verlassen, um sich auf ein Pferd zu werfen. Er hatte in der Eile seinen Degen vergessen und beim Herausspringen den Hut verloren.“ Die Verfolgung dauerte die ganze mondhelle Nacht hindurch. Von der ganzen Armee retteten sich kaum 40000 Mann, eine ungeordnete Masse, mit 27 Geschützen durch Charleroi. — Am Abende der Schlacht trafen sich Blücher und Wellington bei La Belle-Alliance und begrüßten sich gegenseitig als Sieger. Von diesem Punkte erhielt auch die Schlacht den allein berechtigten Namen. Die Engländer bezeichnen sie nach dem letzten Hauptquartier Wellingtons als Schlacht bei Waterloo, die Franzosen nennen sie nach Mont St. Jean.

In elf Tagen standen die Sieger vor Paris, und schon am 2. Juli zwang Blücher den General Davoust durch einige Gefechte im Süden der Stadt zur Übergabe und rückte in dieselbe ein, die er als eroberte Stadt nicht mehr mit solch unvernünftiger Delikatesse behandelte, wie sie ihr vor einem Jahre zuteil geworden war. Sie mußte 100 Millionen Franks Kontribution zahlen und sich auch Einquartierung gefallen lassen. Die „Brücke von Jena“ befahl er in die Luft zu sprengen und erwiderte dem Grafen Golz, welcher auf Ersuchen Talleyrands die Bitte um Schonung vortrug, offen und ehrlich: „Ich habe beschloßen dass Die brükke gesprenkt wehrden soll und kan Ew. hoch Wohlgebohren nich verhählen dass es mich recht lib seyn wird, wenn Sich der Mußje Talleran vorher druffsetzt, Welches ich Ew. hochgebohren Bitte ihm wissen zu lassen.“ Er sorgte auch dafür, daß die 1806 geraubten Kunstschätze nach Berlin zurückkamen. Hinterdrein kam dann wieder die übelgedankte Großmut der Mächte. Die „Bonapartische Geschichte“ war aus. Ohne weiteres setzte Wellington Ludwig XVIII. wieder ein, gerade als ob Europa für das Haus Bourbon Krieg geführt hätte. Napoleon, im Begriff von Rochefort nach Amerika zu flüchten, sah sich genötigt, als Gefangener sich auf das englische Kriegsschiff „Bellerophon“ zu begeben und ward nach der Felseninsel St. Helena im südlichen Weltmeer gebracht. Dort, in kleinlicher Weise von englischen Wächtern gehütet, starb er am 5. Mai 1821, ein Mann, dessen gewaltige Selbstsucht die Ordnung des europäischen Staatensystems über den Haufen warf, dessen mächtige Persönlichkeit Bewunderung, aber keine Achtung erweckt, ein Mann, den die Vorsehung für Völker und Fürsten zur Gottesgeißel hatte werden lassen.

Der zweite Pariser Frieden, abgeschlossen am 20. Nov. 1815, hätschelte abermals das verzogene Schoßkind Europas und betrog das Land um seinen Lohn nicht, nein um sein gutes Recht, um seine Sicherheit, das Land, an dessen Mark und Blut, ganz abgesehen von den alten Feindseligkeiten, seit 23 Jahren der Vampyr

gesogen. Wollte Europa Ruhe haben, dann mußte das Herz Europas, Deutschland, gesichert werden. Frankreich mußte eingeschränkt werden in die Grenzen, welche ihm nicht Gelegenheit boten, seine Hand zu Raub und Schlag auszustrecken. Deutschland mußte die geraubten Landschaften Elsaß und Lothringen zurückerhalten mit den Schlüsseln Metz, Straßburg, Belfort. Diese gerechte Forderung aller einsichtigen Fürsten, Heerführer, Staatsmänner und Vaterlandsfreunde, welche damals die Franzosen selbst als ganz natürlich empfunden hätten, scheiterte an dem Widerstande Englands und Rußlands. Frankreich erhielt die Grenzen von 1790, auch diese nicht genau; es trat Savoyen und Nizza an Sardinien, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Baiern ab und zahlte im ganzen 700 Millionen Franks Kriegskosten. Zur Sicherung dieser Abmachungen sollten 150000 Mann unter Wellington, darunter 30000 Preußen, die französischen Nordostprovinzen fünf Jahre besetzt halten. Bei dem Friedensschlusse verpflichteten sich die vier Mächte zur Erhaltung des bourbonischen Königtums und der konstitutionellen Verfassung (Charte) in Frankreich, sowie zur gemeinsamen Sorge für die Ruhe Europas.

Schon am 26. Sept. 1815 hatten sich die drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen zur heiligen Allianz verbunden. Sie gelobten im Namen der Dreieinigkeit einander unverbrüchliche Freundschaft und Brüderlichkeit und verhießen ihren Völkern eine wahrhaft väterliche, auf den Grundsätzen des Christentums beruhende Herrschaft.

7. Der Wiener Kongreß.

Seit dem Westfälischen Frieden hatte kein Friedenskongreß eine so allgemeine Bedeutung, als die Zusammenkunft europäischer Fürsten und Staatsmänner in Wien. Abgesehen von dem äußeren Glanz, welchen die persönliche Beteiligung der großen und kleinen Potentaten mit ihrem Gefolge verlieh, verschaffte ihr die hohe Aufgabe der Feststellung eines neuen Rechtszustandes weltgeschichtliche Wichtigkeit. Man erwartete von ihr „nicht alles, aber viel Gutes". Selten sind berechtigte Hoffnungen ärger enttäuscht worden. Die prunkenden Feste stimmten zwar schlecht zu der ziemlich allgemein traurigen Lage, ließen sich aber nicht vermeiden. Weit schlimmer war das Ränkespiel und die Schweifwedelei des nobeln Bettlertums, welches hier vermeintliches Recht und gelegenes Glück suchte. List und Gewandtheit galt hier mehr, als Verdienst und Berechtigung. Den Vorsitz führte Metternich, der für die folgenden Jahrzehnte im Konzert der europäischen Mächte überhaupt den Taktstock schwang; aber die erste Violine strich Talleyrand, der gewesene Bischof, Revolutionär, Bonapartist, augenblicklich Royalist, der Mann mit schlangenglatter Haut und Rede; England vertraten der Tory Castlereagh und Wellington, Rußland Graf Nesselrode. Diesen gegenüber spielten die Vertreter

Preußens Hardenberg und Wilhelm von Humboldt eine untergeordnete Rolle. Stein aber, nur als Berater des Kaisers Alexander erschienen, besaß höchstens einen mittelbaren Einfluß. Unter den Abgesandten der deutschen Mittelstaaten trat Fürst Wrede für Baiern, Linden für Württemberg hervor. Die Kleinstaaten hatten wie in der gefährlichen Zeit von 1803—1806 so auch jetzt in dem ehrlichen, aber für die Vielstaaterei eingenommenen und einnehmenden nassau-weilburgischen Minister Hans von Gagern leider einen geschickten Anwalt.

Von den Umgestaltungen, welche der Kongreß vornahm, betrafen die wichtigsten Preußen und Deutschland. Preußen hatte die größten Opfer gebracht und konnte somit entsprechenden Lohn erwarten, einerseits hinsichtlich seiner Stellung in Deutschland, anderseits in territorialer Beziehung. Aber weder das eine noch das andre ward ihm zuteil. Österreich war durchaus nicht gewillt, auf einen Teil seiner jetzt wieder ohne jede Berechtigung in Anspruch genommenen Oberhoheit in Deutschland zum Besten desselben und zu Gunsten Preußens zu verzichten, sondern bediente sich gerne der Unterstützung Frankreichs und Englands zur Niederhaltung des Nebenbuhlers. Die Haltung des Inselreichs, mit seiner sonstigen Politik gegen Preußen wenig vereinbar, erklärt sich aus dem Plane des hannoverschen Ministers, Grafen Münster, als Gegengewicht gegen Preußens Macht im Nordwesten Deutschlands ein starkes Welfenreich ins Leben zu rufen. Rußland stand noch freundlich zu Preußen, aber nicht in reinen Absichten, sondern aus selbstsüchtigen Gründen. Es hoffte den größten Teil des ehemaligen Königreichs Polen, auch die Städte Danzig und Thorn, zu erhalten und unterstützte deshalb den Anspruch Preußens auf Sachsen. Hätte Preußen diese Forderung unverzüglich erhoben oder praktisch durchgeführt, ehe über die Rheinbundfürsten zu Gericht gesessen ward, die Großmächte würden schwerlich dagegen Einspruch erhoben haben; aber Hardenberg versäumte den rechten Augenblick und Friedrich Wilhelm selbst entschloß sich zu langsam zu entscheidender That. Nachdem man den kleinen Rheinbündlern Gnade für Recht hatte angedeihen lassen, lag allerdings kein rechter Grund mehr vor, den immerhin ehrenhafter handelnden König von Sachsen härter als jene zu behandeln. In geheimem Vertrage verständigten sich der Czar und Friedrich Wilhelm am 6. Nov. 1814 zu gegenseitiger Unterstützung in den beiderseitigen Absichten auf Sachsen und Polen. Als aber zwei Tage darauf der Generalgouverneur von Sachsen, Fürst Repnin, den Übergang der Verwaltung des Landes an Preußen verkündete, erhob nicht nur Sachsen, sondern die übrigen Mächte Widerspruch. Obwohl Rußland und Preußen selbst sich kurz danach über die polnische Frage entzweiten, verschärfte sich der Gegensatz der drei übrigen Mächte gegen diese so sehr, daß sie am 3. Jan. 1815 ein Sonderbündnis schlossen, d. h. den Krieg gegen ihre seitherigen Bundesgenossen planten. Zum Äußersten kam es glücklicherweise nicht, weil England davor zurückschreckte und die beiden bedrohten Staaten ihr Zerwürfnis am 10. Febr.

1815 ausglichen. Rußland gab Thorn, Friedrich Wilhelm Leipzig auf. Während ersteres das Herzogtum Warschau erhielt, bekam Preußen von Polen nur wieder Posen, Danzig und Thorn, von Sachsen die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte (368 Quadratmeilen), das schwedische Vorpommern — Dänemark, welches dieses für Norwegen erhalten hatte, empfing dafür Lauenburg, behielt aber auch Schleswig-Holstein —, im Westen gegen einige kleine Abtretungen zu seinem ehemaligen Besitz Kleve, Mörs, Geldern, die Herzogtümer Jülich und Berg, das Nassau-Siegener Land sowie die Gebiete der geistlichen Kurfürsten von Trier und Köln und einige kleinere Herrschaften. Aus dem von der Nahe bis an die holländische Grenze reichenden Gebiete ward eine neue Provinz, die Rheinlande, gebildet. Auch Westfalen erhielt es zurück, dagegen verlor es das durch seine Lage wertvolle Ostfriesland und Hildesheim an Hannover, und ließ Ansbach und Baireuth bei Baiern. Preußen war somit nicht nur im Osten zum Schaden Deutschlands an Land und durch Einbuße der Weichsellinie an Sicherheit geschwächt, sondern überhaupt für Norddeutschland niedergedrückt: 1. durch die Stärkung Hannovers, 2. durch die Zerreißung seines Gebietes in zwei völlig getrennte Stücke. Es hatte weder seine Größe von 1795 noch von 1806 zurückerhalten, aber, ohne daß es die Absicht der mißgünstigen Nebenbuhler wollte, es war ein überwiegend deutscher Staat geworden, es war — wie Görres so treffend sagt — „auf die Warte zwischen Frankreich und Rußland gestellt"; mit dieser Aufgabe, Deutschland nach Osten und Westen zu schützen, war auch seine einstige Stellung vorgezeichnet.

Baiern erhielt zum Ersatz für Tirol die linksrheinische Pfalz, das ehemalige Großherzogtum Würzburg mit Aschaffenburg, nicht aber Mainz, welches an Hessen-Darmstadt kam.

Den eifrigen Bemühungen des Grafen Münster gelang es, das um Hildesheim, Goslar, Lingen und Ostfriesland vergrößerte Hannover zu einem Königreiche zu erheben. Die Niederlande, unter der nassau-oranischen Dynastie gleichfalls in ein Königreich umgestaltet, erhielten das ehemalige Reichsstift Lüttich und einen Teil von Kleve und Obergeldern. Luxemburg wurde als Großherzogtum durch Personalunion demselben Hause zugewendet.

Deutschland selbst wurde, wie der Leiter des „Rheinischen Merkur", Joseph von Görres, sich ausdrückte, „auf dem Kongresse in der Unform ergriffen und festgehalten, zu der es sich im Verlaufe von tausend Jahren entstellt, und sie wurde definitiv zu seiner Form erhoben". Nach dem Wunsche vieler aufrichtig vaterländisch gesinnter Männer, auch Steins und Görres', hätte man Österreich durch Erneuerung des habsburgischen Kaisertums enger dem Gesamtvaterlande verbinden müssen. Aber gerade die schon eingetretene Entfremdung des slavisch-magyarisch-deutschen Staates und die Unmöglichkeit für das wesentlich deutsche Preußen (280000 qkm, 10½ Mill. Einw.),

sich demselben unterzuordnen, brachte den Kaisergedanken zu Fall. Auf Grund eines von dem preußischen Staatsmanne Wilhelm von Humboldt verfaßten Entwurfs kam dann jenes unglückselige, jeder strafferen Fügung entbehrende Mosaik eines Staatenbundes zu stande, dessen Dasein die fünf Großmächte, sowie Spanien, Portugal und Schweden verbürgten (!). Die deutsche Bundesakte, am 10. Juni 1815 unterzeichnet, erwähnt mit keiner Silbe das deutsche Volk, sondern nennt als Zweck des Deutschen Bundes „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Staaten".

Der Bund bestand aus 34 Fürstentümern und 4 freien Städten und umfaßte 11 500 Quadratmeilen = 630 000 qkm mit 46 Mill. Einwohnern, von welchen $^4/_5$ Deutsche, $^1/_5$ Slaven waren. Zu den 34 monarchischen Staaten kam 1817 Hessen-Homburg, dessen Haus 1866 ausstarb; dagegen fiel 1828 Sachsen-Gotha durch Aussterben an Koburg. Österreich und Preußen traten nur mit ihren zum früheren Deutschen Reiche gehörigen Ländern bei, aber auch die Könige von England, Dänemark und der Niederlande waren für ihren deutschen Besitz Mitglieder des Bundes. „Über die gesamte Verbindung wurde die erlauchte Macht des Bundestags zur Hut gesetzt" (Görres), welcher seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte. Unter Österreichs Vorsitz tagten hier im Palais des Fürsten Thurn und Taxis auf der Großen Eschenheimerstraße die Vertreter der 38 (39) Staaten für gewöhnlich im engeren Rate mit 17 Stimmen, in wichtigen Fällen »in pleno«, d. h. als weiterer Rat von 69 Stimmen. Im engeren Rate hatte die beiden Großmächte, die vier anderen Königreiche, Baden, beide Hessen, Holstein und Luxemburg je eine Virilstimme, die anderen im ganzen sieben Kuriatstimmen. Das Stimmenverhältnis lag also sehr ungünstig für die größeren Staaten. Streitigkeiten sollten durch ein Austragsgericht (Austrägalgericht) geschlichtet werden. Artikel 13 stellte in nebelhafte Aussicht, daß in den Einzelstaaten eine landständische Verfassung stattfinden „werde", Art. 16 gewährleistete die Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen, Art. 18 die Freizügigkeit der Unterthanen, Art. 14 sicherte den Mediatisierten ihre Vorrechte, Art. 17 dem Hause Thurn und Taxis sein fahrendes Fürstentum, die Post. Zur Bundesarmee, zehn Armeekorps und eine Reservedivision, zusammen über 300 000 Mann, stellte jeder Staat sein Kontingent. Mainz, Luxemburg, Landau, Ulm, Rastadt waren Bundesfestungen.

Wie aber der Bundestag schon bald nach seinem Aufgange seine Aufgabe erfüllte, das zeigt besser, als alle weitschichtigen Akten, der Spott des Volkes. Trotz aller Censur kolportierte man (1819) in den Rheingegenden ein meisterhaft im Volkston geschriebenes „Frag- und Antwortbuch über Allerlei ꝛc.", welches reißenden Absatz fand. In demselben hieß es z. B. „Was ist denn der Bundestag? — Das ist eine Versammlung von fürstlichen Gesandten und Dienern; wenn

nun dort vom Wohle des deutschen Volkes die Rede ist, geht's immer gar langsam und bedächtig her und geschieht nichts. Es ist wieder die alte Leier und das langsame Wesen, wie vor der Franzosenzeit."

Dieses Gebilde bestand kein Vierteljahrhundert, da warf es der Sturm des Jahres 1848 auseinander; nochmals 1850 zusammengesetzt, hielt es wirklich sechzehn weitere Jahre aus, brach dann aber aus den Fugen.

V. Die Zeit des Deutschen Bundes.

(1815—1866.)

Zeit der Zweiheit und des Strebens nach Einheit und Freiheit.

Die Doppelköpfigkeit des Deutschen Bundes mußte zu Eifersucht und Hader führen, sobald der preußische Aar seine Fittiche zu regen begann zu selbständigem Fluge. Eine große Partei deutscher und außerdeutscher Politiker sprach Preußen das wahre Recht auf die Oberleitung zu. Österreich, das „römische und ungermanische", das „an der Spitze eines ohnmächtigen Bundestages" stand, sollte — wie z. B. die englische Zeitung „Herald" schrieb — endlich die „Prätension aufgeben, eine deutsche Macht zu sein mit einigen Meilen deutschen Gebiets; seine Stärke liegt in der Konsolidierung seines slavischen Elements". Preußen, „protestantisch und national", galt als „Vorstand eines substantiellen Bundes" und ertrug das Übergewicht Österreichs nur mit innerem Widerstreben. Da man die Souveränität der Fürsten gänzlich ungeschmälert gelassen hatte, wäre damals eine starke Centralgewalt auch in Preußens Hand kaum möglich gewesen. Bei dem in fast allen Fürsten der Zeit verkörperten Partikularismus scheint dem jetzigen Beschauer die Errichtung eines einigen, mächtigen Deutschland unter hohenzollernschem Kaisertum in jener Periode kaum durchführbar gewesen zu sein und wenn dies selbst, schwerlich von Segen begleitet. Wäre selbst Österreich ausgeschieden, die Bleibenden würden sich meist gegen eine preußische Hegemonie gesträubt haben, und das Ganze wäre zerfallen. Deutschland war mit einem Worte noch nicht reif für ein konstitutionelles Kaisertum.

Der Aufschwung, welchen das Nationalgefühl in den Jahren der Freiheitskriege genommen, die frohe Hoffnung, welche das deutsche Volk an seinen Sieg über die Fremdherrschaft und die Revolution geknüpft hatte, die Sehnsucht nach Einheit und Freiheit im Inneren, die hohen Gedanken, die schönen Wünsche, sie schwanden mehr und mehr vor der den Atem raubenden Stickluft, welche von Wien ausging. Dem Fürsten Metternich schien der Geist, welcher das Volk zur Erhebung gebracht, die freiheitlichen Bestrebungen, die

sich zuerst nur in bescheidenen Formen regten, anfangs lästig, dann bedenklich, endlich gefahrdrohend. Er wußte bald alle Höfe, bei der ängstlichen Gemütsart Friedrich Wilhelms III. auch allzurasch den preußischen, zu überzeugen von dem bösen Geist, der die Völker durchwehte, dem Geiste der Revolution. Und doch verlangten „unsere der politischen Mündigkeit entgegengereiften Völker" — wie sich ein Vorkämpfer der Volksfreiheit ausdrückte, der Professor Karl von Rotteck in Freiburg — nur „eine Reformation des Staates in Haupt und Gliedern". Je mehr man aber die freiheitlichen Regungen unterdrückte, desto mehr verschärfte sich der Gegensatz zwischen herrschendem System, wie es in der heiligen Allianz gleichsam verkörpert war, und dem gefesselten Zeitgeiste. Der Kampf zwischen „Liberalismus" und „Antiliberalismus", zwischen dem Prinzip der uneingeschränkten, aber mit Schlafrock und Zipfelmütze bekleideten großväterlichen Autokratie und dem „teutschen" Michel im Mantel des französischen Naturphilosophen und Kathederpolitikers, der Kampf um Anteil des Volkes an seiner Regierung zieht sich durch die nächsten Jahrzehnte hin, beeinflußt und genährt von dem Geiste der Revolution in Frankreich. Da die Idee der Nationaleinheit vor dem Machtwort der Souveränität geschwunden war, „leuchtete den Bürgern des teutschen Vaterlands kein anderer Hoffnungsstern mehr als die Weisheit und Gnade der den einzelnen, wie immer zusammengekommenen oder verteilten Haufen, Summen oder Stämmen vorstehenden besonderen Regierungen". Österreich unter Franz I. († 1835) gewährte seinen Völkern gar nichts, als die alten Landstände zur Bewilligung des kaiserlichen Steuerpostulats. Zölle zwischen den einzelnen Kronländern hemmten den Binnenhandel, hohe Eingangszölle schädigten den Außenhandel; die Gewerbe gingen zurück, destomehr blühte der Schmuggel. Alles Geistesleben, auch die Kirche, ward unter strenger Aufsicht gehalten. Die Censur ließ noch weniger geistige Ware passieren als die Maut materielle. Erlaubt war, sich zu vergnügen, und davon machten die „gebildeten Stände" Gebrauch, die Geringeren ahmten es nach.

Der erste Fürst, welcher den Art. 13 der Bundesakte erfüllte, und so den übrigen ein „preiswürdiges Vorbild" gab, war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar (5. Mai 1816). Die schon am 1. Sept. 1814 verkündete landständische Verfassung des Herzogtums Nassau trat erst am 3. März 1818 ins Leben und brachte sofort den Landtag mit der Regierung in erbitterten Streit über die Frage, ob das Kammergut dem Staate oder dem Herrscherhause gehöre. In Württemberg gab der despotische König Friedrich 1815 eine neue Verfassung; aber eine aus dem früher reichsunmittelbaren Adel, dem alten ständischen Beamtentum und Volksmännern, wie dem Dichter L. Uhland, bestehende Opposition forderte die aufgehobene altständische Verfassung zurück und beharrte auch Friedrichs Nachfolger, dem beliebten Wilhelm I. (1816—1864), gegenüber, in dem

zähen Widerstande gegen die octroyierte Verfassung. Erst 1819 kam ein Ausgleich zwischen König und Landtag zu stande. Das Jahr 1818 brachte auch Baiern und Baden ihre Verfassungen. Die weitgehenden Hoffnungen des ersteren auf eine führende Stellung im „Bunde der Mindermächtigen" als rein „teutschen" Staates, wie sie vornehmlich der hochgesinnte Kronprinz Ludwig träumte, sprachen sich aus in der Bezeichnung der 1. Kammer als des Hauses der „Reichsräte". Wie bei den meisten Staaten die scheinbare Bereitwilligkeit zur Erteilung einer Verfassung ihren Grund in der Befürchtung hatte, der Bundestag möchte sich in diese Landesangelegenheit einmischen und so die Souveränitätsrechte verletzen, so war Sorge um die Dynastie der leitende Beweggrund beim Großherzog Karl von Baden (1811—1818). Da seine beiden Söhne frühe starben, mußte die Herrschaft an seinen bejahrten, kinderlosen Oheim Ludwig I. (1818—1830) fallen und dann an den Halbbruder Karls, den Grafen Leopold von Hochberg. Dieser war ein Sohn aus der Ehe Karl Friedrichs, des Vaters von Karl, mit der zur Gräfin erhobenen Freiin von Geyersberg. Baiern bestritt das Erbfolgerecht desselben, um nach dem Aussterben der Zähringer seine Ansprüche auf die rechtsrheinische Pfalz durchsetzen zu können; aber gestützt auf Preußen, verkündete Karl am 4. Okt. 1817 die Erbfolge der Grafen von Hochberg und die Unteilbarkeit des Staates. Mit diesem Erbfolgestreit ward später die rätselhafte Persönlichkeit des für unbeweisbare Vermutungen und verlockende Sensationsromane trefflich geeigneten Kaspar Hauser in Beziehung gesetzt. Hessen-Darmstadt trat in die Reihe der konstitutionellen Staaten erst 1820. „Süddeutschland" durfte — wie Rotteck im Geiste der Liberalen seiner Zeit sagt —, „wofern seine Völker den Geist ihrer Charten verstanden, und wofern die Höflinge und Minister demselben sich zu befreunden vermochten", ob ihrer Errungenschaft „selbst auf das stolze Britannien herabsehen".

Von Weimar abgesehen, blieb Norddeutschland thatsächlich „auffallend, ja fast kläglich zurück". „Die Geburtsstätte und auserlesene Heimat der kirchlichen Reformation" zeigte sich „nur wenig empfänglich für die politische, welche den Charakter des heutigen Tages ausmacht". „Die Wiederherstellung oder Bekräftigung der abgeschmacktesten, den Ansprüchen der Nation und dem Zeitgeist hohnsprechendsten historischen (d. h. früher historisch bestandenen, aber durch die neueste Geschichte bereits getilgten oder rechtsungültig gewordenen) Formen und Gerechtsame sollte für die Verwirklichung des 13. Artikels gelten." Am weitesten, ja bis zur Lächerlichkeit ging in Wiederherstellung des Gewesenen der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen, indem er die zur Zeit des westfälischen Königtums geschehenen Beförderungen rückgängig machte, die damals entlassenen Soldaten wieder zu den Regimentern berief, an den Staat abgetragene Schulden nochmals forderte und absolut weiter regierte, als ob ein anderer Zustand niemals bestanden hätte. Auch in Preußen fand „die Idee einer

echt repräsentativen Verfassung keinen Eingang"; zuerst beliebte man die Methode des Aufschubs; die 1823 eingerichtete Versammlung der „Provinzialstände" befriedigte niemanden; dann begann der Druck von oben. Mit dem Vertrauen auf die Regierungen schwand das allgemeine deutsche Interesse, das Nationalgefühl mehr und mehr. „Der elendeste Egoismus, zu dem man von oben die Veranlassung gegeben hatte, zeigte sich nun auch überall im Volke." So klagt ein treu vaterländischer Mann der Zeit, Joh. Friedr. Böhmer. „Ein Hungerjahr untergrub den letzten Wohlstand des Landmanns; ganz zerstörten ihn die großen Abgaben in den nun folgenden wohlfeilen Zeiten." Unglücklicherweise wirkten mehrere Ereignisse zusammen, um die Regierungen mit finsterem Argwohn zu erfüllen. Die Bestrebungen liberalgesinnter Männer wurden als Jakobinismus verdächtigt. Unvorsichtige Äußerungen einzelner, scharfe Kritiken der freisinnigen Blätter, wie Okens „Isis" und Ludens „Nemesis" galten als Vorboten der Revolution, und an feilen Seelen fehlte es nicht, die willig Schergendienste thaten. So verleumdete schon 1815 der servile preußische Justizrat Schmalz in einer Broschüre „Über politische Vereine" den in trüber Zeit zum Wohle des Vaterlandes mit königlicher Genehmigung gestifteten harmlosen Tugendbund als staatsgefährlich und fand trotz der Verteidigung eines Niebuhr, eines Schleiermacher und vielleicht wegen der eines Görres Glauben. Erbärmliches Denunciantenwesen, klägliche Demagogenriecherei, harte Inquisition und ungerechte Zwingherrschaft bilden die Staffeln der traurigen Leiter, auf welcher die Reaktion emporklomm, um mit derselben zusammenzubrechen.

Wie erklärlich zündete das Feuer der Freiheitsliebe am leichtesten bei der Jugend auf den Hochschulen, vor allem in der allgemeinen deutschen Burschenschaft, welche in Jena 1816 im Gegensatz zu den „in das größte moralische Verderben und in die äußerste Roheit und Gemeinheit versunkenen" (Böhmer 1817) sogen. Landsmannschaften (Korps) auf den Prinzipien der Brüderlichkeit und Gleichheit zur Erziehung charakterfester, vaterländisch gesinnter Männer errichtet wurde und bald an allen Universitäten zahlreichen Anhang fand.

Als nun, von dem Jenenser Hans Ferdinand Maßmann, einem Schüler Jahns, angeregt, 500 Burschenschaftler bei dem Wartburgfeste am 18. Okt. 1817, der Doppel-Gedenkfeier der Leipziger Schlacht und der Reformation, die Verbrennung der Bannbulle durch Luther in jugendlichem Übermute nachahmten, indem sie sogen. „unsaubere", d. h. mißliebige Bücher, wie die Schmalzschen Schriften, den ganz unschuldigen Gendarmeriekodex des Geheimrats Kamptz, Kotzebues deutsche Geschichte, den Code Napoléon, turnfeindliche Veröffentlichungen, dazu einen Ulanenschnürleib, einen Zopf und einen Korporalstock, „die Flügelmänner des Gamaschendienstes" unter studentischem Pereat den Flammen überantworteten, da legte man diesem Studentenstreich eine ganz fremde Absicht und unverdiente Bedeutung unter, man erhob

schwere Anklage und lieh Verdächtigungen um so leichter gläubig Ohr, als in der Burschenschaft, wie besonnene Mitglieder derselben schon von vornherein (1817) erkannten, in der That politisches Parteiwesen Eingang fand. Dem „großen Haufen“ freilich, der in kindlichem Spiel mit altdeutscher Tracht, lang wachsenden Haaren, deutschem Rock, schwarz-rot-goldnen Farben, die wohl von den Lützowern stammten, und Vermeidung französischer Worte die Hauptsache sah, entging das Vorhandensein verdächtiger Verbindungen einzelner und ebenso sehr die daher drohenden Gefahren. Scharfblickende, wie Joh. Friedr. Böhmer, erkannten das Bedenkliche. Schon am 10. März 1817 schrieb er in diesem Sinne seinem Vater: „Alles dieses ist dann, von einer gewissen Seite betrachtet, auch wieder ein Kampf der Illuminaten gegen die Obskuranten, der Anarchie mit der Despotie. Soviel ich begreifen kann, wird dieser noch erstaunlich viel Unheil über Deutschland bringen; denn die Großen wollen nun einmal nicht einsehen, welche Zeit es ist, und der Faktionsgeist nimmt immer mehr überhand.“ Eine wirklich radikal-republikanische Partei sammelte sich unter dem Namen der „schwarzen Brüder“ um den Privatdozenten Karl Follen, zuerst in Gießen, dann in Jena (1818). Indem die Fanatischen unter ihnen, die sogenannten „Unbedingten“, die äußersten Konsequenzen der Rousseauschen Lehre von der Gleichheit zogen, hielten sie zum Besten des Vaterlandes selbst den Meuchelmord für zulässig. Ihr begründeter Haß richtete sich vornehmlich gegen den in Weimar lebenden, zum russischen Staatsrat ernannten Dichter August von Kotzebue, der über die Zustände in Deutschland an den Czaren regelmäßige Berichte einsandte und in seinem „Litterarischen Wochenblatt“ inmitten der Nation, der er selbst angehörte, alles, was nationalen Anstrich hatte, insbesondere die Bestrebungen der Burschenschaftler, mit Spott und Hohn überschüttete. Von seinen Schriften urteilte Aug. von Platen: „Er schmierte, wie man Stiefel schmiert.“ Die allgemeine Abneigung nötigte ihn schließlich, nach Mannheim überzusiedeln. Die Erregung steigerte sich durch eine Denkschrift, welche der rumänische Bojare Stourdza auf Veranlassung des durch eine Verschwörung seiner Gardeoffiziere mißtrauisch gewordenen Czaren Alexander „über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands“, besonders über die gefährlichen Umtriebe auf den deutschen Universitäten verfaßte. Sie war bei Gelegenheit des Kongresses der Monarchen zu Aachen (1818) nur für den Czaren geschrieben, gelangte aber an die Öffentlichkeit.

Da faßte ein schwärmerisch angelegter Jüngling, einer der „Unbedingten“, der Jenenser Student der Theologie Karl Ludwig Sand (geb. 5. Okt. 1795 zu Wunsiedel), den schrecklichen Entschluß, das Vaterland von seinem „Verräter“ zu befreien. Am 23. März 1819 stieß er Kotzebue in seiner Wohnung nieder und richtete dann den Dolch gegen seine eigene Brust. Die Wunde war nicht tödlich. Am 20. Mai 1820 endete der unglückliche Jüngling auf dem Blutgerüste,

überzeugt, eine edle That begangen zu haben. Ein zweites Attentat, ein Mordversuch des Apothekers Löning auf den nassauischen Präsidenten Ibell in Schwalbach (1. Juli 1819) war mißlungen. Was zwei Fanatiker verbrochen, bürdete man der ganzen studierenden Jugend, ja der Nation auf. Eine heillose Verfolgungssucht nahm ihren Anfang. Eine große demokratische Verschwörung schien die Staaten zu bedrohen. Ängstliche Gemüter, wie Generaladjutant Fürst Wittgenstein und Geheimrat Kamptz, nährten besonders in Friedrich Wilhelm III. den Argwohn und veranlaßten die jetzt schnell aufeinanderfolgenden Gewaltmaßregeln.

Im Frühjahre 1819 wurden alle Turnplätze geschlossen, obwohl ein Zusammenhang der Turner mit der That Sands in keiner Weise festzustellen war; Jahn wurde in der Nacht vom 13. auf 14. Juli 1819 auf den unbegründeten Verdacht hin, geheime, hochverräterische Verbindungen unterhalten zu haben, an dem Sterbebett seines Kindes verhaftet, auf die Festung gebracht und jahrelang in Haft gehalten. Das war nur das Vorspiel systematischer Verfolgung. Nachdem Metternich durch persönlichen Besuch den in Teplitz zur Kur weilenden König Friedrich Wilhelm III. zu einer gemeinsamen Bundespolitik der beiden deutschen Großmächte gewonnen hatte, ließ sich Preußen ganz ins Schlepptau Österreichs nehmen. Auf einem Ministerial-Kongreß von zehn deutschen Staaten zu Karlsbad (20. Sept. 1819 Schluß) versuchte man durch Beratung der notwendigen inneren organischen Einrichtung die Beseitigung der gewährten konstitutionellen Verfassungen zu erreichen. Da dieser Plan scheiterte, sicherte man in der Wiener Schlußakte (16. Mai 1820) die absolute Souveränität gegen die landständischen Verfassungen und traf Vorkehrungen für den Fall eines Aufruhrs. Weit schlimmer als diese Beschlüsse waren die Maßnahmen gegen die Preßfreiheit und die Hochschulen. Alle Druckschriften unter zwanzig Bogen wurden der Censur unterworfen, Lehrer und Schüler auf den Universitäten genau überwacht. Welch hochwichtige Dinge die Censur zu beaufsichtigen hatte, beweist der Befehl, das Wort „Protestant“ nicht passieren zu lassen: es heiße „evangelisch“ (1821). In Mainz richtete man eine Centralkommission zur Untersuchung und Aburteilung der sogenannten „demagogischen Umtriebe“ ein. Den preußischen Lehrern ward die „unschickliche deutsche Tracht verboten“. Die Burschenschaft mußte aufgelöst werden. Das bloße Tragen eines schwarz-rot-goldenen Bandes genügte, einen Studenten als Hochverräter auf die Festung zu bringen. Wie mancher hochbegabte, hoffnungsreiche Jüngling ging aber durch den Verdacht der Teilnahme an einer Verschwörung seines ganzen Lebensglücks verlustig! Die Untersuchungskommission entfaltete große Rührigkeit, schrieb ganze Aktenstöße zusammen, verursachte viel Unheil, brachte aber die große Verschwörung nicht an das Tageslicht, weil sie eben nur in der Einbildung der Reaktionäre bestand, und bekannte dies 1822 selbst. Unter

der Rubrik „aktenmäßige Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Teutschland“ veröffentlichte die preußische Staatszeitung eine Anzahl ganz unbedeutender, zumteil lächerlicher Äußerungen von — Gymnasiasten, Handlungslehrlingen und sonstigen jungen Leuten über eine erträumte Wiedergeburt „Teutschlands“; das war freilich ein fürchterliches Verbrechen! Mit Recht klagte Jean Paul Richter im Morgenblatt über „despotische Maifröste“. Der protestantische Theologe, Professor de Wette, ward abgesetzt, weil er in einem Trostbrief an Sands Mutter aussprach, der Unglückliche habe doch das Höchste erreicht, den Tod für eine Idee. Auch Professor Welcker, der mit Rotteck das Staatslexikon herausgab, hatte als Liberaler das gleiche Schicksal. Selbst der treue Ernst Moritz Arndt und Professor Fries in Jena mußten aus ihrem Amt scheiden. Der bloße Schein liberaler Gesinnung brachte die verdientesten Männer in Verdacht. Selbst Humboldt und Beyme wurden vom Ministerium und vom Staatsrat „dispensiert“, d. h. abgesetzt, General Grolmann entlassen. Görres mußte wegen seiner Schrift „Teutschland und die Revolution“ nach Frankreich flüchten. — Aber fast gleichzeitig setzte man einen Mack, der wegen der Kapitulation von Ulm zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden war, wieder in alle seine Würden ein. Mit beißendem Spotte meinte damals Joh. Friedr. Böhmer: „Der kann künftig einmal Anführer der Bundesarmee werden!“ Aug. von Platen packte in bitterem Unmut seine „Habe“ „und was im Busen“ ihm „gedieh“, und zog ins Ausland mit dem Gefühl: „Man kann hienieden Nichts Schlechters als ein Deutscher sein.“ Es gehörte die Geduld des deutschen Michels dazu, den herrschenden Druck zu ertragen und sich mit Uhlands Worten die Hoffnung zu erhalten:

„Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!“

Die edlen Geister flüchteten sich zu Wissenschaft und Kunst. Die Musik erreichte in den Schöpfungen eines K. M. von Weber, eines Franz Schubert und des Titanen Ludwig van Beethoven ihre höchste Blüte. Über die bildende Kunst und die Poesie breitete sich die „mondbeglänzte Zaubernacht“ des Mittelalters. Die ungestillte Sehnsucht nach Einheit fand in der kirchlich und politisch großen Vergangenheit Ersatz für die Gegenwart. An Stelle der Aufklärung trat ein allmählich tiefreligiöser, zumteil mystischer Zug, eine reine Gottesminne. Bei manchen Dichtern und Künstlern erzeugte die Beschäftigung mit Denken, Leben, Sitte, Glauben und Kunst der Voreltern eine unwiderstehliche Hinneigung zur katholischen Kirche; daher erfolgten zahlreiche Konversionen. Vergesse man nicht, daß gerade aus diesen mit Sinnen und Sehnen an der Herrlichkeit des Mittelalters hängenden Kreisen, den sogen. Romantikern, auch die Freiheitsdichter

Heinrich von Kleist und Max von Schenkendorf hervorgegangen waren. Zu ihnen gehörten die Brüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, Ludwig Tieck und Novalis (Friedrich von Hardenberg); auch in Rückert und Uhland lebte der Geist der Romantik, als deren „letzter Ritter" Joseph von Eichendorff gilt. Mag August Graf von Platen in seinem „romantischen Ödipus" in Immermann irrigerweise die Romantiker verspotten, und der unreine Heine sie nicht verstehen, er, der schamlos das Heiligste in den „Kot" seiner schmutzigen Phantasie zu ziehen sich nicht entblödete, so bleibt gleichwohl ihr Verdienst ungeschmälert, daß sie in bildender Kunst wie in der Poesie den Blick auf die Schätze der Vergangenheit lenkten und ihre Hebung und Bergung anregten. Wie der „letzte große Deutsche der alten Zeit", der Reichsfreiherr vom und zum Stein in den »Monumenta Germaniae«, der Sammlung mittelalterlicher, deutscher Geschichtsquellen, ein wahrhaft nationales Unternehmen ins Leben rief, und eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde und Geschichtsforschung begann, so weckten Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim durch „Des Knaben Wunderhorn" das schlafende Dornröschen des deutschen Volksliedes. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm begründeten die deutsche Sprachwissenschaft, Karl Ritter die vergleichende Erdkunde. In Künstlern wie Overbeck, Cornelius und Kennern wie den Gebrüdern Boisserée erstanden der deutschen Kunst Wiedererwecker. Und fürstliche Förderer fand diese an dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und namentlich dem Kronprinzen Ludwig von Baiern.

Inzwischen hatte sich außerhalb Deutschlands fast allenthalben der Freiheitsdrang der Völker in Revolutionen geregt, zuerst in Mittel- und Südamerika gegen die spanische und portugiesische Herrschaft, dann in Spanien, Neapel und Griechenland. Auf die Beratungen und Kongresse zu Troppau (Okt. 1820), Laibach (Jan. 1821) und Verona (1822) folgte das militärische Einschreiten der Österreicher in Neapel, der Franzosen in Spanien. Nur in Griechenland fand die Erhebung des Volkes die Unterstützung der Mächte, zuerst Rußlands, dann Englands und Frankreichs. Wie von den Engländern Lord Byron, von den Schweizern Eynard sich an dem Freiheitskampf der Hellenen beteiligten, so wandten auch viele Deutsche, wie General Normann, von Kitzen und Leipzig her bekannt, der Dichter Wilhelm Müller u. a. denselben ihre Teilnahme zu, die sogen. „Philhellenen". Nachdem die türkische Flotte bei Navarin in die Luft gesprengt (1827, 20. Okt.), Adrianopel durch die Russen besetzt und im Frieden zu Adrianopel (1829) das Mündungsgebiet der Donau an Rußland abgetreten war, sprach die Londoner Konferenz 1830 Griechenland die Unabhängigkeit zu. Ein deutscher Prinz, Otto von Baiern (1832 bis 1862), bestieg den neuen Thron. In Frankreich versuchte Karl X. (1824—1830) vergeblich die wachsende Unzufriedenheit durch einen auswärtigen Krieg, die Eroberung Algiers (1830), zu

bannen. Der Erlaß dreier „Ordonnanzen“ am 25. Juli 1830, welche die Auflösung der erst gewählten Kammer, die Abänderung des Wahlgesetzes und die Aufhebung der Preßfreiheit verfügten, veranlaßte die sogen. „Julirevolution“ (27.—29. Juli 1830), welche den Bourbonen die kaum zurückerhaltene Krone kostete und das Bürgerkönigtum Louis Philipps von Orleans (1830—1848) in kurzes Dasein rief. Der Brand ergriff sofort alle die leichten strohgedeckten Baracken, die das Wiener Baugeschäft errichtet: die südlichen, katholischen Provinzen der Niederlande rissen sich von Holland los und erklärten sich zum freien Königreich Belgien, dessen Thron Prinz Leopold von Sachsen-Koburg bestieg (1831—1865). Den polnischen Aufstand (1830—1832) warfen die Russen, die Erhebungen in Modena, Parma und der Romagna die Österreicher nieder. Aber auch Deutschland ward von den Flammen beleckt. Am 6. Sept. 1830 verjagten die Braunschweiger den durch seine Willkürherrschaft verhaßten Herzog Karl von Braunschweig. In Sachsen, Kurhessen und Hannover errang das Volk durch Unruhen eine Verfassung, die freilich in letzterem Lande der eigenwillige König Ernst August bei seiner Thronbesteigung 1837 ungescheut und trotz des Widerspruchs von sieben Göttinger Professoren (Dahlmann, die beiden Grimm, Gervinus, Albrecht, W. Weber, H. Ewald) wieder aufhob. — Auch in den rheinischen Ländern kam es zu revolutionären Kundgebungen, bei denen mehr Geschrei als Wolle herauskam. Die Demokraten machten ihrem gepreßten Herzen besonders auf Versammlungen in gewaltigen Hetzreden Luft, so namentlich auf dem sogen. Hambacher Fest (27. Mai 1832). Auf der Schloßruine Hambach bei Neustadt a. d. Hardt erhitzten Radikale, wie die Redacteure Siebenpfeifer und Wirth, die Köpfe von Tausenden, brachten aber nichts zuwege, als daß der Bundestag die Karlsbader Beschlüsse nur verschärfte. Als nun gar am 3. April 1833 ein Haufe Verschworener, Studenten aus Gießen, Zeitungsschreiber und Polen, zu dem hirnverbrannten Plan griffen, den Bundestag in Frankfurt zu sprengen, indem sie die von ein paar Soldaten besetzte Hauptwache und die Konstablerwache „erstürmten“ (!), da war es mit der Freiheit erst recht aus. Dem „Frankfurter Putsch“ machte das Frankfurter Bataillon, unterstützt von Preußen aus Mainz, im Nu ein Ende. Aber zur Sicherung des Bundestags erhielt Frankfurt jetzt österreichische, preußische und bairische Garnison. Eine neue, hier eingesetzte „Centraluntersuchungskommission“ begann eine ebenso kleinliche, als widerliche „Demagogenjagd“, welcher auch mancher Wackere ungerechterweise zum Opfer fiel, wie Professor Jordan aus Marburg und eine Menge wohl irregeleiteter, aber an sich ungefährlicher, zumteil unschuldiger Jünglinge. Freilich mochten sie revolutionäre Reden geführt haben, wie denn z. B. Professor Karl Barthel, der in Halle 1824—1827 studierte, selbst erzählt, daß auch unter ihnen, den ganz harmlosen Hanseaten, wohl einmal das Lied gesungen worden sei:

Heinrich von Kleist und Max von Schenkendorf hervorgegangen waren. Zu ihnen gehörten die Brüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, Ludwig Tieck und Novalis (Friedrich von Hardenberg); auch in Rückert und Uhland lebte der Geist der Romantik, als deren „letzter Ritter" Joseph von Eichendorff gilt. Mag August Graf von Platen in seinem „romantischen Ödipus" in Immermann irrigerweise die Romantiker verspotten, und der unreine Heine sie nicht verstehen, er, der schamlos das Heiligste in den „Kot" seiner schmutzigen Phantasie zu ziehen sich nicht entblödete, so bleibt gleichwohl ihr Verdienst ungeschmälert, daß sie in bildender Kunst wie in der Poesie den Blick auf die Schätze der Vergangenheit lenkten und ihre Hebung und Bergung anregten. Wie der „letzte große Deutsche der alten Zeit", der Reichsfreiherr vom und zum Stein in den »Monumenta Germaniae«, der Sammlung mittelalterlicher, deutscher Geschichtsquellen, ein wahrhaft nationales Unternehmen ins Leben rief, und eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde und Geschichtsforschung begann, so weckten Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim durch „Des Knaben Wunderhorn" das schlafende Dornröschen des deutschen Volksliedes. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm begründeten die deutsche Sprachwissenschaft, Karl Ritter die vergleichende Erdkunde. Im Künstlern wie Overbeck, Cornelius und Kennern wie den Gebrüdern Boisserée erstanden der deutschen Kunst Wiedererwecker. Und fürstliche Förderer fand diese an dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und namentlich dem Kronprinzen Ludwig von Baiern.

Inzwischen hatte sich außerhalb Deutschlands fast allenthalben der Freiheitsdrang der Völker in Revolutionen geregt, zuerst in Mittel- und Südamerika gegen die spanische und portugiesische Herrschaft, dann in Spanien, Neapel und Griechenland. Auf die Beratungen und Kongresse zu Troppau (Okt. 1820), Laibach (Jan. 1821) und Verona (1822) folgte das militärische Einschreiten der Österreicher in Neapel, der Franzosen in Spanien. Nur in Griechenland fand die Erhebung des Volkes die Unterstützung der Mächte, zuerst Rußlands, dann Englands und Frankreichs. Wie von den Engländern Lord Byron, von den Schweizern Eynard sich an dem Freiheitskampf der Hellenen beteiligten, so wandten auch viele Deutsche, wie General Normann, von Kitzen und Leipzig her bekannt, der Dichter Wilhelm Müller u. a. denselben ihre Teilnahme zu, die sogen. „Philhellenen". Nachdem die türkische Flotte bei Navarin in die Luft gesprengt (1827, 20. Okt.), Adrianopel durch die Russen besetzt und im Frieden zu Adrianopel (1829) das Mündungsgebiet der Donau an Rußland abgetreten war, sprach die Londoner Konferenz 1830 Griechenland die Unabhängigkeit zu. Ein deutscher Prinz, Otto von Baiern (1832 bis 1862), bestieg den neuen Thron. In Frankreich versuchte Karl X. (1824—1830) vergeblich die wachsende Unzufriedenheit durch einen auswärtigen Krieg, die Eroberung Algiers (1830), zu

bannen. Der Erlaß dreier „Ordonnanzen“ am 25. Juli 1830, welche die Auflösung der erst gewählten Kammer, die Abänderung des Wahlgesetzes und die Aufhebung der Preßfreiheit verfügten, veranlaßte die sogen. „Julirevolution“ (27.—29. Juli 1830), welche den Bourbonen die kaum zurückerhaltene Krone kostete und das Bürgerkönigtum Louis Philipps von Orleans (1830—1848) in kurzes Dasein rief. Der Brand ergriff sofort alle die leichten strohgedeckten Baracken, die das Wiener Baugeschäft errichtet: die südlichen, katholischen Provinzen der Niederlande rissen sich von Holland los und erklärten sich zum freien Königreich Belgien, dessen Thron Prinz Leopold von Sachsen-Koburg bestieg (1831—1865). Den polnischen Aufstand (1830—1832) warfen die Russen, die Erhebungen in Modena, Parma und der Romagna die Österreicher nieder. Aber auch Deutschland ward von den Flammen beleckt. Am 6. Sept. 1830 verjagten die Braunschweiger den durch seine Willkürherrschaft verhaßten Herzog Karl von Braunschweig. In Sachsen, Kurhessen und Hannover errang das Volk durch Unruhen eine Verfassung, die freilich in letzterem Lande der eigenwillige König Ernst August bei seiner Thronbesteigung 1837 ungescheut und trotz des Widerspruchs von sieben Göttinger Professoren (Dahlmann, die beiden Grimm, Gervinus, Albrecht, W. Weber, H. Ewald) wieder aufhob. — Auch in den rheinischen Ländern kam es zu revolutionären Kundgebungen, bei denen mehr Geschrei als Wolle herauskam. Die Demokraten machten ihrem gepreßten Herzen besonders auf Versammlungen in gewaltigen Hetzreden Luft, so namentlich auf dem sogen. Hambacher Fest (27. Mai 1832). Auf der Schloßruine Hambach bei Neustadt a. d. Hardt erhitzten Radikale, wie die Redacteure Siebenpfeifer und Wirth, die Köpfe von Tausenden, brachten aber nichts zuwege, als daß der Bundestag die Karlsbader Beschlüsse nur verschärfte. Als nun gar am 3. April 1833 ein Haufe Verschworener, Studenten aus Gießen, Zeitungsschreiber und Polen, zu dem hirnverbrannten Plan griffen, den Bundestag in Frankfurt zu sprengen, indem sie die von ein paar Soldaten besetzte Hauptwache und die Konstablerwache „erstürmten“ (!), da war es mit der Freiheit erst recht aus. Dem „Frankfurter Putsch“ machte das Frankfurter Bataillon, unterstützt von Preußen aus Mainz, im Nu ein Ende. Aber zur Sicherung des Bundestags erhielt Frankfurt jetzt österreichische, preußische und bairische Garnison. Eine neue, hier eingesetzte „Centraluntersuchungskommission“ begann eine ebenso kleinliche, als widerliche „Demagogenjagd“, welcher auch mancher Wackere ungerechterweise zum Opfer fiel, wie Professor Jordan aus Marburg und eine Menge wohl irregeleiteter, aber an sich ungefährlicher, zumteil unschuldiger Jünglinge. Freilich mochten sie revolutionäre Reden geführt haben, wie denn z. B. Professor Karl Barthel, der in Halle 1824—1827 studierte, selbst erzählt, daß auch unter ihnen, den ganz harmlosen Hanseaten, wohl einmal das Lied gesungen worden sei:

„Eh' wird nicht Angst und Not und Harm
Aus dieser Welt verdrängt,
Bis an dem letzten Pfaffendarm
Der letzte König hängt."

Schön gewiß nicht, aber kaum von allen so schlimm gedacht, als gesagt. „Wir dachten" — sagt Barthel — „uns eigentlich nichts dabei, aber jene aufgeregten Jünglinge in den Burschenschaften haben sich doch wohl mancherlei dabei gedacht. Mir will immer noch nicht zweifelhaft werden, daß ausländische jakobinische Mächte existiert haben, die jene unglücklichen Jünglinge geleitet und zu Extravaganzen verleitet haben ohne ihr Wissen. Daß hier die Anfänge von den revolutionären Bewegungen liegen, welche das tolle Jahr von 1848 herbeigeführt haben und jetzt in der Sozialdemokratie ihre Ausläufer gefunden, will mir nicht aus dem Sinn." Nach dem Vorbilde des von Mazzini gestifteten „Jung Italien" trat in der Schweiz ein „Jung Deutschland" zusammen, ward aber durch den Druck der Mächte verfolgt. Wie schwer büßten erst die, welche in Deutschland selbst auch nur revolutionärer Gesinnungen verdächtig waren! Fritz Reuter, der „am hellen lichten Tage mit den deutschen Farben in Jena umhergegangen", ward zum Tode verurteilt, dann zu 30jähriger Festungshaft begnadigt. „Ut mine Festungstid" schildert die harte Behandlung, welche die Unglücklichen erlitten, besser als ein Geschichtschreiber es vermag. Neue Zusammenkünfte der Monarchen und Minister zu Teplitz bezw. Münchengrätz und Wien stellten die neuen Maßregeln fest, welche der Bundestag zu Beschlüssen erhob, Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen durch Bundesschiedsgerichte, strenge Überwachung der Presse und der Universitäten. Die republikanisch gesinnten Schriftsteller ließen ihrem Groll im Ausland freien Lauf. Es waren vornehmlich die Exjuden Ludwig Börne († 1837 zu Paris) und Heinrich Heine, die von Paris mit wahrhaftem Cynismus den Kampf gegen Glauben und Sittlichkeit, gegen alle Autorität in Staat und Kirche, wie in Sitte und Gesetz führten. Diese und ihre Nachtreter Gutzkow, Mundt, auch Laube, das waren keine „Ritter des Geistes", sondern des „Fleisches", die mit „jungenhafter Naseweisheit und Vorlautigkeit" ihre Reformideeen in die Welt schrieen. Wenn Ludolf Wienbarg sie „das junge Deutschland", also wieder eines, nannte, so meinte man nicht mit Unrecht, sie hätten eher den Namen „die deutschen Jungen" verdient. Einige kamen freilich später zur Besinnung. Nachdem Wolfgang Menzel die ganze Unsittlichkeit und Unchristlichkeit des „Jungen Deutschland" aufgedeckt hatte, verbot der Bundestag diese gefährlichen Schriften. Um nicht ungerecht zu sein, darf man nicht unerwähnt lassen, daß, wie einst in Frankreich, so auch in Deutschland dem Zersetzungsprozeß in volkstümlicher Form, der praktischen Revolution, die Katheder revolution der philosophischen Theorie vorausging. Wenn Hegel den Gedanken zur absoluten Herrschaft erhob,

so machten seine Jünger in weiterer Folgerung ihr Denken zum Alleinherrscher und die Menschheit zum Gott. Auf protestantischer Seite übten Bruno Bauer, David Strauß u. a. an der biblischen Überlieferung zersetzende Kritik, und Schelling war nicht der Mann, den „schlechten antireligiösen" Geist durch seine Philosophie auszutreiben, die „Drachensaat des Hegelschen Pantheismus, der flachen Vielwisserei und der Auflösung häuslicher Zucht" zu vernichten. Allen diesen „Kriegern im Reiche der Intelligenz" waren, wie erklärlich, die Romantiker und noch mehr die „Ultramontanen", wie Görres und sein Kreis in München, ein Greuel. In der katholischen Kirche Deutschlands führten zwei Strömungen traurige Wirren herbei, der Hermesianismus und der Indifferentismus. Als die Lehre des Theologen Hermes, Professors in Münster, dann in Bonn, welche die Vernunft zur Richtschnur des Glaubens machte, nach dessen Tode (1831) von der Kirche verworfen wurde, verweigerte eine Anzahl seiner zahlreichen Schüler — an den Hochschulen waren dreißig Lehrstühle mit Hermesianern besetzt — die Unterwerfung unter den kirchlichen Richtspruch und führte einen ärgerniserregenden Kampf gegen die geistliche Behörde in Köln und in Rom, in welchen auch die preußische Regierung hineingezogen ward. Sie ließ protestantische Theologen darüber urteilen, ob die kirchliche Entscheidung des Erzbischof-Koadjutors von Köln gegen die Hermesianer richtig sei. Man bezeichnete sein Vorgehen gar als „revolutionär". Dieser hatte also eine doppelt schwere Stellung, ebenso wie der als Gegengewicht gegen Hermes nach Bonn berufene Professor Klee. Die Polemik des ersteren ignorierte dieser. Aber sein gläubiger Standpunkt ward zum Ziele des hermesianischen Spottes, wie er auch Ausdruck fand in den Versen:

„Zum Adler Hermes sprach einst Klee, die Taube:
„Wo das Denken aufhört, da beginnt der Glaube." —
„Jawohl," sprach Hermes, „mit dem Unterschied jedoch:
Wo du schon glaubst, da denk' ich noch."

Die Feinde der katholischen Kirche begrüßten selbstverständlich diese und andere Zeichen der Auflehnung einzelner gegen die Kirche als „freie, edle Regungen" und hofften, wie der ebenso zerfahrene, als fahrende Ritter Karl Josias von Bunsen, der preußische Gesandte in Rom, auf „den Bau einer großen unierten Nationalkirche" „unter der Aegide" des Königs von Preußen. Denselben Gedanken, im Grunde nur eine Erneuerung des Febronianischen Staatskirchentums, hatte der seichte Generalvikar von Konstanz, Ignaz Heinrich von Wessenberg, gefaßt. Für die lutherische und reformierte Kirche Preußens war durch königlichen Willen schon 1817 in der Union eine Einigkeit verfügt worden, welche die ihrer Konfession treu Ergebenen aufs tiefste verletzte. Die Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche war in Baiern durch Konkordat, die Einteilung der „oberrheinischen Kirchenprovinz" durch die Circumskriptionsbullen

von 1821, die Neuordnung der Hierarchie in Preußen durch die Bulle »De salute animarum« 1821 erfolgt. Für die Dotierung der Bistümer war Frist gegeben bis 1833; die Regierung, von übeln Beratern geleitet, hielt nicht Wort. Aber nicht zufrieden mit dem Einfluß, welcher dem Staat bei der Bischofswahl, bei der Anstellung der Geistlichen, bei dem Unterricht gesichert war, benutzte man gern sich darbietende Gelegenheiten, auch in rein kirchliche Dinge sich einzumischen. Daher unterstützte man z. B. die „würdigen Pfarrer" Schlesiens, welche ohne Erlaubnis des Fürstbischofs sich willkürlich Änderungen in der Gottesdienstordnung erlaubten, gegen „die Reaktion des rigoristischen Romanismus". Als eine königliche Verfügung anordnete, daß auch die katholischen Soldaten an dem protestantischen Militärgottesdienst teilzunehmen hätten, bemächtigte sich der westfälischen Soldaten eine furchtbare Erregung, welche sich bis zu offenem Widerstand steigerte. Man sah also hier von der Kirchenparade ab; bei den Rheinländern war sie nicht angeordnet worden. Wie eine Äußerung des Generals Rochus von Rochow beweist, traute man, ganz unberechtigterweise, den rheinländischen Truppen nicht und witterte überall noch Franzosen. Gerade das Mißtrauen und manche daraus entspringende Maßregeln konnten nicht dazu beitragen, den Altpreußen im Rheinlande rascher Sympathieen zu schaffen. Der Rheinländer, nur gewohnt die leichte Herrschaft des Krummstabs, die freiere Presse, die freiere Selbstverwaltung, ertrug widerwillig die straffe Zucht des Militarismus und die staatliche Bevormundung auf kirchlichem Gebiete. Die preußische Regierung konnte keinen schwereren Fehler begehen, als trotz des selbst von dem gehässigen Bunsen zugestandenen Entgegenkommens der Kurie mit derselben einen hellen Konflikt heraufzubeschwören, den Kölner Kirchenstreit. Der böse Geist, der hier seine Hand im Spiel gehabt, ist Bunsen gewesen. Handhabe aber für ihre Haltung fand die Regierung in dem kirchlichen Indifferentismus Schlesiens. Streitpunkt war die Frage der gemischten Ehen. Die Bedeutung derselben verlangt eine besondere Klarstellung. Das Preußische Landrecht von 1794 bestimmte, daß in gemischten Ehen „bis nach zurückgelegtem 14. Jahre die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter aber in dem Glaubensbekenntnis der Mutter unterrichtet" werden sollen. Zur „Beschützung des evangelischen Glaubens" ordnete Friedrich Wilhelm III. im Widerspruch mit dem Justizminister am 21. Nov. 1803 an, daß eheliche Kinder in Zukunft jedesmal in der Religion des Vaters zu erziehen seien. Diese Deklaration dehnte eine Kabinettsordre vom 17. Aug. 1825 auch auf die Rheinprovinz und Westfalen aus, mit dem ausdrücklichen Verbote, vor der Trauung gemischter Ehen die katholische Kindererziehung zu fordern und unter Berufung auf die in den östlichen Provinzen in diesem Punkte kirchlich geübte milde Praxis. In der That hatte dort der Indifferentismus zur Außerachtlassung der ganz unzweifelhaften kirchlichen Bestimmungen eine Nachgiebigkeit gegen die Staatsgewalt

bewiesen, die jetzt anderswo gebüßt werden mußte. Man gestattete in Breslau wirklich die Trauung bei Mischehen ohne Forderung der katholischen Kindererziehung. Ja, in grober Pflichtverletzung erteilte man trotz der entgegenstehenden kanonischen Klauseln Dispens in verbotenen Graden bei Mischehen, mit der ganz eigenmächtigen Auslegung der bestehenden Bestimmungen, unter der einfachen Auflage für den katholischen Teil, „das Wohl der katholischen Religion, soweit es die bürgerlichen Gesetze zulassen, zu fördern". Die bedingungslose Einsegnung in Schlesien war 1. nicht allgemein üblich, sondern Ausnahme bei gewissenlosen Pfarrern; 2. sie war unter allen Umständen ein den kirchlichen Satzungen durchaus zuwiderlaufender Mißbrauch. Der Fürstbischof von Breslau, Emmanuel von Schimonsky, beging ein dreifaches Unrecht: 1. daß er einen schweren Mißbrauch duldete, 2. die Staatsregierung durch pflichtwidrige Nachgiebigkeit und charakterlose Fügsamkeit in ihrer Haltung bestärkte, 3. auch den Erzbischof von Köln, den Grafen Spiegel von Desenberg, der sich am 15. Nov. 1825 über die in Breslau herrschende Gewohnheit erkundigte, durch die ebenso erbärmliche als falsche Belehrung zu gleicher Pflichtverletzung verführte. Man hat über den schwachen Spiegel den Stab gebrochen; seine Haltung erscheint in weit milderem Lichte, wenn man sein redliches Streben und die Breslauer Unterweisung berücksichtigt. Jetzt ging die Saat des josephinischen Staatskirchentums auf. Die Breslauer Praxis hat sich zweifellos eingeschlichen aus dem österreichischen Teile Schlesiens, wo das Toleranzedikt Josephs die ausdrückliche Bedingung katholischer Kindererziehung aufgehoben und angeordnet hatte, daß „die Kinder nach dem Geschlechte des Vaters oder der Mutter in der einen oder der andern Religion erzogen" werden sollen, es sei denn, daß der nichtkatholische Teil freiwillig die katholische Kindererziehung zugestehe. Diesem Zusatz entsprach die Bestimmung des Preußischen Landrechts, nach welcher bei Übereinstimmung der Eltern über die Religion der Kinder niemand ein Einspruchsrecht zustand. Und damit waren die Breslauer schon zufrieden. Spiegel aber glaubte sein Gewissen salviert zu haben. Als nun am 25. März 1830 Papst Pius VIII. das Breve »Litteris altero abhinc« an die vier rheinisch-westfälischen Bischöfe richtete, welches weitgehende Zugeständnisse, wie selbst Bunsen bekennt, „die besten Ausdrücke enthielt, die je (von Rom) erlangt werden konnten", das aber doch die Einsegnung einer Mischehe von den drei alten Bedingungen: 1. der ungehinderten Religionsübung des katholischen Teiles, 2. der katholischen Kindererziehung, 3. der ausschließlichen Einsegnung durch den katholischen Geistlichen abhängig machte: legte die Regierung das Schreiben ad acta und versuchte durch Verhandlungen mit der Kurie, dann auf krummem Wege zum Ziele zu kommen. Sie bewog den Erzbischof Ferdinand August Spiegel zu der „geheimen Konvention" vom 19. Juni 1834, in welcher von der Verpflichtung der katholischen Kindererziehung abgesehen war. Die Bischöfe von Münster,

Paderborn und Trier traten dieser Konvention bei. Als nach dem baldigen Tode Spiegels der Münsterer Weihbischof Clemens August Droste zu Vischering (1. Dez. 1835), auf den erzbischöflichen Stuhl gewählt wurde, stellte die Regierung an ihn die Anfrage, „ob er die zur Ausführung des päpstlichen Breves vom 25. März 1830 hinsichtlich der gemischten Ehen" von seinem Vorgänger „vorgeschlagene, von des Königs Majestät genehmigte Einigung vom 19. Juni 1834" „annehmen und ausführen wolle". Der Minister bezeichnete dabei diese, dem Weihbischofe unbekannte Abmachung als in Gemäßheit des päpstlichen Breves abgeschlossen. In gutem Glauben gab derselbe daher die Erklärung ab, „daß er sich wohl hüten werde, jene, gemäß dem Breve vom Papste Pius VIII. darüber getroffene und in den benannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden werde". Sobald er erkannte, daß die geheime Konvention im Widerspruche mit dem Breve stehe, stellte er sich ohne Zögern auf den allein zulässigen Boden des letzteren und hielt trotz aller Vorstellungen und Drohungen fest. Da beschritt die Regierung, auf den Rat Bunsens, den Weg der Gewalt und ließ den Erzbischof am 20. Nov. 1837 verhaften und nach Minden abführen unter der völlig ungerechten Beschuldigung, derselbe habe „sein Wort gebrochen", seine ganze Handlungsweise hänge mit dem feindseligen Einflusse zweier revolutionären Parteien zusammen. Die Gewaltmaßregel rief eine gewaltige Erregung im Volke hervor. Die öffentliche Meinung fällte trotz aller Rechtfertigungen das Verdammungsurteil über dieselbe. Gregor XVI. ließ sich durch die Gleisnerei des unehrlichen Diplomaten nicht bethören und öffnete durch eine Allokution der Welt die Augen über das ganze Truggewebe, dessen Urheber, J. Bunsen, am 1. April 1838 abberufen und zur Erholung nach England auf Urlaub geschickt ward. Die Bischöfe von Münster und Paderborn widerriefen ihre Zustimmung zur Konvention. Es half nichts, daß eine Kabinettsordre vom 30. Jan. 1838 die Frage der gemischten Ehen auf Grund des Landrechts entschied. Der Streit ging weiter. Der Erzbischof von Posen-Gnesen, Martin von Dunin, ward wegen des Verbots, Mischehen ohne Erfüllung der kirchlichen Bedingungen einzusegnen, vom Posener Oberlandesgericht verurteilt und, da er, die staatliche Suspension nicht achtend, sein Amt weiter ausübte, am 20. Okt. nach Kolberg abgeführt. Milderungen der Haft, welche der König verfügte, bewiesen, daß der ganze von allen Besonnenen mißbilligte Schritt der Regierung auf üble Berater zurückzuführen war.

Als Friedrich Wilhelm III., von seinem Volke betrauert, am 7. Juni 1840 starb, war es eine der ersten Handlungen des Königs Friedrich Wilhelm IV., daß er den schon im April 1839 aus Minden entlassenen Kölner Erzbischof, wenn er auch um seines Vaters willen

seine Rückkehr nicht genehmigen konnte, in seiner Ehre voll und ganz wiederherstellte, indem er an denselben in einem offenen Schreiben versicherte, „daß nirgends der geringste gegründete Anlaß zu dem Verdachte sich findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch-revolutionärer Umtriebe oder wissentlicher Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgten, gemißbraucht hätten". Der ganze Streit endete mit einer völligen Niederlage des Staates. Dem Nachfolger Clemens Augusts, Johannes von Geissel, ward eine freie Behandlung der gemischten Ehen nach katholischen Grundsätzen zugesichert. — Auch die politisch Verurteilten erhielten Amnestie, Arndt ward in sein Lehramt wieder eingesetzt, Jahn empfing das eiserne Kreuz. Und als am 6. Sept. 1842 der Grundstein zum Ausbau des Kölner Domes gelegt ward, da sprach der König die Hoffnung aus, daß er das Sinnbild deutscher Einigkeit und Kraft sein werde, daß seine Pforten „für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden!" „Alles Arge, Unrechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe ferne von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Konfessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte!"

Mit der Einigkeit und Einheit sah es einstweilen traurig aus. Die illuminierten Landkarten, die angestrichenen Schlagbäume gaben ein farbiges Bild des deutschen „Buntes". Die Gesinnungen des Volkes konnte man freilich nicht willkürlich färben. Hier war noch Einheit vorhanden. Und doch verglich der Franzose de Pradt Deutschland einer Menagerie, deren Insassen sich nur durch das Gitter ansehen. Das traf namentlich in merkantilischer Hinsicht zu. Vergeblich hatte schon 1819 Frankfurt a. M. mit Bezug auf den 19. Artikel der Bundesakte um freien Verkehr gebeten. Vergeblich bemühte man sich bei den undankbaren Holländern die freie Rheinschiffahrt bis ins Meer durchzusetzen. Die Mynheers deuteten hartnäckig die Worte des ersten Pariser Friedens jusqu' à la mer als bis ans Meer. Da geschah für die wirtschaftliche Einigung Deutschlands ein wichtiger Schritt vorwärts durch die Gründung des Zollvereins. Fast gleichzeitig schlossen Baiern und Württemberg einen süddeutschen Handelsverein und Preußen mit Hessen-Darmstadt einen norddeutschen Handelsvertrag (1828). Eine dritte Gruppe hätte der geplante mitteldeutsche Verein, Sachsen, Kurhessen und die thüringischen Staaten gebildet. Der preußische Finanzminister von Motz bot alles auf, diesen zu sprengen. Seinem Nachfolger Maaßen gelang dies durch die Vereinigung des preußisch-hessischen Vereins mit dem süddeutschen zum „Deutschen Zollverein", der mit dem 1. Jan. 1834 ins Leben trat und bald 21 Staaten mit einem Gebiet von 8250 Quadratmeilen und mit 25 Millionen Einwohnern umfaßte. Es war ein

Jubel, als in der Neujahrsnacht von 1833/34 um Mitternacht die Schlagbäume gehoben wurden, wie wenn es jetzt erst den Brüdern vergönnt wäre, sich die Hand zu reichen. Die Führung des wirtschaftlich geeinten Deutschland hatte Preußen. Auf derselben Bahn fortschreitend, knüpfte es später durch das Zollparlament die grollenden linksmainischen Brüder enger an sich.

Die unmittelbare Wohlthat des freien Verkehrs empfanden Handel und Gewerbe. Eine völlige Umgestaltung der Kulturverhältnisse aber übte kurz darauf die Verwendung des Dampfes als bewegender Kraft. Nachdem im Jahre 1835 der erste Schienenweg zwischen Nürnberg und Fürth gelegt war, folgten 1837 und 1838 die Linien Leipzig-Dresden, Berlin-Potsdam und die Taunusbahn. Die Schienen der Eisenbahnen umspannten allmählich die deutschen Länder wie ein Netz und hielten die politisch getrennten Staaten zusammen. Nicht mit Unrecht bezeichnete sie der Dichter K. Becker als „Hochzeitsbänder“ und „Trauungsringe“ und sah mit poetischen Augen die prosaischen Eisenbahnaktien als „Wechsel“ an, „ausgestellt auf Deutschlands Einheit“. Die Eisenbahnen beförderten die Annäherung und den Ausgleich der Gegensätze, welche in Mundart, Sitte, Tracht zwischen den verschiedenen Stämmen, zwischen Stadt und Land bestehen; sie leisteten der Demokratisierung der Gesellschaft und der Ausbreitung des praktischen Materialismus Vorschub. Auf rein materiellem Gebiete wirkten sie mehr segensreich als nachteilig durch Verbesserung des ganzen Lebens in Nahrung, Kleidung, Wohnung, selbst in Heizung und Beleuchtung, und damit wesentlich auf die Hebung der sanitären Verhältnisse; sie gleichen Mangel und Überfluß an Nahrungsmitteln und infolge davon die Produktenpreise aus, steigern die Produktion durch Erweiterung der Absatzkreise nach Menge, Art und Güte, und heben die Großindustrie mächtig. Aber durch die sich gleichzeitig hebende Maschinenarbeit tritt Überproduktion ein; der Arbeiter sinkt zu einem mechanischen Werkzeuge herab und gerät in Abhängigkeit vom Kapital. In kritischen Zeiten tritt Stillstand der Arbeit, Entlassung der Arbeiter, damit Not derselben ein und die Veranlassung zu Unruhen. Solche Krisen ereigneten sich 1815, 1825, 1836—39, 1847, 1857, 1866, 1873, also etwa alle zehn Jahre. Werden die Erzeugnisse der Landwirtschaft und der Gewerbe rascher auf den Weltmarkt gebracht, so verbreitet rasche Beförderung auch die Ideeen, gesunde und ungesunde, zerstörende wie erhaltende Kräfte, geistige Nahrung und geistiges Gift schneller. Im friedlichen Wettstreite wie im Kriege bringen die modernen Verkehrsmittel die Völker schneller an einander und beschleunigen die Entscheidung.

Lebhafte Aufregung erhielt das Nationalgefühl, als im Jahre 1841 unter dem Einflusse des Ministers Thiers die Franzosen von neuer Kriegsstimmung gegen Preußen erfaßt wurden. Man nahm es an der Seine übel auf, daß dieser Staat sich im Kriege des Sultans Mahmud II. gegen den aufständischen Vizekönig Mehemed

Ali von Ägypten mit den vier übrigen Großmächten auf des ersteren Seite stellte. Das französische Volk bedarf von Zeit zu Zeit eines belebenden Elixiers, mehr noch eine zweifelhafte Dynastie. Gleicher Befriedigung nationalen Lustgefühls diente auch die Heimholung der Überreste Napoleons I. von Helena (1840, 15. Dez.). Kühne Gedanken von „Rheingrenze" und „nach Berlin" wurden laut. Aber sie erhielten kräftige Antwort, freilich mehr poetisch, als politisch. Was aller Herzen empfanden, das sprach Nikolaus Becker in seinem „Rheinlied" aus:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein."

In jenen Tagen entstand auch „Die Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger.

Die Hoffnungen, welche das preußische Volk auf den König bezüglich der Verfassung setzten, blieben unerfüllt. Zahllose Flugschriften, die auf die konstitutionelle Verfassung drängten, verstimmten den Monarchen. Der Verfasser der „Vier Fragen von einem Ostpreußen", Dr. H. Jacoby, wurde wegen Hochverrats angeklagt. Nachdem im Jahre 1842 die Ausschüsse der Provinziallandtage in Berlin getagt hatten, berief der König durch Patent vom 3. Febr. 1847 die Stände der acht Provinzen als „vereinigten Landtag" nach der Hauptstadt. Die Versammlung, welche in eine „Herrenkurie" und eine „Ständekurie" zerfiel, konnte kaum als volle Landesvertretung gelten, zumal ihre Befugnisse außerordentlicher Beschränkung unterlagen. Volle Enttäuschung aber bewirkte die Äußerung Friedrich Wilhelms: „Kein Blatt Papier soll sich zwischen den Herrgott im Himmel und mein Land als eine zweite Vorsehung drängen." Bei den Verhandlungen selbst forderte sogleich die Oppositionspartei, Georg von Vincke, Alfred von Auerswald, Graf von Schwerin, aus bürgerlichen Kreisen des Rheinlandes Beckerath, Hansemann, Camphausen u. a., gestützt auf den „Rechtsboden", die versprochene Repräsentativ-Verfassung und lehnte die Anträge auf Übernahme einer Staatsgarantie für Rentenbanken zur Erleichterung der Ablösung bäuerlicher Lasten und auf eine Geldanleihe zum Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Königsberg ab. Trotz dieses wenig erfreulichen Endes bedeutete doch der erste Landtag einen Fortschritt, wie der Prinz Wilhelm von Preußen in der Schlußsitzung der beratenden Verfassungskommission vorhergesagt: „Ein neues Preußen bildet sich, das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehren und Ruhm geworden ist!" Wie immer, so sprach auch jetzt politische Sehnsucht sich in Dichtungen aus. Heinrich Hoffmann von Fallersleben veröffentlichte 1840 seine „unpolitischen Lieder", Franz Dingelstedt 1841 die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters";

Georg Herwegh griff 1842 in den „Gedichten eines Lebendigen“ das Metternichsche System an, und Robert Prutz geißelte in seiner Komödie „Politische Wochenstube“ mit beißendem Spott Zustände und Personen seiner Zeit. In milderer Tonart sangen Zedlitz und Lenau. Aber bei den „Spaziergängen des Wiener Poeten“ ließ Anastasius Grün, Graf Auersperg, viel Elend und Mißstand schauen. Zeitungen und Flugblätter verkündeten die Forderungen der Liberalen. Am thätigsten waren die Radikalen.

Die schon herrschende Aufregung steigerte sich durch die 1846 auftauchende schleswig-holsteinische Frage, welche sich bald zur deutschen erweiterte und erst mit dieser ihre Lösung fand.

Gleichzeitig mit der politischen Bewegung ging sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Kirche Preußens ein Zug der Aufregung und Auflehnung einher. Friedrich Wilhelm IV., selbst ein tief gläubiges Gemüt, wollte der mehr und mehr um sich greifenden Entfremdung vom christlichen Glauben, wie sie durch die Hegelianer bewirkt ward, einen Damm entgegensetzen. Aber gegen den deshalb von ihm zum Kultusminister berufenen Geheimrat Eichhorn (1840) und den Berliner Professor Hengstenberg, als Vertreter des strengen Festhaltens an Christentum und Kirche, erhob sich unter den freigesinnten Pastoren, namentlich bei den Junghegelianern zu Halle, ein gewaltiger Sturm. Nach der Entfernung des revolutionären Dr. Ruge sammelten sich um den Prediger Uhlich in Pömmelte (im Magdeburgischen) die Rationalisten als „Lichtfreunde“. Auf der ersten Versammlung derselben zu Köthen (15. Mai 1844) schwur Prof. Wislicenus von Halle das lutherische Glaubensbekenntnis förmlich ab, und bei der Synode zu Magdeburg zeigten sich von achtzehn anwesenden Geistlichen nur drei noch als gläubig. Ähnlich demonstrierten die Neuerer in Königsberg, Breslau, zu Halle u. s. w. Die Generalsynode verwarf (1846) mit Stimmenmehrheit die Verpflichtung der Geistlichen auf die alten Glaubensbekenntnisse. Ihr Beschluß fand bei Eichhorn keine Billigung. Das Einzige, was gestattet werden konnte, war der Austritt aus der Landeskirche und die Bildung „freier Gemeinden“ (1847), ein Recht, von dem ein Teil der Neuerer Gebrauch machte.

Mit Jubel begrüßten die protestantischen Rationalisten die gleichen Bestrebungen in der katholischen Kirche und reichten den eben zur Welt gekommenen Deutschkatholiken freudig die Bruderhand. Anlaß zur Stiftung dieser Sekte gab die von Bischof Arnoldi verfügte Ausstellung des hl. Rocks in Trier (19. Aug. 1844) und die dadurch entstehende Wallfahrt, nach dem Urteil Wolfgang Menzels „die großartigste Volksversammlung, welche jemals in Europa vorkam“. Die Schmähschriften des wegen unwürdigen Benehmens entlassenen katholischen Geistlichen Johannes Ronge aus Schlesien und seine Missionen im Dienste des politischen Radikalismus erregten große Aufregung, blieben aber ohne nachhaltige Wirkung, ebenso wie die von dem heiratssüchtigen Pfarrer Czerski von Schneidmühl (in Posen)

gestiftete und anfänglich sogar von der Regierung begünstigte deutsch-katholische Bewegung. Politische Umsturzgelüste bedienten sich schon der Religion als Vorwand zu Unruhen, als Prinz Johann von Sachsen am 12. Aug. 1845 nach Leipzig kam. Unschuldige kamen bei dem Skandal ums Leben, und der deutsch-katholische Volkstribun Robert Blum erntete den Ruhm des weisen Ruhestifters.

Bereits gärte es allerorten: In der Schweiz machte der politisch-religiöse Radikalismus 1844 Revolution und führte dann Krieg gegen die katholischen Kantone, welche sich zum „Sonderbund" vereint hatten (1847). Diese erste Schilderhebung des revolutionären Geistes, hier wie anderwärts von dem englischen Minister Palmerston, „Lord Feuerbrand", gefördert, erfüllte alle Freunde der Ordnung mit gerechter Besorgnis. „In der Schweiz handelt's sich für uns, für die Großmächte" — schrieb am 4. Dez. 1847 Friedrich Wilhelm IV. — „ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar nicht um die Frage, ob die Verfassung von 15 von diesen und jenen gefährdet oder falsch interpretiert wird, gar nicht um Verhütung des Bürgerkrieges an sich, sondern allein darum: ob die Seuche des Radikalismus, d. h. einer Sekte, welche wissentlich vom Christentum, von Gott, von jedem Rechte, das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Sekte die Herrschaft in der Schweiz durch Mord, Blut und Thränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht." Der Sieg dieser wachsenden Partei, welche schon ganz unzweideutig die Prinzipien des sozialen Kommunismus in die That umsetzte, „wird", wie der König mit nur zu richtigem Blicke vorhersieht, „einen mächtigen Herd des Verderbens für Teutschland, Italien, Frankreich abgeben, einen Herd der Ansteckung, dessen Wirkung unberechenbar und erschrecklich sein wird". — Auch in Österreichisch-Polen kam es schon 1845 zu einer Erhebung, welche die Aufhebung der Freiheit Krakaus nach sich zog, in Italien schien in Papst Pius IX. ein Apostel der Freiheit den päpstlichen Stuhl bestiegen zu haben. In deutschen Städten benutzten die Wühler die Teuerung im Winter des Jahres 1846/47 zu „Brotkrawallen". — In Baiern mußte das „ultramontane" Ministerium Abel weichen, als dasselbe die von König Ludwig I. verlangte Standeserhöhung der spanischen Tänzerin Lola Montez ablehnte. Zwischen Parteien, die sich namentlich an der Universität zu München für und wider diese bildeten, kam es zu Reibereien und unter dem Eindrucke der Pariser Februarrevolution zu bedenklichen Unruhen, die mit der Entfernung der schamlosen „Gräfin Landsfeld" und der Abdankung ihres königlichen Gönners endeten. Das monarchische Prinzip hatte damit eine schwere Schädigung erlitten.

In Baden wühlten die Abgeordneten von Itzstein und Hecker, und am 5. Febr. 1848 beantragte der Buchhändler Bassermann von Mannheim in der Kammer Einrichtung eines deutschen Parlaments, eine Forderung, die jetzt zum Losungswort aller Radikalen

ward. Was der Antragsteller damals aussprach: „Der Weltfriede steht auf zwei Augen. An der Seine wie an der Donau neigen sich die Tage", traf überraschend schnell ein: Am 21. Febr. 1848 brach in Paris die Revolution aus, das Zeichen zur Erhebung für die deutschen Republikaner. Diese standen in Verbindung mit den französischen und schweizerischen Umstürzlern und betrieben, durch Zuzug von Freischaren unterstützt, den Aufstand. Von Furcht ergriffen, gaben die Regierungen meist den stürmischen Forderungen von Preßfreiheit, Schwurgerichten, Volksbewaffnung und Parlament nach. Allenthalben traten liberale Ministerien, die sogen. Märzministerien, an die Spitze. Metternich schied infolge eines Aufruhrs am 13. März mit der Erklärung, es sei ihm kein Opfer, zum Wohle des Vaterlandes die Leitung desselben anderen zu überlassen. Sogar den Bundestag wandelten jetzt freiheitliche Regungen an. Er gestattete Einführung der Preßfreiheit, erhob die verpönten Farben Schwarz-Rot-Gold als deutsche Farben und ordnete am 10. März die Entsendung von siebenzehn „Vertrauensmännern" aus den Einzelstaaten an. Die Märzerrungenschaften befriedigten den einmal gereizten Appetit nicht. Nachdem einundfünfzig Liberale und Radikale auf einer Versammlung zu Heidelberg (5. März) die Einberufung der Ständemitglieder der Einzelstaaten nach Frankfurt a. M. auf den 30. März als „Vorparlament" beschlossen, und die Bundesregierungen zur Reform des Bundes einen Kongreß nach Dresden schon in Aussicht genommen hatten, schien die Frage der allgemeinen Volksvertretung in geordneter Weise zur Erledigung zu kommen. Aber ehe noch das Vorparlament zusammentrat, war der Radikalismus dem Liberalismus über den Kopf gewachsen und zu offener Empörung übergegangen.

An demselben Tage, an welchem der erste Aufstand in Wien Metternichs Rücktritt erpreßte (13. März), begannen auch in Berlin die Unruhen, die sich bis zu dem ganz grund- und zielloſen Zeughausſturme vom 18. März steigerten. Der Aufruhr war von den internationalen Aufwieglern so sicher vorbereitet, daß, wie König Friedrich Wilhelm IV. selbst mitteilt, die Häupter der Bewegung in Paris, Karlsruhe, Mannheim und Bern am 18. März laut sagten: „Heute fällt Berlin"; es waren „namentlich Hecker, Herwegh und viele andere von der Schuftenschaft". Der ganze Aufstand entbehrte jeglichen Grundes. Nachweislich strömte seit Februar massenhaftes Gesindel der schlimmsten Sorte nach Berlin und hielt sich zumteil verborgen, nicht nur Süddeutsche, besonders Mannheimer, sondern Polen, der „Abschaum der Franzosen" (galériens), „auch sehr truppierte Leute, angeblich Milaneser Grafen, Kaufherren u. s. w." Alles war „systematisch zur infamsten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet". „Es waren Steine zum Steinigen meiner treuen Soldaten", berichtet der König weiter, „in allen Häusern vom eigentlichen Berlin, von Kölln, von der Neu- und Friedrichsstadt u. s. w. gesammelt. Man hat dieselben lange anfahren sehen, wie auch Rasenstücke, um als

Brustwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte sich dieses sonderbare Bedürfnis nach Stein und Rasen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptstraßen alle Böden in Verbindung gesetzt, um von den Dachfenstern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüssen und Steinwürfen verfolgen zu können." Der König hatte schon den General von Radowitz nach Wien geschickt, um mit Österreich gemeinsam eine Reform des Deutschen Bundes zu beraten. Der Wiener Aufstand vernichtete den Zweck der Sendung. Aber Friedrich Wilhelm IV. berief den gesamten vereinigten Landtag auf den 17. April und sprach in einer Proklamation am 18. März seine Zustimmung zu den liberalen und nationalen Forderungen in unzweideutiger Weise aus, indem er verlangte: Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, eine allgemeine deutsche Wehrverfassung, eine einheitliche Leitung des Bundesheeres, die Aufhebung der Zollschranken, Einführung von Maß-, Münz-, Gewicht-Einheit, gleiches deutsches Handelsrecht. Der allgemeine Jubel nahm ein jähes Ende, als bei der Dank-Demonstration der Bürger vor dem königlichen Schlosse die Aufwiegler den Ruf „Fort mit dem Militär" erhoben und, als zwei, wahrscheinlich von ihnen selbst abgegebene, blinde Schüsse fielen, den einmal ausgemachten Aufruhr in Scene setzten. Unter dem Gebrülle „Verrat!" griff man zu den Waffen, errichtete in den Straßen, besonders in der dem Schlosse naheliegenden Königsstraße Barrikaden und eröffnete den Kampf, bei dem etwa dreihundert Empörer, meist Fremde, fielen. Unzeitige Milde bestimmte den König, die siegreichen Truppen zurückzuziehen und sogar aus der Stadt zu entfernen. Diese Maßregel überlieferte Berlin der Willkür. Der Prinz von Preußen, den die Partei der Unordnung ebenso haßte, wie fürchtete, sah sich zur Flucht nach England genötigt; sein Palast entging als „Nationaleigentum" der ihm zugedachten Plünderung. Durch ein neues, liberales Ministerium bewies der König weiter seine Schwäche; die Demütigungen, welche er durch Entblößen seines Hauptes vor den Leichen der gefallenen Hochverräter und seinen Ritt durch die Stadt auf sich nahm, die neue Verheißung in der Proklamation vom 21. März „Preußen geht fortan in Deutschland auf", vermochten nicht, das erschütterte Ansehen des Königtums in Preußen und Deutschland wiederherzustellen. Wie leicht man der ganzen Bewegung hätte Herr werden können, bewies die rasche Niederwerfung des von Mieroslawski geleiteten Aufstandes in Posen. Trotz des Zusammentretens des Landtags und wiederholten Wechsels der Ministerien dauerten die Unruhen in der Hauptstadt fort, hauptsächlich unterhalten von den beschäftigungslosen Arbeitern, denen man in der Bewilligung von Arbeit für den Staat wieder verkehrte Nachgiebigkeit bewies. Die „Bassermannschen Gestalten", Katilinarier wüstester Sorte, wie sie der Abgeordnete Bassermann im Deutschen Parlament zeichnete, hielten den ruhigen Bürger im Schrecken und verübten gegen Personen und Eigentum allerlei Ausschreitungen. Nachdem

sie am 14. Juni das Zeughaus gestürmt hatten, mußte auch der Langmütigste die Geduld verlieren. Am 7. Juli kehrten die Truppen zurück. In der Nationalversammlung schlossen sich die Elemente der Ordnung fester aneinander, traten kräftiger auf. Aus den Provinzen erscholl der Ruf nach ernstlichen Maßnahmen gegen die Unordnung. Die Besiegung des Wiener Aufruhrs durch Windischgrätz und Jellachich gab endlich auch der preußischen Regierung Mut zurück. Unter dem Grafen Brandenburg suchte man ein konservatives „Ministerium der That". Man wollte „energisch mit der Revolution brechen". Als am 8. November ein königlicher Erlaß die Verlegung der Nationalversammlung aus der Hauptstadt nach Brandenburg anordnete, und die radikale Mehrheit durch den Antrag der Steuerverweigerung (15. Nov.) die Zurücknahme des Erlasses zu ertrotzen versuchte, löste der König die Versammlung auf (5. Dez.). Am 10. Nov. rückte General Wrangel in die Hauptstadt ein und stellte bei den „lieben" Berlinern rasch die Ordnung wieder her. Darauf gab Friedrich Wilhelm eine den konstitutionell-liberalen Forderungen entsprechende Verfassung, welche 1850 ihre Bestätigung erhielt. Nach derselben stehen dem Staatsoberhaupte, dem König, zwei Kammern zur Seite, das Herrenhaus, gebildet aus (269 Mitgliedern) den Prinzen des Königshauses, Standesherren, Vertretern der Kirche und der Hochschulen, hervorragenden Männern aller Stände, den Bürgermeistern der bedeutendsten Städte, und das Haus der (433) Abgeordneten, welche durch mittelbare Wahl zur Vertretung des Volkes von diesem aufgestellt werden. Nach den direkten Steuern sind die Urwähler in drei Klassen geteilt; jede Klasse wählt Wahlmänner, diese wählen den Abgeordneten. Beide Häuser wirken mit bei der Gesetzgebung durch Beratung und Beschluß über die von dem Ministerium eingebrachten Vorlagen, bei der Feststellung des Staatshaushalts, der Steuerbewilligung, bei Anleihen, der Prüfung der Finanzverwaltung, dem Abschluß von Staatsverträgen; sie nehmen Bittgesuche entgegen, bringen Beschwerden vor, stellen Anträge und besprechen herrschende Mißstände. Die Übereinstimmung des Königs und der beiden Häuser erhebt einen Gesetzesvorschlag zum Gesetz.

Der Sturm hatte für Preußen ausgetobt, aber auch wie ein rauher Märzwind die Knospen und Blüten, die der frühe Frühling hervorgelockt, im Froste zerstört.

Unterdessen hatte nach den vom Bundestag genehmigten Beschlüssen des Vorparlaments ein Ausschuß von siebzehn Männern den von Dahlmann ausgearbeiteten Verfassungsentwurf für das Reich veröffentlicht. Forderte derselbe auch ein erbliches Kaisertum mit Oberhaus und Unterhaus, so ließ er doch gerade die wichtigste Frage, das Verhältnis zu Österreich, außer Erörterung und fand weder bei den Fürsten noch bei dem Volke Anklang. Nur Prinz Wilhelm von Preußen sah in ihm eine „großartige Erscheinung". Die ganze Einheitsbewegung entbehrte jetzt einer Grundlage und mußte im Sande verlaufen.

Schon die maßvollen Beschlüsse des Vorparlaments brachten die wahren Absichten eines großen Teiles der Freiheitsmänner ans Licht. Die badischen Radikalen Hecker und Struve trennten sich von der Versammlung und erregten in der Hoffnung auf Unterstützung der französischen und schweizer Revolutionäre einen Aufruhr zur Gründung einer Republik. Als der Führer der gegen die Empörer gesandten Bundestruppen, der General Friedrich von Gagern, um Blutvergießen zu vermeiden, bei Kandern (20. April) eine Unterredung mit Hecker suchte, ward er meuchlings erschossen. Die Freischaren aber wurden mit leichter Mühe zersprengt. Ihre Führer Hecker, Struve, Herwegh machten sich aus dem Staube. So war vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung der Putsch in Baden unterdrückt.

Nachdem auf Anordnung des Bundestags die Wahlen stattgefunden hatten, begann das Parlament am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. seine Beratungen. Der Versammlung von 586 Mitgliedern gehörten die patriotischsten und edelsten Männer Deutschlands an, zugleich eine Auslese von „Gelehrten" (Dahlmann, Jak. Grimm, Uhland, Arndt, Jahn, Mittermayer, Droysen, Waitz, Mathy, Beckerath, v. Vincke, Schmerling, Giskra u. s. w.). Aber es herrschte zuviel Theorie, zu wenig Klarheit über die Ziele und die Mittel. Das zeigte die Spaltung in mehrere Parteien, die wieder in einzelne Gruppen zerfielen. Während die Linke (im „Deutschen Hof" und im „Donnersberg" tagend), zu welcher neben gemäßigten Demokraten wie Vischer und Uhland auch Urrepublikaner wie Vogt, Blum, Ruge zählten, die Schöpfung einer Republik im Auge hatten, hielten Centrum und Rechte an der Monarchie fest, aber ersteres in liberalem, letztere in konservativem Sinne. Die Rechte, vertreten besonders durch Radowitz, Fürst Lichnowsky, Lasaulx, Döllinger u. a., forderte „Vereinbarung" der Verfassung mit den Regierungen. Im Centrum war der rechte Flügel, das „Kasino", am stärksten (Arndt, Dahlmann, Grimm, Simson, Welcker u. s. w., „die Professoren"), schwächer der linke; beide stimmten in der Forderung der Unterordnung der Regierungen unter die zu schaffende Centralgewalt überein; aber dieser verlangte unbedingte Unterordnung der Einzelstaaten, jener hoffte dieselben durch Verhandlung zu gewinnen. Der Präsident Heinrich von Gagern hatte trotz seiner Umsicht und Gewandtheit, seines würdevollen Benehmens und seiner Redegabe einen schweren Stand. Nach langen, unnötigen Debatten über die provisorische Centralgewalt that Gagern am 24. Juni den „kühnen Griff", indem er die Nationalversammlung aufforderte, „die Centralgewalt selbst zu schaffen". Am 29. Juni wählte die Mehrheit den seit dem österreichischen Kriege von 1809 bekannten und beliebten alten Erzherzog Johann zum Reichsverweser. Der Bundestag erkannte ihn an und überließ ihm seine Gewalt. Der unendliche Jubel, der den Reichsverweser begrüßte, hatte wenig Berechtigung. Zwar gesellte er sich alsbald ein Reichsministerium zu, in dem der Hamburger

Rechtsanwalt Heckscher das Auswärtige, der Österreicher Schmerling das Innere, der preußische General Peucker das Kriegsministerium, Beckerath die Finanzen, der Badenser von Mohl die Justiz, der Bürgermeister Duckwitz von Bremen Handel und Marine übernahm. Aber er besaß keine reelle Macht, namentlich die Großen zur Anerkennung seiner Verfügungen zu bringen. Die Mittel zu einer Reichsflotte schoß Preußen vor; Österreich hielt den Beutel fest zu. Die Truppen huldigten nur in den kleineren Staaten. Die Souveränität fehlte, weil das Parlament vergessen hatte, „daß es noch Fürsten in Deutschland giebt". Daß die fremden Mächte die Existenz der Centralgewalt ignorierten, bewiesen sie beim Waffenstillstand von Malmö, den man Preußen abrang. Als das Parlament auf Dahlmanns Betreiben in Entrüstung die „Sistierung" des Abkommens mit geringer Stimmenmehrheit beschloß, trat das Reichsministerium zurück. Die Linke, welche das Parlament seither nach dem Vorbilde der französischen Nationalversammlung von 1789 mit der wertlosen Feststellung der „Grundrechte des deutschen Volkes" beschäftigt hatte, war es vornehmlich, die, aus Haß gegen Preußen und um Unruhen zu erregen, jene Opposition gegen den Waffenstillstand unterstützt hatte. Da Dahlmann sich außer stande erklären mußte, ein neues Ministerium aus der Majorität zu bilden, kam schließlich am 16. Sept. nach erregten Verhandlungen der Waffenstillstand doch zur Annahme. Das alte Ministerium kehrte wieder. Die Centralgewalt aber hatte durch die Anerkennung des Vorgehens eines Einzelstaates sich eine starke Blöße gegeben. Was am 9. Sept. die von K. Bernhardi, K. Jürgens und Friedrich Löw herausgegebenen „Flugblätter aus der deutschen Nationalversammlung" aussprachen: „Der Tag, an welchem die Nationalversammlung über den Waffenstillstand von Malmö beschließt, entscheidet das Schicksal Deutschlands", das trifft vollkommen zu. Das Ansehen der Nationalversammlung war dahin.

Über eine am 17. Sept. abgehaltene Volksversammlung wehte gleichsam schon die „rote Blutfahne" der Anarchie. Als in derselben der Antrag gestellt ward, in einer Adresse das Parlament zur Wahrung der Rechte und der Ehre des Volkes aufzufordern, erscholl bereits der Ruf: „Keine Adresse! Handeln! Barrikaden!" Einige Redner suchten das Volk zu bestimmen, das Parlament zu sprengen, vor die Häuser und Leiber der Vaterlandsverräter zu rücken und die Linke als Regierung einzusetzen. In der That mußten am folgenden Tage österreichische und preußische Truppen die Nationalversammlung gegen den Pöbel schützen, der in die Paulskirche eindringen wollte, und am Nachmittage die Barrikaden säubern. In der Nacht endete der Straßenkampf mit dem vollständigsten Siege der Gewalten des Gesetzes und der Ordnung. Wie viel war von der Ehre Deutschlands gesprochen — sie wurde geschändet durch diesen blutigen und ohnmächtigen, von Scheußlichkeiten und Barbareien begleiteten Aufstand, ohne daß die Urheber und Teilnehmer auch nur rechten Mut gezeigt hätten —

durch diesen Versuch, die deutsche Nation mit einem Konvente und Konventsgreueln nach dem Muster von 1793 zu beglücken, wozu indes namentlich das Genie und die Todesverachtung der französischen Konventsmänner sich nicht finden wollten, wozu nur verwilderte Rotten, nur die Schlächter sich fanden, wie die gräßliche Ermordung Auerswalds und Lichnowskys zeigte — „Rotten und Kannibalen, verwildert und entmenscht durch mehrmonatliche Anstachelungen, durch die schändlichsten aller Grundsätze und Lehren, durch die abscheulichsten Lügen und Verleumdungen." Wem der 18. Sept. in Frankfurt, „die damit zusammenhängenden Erscheinungen in weitem Umkreise, der (erneute) Einfall Struves mit welschen Banditenscharen im badischen Oberland die Augen nicht geöffnet" hatten, der war „am Geistesauge unheilbar erblindet".

Die konservativen Elemente sahen ein, daß es jetzt gelte, die Ordnung in Deutschland durch Begründung der Einheit zu sichern und somit vor allem die Verfassung festzustellen. Nachdem endlich die leidigen Grundrechte im Oktober zur Annahme gekommen waren, freilich ohne daß sie in den Einzelstaaten durchweg Anerkennung fanden, wandte man sich dieser wichtigsten Frage zu, die aber sofort zur Machtfrage zwischen Österreich und Preußen ward. Während der Oktoberrevolution in Wien beriet die Nationalversammlung, ob der zu schaffende Bundesstaat das ehemalige Kaiserhaus oder Preußen zum Träger der Centralgewalt erhalten sollte. In dem ersteren Falle würde, wenn Österreich demnächst durch eine Gesamtstaatsverfassung (7. März 1849 durch das Ministerium Felix Schwarzenberg) zu einem Einheitsstaat umgestaltet, mit seiner ganzen Macht eingetreten wäre, das Interesse der außerdeutschen Länder bald mit dem Deutschlands in Kollision geraten sein. In dem letzteren Falle war das Ausscheiden des Hauses Habsburg aus dem Reiche unausbleiblich, da sich dasselbe nicht gebeugt haben würde unter das kleinere Preußen. Als Gagern an Schmerlings Stelle in das Ministerium trat und Eduard Simson aus Königsberg den Vorsitz in der Nationalversammlung übernahm, gewann bald die Partei der sogen. „Kleindeutschen", d. h. der Vertreter eines deutschen Bundes unter preußischer Leitung mit Zulassung einer Union mit Österreich, die Oberhand über die „Großdeutschen", die an Österreich festhielten. Aber das Erbkaisertum fiel, und Preußens Vorschlag zur Gründung des engeren Bundes scheiterte am Widerstande Österreichs, welches ein „Direktorium" unter österreichischem Vorsitz und ein „Staatenhaus" forderte. Unter dem übeln Eindruck dieser Schwarzenbergischen Anträge trat eine Wandelung der Stimmung ein. Nach hitzigem Redekampf erhielt am 27. März 1849 das „Erbkaisertum" freilich mit suspensivem „Veto" wieder eine schwache Mehrheit; ein „Staaten-" und ein „Volkshaus" sollte dem Oberhaupte als Reichstag zur Seite stehen. Am 28. März 1849 wählten von 538 Abgeordneten 290 den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen

„Kaiser der Deutschen“. Glockengeläute und Kanonendonner verkündeten der alten Reichs- und Krönungsstadt, daß Deutschland wieder geeint sei unter einem Haupte. Eine Deputation unter Führung Simsons begab sich nach Berlin, um dem Gewählten am 3. April 1849 die Krone anzutragen. Friedrich Wilhelm schlug sie aus, da er ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte keine Entschließung fassen könne. Er wollte, wie er sich in Privatbriefen unumwunden aussprach, mit ehrfurchtsvoller Treue an dem alten Vorrechte des Erzhauses festhaltend, nicht das Haupt eines „Rumpfes“ sein. Nach vergeblichen Verhandlungen mit der Nationalversammlung über eine Abänderung der Verfassung, die nur 28 deutsche Regierungen aus Angst vor Aufruhr annahmen, und mit den übrigen Königreichen über die Verfassung lehnte der König definitiv ab (21. April) und löste das preußische Abgeordnetenhaus auf, weil es an der Reichsverfassung festhielt. Österreich, gegen welches sich Venedig und Ungarn erhoben, die Piemontesen einen Angriff machten, hatte seine Abgeordneten abberufen. Da es gar nicht imstande war, damals in Deutschland seine Macht zur Geltung zu bringen, wäre Anerkennung der Reichsverfassung und Annahme der Leitung durch den preußischen König ohne Zweifel für Deutschland ein Segen gewesen. Friedrich Wilhelm aber ließ sich durch nichts bewegen und bemerkte am 26. April dem Abgeordneten Beckerath, er sei „kein großer Regent“ wie Friedrich d. Gr., eine Kaiserkrone könne nur auf dem Schlachtfelde gewonnen werden. Die Ablehnung versetzte die Nationalversammlung in die übelste Lage. Ohne daß sie es wollte, geriet sie in Gegensatz zu den Regierungen und gab durch das Festhalten an der Reichsverfassung den radikalen Elementen im Volke willkommenen Vorwand zu neuen Unruhen. Von den für die Verfassung eintretenden „Märzvereinen“ geschürt, schlugen in Sachsen, in der Rheinpfalz und in Baden wieder die Flammen offenen Aufruhrs empor. Die königliche Familie mußte am 4. Mai aus Dresden flüchten. In Baden vertrieb der Abfall der Truppen den Großherzog aus dem Lande. Dagegen wiesen die treuen Hessen die Freischärler bei Heppenheim zurück. Die Nationalversammlung beging den schweren Fehler, nach Gagerns Rat die volkstümlichen Bewegungen für die Reichsverfassung in Schutz zu nehmen und das Einschreiten Preußens in Sachsen als Bruch des Reichsfriedens zu tadeln. Am 15. Mai stellte sie wirklich die Rheinpfalz in ihren Schutz. Tags zuvor hatte Preußen seine Abgeordneten abberufen. Nachdem schon am 10. Mai Gagern infolge seines Antrags aus dem Ministerium geschieden war, erklärte das Parlament das neue Ministerium Grävell, ein reines Strohmannkabinett, für eine „Beleidigung der Versammlung“ und beschloß am 19. Mai die Einsetzung eines (republikanischen) Reichsstatthalters. Der Austritt der Kaiserpartei überlieferte der Linken das „Rumpfparlament“, welches seinen Sitz nach Stuttgart (6. Juni) verlegte und eine „Reichsregentschaft“ von

fünf Erzrepublikanern ernannte. Deren Herrschaft machte das württembergische Ministerium Römer durch Militär ein rasches Ende (18. Juni). So jammervoll endete die Versammlung, „das neu eröffnete Maifeld der deutschen Nation", das mit solcher Begeisterung und solchen Hoffnungen, solchem Stolze und solcher Freude begrüßt worden war, ohne jegliches Resultat. Die Aufstände in der Rheinpfalz und Baden unterdrückte der Prinz von Preußen durch die Gefechte bei Kirchheim-Bolanden (14. Juni), Wagheusel (21. Juni) und am Bildstöckl bei Kuppenheim (29. Juni) und stellte so die Ordnung wieder her. Rastatt ergab sich; die Rädelsführer des Aufstandes entflohen oder büßten ihre Schuld mit dem Tode. Der Dichter Gottfried Kinkel entkam mit Hilfe seines Freundes Karl Schurz aus Spandau.

Im Herbste desselben Jahres warf auch Österreich die Aufstände nieder. Am 13. Aug. streckte die Honvedarmee unter Görgey bei Vilagos vor den Russen die Waffen. Paskiewitsch schrieb an Kaiser Nikolaus: „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majestät." Schon am 6. Aug. schloß Viktor Emanuel II. von Sardinien, der, nachdem sein Vater Karl Albert infolge der durch Radetzki erlittenen Niederlagen bei Custozza (25. Juli 1848) und Novara (23. März 1849) die Krone niedergelegt, den Thron bestiegen hatte, Frieden mit Österreich und gab Lombardien und Venetien preis. Die Lagunenstadt verteidigte sich zwar unter dem Diktator Manin einen Monat lang, mußte sich aber am 22. Aug. ergeben. Im Kirchenstaat stellten die Österreicher die Ordnung her; in Rom selbst rückten Franzosen ein und warfen die Republikaner nieder.

Verschaffte die Niederwerfung der Revolution in Deutschland Preußen die Hegemonie, so hatte es auch thatsächlich bewiesen, daß es ihm ernst war mit der Herstellung der Einheit, indem es am 26. Mai 1849 mit Sachsen und Hannover das Dreikönigsbündnis schloß und bis zum 23. Aug. desselben Jahres die übrigen Staaten außer Österreich, Baiern und Württemberg für ein engeres Bündnis, die Union, gewann. Gegen diese leider zu matten Einigungsbestrebungen arbeitete das erstarkte Österreich unter Schwarzenbergs Leitung nun mit allen Mitteln und errang den ersten Sieg durch Vereinbarung des „Interim" mit Preußen, welches die provisorische Centralgewalt aus den Händen des Reichsverwesers in seine und Preußens Hände brachte (Sept. 1849). Die in Gotha zusammengetretenen Mitglieder der erbkaiserlichen Partei hatten die Union empfohlen. Jetzt geriet sie schon in Verdacht, und Österreich versetzte ihr den zweiten Schlag dadurch, daß es zwischen Sachsen, Hannover, Baiern und Württemberg das Vierkönigsbündnis stiftete (27. Febr. 1850). Dessenungeachtet berief der „Verwaltungsrat der Union" das „Parlament der Union", ein Staaten- und ein Volkshaus, zur Feststellung der Verfassung auf den 20. März 1850 nach Erfurt. Hannover und Sachsen beschickten dasselbe nicht. Der preußische Kommissar von Radowitz, der eifrigste Vorkämpfer der Einheit, brachte

den Verfassungsentwurf ein, der auch Annahme fand. Am 29. April ward die Sitzung vertagt. Jetzt führte Österreich den dritten Schlag gegen die Union. Als Preußen zum endlichen Abschluß des Bündnisvertrags einen Fürstentag nach Berlin (9.—16. Mai 1850) berief, lud Österreich gleichzeitig die Bevollmächtigten von deutschen Regierungen als „Plenum des Deutschen Bundestags“ wieder nach Frankfurt ein. Der Fürstentag schloß mit einer schwungvollen Rede des Königs, das „Plenum“ mit der Ansage des „engeren Rates“ auf den 1. Sept. Und dieser trat nach einem vergeblichen Versuch, Preußen durch ein neues Interim zur Aufgabe der Union zu bestimmen, freilich nur mit elf Stimmen, wieder zusammen. Deutschland hatte jetzt zwei Centralgewalten und so recht doch keine, die sterbende Union und den wieder auflebenden Bundestag; denn aus jener waren bereits beide Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Lippe-Schaumburg ausgetreten; gegen dessen Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage und des kurhessischen Verfassungskampfes erhob Preußen, im September und Oktober von Radowitz geleitet, Einspruch. Die Entscheidung schien auf die Spitze des Schwertes gestellt.

Als nämlich der kurhessische Landtag nach Ablehnung einer von dem verhaßten Minister Hassenpflug geforderten, ungesetzlichen Steuer aufgehoben wurde, und der Minister die provisorische Forterhebung der Steuern ohne vorherige Feststellung des Staatshaushalts anordnete, verweigerten selbst die Beamten ihre Mitwirkung zur Durchführung des Befehls. Als auch die Verhängung des Belagerungszustandes (7. Sept.) den passiven Widerstand nicht brach, begab sich der Kurfürst samt dem „Hessenfluch“ am 13. Sept. nach Wilhelmsthal bei Hanau und rief die Unterstützung des Bundestages an, der gerne die Gelegenheit ergriff, wieder seine richterliche Thätigkeit auszuüben. Alle Vorstellungen der Behörden scheiterten an der Hartnäckigkeit des Kurfürsten. Als er den Offizieren die Frage stellte, ob sie zur Vollziehung der angeordneten Maßregeln unbedingten Gehorsam leisten wollten, nahmen alle bis auf wenige den Abschied. Da beschloß der Bundestag, obwohl der Verfassungsstreit in Kurhessen noch vor das Schiedsgericht der Union gehörte, und Preußen deshalb mit Fug protestierte, Bundesexekution. Diese durfte Friedrich Wilhelm, wenn anders er an der Union festhielt, nicht zulassen; anderseits sträubte sich sein legitimes Gemüt ebensosehr gegen einen Krieg mit Österreich, wie gegen eine Förderung scheinbar revolutionären Widerstandes. Da nun auch Kaiser Nikolaus von Rußland die „hessische Revolution“ aufs entschiedenste mißbilligte, suchte er durch Entsendung des Grafen Brandenburg nach Warschau (15. Okt.) die Zustimmung Rußlands zu einer vorgeschlagenen Neugestaltung des Deutschen Bundes auf Grund der Gleichberechtigung von Preußen und Österreich sowie zu einer Entscheidung der hessischen und schleswig-holsteinischen Frage durch beide deutsche Großstaaten zu erreichen. Aber schon am 11. Okt. hatten die Könige von Baiern und Württemberg

dem Kaiser Franz Joseph von Österreich in Bregenz am Bodensee unbedingte Heeresfolge zugesagt. Während die preußischen Truppen auf Betreiben des zum Minister des Auswärtigen ernannten, thatkräftigen Radowitz unter dem Grafen von der Gröben in Kurhessen einrückten, und Prinz Wilhelm im Verein mit Pourtalès, Bunsen und Camphausen den König zur That mahnte, arbeitete Brandenburg, durch die Verhandlungen mit dem Zaren und dem im Gefolge Franz Josephs gleichfalls in Warschau erschienenen Minister Schwarzenberg bewogen, von dort aus wie nach seiner Rückkunft in Berlin gegen den Krieg und für den Verzicht auf die Union unter der von Schwarzenberg bereits zugesagten Bedingung, daß freie Konferenzen die Bundesreform erledigen sollten. Als in diesem Sinne sich im allgemeinen auch der Ministerrat (2. Nov.) aussprach, nahm Radowitz seine Entlassung und ward ersetzt durch den hochkonservativen Freiherrn Otto von Manteuffel. Graf Brandenburg erkrankte infolge der Überanstrengung und Aufregung und verschied schon am 6. Nov.

Alles Entgegenkommens ungeachtet, nahm Österreich, welches an Rußland einen starken Rückhalt besaß, eine so drohende Haltung an, daß Preußen schließlich doch zur Freude des Volkes zur Mobilmachung sich entschloß, in der Besorgnis vor Verwickelungen mit Rußland aber mit Österreich weiter verhandelte und langsam den Rückzug antrat. Gröben erhielt den Befehl, sich nach der Etappenstraße in Hessen zurückzuziehen. Dabei kam es mit den bairischen Exekutionstruppen, die unter Thurn und Taxis am 1. Nov. gleichfalls in Hessen eingerückt waren, zu dem Vorpostengefecht von Bronzell bei Hersfeld (8. Nov.), bei welchem glücklicherweise nur fünf österreichische Jäger und der Trompeterschimmel des preußischen 10. Husarenregiments zu Schaden kamen. Am 15. Nov. löste Preußen die Union auf und gab schließlich trotz aller Mahnungen der festen Geister, zu denen namentlich Prinz Wilhelm gehörte, trotz der Rüstung Frankreichs und der Kraft verheißenden Reden des Königs, dem Drucke Österreichs nach, unter dem Einfluß Rußlands und der Vermittelung der Königin Elisabeth und der Erzherzogin Sophie. In Olmütz fügte sich Manteuffel im wesentlichen den Forderungen Schwarzenbergs, dessen Absicht dahin ging, Preußen erst zu erniedrigen (avilir), dann zu vernichten, und erklärte damit die Unterwerfung Preußens: Es ließ die Bundesexekution in Hessen und Schleswig-Holstein zu und rüstete ab. Die Kurhessen wurden durch Strafeinquartierungen von bairischen Truppen, die dafür den Hohnnamen „Strafbaiern“ einernteten, zum Gehorsam gebracht. Als Manteuffel am 3. Dez. in der preußischen Kammer noch guten Mutes äußerte: „Der Starke tritt wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem anderen Wege er es erreichen kann“, erhob sich ein Sturm der Entrüstung durch das ganze Land. Der Tag von Olmütz galt seitdem als ein Unglückstag, wie der von Jena. Auf den „freien“ Konferenzen zu Dresden (am 23. Dez. eröffnet) führte Schwarzenberg das Wort.

Österreich erreichte nicht die Aufnahme seiner außerdeutschen Länder in den Bund, Preußen nicht die Gleichberechtigung im Vorsitze. Am 27. März 1851 forderte letzteres selbst seine seitherigen Unionsgenossen auf, den Bundestag zu beschicken. Am 30. Mai 1851 fand sich der alte Bundestag vollzählig wieder auf der Eschenheimergasse in Frankfurt a. M. ein und traf zunächst Maßregeln zur Verhinderung einer Wiederkehr von Zuständen, wie sie das „tolle Jahr" geschaffen hatte. Fast alle Staaten nahmen Verfassungsänderungen in reaktionärem Sinne vor. Gleich als ob man alles Gegenständliche, welches die Erinnerung an den schönen Traum von Einheit und Macht noch erhalten könnte, aus der Welt schaffen müßte, verkaufte man die deutsche Flotte, die das Parlament gegründet hatte, an den Meistbietenden. Preußen übernahm von den Schiffen die „Gefion" („Eckernförde" genannt) und „Barbarossa" und legte mit diesen und zwei anderen den Grund zu einer preußischen Kriegsmarine, die schon im Jahre 1856 im Kampfe mit den Rifpiraten Marokkos unter Führung ihres ersten Admirals Prinzen Adalbert von ihrer Tüchtigkeit eine Probe ablegte. Die Erwerbung eines Gebietes am Jadebusen 1853 ermöglichte die Anlage eines preußischen Hafens an der Nordsee, des Wilhelmshaven. Eine ebenso friedliche Vergrößerung war Preußen schon im Dezember 1849 zuteil geworden, da die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ihr Land abtraten. Dagegen verlor das Königshaus seinen Anteil an der oranischen Erbschaft, das Fürstentum Neuenburg, durch den revolutionären Anschluß desselben an die Schweiz (1848). Als die Königstreuen im Jahre 1856 das alte Verhältnis herzustellen versuchten und ihren Versuch als Hochverrat mit dem Tode büßen sollten, legte sich der König, dessen Rechte noch 1852 die Großmächte anerkannt hatten, ins Mittel. Ein Krieg stand vor der Thüre; Österreich und die übrigen Mächte nahmen eine zweideutige Stellung an: da leistete der König, um nicht das Land in einen Krieg für ein Hausinteresse zu verwickeln, durch Vermittelung des Kaisers der Franzosen Verzicht auf den schweizerischen Besitz.

War es Preußen nicht geglückt, Deutschland, wenn auch ohne Österreich, politisch zu einigen, so erreichte es doch fast die völlige Herstellung der wirtschaftlichen Einheit. Ein Vertrag mit Hannover verpflichtete die Staaten des Steuervereins (noch Oldenburg und Lippe) zum Eintritt in den Zollverein, der trotz österreichischer Sprengversuche am 4. April 1853 erneuert ward und über 9000 Quadratmeilen mit 35 Millionen Einwohnern umfaßte. Nach dem Tode Schwarzenbergs kam zwischen beiden deutschen Großstaaten ein Handelsvertrag zum Abschluß.

Einig waren sie im allgemeinen nur in den auf Reaktion zielenden Fragen; im übrigen standen sie einander gegenüber wie Nebenbuhler, sich beargwöhnend und befehdend. Aber bald konnte Österreich merken, daß an Stelle der Gefügigkeit selbstbewußte Kraft und Entschiedenheit

trat. Besser als die früheren Bevollmächtigten wahrte Preußens Ehre und Selbständigkeit ein Mann, der seit dem 18. Aug. 1851 als Bundestagsgesandter in Frankfurt wirkte, Otto von Bismarck-Schönhausen (geb. 1. April 1815), als Junker echt konservativ und österreich-freundlich, dann aber als Verteidiger der Stellung seines engeren Vaterlandes ein mächtiger Gegner und schließlich Überwinder Österreichs. Seine Überlegenheit zeigte er wiederholt gegenüber den Bundestagsgesandten dieses Staates. Er gehörte zu der Partei, welche auch im Krimkrieg der Westmächte gegen Rußland (1854—1856) eher für Anschluß an dieses, als an jene stimmte. Schwankend in seinen Entschlüssen, wie der König war, nahm er eine neutrale Stellung ein und schloß deshalb mit Österreich (20. Febr. 1854) ein Neutralitätsbündnis, welches sogar einen heftigen Konflikt zwischen ihm und dem Prinzen von Preußen, seinem Bruder, hervorrief, da letzterer auf seiten der Westmächte stand. Erst als Österreich gar Mobilmachung des preußischen Heeres verlangte, erfuhr es Zurückweisung. Auch im Kriege zwischen Österreich und Italien (1859) wahrte Preußen seine Neutralität, obwohl es rüstete und sich nach dem Siege der Franzosen bei Montebello (20. Mai) zu bewaffneter Vermittelung bereit erklärte, wenn ihm die Führung des Bundesheeres zugestanden würde. Als der Krieg durch die Niederlagen bei Magenta (4. Juni) und Solferino (24. Juni) einen für Österreich unglücklichen Verlauf nahm, setzte es die Truppen nach dem Rhein in Bewegung: da schloß dieses den Waffenstillstand zu Villafranca (bei Verona) 8. Juli ab, lieber die Lombardei preisgebend, als daß es dem Nebenbuhler die ihm gebührende Stellung gegönnt hätte. Dabei beklagte es sich bitter darüber, daß sein natürlicher Bundesgenosse es im Stiche gelassen habe. Der Kampf der Presse erweiterte die bestehende Kluft. Die einen sprachen dafür, daß man, wie Radowitz einmal in der Nationalversammlung geäußert hatte, den „Rhein am Po" verteidigen müsse, und griffen Preußen wegen seiner Haltung heftig an; andere billigten dessen Politik während des Krieges und verwarfen es, wie Twesten, durchaus, daß dasselbe sein Geschick an Österreich kette.

Was konnte Deutschland von dem Staate für sich noch erwarten, dessen Schwäche der italienische Krieg in so trauriger Weise offenbart hatte? Mehr und mehr tauchte wieder die Forderung auf, daß Preußen, unbeschadet der Verbindung mit Österreich, allein die Leitung Deutschlands übernehmen solle. Nachdem schon auf Versammlungen in Eisenach und Hannover im Juli und August 1859 Demokraten und Liberale in diesem Sinne Resolutionen ausgesprochen hatten, wirkte der am 16. Sept. 1859 zu Frankfurt a. M. gestiftete, in Koburg unter dem Schutze des volkstümlichen Herzogs Ernst tagende „Deutsche Nationalverein" eifrig für Einigung und freiheitliche Entwickelung des Gesamtvaterlandes, übrigens immer mit Rücksichtnahme auf die deutschen Landesteile Österreichs. In allgemein deutschen Volksfesten, wie bei der Schillerfeier (10. November 1859) und den

Turner-, Schützen- und Sängerfesten, ja auch bei den Versammlungen volkswirtschaftlicher und wissenschaftlicher Vereine trat das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit lebendig hervor und weckte stets von neuem die Sehnsucht nach einem politisch geeinten, freiheitlich gestalteten, mächtigen Vaterlande.

Bei Fürsten und Regierungen herrschte vielfach der gleiche, natürliche und höchstens durch Selbsttäuschung zurückgehaltene Drang. Auch ihnen öffnete der italienische Krieg die Augen und gab Anregung zu Reformplänen der Bundesverfassung, zunächst der Kriegsverfassung. Obwohl der österreichische Minister Rechberg sich der Erkenntnis nicht verschloß, daß die Abänderung derselben notwendig sei, verstand man sich doch nicht zur Annahme des preußischen Vorschlags einer zwischen den beiden Großstaaten geteilten Leitung der norddeutschen und süddeutschen Kontingente. Keinen besseren Erfolg hatten die auf Änderung des Bundestages zielenden Projekte der wichtigthuenden und doch nicht opferbereiten Mittelstaaten. Alle Verhandlungen, Konferenzen, Noten brachten nichts zuwege: es blieb beim alten. Und doch bewies gerade dieses Bestreben, eine Umgestaltung des Bundes herbeizuführen, das allgemeine Gefühl, daß eine solche bevorstände, und daß Preußen dazu berufen sei, sie zu bewirken.

Hier leitete seit dem 23. Okt. 1857 für den von einem Schlaganfalle betroffenen und an Gehirnerweichung leidenden König sein Bruder Prinz Wilhelm zunächst in der von einer reaktionären Hofpartei erfundenen Stellung eines Stellvertreters, vom 7. Okt. 1858 (26. Okt.) an, der Verfassung gemäß, als Regent die Geschäfte der Regierung. Im tollen Jahr als Feind des Volkes und der Freiheit verleumdet, in Wahrheit nur ein Wahrer der Ordnung, fest auf dem Boden des Rechtes und der Verfassung stehend, klar, einfach, ehrlich wie ein echter Krieger, erweckte er durch seine ersten Regierungshandlungen die frohe Hoffnung, daß für Preußen und für Deutschland eine neue Zeit angebrochen sei. Das Ministerium Manteuffel mußte einem gemäßigt-liberalen unter dem Vorsitze des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen weichen. Die Wahlen bekundeten, daß die „neue Ära“ das Vertrauen des Volkes besaß. Die Anrede des Prinzregenten an das Staatsministerium (8. Nov.) bezeichnete bereits die Ziele, welche er im Auge hatte. Das Hauptgewicht legte er auf „Wahrheit, Gesetzlichkeit, Konsequenz“. Vor allem hielt er es für geboten, Preußens Wehrkraft zu erhalten und den veränderten Zeit- und Machtverhältnissen entsprechend neuzuordnen und zu stärken. „Die Armee“, sprach er aus, „hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen

Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Moment der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes Gewicht in die politische Wagschale legen zu können . . . Preußen muß mit allen Großmächten in freundlichstem Vernehmen stehen, ohne sich fremdem Einflusse hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden . . . In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indes einer Reform wird unterworfen werden müssen. — Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes, und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Kraft allein nicht zu erreichen imstande ist." Was in dieser Rede angedeutet ist, das führte er allmählich durch.

Schon das Jahr 1860 gab ihm Gelegenheit, seine aufrichtig deutsche Gesinnung auch durch die That zu beweisen. Der Kaiser der Franzosen, der zur Erhaltung seiner Herrschaft vor allem die Ruhmsucht der Franzosen glaubte befriedigen zu müssen, hatte den italienischen Krieg betrieben und durch die Erwerbung von Nizza und Savoyen die alte französische Einbildung wieder aufs Tapet gebracht, welche Herstellung der „natürlichen Grenzen", d. h. Erweiterung des Gebietes auf Kosten der Nachbarländer für Recht ansah. Der Mann, der nach seiner Thronbesteigung (1. Dez. 1852) das Kaiserreich als den sichersten Hort des Weltfriedens (l'Empire c'est la paix) hingestellt hatte, that doch alles, was die Ruhe stören konnte. Aus dem Gegensatze zwischen den beiden deutschen Großstaaten gedachte er Gewinn für sich zu ziehen. Daher knüpfte er mit Preußen Verhandlungen an, die gegen Zusicherung einer Schadloshaltung, etwa an Schleswig-Holstein, dessen Einwilligung zum Erwerb des linken Rheinufers erzielen sollten. Zu diesem Zwecke kam er sogar am 15. Juni 1860 persönlich nach Baden zum Prinzregenten, bei dem sich auch die drei Könige und andere deutsche Fürsten zur Beratung einfanden. Bei aller kostenlosen Freundlichkeit, die nach Bismarcks Rezept zur Anwendung kam, lehnte der Prinzregent die Abtretung deutschen Gebietes aufs entschiedenste ab. Eine Begegnung mit dem Kaiser von Österreich zu Teplitz (26. Juli), sowie beider Regenten mit dem Czaren zu Warschau (22.—26. Okt. 1860) besserte weder das Verhältnis der deutschen Großstaaten zu einander noch die Bundeseinrichtungen. Man hielt gleichsam künstlich das morsche Fachwerk aufrecht.

In Preußen sahen die Liberalen ihre Erwartungen nicht in

Erfüllung gehen und wurden mehr und mehr verstimmt. Da führte die Heeresreform den Bruch zwischen Regierung und Volksvertretung herbei. Die Stärke und Einrichtung des preußischen Heeres stand nicht mehr im Verhältnis zu der Zahl der Bevölkerung und den veränderten Zuständen. Der Heeresverfassung von 1814—1820 entsprechend, hob man jährlich immer noch 40000 Rekruten aus, während etwa 65000 Mann zur Einstellung kommen mußten. Da somit jährlich 25000 junge Leute vom Dienste frei blieben, bestand thatsächlich die allgemeine Wehrpflicht nicht mehr. Die Linientruppen hatten also nicht die erforderliche Stärke, und im Falle eines Krieges mußten gerade die meist verheirateten Landwehrleute ins Feld, während Tausende junger, ungebundener Männer unthätig zuschauen konnten. Wie natürlich, stand auch das Landwehr-Offizierkorps dem der Linie an Kriegstüchtigkeit nach. Unablässig mit der Hebung des Heerwesens beschäftigt, hatte der Prinzregent schon 1848 seine Ansichten in einer trefflichen Denkschrift über dessen Umbildung niedergelegt und ging jetzt, unterstützt von dem General und späteren Kriegsminister von Roon an das Werk der Reorganisation, indem er 1860 die jährliche Aushebung von 63000 Mann, also die Vermehrung der Linie um 117 Bataillone und 72 Schwadronen (= 39 Infanterie- und 10 Kavallerieregimenter), somit die Verstärkung des Friedensstandes der Armee von 150000 Mann auf 213000 Mann verlangte. Die ausgehobenen Mannschaften sollten drei Jahre bei der Fahne dienen, dann vier Jahre bei der Reserve, die neun folgenden Jahre als Landwehr I. und II. Aufgebots. Die Gesamtdienstzeit sank von neunzehn auf sechzehn Jahre. Als nun vom Landtag zur Durchführung dieser Einrichtung eine Anleihe von $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler gefordert wurde, stieß man auf Widerstand. Namentlich wurde die zweijährige Dienstzeit als ausreichend angesehen, wenigstens für die Infanterie. Infolge der ablehnenden Haltung der Militärkommission des Landtags gegen den Entwurf zog die Regierung diesen zurück und forderte nun nach dem Wehrpflichtgesetz, welches die Festsetzung der Heeresstärke nach den jedesmaligen Verhältnissen des Staates bestimmte und die Feststellung letzterer dem König zuwies, 9 Millionen Thaler zur „Aufrechterhaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und die erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich und auf den bisherigen gesetzlichen Grundlagen thunlich seien“ (5. Mai 1860). Gleichzeitig richtete eine Kabinettsordre die neuen Regimenter ein. Die Bewilligung der Mittel erfolgte, aber, wie der Landtag meinte, als „Provisorium“, nach der Auffassung des Regenten als „Definitivum“. Auch im folgenden Jahre bewilligte der Landtag die Summe nur als „Extraordinarium“. In dieser Zeit starb Friedrich Wilhelm IV. (2. Jan. 1861), und es folgte ihm der Prinzregent als König. Vergeblich mahnte und wirkte er zur Herstellung der Eintracht zwischen Landtag und Regierung. Der Konflikt war da und verschärfte sich, als die

Opposition einer neuen Partei, der Fortschrittspartei (1861), die zweimalige Auflösung des Abgeordnetenhauses herbeiführte, aber auch die Neuwahlen eine fortschrittliche Mehrheit ins Haus brachten (1862). Die Kosten für die Mehrausgaben, welche die Organisation erforderten, wurden jetzt vom Abgeordnetenhause gestrichen, da der Staatshaushaltsetat nicht spezialisiert vorlag. Wollte die Regierung nicht die ganze Reform wieder rückgängig machen, dann blieb ihr nichts anderes übrig, als ohne die Zustimmung der Landesvertretung die Staatsmittel für dieselbe zu verwenden und ohne Budget zu regieren. Die Berufung des unbeugsamen Bundestagsgesandten Bismarck (8. Okt. 1862) zum Ministerpräsidenten und zum Minister des Äußeren gab der Regierung die größte Widerstandsfähigkeit, trieb aber auch den bestehenden Zwist auf die Spitze. Im Lande stand man größtenteils auf Seite der Abgeordneten, umsomehr als die Regierung zu Maßregelungen griff. Ein Geheimvertrag mit Rußland, anläßlich einer polnischen Erhebung (1863) geschlossen, aber nicht verwirklicht, rief neue hitzige Redekämpfe hervor. Und ein Streit über die Disciplinargewalt des Präsidenten im Abgeordnetenhause in der Sitzung vom 11. Mai führte den offenen Bruch zwischen Volksvertretung und Regierung herbei. Als das Haus dem König erklärte, außer stand zu sein, mit dem jetzigen Ministerium ferner zu wirken, trat dieser aufs entschiedenste für letzteres ein und bezeichnete die Haltung des Abgeordnetenhauses als „verfassungswidriges Streben nach Machterweiterung“ (26. Mai 1863). Es erfolgte der Schluß der Session, der Erlaß einer strengen Preßordnung, welche ungeheure Erbitterung erregte und beim Kronprinzen scharfe Verurteilung fand, und die Auflösung des Hauses (2. Sept. 1863). In der neuen Session mußte die Preßordnung beseitigt werden. Bei allem Wunsche nach Ausgleich aber dauerte das Zerwürfnis fort. Als am 9. Dez. 1863 die Regierung eine Staatsanleihe von 12 Millionen Thaler beantragte, „angesichts der gegenwärtigen Gestaltung der zwischen Dänemark und Deutschland schwebenden Streitfragen“, das Haus aber für Anerkennung des Augustenburgers eintrat, lehnte der König Rücktritt vom Londoner Protokoll ab, und Bismarck erklärte, wenn die Anleihe nicht bewilligt werde, müsse er die Gelder nehmen, wo er sie bekomme. Die Kriegsanleihe ward, wie vorauszusehen, abgelehnt, die Session am 25. Jan. 1864 geschlossen. Im Hader mit der Landesvertretung, ohne gesetzlich gewährte Mittel trat Preußen in den dänischen Krieg ein. Der Verfassungskonflikt, die schleswig-holsteinische und die deutsche Frage konnten, wie Bismarck selbst andeutete, nicht mehr „durch Mehrheitsbeschlüsse“, sondern nur „durch Blut und Eisen“ entschieden werden (30. Sept. 1862). Was er schon im Jahre 1856 als seine Überzeugung ausgesprochen, „daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen anderen Ausweg hat“, das stand jetzt

bevor. Daher nahm er gegen alle Bundes-Reformversuche eine durchaus ablehnende Haltung ein.

Gegen das von Sachsen (15. Okt. 1861) eingebrachte Projekt einer Delegiertenversammlung beim Bundestage bezeichnete der preußische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff (6. Nov. 1861), die Gründung eines engeren Bundes unter Preußens Leitung als einzig mögliche und wirkliche Reform. Die erneuten mittelstaatlichen Bestrebungen für eine Berufung von Delegierten zur Beratung einer Deutschen Civilprozeßordnung und eines Obligationenrechts scheiterten ebenso, wie das Wirken eines zu Ende Oktober 1862 ins Leben gerufenen „großdeutschen Reformvereins". Dem österreichischen Botschafter Karolyi erklärte Bismarck (Dez. 1862) unumwunden, daß Preußen sich in seinem Einflusse auf die deutschen Verhältnisse nicht schwächen lassen und unter Umständen sich mit einer Österreich feindlichen Macht verbinden werde. Ja, es soll Bismarck sogar ganz entschieden das Wort des Publizisten Friedrich von Gentz (1820), der Schwerpunkt Österreichs liege in Ofen, als guten Rat erteilt haben. Wie viel stärker sich die preußische Regierung fühlte, das zeigte außer den bereits geschilderten Vorgängen ihr festes Auftreten in der kurhessischen Verfassungsfrage. Obwohl der Bundestag auf Anregung Preußens und Österreichs (8. März 1862) die Wiedereinführung der Verfassung von 1831 anriet und verlangte, verharrte der Kurfürst in seinem starrsinnigen Festhalten an der octroyierten Verfassung von 1852, die 1860 endgültig verkündet, aber vom Landtag zurückgewiesen war, und ließ den preußischen Gesandten, General Willisen, sogar scharf abfahren. Als Preußen im Einverständnis mit dem Bundestag das IV. und VII. Armeekorps in Kriegsbereitschaft setzte (Mai 1862), erkannte der Kurfürst die Verfassung zwar an, setzte sie aber erst dann in Wirksamkeit, als Bismarck ihm durch einen neuen Boten, diesmal einen Feldjäger (24. Nov. 1862), eine unzweideutige Drohnote zukommen ließ.

Die gleiche Festigkeit bewies die preußische Regierung in der Zollvereinsfrage. Der Abschluß eines durchaus günstigen Handelsvertrags mit Frankreich (29. März 1862), bei dem die Zollsätze sehr herabgesetzt waren, fand bei den süddeutschen Königreichen, bei Hessen-Darmstadt und Nassau keine Zustimmung, und Österreich benutzte rasch diese Gelegenheit, um wieder seinen alten Plan eines österreichisch-deutschen Zollvereins in Anregung zu bringen. Da Preußen darauf am 17. Dez. 1863 die Zollvereinsverträge kündigte, gaben die Staaten nach und erneuerten im Oktober 1864 den Zollverein. Mit Österreich ward ein Handelsvertrag am 11. April 1865 vereinbart.

Bismarck sorgte dafür, daß Preußen auf der einmal eingeschlagenen Bahn nicht wieder Halt machte oder umkehrte. Auf einer Zusammenkunft am 2. Aug. 1863 setzte Kaiser Franz Joseph den König Wilhelm davon in Kenntnis, daß er beabsichtige, zum 16. Aug. die deutschen Fürsten zu einer Beratung über die neue Bundesverfassung

einzuladen. Der Fürstentag trat am 16. Aug. thatsächlich in Frankfurt a. M. unter dem Vorsitze des Kaisers von Österreich zusammen, bevor eine Verständigung über die Vorlagen erfolgt war. König Wilhelm nahm auf Rat des Ministerpräsidenten nicht teil. Als aber König Johann von Sachsen selbst in Baden-Baden dem Freunde ein schriftliches Einladungsschreiben überbrachte, geriet derselbe ins Schwanken und meinte: „Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinetts-Kurier — wie kann man da ablehnen?“ Da stellte Bismarck die Kabinettsfrage und vermochte seinen Herrn, nach langem Zaudern abzulehnen. Die Beschlüsse des Fürstentags fanden nur bei vierundzwanzig Fürsten Zustimmung, und so verlief die glänzendste Fürstenversammlung des Bundestags ohne Ergebnis; es war die letzte, zugleich der letzte Anlauf zur Reform des alten Bundes. Der Großherzog von Baden erklärte eine ersprießliche Bundesthätigkeit für unmöglich, so lange zwei Großmächte dem Bunde angehörten. Die Versammlung hatte nur den Gegensatz zwischen diesen wieder vor aller Welt zum Ausdruck gebracht. Die Militärverträge, welche Preußen kurz danach mit einzelnen Kleinstaaten, wie Koburg-Gotha, einging, bereiteten eine neue Union vor.

Preußen stellte noch einmal einen Antrag auf Reform; es war die Einleitung zum Bruche mit Österreich, zur endgiltigen Lösung der deutschen Frage.

VI. Die Lösung der deutschen Frage.

1. Die Kriege um Schleswig-Holstein.

a) Die schleswig-holsteinische Frage (1848—1852).

Ist das Nervensystem eines Körpers im Zustande der Erregung, dann bedarf es nur eines kleinen Anlasses, um eine akute Krankheit zum Ausbruche zu bringen. In erregten Zeiten genügt ein Ärgernis, um den Nationalgeist zu fieberhafter Thätigkeit zu erhitzen. So ging es mit der schleswig-holsteinischen Frage.

Um die Angelegenheit voll und ganz zu verstehen, ist ein Zurückgreifen in entfernte Zeiten unerläßlich. Seitdem die Mark Schleswig von Konrad II. (1026) an Knud d. Gr. von Dänemark abgetreten war, bildete die Eider, der Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, auch die Grenze zwischen Dänemark und dem Deutschen Reiche. Übergriffe der Dänen wiesen die Holsteiner unter ihren Grafen aus dem Hause Schauenburg wiederholt kräftig zurück und unterstützten auch die Schleswiger, mit denen ihnen Sprache und Sitte gemein war, gegen den dänischen König. Im Jahre 1386 erhielt Gert VI. von

der Königin Margarete sogar Schleswig als erbliches Herzogtum. Als nach dem Aussterben der Rendsburger Linie des Hauses Schauenburg mit Adolf VIII. 1459 dessen Neffe Christian von Oldenburg, der schon 1448 König von Dänemark geworden war, von den Ständen beider Fürstentümer zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt wurde (1460), mußte er versprechen, daß beide Länder „up ewig ungedeelt" bleiben sollten. Die staatsrechtliche Einheit blieb trotz wiederholter Teilung der Einkünfte erhalten. Die Auflösung des Deutschen Reiches führte die äußere Abtrennung dieser Lande herbei. Als aber 1815 Holstein mit Lauenburg von neuem als ein Glied des Deutschen Bundes erklärt ward, regte sich das Gefühl der Zugehörigkeit zu Deutschland auch in den Schleswigern um so lebhafter, als Dänemark mit heimlichen und offenen Mitteln die Danisierung der Bevölkerung betrieb. Der alte gemeinsame Landtag ward nicht wiederhergestellt. Das Einzige, was nicht Bitten und Beschwerden, sondern nur Furcht erpreßte, war die Bewilligung von Provinzialständen (1834). Die herrschende Gärung wurde verstärkt durch die Ungewißheit der Zukunft. Von dem allein in den Herzogtümern zur Nachfolge berechtigten Mannesstamme der in Dänemark regierenden Oldenburger waren nur noch zwei Glieder übrig, Christian VIII. und dessen kinderloser Sohn, der Kronprinz Friedrich. Starben diese, so konnten in Dänemark zwar nach der lex regia von 1665 die Nachkommen des Weiberstammes folgen, in dem untrennbaren Schleswig-Holstein aber nur Glieder der männlichen Seitenverwandtschaft, und zwar zunächst Herzog Christian August von Augustenburg. Auf eine Eingabe der holsteinischen Ständeversammlung, in welcher diese Verhältnisse klargestellt waren, ließ Christian VIII. die Erbfolgefrage untersuchen und antwortete am 8. Juli 1846 mit einem „offenen Briefe". In diesem erklärte er, daß die Einheit der gesamten dänischen Monarchie unter dem erbberechtigten Nachfolger aus der weiblichen Linie erhalten bleiben werde, wenngleich für Holstein ein anderes Erbrecht gelte. Die Rechte Holsteins und des hier erbberechtigten Augustenburgers sollten also verletzt werden; die Hoffnung Schleswigs, durch das Recht der Zusammengehörigkeit mit Holstein für den Fall des Aussterbens des Mannesstammes von der lästigen Herrschaft Dänemarks befreit zu werden, war vernichtet. Je eifriger eine politische Partei des Königreichs die vollständige Einverleibung „des Landes bis zur Eider" forderte, daher die „Eiderdänen" genannt, desto mehr Proteste und Beschwerden erfolgten von seiten der Herzogtümer, die sich nicht nur in ihrem Rechte und in ihrer Freiheit, sondern auch in ihrer Nationalität bedroht sehen mußten. Die vertrauensselige Antwort des Bundestags auf die Beschwerde der Schleswig-Holsteiner, welche der Schleswiger nicht gedachte, bezüglich der Holsteiner aber die Erwartung aussprach, der König von Dänemark werde wohl keine Rechte verletzen, vermochte die aufgeregten Gemüter so wenig zu beruhigen, als das Versprechen des

letzteren, für den Gesamtstaat eine konstitutionelle Verfassung erlassen zu wollen. Das deutsche Volk aber, voller Mitgefühl und Begeisterung für den „verlassenen Bruderstamm", protestierte mit diesem gegen Vergewaltigung in Wort und Schrift und Sang. Der von M. F. Chemnitz im Jahre 1844 gedichtete Gruß an Schleswig-Holstein erklang in Nord und Süd:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Als nach dem Tode Christians VIII. (20. Jan. 1848) dessen Nachfolger Friedrich VII. die verheißene Gesamtstaats-Verfassung sofort erließ, brach die Unzufriedenheit in allen Kreisen los. Die Eiderdänen fanden die Sicherstellung Schleswigs für Dänemark nicht ausreichend und demonstrierten öffentlich für Einverleibung desselben. Die Schleswig-Holsteiner verlangten eine besondere Verfassung für sich und die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund. Die Antwort auf die Demonstration der Eiderdänen war die Bildung einer provisorischen Regierung in Holstein und der Beschluß des Vorparlaments in Frankfurt, Schleswig in den Deutschen Bund aufzunehmen. Der Bundestag beauftragte Preußen und die Staaten des X. Bundes-Armeekorps mit der Besetzung Schleswigs.

Erster Feldzug (1848). Die Erhebung des Volkes fand rasche Unterstützung durch den General Wrangel, der über die Eider nach Schleswig einrückte, die Dänen aus den Verschanzungen des Danewirks[1] (23. April) verjagte und selbst die Festung Fridericia (2. Mai) besetzte. Für die Schädigung der preußischen Küsten und des deutschen Handels durch dänische Schiffe nahm er Strafe durch Erhebung einer Kontribution. Die drohende Haltung der Mächte Rußland, England und Schweden nötigte Preußen, ihn zum Rückzug aufzufordern und einen Waffenstillstand zu Malmö einzugehen, welcher eine gemeinschaftliche deutsch-dänische Regierung einsetzte, aber die Trennung der Truppen beider Herzogtümer und somit andeutungsweise deren Scheidung aussprach. Die Annahme des schmählichen Waffenstillstands durch die Reichsversammlung zu Frankfurt benutzten die Radikalen zur Erregung eines Aufstandes, welchem die beiden Abgeordneten Fürst Lichnowsky und Hans von Auerswald bei einem Spazierritte zum Opfer fielen (S. 805).

Zweiter Feldzug (1849). Bei der Hartnäckigkeit Dänemarks zerschlugen sich die Friedensverhandlungen. Hätte Deutschland die Veranlassung zur Erneuerung des Krieges gegeben, die auswärtigen

[1] Diese starke Landwehr zog sich von der Schlei zehn Meilen nach Westen bis nahe an die Küste, nur durchbrochen, und dadurch geschützt, von Sümpfen.

Mächte würden es schwerlich bei bloßen Abmahnungen haben bewenden lassen. Da aber Dänemark wieder anfing, sahen sie ruhig zu. Eine kleine dänische Flotte, bestehend aus dem Linienschiff „Christian VIII.“, der Fregatte „Gefion“, der Brigg „St. Croix“ und drei Kriegsdampfern, versuchte durch eine Landung in der Bucht von Eckernförde (5. April) der bei Flensburg stehenden deutschen Armee in den Rücken zu kommen, erfuhr aber durch zwei schleswig-holsteinische Strandbatterieen und eine nassauische einen üblen Empfang. „Christian VIII.“ flog in die Luft, die „Gefion“ ergab sich und wurde in die preußische Marine gestellt. Auch der Landkrieg nahm für die Deutschen einen glücklichen Anfang. Aus ganz Deutschland waren den bedrohten Brüdern Freiwillige zu Hilfe geeilt, darunter auch der Herzog Ernst von Koburg und der bairische Oberstlieutenant von der Tann, der im Jahre 1870 als thatkräftiger General sich bewähren sollte. Sächsische und bairische Truppen erstürmten die der Insel Alsen gegenüber erbauten Düppeler Schanzen. Auch hierbei zeichnete sich Tann aus. Der frühere preußische General Bonin überschritt mit den Schleswig-Holsteinern die Grenze Jütlands, verlor aber Kolding an die stärkeren Dänen. Obwohl er die Feinde wieder zum Rückzuge nötigte, sah er sich doch durch die drohende Haltung Rußlands fast zur Unthätigkeit verurteilt und erlitt bei der Belagerung von Fridericia durch einen nächtlichen Überfall (5. Juli) trotz verzweifelter Gegenwehr eine schwere Niederlage. Weit empfindlicher aber war die Niederlage, welche Preußen und Deutschland von der Diplomatie des Auslandes erfuhr und die zunächst durch einen abermaligen Waffenstillstand (zu Berlin, 16. Juli) eingeleitet ward. Schleswig mußte von den deutschen Truppen geräumt werden; nur 6000 Mann Preußen blieben zurück. In der mit der einstweiligen Verwaltung des Landes betrauten preußisch-dänischen Kommission benahm sich der Däne als Herr, und bei den Friedensverhandlungen bestand Dänemark auf seinen Forderungen und erhielt auch von den beschützenden Mächten die Erhaltung des „Gesamtstaates“ zugesichert. Die mehr und mehr sich zuspitzende deutsche Frage bewog Preußen am 2. Juli 1850 mit Dänemark den Frieden zu Berlin abzuschließen, in welchem es auf dem Papier für Holstein die Rechte des eigentlich nicht existierenden Deutschen Bundes wahrte und die Streitfrage selbst strittig ließ.

Dritter Kampf (1850). Von allen verlassen, zogen die Schleswig-Holsteiner jetzt allein von neuem das Schwert für ihre Rechte und ihre Freiheit, erlitten aber unter dem früher preußischen General Willisen bei Idstedt nach anfangs glücklichem Kampfe (24. u. 25. Juli 1850) durch fehlerhafte Disposition eine vollständige Niederlage, die sie zum Rückzug nach Rendsburg und zur Aufgabe Schleswigs nötigte. Einige Vorstöße konnten eine Wendung zum Besseren nicht mehr herbeiführen. Nicht mit dem Schwert, sondern mit der Feder, in London und Olmütz sollte über das Geschick der Herzogtümer entschieden werden. Abermals rückten deutsche Bundestruppen in dieselben

ein, aber nicht mehr als Helfer, sondern als Schergen, um die Einstellung der Feindseligkeiten und die Entwaffnung der Schleswig-Holsteiner nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen (Dez. 1850). Preußen mußte den Österreichern für den Übergang über die Elbe bei Wittenberge eine Brücke schlagen — am Geburtstage Friedrichs des Großen! Schon am 23. Aug. 1850 hatte Österreich das von Dänemark, Frankreich, England, Rußland und Schweden am 2. Aug. aufgestellte Londoner Protokoll unterzeichnet, welches die Integrität des dänischen Gesamtstaats aussprach. Die schleswig-holsteinische Landesversammlung unterwarf sich, und die österreichischen Truppen zogen im Febr. 1852 ab, die Länder an Dänemark überlassend, gegen das Versprechen, Schleswig nicht einverleiben zu wollen. Die Erbfolgefrage fand Erledigung durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, welches nach der schon zwischen Dänemark und Rußland getroffenen Vereinbarung für den Fall des Todes Friedrichs VII. dem Prinzen Christian von Glücksburg und seiner Gemahlin Luise von Hessen den dänischen Thron gewährleistete. Der Herzog Christian August von Augustenburg verzichtete notgedrungen für sich und seine Familie auf seine Ansprüche und erklärte sich mit $2^1/_4$ Millionen Thaler Entschädigung für seine durch den Aufstand verfallenen (!) Güter zufrieden und wanderte ins Ausland. Die Herzogtümer waren ungeachtet der auf dem Papier stehenden Wahrung ihrer und des Deutschen Bundes Rechte thatsächlich Dänemark überliefert, welches die Verbindung zu einem Gesamtstaat durch Einrichtung gemeinschaftlicher Verwaltung vorbereitete und als gemeinschaftliche Angelegenheiten die auswärtigen Angelegenheiten, Krieg, Marine und einen Teil der Finanzen bezeichnete. „Die administrative Union der Herzogtümer soll aufrecht erhalten werden", — schrieb am 8. Jan. 1851 der Abteilungschef des IV. preußischen Armeekorps in Magdeburg, kein Geringerer als Helmuth von Moltke, an seine Frau — „sind sie aber erst unter einem Fürsten vereint, so hindert ja nichts, daß sie dann auch die politische Union ins Werk richten. Jetzt, wo der Mannesstamm der älteren Linie noch nicht erloschen, geht das natürlich noch nicht an." Wie richtig diese Prophezeiung war, zeigte sich ein Jahrzehnt später. Einstweilen begnügte sich die dänische Dogge durch Zähnefletschen und grimmiges Knurren ihrem Ingrimm Luft zu machen und die ihr lästigen Personen mit deutschem Biedergesichte aus dem Bereiche ihrer Kette hinauszubeißen. Eine Zollgrenze schied an der Eider die beiden Länder, welche „up ewig ungedeelt" bleiben sollten. In Olmütz war mit der schleswig-holsteinischen Angelegenheit auch die deutsche Frage entschieden, bis auf weiteres; beides sollte mit einander endgültig zur Entscheidung kommen.

b) Der dänische Krieg (1864).

Seitdem Schleswig-Holstein dem Wohlwollen Dänemarks überantwortet war, empfand es dessen lebhafte Fürsorge je länger, desto

unangenehmer. Die Danisierung vornehmlich Schleswigs geschah mit allen Mitteln, durch Verordnungen, Gesetze, Gewaltmaßregeln in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, in Kirche, Schule, Militär, Verwaltung, Presse und so fort. Die eiderdänische Partei ruhte nicht, bis sie durch die Gesamtstaats-Verfassung vom 2. Okt. 1855 die Rechte der Herzogtümer vernichtet sah. Beschwerden der holsteinischen Stände bewogen den Deutschen Bundestag zu diplomatischen Verhandlungen, und dessen Eintreten führte auch die Aufhebung dieser Verfassung für Holstein herbei (1858), für Schleswig eine nur um so ärgere Knechtung. Als Antwort auf alle Proteste Österreichs und Preußens verkündete das „königliche Patent" vom 30. März 1863 die Trennung der Herzogtümer und, wenn man aus dem künstlich verschlungenen Knoten das Ende herauswand, die Einverleibung Schleswigs in den Staat Dänemark. Trotz neuer Proteste des Bundestags und der Aufstellung eines Exekutionskorps erhält die neue Verfassung am 13. Nov. 1863 die Genehmigung des Dänischen Reichsrats und am 18. Nov. die Bestätigung durch den neuen König Christian IX., den „Protokollprinzen", welcher nach dem Tode Friedrichs VII. (15. Nov.) den Thron bestiegen und dem Drängen der Eiderdänen seinen besseren Willen geopfert hatte. Am 16. Nov. aber erklärt auch der Prinz Friedrich von Augustenburg sich als rechtmäßigen Herzog von Schleswig-Holstein unter dem Namen Friedrich VIII., freudig aufgenommen von der Bevölkerung, herzlich begrüßt von der Mehrheit des deutschen Volkes, begünstigt zugleich von den deutschen Mittelstaaten, welche das Londoner Protokoll nicht anerkannt hatten. Preußen und Österreich, durch dasselbe gebunden, konnten sich auf die Erbrechtfrage zunächst nicht einlassen. Der Bund beschließt Exekution (7. Dez.) und 12000 Hannoveraner und Sachsen unter dem sächsischen General von Hake rücken in Holstein ein, welches die Dänen räumen. Da alle Versuche von seiten Englands und Rußlands, Dänemark zur Aufhebung der Verfassung zu bereden, scheitern, und der Deutsche Bund sich von Österreich und Preußen zu einer gleichen Forderung nicht bewegen läßt und ebensowenig dem Antrage zustimmt, „durch eine militärische Besetzung Schleswigs ein Pfand für die Erfüllung seiner gerechten Forderungen" sich zu verschaffen, so bringt schließlich der preußische Minister von Bismarck durch kluge Verhandlungen mit dem österreichischen Minister Rechberg beide deutschen Großmächte zum gemeinsamen Vorgehen gegen Dänemark auf dem Boden des Londoner Protokolls. So rief die ungelöste schleswig-holsteinische Frage mit nur zu großer Deutlichkeit wieder alle unausgeglichenen Gegensätze wach, wie sie der Scheintod des Bundestags wenn nicht hervorgerufen, so doch namentlich in dieser Angelegenheit zum Ausdruck gebracht hatte: den Gegensatz zwischen den Mittelstaaten und den Großstaaten, zwischen Volksmeinung und Regierungsbeschlüssen, zwischen Deutschland und den auswärtigen Wächtern der Ruhe Europas. Die schleswig-holsteinische Frage ward sofort vom

Volke wieder als nationale Sache erweitert zur deutschen Frage. Gleichzeitig mit der Bewegung für „die Rechte eines legitimen deutschen Fürsten“ gegen den fremden Unterdrücker und für die Selbständigkeit eines Bruderstammes regte sich auch wieder der zu natürliche Drang nach Beteiligung des gesamten deutschen Volkes bei gesamtdeutschen Angelegenheiten, nach einer Vertretung desselben in einem deutschen Parlament. In der Verletzung der Rechte eines Gliedes fühlte man sich als Ganzes verletzt, und so forderte man für sich selbst, wie für den Teil. Ging es nach der Volksstimme, dann war ohne langes Bedenken sofort das dreifache Eine zu thun: Lostrennung der Elbherzogtümer von Dänemark, die Anerkennung des Augustenburgers und die Berufung eines deutschen Parlaments. Die Stimmen des Bundestags klangen verschieden; aber auf die letzte Frage war die Antwort die gleiche, gar keine. Wie konnte der Bundestag über sein eigenes Leben verhandeln, da er sich anschickte den Vormund zu spielen, ohne die erforderliche Energie zu zeigen? Es war ein meisterhafter und doch so einfacher Schachzug, den Bismarck anwandte, um zum Ziele zu gelangen, welches den anderen noch nicht in seiner ganzen Gestalt erkennbar war. Der Ausgangspunkt, die Verfassungsfrage, entzieht dem Auslande die Möglichkeit der Einmischung; Preußen hat sich für keinen erbrechtlichen Anspruch gebunden, hat seinen Nebenbuhler zum Bunde gewonnen, Frankreich, ohne sich etwas zu vergeben, durch ein freundliches Gesicht beruhigt und John Bull durch gute Beziehungen zu Rußland vereinsamt. Fest auf dem rechtlich allein sicheren Boden stehend und fest das allein erkannte Ziel ins Auge fassend, blieb Bismarck unempfindlich gegen Angriffe aller Art in dem eigenen Lande. Ob das Abgeordnetenhaus gegen ihn anstürmte und den König durch eine Adresse vom festen Standpunkt auf das schwankende Brett des Augustenburgers eindringlich einlud, ob es auch zu guter Letzt die Mittel versagte für einen Krieg zu Gunsten des Londoner Protokolls, nicht Vorstellungen, nicht Drohungen, nicht Sperre verfingen, und trotz des „Verfassungskonfliktes“ im Inneren zog man aus zum Verfassungskrieg nach außen.

Als Dänemark das am 16. Jan. 1864 von den beiden Verbündeten gestellte Ultimatum, binnen 48 Stunden die Verfassung vom 18. Nov. 1864 aufzuheben, im Vertrauen auf englische Hilfe ablehnte, brachen die preußisch-österreichischen Heere nach dem Norden auf. Welcher Umschwung in der Stellung der beiden deutschen Großstaaten zu einander: Österreichische Truppen auf dem Marsche durch Schlesien, weil Sachsen den Durchzug verweigerte, in Berlin mit Jubel empfangen! Am 1. Febr. überschritten die Truppen unter dem Oberbefehl des alten Wrangel die Eider, drei Korps: Das erste, Preußen, unter dem Prinzen Friedrich Karl, das zweite, Österreicher, unter dem Feldmarschallleutenant von Gablenz, das dritte, preußische Garden, unter General von der Mülbe, so geordnet von rechts nach links, im ganzen 57000 Mann, darunter 34000 Preußen.

Ohne die Eiderlinie zu verteidigen, zogen sich die Dänen, circa 55 000 Mann stark, unter dem General de Meza auf das feste Danewirk zurück. Die Festung Missunde sollte die Feinde vom Übergang über die Schlei abhalten.

Nach dem Plane des preußischen Generalstabschefs Helmuth von Moltke[1] sollte das Danewirk in der östlichen Flanke vom I. Korps umgangen werden: Man kam dadurch den Dänen schon bei Flensburg zuvor und verlegte ihnen den Rückzug nach Düppel, ihrer zweiten festen Stellung; ein Sturm auf diese ward somit unnötig, die Besetzung von Jütland und Fünen ergab sich von selbst. Wrangel aber ging nach seinem eigenen Kopf und wollte das Danewirk erstürmen. Erst als der kühne Angriff Friedrich Karls auf Missunde (2. Febr.) mißlang, und der Kriegsrat entschieden sich gegen Wrangels Entschluß aussprach, schritt man zur Ausführung des Moltkeschen Planes. Eine kleine Abteilung blieb zur Täuschung über die Absicht bei Missunde stehen. Friedrich Karl marschierte mit dem Gros in der Richtung auf Arnis zur schmalsten Stelle der Schlei. Dichtes Schneegestöber verhüllte den Marsch. Fast überrascht, gaben die Dänen die beiden starken Schanzen bei Kappel ohne Kampf auf, und der Übergang über die Schlei (6. Febr.), der Weitermarsch gegen Flensburg erfolgte ungehindert. Inzwischen hatten die Österreicher in den Gefechten bei Hahnenkrug, Jagel und Oversee und durch die Besetzung des Könighügels die Feinde in das eigentliche Danewirk auf Schleswig zurückgeworfen. Da die gefrorenen Sümpfe eher einen Weg, als eine Wehr bildeten, gab de Meza die ganze Linie auf (5. Febr.). Seine Nachhut erlitt noch am 6. Febr. auf dem Rückzuge von den österreichischen Husaren und der „eisernen Brigade" bei Oeversee eine Niederlage. Nach dem Abzuge des Feindes machten die Schleswiger dem großen ehernen Löwen, welcher auf der Walstatt von Idstedt der Nachwelt die alte Schmach Schleswigs verkünden sollte, den Garaus. Am 7. Febr. zogen die Preußen in das verlassene Flensburg ein. Der Feind hatte sich zumteil nach dem Norden von Jütland, zumteil nach den Düppeler Schanzen gezogen. So war in einer Woche Schleswig von Dänen befreit, ausgenommen die Halbinsel Sundewitt und die Inseln. Wäre aber Moltkes Rat befolgt worden, so hätte man ohne die ersten Opfer den Feind eingeschlossen und wahrscheinlich damit den weiteren Kampf gespart. Der immerhin rasche Erfolg erregte allenthalben gewaltiges Aufsehen, je nach der Gesinnung Jubel, Enttäuschung, Mißmut, Grimm. Die Dänen ließen

[1] Geb. 26. Okt. 1800 zu Parchim in Mecklenburg, diente er zuerst bei den Dänen, trat dann 1822 ins preußische Heer; 1839 nahm er am Feldzuge der Türken gegen Mehmed Ali und an der gegen seinen Rat unternommenen, unglücklichen Schlacht bei Nisib (24. Juni 1839) teil. 1840 wird er dem Generalstab des IV. Armeekorps zuerteilt; 1845 Adjutant des Prinzen Heinrich in Rom, dann Generalstabschef des IV. Armeekorps; 1855 Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, 1858 Chef des Generalstabs der Armee.

Unschuldige ihren Zorn fühlen: Der tüchtige de Meza ward ersetzt durch seinen Gegner Lüttichau; die deutschen Schiffe in dänischen Häfen wurden, auch wenn sie anderen Staaten als den kriegführenden gehörten, mit Beschlag belegt und die Blockade deutscher Häfen angeordnet.

Von den auswärtigen Staaten verhehlte England seinen Ärger am wenigsten. Frankreich schielte mit dem einen Auge auf das preußisch-österreichische Bündnis, mit dem anderen auf Venetien, von dem es glaubte, daß Preußen es Österreich garantiert habe. Der russische Bär lag still mit den Vorderpfoten auf dem Londoner Protokoll. Die deutschen Mittelstaaten aber litten an Gelbsucht und wiesen ihre Kommissare in Holstein an, den Durchmarsch von österreichisch-preußischen Truppen und deren Verproviantierung zu erschweren. Österreich hufte zurück vor dem Überschreiten der jütischen Grenze aus Scheu vor der Einmischung des Auslandes. So lähmten Besorgnisse und unfruchtbare diplomatische Verhandlungen mit diesem und Dänemark die Kriegführung, bis der preußische General von Manteuffel als besonderer Unterhändler bei den Höfen in Hannover, Dresden und Wien Zustimmung zu den Absichten Preußens erwirkte.

Zur Ausgleichung der mannigfachen Gegensätze im österreichisch-preußischen Hauptquartier — namentlich stand Wrangel mit dem Generalstabschef und den übrigen Generalen gern im Widerspruch — wirkte als trefflicher Vermittler der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Die Haupttätigkeit im Felde fiel seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Karl, zu, dessen militärische Begabung vor zehn Jahren Moltke erkannt hatte. Am 19. Aug. 1854 urteilte derselbe in einem Briefe an seine Frau: „Prinz Friedrich Karl hat eine wahre Passion für die Sache, was seiner Einsicht alle Ehre macht. Ich glaube, der ist der Mann, der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heer wiederherstellen wird. Im Verkehr mit den Generalstabsoffizieren ist er in hohem Grade kameradschaftlich, so wenig er sonst bei den Offizieren beliebt ist, welche er durch seine strenge Moralität und etwas schroffes Wesen abstößt. Prinz Friedrich Wilhelm ist ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch." War es dem letzteren diesmal noch versagt, sich auf dem Felde des Krieges den Lorbeerkranz zu erwerben, er sollte sich ihn später verdienen.

Nachdem preußische Gardehusaren am 18. Febr. Kolding genommen hatten, begannen am 6. März auch die Österreicher wieder die Operationen in Jütland. Eine Niederlage bei Veile nötigte die Dänen zum Rückzug hinter den Limfjord, in die nördlichste Spitze der Halbinsel. Fridericia ward eingeschlossen, die auf der Insel Fehmarn liegende Besatzung durch einen nächtlichen, durch Sturm gefährdeten Überfall (15./16. März) gefangen, und bei dem Vorgebirge Arkona durch den Kapitän Jachmann mit drei kleinen Schiffen „Arkona", „Nymphe" und „Loreley" gegen sieben dänische ein ruhmvolles Seegefecht bestanden. Aber noch hielt der Feind in Schleswig seine starke Stellung

fest, die Düppler Schanzen. Die Aufgabe, diese zu erstürmen, erhielt Friedrich Karl. Auf der Halbinsel Sundewitt zieht sich den Alsensund entlang von Süden nach Norden eine Hügelkette, von der Natur zur Verteidigung geschaffen, durch die Kunst zu einem starken Bollwerk für die Insel Alsen und die Festung Sonderburg benutzt. Die erste Verteidigungslinie lag, zehn Schanzen umfassend, nach dem Lande hin; dahinter lagen die fünf Schanzen der zweiten Linie; wahrlich eine gute Deckung für das am Strande liegende Lager. Zwei Brücken, durch Brückenköpfe gesichert, verbanden die Stellung mit der Insel. Über 100 der schwersten Geschütze standen bereit, den Angreifer zu begrüßen, und von der See her konnten die Schiffe, darunter das gepanzerte Untier „Rolf Krake", ihre Geschosse senden. Ein Sturm auf diese Feste, nicht genügend durch Spaten und Geschütz vorbereitet, hätte übel enden müssen. Man mußte also das Eintreffen des schweren Belagerungsgeschützes erwarten. Nach einigen Gefechten begann die Schanzarbeit, welche trotz der ungünstigen Witterung rasch vorrückte. Die Dänen ließen die Zeit zur Offensive verstreichen. Die Parallelen wurden eröffnet, das Bombardement am 1. April begonnen. In der Nacht vom 17. auf den 18. April rückten die Sturmkolonnen in die Parallelen vor, sechs an der Zahl; jedes Bataillon hatte eine Kompagnie dazu gestellt. Nach sechsstündiger Kanonade verhallte um 10 Uhr morgens der Donner. Lautlose Stille: da plötzlich ein mächtig dröhnendes Hurra! Rasch sind die Gräben durcheilt, da klimmen schon die Pioniere die Anhöhe hinan, um die Hindernisse zu beseitigen. In zehn Minuten weht die preußische Fahne von der Schanze 6. Bei der zweiten öffnet Pionier Klinke die Palissaden, indem er einen Pulversack mit der Hand entzündet und sich für die Kameraden opfert. Auf der fünften pflanzt Feldwebel Probst die Fahne auf und schützt sie, den Degen in der Linken, da ihm der rechte Arm durchschossen ist. Nach einer halben Stunde haben die Braven die erste Linie genommen. Unterstützt von der Reserve, sind sie nach dreistündigem Kampfe im Besitz der sämtlichen Schanzen. Ein Vorstoß der achten dänischen Brigade unter General Duplat wirkt nicht mehr; Duplat selbst fällt. „Hätte" — wie Moltke urteilt — „an den errungenen Sieg eine dauernde Verfolgung sich anschließen können, so würde durch die Aufreibung des feindlichen Heeres der Krieg seinem Ende sich haben zuführen können. Aber die besondere Natur des Kriegsschauplatzes gewährte auch hier den Dänen, in einer geschützten, neuen Aufstellung sogleich sich wieder zu sammeln und erneuten Widerstand zu leisten." Ihr Trotz war nicht gebrochen. Die neue Position war Alsen. Wie schon früher, so hatte man auch für den Tag des Sturmes einen Übergang nach der Insel vorbereitet. Das Gelingen dieses Unternehmens wäre „von der entscheidendsten Wichtigkeit gewesen". Aber früher verhinderte der Sturm, jetzt die Unzulänglichkeit der Transportmittel die Ausführung. Der kühne Streich, welchen zwei Offiziere des 15. Regiments am 17. April vollführt hatten —

sie waren bei Tage angesichts des Feindes auf einem Boote nach Alsen übergesetzt und hatten in einer dortigen Batterie die Geschütze vernagelt —, hatten demselben die „drohende Gefahr nur noch augenscheinlicher gemacht". Er war auf seiner Hut.

Am 22. April erschien König Wilhelm selbst auf dem Schlachtfelde, um den Truppen seinen Dank persönlich zu bezeugen. Fridericia wurde Ende des Monats ohne Kampf heimlich verlassen. Vogel von Falkenstein säuberte Jütland gänzlich. Am 9. Mai bestand ein aus fünf Schiffen bestehendes österreichisch-preußisches Geschwader unter dem österreichischen Kontreadmiral Tegethoff bei Helgoland ein Gefecht, bei welchem die österreichische Fregatte „Schwarzenberg" in Brand geriet.

Inzwischen waren auf Betreiben Englands am 25. April die Vertreter der fünf Großmächte, des Deutschen Bundes, Schwedens und Dänemarks in London zu einer Konferenz zusammengetreten und brachten zunächst am 12. Mai eine Waffenruhe zu stande. Preußen konnte nun nicht mehr als Grundlage der Verhandlungen die Abmachungen von 1852 gelten lassen. Jetzt handelte es sich schon um die politische Unabhängigkeit der beiden Herzogtümer von Dänemark. Der Vorschlag Napoleons, Annexion derselben durch Preußen, konnte bei der geringen Zuneigung, welche dasselbe trotz oder vielleicht um seiner Erfolge willen fast überall hatte, nicht ernsthaft in Frage kommen. Mit Österreich sucht es sich schließlich wegen des Augustenburgers zu einigen, der selbst aber Preußen keine für dessen Sicherheit erforderliche Zugeständnisse machen will. Rußland schlägt den Oldenburger als Prätendenten vor. England will Teilung. Dänemark sagt zu allem sein Nein. Und so endet mit der ergebnislosen Konferenz am 25. Juni die Waffenruhe. Abermals beginnt der Kampf, jetzt unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl, der den eigensinnigen Wrangel an Talent und Thatkraft reich ersetzt.

Schon drei Tage nach Ablauf der Waffenruhe (28./29. Juni) erfolgt der in aller Stille schon vorbereitete Übergang nach dem wohlbefestigten Alsen, nicht nur eine der kühnsten Waffenthaten des preußischen Heeres, sondern eine in ihrer Art in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Unternehmung, nach Plan und Ausführung hauptsächlich das Werk des Obersten von Blumenthal. Das Armeekorps, welchem das ebenso gefahr- als ehrenvolle Wagnis zugewiesen war, stand unter dem Befehle des Generals Herwarth von Bittenfeld. Obwohl die Dänen durch Spione genau wußten, daß am 27. Juni 160 flache Boote von Rothekrug durch Apenrade gebracht worden waren, und einen Sturm erwarteten, ahnten sie doch nicht, daß derselbe ohne vorausgegangene Beschießung geschehen werde. Die milde Sommernacht ist überaus günstig. Kein Wind regt sich, ein Wolkenschleier überzieht den sonst eher dämmernden Himmel. Am Strande der Halbinsel Sundewitt beginnt plötzlich stille Geschäftigkeit: Pioniere bringen die Kähne herab; das Strandgeröll knirscht unter den Tritten

der Männer und dem Schürfen der Boote. Aber drüben auf der Insel herrscht tiefe Stille. „Friedliche Ruhe" — schreibt Moltke — „lag über der schönen Gegend, und nur die Lerche erhob sich singend aus den wogenden Kornfeldern, welche bald der Schauplatz blutigen Kampfes werden mußten." Punkt zwei Uhr stoßen die ersten Boote ab, bemannt mit Soldaten der Division Manstein. Die Generale Manstein und Röder stehen auf den vordersten Kähnen. Von vier Stellen aus, zwischen Satrup-Holz und Schnabeckshage, wird der 800—1200 Fuß breite Sund überschritten. Schon ist von einigen Fahrzeugen die größere Strecke zurückgelegt, da blitzt es auf und nochmals, aus Irrtum oder aus Unvorsichtigkeit waren von Preußen einige Schüsse abgegeben worden. Und nun „sprühten die Funken" auch drüben bald da, bald dort, „dann leuchtete es hoch auf und der dumpfe Knall verkündete, daß die bereitgehaltenen Geschütze der nächsten Strandbatterieen ihre Kartätschladung gegen unsere verwegenen Argonauten ausschütteten". Aber „die wackeren Pontoniere, selbst wehrlos und eben erst von der Oder und Elbe angelangt, ruderten unaufhaltsam weiter, die Infanterie aber nahm das Feuer auf, und wenn auch manche Patrone ihr Ziel verfehlt haben mag, so rückte die Feuerlinie doch unaufhaltsam weiter". Und nun wird drüben gestritten. Ob auch flammende Signale die drohende Gefahr verkünden, so rasch sammeln und ordnen sich nicht die Bataillone zur Verteidigung, als die sich mehrenden Angreifer Gräben und Schanzen im Sturme erobern. Die preußischen Strandbatterieen auf Sundewitt mit zweiundsechzig Geschützen bringen die dänischen zum Schweigen, und selbst der mächtig dröhnende „Rolf Krake" vertauscht bald die Rolle des Angreifers mit der Deckung gefährdeter Schiffe und der Rettung flüchtender Dänen. Die Besatzungen der feindlichen Batterieen geraten meist in Gefangenschaft. Auch die Fohlenkoppel, ein Gehölz, in welches sich die Angegriffenen zumteil zurückziehen, wird genommen. Noch einmal kommt das Gefecht zum Stehen bei dem Dorfe Kjär, aber General Herwarth „griff dort persönlich ein und traf im Tirailleurfeuer des Feindes mit unvergleichlicher Ruhe seine Anordnungen". Um sechs Uhr morgens war auch hier der Sieg errungen. Als nun auch die ersten Feldgeschütze zu spielen anfangen, wird der Rückzug allgemein, „und der ‚tappre Landsoldat' beschleunigte dabei seine Schritte sehr merklich"; dabei sich alles hemmenden Gepäckes entledigend; „Hannemann" ließ selbst, um besser laufen zu können, „seine Holzschuhe" zurück. Um sieben Uhr rückten Göbens tapfere Westfalen in Sonderburg ein, welches die Feinde vor der Räumung in Brand gesteckt hatten. Gefangene mußten löschen. Auch das Barackenlager bei Ulkebüll und Wollerup steckten die Fliehenden selbst in Brand. Um zehn Uhr vormittags war alles zu Ende. Zwar hatten sich die Dänen auf der Halbinsel Käkenis schon bei Zeiten einen neuen, trefflich befestigten Zufluchtsort geschaffen und zogen sich jetzt hierhin vor der Verfolgung zurück, räumten aber nach wenigen Tagen auch diesen, da

sie sich nicht mehr sicher fühlten. Von 12—15000 Mann hatten sie über ein Viertel eingebüßt, darunter 2000 Gefangene. Die Preußen zählten an Toten und Verwundeten nur 373 Mann. Die Beute an Geschützen war bedeutend. — Hätten die eiderdänischen Brüller in Kopenhagen selbst die Hiebe in Düppel und Alsen empfunden, ihre Dickköpfe wären wohl weicher geworden, und ihr Trotz hätte ferner nicht mehr die Friedensliebe des Königs und der konservativen Partei gehindert; aber so trieben sie immer noch zu neuem Widerstand, ob auch der Soldat selbst kaum mehr zum Kampfe stand hielt. Am 14. Juli pflanzten Prinz Albrecht und General Vogel von Falkenstein „preußische und österreichische Banner auf Skagen, der nördlichsten Spitze Jütlands". Den wackeren Kämpfern war nichts mehr unerreichbar: „ein paar Mann der Stabswache" nahmen „von Fredericshaven aus auf Ruderbooten ein dänisches Schiff", „welches eine halbe Meile entfernt in See lag". Die westfriesischen Inseln wurden vom Feinde befreit und ihr brutaler Dränger Kapitän Hammer endlich selbst „bei der Hose" gefaßt. Jetzt endlich bangte man „in Kopenhagen für Kopenhagen". Das eiderdänische Ministerium ward gestürzt: Man bat um Waffenruhe, die am 20. Juli bis zum Ende des Monats bewilligt, dann verlängert wurde. Die Verhandlungen fanden nur zwischen den drei kriegführenden Staaten Österreich, Preußen und Dänemark zu Wien statt, wohin sich für Preußen Bismarck selbst begab. Nachdem am 1. August die Präliminarien festgestellt waren, erfolgte nach langem Feilschen und Hadern der Dänen endlich am 30. Okt. 1864 der endgültige Friede zu Wien, in welchem »poor little Denmark« auf alle Rechte an Schleswig, Holstein und Lauenburg verzichtete zu Gunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen und deren Verfügungen über diese Länder anzuerkennen versprach. Die deutschen Bundestruppen, von ihren Regierungen dazu verurteilt, großen Thaten thatenlos zuzuschauen, machten erst 1865 aus Holstein „rechtsum kehrt" in die Heimat; die Sachsen gingen „durch die Hinterthür nach Haus", weil Minister Beust Preußen kein gutes Wort geben wollte, „um Magdeburg und Erfurt zu passieren". Den ruhmbedeckten Siegern ward ein jubelnder Empfang in Berlin. Ein Dank- und Friedensfest am 18. Dez. gab dem Höchsten die Ehre für den glücklichen Ausgang des Krieges. „Als der Krieg gegen Dänemark anfing", — äußerte voll Bescheidenheit und Demut Moltke am 6. Aug. 1864 — „konnte niemand trotz der materiellen Überlegenheit das erreichte, durchaus befriedigende Resultat vorhersehen, und wir dürfen Gott dafür danken und seine gnädige Führung anerkennen." Mit Recht aber sprach König Wilhelm das Lob aus: „Die Armee hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie diesmal nicht verdorben hat, sondern zu einem fast überraschenden Resultat machte" (an Moltke, Gastein 14. Aug. 1864). Über Schleswig-Holstein war ein für allemal abgerechnet mit

Dänemark; aber die neue Erwerbung gab den gemeinsamen Besitzern nur Anlaß zum Hader. Auch sie mußten mit einander abrechnen; dabei konnte es zur Abrechnung über die alte Streitfrage kommen, und es kam zum blutigen Austrag. Der innere Wunsch, welchen mit Moltke wohl alle ehrlichen Deutschen hegten, als die Fürsten der siegreichen Heere sich im Bade Gastein (Aug. 1864) begegneten: „Gebe Gott, daß die beiden Monarchen sich in diesen Tagen verständigt haben. Es ist mein altes Lied: Mit Österreich, dann hat es keine Not" sollte nicht in Erfüllung gehen. Erst genau zwei Jahre später vertrugen sich nach schrecklichem Bruderkampfe die Bundesgenossen mit der Scheidung: „Ziehe Du rechts, so ziehe ich links!"

2. Der deutsche Krieg (1866).

Bei der gänzlichen Verschiedenheit der Interessen, welche die beiden deutschen Großstaaten in scharfem Gegensatz zu einander hielt, mußte das friedliche Einvernehmen gerade durch die gemeinschaftliche Verwaltung des neu erworbenen Gebietes alsbald Störung erfahren. Der neue Besitz rief allenthalben die bittersten Entzweiungen hervor. Der Erbprinz von Augustenburg, vom deutschen Volke als berufener Herrscher der Herzogtümer betrachtet und durch eine Entscheidung der juristischen Fakultäten von sechzehn deutschen Universitäten in seinen Ansprüchen bestärkt, benahm sich mehr und mehr als „Herzog", zumal da auch Österreich mit den deutschen Mittelstaaten sich auf seine Seite zu neigen anfing, nicht so sehr, weil es von dessen Rechte überzeugt war, als weil es keine Stärkung Preußens wünschte. Diese trat aber notwendig ein, wenn Preußens Ansicht durchdrang, die Schöpfung eines neuen Kleinstaates in seiner Nähe nur unter der Bedingung zu dulden, daß dessen eigene und Preußens Sicherheit durch engeren Anschluß an letzteren Staat gewährleistet werde. Da das Erbrecht des Augustenburgers durch die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg und das negative Gutachten preußischer Kronjuristen sehr in Zweifel gestellt war, hätte ihm die Klugheit Entgegenkommen gegen die mäßigen Forderungen Preußens anempfehlen müssen. Statt dessen verhielt Prinz Friedrich sich schroff ablehnend und trug hierdurch in wie außer den Herzogtümern zur Verschärfung der Gegensätze bei. Der zwischen der Regierung und dem Landtage Preußens schon bestehende Konflikt erhielt dadurch nur neue Nahrung. Der Kampfeseifer erstickte so sehr alles patriotische Gefühl, daß man, der Kriegserfolge uneingedenk, auch jetzt noch die Deckung der Kriegskosten, das Heeresbudget, die Gründung einer Flotte versagte und über die schleswig-holsteinische Angelegenheit gar keinen Beschluß faßte. Aber durch alle Opposition und Anfeindungen aller Art unbeirrt, schritt Bismarck auf der Bahn, welche er für die richtige erkannte, weiter. Österreich hätte gegen Abtretung der schlesischen Grafschaft Glatz in eine Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen gewilligt, aber

diesen Preis wollte und konnte Preußen nicht zahlen. Von Wien aus beeinflußt, lehnte Friedrich von Augustenburg auch die Mindestforderungen Preußens vom 22. Febr. 1865 für seine Anerkennung ab: Abtretung von Alsen, Düppel, Sonderburg, Flottenstation im Kieler Hafen, Verwaltung des zu bauenden Nord-Ostsee-Kanals, Besatzung in Rendsburg, Unterordnung von Heer und Flotte unter Preußen, Fahneneid für den König von Preußen und Anschluß an den Zollverein. Trotz der offenbar wenig freundschaftlichen Haltung Österreichs schloß Preußen um dieselbe Zeit noch den neuen, für ersteres günstigen Handelsvertrag und bewies durch Vorschlag der Einberufung der Stände von Schleswig-Holstein (17. April 1865) von neuem den guten Willen zu einem Ausgleich, verlangte aber vergeblich die auch von Oldenburg geforderte Ausweisung des Augustenburgers, der sich im Gegenteil der unverhohlenen Gunst Österreichs fortgesetzt erfreute. Nachdem Preußen im März durch die Verlegung der Marinestation von Danzig nach Kiel aus seiner seitherigen Zurückhaltung herausgetreten war, gedieh die Spannung aufs äußerste: Der innere Konflikt beider Staaten, wie ihr Verhältnis zu einander, die schleswig-holsteinische Angelegenheit, die deutsche Frage schien nur noch durch die Waffen entschieden werden zu können. Bismarck war fest dazu entschlossen, das, wie er wußte, wohlgeschärfte Schwert zu ziehen, zumal er durch meisterhafte Verhandlungen die Gewißheit erlangt hatte, daß Napoleon wohlwollende Neutralität beobachten, Italien sich sogar am Kriege beteiligen werde. Baiern hoffte er durch das Anerbieten der Führung in Süddeutschland mindestens auch zum stillen Zusehen zu bestimmen. Aber der Kronprinz Friedrich Wilhelm, dem Augustenburger herzlich zugethan und immer noch auf dessen Nachgiebigkeit hoffend, sprach sich entschieden gegen den Krieg aus. Der König selbst mochte sich nur schwer dazu verstehen, den Freund zum Waffengang zu fordern. Der Ministerpräsident fügte sich, sah aber klar die Dinge kommen. Als ihn am 1. Juni 1865 die Liberalen des Abgeordnetenhauses in hergebrachter Weise abermals scharf angriffen, erklärte er: „Könnten wir uns rechtzeitig klar im voraus über alle Pläne der Zukunft Ihnen gegenüber aussprechen, ich glaube, Sie würden mehr davon billigen, als Sie bisher zu thun sich getrauten. Hätten wir Ihnen vor ein und einem halben Jahre hier offen darlegen können, welchen Zielen wir zustreben, ich glaube, Sie würden so viel nicht dagegen eingewendet haben. Sie sind der Meinung, wir hätten unsere Ziele und unsere Bestrebungen, vom Strome getrieben, geändert. Es giebt Protokolle anderer, eben so amtlicher Sitzungen wie dieser, aus denen Ihnen bemerkbar sein wird, daß wir seit dem Dezember 1863 unsere Ziele nicht gewechselt haben ... Die Landesherren (der König von Preußen und der Kaiser von Österreich) beabsichtigen, die Stände der Herzogtümer demnächst zu berufen. Kommen wir und Österreich mit ihnen zu friedlicher Verständigung, so wird dies ein allerseits erwünschtes

Ergebnis sein: gelingt es nicht, so werden keine Beschlüsse, keine Proklamationen der Stände, kein einseitiges Vorgehen imstande sein, Preußen aus den Herzogtümern herauszumaßregeln." Wider alles Erwarten kam es am 14. Aug. 1865 in Gastein zu einer Art Damenfrieden. Durch die Vermittelung der Erzherzogin Sophie, Mutter Franz Josephs, und ihrer Schwester, der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen, schlossen die beiden Fürsten einen Vertrag, nach welchem die provisorische Verwaltung in den beiden Herzogtümern jetzt in der Weise Regelung fand, daß Österreich sie in Holstein, Preußen in Schleswig führte. Lauenburg fiel an Preußen, welches dafür an Österreich 2½ Millionen Thaler zahlte. Kiel sollte Bundeshafen, Rendsburg Bundesfestung werden. Eine Etappenstraße und eine Telegraphenanlage durch Holstein sollte die Verbindung Schleswigs mit Preußen sichern. Bei einer persönlichen Begegnung in Salzburg am 20. Aug. unterzeichneten beide Monarchen die getroffene Übereinkunft, welche den König Wilhelm mit solcher Befriedigung erfüllte, daß er Bismarck (16. Sept.) in den Grafenstand erhob.

Der Landtag aber sprach am 15. Jan. 1866 seinen Dank für den neuen Erfolg geschickter Diplomatie dadurch aus, daß er dem Erwerb von Lauenburg seine Zustimmung versagte und den zur Deckung der Kriegskosten geschehenen Verkauf der Köln-Mindener-Eisenbahn-Aktien für ungültig erklärte. Unter erregten Streitigkeiten schloß der Landtag am 23. Febr. Der Konflikt blieb. Aber die kommenden Ereignisse setzten ihm ein Ende.

Die Gasteiner Vereinbarung hatte in der That nur, wie Bismarck sagte, „die Risse verklebt". Sie klafften alsbald wieder ärger als zuvor. Während der österreichische Gouverneur in Holstein, General von Gablenz, das Treiben des Augustenburgers und für denselben zuließ, schritt der preußische Gouverneur in Schleswig, General von Manteuffel, wie er mußte, gegen dasselbe scharf ein. Die von den deutschen Mittelstaaten gewünschte Einberufung der Stände in den Herzogtümern unterblieb. Die Zurückweisung der Beschwerden Preußens über Verletzung des Vertrags durch Österreich und schroffe Erwiderungen des letzteren waren die Einleitung zum offenen Bruche. Alles fühlte das Nahen des Gewitters. Am 28. Febr. beriet König Wilhelm mit seinem Ministerrate wiederum die Frage, ob Krieg oder Frieden, neigte sich aber, obwohl man der Neutralität Frankreichs sicher war und Moltke die vollständige Kriegsbereitschaft erklärte, immer noch einer friedlichen Lösung der Angelegenheit zu. Die Forderung der Annexion sollte festgehalten, mit der schleswig-holsteinischen Frage auch die Bundesreform erledigt werden. Am 3. März sprach Bismarck es offen aus, daß Preußen die Annexion der Herzogtümer wünsche, und gab dadurch bewußtermaßen der ohnehin preußenfeindlichen Stimmung der Mittelstaaten zu unvorsichtigen Äußerungen Gelegenheit. Der württembergische Minister von Varnbüler ließ sich sogar zu einem drohenden »Vae victis« fortreißen. Der Krieg war

unvermeidlich. Aber man mochte die Veranlassung doch nicht vom Zaune brechen. So wechselte man Noten auf Noten. „Es dürfte in unserem Jahrhundert“ — schreibt Herzog Ernst II. von Koburg — „kaum einen zweiten Krieg gegeben haben, der mit einer solchen Unzahl von diplomatischen Noten eingeleitet worden ist.“ Während man rüstete, kündigte Österreich am 16. März den deutschen Höfen an, es werde die schleswig-holsteinische Frage dem deutschen Bundestag zur Entscheidung unterbreiten, und wünschte die Mobilmachung von vier Bundesarmeekorps. Preußen dagegen wies am 24. März in einem Rundschreiben darauf hin, daß Deutschland bei seiner jetzigen Verfassung dem Schicksal Polens zueile, und hielt Umfrage, inwieweit es auf Unterstützung seiner bisherigen Bundesgenossen zählen könne. Die gegenseitigen Anfragen über die Rüstungen beantwortete man beiderseits mit hohlen Versicherungen und schlecht verhüllenden Vorwänden. Am 7. April schlug Österreich Abrüstung vor. Am 8. d. M. schloß Preußen, nach vorausgegangenen längeren Verhandlungen, mit Italien einen Schutz- und Trutzvertrag, welcher letzterem Staate für den Fall des Krieges mit Österreich die Erwerbung Venetiens zusicherte. Der Abschluß des Bündnisses hatte sich verzögert, einmal infolge der mißtrauischen Zurückhaltung der italienischen Regierung, dann aber, weil der Minister General Lamarmora den erwünschten Besitz ohnedies auf anderem Wege zu gewinnen hoffte. Erst als auch der letzte Versuch, Österreich zur Abtretung Venetiens zu bewegen und für diesen Verlust durch die Einverleibung Rumäniens, wo am 24. Febr. 1866 Fürst Cusa gestürzt worden war, zu entschädigen, am Widerstande Rußlands scheiterte, schlugen die Italiener in die dargebotene Hand ein; General Govone brachte die Verhandlungen zum Abschluß. Die Politik Bismarcks konnte einen dreifachen Triumph feiern. Denn in Rumänien brachte sie einen Hohenzoller, den Prinzen Karl von Sigmaringen, auf den Thron. Der einzige aber, welcher vielleicht die Pläne Preußens hätte durchkreuzen können, Napoleon, hatte, ohne für das Versprechen, deren Ausführung nicht entgegenzutreten, nur irgendwelche Aussicht auf „Kompensation“ erlangt zu haben, durch wohlfeile Liebenswürdigkeit eingenommen, sich um so leichter zur Neutralität verpflichtet, als ihm jede Demütigung Österreichs Behagen bereitete. In dem preußisch-italienischen Vertrag war als Kriegsfall hingestellt: „Wenn die Unterhandlungen, welche Se. Majestät der König von Preußen mit den anderen deutschen Regierungen in Absicht auf eine den Bedürfnissen der deutschen Nation entsprechende Reform der Bundesverfassung eröffnet hat, scheitern sollten und infolge dessen Se. Majestät in die Lage käme, die Waffen zu ergreifen.“ Schon am folgenden Tage (9. April) wurde dieser Fall eingeleitet, da Preußen durch seinen Gesandten von Savigny beim Bundestag den Antrag stellte, ein aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehendes Parlament zu berufen, welches allein imstande sei, die notwendige Reform der Verfassung des Deutschen Bundes zu schaffen. Je weniger

man im allgemeinen in Deutschland von der Politik Bismarcks einen nationalen Schritt erwartet hatte, umsomehr setzte dieser echt freisinnige Vorschlag alles in Erstaunen und erweckte je nach der Zu- oder Abneigung gegen den beantragenden Staat und den Lenker seiner Politik freudige Hoffnung, bedenkliches Kopfschütteln, verstecktes Mißtrauen oder offene Anfeindung. Die Regierungen legten den Antrag ruhig ad acta. Ein fanatisierter Student, Julius Cohen, der Stiefsohn des politischen Flüchtlings Karl Blind, suchte durch ein Attentat den scheinbaren Urheber aller Verwickelungen, Bismarck, aus dem Wege zu räumen. Die Verhandlungen, welche die beiden Großstaaten auf gegenseitige Abrüstung einleiteten, zerschlugen sich, da Österreich diese gegen Italien einzustellen sich weigerte, und hatten nur den Erfolg, daß letzteres, zum großen Jubel des vom Einheitstaumel erfaßten italienischen Volkes, offen mobil machte. Auch bei den deutschen Mittelstaaten machte sich das Bewußtsein, daß ein Krieg unvermeidlich sei und auch sie in seinen Wirbel ziehen werde, in Rüstungen geltend. Was half bei der kriegerischen Stimmung der papierne Beschluß des Bundestags auf allgemeine Abrüstung (24. Mai)? Der von Napoleon zur Erledigung der schleswig-holsteinischen und venetianischen Frage vorgeschlagene europäische Kongreß, nichts mehr als eine pfiffige Spekulation im eigenen Interesse, kam nicht zu stande; sein Versuch mit Österreich allein einen Handel abzuschließen, schlug fehl. Dem diplomatischen Geschick Bismarcks ist es zuzuschreiben, daß Österreich, anstatt seinerseits sich kluger Zurückhaltung zu befleißen, sich Schritt für Schritt vorwärts ziehen ließ und so stets als der Angreifer erschien. Als es, der Verhandlung überdrüssig, die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bundestag zur Entscheidung übertrug (1. Juni) und die holsteinischen Stände zur Äußerung ihrer Wünsche berief, erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für gebrochen, und Manteuffel ließ sofort (7. Juni) nach vorhergegangener Ankündigung, daß somit wieder der gemeinsame Besitz der Herzogtümer hergestellt sei, seine Truppen in Holstein einrücken und nahm für seinen König auch dort die Regierung in Anspruch. Gablenz verließ am 12. Juni mit seinen Truppen Holstein, indem er erklärte, er weiche der Gewalt. An demselben Tage brach Österreich den diplomatischen Verkehr mit Preußen ab.

Am 10. Juni waren die Würfel gefallen, die über Krieg oder Frieden entschieden: die amtliche Vorlage des angekündigten Entwurfs einer Bundesreform durch Preußen, welche Österreich aus dem Bunde ausschloß. Mit seiner Einsprache gegen das eigenmächtige Vorgehen des Bundesstaats verband Österreich den Antrag auf Mobilmachung sämtlicher nichtpreußischen Kontingente gegen denselben und erreichte trotz der Verwahrung des preußischen Gesandten beim Bundestage, von Savigny, die Abstimmung am 14. Juni. Obwohl diese keine Mehrheit ergab, verkündete der österreichische Gesandte als Präsident die Annahme des Antrags und damit den Bundeskrieg gegen Preußen. Savigny erklärte namens seiner Regierung durch diesen

Beschluß den Deutschen Bund für erloschen, legte den Antrag auf Gründung eines neuen Bundes mit neuer Verfassung auf den Tisch des Hauses nieder und verließ die Sitzung. Einer Kriegserklärung zwischen Österreich und Preußen bedurfte es nicht mehr; es erfolgte eine solche auch nicht.

Noch wurzelte die altehrwürdige Gewohnheit, der Führung Österreichs zu folgen, zu sehr in den Herzen der deutschen Mittelstaaten, als daß diese sich nicht für den Anschluß an dieses entschieden hätten. Preußen richtete am 15. Juni zum letztenmale an Sachsen, an Hannover und Kurhessen, unter Gewährleistung ihres Besitzstandes und ihrer Souveränitätsrechte, die Aufforderung abzurüsten und sich an den künftigen neuen Bund anzuschließen. Aber in Sachsen hatte der Minister von Beust längst die preußenfeindliche Stimmung in Kriegsbereitschaft umgesetzt. In Hannover glaubte der blinde König Georg als „Christ, Monarch und Welf" sich gegen Preußen stellen zu müssen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen lehnte in leidenschaftlich erregter Unterredung mit dem preußischen Gesandten General von Röder das Ultimatum im Widerspruch mit den Ständen ab (15. Juni) und ließ seine 8000 Mann, obwohl sie noch unfertig gerüstet waren, zum VIII. Bundesarmeekorps bei Hanau stoßen. Den Versuch des Landesherrn, den Staatsschatz abführen zu lassen, vereitelte der landständische Ausschuß. Hatte man in Berlin auch von der militärischen Schlagfertigkeit der deutschen Mittelstaaten aus guten Gründen keine besonders hohe Meinung, so kamen doch gerade die drei genannten Gebiete wegen ihrer geographischen Lage für die strategischen Verhältnisse in Betracht. Da sie die an sie ergangene Aufforderung ablehnten, blieb Preußen nichts anderes übrig, als sich derselben durch Besetzung zu versichern. Auch die vereinigten Armeeen Hannovers und Hessens hätten das nicht verhindern können; ihr rechtzeitiger Abzug nach dem Süden aber würde die oberdeutsche Streitmacht bedeutend verstärkt haben. Die norddeutschen und thüringischen Staaten traten sonst außer Meiningen und Reuß-Greiz auf Seite Preußens. Am 16. Juni rückten seine Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen ein, Manteuffel von Holstein, Vogel von Falckenstein von Westfalen her, Beyer von Wetzlar aus. Am 18. Juni erfolgte die Besetzung der drei Hauptstädte Hannover, Dresden und Kassel. König Johann von Sachsen hatte sich nach Böhmen, der König von Hannover zu seinem Heere nach Göttingen begeben. Der Kurfürst war im Vertrauen auf sein Recht ruhig auf Schloß Wilhelmshöhe geblieben und ward, als er einen neuen Antrag des Generals von Röder, der Bundesreform zuzustimmen, in der ihm eigenen drastischen Weise kurz abgewiesen hatte, als Staatsgefangener am 23. Juni nach Stettin abgeführt. Die Regierung seines Landes, wie kurz danach Hannovers und Nassaus, übernahm Preußen.

Am 20. Juni erklärte Italien an Österreich den Krieg. Dieses hatte also seine Streitmacht zu teilen. Zum Befehlshaber der Südarmee

ernannte der Kaiser den kriegserfahrenen Sohn des Siegers von Aspern, Erzherzog Albrecht, zum Führer der Nordarmee den Generalfeldzeugmeister Benedek, unter welchem als Befehlshaber einzelner Abteilungen standen vor allem der Kronprinz Albert von Sachsen, Gablenz, Ramming und die Erzherzöge Ernst und Leopold. Benedek hatte sich 1859 bei Solferino hervorgethan und erfreute sich seitdem als wackerer Soldat beim Volke verdienter Beliebtheit, bei den Kameraden überschätzenden Ansehens. Seine Gewissenhaftigkeit und echt soldatische Strenge wurde selbst im Volkswitz gerühmt, welcher dem österreichischen Trommelschlag beim Marsche den Text unterlegte:

„Die Knödel eweg (= hinweg), die Knödel eweg!
Es kommt der Marschall Benedek!"

Zum leitenden Feldherrn fehlte ihm das Notwendigste, Raschheit des Überblicks und des Entschlusses. In richtiger Erkenntnis seines Mangels bat er selbst den Kaiser um Entbindung von dem Oberbefehl. Nichts soll ihn mehr betroffen haben, als die abschlägige Antwort des Kaisers mit der Begründung, er habe keinen anderen Feldherrn. Der mangelhaften Oberleitung entsprach die Ausbildung, die Ausrüstung, auch die Verpflegung der Truppen, denen die preußischen an Bildung, Solidität und Manövrierfähigkeit weit überlegen waren. Dank der Reformthätigkeit des Königs, welchem der Kriegsminister Roon und der Generalstabschef Moltke in Rat und That zur Seite standen, befand sich das preußische Heer in vorzüglicher Verfassung und vollständiger Bereitschaft alles dessen, was ein Krieg erfordert. Den Vorteil, welchen die österreichische Artillerie in ihren gezogenen und trefflich bedienten Geschützen besaß, glich mehr als aus die Bewaffnung der preußischen Infanterie mit dem von Dreyse aus Sömmerda erfundenen Zündnadelgewehr. Noch schlechter gerüstet als die Österreicher waren die Mittelstaaten, die zumteil erst bei Beginn des Krieges die nötigen Lieferungen ausschrieben. Baiern, welches nach der Bundesmatrikel 53 400 Mann stellen sollte, hatte Mitte Juni erst 45 000 Mann auf den Beinen, und diese noch nicht einmal zur raschen Verwendung gesammelt. Der Oberbefehl war dem Prinzen Karl von Baiern, dem Bruder des Königs Ludwig I., übertragen. Vom VIII. Bundeskorps, aus Württembergern, Badensern und Hessen-Darmstädtern bestehend, standen allein die letzteren und die ihnen zugesellten Nassauer fertig. Den Befehl über diese buntscheckige Armee, 35 000 Mann statt 47 000 Mann, erhielt Prinz Alexander von Hessen. Die mit den Österreichern vereinigten Sachsen, 23 000 Mann, standen vollständig gerüstet. Bei den Süddeutschen stellte das Schwanken im Plane für den Feldzug ebensosehr die gänzliche Unklarheit der Leitung wie die alte, trotz der gemeinsamen Gefahr unverminderte Selbstsuchtspolitik der Regierungen bloß. Weitentfernt dem Ganzen die Sonderinteressen, verkehrte Vorrang-Streberei und kleinliches Mißtrauen zu opfern, und sich entweder mit einander oder mit Österreich zu einheitlichem Vorgehen zusammenzuschließen, sorgte man

zunächst für Deckung der eigenen Gebiete und verführte nur durch das Versprechen, die Verbindung mit den Österreichern suchen zu wollen, den österreichischen Oberfeldherrn zum Aufgeben seines ersten Planes, die Preußen in Mähren zu einer Defensivschlacht zu erwarten. Im ganzen sollte die österreichische Nordarmee, aus sieben Armeekorps bestehend, ohne die Sachsen, 238000 Mann zählen. Aber am 16. Juni waren bei Olmütz anstatt 197000 Mann Infanterie erst 174000 Mann versammelt. Um den Baiern die Hand reichen zu können, verlegte man die Defensivstellung nach Böhmen, aber zu spät. Es waren achtunggebietende Massen aufgeboten, ein im Vergleich zu Preußens Kriegern mangelhaft ausgebildetes und doch brauchbares Material. Das Ganze glich einer Maschine, deren einzelne Teile wohl vorhanden, aber nicht zum richtigen Getriebe genau in einander gefügt waren, und welcher die eine treibende und leitende Kraft fehlte. Ein nach festem Plane gelenktes, gemeinsames Vorgehen der zu Gebote stehenden Streitkräfte hätte Preußen mindestens anfangs in bedrängte Lage bringen müssen. König Wilhelm, welcher es kaum über sich gewinnen konnte, zum ersten Schlage gegen den seitherigen Kampfesgenossen auszuholen, hätte lieber die Eröffnung der Feindseligkeiten diesem überlassen, und naturgemäß mußte Österreich, welches zuerst den Säbel umgeschnallt, auch zuerst vom Leder ziehen. Aber die preußischen Generale waren für den Angriff. Hier gab es kein unklares Hin- und Herplanen und dem entsprechendes unsicheres Handeln, sondern in allem herrschte Klarheit und Bestimmtheit. Ziel war: Niederwerfung Österreichs. Und Moltkes Feldzugsplan besagte einfach und fest: Offensive, getrennt marschieren, vereint schlagen in Böhmen.

Demgemäß waren auf dem östlichen Kriegsschauplatze drei Armeeen aufgestellt: 1. die erste unter dem Prinzen Friedrich Karl mit dem Generalstabschef von Voigts-Rheetz in der Lausitz, bestehend aus dem II., III. und IV. Korps, 93000 Mann, Pommern, Brandenburger und Sachsen, mit den Divisionen von Horn und Fransecky; 2. die zweite in Schlesien unter dem Kronprinzen von Preußen, 115000 Mann, die Garde unter Prinz August von Württemberg, das I. Korps, Preußen, unter von Bonin, das V. und VI., Posener und Schlesier; hierbei befand sich der scharfe Steinmetz und als Generalstabschef der besonnene Blumenthal; 3. die dritte bei Torgau als Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, dem Sieger von Alsen, 46000 Mann zählend, vom VII. Korps, Westfalen, die 14. Division, vom VIII. Korps, Rheinländer, die 15. und 16. Division umfassend. Die Stärke der beiden Gegner war also ziemlich gleich. Zwei Streifkorps von 9000 Mann sollten die schlesische Grenze gegen Mähren beobachten. Das Reservekorps von 24000 Mann in Berlin trat nicht in Thätigkeit.

Auf dem westlichen Schauplatze betrug die ganze Streitmacht nur 48000 Mann, nämlich 14000 unter Manteuffel bei Hamburg,

14300 unter Göben bei Minden, 19600 unter Beyer bei Wetzlar. Oberbefehlshaber war ein Veteran aus dem Jahre 1815, der thatkräftige, aber eigenmächtige Vogel von Falckenstein. Er beachtete die ihm gegebenen Weisungen so wenig, daß er die ihm gewordene Aufgabe, die hannoversche Armee zu umschließen und zur Kapitulation zu nötigen, nicht hätte lösen können, wenn diese nicht ihren Marsch nach dem Süden verzögert hätte.

Das hannoversche Heer zählte 15000 Mann Infanterie, 2000 Mann Reiter, 1800 Mann Artillerie mit 42 Geschützen, also eine stattliche Zahl, die unter einsichtiger und thatkräftiger Führung auf diesem Kriegsschauplatze ein entscheidendes Wort hätte mitreden können. Die Offiziere selbst aber setzten in die thatsächliche Leitung, die in der Hand des Generaladjutanten von Tschirnitz lag, während der älteste General, Gebser, amtlich das Oberkommando zu führen hatte, kein Vertrauen. An seine Stelle trat dann der tüchtige Arentschild. Obwohl die Truppen in langsamem Zuge von Göttingen her, durch das preußische Eichsfeld sich bewegend, über Heiligenstadt und Mühlhausen erst am 23. Juni an die Unstrut nach Langensalza gelangten, hätten sie noch durch Thüringen fast ungehindert zu den Baiern stoßen können. Denn Falckenstein hatte ihnen den Weg nicht verlegt. Noch einmal machte Preußen den Versuch, den Hannoveranern durch eine ehrenvolle Niederlegung der Waffen den Kampf zu ersparen. Auf die Ablehnung der sehr entgegenkommenden Bedingungen erhielt General von Flies den Befehl, zwar den Feind, solange er bei Langensalza stehe, nicht anzugreifen; wenn er aber aufbreche, ihm „an der Klinge zu bleiben", d. h. ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Obwohl Falckenstein die strenge Weisung hatte, seine Macht zu konzentrieren, hatte er diese geteilt, indem er 18000 Mann unter Göben gegen die Baiern sandte und nur 15000 Mann unter Manteuffel den Hannoveranern entgegenschickte. Als daher Flies am 27. Juni trotz seiner geringen Truppenzahl, im ganzen 9000 Mann, einen kühnen Angriff machte, unterlag er den übermäßigen Anstrengungen des glühend heißen Tages und der Übermacht. Aber der Sieg wurde nicht sofort ausgenutzt, um einen Durchbruch wenigstens zu versuchen. Am folgenden Tage war es zu spät: Göben rückte von Eisenach, Manteuffel von Mühlhausen heran, Flies hielt Gotha besetzt. Der gehoffte bairische Entsatz erschien nicht, und am 29. Juni mußte — ein in der Kriegsgeschichte fast unerhörter Fall —, eine siegreiche Armee die Waffen strecken. Der König von Hannover und der Kronprinz, der spätere Herzog von Cumberland, wurden entlassen und begaben sich nach Hietzing bei Wien.

Nach dem Plane Moltkes sollte die erste Armee durch die Pässe der Lausitz und mit ihr gleichzeitig die Elbarmee von dem besetzten Sachsen aus durch das Erzgebirge über die Grenze Böhmens rücken; die zweite Armee drei Tage später von Osten durch das Riesengebirge eindringen. Für die Vereinigung der ersten und zweiten Armee war

nicht ein Punkt, sondern die „Richtung auf Gitschin“ bestimmt. Schon diese Weisung zeigt den großen Gegensatz zwischen der österreichischen und der preußischen Oberleitung. Das Wesentliche, der Hauptzweck, wird hier bestimmt bezeichnet, die einzelnen Maßregeln bleiben den Führern überlassen. Benedek verfuhr gerade umgekehrt: Die Generale empfingen bestimmte Befehle, ohne den planmäßigen Zusammenhang zu kennen. Die Vereinigung der Armeeen erfolgte nicht bei Gitschin; aber die allgemeine Richtung war gegeben, und das Endergebnis entsprach dem Plane.

Da Friedrich Karl sich einer größeren Armee entgegenglaubte, als Benedek thatsächlich schon herangezogen hatte, wartete er das Vorgehen der Elbarmee ab, befand sich aber am 26. Juni, nachdem er tags zuvor bei Liebenau zuerst Fühlung mit dem Feinde bekommen, schon an der Iser bei Turnau, wo sich die von Reichenberg herführende Straße in zwei Wege teilt, von denen der eine nach Gitschin geht, der andere dem Flüßchen entlang über Podol nach Münchengrätz sich wendet. Der Kronprinz von Sachsen suchte das von Fransecky besetzte Turnau wieder zu gewinnen, weil dieser Punkt die Iserbrücke beherrscht. Da aber die österreichische Brigade Poschacher, seit den Kämpfen vor dem Danewerke 1864 die eiserne genannt, trotz tapferen Kampfes bei Podol (26. Juni) unterliegt, gehen die Sachsen zurück. Friedrich Karl, seither mehr auf Besiegung des Gegners, als auf Vereinigung mit der zweiten Armee bedacht, zögerte einen Tag, ging aber auf telegraphische Weisung des Königs dann um so kühner vor. Inzwischen war Herwarth nach seinem Siege über Edelsheim bei Hünerwasser (26. Juni) bis Münchengrätz gelangt und kämpfte hier am 28. Juni glücklich gegen den schon auf Gitschin im Abzug begriffenen Kronprinzen von Sachsen. Benedeks Befehl zum Rückzug auf die Hauptarmee erreichte diesen erst, als er bei dieser Stadt, die er um jeden Preis halten wollte, wieder in ein heftiges und für die Angreifer infolge des ungünstigen Terrains und des von den Höhen aus wütenden Artilleriefeuers sehr schwieriges Gefecht verwickelt war (29. Juni). Um den Schlüssel der österreichischen Stellung, Diletz, zu umgehen, machte von Tümpling einen kühnen Angriff auf Podulsch, vermochte aber nicht durchzudringen. Als nun der Kronprinz das Gefecht abzubrechen suchte, drängten die Preußen trotz aller Ermattung bis in die Stadt Gitschin nach. Einzelne österreichischen Abteilungen erhielten den Rückzugsbefehl gar nicht und fochten mannhaft weiter. Selbst im Dunkel der Nacht dauerte der Kampf in den Straßen fort. Das Einrücken der Sieger war so schnell geschehen, daß Clam-Gallas kaum der Gefangenschaft entrann, und unter den Truppen, die schon zumteil die Biwaks bezogen hatten, entstand arge Verwirrung. Dem Vormarsche Friedrich Karls an die Elbe und seiner Vereinigung mit der zweiten Armee stand kein Hindernis mehr im Wege.

Als diese den Befehl zum Einmarsche erhielt (22. Juni), unternahm

die 6. (schlesische) Division unter Mutius zur Irreleitung des Gegners von Neisse aus zunächst eine Scheinbewegung gegen Mähren. Auf drei Wegen drang nun die Hauptarmee durch die schlesischen Gebirge durch die „drei Thore“ Trautenau, Braunau-Eipel und Nachod in Böhmen ein: von dem Waldenburger Berglande rückte das I. Korps unter von Bonin über Liebau, von Braunau aus die Garden, von den Glatzer Bergen das V. Korps. Von Bonin unterließ es, bei dem Austritt aus dem Passe von Trautenau (27. Juni), sich in Besitz der Hochebene zu setzen, ehe die Feinde dort eintrafen. Nachdem er sie rasch aus ihren Stellungen vertrieben und eine Strecke weit verfolgt hatte, besetzte die österreichische Brigade Mondel die beherrschende Höhe. Es entspann sich ein tapferer Kampf um den Kapellenberg, in welchem sieben österreichische Bataillone gegen fünfzehn preußische stand hielten. Auch die Stadt selbst wurde der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Schließlich sah sich Bonin zur Rückkehr nach Liebau genötigt. Aber während Benedek das Gablenzsche Korps, in Unterschätzung der Angreifer, ohne ausreichende Verstärkung ließ, bestimmte Bonins Mißerfolg den Kronprinzen von Preußen zu desto thatkräftigerem Vorrücken. Schon am folgenden Tage wetzten die Garden, das Centrum der schlesischen Armee, durch den Sieg bei Burkersdorf und Trautenau die Scharte aus und erstürmten am 29. Juni Königinhof. — Unterdessen hatte der linke Flügel der schlesischen Armee unter Steinmetz von Reinerz aus seinen gefährlichen Weg ausgeführt. Wie einst Prinz Eugen von Württemberg den Paß bei Nollendorf gegen Vandamme verteidigte, so behauptete Löwenfeld mit dem Vortrab heldenmütig den Ausgang in das Thal von Nachod (27. Juni) gegen die österreichische Übermacht, sechs Bataillone, besonders Polen, gegen einundzwanzig. Fast gleichzeitig mit den Preußen waren von Skalitz her die Österreicher eingetroffen; denn Benedek hatte Ramming mit achtundzwanzig Bataillonen und dreißig Schwadronen abgesandt gegen einundzwanzig Bataillone und dreizehn Schwadronen. Endlich gegen Mittag erschien Steinmetz den Seinigen zur Rettung, zwang Ramming zum Rückzug — über 5000 Österreicher waren getötet, verwundet, gefangen —, besiegte am folgenden Tage den Erzherzog Leopold bei Skalitz wieder unter bedeutenden Verlusten für dessen Korps und gelangte nach der Erstürmung des Dorfes Schweinschädel im Aupathal (29. Juni) nach dem ihm vorgeschriebenen Punkte, Gradlitz, bei der Festung Josephstadt. Trotz der erreichten Annäherung der zweiten Armee an die beiden anderen Heere bleibt die Trennung zunächst, weil dieselbe, „strategisch ohne Gefahr, taktisch sehr große Vorteile gewährt“. Vereinigung und Hauptschlag mußten zusammen geschehen.

Am 30. Juni verließ König Wilhelm Berlin und begab sich mit Moltke, Bismarck und Roon selbst auf den Kriegsschauplatz, um nunmehr persönlich den Oberbefehl zu übernehmen. Am 2. Juli traf er in Gitschin bei seinen Truppen ein. Tags zuvor hatte der

österreichische Oberfeldherr, von den entsetzlichen Verlusten der drei Gefechtstage vom 27.—29. Juni — über 30 000 Mann waren verloren — aufs tiefste erschüttert, seinen Kriegsherrn telegraphisch gebeten, Frieden zu schließen, und zwar „um jeden Preis", da die „Katastrophe für die Armee unvermeidlich" sei. Sein Rat ward abgelehnt, da noch keine entscheidende Schlacht stattgefunden habe.

Diese beschloß er am 3. Juli zu liefern. Noch dachte er den preußischen Kronprinzen weiter zurück und glaubte der Armee Friedrich Karls überlegen zu sein; denn seine Streitkräfte beliefen sich auf sieben Korps, 219 000 Mann mit 770 Geschützen. Diese hatte er zum größten Teil in der Nähe der Elbfestung Königgrätz in dem von Waldkuppen unterbrochenen Hügel- und Wiesenterrain zwischen Bistritz und Elbe hinter Sádowa aufgestellt, so daß die Front gegen Westen gerichtet war und die Stellung durch die Höhen von Chlum und Lipa beherrscht wurde, beide an der Nordseite der Straße von Sádowa nach Königgrätz liegend. Zahlreiche Batterieen standen bereit, den Angreifer zu empfangen; und um die Sicherheit des Schießens zu erhöhen, hatte man die Entfernungen genau abgemessen. Von vornherein war der Artillerie die Hauptaufgabe zugewiesen. Und zur Verteidigung war die Stellung vortrefflich gewählt; ein Angriff auf die eine Armee aber hätte ihm die andere in den Rücken gebracht; einen etwaigen Rückzug konnte die Elbe hindern.

König Wilhelm hatte den Truppen einen Ruhetag gönnen wollen. Auf die Meldung des Prinzen Friedrich Karl hin, daß der Feind an der Bistritz stehe und eine Schlacht zu beabsichtigen scheine, beschloß er jedoch auf den Rat Moltkes noch in der Nacht, „dieses freundliche Entgegenkommen" anzunehmen und am folgenden Tage die Schlacht zu liefern. Ein Kriegsrat hat nicht stattgefunden. Um Mitternacht gingen die Befehle ab, welche die drei Armeeen konzentrieren sollten. „Die erste Armee, Prinz Friedrich Karl," so berichtet Moltke in seiner klaren Weise, „stand in Horsitz der feindlichen Versammlung an der Bistritz gegenüber, die zweite Armee, Kronprinz, hinter der oberen Elbe jenseits Königinhof, die Elb-Armee, Herwarth, südlich bei Smidar. Letztere hatten daher zwei bis drei Meilen zu marschieren, ehe sie in das Gefecht eingreifen konnten. Sie waren gegen beide Flanken des Gegners dirigiert. Die Absicht war, die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, sie von beiden befestigten Übergängen (Josephstadt und Königgrätz) abzuschneiden und, wenn möglich, ganz zu vernichten." Obwohl die Befehle an die Nebenarmeeen bald nach Mitternacht abgingen, konnte der am weitesten entfernte Kronprinz, welchem der Flügeladjutant des Königs, der Graf Finkenstein, nach einem Gewaltritte von über sechs Meilen, um vier Uhr die Nachricht überbrachte, seine stark auseinanderliegenden Truppen nur allmählich in Bewegung setzen. Die von starkem Regen aufgeweichten Wege verzögerten noch den Anmarsch.

Um acht Uhr begann die erste Armee (II., III. u. IV. Korps),

im Centrum stehend, auf Befehl des Königs, der selbst vom Roßberg aus bei Sádowa die Schlacht leitete, den Kampf: es war das II. Korps, welches ihn mit Artilleriefeuer eröffnete; südlich bei Rechanitz ging die Elb-Armee gegen die linke Flanke vor. Vom II. Korps nahm die Division Horn das Dorf Sádowa und den Holawald am Fuße der Höhe von Lipa, gewann aber „bei der Heftigkeit der Verteidigung wenig Terrain". Die 7. Division, Franseky, im Centrum links, war gegen das Dorf Benatek vorgegangen und hatte im dortigen Gehölz, dem Swiepwalde, zahlreiche Gefangene gemacht, konnte aber wegen des furchtbaren Artilleriefeuers aus 128 Geschützen nicht aus demselben „debouchieren", d. i. vorbrechen. „Während das Gefecht in der Front langsam fortbrannte", erzählt Moltke, „wurde mit Spannung ausgeschaut, ob die Flügelarmeeen erscheinen würden. Schon um zehn Uhr hatten die schneeweißen Rauchballen der feindlichen Batterieen eine Ausdehnung von wohl zwei Meilen. Aber es war schwer zu sagen, ob ihr Feuer sich nur auf uns oder zumteil schon auf andere Gegner richte. Die österreichische Artillerie schoß sehr gut. Kaum ließ sich eine Kolonne Infanterie oder Kavallerie irgendwo in einer Thalschlucht sehen, so schlug eine Granate in unerfreulicher Nähe ein, und das Feuer unserer Batterieen ertrug sie mit größter Standhaftigkeit. Bald waren fast alle unsere gezogenen Batterieen in Thätigkeit und nur noch die glatten in Reserve. Nun blitzte es aber auch von dem hochgelegenen Dorfe Chlum her aus solcher Entfernung, daß das Feuer nicht mehr gegen uns gerichtet sein konnte, und wir schlossen, daß der Kronprinz links im Anmarsch sein müsse. Bald gingen auch Meldungen darüber ein und die Rauchwolken in der Richtung von Rechanitz konnten nur von der Herwarthschen Artillerie herrühren. Er erhielt sogleich den Befehl, dort den Übergang zu erzwingen und gegen die feindliche linke Flanke vorzugehen." Die Elb-Armee hatte nur langsam vorrücken können und trieb erst um zwei Uhr die tapfer kämpfenden Sachsen aus ihren Stellungen südlich der Straße von Sádowa-Königgrätz bei Problus und Nieder- und Ober-Prim. Es war höchste Zeit, daß das Centrum, dem schon das III. Armeekorps aus seiner Reservestellung zu Hilfe gekommen war, von den Flanken her Unterstützung erhielt. Von der zweiten Armee traf die 1. Gardedivision zuerst ein; bald folgte das VI. Korps (Schlesier) und die 2. Gardedivision. Um $1^1/_2$ Uhr merkte die Division Franseky, welche jetzt vier Stunden im Swiepwalde mit zähester Ausdauer gegen das ununterbrochene Geschützfeuer und die wiederholten kräftigen Angriffe bedeutender Übermacht stand gehalten hatte, aus dem Nachlassen der Vorstöße und dem Verstummen der Geschütze, daß der Feind vor einem neuen Gegner zurückweiche. „Auf der weithin sichtbaren, von einer Baumgruppe gekrönten Höhe", auf welche schon längst das Augenmerk der Schlachtenlenker gerichtet war, zeigte sich „eine weiße Wolke"; es war das Feuer, welches der zweiten Armee galt. Mit dem Rufe „der Kronprinz ist da" stürmten die

Braven vorwärts, um Maslowied zu nehmen, von wo aus sie mit Granaten und Kartätschen überschüttet worden waren, da sahen sie das Dorf bereits in den Händen der Garde. Ihre treffliche Haltung hatte es dem Kronprinzen hauptsächlich ermöglicht, den Feind rasch zu fassen. Denn ihr Widerstand hatte die beiden österreichischen Korps, welche Benedek mit gutem Blicke zur Deckung seiner rechten Flanke von Horenowes bis zur sumpfigen Trotnia aufgestellt hatte, das IV. Korps unter Festetics und Mollinary und das II. unter Thun, zu wiederholten, vergeblichen Stürmen verleitet und dadurch die Flanke des Feindes entblößt. Die 1. Gardedivision erstürmte die Höhen von Chlum und behauptete sie, unterstützt von Mannschaften des I. Korps, gegen viermaligen Angriff; aber ihr Führer Hiller von Gärtringen fand hier den Heldentod. Die 2. Gardedivision nahm die Höhe von Lipa und Rosberitz. Die 11. Division vom VI. Korps vollendete durch die Erstürmung der Dörfer Razitz, Sendrasitz und Nedelist die Umgehung des rechten Flügels. Der Sieg ward durch einen allgemeinen Angriff entschieden. Benedek, der einige Stunden vorher schon ein Siegestelegramm nach Wien gerichtet hatte, befahl den Rückzug, welchen anfänglich die „treffliche Artillerie" verschleierte, dann die österreichischen Kürassiere und Ulanen gegen die preußische Kavallerie in heldenmütiger Selbstaufopferung zu decken suchten. Bei der Verfolgung, welche die Vorsicht und Menschlichkeit des Königs noch möglichst schonend ausführen ließ, geriet dieser selbst in heftiges Granatfeuer, aus welchem ihn Bismarck „ernstlich entfernte". Energische Verfolgung würde die Nordarmee vollständig vernichtet haben. Die Fliehenden suchten Schutz hinter den Elbfestungen, dann rettete sich die flüchtige Infanterie nach Olmütz, die Kavallerie in der Richtung nach Wien. Die Straße dorthin stand dem Sieger offen. Und welcher Sieg war erfochten: Während sich der Gesamtverlust der Preußen auf 9000 Mann belief, waren auf österreichischer Seite 7000 gefallen, fast 17000 verwundet, davon gefangen 9300 und unverwundet Gefangene 12800, vermißt 6100 Mann, im ganzen also an 43000 Mann verloren. Dazu hatten die Sieger 187 Geschütze und 5 Fahnen erbeutet.

Während die Schlacht stand, ehe noch der Kronprinz eingetroffen war, bangte manchem über ihren Ausgang, nur Moltke nicht. Bismarck hielt es für ein gutes Zeichen, daß er von zwei Cigarren, die er ihm anbot, „kaltblütig die beste wegnahm". Als ihn der König um diese Zeit fragte, was er von dem Verlauf des Gefechts halte, erwiderte er: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug." In dem Aufsatze, in welchem der große Schlachtendenker, des eigenen Verdienstes vergessend, dies selbst berichtet, setzt er hinzu: „Es konnte nicht anders kommen. Wir hatten die im Kriege durchaus nicht zu unterschätzende Überlegenheit der Zahl, und endlich mußte unsere zweite Armee in Flanke und Rücken der Österreicher erscheinen." Auf Moltkes ebenso ruhigen, als sicheren

Bescheid urteilte Bismarck: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen". Hatte der große König sieben Jahre „ringen müssen, um Österreichs Macht niederzukämpfen", so war es seinem „Enkel" gelungen, in sieben Tagen denselben Feind kampfunfähig zu machen.

Erst am Abende trafen der König und sein Sohn auf dem Schlachtfeld zusammen. „Welch ein Moment", schreibt der Vater am folgenden Tage an seine Gemahlin, „nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung!"

Wenngleich schon am folgenden Tage Österreich durch den Feldmarschalllieutenant Gablenz um Waffenstillstand nachsuchen ließ und am 8. Juli seine Bitte erneute, mußte der König dasselbe abweisen, da es offenbar nur Zeit zu gewinnen suchte, um seine Kräfte wieder zu sammeln. Das bewies deutlich die Abtretung Venetiens an Napoleon (5. Juli), durch welche man die Hände gegen Italien frei zu bekommen vermeinte, und die Abberufung von zwei Armeekorps nach dem Norden. An Stelle Benedeks ward Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber ernannt.

Der Krieg mit Italien hatte dank der Unentschlossenheit seiner Feldherren Lamarmora und Cialdini einen für Österreich günstigen Verlauf genommen. Der Rat Preußens, das Festungsviereck zu umgehen und Ungarn durch einen Einfall von Dalmatien aus zu insurgieren, wurde mißachtet. Man überschritt den Mincio und erlitt am 24. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Solferino, bei Custozza eine Niederlage. Gleichwohl hielt man es mit Recht für unehrlich und unehrenhaft, durch Annahme des durch Napoleon angebotenen Geschenkes an Preußen Verrat zu begehen und begann von neuem den Vormarsch. Aber der Angriff des Freischarenführers Garibaldi auf Tirol mißlang, und am 20. Juli besiegte Admiral Tegetthoff bei der Insel Lissa an der Küste Dalmatiens, dem „kleinen Gibraltar", die italienische Flotte unter Persano. In dem heißen Kampfe bohrte Tegetthoff die größte italienische Panzer-Fregatte in den Grund; ein Kanonenboot wurde in die Luft gesprengt. Die italienische Flotte mußte sich nach Ancona zurückziehen.

Während nun Napoleon die Friedensvermittlung begann und unsicher zwischen der Luft, dem Staate den Krieg zu erklären, der auch die Frucht seiner Anstrengungen erhalten wollte, und der unangenehmen Notwendigkeit, den gerechten Forderungen Preußens sich zu fügen, hin und herschwankte, rückten die siegreichen Truppen dem Feinde nach. die erste Armee, bei welcher sich der König befand, über Brünn auf Wien zu, Herwarth auf dem rechten Flügel über Iglau; die zweite Armee zog gegen Olmütz, wo Benedek ein verschanztes Lager bezogen hatte. Schon am 8. Juli erfolgte der Einzug einer Garde-

landwehr-Division in die Hauptstadt Böhmens. Am 15. Juli schlug die Reiterdivision Hartmann, unterstützt von einer Infanteriebrigade des I. Korps, zur Armee des Kronprinzen gehörig, die Brigade Rothkirch bei Tobitschau in Mähren. Da Prinz Friedrich Karl am 16. Lundenburg an der Thaya besetzt und sich damit des Knotenpunktes der Eisenbahnen von Olmütz und Brünn nach Wien bemächtigt hatte, mußte Benedek mit dem Reste seiner Truppen über die kleinen Karpathen nach Ungarn marschieren, um im Waagthale über Preßburg nach Wien zu gelangen. Am 18. befand sich der König bereits in Nikolsburg, zehn Meilen vor Wien. Hier traf am folgenden Tage auch der Kronprinz ein, und am 20. rückte die Vorhut der ersten Armee vor die Werke bei Florisdorf, welche zum schwachen Schutz der Kaiserstadt nördlich der Donau aufgeworfen waren. Die Preußen vor Wien! Das Schreckenswort bestimmte Österreich, dessen Kaiser auch von dem ungarischen Politiker Deak den Rat erhielt, aus Deutschland auszuscheiden, zur Nachgiebigkeit gegen die Bedingungen, von welchen Preußen die Bewilligung des Waffenstillstands abhängig machte. Besonders vermittelten auch der Bürgermeister von Brünn Dr. Giskra und der Handelskammerpräsident Herring in Wien auf verständige Weise. So bewilligte Preußen am 21. den Waffenstillstand in Nikolsburg vom 22. Juli mittags ab. Sein Eintritt rettete die Österreicher vor einer letzten Niederlage. Vom Heere Benedeks waren die Brigade Mondel und das Thunsche Korps bis in die Nähe Preßburgs gekommen und hatten bei Blumenau eine feste Stellung bezogen. Franseckỳ griff das Thunsche Korps mit dem IV. Korps an und sandte den General Bose zur Umgehung Mondels durch die kleinen Karpathen ab. Derselbe hatte eben auf steilen Gebirgswegen sein Ziel erreicht und den schon weichenden Gegnern die Rückzugslinie abgeschnitten, da gebot der Eintritt der Waffenruhe um die Mittagsstunde den Abbruch des Kampfes. Am 26. wurden die Präliminarien unterzeichnet. Eine Demarkationslinie an der Thaya schied die ruhenden Parteien bis zum Abschluß des Friedens.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte Vogel von Falckenstein die versuchte Vereinigung der Baiern unter dem Prinzen Karl und des VIII. Bundesarmeekorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen durch die siegreichen Gefechte Göbens bei Dermbach (4. Juli), Hünfeld, Neidharthausen, Zella und Wiesenthal verhindert und die Baiern zum Rückzug an die fränkische Saale genötigt. Alexander zog sich zur Deckung der Bundeshauptstadt Frankfurt westwärts. Am 10. Juli griff Falckenstein mit seinen drei Divisionen die Baiern an der Saale an: Göben erzwang trotz des hartnäckigen Widerstands den Übergang über dieselbe, nahm Kissingen und säuberte die Höhen im Osten der Stadt, Manteuffel siegte nördlich bei Hausen und Waldaschach, Beyer südlich bei Hammelburg. Während die Baiern in der Richtung auf Schweinfurt, von Manteuffel verfolgt, über den Main abzogen, wandte sich Falckenstein gegen Westen.

Rasch überschritt Göben den Spessart und schlug die überraschten Hessen am 13. Juli bei Laufach, am folgenden Tage nach heftigerem Kampfe den Feldmarschalllieutenant Neipperg bei Aschaffenburg, dessen Bahnhof erstürmt werden mußte. Prinz Alexander überließ Frankfurt seinem Schicksal und vereinigte sich mit den Baiern in Würzburg. Der Rest der Bundesversammlung verlegte seinen Sitz nach Augsburg in „die drei Mohren". Am 16. Juli rückte Falckenstein in Frankfurt ein und meldete siegesfroh in das Hauptquartier des Königs: „Alles Land nördlich des Main liegt jetzt zu Eurer Königlichen Majestät Füßen." Eine Verfügung des Oberkommandierenden, datiert vom 18. Juli, legte der als antipreußisch verrufenen „Stadt Frankfurt" die Zahlung des Soldes für die Mainarmee auf ein Jahr auf, im Betrage von 6 000 000 Gulden; es war seine letzte That auf diesem Kriegsschauplatze. Sein eigenmächtiges Abgehen von dem vorgeschriebenen Feldzugsplan veranlaßte seine Abberufung in den ehrenvollen, aber stillen Posten eines Gouverneurs von Böhmen.

Der an seine Stelle tretende General Manteuffel gönnte den ermüdeten Truppen einige Tage Rast und verfolgte dann, durch preußische Reserven und Truppen einiger norddeutscher Staaten verstärkt, das VIII. Bundesarmeekorps, welches bei der Tauber stand. Am 24. Juli zwang Göben dasselbe durch die Gefechte bei Werbach und Bischofsheim zum Rückzug gegen Würzburg. Jetzt endlich waren die beiden Bundeskorps vereinigt, aber nicht um in gemeinsamem Kampfe zu siegen, sondern um getrennt, trotz tapferer Gegenwehr, besserer Leitung und Kriegstüchtigkeit zu erliegen. Göben schlug das VIII. Bundeskorps bei Gerchsheim, Beyer und Flies die Baiern bei Helmstadt (25. Juli) und Roßbrunn (26. Juli). Die geschlagene Reichsarmee zog sich in der Nacht nach Würzburg, dann in die auf dem linken Ufer liegende Feste Marienberg zurück, deren Beschießung bereits am folgenden Tag begann.

Inzwischen war ein Reservekorps von etwa 21 000 Mann unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin von Leipzig über Hof und Bayreuth bis Nürnberg vorgedrungen und eine Division unter Mülbe von Böhmen aus in der Oberpfalz eingerückt. Von einem Durchbruch aus Würzburg konnte nicht mehr die Rede sein. Am 2. August erlangte auch Baiern die schon Württemberg und Baden verwilligte Waffenruhe. Die besetzten Gebiete blieben bis zum definitiven Frieden in preußischen Händen. Auch Meiningen erhielt Frieden, nachdem die von Preußen gestellte Bedingung, Abdankung des alten Herzogs, erfüllt war.

Am 23. August wurden die Nikolsburger Abmachungen zu Prag bestätigt: Österreich erkannte die Auflösung des Deutschen Bundes und die beabsichtigte Schöpfung eines Norddeutschen Bundes sowie eines Süddeutschen Vereins an, dessen nationale Verbindung mit ersterem der näheren Verständigung beider überlassen blieb; es trat seine Rechte an die Herzogtümer Schleswig

und Holstein an den König von Preußen ab mit dem Vorbehalt, daß die nördlichen Bezirke nach Abstimmung der Bevölkerung an Dänemark zurückfallen könnten. Von 40 Millionen Thalern Kriegskosten wurden 20 Millionen abgerechnet zur Entschädigung für die Verzichtleistung auf das Mitbesitzrecht auf die Elbherzogtümer. Endlich versprach Österreich auch die territorialen Veränderungen in Norddeutschland anzuerkennen; doch erlangte es, wenn auch vom Könige nur schwer, die Integrität Sachsens. Ein besonderer Friedensvertrag sollte die künftige Stellung dieses Staates innerhalb des Norddeutschen Bundes regeln.

Mit den übrigen deutschen Staaten schloß Preußen zu Berlin Frieden, zuerst am 13. August mit Württemberg; es zahlte 8 Millionen Gulden Kriegskosten, Baden 6 Millionen. Auch diese beiden Staaten behielten ihr Gebiet ungeschmälert. Baiern zahlte 30 Millionen und trat Orb im Spessart und Gersfeld in der Rhön ab. Hessen-Darmstadt entrichtete 3 Millionen Gulden, trat mit Oberhessen in den Norddeutschen Bund ein, überließ Preußen das ausschließliche Besatzungsrecht in der Festung Mainz und verlor an Gebiet das Amt Meisenheim, den Kreis Biedenkopf und die erst wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges an die Darmstädter Linie anheimgefallene Landgrafschaft Hessen-Homburg. Sachsen zahlte 10 Millionen Thaler und übergab sein Post- und Telegraphenwesen den Händen Preußens. Die Entlassung des Ministers von Beust besserte alsbald das Verhältnis dieses Staates zu Preußen und machte ihn zu dessen treuestem Verbündeten.

Im Widerspruch mit dem Kronprinzen und zumteil auch mit Bismarck bestand König Wilhelm darauf, aus dem Kriege auch mit reellem Erwerb hervorzugehen und setzte diese berechtigte Forderung durch. „Man war" — wie Bismarck später äußerte — „entschlossen, Preußen Provinzen zu nehmen, und hat also kein Recht, sich nachher zu wundern, daß der Krieg die ernsten Folgen gehabt hat." Außer den Elbherzogtümern wurden mit Genehmigung des preußischen Abgeordneten- und des Herrenhauses die Gebiete von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, da sie im Falle ihrer weiteren Selbständigkeit „vermöge ihrer geographischen Lage ... der preußischen Politik und militärischen Aktion Schwierigkeiten und Hemmnisse hätten bereiten können", im ganzen 1309 Quadratmeilen mit $4^1/_2$ Millionen Einwohner annektiert, d. h. dem preußischen Staate einverleibt.

Wohl durchzuckte herber Schmerz die Gemüter der meisten, von den liebgewordenen Verhältnissen der Vergangenheit scheiden zu müssen; neigt doch der Deutsche mehr als andere Stämme zu kleineren selbständigen Ganzen. Aber ruhige Erwägung und Gewöhnung an das Neue konnten den Geist der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Zugehörigkeit zu einem großen, trefflich verwalteten, mächtigen Staate, dem man doch durch Stammesgemeinschaft, Sprache, Sitte, Interessen

verbunden war, dem Gliede nach den verschiedensten Seiten hin zum Wohle dienen mußte. Mochte die Erinnerung an das Verlorene für die erste Zeit diese Einsicht noch trüben, allmählich siegte doch der klare Verstand über das unklare Gefühl. Man sah, wie es die überaus edel und würdevoll gehaltenen Proklamationen des neuen Landesherrn an die Bevölkerung der einverleibten Gebiete aussprachen, „die Notwendigkeit des Geschehenen" ein und erkannte mit Freude: „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben." Und mit dieser Erkenntnis schloß sich auch das Herz in Hingebung und liebender Treue an das gewonnene Vaterland, an den Herrscher und das Herrscherhaus an. Die schöne, tiefe Heimatsliebe erblühte zur kräftigen Vaterlandsliebe.

Auch das Ausscheiden eines Landes, dessen Bevölkerung zu einem Teile deutschen Stammes ist, dessen Herrscherhaus seit Jahrhunderten die Leitung Deutschlands in Händen gehabt und unleugbare Verdienste um dasselbe sich erworben hatte, mußte, wie diesem selbst, so all denen Kummer bereiten, welche sich durch traditionelle Gewohnheit in den Gedanken eingelebt hatten, daß von diesem her dem Gesamtvaterlande das Heil kommen müßte: Ein verzeihlicher Irrtum, der nun mit aller einstigen Besorgnis vergessen ist, seitdem aufrichtige, neidlose Freundschaft die Nationen Deutschland und Österreich verknüpft.

Es geziemt sich wohl, an den Schluß des Bruderkampfes das Urteil dessen zu setzen, der seinen Gang und Ausgang vorgezeichnet hat, Moltkes. „Der Krieg von 1866", sagt er, „ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung. Dem besiegten Österreich wurde kein Fußbreit seines Territoriums abgefordert, aber es mußte auf die Hegemonie in Deutschland verzichten.

Die Reichsfürsten trugen selbst die Schuld, wenn das alte Kaisertum seit Jahrhunderten schon nicht mehr deutsche, sondern Hauspolitik trieb. Österreich erschöpfte, während es die deutschen Westmarken ungeschützt ließ, seine Kräfte in Eroberungen jenseits der Alpen, statt dort, wohin die Donau den Weg zeigte. Sein Schwerpunkt lag außerhalb, der Preußens in Deutschland. Preußen fühlte sich stark und berufen, die Führung der deutschen Stämme zu übernehmen. Der bedauerliche, aber unvermeidliche Ausschluß eines derselben aus dem neuen Reiche konnte nur durch ein späteres Bündnis annähernd ersetzt werden. Aber unvergleichlich mächtiger ist Deutschland ohne Österreich geworden, als es zuvor mit Österreich gewesen ist."

Mit Italien schloß Österreich am 3. Okt. Frieden. Eine Volksabstimmung lautete, wie erklärlich, der Einverleibung Venetiens in das italienische Reich günstig. Darauf trat Viktor Emanuel den Besitz an.

3. Der Norddeutsche Bund (1866—1871).

Der glänzende Empfang, welcher den heimkehrenden Siegern in der Landeshauptstadt wie in den Orten, wo sie in Garnison lagen, zuteil ward, bekundete nicht nur die herzliche Freude der preußischen Bevölkerung über den alle gehegten Hoffnungen weit übertreffenden Ausgang des Krieges und die gute Zuversicht auf eine bessere Zukunft, sondern er war ein beredter Ausdruck des gänzlichen Umschwungs der allgemeinen Stimmung gegen die Staatsleitung. Der Sieg über die äußeren Gegner war zugleich ein Sieg in dem inneren Streite. Und was ihn verschönte, war der Hauch der Versöhnung, welcher ihn durchwehte. Der König selbst bot die Hand zum Frieden mit dem Abgeordnetenhause, indem er am 5. Aug. 1866 in der eröffnenden Thronrede für die in pflichtgetreuer Überzeugung ihrer Notwendigkeit geschehenen Staatsausgaben, da sie formell der gesetzlichen Grundlage entbehrt hatten, um „Indemnität" nachsuchte. Mit bedeutender Mehrheit nahm das Haus das Gesetz an, welches 60 Millionen Thaler nachträglich zur Deckung der Kriegskosten bewilligte; den Generalen und dem Dreigestirn Roon, Moltke, Bismarck wurden Dotationen zum Dank für ihre Verdienste zuerkannt; das beantragte Budget kam zum erstenmale wieder ordnungsmäßig zustande. Die größte Genugthuung mußten der König und der leitende Minister empfinden, daß sie durch alle Angriffe sich nicht in der Überzeugung hatten irre machen lassen. Gerade die Heeresorganisation, des Königs „eigenstes Werk" und sein „Stolz", und die vielgeschmähte Politik Bismarcks hatten sich glänzend bewährt. Der Frieden zwischen Ministerium und Landtag war hergestellt, und ein einträchtiges Zusammenwirken gereichte dem Lande zum Wohle.

Der größte Erfolg des Krieges war die errungene Einigkeit wenigstens des größten Teiles von Deutschland. Sie war allerdings, wie Bismarck vorhergesagt, „durch Blut und Eisen" erfolgt; aber anders war sie bei dem deutschen Charakter nicht möglich. „Wären die Deutschen nur reich genug" — äußerte derselbe gewaltige Mann einmal in treffendem Spotte —, „so würde sich jeder einzelne von ihnen seinen eigenen König halten; freilich mit der Bedingung, daß sein König nur bei ihm kaufe." Stand auch Süddeutschland noch getrennt, so war es für einen künftigen Gesamtbund schon günstig, daß es sich infolge der Abneigung Württembergs und Badens nicht zu einem süddeutschen Sonderbund vereinigte und in geheimen Schutz- und Trutz-Verträgen für den Ausbruch eines Krieges ihre Streitmacht den preußischen Fahnen unterstellte. Eine besondere Militärkonvention reihte schon jetzt die darmstädtische Division in das preußische Heer. Bald richtete auch Baden sein Militärwesen nach preußischem Muster ein.

Nach den notwendigen Vorberatungen erfolgten am 12. Febr. 1867 die allgemeinen direkten Wahlen zu dem Reichstag des Norddeutschen

Bundes, welcher jetzt die 22 Staaten nördlich der Mainlinie in der Größe von 7540 Quadratmeilen mit 30 Millionen Einwohner vereinigte. Am 24. Febr. eröffnete König Wilhelm im weißen Saale des Schlosses zu Berlin den ersten Norddeutschen Reichstag durch eine hochbedeutsame Thronrede, welche folgendermaßen lautete:

„Erlauchte, edle und geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes!

Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem Ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es Mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke Ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. Im Vertrauen auf diese Führung werden wir jenes Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen, welche uns und unsere Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblick auf die Geschichte Deutschlands erkennen.

Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichtes im Rate Europas, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Walstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab.

Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen.

Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern.

In diesem Sinne haben die verbündeten Regierungen, im Anschlusse an gewohnte frühere Verhältnisse, sich über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigt, welche ebenso im Bereiche der unmittelbaren Möglichkeit, wie des zweifellosen Bedürfnisses liegen.

Der Ihnen vorzulegende Verfassungs-Entwurf mutet der Selbständigkeit der Einzelstaaten zu Gunsten der Gesamtheit nur diejenigen Opfer zu, welche unentbehrlich sind, um den Frieden zu schützen, die Sicherheit des Bundesgebietes und die Entwickelung der Wohlfahrt seiner Bewohner zu gewährleisten.

Meinen hohen Verbündeten habe Ich für die Bereitwilligkeit zu danken, mit welcher sie den Bedürfnissen des gemeinsamen Vaterlandes entgegengekommen sind. Ich spreche diesen Dank in dem Bewußtsein aus, daß Ich zu derselben Hingebung für das Gesamtwohl Deutschlands auch dann bereit gewesen sein würde, wenn die Vorsehung Mich nicht an die Spitze des mächtigsten und aus diesem Grunde zur Leitung des Gemeinwesens berufenen Bundesstaates gestellt hätte. Als Erbe der preußischen Krone fühle Ich Mich stark in dem Bewußtsein, daß alle Erfolge Preußens zugleich Stufen zur Wiederherstellung und Erhöhung der deutschen Macht und Ehre geworden sind.

Ungeachtet des allgemeinen Entgegenkommens, und obschon die gewaltigen Ereignisse des letzten Jahres die Unentbehrlichkeit einer Neubildung der deutschen Verfassung zu allseitiger Überzeugung gebracht und die Gemüter für die Annahme derselben empfänglicher gemacht hatten, als sie früher waren und später vielleicht wiederum sein würden, haben wir doch in den Verhandlungen von neuem die Schwere der Aufgabe empfunden, eine volle Übereinstimmung zwischen so vielen unabhängigen Regierungen zu erzielen, welche bei ihren Zugeständnissen obenein die Stimmungen ihrer Landstände zu beachten haben.

Je mehr Sie, Meine Herren, sich diese Schwierigkeiten vergegenwärtigen, um so vorsichtiger werden Sie, davon bin Ich überzeugt, bei Prüfung des Verfassungs-Entwurfes die schwer wiegende Verantwortung für die Gefahren im Auge behalten, welche für die friedliche und gesetzmäßige Durchführung des begonnenen Werkes entstehen könnten, wenn das für die jetzige Vorlage hergestellte Einverständnis der Regierungen für die vom Reichstage begehrten Änderungen nicht wieder gewonnen würde. Heute kommt es vor allem darauf an, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen; der vollendetere Ausbau desselben kann alsdann getrost dem ferneren vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen bleiben.

Die Ordnung der nationalen Beziehungen des Norddeutschen Bundes zu unsern Landsleuten im Süden des Mains ist durch die Friedensschlüsse des vergangenen Jahres dem freien Übereinkommen beider Teile anheimgestellt. Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird unsere Hand den süddeutschen Brüdern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der Norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung weit genug vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein.

Die Erhaltung des Zollvereins, die gemeinsame Pflege der Volkswirtschaft, die gemeinsame Verbürgung für die Sicherheit des deutschen Gebietes werden Grundbedingungen der Verständigung bilden, welche voraussichtlich von beiden Teilen angestrebt werden.

Wie die Richtung des deutschen Geistes im allgemeinen dem Frieden und seinen Arbeiten zugewandt ist, so wird die Bundesgenossenschaft der

deutschen Staaten wesentlich einen defensiven Charakter tragen. Keine feindliche Tendenz gegen unsere Nachbarn, kein Streben nach Eroberung hat die deutsche Bewegung der letzten Jahrzehnte getragen, sondern lediglich das Bedürfnis, den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwickelungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat. Nur zur Abwehr, nicht zum Angriff einigen sich die deutschen Stämme, und daß ihre Verbrüderung auch von ihren Nachbarvölkern in diesem Sinne aufgefaßt wird, beweist die wohlwollende Haltung der mächtigsten europäischen Staaten, welche ohne Besorgnis und ohne Mißgunst Deutschland von denselben Vorteilen eines großen staatlichen Gemeinwesens Besitz ergreifen sehen, deren sie sich ihrerseits bereits seit Jahrhunderten erfreuen. Nur von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es daher in diesem Augenblick ab, dem gesamten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Entwickelung und seine Wohlfahrt zu pflegen und in dem Rate der Völker seinen friedlichen Beruf zu erfüllen vermag.

Ich hege das Vertrauen zu Gott, daß die Nachwelt im Rückblick auf unsere gemeinsamen Arbeiten nicht sagen werde, die Erfahrungen der früheren mißlungenen Versuche seien ohne Nutzen für das deutsche Volk geblieben, daß vielmehr unsere Kinder mit Dank auf diesen Reichstag als Begründer der deutschen Einheit, Freiheit und Macht zurückblicken werden.

Meine Herren! Ganz Deutschland, auch über die Grenzen unseres Bundes hinaus, harrt der Entscheidungen, die hier getroffen werden sollen.

Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden.

Im Namen aller verbündeten Regierungen, im Namen Deutschlands fordere Ich Sie vertrauensvoll auf: helfen Sie uns die große nationale Arbeit rasch und sicher durchführen.

Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Der Reichstag stellte zunächst vor allem die Verfassung des neuen Bundes fest, welche am 16. April zur Annahme gelangte und dann von den Landtagen der einzelnen Staaten Bestätigung erhielt. Nur Waldeck lehnte sie ab. Ein Vertrag mit dem Fürsten übertrug darauf die Verwaltung des Landes dem König von Preußen. Einer der wichtigsten Punkte der Verfassung war die Festsetzung geheimer Wahl zum Reichstag. So bewahrheitete sich rasch das Wort, welches Bismarck am 11. März aussprach: „Heben wir Deutschland nur erst in den Sattel, reiten wird es dann schon können." Den Vorsitz im Bunde hatte der König von Preußen zu führen. Die Bundes-

gesetzgebung, welche auch die Feststellung des Etats umfaßte, fiel dem Bundesrat und dem Reichstage zu. Ersterer bestand aus dreiundvierzig Vertretern der einzelnen Bundesregierungen; siebenzehn Stimmen standen Preußen zu, Sachsen vier, Braunschweig und Mecklenburg-Schwerin je zwei, den übrigen achtzehn Staaten je eine. Da zu jeder Verfassungsänderung zwei Drittel der Stimmenzahl erforderlich war, konnte Preußen nie überstimmt werden, während anderseits auch Willkür von dessen Seite der Mehrheit gegenüber ausgeschlossen war. Den Reichstag bildeten 297 durch Urwahlen aufgestellte Abgeordnete, durchschnittlich einer auf 100 000 Seelen. Bundeskanzler wurde Bismarck. Gemeinsam ward die gesamte Land- und Seemacht unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, gemeinsam die diplomatische Vertretung beim Auslande, allgemein verbindlich die Bestimmungen des Bundes über Post-, Telegraphie-, Eisenbahn-, Zoll- und Handelswesen. Auch eine einheitliche Gewerbeordnung, ein Strafgesetzbuch, ein gemeinsames Heimatrecht wurden begründet. Und besser als Draht und „redendes Blatt" trug die schwarz-weiß-rote Flagge die Kunde über das Weltmeer, daß, wie es in der Schlußrede der ersten Reichstagssession (17. April) hieß, die Zeit gekommen war, „wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, seine Macht und seine Würde zu vertreten imstande ist." „Das Gebäude war errichtet, der vollendetere Ausbau ward dem ferneren vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen."

Schied einstweilen die Mainlinie Süddeutschland noch politisch von Norddeutschland, nährte die leidige Sondersucht die Abneigung gegen einen selbstüberwindenden Anschluß an das schon bestehende Ganze, so näherten doch die wirtschaftlichen Interessen den Schwächeren dem Starken. Das aus dem verbesserten Zollverein hervorgehende Zollparlament (1868) führte nicht nur Vertreter Süddeutschlands nach Berlin, sondern erhielt und belebte das nur gewaltsam unterdrückte Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit.

Mit den ehemaligen Landesherren der eingezogenen Staaten fand man sich ab durch Zahlung bedeutender Entschädigungen. Der Herzog Adolf von Nassau erhielt zwei Millionen Thaler; er überwand den Groll, den er in seinem Herzen gegen die empfinden mußte, welche ihn entthront hatten, und stellte als echt deutscher Fürst im Jahre 1870 seinen Degen gegen den Erbfeind zur Verfügung des deutschen Oberfeldherrn. Als der König der Niederlande nach langem Siechtum das Zeitliche segnete, folgte er nach dem salischen Gesetze als nächster männlicher Agnat demselben in der Regierung des Großherzogtums Luxemburg (23. Nov. 1890). — Der Kurfürst von Hessen erhielt für seine Person das lebenslängliche Nutznießungsrecht am gesamten kurfürstlich-hessischen Familienfideikommiß, eine Abfindungssumme von 600 000 Thaler und das Benutzungsrecht der Schlösser in der Provinz Hanau. Doch belegte später Preußen das Fideikommiß-Vermögen mit Beschlag, weil er beschuldigt wurde, durch Druckschriften gegen die

preußische Herrschaft in Hessen agitiert zu haben. Das Anrecht auf das Vermögen ging auf den Schwager Christians IX. von Dänemark und des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, den Landgrafen Friedrich von Hessen über, den Gemahl der Prinzessin Anna von Preußen, deren dritter Sohn Prinz Friedrich Karl durch seine Vermählung mit Margarete, der jüngsten Tochter Kaiser Friedrichs III., Schwager des Kaisers Wilhelm II. geworden ist. — Dem König von Hannover wurden sechzehn Millionen Thaler Entschädigung bewilligt, eine Summe, von welcher ihm zunächst nur die Zinsen ausgezahlt werden sollten. Infolge seiner schroffen Haltung gegen die neue Ordnung der Dinge und der Errichtung einer „Welfenlegion" wurden ihm diese Einkünfte gesperrt (1868) und dazu verwendet, in der Hand des Ministeriums zu dienen als Mittel „zur Abwehr feindlicher welfischer Bemühungen gegen Preußen". Da Bismarck das Wort gebrauchte: „Wir müssen diese Reptilien bis in ihre Höhlen verfolgen, um zu beobachten, was sie treiben", erhielt dieses an den Perikleischen Fonds ἐς τὸ δέον erinnernde Geld den Namen „Reptilienfonds". Die strenge Gerechtigkeitsliebe Kaiser Wilhelms II. hat diesem die Versöhnung eher hindernden als fördernden Ausnahmezustand ein Ende bereitet. Als im Jahre 1884 der letzte Herzog von Braunschweig ohne berechtigte Nachkommen starb, erließ der Sohn des verstorbenen Königs Georg, der Herzog von Cumberland, ein Patent über seinen Regierungsantritt in dem ihm nach Erbvertrag des welfischen Hauses zufallenden Herzogtum, ohne auf seine Rechte auf Hannover Verzicht geleistet, ohne die Neugestaltung Deutschlands anerkannt und eine vorherige Verständigung mit dem Oberhaupte des Reiches herbeigeführt zu haben. Daher trat zunächst nach einem besonders aufgestellten braunschweigischen Landesgesetze ein Regentschaftsrat und dann auf dessen Vorschlag der Prinz Albrecht von Preußen als Regent an die Spitze.

Frankreich und Deutschland.

Mit dem schönklingenden Motto: »L'empire c'est la paix« hatte der verschlagene Mann, welcher durch den Staatsstreich vom Austerlitztage des Jahres 1851 (2. Dez.) die Zügel der Regierung in Frankreich an sich gerissen und ein Jahr später sich zum Kaiser der Franzosen emporgeschwungen hatte, der Welt Sand in die Augen gestreut, durch Hebung von Handel und Gewerbe, durch die Demütigung Rußlands im Krimkriege (1854—1856), die Niederwerfung Österreichs im lombardischen Kriege von 1859 und die Erwerbung von Savoyen und Nizza, sowie durch die Weltausstellungen zu Paris von 1854 und 1867 für die dem französischen Wohlbefinden unentbehrliche Dosis »gloire« gesorgt. Aber das unglückliche Ende des von ihm geschaffenen mexikanischen Kaisertums (1864—1867), dessen Träger, Erzherzog Maximilian, Napoleons verkehrte Politik und seinen eigenen Irrtum mit jammervollem Tode büßen mußte, hatte dem Ansehen seines Schöpfers in und außer Frankreich großen Eintrag gethan.

Daß er in Italien die ewige Stadt gegen den Freischarenhäuptling Garibaldi schützte, rechneten ihm die Italiener und die französischen Republikaner als schwere Schuld an. Den größten Vorwurf aber machten die unzufriedenen Elemente der kaiserlichen Regierung aus der unleugbaren Niederlage, welche seine Diplomatie Preußen gegenüber erlitten. Er hatte weder den Machtzuwachs dieses Staates, noch die Einigung Norddeutschlands verhindert und für diese Errungenschaften des alten Feindes keine, gar keine Schadloshaltung erfahren: das ertrage, wer kann, ein französischer Magen nicht. Und doch hatte Napoleon sein Möglichstes gethan, um bei dem ganzen Handel mindestens ein Agentenprofitchen herauszuschlagen. Schon als Bismarck mit ihm in dem Bade Biarritz (Okt. 1865) zusammenkam, hatte er diesem zarte Andeutungen über „Kompensationen" gegeben und diese bei der Zusage der französischen Neutralität im Frühjahre 1866 dem preußischen Gesandten Grafen Goltz wiederholt ohne Umschweife als notwendig bezeichnet. Aber so oft auch die Forderung erneuert ward, so oft erfolgte auch mit freundlicher Miene die ganz entschiedene Ablehnung irgend welcher Abtretung. Dann setzte er seine Hoffnungen auf einen von ihm zur Schlichtung der schleswig-holsteinischen, der deutschen und der venetianischen Frage vorgeschlagenen europäischen Kongreß. Da dieser nicht zu stande kam, versuchte er sein Glück bei Österreich, erhielt halb und halb Aussichten und erhoffte dann das Beste von der Rolle eines Vermittlers, welche er nach der Schlacht bei Königgrätz am 5. Juli übernahm. Empfand die französische Eifersucht den unerhörten Sieg der preußischen Waffen schon an sich für eine solche Beleidigung, welche Rache verdiente, so schienen die Bedingungen, an welche Preußen den Abschluß des Friedens knüpfte, geradezu eine Herausforderung zum Kriege. Aber man scheute davor zurück, weil man nicht dazu gerüstet war, und bequemte sich von neuem zu Verhandlungen, bei denen aber dank der Klugheit und Festigkeit Bismarcks ebensowenig für Frankreich abfiel, als vorher. Kaum waren am 26. Juli die Präliminarien zu Nikolsburg abgeschlossen, da pochte der französische Gesandte Benedetti noch an demselben Tage bei Bismarck wegen einer billigen Entschädigung an, erfuhr freundlichsten Empfang und die Zusage, daß die französischen Anträge eingehender Erörterung unterzogen werden sollten; sobald er aber wieder das Wort vom linken Rheinufer fallen ließ, schob Bismarck die Erklärung wieder hinaus mit der viel- und nichtssagenden Antwort: „Machen Sie mir lieber heute noch keine amtlichen Mitteilungen." Diese reichte Benedetti am 5. Aug. ein. Sie verlangten von Preußen selbst nichts, aber „zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Frankreich und Deutschland" die Wiederherstellung der Grenze von 1814, Abtretung der bairischen und hessischen Pfalz mit Mainz und Aufhebung des preußischen Besatzungsrechtes in Luxemburg. Die entschiedene Zurückweisung dieser Anforderungen durch den Ministerpräsidenten und den König soll den französischen Gesandten zu dem

Ausruf veranlaßt haben: „Aber, das ist Krieg“, worauf Bismarck ebenso ruhig als prompt erwiderte: „Nun gut, dann ist's der Krieg!“ und die weitere Perspektive eröffnete: „Auf den Krieg folgt die Revolution! Möge der Kaiser sich überlegen, wer der Revolution sicherer gegenüberstände, ob Napoleon oder König Wilhelm.“ Wie ihm diese Zumutung eine willkommene Handhabe bot, um den süddeutschen Staaten die Augen zu öffnen über die redlichen Absichten ihres etwaigen Beschützers, so stellte er Frankreich die Entfesselung des furor teutonicus in Aussicht, der mit der Eroberung des Elsaß enden werde. Da für den Mißerfolg doch einer büßen mußte, machte Napoleon seinen Minister Drouyn de l'Huys für den gestellten Antrag verantwortlich, entließ ihn und fing jetzt davon an, wie sich Preußen zu einer Annexion von Belgien und Luxemburg stellen würde. Bismarck wich einer bestimmten Antwort aus und gab höfliche Form anstatt greifbarer Zugeständnisse. Der französische Appetit aber war damit nicht befriedigt. Da man auf dem seitherigen Wege nicht weiter kam, ließ man sich in einen geheimen Handel mit Holland ein, indem man mit dem geldbedürftigen König Wilhelm III. einen Verkauf des Großherzogtums Luxemburg an Frankreich verabredete. Durch die Auflösung des Deutschen Bundes befand sich dieses nur durch Personalunion mit Holland vereinigte deutsche Fürstentum jetzt allerdings in einer zweifelhaften Stellung; doch hatte der Großherzog wider die Fortdauer des preußischen Besatzungsrechtes seither nichts eingewendet. Napoleon hoffte die Zustimmung Preußens zu dem Handel zu erlangen. Das Geschäft ward zu früh ruchbar, und es bemächtigte sich der Deutschen wie der Franzosen eine solche Erregung, daß der Krieg fast unvermeidlich schien. Sowenig Preußen daran dachte, das Land selbst zu annektieren, ebensowenig konnte es den Anheimfall desselben und damit eine Schwächung seiner eigenen Grenze an Frankreich zulassen. Napoleon wollte seinerseits auf Luxemburg verzichten, wenn Preußen seine Besatzung zurückzöge. Aber hierin ohne weiters nachgeben, hieß seine Schwäche eingestehen. Alle Friedensliebe konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß auch Nachgiebigkeit den Krieg nicht ein für allemal banne, sondern nur verschiebe. Auf russischen Vorschlag verstanden sich beide Teile zu einer Behandlung der Streitfrage auf einem europäischen Kongreß, der am 7. Mai 1867 in London zusammentrat. Dieser brachte den Vertrag zuwege, welcher Luxemburg unter dem König von Holland zum neutralen Staat erklärte, für dessen Bestand die Großmächte garantierten. Seine Zugehörigkeit zum Zollverein erlitt keine Veränderung. Die Festungswerke der Hauptstadt wurden geschleift; die preußische Besatzung zog ab. — Die unangenehme Störung des so hübsch eingefädelten Projekts ward von Frankreich um so lebhafter empfunden, als die Veröffentlichung der geheimen Verträge mit den süddeutschen Staaten eine weitere Enttäuschung brachte. Über die zwischen Frankreich und Deutschland bestehende Spannung konnte der Besuch der Weltausstellung durch

König Wilhem I. nicht hinweghelfen. Desto deutlicher verriet der Beileidsbesuch, welchen Napoleon mit seiner Gemahlin Eugenie im August des Jahres 1867, wegen der Erschießung Maximilians, dem österreichischen Kaiserpaare in Salzburg machte, die Absicht, in Österreich einen Bundesgenossen für einen etwaigen Krieg zu gewinnen, und der Minister Beust betrieb diese Verbindung der größten Gegensätze eifrigst. Auf Rußland, das mit Preußen im besten Verhältnis stand, konnte man nicht rechnen. Da man sich Österreichs versichert hielt und auch Italien auf seine Seite zu locken im Begriffe war, galt es, den nötigen Anlaß zum Losschlagen zu finden. War es mit Luxemburg nichts gewesen, so versuchte man es mit Dänemark. Als dieses mit Bezug auf den Prager Frieden Rückgabe der von Dänen bewohnten Bezirke Nordschleswigs und gar von Düppel und Alsen forderte und Bismarck Garantie für die deutschen Bewohner der ersteren verlangte, mischte sich sofort wieder Frankreich ein, mußte aber eine ebenso scharfe Zurückweisung hinnehmen, als sein Schützling, dem schließlich klar vor den Kopf gesagt ward, daß Preußen den Prager Frieden mit Österreich, nicht mit Dänemark geschlossen habe. — Auch ein neuer Versuch, die Erwerbung Belgiens anzubahnen, scheiterte wieder. — Mit jedem Mißerfolg wuchs die Mißstimmung gegen den Kaiser und seinen Minister Rouher, welche ihn zur Sicherung seines Thrones veranlaßten, die Verfassung in liberalem Sinne zu reformieren. Die Verfassungsänderung ließ er durch eine Volksabstimmung (Plebiscit) gutheißen (1870), welche unbefangene Beobachter über die wahre Gesinnung der Mehrheit doch nicht täuschen konnte. Mehr und mehr erkannte Napoleon selbst, daß sein Thron wanke, und nur noch ein erfolgreicher Krieg seine Herrschaft erhalten könne. Daher vernahm man den wieder und wieder ertönenden Kriegsruf: »Revanche pour Sadowa!« nicht ungern und betrieb mit aller Macht die Verbesserung des Kriegswesens. In diesem Sinne arbeitete zunächst der Kriegsminister Niel, dann nach dessen Tode Le Boeuf (1869), der für einen großen Krieg alles für „vollbereit“ (archi-prêt) erklärte. Chassepotgewehr und Kugelspritzen (mitrailleuses), Festungen und Magazine machten die von Einbildung erfüllten Geister blind gegen „die Warnungen der kalten Vernunft“. Auf Wilhelmshöhe machte ein halbes Jahr später der Entthronte die französische Militärorganisation verantwortlich für das erlittene Unglück, gestand aber, daß vor dem Schaden „keine menschliche Gewalt fähig gewesen wäre, die in der Verwaltung eingewurzelten Vorurteile zu besiegen“, daß man die „Vorteile der preußischen Organisation“, vor allem der Mobilisierungsweise, den vollkommeneren Zustand der Artillerie, die bessere „Zusammensetzung“ und das höhere „geistige Niveau“ des preußischen Heeres rundweg geleugnet habe, kurz daß man verblendet war. „Die Militärverwaltung in Frankreich“ — drückt sich der durch „verhängnisschwere Erfahrung“ Belehrte aus — „ähnelt einer großartigen Maschine, von der ein jeder Teil mit Kunst ausgearbeitet ist, und jeder für sich in den Werkstätten

aufbewahrt wird. Wenn es sich darum handelt, sie in Bewegung zu setzen, so ist die Arbeit lang und schwer; denn alle Räderwerke müssen zusammengesucht und an einander gefügt werden; — mit einem Worte, die ganze Maschine muß dann erst zusammengesetzt werden vom einfachsten Nagel an bis zum kompliziertesten Teile. In Deutschland ist im Gegenteil die Maschine vollständig bereit, und um sie in Bewegung zu setzen, bedarf es nur Wasser und Kohlen, und daß Feuer angezündet werde." Zum Schlusse aber sieht er mit vollem Recht die Kraft des deutschen Heeres in seiner „strengen Disziplin, seiner unermüdlichen Thätigkeit, seiner Pflichttreue, seiner Achtung vor der Autorität".

Endlich bot sich der langersehnte Vorwand zum Kriege, die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern. Nachdem eine Revolution die Königin Isabella von Spanien im September 1868 des Thrones beraubt hatte, und Verhandlungen mit mehreren auswärtigen Fürsten erfolglos geblieben waren, bot die vom General Prim geleitete Regierung im Juni 1870 — es war schon zum zweitenmal! — die spanische Krone dem genannten Prinzen, dem Gemahle einer portugiesischen Prinzessin, an. König Wilhelm, als Haupt des Hauses Hohenzollern, aus Courtoisie befragt, riet die Annahme ab, konnte aber staatsrechtlich weder die Genehmigung geben noch versagen, und stand daher nicht an, seinerseits die erbetene Zustimmung zu erteilen. Obwohl der König von Preußen mit der ganzen Angelegenheit gar nichts zu thun, und Napoleon bis zu diesem Augenblicke keine Veranlassung gesehen hatte, gegen die Wahl eines dem fürstlichen, nicht dem königlichen Hause angehörigen Hohenzollern irgendwie Bedenken zu erheben, ergriff man mit fieberhafter Hast diese günstige Gelegenheit, einen Streit vom Zaune zu brechen. Vor allem drängte zum Kriege der mit Beust sehr einträchtige Minister des Auswärtigen, der Herzog von Grammont, und, wie es hieß, die Kaiserin Eugenie. Obgleich schon am 4. Juli, dem Tage, an welchem überhaupt die französischen Zeitungen erst die Nachricht von der Annahme der Krone bringen konnten, der preußische Minister von Thile in Vertretung Bismarcks dem französischen Gesandten Benedetti, sowie der preußische Gesandte in Paris, von Werther, dem Minister Ollivier die bündigste Erklärung abgab, daß dem preußischen Ministerium die ganze Angelegenheit fremd sei, ja letzterer sofort nach Ems abreiste, um seinem Herrn die Verstimmung mitzuteilen, stießen Presse, Volksvertretung und Grammont ungesäumt mächtig ins Kriegshorn, indem letzterer am 6. Juli in der Kammer Drohungen unzweideutiger Art gegen eine Macht aussprach, welche einen Prinzen auf den Thron Karls V. zu setzen vorhabe und dadurch das Gleichgewicht und den Frieden Europas wie die Sicherheit Frankreichs bedrohe. Am 8. Juli mußte Benedetti dem Könige in Ems das Verlangen aussprechen, derselbe möge dem Prinzen die Annahme der Krone untersagen. Der König erwiderte überaus entgegenkommend:

obwohl die Sache eine rein persönliche Angelegenheit des Prinzen sei, und er den Konsens nicht als König, sondern als Haupt der Familie gegeben, die Regierung aber mit der Sache gar nichts zu thun habe, wolle er doch darüber mit dem Fürsten Anton von Hohenzollern verhandeln und werde dem Botschafter Mitteilung von den Beschlüssen machen. Der freiwillige Verzicht des Erbprinzen erfolgte am 12. Juli und war eher in Paris als in Ems bekannt. Damit war die Sache nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abgethan. Grammont aber erklärte dem preußischen Gesandten von Werther, mit der bloßen Entsagung könne man sich nicht zufrieden geben, sondern müsse die Versicherung erlangen, daß der König nie wieder die Erlaubnis gebe. Werther war schwach genug, dieses Ansinnen nicht abzulehnen. Auch dies genügte dem anmaßenden Franzosen nicht, der offenbar entweder den Fall zu einer öffentlichen Demütigung des Königs von Preußen und damit zu einer Knackmandel für das französische Volk oder zum Anlaß für den Krieg benutzen wollte. Er beauftragte den französischen Gesandten, dem König selbst in Ems das gleiche Verlangen zu stellen. Nach einer am 13. Juli 1870 um 3 Uhr 50 Minuten nachmittags in Ems aufgegebenen, in Berlin um 6 Uhr 9 Minuten angekommenen, von dem Geh. Legationsrat Abeken verfaßten Depesche geschah die später poetisch ausgeschmückte Begegnung zwischen König und Gesandten folgendermaßen: „Se. Majestät schreibt mir (Abeken): „„Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um zuletzt auf sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort nach Paris zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf die Kandidatur zurückkommen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht übernehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts (nämlich über die Verzichtleistung) erhalten und mir darüber weder von Paris noch von Madrid etwas zugegangen wäre.““ Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten (Anton von Hohenzollern) erhalten, und Allerhöchst derselbe hat dann mit Rücksicht auf diese Zumutung auf Veranlassung des Grafen von Eulenburg beschlossen, Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch den Adjutanten sagen zu lassen, daß Se. Majestät jetzt die Bestätigung der Nachricht erhalten habe und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Se. Majestät stelle Ew. Excellenz (Bismarck) anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl an unsern Gesandten als auch in der Presse mitgeteilt werden solle.“ Darauf veröffentlichte Bismarck, der königlichen Anheimgabe entsprechend, folgende Depesche: „Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in

Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe." Diese Depesche schickte er dann in der Nacht zum 14. an die Gesandten. Als nun mittlerweile nach der Unterhaltung mit Benedetti der König die oben erwähnte, des letzteren Forderung erklärende Nachricht Werthers über sein Gespräch mit den französischen Ministern empfing, war er einerseits über den eigenen Gesandten, anderseits über die Anmaßung der französischen Regierung mit Recht höchst ungehalten und bemerkte auf Werthers Schreiben: „Es ist doch notwendig, an Werthern zu chiffrieren, daß ich indigniert sei über die Grammont-Ollivierſche Zumutung und mir das Weitere vorbehalte." Benedetti hatte also, wie das Wertherſche Schreiben bewies, nur im Auftrag seiner Regierung jenes unerhörte, herausfordernde Verlangen gestellt. Und König Wilhelm, der den französischen Botschafter nicht mehr empfangen konnte, gewährte dem Grafen Benedetti, welchem er wohlwollte, gerne die Bitte, sich persönlich verabschieden zu dürfen; er entließ ihn bei diesem Abschiede mit freundlichem Händedruck. Nicht in dem persönlichen Benehmen des Botschafters lag das Verletzende, sondern die Unverschämtheit der französischen Forderung mußte das Gefühl der deutschen Nation aufs höchste empören. Die auswärtigen Regierungen verhehlten nicht ihr Befremden über diese unzweideutige Provokation. Der preußische Botschafter in London teilte mit, der dortige Kanzler sei der Meinung, daß Preußen bis an die äußerste Grenze der Höflichkeit gegangen sei, und Frankreich sich im größten Unrechte befände, wenn es mehr verlange, als geschehen sei. Der russische Minister Gortschakoff depeschierte an die Botschafter in London und Paris: „Wir begreifen nicht, daß nach der freiwilligen und vollständigen Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern die französische Regierung den Zwischenfall nicht als erledigt ansieht im Interesse des Friedens, den Frankreich, wie es versichert, will." In Paris aber drehte man den Spieß um und bezeichnete die Abweisung des Botschafters als Beleidigung. Eine gewaltige Erregung ergriff das französische Volk. Alles rief nach Krieg. Schon am 15. Juli forderte Ollivier Kredit für denselben und erhielt ihn in beiden Kammern, dem gesetzgebenden Körper und dem Senat, bewilligt. Die wenigen Stimmen Besonnener, wie des alten Thiers, welche warnten und zurückhielten, wurden niedergeschrieen. An demselben Tage erfolgte die Einberufung der Reserven. Am Napoleonstage hoffte man in Berlin den Frieden diktieren, den Rhein als Grenze setzen zu können. Der Kaiser, jetzt vor der Saat stehend, die er selbst gesäet, zögerte noch, fügte sich aber,

leidend, willenlos dem der Nation künstlich eingepflanzten Willen. Selten ist ein Krieg mit so geringem diplomatischen Geplänkel eingeleitet worden, wie der deutsch-französische. Die einzige amtliche Mitteilung der französischen Regierung war die Kriegserklärung vom 19. Juli.

Die Großmächte verhielten sich nach einigen Verhandlungen sämtlich neutral; denn Österreich wollte nicht ohne Italien losschlagen, das ohnehin geldarme Italien nicht, ohne daß die Franzosen vorher Rom verlassen hatten; Rußland stand freundlich, England verhehlte seine französischen Sympathieen nur schlecht.

So friedlich gesinnt Deutschland war, der Übermut der französischen Regierung entflammte mit einem Male mächtig das Nationalgefühl und einte die Brüder diesseits und jenseits der Mainlinie zur Verteidigung des Gesamtvaterlandes. Wie in einem Triumphzuge kehrte der König nach Berlin zurück, wo ihm das Volk einen stürmischen Empfang bereitete und ihn mit dem Jubelruf begrüßte:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Noch am Abende des 15. Juli unterzeichnete er in Gegenwart Roons und Moltkes den Mobilmachungsbefehl. Der schon vorher auf den 19. d. M. einberufene Norddeutsche Reichstag konnte nicht an die beabsichtigten friedlichen Aufgaben gehen, sondern sah sich genötigt, die Mittel zum Kampfe darzubieten, und bekundete seine und des Volkes vaterländische Gesinnung durch die einmütige Bewilligung des geforderten Kredits von 120 Millionen Thalern. Die Thronrede, mit welcher der König den Reichstag eröffnete, hat folgenden Wortlaut:

„Geehrte Herren vom Reichstag des Norddeutschen Bundes!

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbundenen Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Civilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe. Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und daß, wenn wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, wir nur dem Gebot der

Ehre und der Pflicht gehorchen. Die spanische Thron-Kandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fernstanden und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaft einer geordneten und friedbringenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehr seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben auch nach Beseitigung jenes Vorwands mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhn. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor dem Gerichte Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerendem Kriege treibt. Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten. Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Auftrage zur Verteidigung seiner Ehre, seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Eine herzliche Adresse war die Erwiderung der Volksvertretung auf die erhebenden Worte des Königs. Hier wie dort klang die Erinnerung an das Jahr 1813 wieder, umsomehr als der 19. ja der Todestag der Königin Luise war. Daher holte sich der König an diesem Tage im Mausoleum zu Charlottenburg gleichsam den Segen seiner Eltern, Kraft, Mut und Vertrauen zu dem bevorstehenden Kampfe und erneuerte als besonderes Verdienstzeichen den Orden des eisernen Kreuzes.

Hatte Frankreich auf den Zwiespalt zwischen Süd- und Norddeutschland gerechnet, so erfuhr es bittere Enttäuschung. In Baiern ordnete König Ludwig II. in raschem Entschlusse am 16. Juli sofort Mobilmachung an und stellte, nachdem im Landtag nur eine schwache partikularistische Gegenströmung sich bemerkbar gemacht hatte, die bairischen Truppen unter den Oberbefehl König Wilhelms. Dem gegebenen Beispiele folgten die übrigen süddeutschen Staaten.

In freudiger Begeisterung drängte sich die ganze deutsche Jugend zu den Fahnen, um für das Vaterland zu kämpfen; wer sich zurückgewiesen sah, härmte sich. Ob auch des Vaters Hand zitterte, da er den scheidenden Sohn mit seinem Segen entließ, ob auch die Thränen der Mutter von der bangen Ahnung des treuesten Herzens zeugten, für das Vaterland war kein Opfer zu schwer. Die Zurückbleibenden bekundeten ihre Vaterlandsliebe und ihre Sorge um die teuern Kämpfer in wetteifernder Liebesthätigkeit. Während der greise König selbst am 2. Aug. in Mainz den Oberbefehl übernahm und die Strapazen, Entbehrungen und Lasten des Feldzuges mit seinen Truppen teilte, stellte sich seine mildthätige Gemahlin Augusta an die Spitze der zahlreichen Vereine, welche die Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger sich zur Aufgabe machten.

Den ersten Schlag gegen den Feind führte Bismarck, indem er durch Veröffentlichung der auf Luxemburg und Belgien gerichteten Annexionspläne Frankreichs freundnachbarliche Gesinnung gegen diese Länder vor aller Welt bloßstellte und eine Neutralitätsgarantie beider kriegführenden Parteien für Belgien veranlaßte.

Der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm war dazu ausersehen, die süddeutschen Truppen zu führen. Und wenn einer, so war dieser durch seine herzgewinnende Güte und Leutseligkeit geeignet, die Gemüter der Kriegskameraden vom Süden zu erfüllen mit dem lebhaftesten Gefühl nicht nur der Waffenbrüderschaft, sondern mit einem Geiste, dem Geiste der Einheit und Einigkeit, dem Bewußtsein, daß man zusammenstehe für ein gemeinsames Gut, für deutsches Recht, deutsche Ehre. Er hat uns die Herzen der Brüder südlich des Mains gewonnen. Er hat in fester Zuversicht noch am Abende des 18. Juli in sein Tagebuch geschrieben: „Deutschland erhebt sich wie ein Mann und wird seine Einheit herstellen."

4. Der deutsch-französische Krieg (1870/71).

a) Erster Abschnitt des Krieges (2. Aug. bis 2. Sept.).

„Der Übergang von dem Friedensfuß auf den Kriegsfuß" — schreibt Napoleon 1871 — „ist stets eine äußerst schwierige Aufgabe gewesen. Die Armee, welche dieselbe am schnellsten zu lösen weiß, hat von vornherein einen unbestreitbaren Vorteil dem Feinde gegenüber." Nach dem Gebaren der französischen Regierung mußte man in Deutschland einen raschen Angriff und zwar auf Süddeutschland erwarten. Die mangelhafte Einrichtung der Mobilisierung aber, des Beförderungs- und Verpflegungswesens des französischen Heeres behinderte nicht nur die Sammlung der Streitkräfte und ihre Bewegung, sondern sie warf den ganzen Feldzugsplan über den Haufen. Als acht Tage nach der Kriegserklärung der Kaiser in Metz zur Übernahme des Oberbefehls eintraf, waren die Truppen noch nicht vollzählig; ja man kannte selbst die Standorte einzelner Heeresteile dort nicht; es lagen hier für die Truppen „Berge von Gepäck, deren Inhalt völlig unbekannt war; man mußte die Stücke erst öffnen, um zu erfahren, was sie enthielten". Nach dem Feldzugsplan sollten sich bei Metz 150000 Mann, bei Straßburg 100000 Mann konzentrieren, um vereinigt als „Rheinarmee" bei Maxau (unweit Karlsruhe) in Deutschland einzubrechen; 50000 Mann sollten im Lager zu Chalons als Rückhalt dienen; die Flotte sollte eine starke Macht an der deutschen Küste landen: das sollte alles sein, aber es war nicht. Übel oder wohl mußte der schöne Plan aufgegeben werden; man änderte den Entschluß, war aber zu thatkräftigem Vorgehen nicht gerüstet genug und sah sich bald in die Verteidigung gedrängt. Was konnten die vielen, guten Karten von Deutschland nützen, die man verteilt hatte? Hätte man doch nur halb soviele vom eigenen Gebiete gehabt! „Wir wollen weder" — bekennt Napoleon — „die begangenen Fehler zu beschönigen suchen, noch die Unvorsichtigkeiten, deren Verantwortlichkeit getragen werden muß, entschuldigen; aber das, was wir auf die bestimmteste Weise konstatieren wollen, ist, daß der erste und bedeutendste Vorteil, den Preußen über uns errungen hat, die Schnelligkeit seiner Mobilisierung war, die ihm gestattete, früher als wir die Offensive zu ergreifen."

Ruhig, sicher und fest ging alles in Preußen seinen Gang: Mobilisierung, Ausführung des klaren Planes. Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung, als König Wilhelm sich nach Mainz begab, standen am Rhein und vorwärts desselben 300000 Mann schlagfertig. Die gesamten Streitkräfte waren in drei Heere geteilt: 1. Die erste Armee, unter dem General von Steinmetz (VII., VIII. Korps und eine Kavallerie-Division), stand als rechter Flügel bei Wadern (zwischen Saarburg und St. Wendel), 50000 Mann stark. 2. Die zweite Armee, unter dem Prinzen Friedrich Karl (III., IV., X. Korps,

Garde und zwei Kavallerie-Divisionen, dann verstärkt durch das XII., sächsische, Korps und das IX., gebildet aus der 18. Division und der hessischen Division), im ganzen zuletzt 194 000 Mann, nahm das Centrum ein bei Alsenz-Günnstadt an den Ausgängen des Haardtgebirges, bereit den Gegner zu empfangen. 3. Die dritte Armee, unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sollte sich als linker Flügel bei Landau und Rastatt sammeln; sie umfaßte außer dem V. und XI. preußischen Korps das I. und II. bairische Korps, die württembergische und badische Feld-Division und eine Kavallerie-Division, zusammen etwa 130 000 Mann stark, durch ihre Zusammensetzung die Einheit zwischen Süd- und Norddeutschland darstellend. Zur Küstenverteidigung war außer Landwehren die 17. Division bestimmt. Im ganzen standen mit Besatzungs- und Ersatzmannschaften gegen eine Million Deutsche unter Waffen. Ziel war die feindliche Hauptstadt, Aufgabe, den Feind zu fassen und möglichst nach dem Norden abzudrängen.

Da die dritte Armee, welche zuerst vorgehen sollte, zur Sammlung ihrer verschiedenartigen Bestandteile länger als wünschenswert Zeit brauchte, setzte sich die zweite einstweilen in Bewegung nach der Saar hin, wo sich die Feinde bemerkbar machten, ohne indes etwas Ernstliches zu unternehmen. Kleine Vorstöße wies Major Pestel, der mit einem Bataillon und drei Schwadronen in Saarbrücken stand, kräftig und rastlos zurück, daß er den Feind über seine Stärke vollständig täuschte.

Um die Tag für Tag sich steigernde Ungeduld der Pariser Bevölkerung zu befriedigen, traten am 2. August drei Armeekorps in Thätigkeit gegen die gewaltige gegenüberstehende Streitmacht von drei Bataillonen, vier Schwadronen und einer Batterie, welche Pestel jetzt in Saarbrücken befehligte. Der Kaiser und der kaiserliche Prinz Louis, Lulu gerufen, befanden sich selbst bei dem II. Korps, das unter General Frossard stand. Nach zäher, ihre geringe Zahl vollständig verschleiernder Gegenwehr zogen sich die wackeren Verteidiger über die Saar unverfolgt zurück. Der große Sieg hatte seinen politischen Zweck erfüllt, nicht aber seinen militärischen, Aufklärung über die Stellung und Stärke des Feindes zu schaffen. Unverbürgte Gerüchte leiteten die Maßnahmen im französischen Hauptquartier.

Der Feind stand in weitem Bogen von dem oberhalb Merzig in die Saar fallenden Nied bis an den oberen Rhein, ward aber jetzt in zwei von den Marschällen Mac Mahon, dem „Herzog von Magenta“ (I., V., VII. Korps), und Bazaine (II., III., IV. Korps) befehligte Armeeen geteilt; nur den Befehl über das Gardekorps behielt der Kaiser sich selbst vor.

Um die linke Flanke des Centrums gegen einen etwaigen Angriff vom Elsaß her zu decken, rückte die dritte Armee am 4. Aug. über die Grenze und erstürmte unter den Generalen von Kirchbach und Bose die nur von einer Division unter General Abel Douay und

einer Kavallerie-Brigade, der Vorhut des I. französischen Korps, besetzte Festung Weißenburg an der Lauter. Doch kostete der Kampf um den Bahnhof viel Blut. Noch größere Opfer forderte die Erstürmung des südlich der Stadt gelegenen, steilen Geisbergs, in dessen festes Schloß sich der tapfere Gegner zurückgezogen hatte, namentlich bei dem Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7. Erst Geschützfeuer zwang die Besatzung des Schlosses zur Ergebung. Unter den 1000 gefallenen Franzosen befand sich der Führer selbst. Unverwundet fielen 1000 Mann in Gefangenschaft, darunter auch die ersten Turkos, die „richtigen Wilden". Der Jubel bei den Deutschen über diesen ersten Erfolg war so groß, daß er selbst die Größe der Verluste — 1460 Mann, davon 91 Offiziere — vergessen ließ. „Sterbende und Schwerverwundete", erzählt der fürstliche Oberbefehlshaber in seinem Tagebuche, „richteten sich mit größter Kraftanstrengung auf, um ihre Freude zu erkennen zu geben." Da die vierte Kavallerie-Division das Gefechtsfeld nicht erreichte, floh der Feind, ohne daß man aus der Verfolgung einen sichern Schluß auf die Stellung der Hauptarmee gewinnen konnte. Bei dem Vormarsche in der Richtung auf Hagenau und Reichshofen stießen jedoch schon am folgenden Tage die Baiern auf dem rechten Flügel und das V. Korps (Kirchbach) in der Front wieder auf den Feind, der unter Mac Mahons Führung hinter Wörth auf dem Thalhang rechts der Sauer bei Fröschweiler, Elsaßhausen und Morsbronn, fünf Divisionen stark, eine fast uneinnehmbare Stellung eingenommen hatte. Bei der großen Nähe der Gegner entwickelte sich am 6. Aug., welchen der Kronprinz zum Ruhetag bestimmt hatte, aus einem Rekognoscierungsgefecht die Schlacht bei Wörth. Es waren vornehmlich das II. bairische Korps (Hartmann) auf dem rechten Flügel, das V. Korps (Kirchbach) in der Front und das XI. (Bose) auf dem linken Flügel, welche in blutigem Ringen die heldenmütig sich wehrenden Feinde völlig besiegten. Die Versuche, durch kühne und starke Reiterangriffe das Schicksal des Tages zu wenden, scheiterten an der Festigkeit des deutschen Fußvolks. Bose, obwohl zweimal verwundet, führte selbst seine Truppen zu einem letzten Sturm auf das brennende Fröschweiler. Um fünf Uhr floh der Feind in völliger Auflösung über Luneville gen Chalons hin, wo der Groll der Geschlagenen sich in lauten Verwünschungen gegen den Feldherrn und den Kaiser Luft machte. Aus Mangel an Reiterei konnte auch diesmal die Verfolgung nicht weiter ausgedehnt werden. Doch erreichte man noch die Nachhut am Eingang in die Vogesen bei Steinburg. War auch der Sieg durch den Verlust von 10000 Mann und 489 Offizieren teuer erkauft, der Feind hatte weit stärkere Verluste erlitten, da er allein an Gefangenen 200 Offiziere und 9000 Mann, dazu 33 Geschütze und 2000 Beutepferde in den Händen der Deutschen ließ. Der „erste Sieg über die Franzosen in offener Feldschlacht seit 1815" hatte „den Kitt" für die deutschen Truppen gegeben. Mac Mahon sammelte zwar wieder allmählich (bis zum 22. Aug.) eine

starke Rückhaltarmee von vier Korps und zwei Kavallerie-Divisionen, verlor aber durch den Abstand von 25 Meilen alle Verbindung mit der „Rheinarmee“ Bazaines.

An demselben Tage wie an der Sauer war auch der erste Schlag an der Saar geschehen.

Die zweite Armee war bis zur Linie Neunkirchen und Zweibrücken vorgerückt und sollte, da man den Feind in starker Defensivstellung hinter der Mosel zwischen Metz und Diedenhofen vermutete, denselben umgehen, indes die erste Armee ihn in der Front festhielt. Diese aber dehnte sich mit dem linken Flügel so nach Südwesten aus, daß sich ihre Abteilungen mit solchen der zweiten Armee in Saarbrücken kreuzten. Da es nicht in der Absicht der Oberleitung lag, hier eine Schlacht zu liefern, trafen diese Abteilungen zu ganz verschiedener Zeit ein und konnten nicht nach einheitlichem Plane Verwendung finden, aber sie leisteten sich aus eigenem Antriebe echt kameradschaftliche Hilfe. Frossard hatte sich am Abende des 5. Aug. aus Saarbrücken zurückgezogen und auf den steilen Höhen von Spichern, namentlich am „Roten Berg“, eine fast uneinnehmbare Stellung eingenommen. Er konnte mit Leichtigkeit von den vier hinter ihm stehenden Korps, bei denen sich noch der Kaiser befand, kräftige Unterstützung erhalten. Sobald General von Kameke mit der 14. Division Saarbrücken erreichte, schritt er, in der Meinung, nur die Nachhut des abziehenden Feindes vor sich zu haben, sofort zum Angriff, um durch Besetzung der herrschenden Höhen den nachfolgenden Kolonnen den Übergang über die Saar zu sichern. Eine einzige Brigade, die des Generals von François, nahm kühn den ungleichen Kampf gegen einen durch Zahl und Stellung übermächtigen Feind auf, und zwar die wackeren 39er vornehmlich gegen dessen linken Flügel im Gifertwald, die 74er gegen den rechten Flügel im Gehölz von Stiering und in der Front gegen den „Roten Berg“. Die erste, nicht genügende Unterstützung brachte die Brigade Woyna. Als preußische Artillerie den Gegner zwang, seine Geschütze weiter zurückzunehmen, erklommen die Füsiliere der 74er, der tapfere François an der Spitze, die Höhe und jagten die ob dieser Tollkühnheit verblüfften Chasseurs mit Bajonett und Kolben aus den Schützengräben. Mit der 9. Kompagnie der 39er weiterstürmend, sank der heldenmütige Führer von fünf Kugeln durchbohrt nieder. Seine Füsiliere aber hielten den einmal erstürmten Felsvorsprung fest. Es war ein Glück, daß die bedrängte 14. Division jetzt von der 5. und 16. Hilfe bekam. Aber ein Vorstoß der Übermacht raubte die errungenen Vorteile. Die 13. Division rückte zwar vor, hielt aber das Gefecht für beendet und griff daher nicht entscheidend ein. Dagegen spielten jetzt sieben Batterieen von der Folster Höhe wirksam und, als dem Major von Lyncker das Unmöglichscheinende gelang, acht Geschütze auf den „Roten Berg“ zu bringen, da gingen die Infanteristen von neuem jubelnd gegen die breite Front vor. Die Entscheidung aber brachte das Eingreifen Göbens

auf der rechten Flanke. Schwerin säuberte den Abend noch im Handgemenge Stiering. Der Feind zog geschlagen ab, nicht auf der bedrohten Straße Forbach-St. Avold, sondern nach Oetingen. Nur die Unmöglichkeit, Kavallerie zu verwenden, sicherte ihn vor der Verfolgung. Noch am Abende sammelte Steinmetz wieder die gelösten Truppenverbände. Dieser Sieg, wenn auch mit größeren Opfern verknüpft für den Sieger, der 4871 Mann einbüßte, als für die Gegner, die nur 4078 Mann verloren, hatte 1. den taktischen Wert, daß er „das II. französische Korps verhinderte, ungeschädigt abzuziehen", 2. die strategische Bedeutung, daß er über die feindliche Hauptmacht aufklärte und „der oberen Heeresleitung die Grundlage für weitere Entschließung" gab, 3. die höchste moralische Wirkung auf Freund und Feind durch die beispiellose Tapferkeit, ja Verwegenheit und Leistungsfähigkeit der Mannschaften, sowie durch das selbständige, thatkräftige Zusammenwirken der Führer. Moltke selbst hebt es mit Recht rühmend hervor, daß einige Truppen beim Eintritt in die Schlacht bis zu sechs Meilen zurückgelegt hatten, zwei eben mit der Eisenbahn aus Königsberg anlangende Batterieen von der Achse weg in Thätigkeit traten. — Bazaine zog sich mit der „Rheinarmee", deren Kommando der Kaiser niederlegte, in eine feste Stellung an der Nied zurück, gab diese aber, in der Absicht, bei Verdun eine vorteilhaftere einzunehmen, auf. Im Begriffe dahin abzuziehen, ward er gehindert durch den Angriff der Avantgarde des VII. Korps unter General von der Goltz (erste Armee) am 14. Aug. Aus diesem zwar kühnen, aber bei der anfangs erdrückenden Übermacht der Gegner gefährlichen Angriff entwickelte sich der gewaltige Kampf um Metz, am 14. im Osten der Mosel bei Courcelles oder Colombey und Nouilly, am 16. im Westen bei Vionville und Mars-la-Tour, am 18. auch im Westen bei Gravelotte und St. Privat.

Die dritte Armee hatte die Fühlung mit dem Feinde verloren: darum vorsichtig vorrückend und noch aufgehalten durch die Festungen, von denen Bitsch umgangen, Pfalzburg eingeschlossen wurde, während Lichtenberg und Marsal fielen, war sie langsam an die Saar gekommen (12. Aug.). Gegen Straßburg rückte die badische Division ab. Um nötigenfalls eine gegenseitige Unterstützung der drei Armeeen zu ermöglichen, verlangsamten die erste und zweite Armee in Rechtsschwenkung ihren Marsch. Als am 12. Aug. die drei Korps der ersten Armee die deutsche Nied erreichten, fanden sie die Stellung von dem Feinde aufgegeben. Die zweite Armee besetzte schon am folgenden Tage, nach Überschreitung der Seille, die Stadt Pont-à-Mousson an der Mosel und blieb mit zwei Korps für einen etwaigen Flankenangriff südlich von Metz stehen, während die übrigen Korps derselben die Mosel überschritten.

Als am 14. nachmittags um vier Uhr von der Goltz den Abzug Bazaines von Metz wahrnahm, und dessen zur Deckung bei Colombey stehendes III. Korps mit Erfolg angriff, machten die

französischen Kolonnen Kehrt und bedrängten mit Übermacht den bedeutend schwächeren Gegner. Wieder wie bei Spichern traten die Führer, gleichgültig ob sie der ersten oder der zweiten Armee zugehörten, zur Unterstützung thatkräftig in den Kampf ein, Manteuffel rechts, Zastrow und von der zweiten Armee Wrangel links, und ersetzten so durch selbständiges Handeln die bei der Entstehungsart der Schlacht mangelnde Einheit der Leitung. Der Erfolg des blutigen Kampfes, welcher den Deutschen 5000 Mann mit 200 Offizieren, den Franzosen nur 3600 Mann kostete, war die Vertreibung der Franzosen aus ihrer Stellung vor Metz und ihre Zurückdrängung bis unter den Schutz der Festungswerke. Für den Übergang der zweiten und dritten Armee über die Mosel war ein Tag gewonnen.

Am 15. rückten von der zweiten Armee schon das III. Korps, auch das Garde- und IV. Korps über den Fluß. Auf der Straße nach Verdun vorwärts streifend, geriet bereits preußische Kavallerie bei Mars-la-Tour an die feindliche. Da man für den 16. Aug. kein Gefecht erwartete, sollten das III. und X. Korps über Gorze und Thiaucourt gegen die Rückzugsstraße der Franzosen nach Verdun vorgehen, die übrigen sich schon westlich nach der Maas wenden. Man glaubte den Feind völlig abgezogen, und General von Alvensleben beeilte sich, denselben einzuholen, fand aber, nicht, wie er geglaubt, die Nachhut des französischen Heeres, sondern dessen Gesamtmacht von fünf Korps. Ohne davon Kenntnis zu haben, griff er mit seinem einzigen Korps, dem III., die in der linken Flanke durch Metz, in der rechten durch die starken Batterieen an der Römerstraße und zahlreiche Kavallerie geschützten Gegner mit großer Kühnheit an, erstürmte Flavigny und Vionville und warf den rechten Flügel des französischen II. Korps bis Rezonville zurück, wo ein angreifendes französisches Garde-Küraſſier-Regiment durch zwei Kompagnieen der 52er vernichtet und der feindliche Oberfeldherr beinahe selbst gefangen ward. Anstatt mit seiner bedeutenden Übermacht den unvergleichlich schwächeren Gegner durch Vorstöße zur Seite zu werfen, suchte Bazaine nur seinen linken Flügel zu decken, während ein großer Teil seines Heeres bei dem Bois des Ognons stillstand. Der Verdacht liegt nahe, daß er schon jetzt, durch politische Erwägungen veranlaßt, sich nicht von Metz abdrängen lassen wollte. Bei der kleinen Zahl der deutschen Angreifer mußte schließlich der Kampf zum Stehen kommen; einem kräftigen Angriff mußten die mehr und mehr zusammengeschmolzenen Häuflein, die keinen Rückhalt mehr hatten, erliegen, und ein solcher gefährlicher Vorstoß geschah von dem feindlichen Centrum aus durch Marschall Canrobert gegen Vionville. Die hier stehende 6. Division unter Buddenbrock geriet durch das furchtbare Artilleriefeuer in die äußerste Bedrängnis: da warf sich die nur 800 Mann zählende Kavallerie-Brigade von Bredows, magdeburgische Küraſſiere und altmärkische Ulanen, auf den Feind, reitet

das erste Treffen nieder, durchbricht die Geschützlinie und ein zweites Treffen, gerät aber, von „Siegesfreude und Ungestüm“ fortgerissen, mitten in die feindlichen Geschwader und muß sich, begleitet von einem Hagel von Geschossen, den Weg zurück von neuem bahnen. Es war ein „Todesritt“; kaum die Hälfte der heldenmütigen Reiter gelangt nach Flavigny zurück. Kein Feind wagt mehr einen Angriff auf Bionville. Dafür wendet er sich mit Übermacht gegen die vier märkischen Bataillone bei Trouville; der Tod hält in diesen grausige Ernte, so daß vom 24. Regiment 1000 Mann und 52. Offiziere, vom 2. Bataillon des 20. Regiments alle Offiziere fallen. — Erst um drei Uhr bringt General von Voigts-Rhetz, der auf dem Vormarsche bei Thiaucourt den Geschützdonner vernommen, mit Truppen vom X. Korps Hilfe. Auch dem rechten Flügel erscheint Unterstützung vom VIII. Korps, die 38. Brigade, trotz der Ermüdung infolge anstrengenden Marsches. Aber der neue Angriff bei Trouville auf der Straße nach Mars-la-Tour stößt auf neue, viel kräftigere Gegner, fünf Bataillone gegen ein ganzes, das IV. französische, Korps. Ihre gänzliche Vernichtung wehrt nur der Opfermut des 1. Garde-Dragonerregiments ab. Und kaum ist diese Gefahr abgeschlagen, da droht ein abermaliger Ansturm: eine gewaltige Reitermasse, die Division Legrand und die Garde-Brigade de France braust über den Höhenrücken von Ville sur Yron heran. Gegen diese Lawine sollen die einzig noch verfügbaren Reiter, zusammen nur sechzehn Schwadronen und das Dragonerregiment Nr. 13, einen Damm bilden. Ein Viertel vor sieben Uhr des Abends stoßen die Massen aufeinander, in wildem Wirbel mengen sich 5000 Reiter mit einander, aber die Deutschen umfassen trotz ihrer Minderzahl die stolzen Geschwader und schlagen sie in die Flucht. Auf beiden Seiten fielen namentlich viel Offiziere, von den Franzosen der Divisionsgeneral Legrand. So war auch bei Mars-la-Tour die Schlacht zu Gunsten der Deutschen entschieden. Als Friedrich Karl am Abend auf dem Schlachtfeld erschien, standen seine siegreichen Truppen „auf dem Boden, den am Morgen die Franzosen innegehabt hatten“. Auf Befehl des Oberkommandos geschah trotz der gänzlichen Erschöpfung der Truppen nochmals ein Angriff auf die feindliche Stellung, aber ohne weiteren Erfolg. Als um zehn Uhr der blutige Kampf sein Ende erreichte, deckten 16000 Deutsche die erstrittene Walstatt, darunter über 700 Offiziere. Der feindliche Verlust kam dem eigenen gleich.

Am 17. ruhten die Truppen vom Kampfe. Aber es wurden fast alle Korps der ersten und zweiten Armee, sieben, mit 178818 Mann, auf das linke Moselufer gezogen, um den Feind, wenn er den Abmarsch wieder auf der einzigen noch offenen Straße über Doncourt-Jarny aufnehmen sollte, festzuhalten oder, falls er denselben aufgegeben, von Norden her durch eine Ostschwenkung des linken Flügels zu umfassen, während der rechte Flügel zunächst nur ein hinhaltendes Gefecht führen sollte. Der letztere Fall trat ein.

Bazaine nahm auf dem Höhenzug von Roncourt bis Rozerieulles, westlich des Thales von Chatel, eine schon natürlich feste, durch Aushebung von Schützengräben, Herstellung von Batterieständen und Besetzung der Dörfer und Gehöfte „nahezu unangreifbare" Stellung ein. Die besetzte Strecke hatte nur eine Ausdehnung von $1^1/_2$ Meilen, so daß bei seiner Streitmacht von 180 000 Mann „auf den Schritt acht bis zehn Mann verfügbar waren". Ein Fehler war, daß Bazaine nicht das Gardekorps noch beim Walde von Jaumont aufstellte. Zum erstenmale in diesem Kriege ward jetzt nach einem vorher festgestellten Plane eine Schlacht geliefert. Der König selbst leitete dieselbe. Früher als beabsichtigt war, verwickelte sich das IX. Armeekorps, Schleswig-Holsteiner und Hessen unter General von Manstein, in den Kampf, und zwar nicht mit dem bei Verneville vermuteten rechten Flügel des Feindes, sondern mit dessen Front. Der Kampf war in jeder Hinsicht für den Angreifer ungünstig, da er bei Amanvillers ein entsetzliches Doppelfeuer der feindlichen Artillerie und der weittragenden Chassepots aushalten mußte, bis das III. Armeekorps, die Brandenburger, und das Gardekorps mit ihren Geschützen zu Hilfe kamen. An ein Umgehen des Feindes war nicht zu denken, im Gegenteil war die linke Flanke von dem Dorfe St. Marie aux Chênes aus bedroht. Nach kräftiger Einleitung durch Geschützfeuer erstürmten die Sachsen vom XII. Korps, von preußischen Regimentern unterstützt, das Dorf; aber ein weiteres Vordringen der Garden auf das „burgähnliche" St. Privat durch die freie Ebene bringt diese in „einen überwältigenden Hagel von Projektilen", welcher die Reihen der kühnen Angreifer entsetzlich lichtet. Erst als die Sachsen nach der Einnahme von Roncourt auch von Norden heranrücken, gelingt der allgemeine Sturm auf das mit größter Zähigkeit verteidigte Dorf; die letzten Verteidiger, 2000 an Zahl, strecken um acht Uhr die Waffen. Aber bis in die Dunkelheit dauert der Kampf bei Amanvillers fort, das erst in der Frühe des folgenden Tages geräumt wird. Der Sieg auf dem linken Flügel gab den Ausschlag für die ganze Schlacht. Denn bei Gravelotte rang die erste Armee trotz der Erstürmung des vor der feindlichen Hauptstellung liegenden Gehöftes von St. Hubert vergeblich gegen das verheerende Geschütz- und Infanteriefeuer der Franzosen. Den ermatteten Truppen kamen noch am Abend die wackeren Pommern, das II. Armeekorps mit dem Helden vom Swiepwalde, zu Hilfe. Zuletzt nach dem Kriegsschauplatz befördert, brannten sie vor Kampfbegier und stürzten sich, obwohl sie zumteil einen Marsch von achtzehn Stunden zurückgelegt hatten, gegen Point du Jour auf den gedeckt stehenden Feind, vermochten aber keinen entscheidenden Umschwung mehr herbeiführen. Der Generalstabschef selbst hat sich später Vorwürfe gemacht, daß er die „Kerntruppe" nicht „völlig intakt" für den folgenden Tag gelassen hatte. Die einbrechende Dunkelheit trennt die erbitterten Gegner, die in drohendster Nähe einander gegenüberliegen und beim ersten Tagesgrauen sich tödlichen Morgengruß

zusenden. Aber die Franzosen weichen, und die Pommern besetzen die Hochfläche von Moscou und Point du Jour. — Die Deutschen bezahlten den ungleichen Kampf mit Strömen von Blut. 20584 Mann, darunter 899 Offiziere waren getötet oder verwundet. Aber das gefährliche Wagnis, bei welchem die Deutschen mit dem Gesichte gegen Osten standen, getrennt von ihren Verbindungen, unter Umständen im Rücken bedroht, im Falle einer Niederlage fast verloren, das Wagnis gelang, und der Erfolg krönte die Bemühungen: Bazaine war der Rückzug und die Vereinigung mit Mac Mahon unmöglich gemacht. Er mußte in Metz eingeschlossen werden. Dies erforderte eine Veränderung des ursprünglichen Feldzugsplanes.

In dem von Verwundeten überfüllten Rezonville bot ein Dachstübchen dem siegreichen König ein Unterkommen. Noch in der Nacht entwarf Moltke die nötigen Veränderungen. Zur Einschließung von Metz blieben unter dem Prinzen Friedrich Karl 150000 Mann, der größte Teil der seitherigen ersten und zweiten Armee zurück: während auf der rechten Moselseite nur ein Korps und eine Division zurückblieben, standen die Hauptkräfte auf dem linken Ufer, um dem Feind den Durchbruch nach Westen zu wehren. Aus dem Garde-, IX. und XII. (sächsischen) Korps, sowie der 5. und 6. Kavallerie-Division ward unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen eine neue, 138000 Mann zählende vierte Armee, die „Maasarmee", gebildet. Mit der dritten sollte sie gemeinsam gegen die neue Armee von Chalons vorgehen, welche aus dem I., V., VII. und XII. Korps zusammengesetzt war und in vier Marine-Regimentern eine vorzügliche Truppe besaß.

Die Armeeen der beiden Kronprinzen erreichten die Maas und die ihnen bezeichnete Linie St. Menehould-Vitry. Die Festungen Toul und Verdun im Handstreich zu nehmen, war nicht geglückt. Das Lager von Chalons fand die 4. Kavallerie-Division verlassen. So unglaublich es schien, daß Mac Mahon die Straße nach Paris freigegeben habe und, längs der belgischen Grenze ziehend, einen Entsatz von Metz versuchen sollte, die Pariser hatten es bei dem neuen Minister Palikao wirklich durchgesetzt, daß Mac Mahon seine militärische Einsicht den politischen Rücksichten unterordnete und, Paris der drohenden Gefahr überlassend, in nordöstlicher Richtung sich bewegte, um dem Waffenbruder, der amtlich immer noch darauf „rechnete, die Richtung nach Norden zu nehmen", die Hand zu reichen. Sobald man im Hauptquartier des Königs zu Bar le Duc über diesen Plan Gewißheit erlangte, ward beiden Armeeen der Rechtsabmarsch befohlen und mit solcher Raschheit ausgeführt, daß General Douay bereits am 26. Aug. bei Vouziers einen allgemeinen Angriff befürchtete. Am folgenden Tage erreichte das sächsische Korps die Maas, besetzte die Übergänge bei Stenay und verfolgte den Feind unter Kavalleriegefechten bis Nouart. Als Mac Mahon erfuhr, daß in Montmédy noch nichts von der Bazaineschen Armee bekannt sei, beschloß er abermals

den Rückzug nach Paris, folgte dann aber wieder, seine bessere Erkenntnis opfernd, auf die Depesche des Kriegsministers, wenn er Bazaine im Stiche lasse, breche in Paris die Revolution aus, der Weisung der Regierung und setzte seinen Marsch in der Richtung auf La Besace fort. Die Spitze seines Heeres hatte bereits Mouzon, südlich von Sedan, erreicht. Nach einem Rekognoscierungsgefechte bei Nouart beschloß man, die Franzosen noch auf dem linken Ufer der Maas zu fassen. Während die dritte Armee zwischen Beaumont und Le Chêne vorging, marschierte die Maasarmee auf Beaumont selbst zu und überraschte das V. französische Korps unter General de Failly (30. Aug.) während des Abkochens. Trotz tapferer Gegenwehr erlitten die schnell geordneten Gegner eine Niederlage, welche 3000 Gefangene, 51 Geschütze, 33 Munitionswagen und eine Kriegskasse mit 150000 Franks in die Hände der Sieger brachte. Am Abend standen sieben deutsche Korps zwischen Maas und Bar eng beisammen, bereit, den Feind wenn möglich auf neutrales Gebiet überzudrängen. Denn Mac Mahon hatte seine Truppen nach der kleinen Maasfestung Sedan geführt, um nach neuer Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf über Mézières den Rückzug anzutreten. So sammelte sich eine schon in der Auflösung begriffene, flüchtende, in der eigenen Heimat hungernde Armee an der Grenze des Landes, um dem Schicksal anheimzufallen, in welches sie Unfähigkeit der Regierung befohlen; hier erschien auch der Kaiser, um das Geschick seiner Truppen zu teilen. Schon am Abend des 30. Aug. verkündete der Donner der Geschütze bei Bazeilles das Nahen der Deutschen, und am 31. rückten sie, teilweise unter Gefechten, an den Gegner heran, der versäumte, den Rückzug wenigstens zu versuchen. Die Franzosen hatten in dem etwa rechtwinkligen Dreieck, welches die Maas und die beiden Thäler des Floingbaches im Nordwesten, des Givonnebachs im Osten von Sedan bilden, eine ziemlich starke Stellung inne. Etwa die Ecken des Dreiecks bezeichnen die drei Dörfer Floing, Illy, Bazeilles. Der an und für sich als Stützpunkt geeignete Kalvarienberg von Illy ist verstärkt durch das südlich gelegene Gehölz von La Garenne, „von wo ein Höhenrücken mit vielen Deckung gewährenden Thalsenkungen bis Bazeilles herabzieht.“ Über Illy führte der Weg nach Belgien. Bazeilles, die starke Stütze der Givonnefront, war nach Verlust der Maasbrücken von zwei Seiten angreifbar.

Während im Westen bei Donchery der Kronprinz von Preußen die Straße nach Mézières verlegte (das V. und XI. Korps mit der württembergischen Division) und die Aufgabe hatte, auf dem rechten Maasufer vorzugehen, sollte die Maasarmee den Feind in der Front festhalten. Am 1. Sept. begannen die Baiern unter von der Tann mit Kraft den Kampf, indem sie gegen Bazeilles vordrangen und den zäh verteidigten Ort einnahmen. Hatte schon auf dem Marsch durch das Land das Auftreten der Freischaren, der sogen. Francstireurs, und das Verhalten der Bevölkerung die Deutschen zu

Gewalt gegen Tücke gezwungen, so entflammte die Beteiligung der Bewohner von Bazeilles an dem Kampf und ihre Unmenschlichkeit gegen Verwundete die Baiern zur Rache und rief einen blutigen Straßenkampf hervor. Baiern und Sachsen nahmen La Moncelle und Balan dicht vor der Festung, die Garden Daigny und Givonne. Die genommenen Punkte wurden siegreich behauptet. Der Durchbruch über Bazeilles nach Carignan war unmöglich gemacht. Und trotzdem ward er nochmals, freilich vergeblich, versucht. Denn als General Ducrot, welchen der verwundete Mac Mahon mit Übergehung zweier älterer Korpsführer mit dem Oberbefehl betraut hattte, in richtiger Beurteilung der Lage, den Durchbruch nach Mézières über Illy zu erzwingen beschloß, hinderte General Wimpffen diese Absicht, indem er, der erst vor zwei Tagen aus Algier zurückgekehrt war, von einer ihm vom Kriegsminister erteilten Vollmacht Gebrauch machend, den Oberbefehl übernahm. Während man seine Kräfte im Kampfe gegen die Baiern, die Sachsen und die Garden aufrieb, schlossen von der dritten Armee das V. und XI. Korps mit den Württembergern den Ausgang nach Mézières. Der Feind ward aus St. Menges und Floing gedrängt, auf der anderen Seite aus Chapelle. Von hier wie von Fleigneux aus ging es in dem Thale der Givonne vorwärts. Auch der Weg nach Belgien war verlegt. Maas- und dritte Armee reichten sich hier die Hand. Das Feuer ihrer Geschütze kreuzte sich über dem unglücklichen Feinde. Zu spät erkannte Wimpffen seinen Irrtum und mußte nun nach zwei Seiten hin Hilfe bringen, nach Illy wie nach Bazeilles. Aber die Besetzung des Kalvarienbergs war von kurzer Dauer, und vergeblich opferten sich die tapferen Schwadronen der Generale Gallifet und Margueritte bei Floing. Auch Casal wird im Sturm und endlich um fünf Uhr der letzte Zufluchtsort, der Wald von Garenne, genommen. In die dicht gedrängten Massen der von den Höhen nach Sedan flüchtenden Feinde schlugen die Granaten der deutschen Batterieen, und die bairischen Schützen schickten sich eben an, die Palissaden von Sedan zu übersteigen, da wehten von den Türmen der Festung die weißen Fahnen zum Zeichen der Ergebung. Der Kaiser, von dessen Anwesenheit in Sedan die Deutschen übrigens nichts wußten, hatte den Plan Wimpffens, bei Bazeilles sich durchzuschlagen, als unausführbar abgelehnt und, um weitere Opfer zu sparen, befohlen, Unterhandlungen anzuknüpfen. So verstummten die Geschütze. Bei dem Könige, welcher den Gang der Schlacht von der Höhe von Frénois verfolgt hatte, erschien General Reille und überbrachte ein Handschreiben Napoleons des Wortlauts: »Monsieur mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu' à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de Votre Majesté le bon frère Napoléon. Sedan 1. Sept. 1870.« (Da es mir nicht vergönnt gewesen ist, inmitten meiner Truppen zu fallen, so bleibt mir nur übrig meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen.) Da sich durch diesen

Brief Napoleon nur persönlich in Gefangenschaft begab, mußte in der Beantwortung das Schicksal der geschlagenen Armee bezeichnet werden. Mit Mühe beschaffte man Schreibmaterialien: Der Kronprinz von Preußen gab Schreibpapier aus der Satteltasche, der Großherzog von Weimar Tinte und Feder; zwei Strohsessel bildeten den Tisch, dessen Platte eine Husarentasche vertrat. Die Antwort lautete: »Monsieur mon frère. En regrettant les circonstances dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accepte l'épée de Votre Majesté et je prie de bien vouloir nommer un de Ses officiers, muni de pleins pouvoirs pour traiter des conditions de la capitulation de l'armée, qui s'est si bravement battue sous Vos ordres. De mon côté j'ai désigné le général de Moltke à cet effet. Je suis de Votre Majesté le bon frére Guillaume. Devant Sedan 1. Septembre 1870.« (Indem ich die Verhältnisse bedauere, unter welchen wir uns begegnen, nehme ich Ew. Majestät Degen an und bitte Sie, einen Offizier bevollmächtigen zu wollen, über die Kapitulation der Armee zu unterhandeln, die sich unter Ihrem Befehle so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich hierzu den General von Moltke bestimmt.) Moltke und Wimpffen führten die Unterhandlungen in der Nacht zum 2. Sept. Da die Deutschen auf Waffenstreckung und Gefangennahme der ganzen Armee bestehen mußten, lehnte Wimpffen ab. Erst als er sich überzeugte, daß ein erneuter Kampf völlig nutzlos sei, fügte er sich. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen. Einige brachen dasselbe, General Ducrot und andere entflohen. Gefallen waren 17000 Mann, während des Kampfes gerieten 21000 Mann in Gefangenschaft, dazu kamen jetzt 83000 Mann, welche zunächst mit Lebensmitteln versehen werden mußten und dann truppweise nach Deutschland abgeführt wurden. An Kriegsbeute fielen den Siegern in die Hände: 3 Fahnen, 419 Feld- und 139 Festungsgeschütze, 66000 Gewehre, über 1000 Fahrzeuge, 6000 Pferde. Der deutsche Verlust betrug 8500 Mann, 460 Offiziere. Der beispiellose Erfolg der von einsichtiger Leitung und hingebender Tapferkeit unterstützten Schlachtenkunst eines Moltke erregte in Europa das größte Aufsehen, in Deutschland die frohe Hoffnung, daß ein günstiger Friede den Lohn für alle aufgewandten Opfer bringen werde. Verblendeter Stolz und hochmütiger Starrsinn der französischen Machthaber stürzten die beiden Völker in einen neuen, unsäglich opfervollen Kampf.

Nach Abschluß der Kapitulation fand eine Begegnung des gefangenen Kaisers mit dem siegreichen König auf dem Schlößchen Bellevue zwischen Sedan und Donchery statt, bei welcher Napoleon wiederholt versicherte, daß er den Krieg nicht gewollt und nur der öffentlichen Meinung nachgegeben habe. Schon jetzt gewann man an leitender Stelle die Erkenntnis, daß dem ersten Teil des Krieges ein zweiter folgen werde. Napoleon begab sich nach dem ihm zum Aufenthalt angewiesenen Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, der einstigen Residenz seines Oheims Jerome. „Ein Stück Weltgeschichte" — sagt Moltke — „war abgespielt".

Bazaine hatte unterdessen trotz der schwachen Einschließung, welche durch die starken Forts, sowie durch die schlechte Witterung und den Mangel an schützendem Obdach für die Deutschen Schwierigkeiten aller Art mit sich brachte, nur zwei Versuche gemacht, sich durchzuschlagen, den ersten Ausfall aus Metz am 26. Aug., ein reines „Parademanöver", den zweiten am 31. Aug. und 1. Sept. in der ernsten Absicht, nach Norden durchzubrechen, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen. In der sich entspinnenden heftigen Schlacht bei Noisseville warfen 36 000 Preußen die aus Metz hervorgetretenen 137 000 Mann zurück. Seitdem beschränkten sich die Ausfälle der Eingeschlossenen fast nur auf Fouragierungen unter Kämpfen.

b) Zweiter Abschnitt des Krieges (2. Sept. 1870 bis 18. Febr. 1871).

Die Nachricht von dem Trauerspiel von Sedan brachte in Paris die Revolution zum Ausbruch. Die Kaiserin flüchtete mit dem kaiserlichen Prinzen nach England, und die Republikaner bemächtigten sich der Herrschaft, indem sie auf Jules Favres Antrag Napoleon absetzten und die Fortsetzung des Krieges „bis aufs äußerste" beschlossen. Wie im Jahre 1793 rief man das ganze Volk auf zum Kampfe für das bedrohte Vaterland und pochte an den Höfen Europas an um Hilfe. Aber alle Liebesmühe war umsonst. Italien benutzte nur die günstige Gelegenheit, am 20. Sept. die Welthauptstadt Rom zu besetzen und der weltlichen Herrschaft des Papsttums ein Ende zu machen und behinderte den Freiheitsclown Garibaldi nicht, für die „Republik" in die Arena zu treten. Mit der sogen. „Regierung der nationalen Verteidigung", welcher zunächst jede Gesetzlichkeit fehlte, konnte Deutschland kaum in Verhandlung treten. Die Herren Regenten waren namentlich General Trochu, Jules Favre und Leon Gambetta. Was ihnen an politischer und militärischer Erfahrung abging, ersetzte in reichlichem Maße die eben nur einem Revolutionär mögliche von jedem Bedenken, jeder Rücksicht freie Willensüberkraft und Unbeugsamkeit, zum Unglück für das arme Volk. Als auf englische Anregung Jules Favre im deutschen Hauptquartier erschien, um über einen etwaigen Friedensschluß Verhandlungen anzuknüpfen, erklärte er, obwohl Privatmann, mit dem Stolze eines Franzosen, daß man keinen Fußbreit Landes, keinen Stein der Festungen abtreten werde. Gambetta aber, der Kriegsminister, ein Advokat, unterstützt von de Freycinet, gleichfalls einem Nichtmilitär, schaltete als Diktator mit ebensoviel verblendeter Zähigkeit als Thatkraft, indem er stets neue Mittel und Mannschaften aufbot und mit dem kriegsuntüchtigen Material dem Gegner allerdings mehr Schwierigkeiten schaffte, aber auch die Leiden des Krieges verlängerte, dem Kriege selbst keine andere Wendung zu geben vermochte.

Nach der Schlacht bei Sedan standen den Siegern für den Zug auf Paris nur 150 000 Mann zur Verfügung, während die Riesenstadt die doppelte Zahl Verteidiger hatte, davon allerdings wirklich

kriegstüchtige Soldaten nur etwa 60000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter. Den Kern bildeten das von General Vinoy gerettete XIII. Korps und Marinetruppen. Als die Deutschen am 19. Sept. im Süden von Paris erschienen, versuchte General Ducrot zwar bei Petit Bicêtre den Marsch des V. Korps und der Baiern nach Versailles zu hindern, seine Truppen suchten aber schließlich in wilder Flucht ihr Heil. Versailles und der durch seine Porzellanfabriken berühmte Ort Sèvres waren froh, zum Schutz gegen das Gesindel deutsche Einquartierung zu erhalten. Von einer Beschießung der durch einen Kranz von Außenwerken, wie des nördlich von St. Cloud links der Seine gelegenen Mont Valérien, das Fort Issy u. s. w., umgebenen Stadt konnte zunächst nicht die Rede sein, da das schwere Geschütz noch fehlte und nur mit größter Schwierigkeit herangeschafft werden konnte, so lange noch Toul die Benutzung der Eisenbahn nach Paris verhinderte und der Tunnel von Nanteuil nicht hergestellt war, was eine Zeit von mehreren Wochen erforderte. In Erwartung der Belagerung hatte man in der Stadt große Massen von Vorräten aufgespeichert, die auf sechs Wochen mindestens die Verpflegung der Einwohner sicherstellte. Die Deutschen mußten sich also mit bloßer Einschließung begnügen in einer Entfernung, die möglichst außerhalb des Feuerbereichs lag, und doch in dem Cernierungskreis keine gefährlichen Lücken ließ. Die sechs Armeekorps nahmen eine Linie von elf Meilen ein, hatten aber nicht bloß den eingeschlossenen Feind bei Ausfällen zurückzuweisen, sondern sich auch gegen Angriffe von außen zu wehren. Die Maasarmee stand von Chatou an der Seine (auf der Straße nach St. Germain-en-Laye), dem Flusse entlang, über die Höhen von Montmorency am Saume des Waldes von Bondy bis zur Marne, die Württemberger nahmen den Raum ein von Noisy le Grand, die Halbinsel Joinville an der Marne abschneidend, bis Ormesson, von hier bis Villeneuve-St. Georges an der Seine das XI. Korps, das I. bairische rückte vor nach Longjumeau zur Sicherung gegen Orléans; das VI. Korps besetzte die Linie südlich Paris über die bewaldeten Höhen bis Bougival. Zwischen den einzelnen Abteilungen ward die engste und lebhafteste Verbindung unterhalten; die Truppen brachten sich so gut als möglich unter in den Häusern der entflohenen Bewohner, in Biwaks oder Baracken, sahen sich aber an manchen Punkten entweder stets dem Feuer der benachbarten Forts ausgesetzt oder den Angriffen bei kühnen Ausfällen. So begann jetzt ein doppelter Kampf, der Festungskrieg und die Zurückweisung der Entsatzversuche. Das Hauptquartier wurde in Versailles aufgeschlagen und zwar in der Präfektur, nicht in dem Königsschlosse, welches vielmehr als Lazarett diente.

Verhältnismäßig rasch fielen die Festungen: Laon hatte schon am 8. Sept. kapituliert; infolge einer wohl absichtlichen Explosion des Pulvermagazins aber fanden bei der Übergabe des Platzes 99 Mann und 15 Offiziere, freilich auch 300 Franzosen, darunter der

Kommandant, trauriges Ende oder schreckliche Verstümmelung. Am 23. Sept. ergab sich Toul nach der Beschießung von einem halben Tage. Straßburg, trotz seiner hohen Bedeutung nur schwach besetzt, aber von dem bejahrten Uhrich tapfer verteidigt, ließ sich durch ein heftiges Bombardement am 25. und 26. August, welchem leider die überaus wertvolle Stadtbibliothek zum Opfer fiel, nicht zur Übergabe zwingen. General von Werder mußte in regelrechter Belagerung vorgehen, deren Arbeiten aber durch den anhaltenden Regen große Schwierigkeiten erfuhren. Mit wohlgezieltem Feuer hatte die Artillerie durch Breschen, durch Parallelen die Pioniere den Sturm vorbereitet; Entsatz war nicht zu hoffen. Am 27. Sept. nachmittags fünf Uhr meldete die weiße Fahne, die von dem Turme des Münsters wehte, den Belagerern die Übergabe der Festung an. In der Nacht noch wurde in Königshofen die Kapitulation festgestellt; 17 000 Mann wanderten am folgenden Tage nach Deutschland in Gefangenschaft, die Offiziere durften auf Ehrenwort frei abziehen, auch den Nationalgarden und Franctireurs gestattete man die Heimkehr gegen das wohlfeile Versprechen, keine Feindseligkeiten weiter zu üben. Genau vor 189 Jahren, in der Nacht vom 27./28. Sept. 1681, war die Überrumpelung der freien Reichsstadt geschehen, welche diese Perle dem Deutschen Reiche raubte. Jetzt war sie dem Vaterlande wiedergewonnen, die erste Zierde für die — neue Kaiserkrone. Kein Erfolg der Waffen, kein noch so glänzender Sieg erfüllte die Herzen aller Deutschen mit solcher reinen Freude, als diese Wiedererwerbung der „wunderschönen Stadt".

Am 15. Okt. ergab sich Soissons, am 24. Okt. Schlettstadt. — Von Metz machte Bazaine den letzten Ausfall am 7. Okt. gegen Bellevue auf dem linken Moselufer. Ein Versuch, freien Abzug aus der Festung zu erlangen, mußte scheitern, da die Belagerer die Not der Eingeschlossenen kannten, und Bazaine auf die Herstellung des Friedens nicht wirken konnte. Schon war der Mangel an Lebensmitteln so arg, daß die Truppen sich fast nur von Pferdefleisch nährten; schon stellten sich die Folgen der schlechten Ernährung, der übeln Witterung und des mangelhaften Obdachs, freilich bei der Belagerungsarmee ärger noch als bei den Eingeschlossenen ein: da endlich am 27. Okt. begab sich Bazaine mit seiner ganzen Armee von gegen 200 000 Mann, darunter 6000 Offiziere, in Gefangenschaft, mit ihm die Marschälle Canrobert und Leboeuf. Kriegsbeute waren 56 Adler, 622 Feld-, 876 Festungs-Geschütze, 72 Mitrailleusen, 260 000 Gewehre. In den Lazaretten lagen aber auch Tausende und aber Tausende schwererkrankter Krieger, doppelt so viele Deutsche, als Franzosen. Der Verlust an Toten und Verwundeten betrug auf deutscher Seite 5500 Mann, 240 Offiziere. — So war auch Metz, durch Verrat eines deutschen Fürsten dereinst verloren (1551), durch deutsche Tapferkeit und Ausdauer wiedergewonnen.

In einem die treffliche Haltung der Truppen höchst anerkennenden Armeebefehle des Königs wurde die Ernennung der beiden ruhm-

gekrönten Feldherren des königlichen Hauses, der Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl, zu der bis jetzt keinem hohenzollernschen Prinzen zuteil gewordenen Würde eines Generalfeldmarschalls, sowie die Erhebung Moltkes zum Grafen mitgeteilt. Auch Kronprinz Albert von Sachsen wurde später zum Feldmarschall ernannt.

Am 8. Nov. erfolgte die Übergabe Verduns, am 10. Nov. Neubreisachs, am 24. Nov. Diedenhofens, am 12. Dez. Pfalzburgs, am 19. Dez. ergab sich Montmédy, am 1. Jan. 1871 auch Mézières, wichtig wegen der Eisenbahnlinie nach Paris.

Die Kapitulation von Metz machte gerade im richtigen Augenblicke eine sehr notwendige Armee frei zur Verwendung auf einem anderen Schauplatze. Sie wurde geteilt. Das I., VII. und VIII. Korps mit der 3. Kavallerie-Division ward als erste Armee unter General Manteuffel in die Gegend von Compiègne beordert, um die Belagerungsarmee von Paris gegen Norden zu decken. Die zweite Armee, das II., III., IX. und X. Korps nebst der 1. Kavallerie-Division, unter dem Prinzen Friedrich Karl erhielt die Bestimmung, nach der mittleren Loire zu ziehen, um einen Entsatz von Paris von Süden her zu verhindern.

Nachdem am 7. Okt. Gambetta die Stadt Paris in einem Luftballon verlassen hatte, brachte er als Diktator die in Tours eingerichtete Zweigregierung rasch zu lebhaftem Handeln. Aus den zusammenströmenden Massen schuf er drei neue Armeeen: 1. die Nordarmee unter Bourbaki, dann Faidherbe, 2. die Loirearmee unter Aurelle de Paladines, später geteilt unter Chanzy und Bourbaki, 3. die Ost- oder Vogesenarmee unter Keratry.

Zunächst gestalteten sich die Verhältnisse im Süden für die Cernierungstruppen ernst. Gegen das um Orléans neu gebildete XV. französische Korps von 60000 Mann, welches die Waldzone rechts der Loire besetzt hielt, war von der Tann gesandt worden mit dem I. bairischen Korps, der 22. Division des XI. Korps und der 2. Kavallerie-Division. Nach einem siegreichen Gefechte bei Artenay (10. Okt.) erstürmte er am 11. Okt. trotz hartnäckigster Gegenwehr Orléans, wurde aber bedeutend geschwächt, weil die 22. Infanterie-Division unter General von Wittich und die 4. Kavallerie-Division zur dritten Armee zurückberufen wurden. Auf dem Rückwege erstürmte Wittich in blutigem, bis tief in die Nacht dauernden Kampfe gegen die Freischärler Châteaudun (18. Okt.) und sicherte dann, in Chartres bleibend, die Einschließungsarmee im Westen. Tann aber mußte vor der von allen Seiten herandrängenden Übermacht zurückweichen; er gab notgedrungen Orléans auf und zog sich nach einem Kampfe bei Coulmiers (9. Nov.) gegen die weit stärkeren Feinde, 20000 Mann gegen 70000 unter d'Aurelle, „mit Geschick und Glück" auf Artenay zurück. Jetzt nahte auch Hilfe: Zur 22. Infanterie- und 4. Kavallerie-Division stieß von Paris her die 17. Infanterie-Division und die 6. Kavallerie-Division, trieb unter dem Befehle des

Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg bei Dreux (17. Nov.) die Feinde zurück und rückte vor bis Nogent le Rotrou. Um die Zersplitterung der Streitkräfte auf diesem Schauplatze zu verhüten und Einheit in die Operationen zu bringen, übernahm der Kommandant der zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl, auch den Befehl über die Abteilung des Großherzogs.

Trotz mannigfacher Hindernisse, wie sie das wechselnde Wetter mit sich brachte, von Franctireus, Nationalgarden, von den feindseligen Bewohnern unablässig angegriffen, ging Prinz Friedrich Karl über Fontainebleau möglichst rasch vor und kam schon am 24. Nov. in den Gefechten bei Ladon-Maizières und Chilleurs-aux-Bois in Berührung mit dem rechten Flügel der Loirearmee unter General Crouzat. Am 28. Nov. griff dieser, auf eine bestimmte Weisung Gambettas über Beaune la Rolande und Fontainebleau gegen Paris vorzudringen, den linken Flügel der zweiten Armee bei Les Côtelles und Beaune la Rolande an, welcher erst gegen Abend durch die 5. und 6. Division des III. Armeekorps von Pithiviers her Unterstützung erhielt. General von Voigts-Rhetz hatte mit 11000 Mann, drei Brigaden, gegen sechs Divisionen, 60000 Mann, stand gehalten. Eine über Norwegen (durch einen dorthin verschlagenen Luftballon) der Regierung in Tours zugehende Nachricht über einen in südlicher Richtung beabsichtigten großen Ausfall aus Paris bestimmte Gambetta und Freycinet, das Vorrücken der ganzen Loirearmee gegen Pithiviers zu verfügen. So ging d'Aurelle mit 150000 Mann gegen die 100000 Mann Friedrich Karls vor, indem er seinen linken Flügel eine Rechtsschwenkung ausführen ließ. Am 1. Dez. mußten die Baiern vor der Übermacht aus Villepion weichen. Aber schon am folgenden Tage siegten sie mit den Mecklenburgern über General Chanzy bei Loigny, gleichzeitig errang Wittich bei Poupry einen Erfolg. Die Vorwärtsbewegung der Loirearmee hatte ein Ende. Am 3. Dez. rückte Prinz Friedrich Karl mit seiner ganzen Armee unter Gefechten bei Artenay und Chevilly kräftig gegen die Stellung des Feindes bei Orléans vor. Die letzten Gefechte hatten d'Aurelles Streitkräfte so erschüttert, daß er den Weisungen aus Tours entgegen den Rückzug beschloß. In heftigen Kämpfen um die Orléans umgebenden Dörfer zersprengte die zweite Armee die ganze Streitmacht d'Aurelles in drei Teile (4. Dez.). Schon in der Nacht nach dem Kampfe zogen die Deutschen in Orléans ein. Die zweitägige Schlacht hatte den Franzosen 20000 Mann, den Deutschen nur 1700 Mann gekostet. Die 6. Kavallerie-Division verfolgte den Feind bei Glatteis in unglaublich mühsamem Zuge durch die Sologne, deren Bewohner anstatt der Truppen den Widerstand aufnahmen, südlich bis nach Vierzon am Cher. Das III. Korps trieb die Feinde im Osten zur Flucht nach Bourges. Nur im Westen hatte General Chanzy, nach dem Urteile Moltkes „wohl der tüchtigste von allen Führern, welche die Deutschen im Felde zu bekämpfen gehabt

haben", seine Truppen wieder so gesammelt und verstärkt, daß er von neuem zum Angriff schreiten konnte. In viertägigen Gefechten aber, am 7. Dez. bei Meung, am 8., 9. und 10. Dez. bei Beaugency-Cravant drang der Großherzog die Loire abwärts vor bis Blois und zum Loir bei Vendôme. Die Regierung floh von Tours nach Bordeaux. Chanzy zog sich hinter die Sarthe zurück nach Le Mans.

Die anstrengenden Märsche und Kämpfe der letzten Zeit machten auch für die deutschen Truppen eine Pause nötig zur Erholung und Ergänzung. Auch erschien es nicht rätlich, durch weiteres Vorgehen nach Westen dem General Bourbaki die Möglichkeit zu verstatten, von Osten her Orléans in seine Gewalt zu bringen; daher nahm Friedrich Karl hier zunächst eine abwartende Stellung ein. In der That sollte Bourbaki auf Orléans, Chanzy auf Paris losgehen. Zunächst bestanden nur Abteilungen der dritten Armee, über Brou hinaus vorgehend, bei Droué und St. Agil, und Truppen des X. Korps bei Tour und Vendôme kleine Gefechte. Am 27. Dez. sah sich ein kleines Detachement unter Oberstlieutenant von Boltenstern bei Montoire von weitüberlegenen Streitkräften umzingelt, schlug sich aber kühn durch. Neue Angriffe von zwei Seiten am 31. Dez. bei Vendôme am Loir und Briare an der Loire bestimmten den Prinzen zum Vorgehen gegen Chanzy. Schon am 5. Jan. 1871 stieß man mit dem linken Flügel bei Villeporcher, mit dem rechten bei La Fourche auf den Feind. Aber in unabläßigen, schweren Kämpfen bis zum 12. Jan. trieb man denselben so zu sagen Schritt für Schritt aus seinen durch die Gegend geschaffenen, und die bald Kälte, bald Tauwetter, dann wieder Glatteis bringende Witterung gesicherten Stellungen bei St. Amand, Azay, Villeporcher, La Ferté Bernard, Vancé, Brives, Ardenay, La Butte, Connerré und Thorigny, dann bei Parigné und Changé. Am 11. Jan. erfolgte der Angriff auf die starke Hauptstellung Chanzys vor Le Mans zwischen der Sarthe und dem Huisne-Bach durch das III. Armeekorps. Heldenmut, Zucht und Ausdauer überwanden die Hindernisse des Geländes, die Unbilden der Witterung, den hartnäckigen Widerstand des überlegenen Gegners. Für die zum Zusammenbrechen ermatteten Truppen gab es kein Abkochen, ja keine Ruhe in der Nacht. Die zwar späte, aber kräftige Unterstützung des X. Korps entschied an diesem Tage die Schlacht: Die Stellung der Franzosen war durchbrochen. Aber noch war der Huisne-Bach zu überschreiten und der hohe Thalrand, der durch Schützenlinien und Batterieen stark geschützt war, zu ersteigen. Am 12. Jan. wurde Pontlieue und Le Mans erstürmt. Yvré, welches den Übergang über die Huisne deckte, räumten die Franzosen ohne Kampf. Die geschlagene Armee, welche allein 20 000 Gefangene in den Händen der Sieger ließ, sah sich nach Westen gedrängt und so erschüttert, daß sie hinter der Mayenne sich nur mühsam sammelte, und zu fernerer Verwendung unbrauchbar war. Bei der Verfolgung fiel das mit viel Kriegsmaterial versehene Lager von Conlie in die Hände der Sieger,

welche ohne Widerstand in Tours einrückten, von wo sich die Zweigregierung rechtzeitig nach Bordeaux in Sicherheit gebracht hatte. Die Kämpfe an der Loire waren ruhmvoll, aber auch blutig. Wie viele waren erlegen, namentlich auch von den Offizieren, die nicht ersetzlich waren! Von der zweiten Armee ward jetzt das XIII. Korps nach Rouen dirigiert, weil neue Angriffe vom Norden drohten.

In der Normandie und Picardie war nicht weniger eifrig für eine Erhebung und ein Entsatz der Hauptstadt gerüstet worden, als im Westen. Vertrieb man auch die Haufen Freischützen und Mobilgarden von der Oise und Epte bis gegen Amiens hin, sie kehrten verstärkt wieder und nötigten zu energischem Vorgehen. Aber die befestigten Übergänge der Somme bei Ham, Péronne, Amiens und Abbeville erschwerten dies sehr. General Manteuffel, der von der ersten Armee in Metz und zur Beobachtung von Diedenhofen und Montmédy 1½ Korps hatte zurücklassen müssen, stieß am 27. Nov. bei Amiens auf die verschanzte Stellung des Generals Farre, besiegte die etwa 27000 Mann starke Armee mit einer kleinen Übermacht und zwang sie zur Flucht nach Arras. Schon am folgenden Tage rückte General Göben in Amiens ein und, auch nach Westen vordringend, am 5. Dez. in Rouen, die Hauptstadt der Normandie. Da aber inzwischen der Nachfolger Farres, General Faidherbe, von neuem auf Amiens losrückte, wandte sich Manteuffel sofort wieder gegen ihn und zwang mit 22600 Mann die doppelt so starke Armee des Gegners durch ein siegreiches Gefecht (23. Dez.), seine Stellung an der Hallue, einem Nebenfluß der Somme, aufzugeben und in dem Bereich der Sommefestungen Schutz zu suchen. Da aber Péronne eingeschlossen wurde, versuchte Faidherbe einen Entsatz der Festung, indem er General Göben am 3. Jan. bei Bapaume angriff. Dieser hielt aber mit nur 17 Bataillonen gegen die 57 des Gegners stand. Am 9. Jan. fiel Péronne. Und Göben, der jetzt an die Stelle des zur Südarmee beorderten Manteuffel trat, hatte nun an der Somme die Einschließungsarmee vor Paris zu sichern. Da Faidherbe von einem beabsichtigten neuen Ausfall der Belagerten Nachricht erhielt, gedachte er den rechten Flügel Göbens bei St. Quentin zu umgehen. Dieser aber, auf einen Linksmarsch des Gegners gefaßt, ließ in Amiens nur schwache Abteilungen zurück, erreichte, in Eilmärschen ostwärts ziehend, St. Quentin vor dem Feinde (18. Jan.) und schlug hier am 19. Jan. das 40000 Mann zählende Heer mit 32580 Mann nach hartem Kampfe. Faidherbe selbst entging der Gefangenschaft nur durch die Hilfe der Einwohner von St. Quentin. Der Sieg kostete den Deutschen 2304 Mann und 96 Offiziere, den Franzosen allein an Gefangenen 9000 Mann. Die Verfolgung konnte erst am folgenden Tage aufgenommen werden; da sich Faidherbe an die belgische Grenze zurückzog, ward sie abgebrochen. Die Truppen fanden endlich zwischen Amiens und St. Quentin Ruhe. Der Kampf auf diesem Schauplatze war zu Ende.

Länger zog er sich hin im Osten und Südosten. Hier rückte nach dem Falle von Straßburg das aus der badischen Division, einer preußischen Brigade (Reg. 30 und 34) und einer Kavallerie-Brigade neugebildete XIV. Armeekorps unter General von Werder durch die Vogesen nach der oberen Seine vor. Schon bei dem Austritt aus dem Gebirge stieß er auf ernsten Widerstand. Bei Epinal stand General Cambriels mit 30000 Mann und einer Menge Mobilgarden. Ein siebenstündiger Kampf an der Meurthe bei Etival (6. Okt.) bewog die Franzosen zum Rückzug nach Rambervillers und Bruyères, ein erneuter Angriff der Badenser bei letzterem Ort brachte auch Epinal in die Hände der Deutschen. Dann wandte sich Werder nach dem Süden gegen den Oignon, einen Saonezufluß, wo die Gegner neue Stellung genommen hatten, und warf sie durch das Gefecht bei Etuz (22. Okt.) nach Besançon am Doubs zurück. General Beyer besetzte nach heftigem Kampfe die alte Hauptstadt Burgunds, Dijon (31. Okt.). Inzwischen gestaltete sich die Lage Werders aber bedenklich. Denn er sollte nicht nur den Vormarsch der zweiten Armee nach der Loire in der linken Flanke sichern, zugleich das Elsaß und die Belagerungstruppe vor Belfort, dem Stützpunkt Frankreichs in der burgundischen Pforte, decken, sondern auch Dijon besetzt halten und den sich mehr und mehr ansammelnden Truppenmassen wehren. Bei Besançon standen schon 45000 Mann unter dem Befehl Crouzats, dem Nachfolger Cambriels', und verstärkten sich, nach Chagny (südlich von Côte d'Or) auf 50000 Mann; zwischen Dôle am Doubs und Auxonne an der Saône hatte Garibaldi 12000 Mann gesammelt und setzte sich zur Sicherung von Bourges nach Autun in Bewegung; bei Langres bedrohten 12000 Mann National- und Mobilgarden die Flanke Werders und südlich im Saonethal bildete sich ein weiteres Korps von 18000 Mann. Gegen diese Macht sollte Werder mit kaum 20000 Mann standhalten. Er richtete sich zunächst in Vesoul zur Verteidigung ein. Als aber Garibaldi gegen Dijon und ein neues Geschöpf Gambettas, General Crémer, vom Süden mit der „Rhônearmee" heranzog, trieb die 1. preußische Brigade den ersteren zurück und ging bereits gegen Autun vor, da mußte sie nach Langres, eigentlich notwendig an drei Stellen. Nach einem glücklichen Gefechte bei Longeau (unweit der Quelle des Oignon) 16. Dez. wurde Langres umgangen und beobachtet. Werder selbst schlug mit zwei badischen Brigaden die Division Crémers, freilich bei der günstigen Stellung derselben unter nicht geringen Verlusten, bei Nuits (südlich von Dijon) am 18. Dez. und setzte sich wieder in Dijon fest. Gegen dieses aber rückte jetzt eine gewaltige Übermacht heran. — Da Bourbakis Zusammenwirken mit Chanzy in Westen durch die Erfolge bei Orleans vereitelt war, kam der findige Kopf des „Delegierten" de Freycinet auf einen neuen Anschlag: Bourbaki sollte zwei Korps seiner Armee, der sogen. „Ostarmee", auf den südlichen Kriegsschauplatz überführen, die Truppen Garibaldis und Crémers, die »victorieux de Dijon«,

sowie ein in Lyon neu gebildetes XXIV. Korps an sich ziehen und mit diesen 100 000 Mann Dijon wieder nehmen, Belfort entsetzen, den im Inneren des Landes stehenden Deutschen die Verbindung abschneiden und wo möglich einen Einfall nach Deutschland selbst versuchen. Vielleicht hatte der „Delegierte" einmal von einem ähnlichen Verzweiflungsplan des großen Bonaparte gelesen. Ein dreifacher Angriff auf Vesoul am 5. Jan. verbreitete endlich Licht über die Absicht des Gegners. Sobald das Hauptquartier in Versailles von der veränderten Lage auf diesem Schauplatz Kenntnis gewann, bildete man aus dem II. Korps, welches noch in Montargis stand, und dem halben VII. Korps in Auxerre a. Yonne, sowie dem XIV. Korps Werders eine Südarmee unter dem Oberbefehl des bewährten Manteuffel. Ehe derselbe aber Verstärkung brachte, mußte das XIV. Korps sich seiner Haut allein wehren. Die Gefahr östlich im linken Flügel umgangen und von Belfort abgedrängt zu werden, nötigte dazu, Dijon aufzugeben und der Seitenbewegung gegen Belfort durch schleunigen Parallelmarsch einen Riegel vorzuschieben. Am 9. Jan. brachte Werder bei Villersexel am Oignon den Feind durch einen blutigen Kampf zum Stehen und schob sich am 11. Jan. durch Besetzung der Linie an der Lisaine zwischen Belfort und das französische Heer ein, welches auf den Lorbeern des „Sieges" von Villersexel ausruhte. Die Lisaine ist ein kleiner Bach, der bei Montbéliard in den Doubs mündet. Auf den Waldhängen hinter demselben nahm Werder eine ziemlich günstige Stellung ein, die durch Verhaue, Schützengräben und Batterieen, zumteil von Belagerungsgeschütz, möglichst gesichert wurde. Aber obwohl von der Einschließungstruppe vor Belfort alle nur irgend entbehrliche Mannschaften herangezogen wurden, reichten doch die vorhandenen Streitkräfte zu einer ausreichenden Besetzung der Linie nicht hin. Der rechte Flügel war der schwächste Punkt, am stärksten der Abschluß des linken am Schloß bei Montbéliard und der nahen Höhe La Grange Dame, sowie die Stellung am Allainebach, von wo aus man das Thal bis Delle beherrschte. Auch bei Héricourt, dem gefährlichen Punkt des Mont Vaudois gegenüber, welcher an der Hauptstraße von Besançon nach Belfort liegt, pflanzte man Belagerungskanonen auf. Erleichterte einerseits das Zufrieren der Gewässer dem Angreifer das Überschreiten derselben, so erschwerten ihm anderseits die glattgefrorenen Wege den Abstieg, wie das waldige Terrain selbst die Entwickelung großer Massen und starker Artillerie. Hier boten 43 000 Mann, im Rücken von Belfort bedroht, einer dreifachen Übermacht, eisiger Kälte (17° R.) und der Entbehrung drei Tage lang, vom 15.—18. Jan., Trotz. Die Franzosen vermochten weder die Linie zu durchbrechen noch, obwohl sie durch Einnahme des Dorfes Chenebier den rechten Flügel gegen Belfort drängten, ihn zu umfassen. Selbst in der strengen Winternacht mußten die Kämpfer unter den Waffen zubringen, zumteil ohne Feuer und Nahrung. Das konnten die wenig krieggeübten Truppen Bourbakis nicht aushalten. Als er nun gar die Nachricht empfing,

daß Manteuffel mit den Spitzen seiner Armee bereits in der Nähe von Gray erschienen sei, verzweifelte er an dem Erfolg seines Unternehmens und trat den Rückzug an. Sein Verlust belief sich auf 4—5000 Mann; die Deutschen hatten 1200 Mann eingebüßt.

General Manteuffel hatte, um Werder möglichst rasche Hilfe zu bringen, den Weg auf Vesoul eingeschlagen und diesen Marsch unter unsäglichen Anstrengungen für Truppen und Pferde über die rauhe Hochfläche von Langres durchgeführt, als er aus den Botschaften Werders entnahm, daß die französische Ostarmee voraussichtlich zum Rückzug genötigt werden würde. Rasch entschlossen, schlug er sofort (19. Jan.) den Weg über die Saône nach dem Doubs unterhalb Besançon ein, um Bourbaki den Rückzug nach Lyon abzuschneiden. Manteuffel sandte, um seinen kühnen Zug zu sichern, eine Abteilung von $5\frac{1}{2}$ Bataillonen unter dem General von Kettler gegen Dijon ab. Dieses aber hatte Garibaldi stark befestigt. Kettler nahm zwar am 21. Jan. mehrere Dörfer, vermochte aber mit seiner geringen Macht auch bei der Erneuerung des Kampfes am 23. Jan. den Feind nicht aus seiner Stellung zu vertreiben. Besonders hartnäckigen Widerstand leistete derselbe bei dem Dorfe Pouilly und nach dessen Erstürmung bei Talant und einem an der Straße liegenden großen Fabrikgebäude. Beim Sturm auf dasselbe war es, wo die einzige deutsche Fahne verloren ging, die des 2. Bataillons des 61. Infanterie-Regiments. Aber ihr Verlust zeugt von einem bewundernswerten Heldenmut. „Nachdem alle älteren Offiziere gefallen" — erzählt Moltke —, „hatte ein Premierlieutenant, dessen Pferd erschossen und der selbst verwundet war, die Führung des 2. Bataillons übernommen. Sobald die 5. Kompagnie, nur 40 Mann stark, aus dem nahen Steinbruche hervortrat, wurde sie von allen Seiten aufs heftigste beschossen. Der Führer wurde sogleich verwundet, und der Sergeant, welcher die Fahne trug, brach nach wenigen Schritten tot zusammen, so auch der zweite Lieutenant und der Bataillonsadjutant, welche das Panier wieder erhoben. Dasselbe ging nun von Hand zu Hand, erst der Offiziere, dann der Mannschaft; alle seine Träger fielen. Die braven Pommern drangen dennoch bis an das Gebäude heran, aber dasselbe hatte auf dieser Seite überhaupt keinen Eingang, und schließlich führte der Feldwebel den Rest der kleinen Schar nach dem Steinbruche zurück. Hier erst wurde die Fahne vermißt. Freiwillige gingen noch in der Dunkelheit vor, um sie zu suchen, aber nur einer kehrte unverwundet zurück. Erst später fanden die Franzosen dies Feldzeichen von Kugeln zerrissen in einer Blutlache unter Leichen auf." Garibaldi ließ den deutschen Vorposten am 24. Jan. darüber Meldung zugehen.

Schon am 23. Jan. hatten Manteuffels Truppen den Doubs südlich von Besançon überschritten und die wichtigen Sperrpunkte Quingey und Byans an der direkt von Besançon über Lons le Saulnier nach Lyon führenden wichtigsten Straße dem Feinde mit verhältnismäßig leichter Mühe entrungen. Die Flüchtigen vermehrten

die schon im Lager von Besançon herrschende Mutlosigkeit. In einem am 24. Jan. abgehaltenen Kriegsrat erklärten die Generale, ihre Mannschaft sei um die Hälfte geschwächt und eher geneigt zum Fliehen als zum Fechten. Die Lebensmittel reichten, von den Beständen der Festungen abgesehen, noch für vier Tage. General Billot schlug einen Durchbruchsversuch nach Auxonne a. Saone vor, lehnte aber selbst für einen solchen den Oberbefehl ab. Es blieb nichts anderes übrig, als der von Bourbaki vorgeschlagene Rückweg nach Pontarlier, von wo aus eine Straße entlang der Schweizer Grenze über Mouthe führte. Aber das Kriegsministerium wußte ja alles besser und befahl Durchbruch, indem es zugleich den tapferen Bourbaki absetzte und General Clinchant mit dem Oberbefehl betraute. Ehe die unausführbare Weisung eintraf, hatte ersterer, in Verzweiflung über die Lage, in die er sich und seine Armee gebracht sah, und die sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte, einen Selbstmordversuch gemacht. Sein Nachfolger ordnete das einzig Mögliche, den Weitermarsch nach Pontarlier, an (26. Jan.). Aber nur dem General Crémer gelang es mit 8000 Mann durch einen Gewaltmarsch auf tief verschneiten Gebirgswegen über Mouthe nach dem Departement de l'Ain zu entkommen (28. Jan.). Die ganze übrige Masse, 80 000 Mann, wurden unter Gefechten bei Les Planches, Sombacourt, Chaffois, Frasne und Pontarlier (La Cluse) nach Verlust aller nach dem Süden führenden Engpässe zum Übertritt nach der Schweiz gedrängt (1. Febr.). An demselben Tage rückten auch die Deutschen wieder in Dijon ein, aus welchem sich Garibaldi mit seiner Vogesenarmee rechtzeitig zurückgezogen hatte. Langres war am 25. Jan. gefallen. Daher gönnte Manteuffel jetzt seinen wackeren Truppen die verdiente Erholung in den besetzten Departements Doubs, Jura und Côte d'Or. Er hatte mehr durch Märsche als durch Kampf ein Großes erreicht. Schon war der Waffenstillstand geschlossen; noch aber leistete das von demselben ausgenommene feste, allmählich schwer beschädigte Belfort hartnäckigen Widerstand unter dem tapferen und umsichtigen Oberst Denfert gegen die versuchten Stürme. Kommandant der Einschließungstruppen war General von Treskow. Diese zählten nach der Schlacht an der Lisaine etwa 23 000 Mann, die Verteidiger noch etwas über 12 000 Mann. Entsatz stand nicht mehr zu hoffen, und nachdem drei Parallelen ausgehoben und schon zwei Forts eingenommen waren, kapitulierte die Besatzung auf die ehrenvolle Bedingung freien Abzugs am 16. Febr. Am 18. marschierte Denfert ab, Treskow ein. Es war die letzte Festung, welche sich ergab. Nur Bitsch hatte sich gehalten.

Die französische Flotte spielte gar keine Rolle. Am 17. Aug., 21./22. Aug. fanden kleine Gefechte zwischen ihr und preußischen Schiffen, besonders der „Nymphe" bei Rügen, am 12. Nov. eine feindliche Begegnung des Aviso „Bouvet" mit dem deutschen Kanonenboot „Meteor" bei Havannah statt. Die für den Küstenschutz aufgestellten Truppen unter Vogel von Falckenstein waren rasch verfügbar.

Vom 2. Sept. 1870 bis zum 18. Febr. 1871, also 5½ Monat, war der schwere Krieg verlängert worden durch den verblendeten Starrsinn der Republikaner. Und alle Anstrengungen, alle Opfer hatten gegolten der Rettung der Hauptstadt. Ebenso wie alle Entsatzversuche, waren auch die Ausfälle aus Paris mißglückt.

Schon als die Deutschen vor der Stadt erschienen, kam es zu blutigen Zusammenstößen. Am 19. Sept. eroberten die Baiern die Hochebene von Bicêtre. Von nun ab erfolgten meist gleichzeitig mit Vorstößen auf dem nördlichen und südwestlichen Schauplatze, verabredet mittels Brieftauben und Luftballons, Ausfälle, welche durch kleine Erfolge den leichten Sinn der Franzosen mit trügerischen Hoffnungen zwar zu ergötzen, eine Änderung der Lage aber nicht zu bewirken vermochten. Vergeblich versuchte Vinoy am 30. Sept. durch Ausfall gegen das VI. Korps, am 13. Okt. gegen das II. bairische Korps sich nach Süden hin Luft zu machen. Ebenso erfolglos war ein umfassenderer Ausfall Ducrots, der im Westen kommandierte, gegen Malmaison (Buzanval) am 21. Okt. Im Nordosten nahm zwar Bellemare am 28. Okt. durch Überfall das Dorf Le Bourget. Zwei Tage darauf aber erstürmte es die preußische Garde wieder. Und dieser Mißerfolg brachte den Pariser Pöbel schon zum Aufstand, der von Trochu nur mit Gewalt niedergehalten werden konnte. Der ernstlichste Versuch durchzubrechen, geschah unter dem Einflusse der Schlacht bei Beaune la Rolande (28. Nov.) am 30. Nov. und 2. Dez. ostwärts auf Champigny und Bry und erweiterte sich zur Schlacht bei Villiers. Er kostete die Franzosen 12 000 Mann, die Deutschen die Hälfte, änderte aber in der Lage gar nichts. Die Hoffnung, bald die rettende Armee von Orléans vor der Hauptstadt zu erblicken, zerstörte die Mitteilung Moltkes von der Niederlage d'Aurelles. Daher richtete man jetzt seine Blicke nach Norden. Der 21. Dez. war für einen Ausfall bestimmt. Scheinangriffe sollten den Belagerer über die wahre Richtung täuschen. Der Hauptangriff galt der Linie am Moréebach, wo sich auf 45 km Entfernung nur drei deutsche Korps, 81 200 Mann, befanden. Da aber der Sturm auf Le Bourget wieder fehlschlug, gab Ducrot, der schon bis Bondy und Drancy vorgerückt war, den Angriff auf die Moréelinie auf. Es blieb wieder alles beim alten. Nur räumten die Franzosen den das Marnethal beherrschenden Mont Avron nach einer nur zweitägigen Beschießung desselben mit 76 Geschützen (am 29. Dez.). Konnten sie sich mit den Waffen keinen Weg bahnen, so griffen sie „nunmehr zum Spaten". Man legte Laufgräben und Batterieen an und schleuderte seine Geschosse. Der Mont Valérien hatte 106 schwere Geschütze, die 7 bis 8 km weit trugen, Fort Issy 90, Vanves 84, Montrouge 56, dazu noch die Geschütze auf der Hauptumwallung und bei Villejuif. Aber mittlerweile hatten auch die Deutschen ihr schweres Belagerungsgeschütz und die Munition dafür herangeschafft und zunächst siebenzehn Batterieen vor der Südfront der Stadt armiert: eine nördlich von

Sèvres im Park von St. Cloud, vier westlich von Schloß Meudon, fünf auf der Hochfläche von Moulin de la Tour, vier zwischen Fontenay und Bagneux, zwei gegen Flankierung von Villejuif zwischen Cherilly und La Rue, dazu die Feldartillerie des II. bairischen und des VI. Korps. Am 5. Jan. um 8½ Uhr morgens bei dichtem Nebel begannen die 98 Geschütze ihr Spiel und erhielten dröhnende Antwort. Die Erde erbebte unter dem furchtbaren Donner. Die deutschen Geschütze richteten in den französischen Außenwerken gewaltige Verheerungen an und sandten nur als ernste Mahnung, weniger zum Schaden, auch einige Geschosse in die Stadt selbst. Anstatt diese Warnung zu verstehen, gab man sich nur neuen Einbildungen von Entsatz hin. Die Regierung, gedrängt von der „öffentlichen Meinung", die Herren Maires und Advokaten, forderten von den Militärs Handeln, und so begannen denn vom 10. Jan. an wieder kleinere und größere Überfälle der Belagerer. Am 19. Jan., dem Tage, an welchem Faidherbe bis St. Quentin heranrückte, unternahm Trochu mit 90000 Mann einen letzten Ausfall, um den Durchbruch nach dem Westen über die Halbinsel Gennevilliers zu versuchen. Die lebhafte Schlacht am Mont Valérien (Buzanval, St. Cloud) forderte wieder von den Franzosen schwere Opfer, an Toten und Verwundeten 3423 Mann und 145 Offiziere, dazu an Gefangenen 44 Offiziere und 458 Mann. Aber ein deutsches Korps, das V., hatte genügt, den Angriff zurückzuweisen. Tags darauf begann auch die Beschießung der Nordfront mit 81 schweren Geschützen, deren Wirkung namentlich auf St. Denis gewaltig war. Für das Mißglücken des letzten Ausfalles machte man natürlich wieder eine Person verantwortlich. Trochu ward abgesetzt und an seiner Stelle Vinoy mit dem Oberbefehl betraut. Ducrot dankte ab. Inzwischen hatte sich bei dem nicht unter Waffen stehenden Teil der Pariser Bevölkerung der Mangel an Lebensmitteln ernstlich fühlbar gemacht. Was die Sprache der Vernunft und der Geschütze nicht fertig brachte, das bewirkte der Magen, der mächtiger ist selbst als Regierungsmitglieder. Am 23. Jan. endlich erschien Jules Favre in Versailles mit der Bitte um Waffenstillstand, welcher gegen Übergabe sämtlicher Forts und Auslieferung der Waffen — nur 12000 Mann sollten zur Aufrechthaltung der schon ganz zerrütteten Ordnung bewaffnet bleiben — gewährt ward. Ausgenommen sollten nur die Gegenden sein, in welchen augenblicklich Operationen von voraussichtlichem Erfolg für eine der beiden kriegführenden Parteien im Gang seien, also die Departements Doubs, Jura, Côte d'Or, sowie die Festung Belfort. Niemand hat kürzer und treffender diesen plötzlichen Umschlag geschildert, als Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinem Tagebuche mit den Worten: „23. Jan. nachmittags erscheint plötzlich Favre und steigt bei Bismarck ab. — 24. Jan. Höchste Aufregung. Bismarck bringt in einer Konferenz bei Sr. Majestät, der Moltke, Roon und ich beiwohnen, vor, daß Favre Waffenstillstand schließen, die Forts ausliefern und die Waffen strecken

wolle; er gesteht, daß in Paris Hunger herrsche und »qu'une sédition a éclaté«, Trochu sei zurückgetreten und nur noch »président de la défense«. Favre fürchtet die Rückkehr und entwickelt bei Bismarcks Souper einen Wolfshunger. Es wurde uns Schweigen auferlegt; aber Bismarck, vom Kaiser kommend, pfiff Hallali, was für Lehndorff genug war. — 25. Jan. Favre ist wieder da, ißt, wie Bismarck behauptet, ein für drei Personen bestimmtes Diner allein und soll sich gestern Spickgänse mitgenommen haben." u. s. w. Der Waffenstillstand trat am 31. Jan. in Kraft, zunächst für 21 Tage, damit eine freigewählte Nationalversammlung über Krieg und Frieden sich entscheiden könnte.

Die Kriegspartei traf Maßregeln, um den Krieg unter Umständen im Süden fortsetzen zu können. Die Deutschen ergänzten ihre Mannschaften und ihr Material und kehrten die Geschütze der Forts vor Paris der Stadt zu. Der Waffenstillstand nahte sich schon seinem Ende, ward aber bis zum 26. Febr. verlängert: da endlich trafen Thiers und Favre in Versailles ein, um die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen. Am 8. Febr. waren die Wahlen für die Nationalversammlung erfolgt; am 12. trat diese zusammen in Bordeaux und wählte Thiers zum Präsidenten der Republik. Die Verhandlungen wurden in Brüssel fortgesetzt und kamen endlich am 10. Mai in Frankfurt a. M. zum Abschluß. Die Hauptbedingungen des Friedens waren: Abtretung des Elsasses und eines Teiles von Lothringen mit Metz und Zahlung von 5 Milliarden Franks (5000 Millionen) Kriegskosten. Belfort ward zurückgegeben. Bis zur Abtragung des Hauptteiles der Schuld sollten 50 000 Mann Deutsche im Norden und Osten des Landes verbleiben.

Am 1. März, an dem Tage, an welchem die Nationalversammlung die Friedenspräliminarien annahm, hielten 30 000 Mann deutsche Truppen ihren Einzug in Paris vom Arc de Triomphe bis zum Place de la Concorde, verließen dann aber wieder die Stadt, welche nun der Schauplatz eines an Greueln reichen Aufstandes der Commune wurde. Hatten schon vorher die Franzosen selbst das Schloß von St. Cloud zerstört, so ließ jetzt der Geist der Anarchie seine blinde Wut aus an den Palästen des einstigen Kaisers, an den Gütern der Besitzenden, an dem Leben derer, welche als Vertreter der Ordnung galten in Staat und Kirche. Die vor Paris verbliebenen deutschen Truppen mußten unthätig diesen Ausbrüchen entfesselter Leidenschaft zuschauen und beschränkten sich darauf, wenigstens innerhalb des von ihnen besetzten Bereichs die Ordnung aufrecht zu halten. Erst Ende April gelang es Mac Mahon nach schweren Barrikadenkämpfen, der Regierung in Versailles Anerkennung und Gehorsam zu verschaffen.

Am 7. März hatte König Wilhelm Versailles verlassen und traf am 17. d. M. in seiner Hauptstadt ein, von unendlichem Jubel umgrüßt. Nachdem auch die Mehrzahl der Truppen in die Heimat zurückgekehrt war, erfolgte der feierliche Einzug in Berlin am 16. Juni.

Der schwere Krieg hatte auch schwere Opfer gekostet: Die Verluste der Franzosen lassen sich unserseits nicht feststellen; aber allein an Gefangenen befanden sich in Deutschland 11 860 Offiziere, 371 981 Mann, in Paris 7456 Offiziere, 241 686 Mann, dazu in der Schweiz entwaffnet 2192 Offiziere, 88 381 Mann, zusammen 21 508 Offiziere, 702 047 Mann. Erbeutet wurden 107 Fahnen und Adler, 1915 Feldgeschütze, 5526 Festungsgeschütze und reiches Material. — Von über 1 Million deutscher Krieger, die allmählich in das feindliche Land hatten hinübergeführt werden müssen, waren gefallen 6247 Offiziere, 123 453 Mann; verloren 6 Geschütze, 1 Fahne. Wie viele litten noch an Wunden und Krankheiten; wie manche Existenz hatte schwer gelitten oder war vernichtet! Wie viel hatte die Liebe freudig geopfert!

Alle Opfer aber waren reichlich vergolten, nicht durch die Rückerwerbung alten deutschen Landes allein, nein vielmehr durch die Wiedergewinnung der Einheit und Macht des Vaterlandes. Was nicht Kongresse, kein Parlament, keine Schützen-, Turner- und Sängerfeste fertig bringen konnten, was das Volk so heiß ersehnt und in Träumen geschaut, das war endlich vollbracht: das Werk der Einigung und seine Krönung durch die Aufrichtung des deutschen Kaisertums.

5. Die Aufrichtung des deutschen Kaisertums und Überblick über dessen Geschichte bis 1893.

„Ich bleibe dabei" — urteilte schon am 7. Aug. 1870 der Kronprinz von Preußen —, „daß wir unmöglich nach erlangtem Frieden uns mit der bloßen Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne begnügen können, vielmehr verpflichtet sind, dem deutschen Volke etwas Ganzes, Greifbares zu bieten, und man hierfür das Eisen der deutschen Kabinette schmieden muß, so lange es noch warm ist." Das Volk betrachtete eigentlich schon durch die Waffenbrüderschaft die Einheit Deutschlands wiederhergestellt und durch die Siege besiegelt. Und als fast unzertrennlich mit dem Einheitsgedanken trat auch sofort wieder allenthalben die Sehnsucht nach dem Kaisertume hervor, dem Scheine nach freilich nur eine Äußerlichkeit, in Wahrheit aber der notwendig sichtbare Ausdruck des geeinten und erstarkten Vaterlandes und die nach innen wie nach außen für thatsächliche Macht, für unentbehrliches Ansehen und geziemende Würde erforderliche Form der Leitung. Ein primus inter pares kann bei Fürsten nur Fürstentitel haben, und daß der Name nicht ein leerer Schall sei, dafür mußten Fürsten und Völker um ihrer selbst und um des Ganzen willen kleine und verhältnismäßig leichte Opfer bringen. Auch der leitende Staatsmann Preußens, Bismarck, hielt den richtigen Zeitpunkt für gekommen, die deutsche Frage endgültig zu entscheiden. Aber die geringste Voreiligkeit konnte die einzig richtige Lösung eher vereiteln, als fördern.

Klugheit und Dankbarkeit gebot gleicherweise Vorsicht, zumal gegenüber Baiern, dessen König Ludwig II. sein Nationalgefühl unzweideutig bethätigt hatte, aber auch ein sehr ausgesprochenes Selbstgefühl besaß. Was Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 äußerte: „Soll die 1000jährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt," das Wort mußte wohl befolgt werden. Die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten führten zunächst zu Verträgen mit denselben, welche unter Anerkennung mancher Sonderrechte, namentlich für Baiern und Württemberg, den neuen Bundesstaat, das Deutsche Reich, begründeten. Am 10. Dez. 1870 nahm der Norddeutsche Reichstag diese Vereinbarungen an und beschloß zugleich eine Deputation an König Wilhelm nach Versailles zu senden, um demselben „vereint mit den deutschen Fürsten" die Bitte auszusprechen, den Titel „Deutscher Kaiser" anzunehmen. Um bei den Fürsten die unerläßliche Anregung zur Verwirklichung der Kaiseridee zu geben, hatte schon im November der Großherzog von Baden an König Ludwig von Baiern einen Brief gerichtet, der aber unbeantwortet blieb. Wie schon damals bei dessen jüngerem Bruder, dem Prinzen Otto, Zeichen beginnender Geistesstörung hervortraten, so bekundete auch Ludwig in einseitigen kostspieligen Liebhabereien für großartige Musik und großartige Bauten neben fast völliger Teilnahmlosigkeit für die Staatsleitung die Keime des unheilbaren Leidens, welchem die in Eigenschaften des Geistes wie des Herzens so edel angelegte Natur zum Opfer fiel (1886). Da man in München für einen Antrag der Fürsten nicht die richtige Fassung zu finden vermochte, gab Bismarck dem Spezialgesandten Grafen Holstein einen Entwurf mit, welchen König Ludwig sofort annahm (30. Nov.) und am 3. Dez. König Wilhelm durch den Prinzen Luitpold überreichen ließ. Sprach dieser Brief den Willen der deutschen Fürsten aus, so gab die Deputation des Reichstags, an der Spitze Dr. Simson, derselbe Mann, welcher einst im April 1849 König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angeboten, am 18. Dez. 1870 in Versailles dem Wunsche Norddeutschlands Ausdruck. König Wilhelm erklärte seine Bereitwilligkeit, der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte, sowie dem Wunsche der Nation und ihrer Vertreter folgen zu wollen. Nachdem auch die süddeutschen Landtage ihre Zustimmung erklärt, erfolgte am 18. Jan. 1871 in dem Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles in Gegenwart der im Hauptquartier anwesenden Fürsten und der Heerführer die Proklamation des deutschen Kaiserreichs. Nachdem der König eine kurze Ansprache an die Souveraine verlesen, las Bismarck die „Ansprache an das deutsche Volk" vor. Dieselbe hat folgenden Wortlaut:

„An das deutsche Volk.

Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871.

Wilhelm."

Nun trat der Großherzog von Baden „mit der ihm so eigenen, natürlich-ruhigen Würde" vor und rief laut: „Es lebe Se. Kaiserliche Majestät, der Kaiser Wilhelm!" Der Kronprinz beugte ein Knie vor dem Kaiser und küßte ihm die Hand, worauf der Vater ihn in tiefer Bewegung umarmte. Deutschland hatte wieder einen Kaiser.

Der erste Deutsche Reichstag ward am 21. März 1871 mit folgender Thronrede eröffnet:

„Geehrte Herren!

Wenn Ich nach dem glorreichen, aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum erstenmale den Deutschen Reichstag um Mich versammelt sehe, so drängt es Mich vor allem, Meinem demütigen Danke gegen Gott Ausdruck

zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmut und die Manneszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat.

Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesamte Nation sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen, wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren.

Es hat Mir zur besonderen Genugthuung gereicht, in diesem Geiste des Friedens inmitten des schweren Krieges, den wir führten, die Stimme Deutschlands bei den Verhandlungen geltend zu machen, welche auf der durch die vermittelnden Bestrebungen Meines auswärtigen Amtes herbeigeführten Konferenz in London ihren befriedigenden Abschluß gefunden haben.

Der ehrenvolle Beruf des ersten Deutschen Reichstages wird es zunächst sein, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und den Dank des Vaterlandes denen zu bethätigen, welche den Sieg mit ihrem Blut und Leben bezahlt haben; gleichzeitig werden Sie, geehrte Herren, die Arbeiten beginnen, durch welche die Organe des Deutschen Reiches zur Erfüllung der Aufgabe zusammenwirken, welche die Verfassung Ihnen stellt: „zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechtes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes.“ — —

Die Lage der für Deutschland rückerworbenen Gebiete wird eine Reihe von Maßregeln erheischen, für welche durch die Reichsgesetzgebung die Grundlagen zu schaffen sind. Ein Gesetz über die Pensionen der Offiziere und Soldaten und über die Unterstützung ihrer

Hinterbliebenen soll für das gesamte deutsche Heer die Ansprüche gleichmäßig regeln, welche der gleichen Hingebung für das Vaterland an den Dank der Nation zustehen.

Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

An demselben Tage erhob der dankbare König den Kanzler des neuen Reiches, Graf Bismarck, zum Fürsten und wies ihm wertvolle Ländereien im Herzogtume Lauenburg zu. Nicht minder verdient waren die „Dotationen", welche im Gesamtbetrage von 4 Millionen Thalern die thätigsten Heerführer und Staatsmänner erhielten: Prinz Friedrich Karl, Graf Moltke, Kriegsminister Roon, die Generale Manteuffel, Göben, Werder und Staatsminister Delbrück. Auch der braven Krieger ward gedacht, die „den Sieg mit ihrem Blut und Leben bezahlt hatten": Ein Invalidenfonds von 240 Millionen Thalern sollte zur Pflege der Verwundeten und zur Sorge für die Hinterbliebenen Gefallener, ein zweiter Fonds von 4 Mill. Thalern zur Unterstützung bedürftiger Reservisten und Landwehrmänner dienen.

Träger der neuen Reichsregierung sind das Oberhaupt, der Kaiser, ihm zur Seite stehend der Reichskanzler, der Bundesrat, welcher die 58 Vertreter der 26 Bundesregierungen umfaßt, und der Reichstag, die Vertretung des deutschen Volkes.

Das Kaisertum ist erblich in dem Hause Hohenzollern. Der jedesmalige König von Preußen ist deutscher Kaiser. Ihm steht die ausübende Gewalt zu. Er beruft Bundestag und Reichstag, beantragt Reichsgesetze, hat die äußere Vertretung des Reiches in Abschließung von Bündnissen und Verträgen, ernennt die Reichsbeamten, insbesondere die auswärtigen Vertreter des Reiches, führt den Oberbefehl über die gesamte Armee und die kaiserliche Flotte, die Regierung des Reichslandes Elsaß-Lothringen und vollstreckt die etwa vom Bundesrat gegen ein Bundesmitglied beschlossene Exekution; mit Zustimmung des Bundesrats erklärt er den Krieg.

Im Bundesrat hat Preußen siebenzehn Stimmen, Baiern acht, Sachsen und Württemberg je vier, Baden und Hessen je drei, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je zwei, die übrigen Staaten je eine. Außer den oben angedeuteten Befugnissen steht ihm die Vorberatung der Gesetzesvorlagen des Kaisers an den Reichstag, sowie die Bestätigung oder Ablehnung der aus dem Reichstag selbst hervorgehenden Anträge, auch die Zustimmung zur Auflösung desselben zu.

Der Reichstag wird zusammengesetzt aus den Vertretern des deutschen Volkes, von denen auf je 100 000 Bewohner je einer

kommen sollte. Er zählt indes nur 397 Mitglieder. Wahlfähig, sowohl aktiv als passiv, ist jeder unbescholtene, nicht Armenunterstützung genießende Deutsche, der das 25. Jahr zurückgelegt hat und nicht zur Wahlzeit dem Soldatenstand angehört. Die Wahl geschieht direkt durch geheime Stimmenabgabe mittelst eines Wahlzettels.

In allen gemeinsamen Angelegenheiten untersteht der einzelne Bundesstaat der Reichsgewalt.

Einheitliche Regelung erfuhren Münzen, Maße und Gewichte durch Einführung des Dezimalsystems. Anstatt der Silberwährung ward die Goldwährung festgestellt. Die preußische Bank in Berlin wurde zur Reichsbank erhoben.

Unter Beibehaltung gewisser Sonderrechte in Süddeutschland brachte man möglichste Einheit in das Post-, Telegraphie- und Eisenbahnwesen. Ein Weltpostkongreß in Bern 1874 rief den Weltpostverein ins Leben (1880), der jetzt die ganze Kulturwelt umfaßt.

In die Reichskasse fließen außer den bedeutenden Einnahmen aus Post und Telegraphie die indirekten Steuern, nämlich Stempel- und Verbrauchssteuern auf Brantwein, Bier, Tabak, Zucker, Salz, sowie Einfuhrzölle, bei welchen allmählich mehr das Schutzzollsystem zur Anwendung kam. Soweit diese durch die Einzelstaaten erhobenen Einnahmen die Bedürfnisse des Reiches nicht decken, zahlen erstere nach der Kopfzahl Matrikularbeiträge. Das Reichsschatzamt ist für das Finanzwesen oberste Verwaltungsbehörde.

Die allgemeine Wehrpflicht Preußens ist für ganz Deutschland durchgeführt. Jeder wird mit vollendetem 20. Lebensjahre dienstpflichtig und gehört zuerst sieben Jahre lang dem stehenden Heere an, nämlich drei Jahre bei der Fahne, vier in der Reserve, dann fünf Jahre der Landwehr 1. Aufgebotes, sieben der Landwehr 2. Aufgebotes an. Am 1. Okt. 1890 ward die Friedenspräsenzstärke auf 486 983 Mann, d. h. 1% der Bevölkerung festgestellt. Dazu kommt im Fall eines Krieges zur Verteidigung des Vaterlandes der Landsturm, dessen 1. Aufgebot die wegen teilweiser Untauglichkeit nicht ausgebildeten Mannschaften bis zum vollendeten 39. Lebensjahr, dessen 2. Aufgebot die ehemaligen Landwehrpflichtigen bis zum 45. Lebensjahr umfaßt. Das Heer besteht aus zwanzig Armeekorps, von welchen die ersten elf, das XVII. (westpreußische) und das Gardekorps Preußen angehören. Die Nummern der alten elf sind: I. das preußische, II. das pommersche, III. das brandenburgische, IV. das sächsische, V. das posensche, VI. das schlesische, VII. das westfälische, VIII. das rheinische, IX. das schleswig-holsteinische, X. das hannoversche, XI. das hessen-nassauische. Dem IX., X. und XI. sind die Truppen der norddeutschen Kleinstaaten zuerteilt. Das königlich sächsische Korps ist das XII., das württembergische das XIII., das badische das XIV.; das XV. und XVI. rekrutiert sich aus Elsaß-Lothringen; XVIII. und XIX. umfassen die beiden bairischen Korps. Die Verwaltung der den drei kleineren Königreichen angehörenden Truppen

unterſteht noch den Kriegsminiſterien derſelben. Konnte König Wilhelm in Erinnerung an die ruhmvolle Geſchichte der preußiſchen Truppen es nicht über ſich gewinnen, von einem kaiſerlichen Heere zu hören, ſo verſtand er ſich leicht dazu, die neugeſchaffene Kriegsflotte als ausſchließliche Reichsſache zu behandeln. Kiel und Wilhelmshaven wurden zu Reichskriegshäfen erhoben, ein Beweis, wie ſelbſt in Einzelheiten das Königswort ſeine Berechtigung beſitzt: „Nur Deutſchland hat gewonnen, was Preußen erworben.“

Jeder Angehörige eines Bundesſtaates beſitzt auch das Indigenat für das Deutſche Reich, das Recht der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, Anſpruch auf Unterſtützung an dem Wohnſitze, an welchem er nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre ſeinen Aufenthalt hatte. Die Gewerbeordnung ließ übrigens zur Kontrolle über die Ausbildung der Lehrlinge die Errichtung freier Innungen zu. Für die öffentliche Geſundheitspflege ſorgt das Reichsgeſundheitsamt. Für die Erhaltung der Sittlichkeit, gegen den Mißbrauch der Preſſe, zum Schutz des geiſtigen Eigentums traf man nach und nach verſtändige Anordnungen.

Von größter Bedeutung iſt die angebahnte Schöpfung eines einheitlichen Rechts. Das Strafgeſetzbuch iſt bereits feſtgeſtellt, auch das Handels- und Wechſelrecht geordnet; das bürgerliche Recht im Entwurfe fertig. Auch das Gerichtsverfahren und die Gerichtsverfaſſung ſind einheitlich geregelt. Für Civilſachen bildet die erſte Inſtanz das Amtsgericht, bei größeren Streitobjekten das Landgericht, welches zugleich erſte Berufungsinſtanz iſt, während weitere Berufungen an die Oberlandesgerichte gehen, deren jede Provinz eins, nur Heſſen-Naſſau zwei beſitzt. Kleinere Strafſachen kommen vor das Schöffengericht, welches der Amtsrichter und zwei aus der Gemeinde gewählte Schöffen bilden. Eine ähnliche Kammer bildet das Landgericht für Handelsſachen. Über größere Vergehen und einzelne Verbrechen urteilt die Strafkammer des Landgerichts, über größere Verbrechen das aus drei Landrichtern und zwölf ausgelosten bürgerlichen Geſchworenen beſtehende Schwurgericht. Oberſte Berufungsſtelle und höchſter Gerichtshof, daher auch zuſtändiges Gericht für Hoch- und Landesverrat gegen Kaiſer und Reich iſt das Reichsgericht in Leipzig. Staatsanwälte erheben die Anklage bei Verbrechen namens des Staates, für das Reich der Oberreichsanwalt. Den Rechtsanwälten ſind die Gerichte beſtimmt, bei welchen ſie zugelaſſen werden zur Führung der Prozeſſe für ihre Klienten. Die freiwillige Gerichtsbarkeit, wie ſie bei Kauf- und Erbverträgen, bei Aufſtellung von Teſtamenten eintritt, blieb der Ordnung der Einzelſtaaten überlaſſen.

Für Preußen wurde jetzt die Selbſtverwaltung der Gemeinde, des Kreiſes und der Provinz durchgeführt. Für Städte und Landgemeinden beſtehen beſondere Ordnungen. Die Verwaltung des Kreiſes führt der Landrat mit dem aus ſechs Mitgliedern zuſammengeſetzten Kreisausſchuſſe; Vertreter des Großgrundbeſitzes, der Landgemeinden

und Städte bilden den Kreistag, der über Kreisangelegenheiten zu entscheiden hat. Größere Städte können für sich einen Stadtkreis bilden, dessen Verwaltung dann der Stadtausschuß und der Bürgermeister führen. Sämtliche Kreise einer Provinz schließen sich zusammen zum Provinzialverbande, der entsprechend der Kreisverwaltung unter der Verwaltung des Landesdirektors, des Provinzialausschusses und des Provinziallandtags steht. Das Landarmenwesen, die Aufsicht und Sorge für Irre, Taubstumme, Blinde gehören zur Provinzialverwaltung. Klagen von Staatsbürgern gegen Beamte oder Behörden gelangen vor die Verwaltungsgerichte; oberste Instanz ist das Oberverwaltungsgericht.

Die evangelische Kirche wird verwaltet nach einer bestimmten Kirchengemeinde- und Synodalordnung. Kirchenräte (Presbyterien) und Gemeindevertretung haben über die Angelegenheiten der einzelnen Gemeinde zu beschließen. Entsprechend der Ordnung des Verwaltungswesens der Civilgemeinde bestehen hier Kreissynoden, Provinzialsynoden und für die alten neun Provinzen die Generalsynode, der zugleich die Kirchengesetzgebung zusteht. Der Staat hat sich Aufsichts- und Mitwirkungsrechte vorbehalten. Summus episcopus ist der König.

Irrige Auffassung des am 18. Juli 1870 vom Vatikanischen Konzil ausgesprochenen Dogmas von dem unfehlbaren Lehramt des Papstes erweckte einerseits die unbegründete Furcht vor Übergriffen der katholischen Kirche, anderseits die ebenso falsche Hoffnung einer großen, zur Schöpfung einer Nationalkirche auszunutzenden Spaltung derselben. Schon im Oktober des Jahres 1870 äußerte Bismarck die Absicht, nach Beendigung des Krieges gegen die Unfehlbarkeit vorgehen zu wollen. In weiten Kreisen des nichtkatholischen Teiles der Bevölkerung herrschte schon Erregung gegen die katholische Kirche, durch kirchenfeindliche Elemente in Wort und Schrift genährt, namentlich gegen die geistlichen Orden. Die wachsenden Angriffe gegen diese Einrichtung der Kirche mahnte hinwiederum die Angehörigen derselben, sich zu wappnen zur Abwehr. So entstand zunächst in dem Preußischen Landtag, dann auch in dem Deutschen Reichstag die politische Partei des „Centrums", so genannt von ihrem Platze in den beiden Häusern. Die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes, welche das Königreich Italien durch Besetzung Roms besiegelte, ließ die Gegensätze zwischen den kirchlichen und kirchenfeindlichen Kreisen auch der außeritalischen Völker schärfer hervortreten. Betrachteten die einen jenes Ereignis als eine rein innere Angelegenheit Italiens, so sahen die anderen eine Verletzung der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und verlangten, freilich ohne Erfolg, die Aufnahme der dieselbe gewährleistenden Artikel 15 und 18 der Preußischen Verfassung in die Reichsverfassung. Dieses Vorspiel leitete den traurigen „Kulturkampf" ein, dessen Führung dem Kultusminister Falk zufiel. Zuerst erfolgte die Aufhebung der seit 1841 bestehenden katholischen Abteilung des Kultusministeriums; dann die Maßregelung und Gehaltssperre des

Bischofs Philipp Krementz von Ermeland — des jetzigen Kardinal-Erzbischofs von Köln —, weil er zwei altkatholische Geistliche seiner Diöcese nicht von der über sie verhängten Kirchenstrafe entband, die Suspension des katholischen Feldpropstes Namszanowski und die Aufhebung dieser Stelle; mit dem „Kanzelparagraphen" verhinderte man die Besprechung der gegen die Kirche gerichteten Anordnungen in der Predigt (1871). Das „Schulaufsichtsgesetz" (1872) entzog den Organen der Kirche mit der Aufsicht über die Schule die Möglichkeit, die christliche Erziehung der Jugend zu beaufsichtigen und zu befördern. In den Ruf zur Schlacht stimmte auch Baiern unter Leitung seines katholisch getauften Kultusministers Lutz ein. Ein Reichsgesetz (1872) verwies den mehr gefürchteten als gekannten Jesuitenorden aus dem Reiche. Das gleiche Schicksal traf im Mai 1873 die angeblich der Gesellschaft Jesu „verwandten" Orden der Redemptoristen und Lazaristen. Trotz aller Einsprachen von kirchlicher Seite, aller wuchtigen Reden von Centrumsmännern wie des edeln Westfalen Mallinckrodt, des schlagfertigen „Welfen" Windhorst, des rheinischen Brüderpaares Reichensperger und anderer Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht beschloß der Preußische Landtag die sogen. „Maigesetze" (9.—13. Mai 1873) über die Vorbildung, Anstellung und Entlassung der Geistlichen, die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel und errichtete den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten. Die Bischöfe legten Verwahrung ein und leisteten passiven Widerstand. Der weitaus größte Teil der katholischen Bevölkerung sprach in den Wahlen seine Unzufriedenheit über diese Gesetze aus. Es erfolgten Verwaltungsmaßregeln, Absetzung, Verhaftung von Bischöfen, welche den Unmut der Katholiken nur vermehrten, das Sperrgesetz (1875), vom Volke scherzweise als Brotkorbgesetz verspottet, das seinen Zweck, durch Einstellung der dem Staate obliegenden Leistungen für Bistümer, geistliche Institute und Personen, also durch Entziehung der materiellen Mittel, den Widerstand auf geistigem Gebiet zu brechen völlig verfehlte, ferner das Klostergesetz (31. Mai 1875), welches die meisten übrigen klösterlichen Genossenschaften aufhob, endlich das Altkatholikengesetz (4. Juli 1875), welches eine Anzahl katholischer Kirchen den Altkatholiken zur Mitbenutzung überwies. Ein Briefwechsel zwischen dem Papste Pius IX. und Kaiser Wilhelm I. (1873) hatte keinen Erfolg, auf ein Rundschreiben des ersteren (1875) gab der Staat gleichsam Antwort durch die Gefangennahme der Erzbischöfe Melchers von Köln und Ledochowski von Posen-Gnesen, jetzt Kardinäle in Rom. Den Mordanfall des Tischlergesellen Kullmann aus Magdeburg, eines ganz verkommenen Subjekts, auf den Fürsten Bismarck, hing man dem Centrum an die Rockschöße. Unterdessen stellten sich fast allenthalben die praktischen Folgen des traurigen Streites ein: die Pfarreien verwaisten, die Gemeinden blieben ohne Gottesdienst, die Sterbenden ohne die Tröstungen der Kirche; Amtshandlungen von Geistlichen in fremden Gemeinden führten zu Haftstrafen und Verbannungen, die Jugend

verwilderte, der Groll wuchs. Erst nach dem Abgange des Ministers Falk führten die Verhandlungen zwischen der Regierung und dem päpstlichen Stuhle, welchen nach dem Tode des edeln Pius IX. der weise Leo XIII. bestiegen hatte, allmählich zu einem Ausgleiche. Die Maigesetze wurden zuerst milder gehandhabt, dann ersetzt durch verständigere Bestimmungen, die Staatsleistungen wieder aufgenommen, die Seelsorge nach und nach durch Zulassung von Amtshandlungen, durch Einsetzung von Pfarrverwesern ermöglicht. Auch die noch lebenden Bischöfe kehrten außer den beiden Erzbischöfen von Köln und Posen in ihre Bistümer zurück. Der Bischof Martin von Paderborn war in der Verbannung gestorben. Eine Vereinbarung zwischen Staat und Kirche regelte die Anzeige bei Anstellung der Pfarrer. Die Staatspfarrer unterwarfen sich den kirchlichen Oberen oder schieden aus den Stellen. Von den Ordensgesellschaften durften seit 1887 wieder die meisten zurückkehren und Niederlassungen, freilich in beschränktem Maße, gründen. Der gewaltige Kanzler, welcher den Kampf eingeleitet, hatte rechtzeitig die Einsicht gewonnen, daß derselbe mehr dem Staate als der Kirche Schaden bringe; Umkehr vom falschen Weg bringt keine Schande, sondern Ehre, zeugt nicht von Thorheit, sondern von Klugheit. Aber wie Bismarck die Anerkennung gebührt, daß er beizeiten einlenkte, so ist nicht zu vergessen, daß die feste Haltung des katholischen Volkes und seiner Vertreter es war, welche zur Besinnung brachten; endlich aber berücksichtige man das persönliche Entgegenkommen der beiden Träger der obersten Gewalt in Kirche und Staat. Zwei grauenhafte Mordanschläge wider das Haupt des greisen Kaisers, innerhalb weniger Wochen durch zwei Revolutionäre versucht (11. Mai und 2. Juni 1878) und nur durch Gottes Schutz vereitelt, ließen in einen gähnenden Abgrund sittlicher Verwilderung blicken und eröffneten unendlich trübe Aussicht für die Zukunft. Schmerz und Wut zerrissen das Gemüt des treuen Volkes. Man fluchte den Mörderhänden und flehte zu Gott um das Leben des Herrschers. Das Herz des Königs schauderte bei dem Gedanken, daß die bereits begonnene Verrohung eines großen Teiles des niederen Volkes weiter um sich greifen könnte. Sein gläubiger Sinn erkannte in der Religion den sichersten Damm gegen die von dem unreinen Geiste der Empörung wider alle Ordnung drohenden Gefahren. Die schmerzlich bewegte Teilnahme, welche der Stellvertreter Christi in einem Schreiben an den Kaiser bekundete, that dem weit mehr im Gemüte als körperlich verwundeten Monarchen wohl, und der Kronprinz, welcher während der Behinderung seines Vaters die Regierungsgeschäfte leitete, benutzte gerne die Gelegenheit des Dankes für die bewiesene Teilnahme zum Ausdrucke des aufrichtigen Wunsches, eine Versöhnung herbeizuführen. Auch ein späterer persönlicher Besuch des Kronprinzen (1883) bei dem hl. Vater trug dazu bei, das alte gute Verhältnis zwischen den beiden Gewalten wiederherzustellen, welches hoffentlich keine Trübung mehr erleidet. Das Einvernehmen von Kirche und Staat ist das festeste Bollwerk

gegen die Stürme wider die bestehende Ordnung der Gesellschaft, wie sie ausgingen und ausgehen von der Partei der Sozialdemokraten.

Der Mann, welcher einst nach seiner Rückkehr aus England im Juni 1848 allen unruhigen Elementen den festen Willen bekundet hatte, mit aller Macht die Ordnung aufrecht zu erhalten, da er erklärte: „Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mich mit meiner ganzen Kraft streben; das ist mein Beruf“: derselbe Mann entnahm aus dem schweren Leid, das er erfahren, nur die Mahnung zur Selbstprüfung und zu ernster Thätigkeit für die Besserung der sozialen Zustände. „Die schmerzlichen Erfahrungen, welche mich persönlich betroffen“ — sprach er am 5. Dez. 1878 zu dem Staatsministerium —, „haben wunde Stellen in unseren gesamten gesellschaftlichen Verhältnissen aufgedeckt und erkennen lassen, welche nur von der starken Hand des Gesetzes geheilt werden können. Wird dadurch eine Heilung dieser Wunden erreicht, so will ich gern für das allgemeine Wohl geblutet haben.“

Suchte man zunächst durch ein später wieder aufgehobenes Ausnahmegesetz, das sogen. Sozialistengesetz, welches Ausweisung sozialistischer Führer und Verhängung des Belagerungszustandes in den großen Städten gestattete, durch Zwang den staatsgefährlichen Umtrieben der Unterwühler aller Ordnung entgegenzutreten, so erblickte der edle Fürst selbst das beste Mittel zur „Heilung der sozialen Schäden“ nicht so sehr „im Wege der Repression sozial-demokratischer Ausschreitungen“, als vielmehr auf dem Wege „der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter“. Geleitet von dem innigen Wunsche, „dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen“, bahnte der 84jährige Greis die Sozialgesetzgebung an, welche den glänzendsten Beweis seiner ebenso großartigen Pflichttreue als seiner wahrhaft väterlichen Fürsorge für alle seine Unterthanen lieferte. Das Krankenversicherungsgesetz vom Jahre 1883 ordnete die Errichtung von Kassen an, welche für den erkrankten Arbeiter nicht nur die Kosten der Krankheit, sondern auch Ersatz für den ausfallenden Arbeitslohn zu leisten haben. Zur Schadloshaltung bei eintretender Erwerbsunfähigkeit infolge Unfalls traf das Unfallversicherungsgesetz von 1884 wohlthätige Einrichtungen. Ein Jahr nach dem Tode des königlichen Arbeiterfreundes kam das Alters- und Invaliditätsgesetz zu stande (1889), welches 1891 in Kraft trat. Es sichert dem durch Alter oder andauerndes Siechtum erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter mit Unterstützung des Staates ein gewisses Einkommen. Das Arbeiterschutzgesetz von 1891 schützt den Arbeiter gegen unrechte Ausbeutung seiner Kraft, gegen Gefährdung seiner materiellen und moralischen Sicherheit. Der Sozialdemokrat aber weiß diese Fürsorge nicht zu schätzen und strebt nur danach, auf den Trümmern der bestehenden „verderblichen und ungerechten“ (Singer)

Ordnung der Gesellschaft eine seinen Weltanschauungen entsprechende Willkürherrschaft einzurichten. Die Angriffe der ihren Wortführern blind folgenden, irregeleiteten Partei richten sich gegen die Religion, gegen den Staat, die Ehe und Familie, endlich gegen das Privateigentum. Sie haben zu ihren Glaubensartikeln erhoben Schlagwörter, wie das von dem geistreichen, aber antichristlichen Proudhon ausgesprochene: „Eigentum ist Diebstahl", das von Scholl (Stuttgart 6. Jan. 1871) gesagte: „Gott ist das Asyl der Dummheit, das größte Übel in der Welt", daneben die Erklärung der Gothaer Versammlung von 1875: „Religion ist Privatsache", und Bebels Lehrsatz: „Die Ehe ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs".

Die Heimat des Sozialismus ist Frankreich, von wo aus das von Rousseau verbreitete Evangelium des Kommunismus, der alles gleichmachenden Tyrannei, seinen Eingang in unser Vaterland fand. Louis Blanc forderte für den Arbeiter das Recht auf Arbeit und die Organisation der Arbeit durch den Staat. Diese Forderung setzten die Arbeiter, der vierte Stand, schon 1848 in Paris durch und erlangten auf eine Zeit lang wirklich die Errichtung von Nationalwerkstätten, die sich aber keines langen Daseins erfreuten. Die Erhebung der Massen mußte damals wie im Jahre 1871 durch Gewalt niedergeworfen werden.

Der Begründer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland war der Jude Ferdinand Lassalle, der im Jahre 1848 im Bunde mit anderen Sozialisten wie Engels, Marx, Wolff der Revolution ein sozialistisches Gepräge zu geben versuchte und 1862 in einem Vortrag „über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" nachweisen wollte, daß die Revolution von 1848 den vierten Stand zur herrschenden Rolle im Staatsleben berufen habe. Seine Verurteilung (16. Jan. 1863) machte den geckenhaften Egoisten zum volkstümlichsten Mann in der Arbeiterwelt. Auf eine Anfrage des Arbeitervereins „Vorwärts" in Leipzig über die Arbeiterbewegung stellte er (1. März 1863) in einem „offenen Antwortschreiben" den Satz des Engländers Ricardo, daß der Preis der Arbeitskraft, der Lohn, bestimmt werde durch die zur Erhaltung des Arbeiters nötigen Lebensmittel, als „ehernes Lohngesetz" hin, welches beseitigt werden müsse. Eine andere Phrase des „Messias" der Arbeiter, die Forderung des „unverkürzten Arbeitsertrags" hat selbst der geistige Vater der deutschen Sozialdemokratie, Karl Marx († 1884), als undurchführbar betrachtet.

Da die Menschen von Natur nach körperlichen wie nach geistigen Anlagen verschieden sind, so ist auch die soziale Ungleichheit in der Natur begründet und kann nicht aus der Welt geschafft werden. Man setze zu gleicher Zeit zwei gleichstarke Samenkerne in denselben Boden, pflege sie mit gleicher Sorgfalt und Liebe, und doch werden die Stämme, die sich daraus entwickeln, sich an Größe und Stärke,

an Zahl der Blüten und Früchte, an Dauer und Segen unterscheiden. Was aber der treueste Gärtner in der vernunftlosen Natur nicht erreichen kann, wie soll das beim Menschen durchführbar sein? Gerade der Kommunismus würde die größte Ungerechtigkeit und Ungleichheit, die schrankenloseste Willkür und Gewalt in unmittelbarem Gefolge haben. Wenn aber der Sozialismus die freie Entscheidung des Einzelnen in Bezug auf Beruf, Erwerb und Eigentum einer Neuordnung durch Staatsgewalt unterwerfen will, so verletzt er das wahrhaft Gleiche der Menschheit, die Freiheit des Willens und das allgemein verbindliche Sittengesetz. Er begeht das schreiendste Unrecht dadurch, daß er der Beschaffenheit des Einzelnen nicht Rechnung trägt. Wie zwei Menschen nach ihrer verschiedenen physischen Beschaffenheit, nach verschiedenen Kräften verschiedenes Maß der Arbeit leisten, verschiedenes Maß des Nahrungsbedürfnisses haben und verschiedene Befriedigung empfinden, so werden sie auch in ideeller Beziehung ihre Zufriedenheit nicht teilen können. Geht auch Besitz und Kapital aus der Hand des Einzelnen an eine Gesamtheit über, die dann wieder die Güter nach Arbeitsleistung verteilt, so tritt sofort wieder die Ungleichheit des Einzelbesitzes ein. Die individuelle Arbeitskraft steht unter der Herrschaft der Maschine, die eben durch das Kapital beschafft wird. Dieses aber befindet sich entweder in der Hand Einzelner oder der Gesamtheit. Wenn nun Marx die Expropriation des Produktivkapitals durch die Gesellschaft und Kollektivorganisation der Nationalarbeit fordert, so verlangt er weiter nichts als Umsturz aller bestehenden Verhältnisse. Der Volksstaat aber, den seine Nachbeter vorhaben, kann nie verwirklicht werden, weil soviel Köpfe, so viele Sinne in den Sozialdemokraten herrschen, und die Führer der Revolution, wie stets, die Massen zwar in Bewegung setzen, nicht aber lenken und zügeln können.

Der Staat ist durch seine Arbeitergesetzgebung dem Sozialismus fast weiter, als er durfte, entgegengekommen und hat bis jetzt nur Undank geerntet. Es war ein Akt ebenso hoher Weisheit als wahrhaft königlicher Fürsorge, daß der Enkel des Kaisers, welcher die Sozialgesetzgebung begann, die soziale Frage zum Gegenstand einer in Berlin tagenden internationalen Arbeiterschutzkonferenz (März 1890) machte. Alle staatserhaltenden politischen Parteien wenden in jeder Reichstagssitzung ihre Beredsamkeit an, die schon ziemlich starke Fraktion der Sozialdemokraten zu belehren und ad absurdum zu führen; aber alle Vernunftgründe, alle Beweise aus Recht und Gewissen prallen an den Eisenschädeln der Liebknecht, Bebel und Genossen ab. Der Kampf um Prinzipien wird nicht in Parlamenten entschieden, sondern in und durch das Volk. Gleichwie aber der Kranke gerade die Arznei am meisten scheut, welche ihm am wohlthätigsten ist, so fürchtet und haßt die Sozialdemokratie am ärgsten die Religion und ihre Diener. Ihr Abscheu verrät ihr Gegengift: die religiöse Erziehung. In richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung sprach Kaiser Wilhelm I. das Wort: „Die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster gefaßt

werden", und sein Enkel hält an diesem Worte fest zum Heile des Vaterlandes.

Vierhundert Jahre hatte Deutschland infolge seiner religiösen und politischen Zerrissenheit und Schwäche versäumt, bei der Teilung der neuentdeckten Ländermassen mit den anderen Staaten zuzugreifen. Da sich unter dem Aufblühen der Industrie sein Handel zum Welthandel entwickelte, konnte es auch daran denken, in den kolonialen Wettbewerb mit den anderen Nationen zu treten. Nur der dunkle Erdteil war noch ungeteilt. Ihn hatten gerade Deutsche wie Vogel, Beurmann, van der Decken, Schweinfurth, Pechuel-Lösche u. a., zuletzt Rohlfs, Dr. Nachtigal, Pogge und Wißmann durchforscht; Bremer und Hamburger Kaufleute hatten hier Faktoreien errichtet. Schon 1880 trat Fürst Bismarck der Erwerbung von Kolonieen näher, fand aber in seinen Absichten auf den Samoaarchipel in der Südsee bei dem Reichstage nicht die nötige Unterstützung. Englischer und amerikanischer Neid verursachte hier später dem Deutschen Reiche Unannehmlichkeiten; ein Wirbelsturm brachte der hier stationierten deutschen Flotille teils Untergang, teils schwere Schädigung. Eine zu Berlin zusammentretende Konferenz regelte die Schiffahrts- und Handelsverhältnisse auf dem Riesenstrome Afrikas, dem Kongo, und in dem Gebiete des Niger. Der hier geschaffene „Kongostaat" ward der Oberhoheit des Königs Leopold von Belgien unterstellt. Das erste Gebiet, welches das Deutsche Reich unter seinen Schutz nahm (1884), war das von der Bremer Firma Lüderitz nördlich des Oranjefluß erworbene Gebiet von Angra-Pequena, welches die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" durch das Namaqua- und Damaraland erweiterte. Leider ist der einzige gute Hafen in der Walfischbai in den Händen der Engländer. — Weitere Erwerbungen an der Westküste waren Kamerun an der Bai von Biafra und westlich vom Nigerdelta Togoland. Der Hauptausfuhrartikel aus diesen Gegenden ist außer Elfenbein das wertvolle Palmöl. — Von größerer Bedeutung war der Erwerb des hinter dem Inselchen Sansibar liegenden Küstenstrichs, der anfangs gepachtet, dann gekauft ward. Seine nördliche Grenze bildet der Umbafluß bei Wanga; sie umschließt den höchsten Berg Afrikas, den 6000 m hohen Kilima-Ndscharo, durchschneidet auf dem 1° südl. Br. den Viktoria Njansa, umgeht aber den Mfumbiroberg südlich. Im Osten trennt der Tanganikasee das Gebiet vom Kongostaat. Vom portugiesischen Gebiete im Süden wird es geschieden durch den Rovumafluß, den Njassasee und den in denselben mündenden Songwa. Die wichtigsten Punkte an der Küste sind Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar es Salaam und Lindi. Schon erhoben sich hier blühende Missionsanstalten und Plantagen, da brach ein Aufstand der in ihrem Einflusse und in dem ebenso einträglichen, als grauenhaften Sklavenhandel geschädigten Araber aus und mußte von dem mit Land und Leuten vertrauten, mit Kraft und Klugheit wohlgerüsteten Reichskommissar Wißmann niedergeworfen

werden (1889). — Das weiter nördlich erworbene Witugebiet und Somaliland ward im Jahre 1890 abgetreten gegen die Insel Helgoland, welche 1714 in die Hände der Dänen, 1808 in die der Engländer gekommen war. Über den Wert der Wacht in der Nordsee steht der Zukunft das Urteil zu. — Zur Verbindung mit den neuen Besitzungen sind seit 1885 Postdampferlinien eingerichtet.

Auch in der Südsee gewann Deutschland trotz des Mißerfolgs von Samoa Kolonieen: 1. ein großes Gebiet im Nordosten der reichen, aber schwer auszubeutenden Insel Neu-Guinea, welches den Namen Kaiser-Wilhelms-Land erhielt (1884), 2. die unter der Bezeichnung „Bismarcksarchipel" begriffenen benachbarten Inselgruppen mit Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover, 3. die Gruppe der Marschallinseln und Brown- und Providenceinseln. Einen über den Besitz der Karolinen mit Spanien sich entspinnenden Streit schlichtete der vom Fürsten Bismarck als Schiedsrichter vorgeschlagene Papst Leo XIII., indem er das Vorrecht Spaniens anerkannte.

Getreu seiner Verheißung, ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens zu sein, strebte der Kaiser danach, jegliches Mißtrauen der auswärtigen Mächte zu zerstreuen, und wenn der Frieden vor allem mit Frankreich bestehen blieb, so ist es wahrlich nicht dessen, sondern Deutschlands Verdienst, welches, auch gereizt und herausgefordert, an sich gehalten hat. Den Bemühungen des Nestors unter den Fürsten der Welt gelang es, Österreich aus einem Feinde zu einem Freunde Deutschlands zu machen und es auch mit Rußland zu versöhnen. Das in Berlin geschlossene Dreikaiserbündnis (Sept. 1872) brach freilich durch den infolge slavischer Aufstände gegen die Türkei entstandenen russisch-türkischen Krieg (1877/78). Auf dem Berliner Kongreß (Juni-Juli 1878) vermittelte Deutschland zwar den Frieden zwischen den kriegführenden Parteien, verstimmte aber den russischen Freund, weil die Berliner Abmachungen die panslavistischen Absichten desselben auf die Balkanhalbinsel durchkreuzten: Rumänien und Serbien wurden unabhängige Fürstentümer, dann Königreiche, ersteres unter dem Hohenzoller Karl; Bulgarien ein Tributär-Fürstentum, welches auch Ostrumelien an sich riß; Bosnien und die Herzegowina kamen unter österreichische Verwaltung; die Insel Cypern nahm England voll treuer Fürsorge für das verwahrloste Land in seinen mütterlichen Schutz. Die wachsende Ungnade Rußlands nahm einen so bedrohlichen Charakter an, daß Deutschland auf seine Sicherheit bedacht sein mußte. Gleiche Gefahr schloß die Brüder zusammen: Der Abschluß des deutsch-österreichischen Schutzbündnisses im Sept. 1879, veröffentlicht erst 1888, war Bismarcks größte Friedensthat. Durch den Beitritt des Königs Humbert von Italien, des Nachfolgers Viktor Emanuels (1878), erweiterte sich das Bündnis 1883 zu dem (1887 und

1891 erneuerten) Dreibund, der Rußlands und Frankreichs böse Gedanken in Schach hält. Eine Zusammenkunft der drei Kaiser Wilhelm I., Franz Joseph und Alexander III., der seinem von den Nihilisten schändlich ermordeten Vater 1881 (31. März) auf den Thron gefolgt war, auf Schloß Skierniewice bei Warschau (15. bis 17. Sept. 1884) erweckte nur trügerische Hoffnungen. Rußland bewies seine Feindseligkeit in Ausfuhrverboten von Getreide, Ansammlung von Truppen an seiner Westgrenze und Koketterieen mit Frankreich (1891). Deutschland aber begnügte sich, seine Wehrkraft zu verstärken und durch seine Macht von Angriffen abzuschrecken. Des Kanzlers stolzes Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" erfüllte Zagende mit Zuversicht, und die einmütige Annahme des neuen Wehrgesetzes (1888) gab dem Kaiser starken Trost für die Zukunft, den letzten Trost.

Von der Fülle der Jahre gebeugt, erfuhr der Gründer des Deutschen Reichs gerade in dem letzten Jahre schmerzliche Prüfungen. Mit unendlichem Jubel hatte das Volk am 22. März 1887 den 90. Geburtstag des Kaisers begangen. Aber seit dem Beginn des Jahres war sein Sohn, der ritterliche Kronprinz Friedrich Wilhelm, die Liebe und Hoffnung des Volkes, von einem unheilbaren Halsübel ergriffen, welches ihn zum Aufenthalt in milderen Gegenden nötigte und schließlich eine nicht mehr rettende, aber doch erleichternde Operation erforderte. Der Held, der so oft dem Tode auf dem Schlachtfelde ins Auge geschaut, schritt in schmerzlichem Siechtum dem offenen Grabe entgegen. Zerschnitt das Leiden des Sohnes das Herz des Vaters, so traf ihn jetzt die Kunde von dem unerwarteten Tode eines Enkels, des blühenden Prinzen Ludwig von Baden. Der doppelte Kummer brach die Kraft des Greises. Als am 3. März 1888 die erste Nachricht von Erkrankung des geliebten Herrschers sich verbreitete, durchzitterte banges Ahnen das gesamte deutsche Volk. Am 9. März morgens $^1/_2$9 Uhr verschied der große Kaiser, beklagt von dem durch ihn geeinten Alldeutschland. Als der Kanzler dem versammelten Reichstage das Ableben seines Herrn verkündete und den letzten, mit zitternder Hand unterzeichneten Erlaß vorzeigte, welcher die Schließung desselben anordnete, und anfangs im Tone ruhiger Fassung, dann mit thränenerstickter Stimme mitteilte, wie den Hinscheidenden zwei Gedanken mit Befriedigung und Vertrauen erfüllten, die Teilnahme der Welt an dem Leiden seines Sohnes und das einmütige Zusammenhalten der deutschen Fürsten, Stämme und politischen Parteien für die Stärke des Reiches, da blieb kein Auge trocken, und ein stilles Gelöbnis besiegelte die kurz, aber treffend charakterisierenden Schlußworte des Kanzlers: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl, und vor allem die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns

hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue, treu bewahrt bleibe."

„Etwas in der Geschichte schwerlich Dagewesenes ist", um wieder Bismarcks Urteil (19. März 1888) zu gebrauchen, „die Teilnahme an dem Todesfalle eines Monarchen" in der Ausdehnung, wie sie sich weit über die Grenzen des Vaterlandes kundgab. „Es sind ja große Männer vorher gestorben, und wenn Napoleon I., wenn Peter der Große, wenn Ludwig XIV. aus diesem Leben schieden, so hat das gewiß in weiten Kreisen einen Wellenschlag gemacht; daß aber von den Antipoden und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, das ist eine in der Geschichte noch nicht dagewesene Thatsache; so hochgefürstet ist noch kein Monarch gewesen, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Teilnahme, ihre Trauer am Sarge zu erkennen gegeben haben." Diese allgemeine Verehrung ist der beste Beweis, daß seine Persönlichkeit „nach allen Seiten hin eine heilende und versöhnende Wirkung geübt."

Die ungeteilte Sympathie, welche sich bei dem Heimgange des Kaisers Wilhelm kundgegeben hatte, begleitete den todkranken Nachfolger auf den Thron. Hätte Kaiser Friedrich III. nicht schon als Kronprinz sich allgemeiner Liebe und Verehrung erfreut, sein erster Erlaß „An Mein Volk" vom 12. März würde ihm aller Herzen gewonnen haben. Das herzliche Vertrauen zu seinem getreuen Volke, das sich in demselben aussprach, der einfach reine Ernst, mit welchem er gelobte, ihm „ein gerechter und in Freud wie Leid ein getreuer König zu sein", fand ebenso reinen Wiederhall, den nur bange Sorge um das Leben des teueren Fürsten durch den Klang der Wehmut veredelte. Das meisterhafte Schreiben, durch welches er dem Reichskanzler mitteilte, daß auch er auf seine Dienste rechne, ist zugleich sein Regierungsprogramm. Wie es die Stetigkeit in den Staatseinrichtungen und Gesetzen betonte, so wahrte es die festen Grundlagen des preußischen Staates, die der Bundesstaaten und des Reiches, forderte aber auch die gleiche Achtung vor den Rechten des Kaisers. Mit Entschiedenheit ward der Grundsatz der religiösen Duldung ausgesprochen gegen alle Unterthanen ohne Unterschied des Bekenntnisses. „Ein jeglicher unter ihnen steht Meinem Herzen gleich nahe. Haben doch alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt." Auf sozialem Gebiet versprach der Erlaß warme Unterstützung aller Bestrebungen, „welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staates allen Übeln der Gesellschaft ein Ende zu machen". Über Reformen in Erziehung und Bildung der Jugend,

für Erhaltung der Wehrkraft, Finanzverwaltung, Selbstverwaltung der Kommunen, Vereinfachung des Verwaltungsapparats, Pflege der Kunst und Wissenschaft waren verheißende Andeutungen gegeben. Die Berufung an das einmütige Zusammenwirken aller Behörden, Beamten, Volksvertreter, an die „vertrauensvolle Lebens- und Mitarbeit sämtlicher Klassen der Bevölkerung Deutschlands und Preußens“ erfrischte, ermutigte, erhob. Und Europa vernahm aus dem Munde dessen, der das Schwert so trefflich geschwungen, mit Wonne das Friedenswort: „Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen.“

Die Geschichte der 99 Tage, welche Kaiser Friedrich III. regierte, ist die Geschichte seines Leidens. Mit bewunderungswürdiger Energie und Hingebung unterzog sich der Herrscher den aufreibenden Anstrengungen seiner hehren Pflichten trotz des furchtbaren Siechtums, das den Körper des Helden zernagte. Es war ihm nicht vergönnt, seine hohen Absichten zum Ziele zu führen; aber eins ward ihm zuteil, wie selten einem Herrscher: im Leiden fühlte er sich beglückt durch die unendliche Liebe seines Volkes. Die Thränen der Liebe und Treue, welche das deutsche Volk um seinen Liebling weinte, sie sind die schönsten Perlen in der deutschen Krone. Als der Tod den edlen Dulder von seiner Marter erlöste (am 15. Juni 1888), da ward der Thronerbe auch der Erbe der Treue seines Volkes. Wohl konnte man auf den entschlafenen Helden das Wort Grillparzers anwenden: „Der Tod begrub mit ihm einen reichen Besitz, aber noch reichere Hoffnungen“; aber wieviel mit ihm in die Gruft sinken mochte, das Vertrauen, die Zuversicht, die Liebe blieb. Und ob auch das Auge noch thränenfeucht war, es schaute mit freudigem Stolze auf den Kaiser, der in voller Jugendkraft, ausgestattet mit allen Gaben des Geistes und Gemütes, beseelt von dem festen Willen, im Geiste seiner großen Vorgänger zu wirken, gestützt von dem glänzenden Kreise hochgesinnter deutscher Fürsten, mit starker Hand das Scepter ergriff, „im Aufblick zu dem Könige aller Könige“.

Wilhelm II., geb. am 27. Jan. 1859, vermählt am 27. Febr. 1881 mit der Prinzessin Auguste Viktoria, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, erfüllt von dem echt hohenzollernschen Geiste der Pflichttreue, errang im Fluge die Achtung, ja die Bewunderung der Welt durch die Kraft und Weisheit, mit welcher er nach innen und außen seines Amtes waltet. Mit den auswärtigen Staaten suchte er durch herzliches Entgegenkommen, durch persönliche Besuche an den Höfen der übrigen Monarchen freundschaftliche und friedliche Beziehungen zu unterhalten. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er an der Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft in Heer und Marine und damit für die Sicherheit und Machtstellung des Reiches. Er, der selbst in Kassel auf der Schulbank des Gymnasiums

saß, wandte seine rege Fürsorge der Jugendbildung auf den höheren, wie in den Volksschulen zu. Mit überraschender Sicherheit und Klarheit übernahm er als ein „teures Vermächtnis“ seines Großvaters, die schwierige Aufgabe, „die von ihm begonnene sozialpolitische Gesetzgebung fortzuführen“. „Ich gebe Mich der Hoffnung nicht hin“, äußerte er in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstags am 22. Nov. 1888, „daß durch gesetzgeberische Maßnahmen die Not der Zeit und das menschliche Elend sich aus der Welt schaffen lassen, aber Ich erachte es doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Linderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Bethätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenden Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen.“ In der richtigen Erwägung, daß eine Besserung der in den Arbeiterverhältnissen herrschenden Mißstände bei dem internationalen Charakter der ganzen sozialistischen Bewegung auch nur auf dem Wege internationaler Verständigung herbeizuführen sei, veranlaßte er den Zusammentritt einer internationalen Arbeiterschutz-Konferenz, welche im März 1890 zu Berlin tagte.

Auf allen Gebieten zeigte der Kaiser, daß er ebenso befähigt, als gewillt ist, sich die Selbständigkeit seiner Entschließungen und Entscheidungen zu wahren. Und diese Unabhängigkeit konnte er auch dem bewährtesten Diener der Krone nicht opfern. Bei dem Charakter des eisernen Kanzlers konnten Meinungsverschiedenheiten zwischen dem selbständigen Herrscher und diesem auf die Dauer nicht ausbleiben. Am 20. März 1890 schied Fürst Bismarck aus seinem Amte und ward ersetzt durch den General von Caprivi, der infolge des Abschlusses der Handelsverträge mit auswärtigen Staaten zum Grafen erhoben ward (1892). Schmollend saß der Altreichskanzler „Herzog zu Lauenburg“ auf Friedrichsruhe im Sachsenwalde: da bot ihm Kaiser Wilhelm in hochherzigster Weise die Hand zur Aussöhnung. Zur Geburtstagsfeier des edlen Herrschers erschien Bismarck (am 26. Jan. 1894) in Berlin. Im Ausland wie im Inland erkannte man die hohe Bedeutung dieser Wiederversöhnung an. Ist aber auch nur damit ein alle Vaterlandsliebende schmerzlich berührendes Mißverhältnis zwischen dem einstigen Berater Kaiser Wilhelms I. und dem jetzigen Herrscher gehoben, so ist eben doch allen offenen und geheimen Feinden unseres Vaterlandes und der Ordnung eine Schadenfreude vergällt. Im März 1894 beendete ein Handelsvertrag auch den Zollkrieg mit Rußland. Unermüdlich wirkt und schafft der junge Monarch, sei es für die Wehrkraft des Reiches, sei es für Handel und Landwirtschaft oder Kirche und Schule und Wissenschaft, zum Heile des Vaterlandes.

Gott schütze und segne, Gott erhalte uns unseren frommen, gerechten, weisen und starken Kaiser und König

Wilhelm II.!

! L25 085